Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08174105 4

digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit

von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann,
Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf Paul von Hoensbroech

YORK
PUBLIC
LIBRARY

Band II
April 1903 — September 1903

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
296588
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1904 L

Alle Rechte vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Namen-Register.

Seite

Allier, Prof. Raoul, die Kabale der Frömmler 471 583
Archenhold, F. S., Direktor der Treptow-Sternwarte, der Mars und seine Rätsel 74
Bamberg, Geh. Oberschulrat Dr. Albert von, religiös-kirchliche Einigung 452
Beth, Privatdozent Lic. Dr. Karl, das erste der Berliner „Akademischen Bühnenspiele": Borngräbers „Giordano Bruno (Das neue Jahrhundert)" 341
Bleibtreu, Karl, „Die ewige Stadt" 758
Brausewetter, Diakonus A. (Arthur Sewett), das religiöse Problem und Tolstoi 223 360
Bruchhausen, Major a. D. K. von, „Wismar — 1903" 50
Buß, Georg, das Kostüm in der Denkmalsplastik 750
Busse, Dr. Carl, Emil Frommel 587 764
Charmatz, Richard, Österreich — ein Kulturproblem 731
Cochenhausen, Oberst von, ein Soldat über die Tätigkeit des Schullehrers als Volkslehrer 689
Consentius, Dr. Ernst, der erste Hofbuchdrucker in Berlin. Aus Papieren des Geheimen Staats-Archivs 593
Dippe, Gustav, Musik. Bericht 124
Drews, Prof. Dr. Arthur, Eduard von Hartmann und die moderne Theologie 626 716
Egelhaaf, Oberstudienrat Dr. Gottlob, kritische Betrachtungen zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reichs 567
Engel, Dr. Ed., das Recht auf Nachdruck 217
†Frohschammer, Prof. Jak., die Jesuiten (veröffentlicht von Dr. B. Münz) 24
Frost, Frau Laura, Mutterpflichten 184
Fürth, Frau Henriette, Schutz der Mutterschaft! 10
Geiger, Prof. Dr. Ludw., Julius Mosen 484
Gerhardt-Amyntor, Dagobert von, Fruchtsalz, Bleistift und Zündholz. Eine betrübliche Betrachtung 466
Gnade, Elisabeth, „Von Erinnerungen". Gedicht 206
Gnade, Elisabeth, „Die Beiden". Gedicht 73
Gunkel, Prof. Herm., Wolfgang Kirchbachs „Mosaischer Schöpfungsbericht" kritisch beleuchtet 606
Hartmann, Dr. Eduard von, der Wert der Welt. Teil II . . . 84
Holtzmann, Prof. D. Heinrich, das Urchristentum nach O. Pfleiderers gleichnamigem Buch 545

Digitized by Google

Seite
Hoensbroech, Graf Paul von, zur Jesuitenfrage 137
Hoensbroech, Graf Paul von, „Der Zweck heiligt die Mittel". Mein Beweismaterial gegen Kaplan Dasbach 409
Hoensbroech, Graf Paul von, Streiflichter . . 131 265 403 542 682 822
Jensen, Wilhelm, Mutterrecht. Im Talgang des Kaiserstuhls. Eine Novelle 388 524 637 772
Kappstein, Dozent Th., Maria von Magdala im Neuen Testament 611
Kirchbach, Wolfgang, Der mosaische Schöpfungsbericht 298
Lehmann, Dr. E. E., das neue englische Unterrichtsgesetz 42
Lipps, Prof. Dr. Theodor, Malerei und Zeichnung 1 163
Litzmann, Prof. Dr. Berth., Kunstideale und Weltanschauungsprobleme in Gerhart Hauptmanns Dramen. (Einsame Menschen. Die versunkene Glocke. Der arme Heinrich.) 285
Meyer, Oswald, „Letzte Fahrt". Gedicht 483
Michels, Dr. Robert, zum Problem der Arbeiterhäuser 736
Nippold, Prof. D. Friedr., zum 400. Geburtstage des Kurfürsten Johann Friedrich. Akademische Festrede: Jena, 30. Juni 1903 493
Nippold, Dr. W. K. A., von einer Fahrt zu Peter Rosegger 367 516
Osborn, Dr. Max, die Berliner Sommerausstellungen 508
Osborn, Dr. Max, Berliner Kunst-Ausstellungen. Berichte . 252 399
Pfleiderer, Prof. D. Otto, was ist von der gegenwärtigen Reformbewegung innerhalb des Katholizismus zu erwarten? . . . 54
Reichel, Eugen, Gottscheds Stellung in der vaterländischen Literatur 171 307
Reventlow, Graf E., der neue englische Nordseehafen und seine strategische Bedeutung 273
Rosenhagen, Hans, Berliner Kunst-Ausstellungen. Bericht . . . 120
Scheffler, Karl, Antik und Modern 315 441
Sokal, Eduard, aus Alt- und Neu-Griechenland 618
Strantz, Major V. von, das Schutzgebiet Kiautschou in seiner gegenwärtigen Entwickelung 207
Strantz, Major V. von, das Rote Kreuz in seiner humanitären Bedeutung 328
Stratz, Rud., „Und vergib uns unsere Schuld . . ." Novelle (Fortsetzung und Schluß) 99 234 378
Strecker, Karl, Theater. Berichte 129 257
Weymann, Regierungsrat Dr. Konrad, Wilhelm Steinhausen, ein deutscher Künstler 190
Witte, Prof. D. Leopold, der Vatikan und der katholische Sozialismus 700

Digitized by Google

Sach-Register.

Seite

Recht, Staatsrecht, Volkswirtschaft, Sozialwissenschaft, Frauenfrage, Rettungswesen, Verwaltung, Politik.

Die Kabale der Frömmler von Prof. Raoul Allier 471 583
„Wismar — 1903" von Major a. D. K. von Bruchhausen . . . 50
Österreich — ein Kulturproblem von Richard Charmatz 731
Kritische Betrachtungen zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reichs von Oberstudienrat Dr. Gottlob Egelhaaf . . . 567
Das Recht auf Nachdruck von Dr. Ed. Engel 217
Die Jesuiten von † Prof. Jak. Frohschammer (veröffentlicht von Dr. B. Münz) 24
Mutterpflichten von Frau Laura Frost 184
Schutz der Mutterschaft! von Frau Henriette Fürth 10
Zur Jesuitenfrage von Graf Paul von Hoensbroech 137
„Der Zweck heiligt die Mittel". Mein Beweismaterial gegen Kaplan Dasbach von Graf Paul von Hoensbroech 409
Das neue englische Unterrichtsgesetz von Dr. E. E. Lehmann . . . 42
Zum Problem der Arbeiterhäuser von Dr. Robert Michels . . . 736
Der neue englische Nordseehafen und seine strategische Bedeutung von Graf E. Reventlow 273
Das Schutzgebiet Kiautschou in seiner gegenwärtigen Entwickelung von Major V. von Strantz 207
Das Rote Kreuz in seiner humanitären Bedeutung von Major V. von Strantz 328
Der Vatikan und der katholische Sozialismus von Prof. D. Leopold Witte 700

Literatur.

Das erste der Berliner „Akademischen Bühnenspiele": Borngräbers „Giordano Bruno (Das neue Jahrhundert)" von Privatdozent Lic. Dr. Karl Beth 341
„Die ewige Stadt" von Karl Bleibtreu 758
Das religiöse Problem und Tolstoi von Diakonus A. Brausewetter (Arthur Sewett) 223 360
Julius Mosen von Prof. Dr. Ludwig Geiger 484
Maria von Magdala im Neuen Testament von Dozent Th. Kappstein 611
Kunstideale und Weltanschauungsprobleme in Gerhart Hauptmanns Dramen (Einsame Menschen. Die versunkene Glocke. Der arme Heinrich) von Prof. Dr. Berth. Litzmann 285

Digitized by Google

Seite

Von einer Fahrt zu Peter Rosegger von Dr. W. K. A. Nippold 367 516
Gottscheds Stellung in der vaterländischen Literatur von Eugen Reichel 171 307

Geschichte, Kultur- und Natur-Geschichte, Geographie, Astronomie.

Der Mars und seine Rätsel von F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte 74
„Wismar — 1903" von Major a. D. von Bruchhausen 50
Österreich — ein Kulturproblem von Richard Charmatz 731
Der erste Hofbuchdrucker in Berlin. Aus Papieren des Geheimen Staats-Archivs von Dr. Ernst Consentius 593
Kritische Betrachtungen zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reichs von Oberstudienrat Dr. Gottlob Egelhaaf . . . 567
Fruchtsalz, Bleistift und Zündholz. Eine betrübliche Betrachtung von Dagobert von Gerhardt-Amyntor 466
Zur Jesuitenfrage von Graf Paul von Hoensbroech 137
„Der Zweck heiligt die Mittel". Mein Beweismaterial gegen Kaplan Dasbach von Graf Paul von Hoensbroech 409
Zum 400. Geburtstage des Kurfürsten Johann Friedrich. Akademische Festrede: Jena, 30. Juni 1903 von Prof. D. Fr. Nippold 493
Der neue englische Nordseehafen und seine strategische Bedeutung von Graf E. Reventlow 273
Aus Alt- und Neu-Griechenland von Eduard Sokal 618
Das Schutzgebiet Kiautschou in seiner gegenwärtigen Entwickelung von Major V. von Strantz 207
Das Rote Kreuz in seiner humanitären Bedeutung von Major V. von Strantz 328

Kirche, Theologie, Ultramontanismus.

Religiös-kirchliche Einigung von Geh. Ober-Schulrat Dr. Albert von Bamberg 452
Die Kabale der Frömmler von Prof. Raoul Allier 471 583
Das religiöse Problem und Tolstoi von Diakonus A. Brausewetter (Arthur Sewett) 223 360
Emil Frommel von Dr. Carl Busse 587 764
Eduard von Hartmann und die moderne Theologie von Prof. Dr. Arthur Drews 626 716
Die Jesuiten von †Prof. Jak. Frohschammer (veröffentlicht von Dr. B. Münz) 24
Wolfgang Kirchbachs „Mosaischer Schöpfungsbericht" kritisch beleuchtet von Prof. Herm. Gunkel 606
Das Urchristentum nach O. Pfleiderers gleichnamigem Buch von Prof. D. H. Holtzmann 545
Zur Jesuitenfrage von Graf Paul von Hoensbroech 137
„Der Zweck heiligt die Mittel". Mein Beweismaterial gegen Kaplan Dasbach von Graf Paul von Hoensbroech 409
Maria von Magdala im Neuen Testament von Dozent Th. Kappstein 611

Digitized by Google

Seite

Der mosaische Schöpfungsbericht von Wolfgang Kirchbach . . . 298
Was ist von der gegenwärtigen Reformbewegung innerhalb des Katholizismus zu erwarten? Von Prof. D. Otto Pfleiderer 54
Der Vatikan und der katholische Sozialismus von Prof. D. Leopold Witte 700

Philosophie, Erziehung, Unterricht.

Das religiöse Problem und Tolstoi von Diakonus A. Brausewetter (Arthur Sewett) 223 360
Ein Soldat über die Tätigkeit des Schullehrers als Volkslehrer von Oberst von Cochenhausen 689
Eduard von Hartmann und die moderne Theologie von Prof. Dr. Arthur Drews 626 716
Mutterpflichten von Frau Laura Frost 184
Fruchtsalz, Bleistift und Zündholz. Eine betrübliche Betrachtung von Dagobert von Gerhardt-Amyntor 466
Der Wert der Welt von Dr. Eduard von Hartmann. Teil II. 84
Das neue englische Unterrichtsgesetz von Dr. E. E. Lehmann . . . 42
Malerei und Zeichnung von Prof. Dr. Theodor Lipps 1 163

Heer und Flotte, Koloniales.

Der neue englische Nordseehafen und seine strategische Bedeutung von Graf E. Reventlow 273
Das Schutzgebiet Kiautschou in seiner gegenwärtigen Entwickelung von Major V. von Strantz 207
Das Rote Kreuz in seiner humanitären Bedeutung von Major V. von Strantz 328

Kunst, Musik, Theater.

Das Kostüm in der Denkmalsplastik von Georg Buß 750
Das erste der Berliner „Akademischen Bühnenspiele": Borngräbers „Giordano Bruno (Das neue Jahrhundert)" von Privatdozent Lic. Dr. Karl Beth 341
Musik von Gustav Dippe 124
Malerei und Zeichnung von Prof. Dr. Theodor Lipps 1 163
Kunstideale und Weltanschauungsprobleme in Gerhart Hauptmanns Dramen (Einsame Menschen. Die versunkene Glocke. Der) arme Heinrich.). Von Prof. Dr. Berth. Litzmann . . . 285
Die Berliner Sommerausstellungen von Dr. Max Osborn 508
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn 252 399
Berliner Kunstausstellungen von Hans Rosenhagen 120
Antik und Modern von Karl Scheffler 315 441
Theater von Karl Strecker 129 257
Wilhelm Steinhausen, ein deutscher Künstler von Regierungsrat Dr. Konrat Weymann 190

Dichtungen, Erzählungen.

„Von Erinnerungen", Gedicht von Elisabeth Gnade 206
„Die Beiden", Gedicht von Elisabeth Gnade 73

Digitized by Google

Seite

Mutterrecht. Im Talgang des Kaiserstuhls. Eine Novelle von Wilhelm Jensen 388 524 637 772
„Letzte Fahrt". Gedicht von Oswald Meyer 483
„Und vergib uns unsere Schuld . . ." Novelle von Rud. Stratz (Fortsetzung und Schluß) 99 234 378

Ständige Berichte.

Musik von Gustav Dippe 124
Streiflichter von Graf von Hoensbroech . 131 265 403 542 682 822
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn und Hans Rosenhagen 120 252 399
Theater von Karl Strecker 129 257

Bücherbesprechungen.

Gaedertz, Karl Theodor, Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben. Mit zahlreichen Original-Abbildungen und Faksimiles (—m.) 270
Heinze, Paul, Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart (R. Goette-Spremberg i. L.) 270
Braasch, A. H., der Wahrheitsgehalt des Darwinismus (Karl Beth-Berlin) 272
Heim, Dr. Karl, Psychologismus oder Antipsychologismus? Entwurf einer erkenntnistheoretischen Fundamentierung der modernen Energetik (Karl Beth-Berlin) 825
Gelber, Adolf, an der Grenze zweier Zeiten. Freie Reden über Shakespeare (Laura Frost) 826

Digitized by Google

Malerei und Zeichnung.

Von Theodor Lipps.

Alle Kunst ist in ihrem Grundwesen eine Kunst; alle künstlerische Tätigkeit hat letzten Endes ein und dasselbe Ziel. Dies Ziel ist: Leben, positives Leben, — das in seinen einzelnen Zügen nur aus meinem eigenen Leben entnommen sein kann, — in eine sinnliche Erscheinung zu bannen, und mich in dieser sinnlichen Erscheinung unmittelbar erleben, fühlen und genießen zu lassen.

Aber es gibt zugleich innerhalb dieser einen Kunst viele Künste. Und jede dieser Künste zielt wiederum auf anderes.

Auf was kann und soll die einzelne Kunst zielen? Darauf gibt uns die Antwort — nicht irgend welcher willkürlich zurecht gemachte oder traditionell überkommene Begriff der einzelnen Kunst, etwa der Malerei, der Plastik u. s. w.; auch nicht eine „Idee" dieser Künste, die irgendwo in einer übersinnlichen Welt thronte; sondern einzig die tatsächliche und greifbare Eigenart der Künste.

Diese aber ist gegeben durch die ihr eigentümlichen Darstellungsmittel. Jede Kunst soll jene allgemeine Aufgabe der Kunst erfüllen, soweit sie es mit ihren Mitteln vermag. Die Mittel der Darstellung sind dasjenige, was die Künste von einander scheidet. Nach ihnen bestimmt sich die Ästhetik der einzelnen Künste.

Unter den Mitteln der Darstellung verstehe ich das Darstellungsmaterial und die Weise seiner Verwendung, die Technik. Jedes neue Material und jede neue Technik schließt andere Bedingungen für die Erfüllung jener allgemeinen Aufgabe der Kunst in sich. Die Darstellungsmittel schaffen, wie ich in einem anderen Zusammenhange gelegentlich mich ausgedrückt habe, eine bestimmte „Spielregel"; dieser Spielregel muß sich fügen, wer mitspielen will. Max Klinger drückt dies in seiner Schrift über „Malerei und Zeichnung" so aus: Jedem Material wohnt durch seine Erscheinung und seine Bearbeitungsfähigkeit ein eigener Geist und eine eigene Poesie inne; die bei der künstlerischen Behandlung den Charakter der Darstellung fordern, und die durch nichts zu ersetzen sind.

Digitized by Google

Nun verwendet aber auch die Malerei, und ebenso die Plastik, wiederum hier dies, dort jenes Darstellungsmittel. Vor allem gibt es in der „Malerei", d. h. der Flächenkunst, die beiden Möglichkeiten der farbigen und der farblosen Darstellung; genauer, der Darstellung, die auch die Farbe der darzustellenden Objekte wiedergibt, und derjenigen, die auf diese Wiedergabe verzichtet. Damit zerfällt die Malerei wiederum in verschiedene Künste.

Wir wollen mit Klinger die Kunst, die auch die Farbe der darzustellenden Gegenstände auf der Fläche wiedergibt, als Malerei im engeren Sinne bezeichnen, und derjenigen Flächenkunst, die die Wiedergabe der Farbe der Gegenstände unterläßt, den Namen Griffelkunst geben.

Dann leuchtet ein, daß jede dieser beiden Künste ihre besondere „Ästhetik" hat; und dies heißt zunächst: Die Kunst der farbigen Wiedergabe auf der Fläche oder die Malerei, und die Griffelkunst, haben eine verschiedene Aufgabe. Wiefern dies der Fall ist, und worin diese verschiedene Aufgabe besteht, dies festzustellen ist der wesentliche Zweck der bezeichneten Schrift Klingers.

Fragen wir erst: Welches ist die spezifische Aufgabe der Malerei oder der farbigen Flächenkunst? Hier unterscheidet Klinger mit Recht wiederum zwei Arten; die Malerei als Bildkunst einerseits, und die Malerei als Dekoration und als Raumkunst anderseits. Jede dieser Künste hat wiederum ihre besondere Ästhetik. Die Kunst aber, von der Klinger in seiner Schrift speziell reden will, ist die farbige „Bildkunst". Gemeint ist damit die Kunst, die eine für sich abgeschlossene, zu keiner weiteren Umgebung in Beziehung stehende Welt darstellt.

Von den Bestimmungen, durch welche Klinger diese Kunst charakterisiert, hebe ich drei hervor. Einmal: — Die Welt der Malerei, d. h. der farbigen Flächenbildkunst ist die Welt der Körper. Klinger geht so weit zu sagen, diese Kunst stelle jeden Körper dar nur als solchen, als ein positives Individuum, als abgerundetes, vollendetes Ganze, ohne Beziehung nach außen, nur für sich existierend.

Und zweitens: — Die Welt der Malerei ist die Welt des Schönen. Alles ordnet in ihr der Harmonie sich unter. Sie ist der vollkommenste Ausdruck der Freude an der Welt; die Verherrlichung und der Triumph der Welt.

Und drittens: — Diese farbige Bildkunst bedarf, eben als Bildkunst, nicht des Namens, der Idee, der gedanklichen oder novellistischen Zutat. Dies alles gehört bei ihr nicht zum Kunst-

Digitized by Google

werk. Der Künstler bildet eine Gestalt und wirkt durch ihre Schönheit, durch ihre Lage im Raum, durch die Weise, wie das Licht darüber hingleitet. Das ist für ihn die „Idee"; „dagegen ist es dem Künstler vollkommen gleichgiltig, ob dies Peter oder Endymion ist".

Im Gegensatz zu dieser farbigen Flächenbildkunst überwiegt nach Klinger in jener „Raumkunst" der Rhythmus der Bewegungen. Es tritt hinzu die gedankliche Beziehung auf den Raum, also die gedankliche Zutat; insbesondere gesteht hier Klinger der Allegorie ein Recht zu.

Hiermit haben wir einen klaren Gegensatz. Ich wiederhole, in der farbigen Bildkunst gehört die Idee oder die gedankliche Zutat nicht zum Kunstwerk. In der farbigen Raumkunst dagegen hat der Name, die Idee, die gedankliche Zutat ihr Recht.

Ebenso unterscheidet dann Klinger weiterhin in der zeichnenden Kunst verschiedene Möglichkeiten. Er versteht unter der „Griffelkunst" nur die auf Wiedergabe der Farbe verzichtende selbständige Bildkunst. Er versteht darunter — nicht die Handzeichnung, oder die Illustration, oder die auf Reproduktion eines andern Kunstwerkes abzielende Zeichnung.

Dieser Griffelkunst nun weist Klinger im Gegensatz zur Malerei eine doppelte Aufgabe zu. Einmal: — Ihr besonderes Gebiet ist die Darstellung der Nachtseite des Lebens, des Widerspruches zwischen den Forderungen der Schönheit und der Furchtbarkeit des Daseins. „Auch aus den Nachtseiten des Lebens ergeben sich dem Künstler Bilder; diese wiederzugeben ist eine neue Kunst erforderlich. Diese Kunst ist die Griffelkunst."

Zum andern erklärt Klinger: In der Griffelkunst tritt an die Stelle der verlassenen Körperhaftigkeit die Idee; die Griffelkunst gibt also Gedanken wieder; sie greift ein in das Reich der Poesie.

Betrachten wir diese Sätze etwas genauer. Bleiben wir zunächst bei dieser letzteren Bestimmung: An die Stelle der verlassenen Körperhaftigkeit tritt in der Griffelkunst die Idee.

Indem wir diesen Satz hören, erinnern wir uns an das, was kurz vorher über die farbige Raumkunst gesagt wurde. Offenbar steht hiermit diese Erklärung über die Aufgabe der Griffelkunst in einem Widerspruch.

In der farbigen „Raumkunst", so wird gesagt, herrscht der Rhythmus der Bewegungen. Hinter diesem Rhythmus, so fügt Klinger hinzu, treten Form und Farbe zurück.

Hierzu ist zu bemerken: Vielleicht ist es so. Vielleicht auch

Digitized by Google

nicht. Vielleicht hat man ein Recht, zu bestreiten, daß in der Raumkunst, etwa der Fresko-Malerei, die Form zurücktrete. Vielleicht ist es auch nichts mit dem Zurücktreten der Farbe. Zum mindesten müßte dies alles näher bestimmt werden.

In jedem Falle aber tritt in der farbigen Raumkunst die Körperhaftigkeit nicht zurück. Die Raumkunst ist in Wahrheit Kunst der Körperhaftigkeit in besonderem Sinne. Man denke etwa an die gewaltigen Körper der sixtinischen Decke.

Und es leuchtet auch deutlich genug ein, warum es so sein muß. Das Kunstwerk der farbigen Raumkunst stellt wohl auch eine abgeschlossene Welt dar, aber wir betrachten diese Welt nicht durchaus für sich, sondern wir ordnen sie ein, oder das in ihm dargestellte Leben ordnet sich ein und muß sich einordnen, in den Rhythmus des architektonischen Lebens. Es ist ein Teil desselben. Dieses Leben aber ist körperliches Leben. Und so muß auch das Leben, das uns durch das Werk der Raumkunst versinnlicht wird, in erster Linie körperliches Leben sein.

In dieser Kunst der Körperhaftigkeit nun hat nach Klinger die „Idee" ein Daseinsrecht. Wie kann dann, so frage ich, in der Griffelkunst die Idee ein Daseinsrecht haben, weil in ihr die Körperhaftigkeit fehlt? Die Idee soll hier an die Stelle der Körperhaftigkeit treten? Aber wie kann die Idee das eine Mal zur Kunst der Körperhaftigkeit gehören, das andere Mal für sie Ersatz bieten?

Im Gegensatz zur Raumkunst hat nach Klinger die farbige Bildkunst mit Ideen, mit gedankenhaften oder novellistischen Zutaten nichts zu tun. Hier ist es gleichgiltig, „ob es Peter oder Endymion ist."

So nun wird es in der Tat sein. Aber warum? Ich antworte: Gewiß nicht darum, weil diese Bildkunst das Schöne darstellt, am allerwenigsten darum, weil sie die Körperwelt darstellt, sondern einfach darum, weil sie künstlerisch darstellt. Weil es, wie ich schon eingangs zu verstehen gab, die einzigartige, durch nichts in der Welt zu ersetzende Aufgabe aller Kunst, oder aller künstlerischen „Darstellung" ist, uns Leben in einer sinnlichen Erscheinung unmittelbar erleben, fühlen, genießen zu lassen; negativ gesagt, weil es schlechterdings nicht die Aufgabe einer Kunst ist, uns zur Ausspinnung unserer eigenen Gedanken Gelegenheit zu geben. Kurz, was hier Klinger vom farbigen Flächenbild sagt, gilt von jeder Kunst überhaupt.

So ist es in Schillers Maria Stuart vollkommen gleichgiltig,

Digitized by Google

ob die Heldin die historische Maria Stuart ist, oder irgend eine sonstige Frau, die das erlebt hat und erlebt, was Schillers Maria Stuart im Drama erlebt hat und erlebt, und die so denkt und handelt, wie diese es tut. Ebenso ist es vollkommen gleichgiltig, ob ich in Beethovens Pastoralsymphonie an ein lustiges Zusammensein der Landleute am Bache oder an irgend welches sonstige fröhliche Dasein denke. Am besten ist es, ich denke an nichts dergleichen, sondern erlebe einfach in mir das fröhliche Leben, das in der Musik unmittelbar sich ausspricht. Und darin steckt ja nichts, weder von Landleuten, noch von einem Bache, noch von irgend etwas dergleichen.

Und genau so, wie hier, ist es überall in der Kunst. Niemals gehört irgend etwas von dem, was ich zum Kunstwerk hinzudenke oder hinzudenken kann, zum Kunstwerk. Überall steht der Name, die Idee, die Phantasie- oder Gedankenzutat außerhalb des Kunstwerkes. Immer ist es „gleichgiltig, ob dies Peter oder Endymion ist".

Und warum hat dennoch die gedankliche Beziehung, warum hat die Allegorie in jener Raumkunst ihr Recht? Hier sieht Klinger der Hauptsache nach das Rechte. Wir sind, so sagte ich schon, bei der Betrachtung des Freskogemäldes nicht so ausschließlich in der Welt des Kunstwerkes, sondern unser Blick geht zugleich auf das Ganze des Raumes und des in ihm verkörperten Lebens.

Und da mag dann auch die Allegorie ihr Wesen oder Unwesen treiben. Wir gewinnen durch sie freilich ästhetisch oder künstlerisch nichts. Die Gestalt an der Wand eines Gerichtssaales, die den Namen Justitia trägt, wird nicht künstlerisch wertvoller durch diese Taufe. Ihre ganze Schönheit liegt in ihrer Gestalt und ihren Bewegungen, ev. in ihren Farben. Und nicht darum handelt es sich für den künstlerischen oder ästhetischen Standpunkt, was die Wage, die sie in der Hand trägt, bedeutet, sondern ob Arm und Hand gut gemalt sind; ob die Haltung und Bewegung natürlich, frei und ungezwungen ist; ob die Wage den Gesamteindruck des bewegten Lebens nicht stört, ob sie ihn vielleicht gar unterstützt.

Erst indem ich aus der ästhetischen Betrachtung heraustrete, und an die praktische Bestimmung des Saales denke, gewinnt die Allegorie eine Art von positiver Bedeutung. Sie stimmt zu diesem praktischen Zweck. Die außerästhetische, also die außerhalb des Kunstwerkes stehende Betrachtung des Saales einerseits, und der Gestalt anderseits, treffen in einem einzigen Gedanken

Digitized by Google

zusammen. Immer bleibt es doch dabei: Die Idee hat auch hier mit dem Kunstwerk als solchem, dem architektonischen und dem malerischen, nichts zu tun.

Und wie nun steht es in diesem Punkte mit der Griffelkunst?

Da müssen wir sagen, diese Kunst ist Bildkunst im eminenten Sinne des Wortes. Kein Kunstwerk kann weniger einem außerhalb seiner selbst liegenden, weiteren Zusammenhang angehören; keines repräsentiert in höherem Grade eine vollkommen in sich abgeschlossene Welt; keines ist intimer, innerlicher, als das Werk der Griffelkunst. Darum gibt es kein Kunstwerk, bei welchem die Idee weniger zur Sache gehörte, als dies; keines, welches in höherem Grade aufforderte, alle gedanklichen Zutaten zu unterlassen. Wie immer es mit der farbigen Raumkunst in diesem Punkte bestellt sein mag, die Griffelkunst ist zu gut für dergleichen.

Wie aber kommt Klinger zu seiner Theorie? Die Tatsache, von welcher er ausgeht, die einzige, von welcher er zunächst ausgehen kann, ist die Farblosigkeit der Griffelkunst. Diese, meint Klinger, lasse der Phantasie Freiheit, das Farblose farbig zu ergänzen. Die Phantasie, so fügt er hinzu, ergänzt in der Griffelkunst sogar den Raum. Und aus beiden nun wird, so scheint es, der Schluß gezogen, daß die Griffelkunst auch weiterhin der Phantasie Spielraum lasse. Insbesondere gestatte sie ihr auch die gedankliche Zutat, die Hinzufügung der Idee.

Aber bei diesem Schlusse ist die Voraussetzung falsch. In Wahrheit hat die Phantasie jene Freiheit des Ergänzens nicht. Die Phantasie hat überhaupt angesichts des Kunstwerkes keinerlei Freiheit. Das Kunstwerk bannt und zwingt uns in seine Welt; und es trennt zugleich diese Welt von jeder Welt, welche die Phantasie des Beschauers aus sich heraus aufbauen mag. Es gibt uns den Inhalt, den es uns gibt, und verlangt auf das Bestimmteste, daß wir es dabei belassen, und es nicht durch freie, eigene Zutaten fälschen.

Das Griffelkunstwerk verzichtet auf die Farbe. Indem es dies tut, stellt es an den Beschauer die unbedingte Forderung, gleichfalls darauf zu verzichten; d. h. jede Frage nach der Farbe des dargestellten Objektes zu unterlassen. Der ganze Sinn der farblosen Kunst besteht darin, daß sie die Farbe und damit das an die Farbe als solche gebundene Leben ausschaltet. Nicht, um es auszuschalten, sondern um desto vollkommener und eindrucks-

Digitized by Google

voller dasjenige Leben zu geben, das in den Gestalten und Gegenständen unabhängig von aller Farbe besteht.

Wie schon gesagt, spricht Klinger nicht nur davon, daß die Phantasie beim Kunstwerk der Griffelkunst die Farbe ergänze. Sie ergänze auch den Raum. Hierbei ist etwa an folgendes gedacht. Ich sehe in einem Holzschnitt, dessen Linien sich schwarz vom weißen Grunde abheben, zwischen zwei Körpern die leere weiße Papierfläche. Diese aber bedeutet für mich Raum. Es ist durch die leere Papierfläche der zwischen den Körpern befindliche Raum zur Darstellung gebracht.

Hiermit ist aber vielmehr gesagt, daß in diesem Falle die Phantasie nicht ergänzt. Die weiße Papierfläche gibt hier den Raum genau so wieder, wie die Umrißlinien der Körper den Körper wiedergeben. Auch zwischen diesen Umrißlinien sehe ich das leere weiße Papier. Aber die Umrißlinien füllen die Leere mit zwingender Gewalt. Es ist zwischen ihnen Raum, erfüllt mit dem Leben, auf welches die Umrißlinien hinweisen. Ich sage, dieser Raum ist zwischen ihnen. Damit will ich sagen, daß hier für eine freie Phantasiezutat schlechterdings keine Gelegenheit ist.

Nun ist aber das Kunstwerk eine Einheit. Dies heißt, daß in ihm Gleiches überall das Gleiche ist, d. h. Gleiches für die ästhetische Betrachtung repräsentiert. Ist also die Leere zwischen den Umrißlinien lebendiger Raum, so ist auch, für die ästhetische Betrachtung, die Leere zwischen den Körpern lebendiger Raum. Derselbe ist nicht Raum der Körper, wohl aber Raum zwischen den Körpern, d. h. Raum, in welchem die Körper leben, und durch welchen hindurch sie in lebendigen Beziehungen zu einander stehen. Wiederum sage ich, es ist so. D. h., auch hier ist von keiner freien Phantasiezutat die Rede, sondern einzig von dem, was mit zwingender Notwendigkeit in der Sache liegt.

Bleiben wir aber beim Verzicht auf die Farbe. Sie ist, so sage ich, gleichbedeutend mit der gebieterischen Forderung, jeden Gedanken an Farbe, und damit jeden Gedanken an das Leben, das und sofern es an die Farbe gebunden ist, aus dem Spiel zu lassen.

Damit ist die Grundfrage der Griffelkunst, als farbloser Flächenkunst, bezeichnet. Sie lautet: Was bleibt, wenn die Farbe fehlt? Welches Leben gibt es, das von der Farbe unabhängig ist, und das demgemäß den spezifischen Gegenstand der Darstellung in der farblosen Kunst ausmachen kann? Auf die Darstellung

Digitized by Google

welches Lebens kann und muß also die farblose Kunst, eben als farblose, abzielen?

Auf diese Frage nun scheinen zunächst verschiedene Antworten möglich. Die erste Antwort wäre: Fällt die Farbe weg, so bleibt die Form.

Daß nun in der Tat die Kunst auf die Farbe der darzustellenden Gegenstände verzichten kann, um die Form zu behalten, zeigt die farblose Marmor- oder Bronzeplastik. Vielleicht billigt man die farblose Marmorplastik nicht. Dann bleiben wir bei der Plastik in Bronze. Sie schaltet die Farbe aus, um die gegen die Zufälligkeiten der Farbe gleichgiltige Form zur ausschließlichen und demgemäß höchsten Wirkung zu bringen.

Hiermit ist schon auf eine neue Unklarheit in Klingers Satz hingewiesen. Klinger identifiziert den Verzicht auf die Farbe mit dem Verlassen der Körperhaftigkeit. Nun, in der Bronzeplastik haben wir den Verzicht auf die Farbe im Interesse der ausgesprochensten Körperhaftigkeit.

Wie aber steht es mit der Körperhaftigkeit bei der Flächenkunst? Ich nannte soeben die flächenhafte „Raumkunst" eine Kunst der Körperhaftigkeit. Damit wollte ich sagen: Sie ist es am meisten unter den Flächenkünsten. Jetzt müssen wir hinzufügen: Die Flächenkunst, mag sie nun farbig oder farblos sein, ist niemals spezifische Kunst der Körperhaftigkeit. D. h. es ist nicht ihre spezifische Aufgabe, den Körper für sich darzustellen, „isoliert", ohne Beziehung nach außen.

Sondern dies ist die Aufgabe der Plastik. Von ihr unterscheidet sich alle Flächenkunst eben dadurch, daß sie nicht Kunst der „Körperhaftigkeit" in diesem Sinne ist.

In der Flächenkunst tritt an die Stelle des isolierten Körpers der Raum. Die Plastik allein ist im eigentlichen Sinne die Darstellung des Körpers; die Malerei dagegen stellt den Raum dar, und Körper im Raume; Körper, die das Leben des Raumes mitleben und durch den Raum hindurch zu einander in Beziehung stehen.

Immerhin kann die Flächenkunst die Körper im Raum relativ für sich hinstellen. Einzelnes kann in ihr da sein — niemals durchaus, aber doch auch um seiner selbst willen, d. h. um der Bedeutung willen, die es als dies Einzelne hat.

Und was will nun hierbei die Farbe? Sie gibt zunächst das Leben wieder, das an die Farbe gebunden ist. Zum andern aber — und dies scheint der Punkt, auf den Klinger vor allem Gewicht legt — hat die Farbe relativ vereinzelnde Kraft. Sie ist das

Digitized by Google

Element an den Körpern, wodurch diese herausgehoben, voneinander und vom umgebenden Raume unterschieden werden.

Darin nun liegt die Forderung, daß diese Körper auch für sich in ihrer Gesamterscheinung bedeutsam seien. Es liegt darin ein Anspruch auf Schönheit. — Wie man sieht, ist hier einzig und allein die Rede von der Farbe der Gegenstände, nicht etwa von einem vereinheitlichenden Farbenton.

Und was nun tritt in der Flächenkunst an die Stelle, wenn die Farbe schwindet? Die erste Antwort lautet: Das eintönige, überall gleiche Schwarz-Weiß. Allgemeiner gesagt, an die Stelle der Sonderung durch die Farbe der Gegenstände tritt die Vereinheitlichung durch dieses ausgleichende Element.

Und dadurch nun wird dasjenige herausgehoben und zu höherer Bedeutung gebracht, was in der Welt des Kunstwerkes das Einheitliche, überall Gleiche ist. Und dies ist eben der Raum, richtiger das allgemeine Leben des Raumes. Dies also tritt an die Stelle der vereinzelten Gestalt. Der einheitliche Raum und das einheitliche Raumleben wird übermächtig. Es wird zum Wesentlichen das Leben, daß der Raum lebt, und die Beziehung des Einzelnen zum Einzelnen durch den gemeinsamen Raum hindurch.

Dieser Sachverhalt hat aber wiederum nicht überall den gleichen Sinn. Der Gegensatz des Schwarz-Weiß ist ein anderer in den verschiedenen Griffelkünsten.

Hier ist die Stelle, wo eine Inkonsequenz Klingers betont werden muß. Es ist wahr, die Flächenkunst geht auseinander in die farbige und die farblose Kunst. Aber auch die letztere geht wiederum auseinander in verschiedene Künste. Und so gewiß die farbige Flächenkunst und die Griffelkunst, so gewiß haben wiederum diese verschiedenen Arten der Griffelkunst jedesmal ihre eigene Ästhetik. Fast nichts von dem, was Klinger von der Griffelkunst sagt, gilt von allen Griffelkünsten.

Es ist nun hier nicht meine Aufgabe, alle die verschiedenen Möglichkeiten der Griffelkunst zu unterscheiden. Ich beschränke mich auf die Gegenüberstellung von zweien. Ich meine den Holzschnitt und die Radierung. Und da auch mit jedem dieser beiden Namen wiederum verschiedenartige Künste bezeichnet sein können, so mache ich noch eine weitere Einschränkung: Ich rede vom Holzschnitt nach Art Dürers und von der Radierung nach der Art Rembrandts.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Schutz der Mutterschaft!

Von Henriette Fürth.

Einem künftigen Kulturhistoriker wird es seltsam erscheinen, daß unsere aufgeklärte, auf ihre prophylaktischen Maßnahmen so stolze Zeit an der Grundlage des Volksganzen, der Mutterschaft mit ihren Begleit- und Folgezuständen, verhältnismäßig achtlos vorübergeht. Wir können uns nicht genug tun mit Boden-, Luft- und Wasserverbesserungen, der Wohnfrage wird eine wohlberechtigte Aufmerksamkeit zugewandt. Keiner aber fragt ernsthaft danach, unter welchen Umständen Generation um Generation ins Leben treten muß, keiner bekümmert sich so eingehend, als es erforderlich wäre, um das Wohl und Wehe von Millionen Müttern. Wohl hat die Hygiene des Wochenbettes gegen früher unendliche Fortschritte gemacht. Mit manchem verrotteten Plunder und törichten Aberglauben hat die Wissenschaft aufgeräumt, und Licht, Luft und Reinlichkeit regieren da, wo früher Dunkelheit, Dumpfheit und Schmutz ein mitleidsloses Szepter schwangen. Auch die Vorbildung der Hebammen, der sogenannten „weisen Frauen", wie des übrigen Pflegepersonals ist eine wesentlich bessere geworden, da der Staat jetzt strengere Anforderungen an die Qualität und Befähigung der Hebammen und Pflegepersonen stellt. Auch erheben sich in erfreuender Stattlichkeit eine Reihe von Entbindungshäusern und Wöchnerinnenheimen, in denen die Wochenpflege nach allen Regeln der Kunst gehandhabt wird. Was aber will alles das besagen gegenüber der Tatsache, daß für Millionen diese Segnungen unerreichbar sind, oder daß sie aufgehoben werden durch die Nötigung, allzu früh, wenn nicht ganz und gar auf Pflege und Wartung zu verzichten? Nichts zeugt mehr von der Anspruchslosigkeit der Frauen im allgemeinen, als daß sie bis heute ruhig ertragen haben, daß sie, die Gebärerinnen, die Trägerinnen der Zukunft des Volkes in diesem ihrem heiligen Dienst nicht besser geschützt waren und sind. Denn was nützt die vollendetste Therapie, die beste Ausbildung der Hebamme der Ärmsten, die auf einem Lager von Lumpen einem Kinde das Leben schenkt oder die des Lebens harte Not zwingt, unmittelbar, mindestens aber am 2. oder 3. Tage nach der Niederkunft, die ganze Last der Versorgung eines Hauswesens wieder auf sich zu nehmen?

In den bemittelten Volkskreisen ist's freilich anders. Ab-

Digitized by Google

solute Ruhe herrscht im und um das Wochenzimmer. Jedes Geräusch, jede Störung und Erregung wird ängstlich ferngehalten. Ungestörte Bettruhe, peinliche Sauberkeit und sachgemäße Diät vereinigen sich, den günstigen Verlauf des Wochenbettes zu sichern und etwaige schädliche Folgeerscheinungen und Erkrankungen auszuschließen.

Werfen wir, im Gegensatz dazu, einen Blick darauf, wie der gleiche Vorgang sich im Hause nicht nur des Armen, nein, auch des in gesicherter Arbeit befindlichen Arbeiters, des kleinen Gewerbetreibenden 2c. abspielt. Für die ganz überwiegende Zahl aller dieser Leute gilt der Satz, den Fleisch auf Grund eingehender Prüfung von Arbeiterbudgets aufgestellt hat.*) „Die Lohnverhältnisse eines großen Teiles der arbeitenden Bevölkerung schließen auch bei größter Sparsamkeit eine Vorsorge für Wochenbett und dergl. aus. . . . . Nicht, daß sie nichts ersparen, sondern daß sie überhaupt auskommen, muß befremden, wenn man an der Hand solcher Aufstellungen die Lebensweise der Arbeiter, wohlgemerkt, solider, fleißiger Arbeiter prüft, die keinen unnützen Aufwand getrieben haben."

Also: Ersparnisse konnten nicht gemacht, vielleicht nicht einmal genügend Wäsche und Kinderzeug beschafft werden. Nun kommt das Wochenbett heran. Kein Mensch steht, wenn nicht Verwandte da oder freundwillige Nachbarn zu einiger Hilfeleistung bereit und imstande sind, der Frau bei, in dieser schweren Zeit den Haushalt aufrecht zu erhalten, zu kochen, die Kinder zu besorgen. Ist der Mann sehr ordentlich, so macht er das Nötigste vor und nach der Arbeit. Vielleicht ist auch ein halbwüchsiges Kind da, das der Mutter ein bißchen an die Hand geht. In der Hauptsache aber sind nur zwei Möglichkeiten vorhanden. Die eine ist die, daß die Frau, übermenschlich pflichttreu und fleißig, einen Zustand der Verwilderung und Unordnung nicht aufkommen lassen will, und, unter Hintansetzung aller Erwägungen der Vorsicht und Vernunft, die ganze Last des Haushalts sofort wieder auf ihre Schultern nimmt. Das muß nicht immer schaden, gewiß nicht. Aber wenn der etwaige Schaden allemal unmittelbar nachweisbar wäre, ja wenn selbst nur unsere Frauenärzte und Ärztinnen uns mit dem ganzen Umfang ihrer Erfahrungen nach dieser Seite be-

*) Die Hauspflege, Prof. Dr. Fleisch, Verlag von Fischer, Jena. S. 7 und 16.

Digitized by Google

kannt machen und uns darüber unterrichten wollten, wie oft die Annahme naheliegt, oder gar der Beweis dafür erbracht ist, daß Krankheit, Siechtum und früher Tod in einem ursächlichen Zusammenhang mit Vernachlässigung im Wochenbett stehen, wir würden uns darüber entsetzen und eines weiteren Beweises für die Dringlichkeit eines Mutterschaftsschutzes würde es nicht bedürfen.

Und nun der andere Fall. Eine Frau ist nicht so übermenschlich pflichttreu, oder sie ist zu schwach und krank, um ihre Haushaltsobliegenheiten zu erfüllen? Die Folge davon wird nicht selten eine völlige Verwahrlosung des Haushaltes sein. Schmutz und Unordnung ziehen ein, die schlecht oder gar nicht behüteten Kinder kommen zu Schaden, der Mann findet vielleicht zum ersten-, ganz gewiß aber nicht zum letztenmal den Weg ins Wirtshaus. Zank und Unfrieden schließen sich an. Ist die Frau wieder bei Wege, so ist sie zu entkräftet und mutlos, über all die Lasten und Widrigkeiten Herr zu werden, und nicht selten mag's vorkommen, daß eine wackere Familie in Schmutz und Jammer versinkt, nur weil es im Wochenbett an der nötigen Vor- und Fürsorge gefehlt hat.

Damit ist unsere Aufgabe gegeben, oder vielmehr die der Gesellschaft. Denn wo es sich um das Wohl und Wehe breiter Volksschichten, wo es sich um Kräftigung oder Niedergang ganzer Generationen handelt, da obliegt ihr die Pflicht, Mittel und Wege der Besserung zu suchen. Was bis jetzt in dieser Richtung geschehen, ist mehr als dürftig. Wir sahen, daß die allgemeinen Fortschritte der Therapie des Wochenbettes unseren Klientinnen nur wenig zu gute kommen. Ebenso verhält es sich mit den Wöchnerinnenheimen und Entbindungshäusern, besonders in Ansehung dessen, was die Grundlage unserer Erwägungen bildet: der dauernden Gesunderhaltung der Mutter, des geordneten Fortbestandes des Hauswesens. Die Frau, die nach 10tägigem Aufenhalt im Frieden und der Ordnung der Anstalt, noch verhältnismäßig schwach und arbeitsunfähig, der häuslichen Wüstenei wieder ausgeliefert wird, steht ihr nur zu oft so hilflos gegenüber, daß ihre physische und moralische Kraft dabei zusammenbricht, denn was dazu gehört, hier auszuhalten und durchzubringen, „entzieht sich dem Verständnis dessen, der gewohnt ist, nach der Erkrankung wochen- und monatelang der Gegenstand zarter Fürsorge zu sein und in Bädern und Kurorten das Wiederkommen der Kraft abzuwarten.“*)

*) Fleisch a. a. O.

Digitized by Google

Noch ist einer Veranstaltung zu gedenken, die hier helfend eingreifen will. Es ist die Hauspflege, die ihre Aufgabe darin sieht*), durch Beistellung einer Pflegerin, die den Haushalt versieht und Kinder und Wäsche besorgt, der Zerrüttung des Hauswesens vorzubeugen. Ihr Wirken ist zweifellos ein höchst segensreiches. Aber, aus privater Initiative hervorgegangen und durch private Mittel erhalten, ist sie schon aus ökonomischen Gründen nicht in der Lage, ihrer Arbeit die nötige Ausdehnung zu geben. Dazu kommt, daß sie sich immerhin als eine mit Wohltätigkeit gar zu nahe verwandte Art der Wohlfahrtspflege kennzeichnet,**) wenn auch die eigentliche Absicht der Gründer, wie sie sich im ersten Jahresbericht des Hauspflegevereins (1893) ausspricht, dahin geht, allmählich die Wohltätigkeit auszuschließen und an ihre Stelle ein Recht, einen Anspruch zu setzen, die Ausgleichung eines sozialen Schadens in die Wege zu leiten. „Wir stellen uns zur Aufgabe, hier einzutreten, bis vielleicht in späterer Zeit staatliche Organisationen das zu erreichen vermögen, was wir jetzt erstreben."

Dieser Zeitpunkt scheint nunmehr mit der bevorstehenden Reform des Krankenversicherungsgesetzes gekommen. Denn wenn irgend etwas vorbeugenden Charakter trägt, der ein hervorstechender Zug aller Erwägungen und Maßnahmen moderner Krankenfürsorge ist, so der Schutz der Mutterschaft, die materielle und sittliche Kräftigung der Familie. Auch gibt es in unserer heute schon ziemlich ausgedehnten Krankenversicherung verschiedene Anfänge in dieser Richtung, an die man anknüpfen könnte. Da sind Familienkassen, die den Ortskranken- oder Betriebskassen angegliedert sind, und entweder wie z. B. in Tarnowitz***) ohne, oder wie in Frankfurt a. M., Leipzig, Potsdam, Görlitz ꝛc. gegen eine kleine Vergütung, die in Frankfurt 1,20 Mk. pro Monat beträgt, die Beistellung von Arzt und Arznei übernehmen. Daneben besteht schon längst die Krankenversicherung gewerblicher Arbeiterinnen. Diese

*) Siehe darüber auch Neue Zeit XX. Jahrg., 1. Bd. Nr. 20 S. 631.

**) Eben jetzt hat die Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen in Frankfurt a. M. durch eine im Interesse ihrer Mieter gegründete Hauspflegekasse diese Wohltat in ein Recht verwandelt. Es verdient rühmend hervorgehoben zu werden, daß der Hauspflegeverein das weiteste Entgegenkommen in dieser Sache gezeigt hat und zeigt.

***) Dort ist die Einrichtung getroffen worden, daß unter Erhöhung der Beiträge um 0,5 % (sie betragen nunmehr 3½ % des ortsüblichen Tagelohns) den Ehefrauen der Mitglieder und Kindern unter 14 Jahren frei Arzt und Arznei gewährt wird.

Digitized by Google

bekommen bekanntlich auch im Wochenbettsfalle ein Krankengeld, das je nachdem entweder die Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes, oder (bei den Ortskrankenkassen) die Hälfte bis drei Viertel des Individuallohnes beträgt. Es bedarf kaum eines Hinweises, wie völlig unzulänglich diese Entschädigung ist, besonders aber zu einer Zeit, in der nicht nur für die Wöchnerin vergrößerte Aufwendungen nach den verschiedensten Seiten hin notwendig, sondern überdies noch durch das Neugeborene Kosten und Lasten des Haushaltes vermehrt werden.

Schutz oder Krankengeld für schwangere Frauen sieht das Gesetz überhaupt nicht vor. Dagegen ist der Fall nicht selten, daß man hochschwangeren Frauen den freundschaftlichen Rat gibt, von der Arbeit wegzubleiben. Ihnen auch die Mittel dazu in Gestalt fortgesetzten Lohnbezuges zu geben, fällt, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, niemandem ein. Eine solche Ausnahme ist das Vorgehen der Mühlhauser Fabrikanten, die auf Anregung von Dollfuß eine Kasse gründeten, zu der alle Arbeiterinnen von 18 bis 45 Jahren wöchentlich 7,5 Cts. zahlen.*) Die Fabrikanten schießen den gleichen Betrag zu, und die auf diese Weise angesammelten Gelder ermöglichen es, den Müttern für 2 Wochen vor und 4 Wochen nach der Entbindung ein Krankengeld in der Höhe des während der voraufgehenden 6 Monate von ihnen bezogenen mittleren Lohnes zu sichern. In traurigem Gegensatz dazu geht mehrfach aus den Berichten der Gewerbeaufsichtsbeamten für das Jahr 1899**) hervor, daß Unternehmer die Schwangerschaft selbst zum Anlaß nahmen, Frauen aus der Arbeit zu entlassen, oder aber daß von hochschwangeren Frauen, unter Androhung sonstiger Entlassung, Arbeit bis zur letzten Stunde verlangt wurde. Ja, nach dem sächsischen Bericht für 1900 hat eine große Zwirnerei des Bezirkes Freiberg ihre humanen Ansichten dadurch betätigt, daß sie in ihre Arbeitsordnung die Bestimmung aufnahm: „daß diejenigen Arbeiterinnen, welche infolge Wochenbett nach 4 Wochen noch nicht arbeitsfähig sind, sich als entlassen zu betrachten haben.

Alles das schreit förmlich nach Umkehr und Besserung, so daß es auch nach dieser Seite keines weiteren Beweises für die Notwendigkeit und Dringlichkeit der Reform bezw. Anbahnung eines

*) L'Assurance maternelle von Louis Frank, Brüssel-Paris S. 62.

**) Siehe dazu: Fürth: „Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen", Verlag von Schnapper, Frankfurt a. M., S. 33 u. ff.

Digitized by Google

umfassenden Mutterschaftsschutzes bedarf. Wie soll er beschaffen sein, wer soll mit seiner Durchführung betraut werden?

II.

Als Grundlage und Mindestmaß eines zu schaffenden Mutterschaftsschutzes wäre zu fordern: eine obligatorische Versicherung all der Familien, die ein Gesamteinkommen von weniger als 3000 Mk. pro Jahr haben. Aus den Mitteln dieser Versicherung wäre zu ermöglichen bezw. zu bestreiten: Für die arbeitende Frau ein Aufhören der Erwerbsarbeit mindestens 14 Tage, je nach Notwendigkeit bis zu 4 Wochen und mehr vor der Niederkunft. Dann eine Schonzeit nach der Geburt von 6, nach Bedarf bis 8 Wochen. Während dieser ganzen Zeit ein Wöchnerinnengeld in der vollen Höhe des während der voraufgehenden 6 Monate bezogenen Lohnes. Daneben für mindestens 10—14 Tage kostenlose Beistellung einer Pflegerin, die das Hauswesen besorgt. Ferner da, wo es sich als notwendig erweist, Hospitalpflege bezw. Aufnahme in ein Wöchnerinnenheim, kurz: ein Eintreten für alle Sonderaufwendungen, die mit dem Wochenbett im Zusammenhang stehen. Für die nur in der Hauswirtschaft tätigen Frauen das nämliche, natürlich unter Wegfall des der arbeitenden Frau zugebilligten Lohnbezuges.

In erster Linie erhebt sich nun die Frage, wie eine solche Versicherung ins Werk zu richten, welche Mittel dazu erforderlich wären, und wer sie aufzubringen hätte?

Zunächst der Umfang der benötigten Mittel. Es wird nicht leicht sein, hier auch nur zu annähernden Feststellungen zu gelangen, da Analogien oder sonstige Anhaltspunkte so gut wie nicht gegeben sind. Selbst die Leistungen, die für die ziffernmäßigen Angaben bereits vorhanden sind, lassen sich nur schwer für unsere Zwecke fixieren und nutzbar machen. Wenn trotzdem im folgenden versucht wird, die eine und andere Zahl heranzuziehen und zu beleuchten, so geschieht das in Ermangelung von Besserem und weil es sich keineswegs als unnütz erweisen dürfte, durch den Einzelfall eine Handhabe zu gewinnen, die künftige exakte Forschungs- und Darstellungsarbeit erleichtern kann.

Im Jahre 1899 gab es im ganzen 22872 Krankenkassen mit 9155582 Mitgliedern. Davon waren 4283370, also knapp die Hälfte in Ortskrankenkassen zusammengeschlossen. Wir können also

Digitized by Google

sehr wohl die Verhältnisse bei den Ortskrankenkassen als typisch behandeln, und tun um so weniger unrecht damit, als die Ortskrankenkassen stärker als der Durchschnitt durch das weibliche Element belastet sind*). Nun verausgabten die Ortskrankenkassen insgesamt 64713816 Mk. Davon entfielen auf Krankengelder ausschließlich Wöchnerinnenunterstützung 27637309. An Wöchnerinnenunterstützung wurden dagegen nur 1314117 Mk. bezahlt bei einem weiblichen Mitgliederstand, der 32 %, also ein knappes Drittel, betrug. Die Wöchnerinnenunterstützung verhält sich daher zum Krankengeld wie 1 : 21, d. h. noch nicht 5 % mußten in diesem Sinne aufgewandt werden. Nach den Berechnungen der Ortskrankenkasse in Frankfurt a. M.**) wurden 1901 an Mitglieder Krankengelder in der Höhe von 822448 Mk. und an Wöchnerinnenunterstützung 16675, d. h. 2 % der Krankengelder bezahlt. (1900 waren es 13570 von 666386 Mk. gleich 2,4 %.) Das ist eine recht geringe Belastung, die auch dann noch nicht drückend werden würde, wenn die Aufwendung pro Fall, die sich heute auf Mk. 24 beläuft, auf das $3^1/_2$fache oder 4fache anwüchse. Und daß auch eine Einbeziehung der Frauen aller Mitglieder keine große Belastung bedeuten würde, läßt sich wohl daraus entnehmen, daß die Frankfurter Ortskrankenkasse für die Familienversicherung in 1901 an Krankengeldern 21409 Mk. und in 1900 19783 Mk. aufgewandt hat. — Fügen wir nun noch hinzu, daß von 13935 weiblichen Mitgliedern 689, das sind knapp 5 %, Wochenbettunterstützung empfingen.

Nun könnte man die vorstehenden Angaben verallgemeinern. Aber, abgesehen davon, daß das aus naheliegenden Gründen zu ganz fehlerhaften Folgerungen führen würde, wäre damit wenig gewonnen. Wissen wir doch, daß zu den heute üblichen Aufwendungen andere in nicht unerheblicher Höhe treten müßten. Wir gewinnen ein ungefähres Bild davon, wenn wir uns nach den Jahresberichten der Hauspflegevereine über die pro Fall verursachten Kosten unterrichten. Aus dem des Frankfurter Hauspflegevereins geht hervor, daß eine Pflege durchschnittlich 21 Mk. kostet. Dazu kommen noch Aufwendungen für Milch, Essen, Wäsche ꝛc. So wurden 1901 bedürftigen Pfleglingen (die Ge-

*) Auf eine Erkrankung der Männer kamen 1899 bei den Ortskrank. 17,3, bei den Frauen 21,3 Krankheitstage, während der Durchschnitt der Kassen 16,7 bezw. 19,9 Tage betrug. Deutsche Krankenkassenzeitung vom 2. August 1902 Nr. 31.

**) Geschäftsbericht von 1901.

Digitized by Google

samtzahl der Pflegen belief sich auf 757, die Kosten auf 16000 Mk.) *) 2300 Portionen Mittagessen und 1220 Liter Milch beschafft.

Schließlich ist aber auch mit diesen Angaben nur das eine erreicht, daß sie uns bei einer später aufzustellenden Wahrscheinlichkeitsberechnung unterstützen können, während wir jetzt vor allen Dingen versuchen müssen, den Kreis der zu Versichernden etwas näher zu umgrenzen. Daß er über den der heute Versicherten und Versicherungspflichtigen weit hinausgehen müßte, ist ohne weiteres klar. Wir haben gesehen, daß nicht nur die erwerbstätige, der Gewerbeordnung unterstehende Frau schutzbedürftig ist, sondern daß das in kaum geringerem Grade auch für die übrigen arbeitenden Frauen als da sind, Wäscherinnen, Putzfrauen, landwirtschaftliche Arbeiterinnen **), Heimarbeiterinnen ꝛc., ja unterhalb einer gewissen Einkommensgrenze, auch für die nur hauswirtschaftlich tätigen Frauen zutrifft. Wir haben als Einkommensgrenze, unterhalb deren eine Versicherung obligatorisch sein müßte, Mk. 3000 angenommen.***) Nun ist unsre nächste Aufgabe, festzustellen, 1. wie groß danach der Kreis der Versicherungspflichtigen und 2. wie stark die zu erwartende Inanspruchnahme wäre. Für beides beziehen wir uns auf die preußische Statistik, die besonders in ihrer Einkommensgliederung unseren Zwecken entgegenkommt. Preußen hatte im Jahre 1900 eine Bevölkerung von 33469818 Seelen. Davon waren 20881587 (ausschließlich der 8500 Ausländer) steuerfrei. Die Haushaltung zu 4 Köpfen gerechnet, ergäbe das 5220394 Haushaltungen. Dazu kämen von einer 12579716 Personen umfassenden steuerpflichtigen Bevölkerung 3305103 Censiten, die bis zu 3000 und 337709, die über 3000 Mk. steuerpflichtiges Einkommen hatten. Für uns in Frage kämen sonach etwa 8525500. Doch ist als Fehlerquelle hier in Betracht zu ziehen, daß die Durchschnittszahl der Haushaltungen der Steuerfreien mit 4 Köpfen vielleicht zu niedrig angesetzt ist, wie andererseits, daß sich unter den Censiten nicht nur Haushaltsvorstände, sondern auch Einzelsteuernde befinden. Wir werden das bei Betrachtung der Ge-

*) Jahresbericht für 1901.

**) In Hessen, Baden und Bayern müssen auch die Landarbeiter versichert werden, in Baden auch die Dienstboten.

***) Scheint das manchem zu hoch gegriffen, so sei hier bemerkt, daß angesichts unsrer heutigen Wohnungsmieten ꝛc. ein Einkommen von z. B. Mk. 2500 bei einer nur mittleren Kinderschar schon Ersparnisse für solche Ausnahmefälle und größere Aufwendungen für sie nicht mehr zuläßt. Besonders gilt das für die Großstädte.

Digitized by Google

burtenfrequenz zu berücksichtigen haben. Diese betrug 1900 einschließlich der Totgeburten 1275850. Davon hätten nach Maßgabe der Prozentzahl jener, die mehr als 3000 Mk. Einkommen versteuerten, 51034 auszuscheiden, so daß als versorgungsbedürftig noch rund 1225000 Fälle übrig bleiben würden.

Wir haben nunmehr zu fragen, wieviele von diesen $1^1/_4$ Million Fällen, bezw. wieviel Fälle insgesamt im ganzen Reichsgebiet neben der Unterstützung durch Arzt, Hebamme und Hauspflegerin auf Wöchnerinnengeld als Ersatz für entgangenes Lohneinkommen Anspruch hätten, und wie hoch diese Belastung wäre. Die Berufszählung von 1895 hat die Dienenden eingerechnet, etwa $6^1/_2$ Millionen weiblicher Erwerbstätiger ergeben sich bei einer weiblichen Gesamtbevölkerung von etwa 26 Millionen. Unterstellen wir nun, daß von diesen $6^1/_2$ Millionen ungefähr $1^1/_4$ Million weibliche Kinder, Jugendliche und Matronen für unsre Berechnung außer Betracht bleiben müssen, so ergibt sich, daß wir mit einer annähernden Geburtenfrequenz von 500000 zu rechnen haben. In diesen 500000 Fällen, die also nicht nur die Fabrikarbeiterinnen, sondern auch die Taglöhnerinnen, Dienstboten, landwirtschaftlichen Arbeiterinnen, kurz alle die umfaßten, die gegen Entgelt irgend welcher Art arbeiten, müßte der volle Lohn bezw. entgangene Verdienst für 8 Wochen bezahlt werden. Einen durchschnittlichen Betrag von 12 Mk. pro Woche (dieser Durchschnittssatz wird bei Lohnarbeiten wechselnder Art und einer Reihe von ländlichen Arbeiten nicht erreicht, in der Industrie teilweise überschritten werden) angenommen, ergäbe das pro Fall für 8 Wochen 96, also rund 100 Mk., für 500000 Fälle demnach 50 Millionen Mark. Dazu kämen an Hauspflegekosten, für die nicht 500000, sondern rund 2 Millionen Fälle in Rechnung zu stellen wären, pro Fall 21 Mk., für Arzt, Apotheke, Hebamme zusammen 9 Mk., im ganzen also nochmals 2 Millionen mal 30 gleich 60 M. Mark, zuzüglich der zuvor ermittelten 50 insgesamt 110 M. Mark. Diese 110 M. Mk. verteilen sich auf $8^1/_2$ Millionen Versicherungspflichtiger, so daß sich die Belastung pro Kopf auf knapp 13 Mk. jährlich beziffern würde. Die von uns gedachte Erhöhung des versicherungspflichtigen Einkommens würde den Jahressatz noch herabmindern, da bei den 2 Millionen Fällen, für die wir Hauspflegekosten u. s. w. berechnet haben, ein gut Teil solcher inbegriffen ist, die heute weder versichert, noch sonst wie versorgt sind.

Der von uns sonach ermittelte Betrag ist so geringfügig,

Digitized by Google

daß er neben den Segnungen der geplanten Neueinrichtung nicht ins Gewicht fallen kann, selbst wenn genauere Berechnungen ihn um die Hälfte oder das Doppelte erhöhen sollten. Dies um so weniger, als auch heute schon größere Summen direkt oder indirekt zum Schutze der Mutterschaft aufgewandt werden, die wir bei unserer Berechnung überhaupt nicht eingestellt haben. Und es ist gewiß nicht viel, wenn man bedenkt, welcher Zuwachs an Volkskraft und Gesundheit mit dieser Art von Prophylaxe verknüpft wäre. Auch würden die Ausgaben der Krankenkassen, die i. J. 1900 z. B. 158 Millionen Mark betrugen, dadurch wesentlich vermindert.

Als aufklärend für die Geringfügigkeit der tatsächlich zu erwartenden Belastung mögen noch die Erfahrungen mitgeteilt werden, die man in Frankfurt a. M. mit der Familienversicherung gemacht hat. Sie schloß i. J. 1900 mit einer Mehreinnahme von 4535 M. ab. Die Einnahmen hatten 40646, die Ausgaben 36111 Mk. betragen. Auch wird von dort mitgeteilt, daß die verheirateten Leute die Ortskrankenkasse im allgemeinen verhältnismäßig weniger stark belasten als die Ledigen. Ein neuer Beleg dafür, daß die geordnetere und regelmäßigere Lebensführung, die bei Verheirateten vorauszusetzen ist, den Gesundheitszustand günstig beeinflußt, und ein zwingender Beweis für unsere These, daß vorbeugen besser ist als heilen.

III.

Wie soll die Mutterschaftsversicherung eingerichtet und verwaltet werden und wer soll die Kosten tragen?

Eine Beantwortung der ersten Frage kann selbstverständlich nicht ins Detail gehen, da eine erschöpfende Beantwortung die Grenzen der vorliegenden Abhandlung überschreiten würde. Darum kann nur ganz allgemein darauf hingewiesen werden, daß es sich wie immer und überall, so auch hier als das beste erweisen dürfte, an schon bestehende Einrichtungen, die sich bewährt haben, anzuknüpfen. So kann und sollte hier sachgemäß nicht an einen neuen und komplizierten Verwaltungsapparat, sondern an einen Ausbau der Krankenkassen und zwar der auf dem Prinzip der Selbstverwaltung beruhenden Ortskrankenkassen gedacht werden. Vielleicht könnte man noch einen Schritt weitergehen und, so wie das Frankfurter Arbeitersekretariat es in seinem Jahresbericht für 1901 befürwortet, gleichzeitig mit dem Mutterschaftsschutz die unterhalb einer gewissen Einkommensgrenze obligatorische Familienversicherung

Digitized by Google

einführen. Die Beiträge wären gleichfalls nach verschiedenen Einkommensklassen abzustufen, ebenso die Bezüge ausschließlich der Hauspflege und dessen, was sonst damit zusammenhängt.

Die Beiträge zu leisten hätten: 1. die Versicherten, 2. die Krankenkassen, 3. die Unternehmer bezw. Kommunen, 4. der Staat und zwar alle Kontrahenten zu gleichen Teilen. Das mag im ersten Augenblick ungerecht erscheinen, da jeder unwillkürlich dem die größte Last zumutet, der anscheinend den größten Nutzen hat. Ich sage anscheinend, denn wir werden gleich sehen, daß nicht nur die unmittelbar Versicherten großen Nutzen davon haben würden. Aber wäre es selbst an dem, so darf doch nicht vergessen werden, daß es sich bei der Mehrzahl der zu Versichernden um die mindest leistungsfähigen Bevölkerungsschichten handelt, die so schlecht gestellt sind, daß auch die geringfügigste Belastung des Budgets schwer empfunden wird. Des weiteren ist zu beachten, daß bei Durchführung der obligatorischen Versicherung, die sich vielleicht nach Analogie des Mühlhausener Gebrauchs vom 18. bis 45. Jahr erstrecken könnte, auch solche steuern müßten, die nie in die Lage kommen, die Leistungen der Kasse für sich in Anspruch zu nehmen.

Das zweite Viertel hätten die Krankenkassen aufzubringen. Es ist anzunehmen und in einzelnen Punkten selbst nachzuweisen, daß ihnen die augenblickliche Mehrausgabe mehr als hereingebracht würde. Die geringste Ersparnis wären noch die in Wegfall kommenden Wöchnerinnengelder. Weit bedeutsamer ist die Entlastung der Krankenkassen durch Verminderung der Krankheitsfälle der weiblichen Mitglieder. Wir haben bereits darauf hingewiesen, wie häufig Krankheit und Siechtum der Frauen, selbst wenn sie nicht unmittelbar danach auftreten, auf Vernachlässigung im Wochenbett, zu frühe Wiederaufnahme der Arbeit, mangelhafte Verpflegung u. ähnl. m. zurückzuführen sind. Wir können aber auch einen negativen Beweis für diese Unterstellung erbringen. Nach der „Deutschen Krankenkassenzeitung“*) blieb die Zahl der Erkrankungsfälle der weiblichen Mitglieder der Kassen (Wochenbettsfälle nicht eingerechnet) hinter der Erkrankungsziffer der männlichen Mitglieder auch relativ zurück. Auf je 100 Versicherte kamen 1899 38 Krankheitsfälle. Nach Geschlechtern verteilt fielen auf 100 Männer 39,4, auf 100 Frauen aber nur 33,3 Er-

*) Vom 2. 8. 02 Nr. 31. Die Beteiligung der Frauen an der Krankenversicherung.

Digitized by Google

krankungsfälle. Dagegen nahm ein Krankheitsfall bei den Männern 16,7 Tage, bei den Frauen 19,9 Tage in Anspruch. Bei den Orts- und Innungskrankenkassen ist das Verhältnis sogar ein solches, daß nicht nur relativ, sondern auch absolut die Krankheitstage der weiblichen Mitglieder überwiegen. Das legt den Rückschluß nahe, daß die besonders in den niedrigen Lohnklassen stark vertretenen weiblichen Mitglieder aus den allgemein bekannten Gründen zu lange zögern, bevor sie die Hilfe des Arztes in Anspruch nehmen, oder daß es sich eben um eingefressene Übel der oben besprochenen Herkunft handelt, die zu länger andauernder Erkrankung führen. Darum werden die Krankenkassen sich selbst ganz wesentlich nützen, wenn sie mit dazu beitragen, daß in so entscheidungsschwerer Zeit, wie sie das Wochenbett ist, die Frauen besser verpflegt werden, daß sie längerer Arbeitsruhe genießen und geheilt und gekräftigt zu ihrer Arbeit zurückkehren können.

In der gleichen Richtung liegen die Vorteile, die der für das dritte Beitragsviertel in Aussicht genommene Unternehmer von der Sache hätte. Auch ihm kann nur daran gelegen sein, daß seine Arbeiterschaft kräftiger, widerstandsfähiger und gesünder, das ist leistungsfähiger, wird. Darum ist es nur billig, wenn er auch zu den Kosten beiträgt und zwar nach Maßgabe der Kopfzahl der von ihm beschäftigten weiblichen und *männlichen* Arbeiter. Die im ersten Augenblick etwas befremdlich aussehende Forderung, daß der Unternehmer nach der Kopfzahl der von ihm beschäftigten weiblichen und männlichen Arbeiter steuern soll, findet wohl ohne weiteres ihre Rechtfertigung darin, daß der Lohn der Arbeiter, wie wir gesehen haben, für solche Zwischenfälle nicht ausreicht und andererseits die Segnungen eines geordneten Heimwesens mittelbar auch dem Unternehmer zu gute kommen und zwar in Gestalt gesteigerter Arbeitsfreudigkeit und Fähigkeit aller seiner Arbeiter.

Die hierhin gehörige Beitragsquote für die Familien, deren Vorstände oder Frauen nicht durch private Unternehmer beschäftigt werden (ich denke hier an die kleinen Handwerker, Hausindustriellen, Inhaber von Alleinbetrieben, an die kleinen Beamten 2c.) müßte die Kommune übernehmen. Für den Kundigen bedarf es keines besonderen Nachweises dafür, daß auch hier der Vorteil größer wäre als die Kosten. Die Armenbudgets insbesondere der Großstädte tun in beredter Weise dar, wie oft ein Wochenbett oder ähnliches Veranlassung zum ersten, aber nicht zum letzten Eintreten der Armenbehörde gab. Auch hier zahlt recht häufig der

Digitized by Google

erste Schritt für alle folgenden, und ich bin überzeugt, daß einsichtige Sachkenner, daß insbesondere die Leiter der großen Armenämter es freudig begrüßen würden, wenn auf solche Weise der Versuch gemacht werden könnte, diesen ersten Schritt zu vermeiden. Es dürfte unschwer nachzuweisen sein, daß das auch im fiskalischen Sinn kein schlechtes Geschäft wäre.

Bleibt noch das 4. Viertel, für das in aller Selbstverständlichkeit der Staat einzutreten hätte. Der Staat, das ist die Volksgemeinschaft, hat das lebhafteste Interesse an der Gesundheit und Wohlfahrt aller seiner Angehörigen. Er hat die Verpflichtung, dafür zu sorgen, auch schon mehrfach anerkannt. So z. B. durch Einrichtung der Invaliditäts- und Altersversicherung. Und wie das B dem A, sollte diesem Anfang, der sich vorgesetzt hat, ausgleichend zu wirken, jenes andere folgen, das vorbeugen will. Es liegt ja nahe und ist auch menschlich begreiflich, daß man offensichtliche Übel an erster Stelle zu bekämpfen und zu mildern sucht. Wichtiger aber noch ist es, sie nach Kräften und vor allen Dingen sie rechtzeitig zu verhüten. Nun gibt es aber zweifellos keinen besseren Schutz gegen früh-, das ist vorzeitige Invalidität, als eine gesunde Lebensgrundlage und eine Lebensführung, die dazu angetan ist, Gesundheit und Kraft möglichst lange zu erhalten. Das aber geschieht, wenn gesunde Mütter ein gesundes Geschlecht gebären können, wenn sie der Pflege des Säuglings nicht allzufrühe entrissen werden, wenn sie so gekräftigt zur Arbeit zurückkehren, daß sie neben einer zeitlich nicht übertriebenen Tagesarbeit den Pflichten der Mutter gerecht werden können. Ebenso wie es geschieht, wenn der Mann jederzeit zu Hause ein geordnetes und behagliches Familienleben antrifft, wie es sich nicht zuletzt auf der Möglichkeit einer regelmäßigen Versorgung des Hauswesens aufbaut.

Neben diesen zweifellos vorhandenen, wenn auch zahlenmäßig nicht nachweisbaren Segnungen, die ein umfassender Schutz der Mutterschaft und des Familienlebens zur Folge haben würde, gibt es andere, die in der Tat auch durch die Überzeugungskraft der Zahl zu wirken vermögen. Erinnern wir uns der Mühlhausener Einrichtung eines mindestens 6 Wochen umfassenden Wöchnerinnenschutzes. Die Absicht war wohl in erster Linie der Schutz der Mutter. Das mußte selbstverständlich auch den Kindern zu gute kommen, und als Folge ergab sich eine Verminderung der Säuglingssterblichkeit von 38 auf 25 %. Ein volles Drittel Menschenkinder mehr als zuvor wurde dem Leben erhalten. Wie

Digitized by Google

erfreulich das ist nnd zwar nicht nur vom Gefühlsstandpunkt der Mutter aus angesehen, mag eine kurze Überlegung uns klar machen. Jede Menschenpflanze, die kaum ans Licht getreten, dem Untergang verfällt, gleicht der tauben Blüte, die Kraft und Mark der Pflanze an sich gezogen, dem Haushalt der Natur aber keinen Nutzen gebracht hat. So schadet eine über das natürliche Maß hinaus erhöhte Säuglingssterblichkeit dem Haushalt des Staates. Sie ist eine unnütze und ungenützte, demnach verschwenderische Verausgabung der Volkskraft, eine unverantwortliche Verwüstung der nationalen Leistungsfähigkeit und Zukunftshoffnung. „Der Schutz der Mütter und der Kindheit wird das menschliche Kapital erneuern und verbessern, das für den Staat die Quelle allen Reichtums oder aber, wenn vergeudet, die Ursache unabwendbaren Niedergangs bedeutet.“*)

Ich bin am Ende meiner Ausführungen.**) Den Fachleuten der verschiedenen Gebiete muß es überlassen bleiben, diese Anregungen zu ergänzen und auszubauen oder zu berichtigen. Vielleicht ist manchen der Plan zu umfassend und sie würden es vorziehen, auf dem sicheren Grund der gegebenen Versicherungspflicht weiterzubauen. Ihnen sei entgegnet, daß das dem Tropfen auf heißem Stein gleichen würde, und daß das Bedürfnis nach Schutz und Pflege in so kritischer Zeit nicht vor der Türe der nur hausarbeitenden Frau halt macht.

Darüber kann aber wohl kein Streit sein, daß ein solches Bedürfnis vorhanden und daß es für das gesamte Volk ebenso sehr eine Pflicht der Menschlichkeit als ein Gebot der Volkswohlfahrt ist, daß den unwürdigen und durchaus unzulänglichen Zuständen auf diesem Gebiet ein Ende gemacht werde.

*) L' Assurance Maternelle von Louis Frank, Brüssel—Paris, S. 62.

**) Zu bemerken ist noch, daß mit vollem Bedacht unterlassen wurde, die naheliegenden Fragen der öffentlichen Wöchnerinnen-, Säuglings- und Kinderfürsorge mit zu behandeln. So wesentlich und unerläßlich eine gleichzeitige Inangriffnahme der hierhin gehörigen Aufgaben auch sein mag: im vorliegenden Falle wäre sie danach angetan gewesen, das schwierige Problem zu verwirren. Auch so konnten nur Anregungen gegeben werden.

Digitized by Google

Die Jesuiten.

Als der Antisemitismus im Verein mit dem Ultramontanismus die liberale Gemeindeverwaltung der Kaiserstadt an der Donau zu Falle gebracht hatte und die Reaktion ihren Einzug in das von Meister Schmidt erbaute herrliche Rathaus hielt, bat ich Frohschammer, in einer Wiener Zeitung einen Aufsatz über, resp. gegen den Jesuitismus zu veröffentlichen und seine warnende und gewichtige Stimme zu erheben.*) Er antwortete mir, er sei leider gegenwärtig durch philosophische Arbeiten vollauf in Anspruch genommen, er habe jedoch in seinem Schreibtische einen vor Jahren geschriebenen Artikel „Die Jesuiten", den er seiner Zeit nicht publiziert habe und den er mir gerne zur Verfügung stellen wolle. Derselbe ist, wie aus der Einleitung erhellt, im Frühling des Jahres 1866 verfaßt worden, da König Maximilian II. am 10. März 1864 entschlief.

Wien, Februar 1903.

Dr. B. Münz.

So ist denn auch München mit einer Jesuiten-Mission beglückt. Am 10. März zogen sie in München ein, — am Todestage des Königs Maximilian II. Das Trauergeläute um den dahingeschiedenen, vielverehrten und vielbetrauerten König ist zum Triumphgeläute für die Jesuiten geworden, zum Triumphgeläute bei dem endlich errungenen Wiedereinzug in ihre altberühmte und ersehnte ehemalige Residenzstadt München. Bekanntlich hat König Maximilian II. grundsätzlich die Jesuiten und ihre Missionen von seinem Volke, insbesondere von seiner Hauptstadt ferne zu halten gesucht, wie sie auch unter den früheren Königen trotz eifriger Bestrebungen keinen Eingang finden konnten. Der Grund davon lag wohl darin, daß er in den Jesuiten die Vorkämpfer der ultramontanen Partei erblickte, sie als Vertreter und gleichsam als Symbol der politisch übergreifenden Kirchengewalt und des konfessionellen Haders betrachtete. Diese Grundsätze und diese Willensmeinung des verewigten Königs konnten an der Stelle nicht unbekannt sein, von welcher die Berufung dieser Jesuiten-Mission ausging; und es ist in der Tat traurig und schmerzlich wahrzunehmen, daß man gerade da, wo man alles, was man ist und hat, der Gnade dieses edlen Fürsten verdankt, nicht einmal

*) Jakob Frohschammer (geb. 1821 † 1893), Professor der Philosophie an der Universität München, war, obwohl selbst katholischer Priester, einer der schärfsten und wirkungsvollsten Bekämpfer des Ultramontanismus im 19. Jahrhundert. Rom belegte ihn mit allen ihm zu Gebote stehenden geistlichen Strafen, boykottierte seine Vorlesungen; aber F. blieb fest und stritt für die Wahrheit bis ans Ende. D. H.

Digitized by Google

mehr so viel Rücksicht und Pietät beurkundete, um ein so auffallendes Zusammentreffen zu vermeiden, sondern gerade den Tag, welcher der ehrenden Trauer um denselben geweiht war, zur tatsächlichen Verurteilung und Verwerfung seiner Grundsätze und Gesinnung in diesem Betreffe auserwählte! Sollte wirklich zwei Jahre nach dem Tode des so hoch gefeierten Königs auch seinem Geiste schon zu Grabe geläutet sein bei seinem Volke?

Am Tage nach dem Trauerfeste begannen die Predigten. Begreiflicherweise hat die Tagespresse sich alsbald über diese Missionsangelegenheit ausgesprochen, nachdem das Gerücht davon sich verbreitet hatte. Die liberalen Blätter waren selbstverständlich nicht dafür, wenn auch zum Teil nicht geradezu entgegen; um so entschiedener aber nahmen sich die ultramontanen Blätter der Sache an, und man konnte meinen, alles Recht und Heil der katholischen Kirche sei vernichtet, wenn diese Jesuitenmission von der Regierung nicht gestattet werde. Gegen die liberalen Blätter machten sie wiederum, wie dies in solchen Fällen üblich ist, die „Freiheit" geltend, von der sie sonst nichts wissen wollen, die sie vielmehr auf alle Weise bekämpfen. Sie fanden, daß es nicht folgerichtig sei und nicht gerecht, wenn diejenigen, welche sonst allenthalben der Freiheit, insbesondere auch der religiösen Freiheit das Wort reden, der katholischen Kirche resp. Hierarchie nicht auch die Freiheit gewähren wollten, nach ihren Grundsätzen kirchliche Anordnungen zu treffen und also auch die kirchlich genehmigte Jesuitengesellschaft predigen zu lassen. Dahinter steckt indes nur Sophistik. Es wäre allerdings nicht folgerichtig für den Liberalismus, religiöse Freiheit zu verteidigen und zu fordern und doch irgend einer religiösen Gemeinschaft, auch wenn sie den Staatsgesetzen in nichts widerspricht, Berechtigung und Aufnahme zu versagen; aber es ist nicht inkonsequent und nicht ungerecht, den erklärten Feinden der Freiheit, insbesondere der religiösen, entgegenzuwirken und ihnen die Freiheit oder Ermächtigung zu versagen, jene Freiheit in Staat und Religion zu bekämpfen und, so weit es möglich ist, zu vernichten. Das ist unschwer einzusehen für jeden, der gesund zu denken vermag und einsehen will.

Doch lassen wir das. Die geistliche Oberbehörde der Erzdiözese München-Freising hat es nun einmal für angemessen oder notwendig erachtet, dem religiösen, sittlichen und kirchlichen Leben der Einwohnerschaft Münchens eine Auffrischung und Wiederbelebung angedeihen zu lassen, und da es ihr offenbar schien, daß die zahlreiche Geistlichkeit Münchens dieser Aufgabe nicht gewachsen

Digitized by Google

sei, so hat sie Priester von auswärts berufen zur Abhaltung einer sogenannten Mission in München, wie es ja auch sonst und anderwärts geschah. Gut, wir wollen über all dies nicht richten. Warum aber mußten diese Missionäre gerade Jesuiten sein, deren Orden oder Gesellschaft in Bayern nicht rezipiert ist? Mußten es durchaus Ordensmänner sein, so gab es ja in den verschiedenen in Bayern aufgenommenen, rezipierten Orden ganz sicher tüchtige Männer in hinreichender Anzahl, welchen die Abhaltung der Mission mit gutem Gewissen anvertraut werden konnte. Warum also wurden gerade Jesuiten berufen, die in Bayern staatsgesetzlich nicht zugelassen sind? Wir wollen und dürfen nicht annehmen, daß der geistliche Oberhirte oder „Kirchenfürst" dies getan habe etwa den Staatsgesetzen und der Regierung zum Trotz und um einen neuen Schritt zu tun in Betätigung der Machtvollkommenheit und Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt gegenüber der weltlichen. Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß die geistliche Oberbehörde durch diesen gelungenen Schritt sich neue Befestigung geben, mit neuer Zuversicht stärken konnte zu weiteren Schritten gegenüber der Staatsregierung. Wenn auch die von der Staatsgewalt gewährte Erlaubnis zur Abhaltung der Mission durch die Jesuiten wesentlich nur aus liberaler Inspiration hervorging, der zufolge man von Maßregeln des früheren Polizeistaates Umgang nehmen wollte gegenüber der Kirche, immerhin läßt sich diese endlich gewährte Erlaubnis in betreff der Jesuiten halb und halb wie ein Eingeständnis früheren Unrechtes gegen dieselben darstellen. Überhaupt ist der moderne Staat, je liberaler und weniger absolutistisch er ist, umsomehr in eigentümlicher und mißlicher Stellung gegenüber der ganz unliberalen und absolutistischen katholischen Kirche (resp. dem Papsttum). Diese, welche allen Liberalismus verdammt und auf Leben und Tod bekämpft, verlangt gleichwohl vom Staate im Namen dieses Liberalismus Zugeständnisse und Aufhebung früherer Schutzmaßregeln gegenüber der Kirchengewalt. Dadurch erhält diese natürlich große Vorteile jenem gegenüber und kann ihre Machtvollkommenheit, wenn auch nicht gerade der Staatsgewalt, doch jedenfalls dem Volke gegenüber mehr und mehr erweitern und befestigen. Wer aber das Volk in seiner Gewalt hat, dem kann auch die Staatsgewalt nicht für die Dauer widerstehen. So wird der Liberalismus von der ultramontanen Partei und der absolutistischen Kirchengewalt ausgebeutet, um ihn und den Staat zugleich zu bekämpfen, zu beherrschen und den kirchlichen Absolutismus mehr und mehr zu befestigen. Wir

Digitized by Google

behaupten indes nicht, daß der Erzbischof in München bei Berufung der Jesuitenmission an derlei Dinge gedacht habe. Nein, derselbe hat nicht aus Eigensinn und der Regierung und dem Liberalismus zum Trotz gerade Jesuiten zur Mission berufen, oder um seine kirchlich-hierarchische Allgewalt zu prüfen und zu betätigen, auch nicht, um durch geschickte, gewandte Prediger das Volk zu bearbeiten und für hierarchische Machtvollkommenheit günstig zu stimmen und zu gewinnen. Wir halten vielmehr dafür, daß der „Kirchenfürst" dabei wirklich einzig und allein die Zwecke eines Apostels im Auge hatte, den Glauben, die Sittlichkeit, das Seelenheil der anvertrauten Herde, und daß er bei der Berufung der Jesuiten von der sicheren Überzeugung ausging, daß gerade diese allein oder wenigstens vorzugsweise geeignet seien, die genannten Zwecke zu erreichen, und daß ihm eben damit sein Verfahren hinreichend gerechtfertigt erscheint.

Dies setzt aber die Annahme voraus, daß sich gerade die Jesuiten im katholischen Klerus durch Tüchtigkeit für den genannten Zweck, also durch wissenschaftliche Kenntnisse, durch Glaubenseifer, durch reine Sittenlehre, durch kirchlichen Geist und hervorragendes Geschick in der Seelenführung hervortun, so daß gerade durch sie die Vernunft der Gläubigen am besten gebildet und erleuchtet, der Glauben belebt und gestärkt, die Moralität verbessert und das kirchliche Leben gehoben wird. Ob dies wirklich so sei und alle diese Zwecke am sichersten gerade durch die Jesuiten erreicht werden und ob also die Jesuitenmission sich damit vollkommen rechtfertige, möchten wir im folgenden prüfen und entscheiden. Es ist dies keine angenehme und dankbare Aufgabe, allein falscher Schein und Anspruch fordert Prüfung und wahrhaftes Zeugnis heraus und umsomehr, wenn hierdurch nicht bloß die Wahrheit überhaupt ans Tageslicht gefördert wird und Zeugnis erhält gegenüber der Täuschung und dem Irrtum, sondern auch von anderen, nämlich von dem übrigen katholischen Klerus ein Unrecht abgewehrt wird, nämlich die falsche Meinung, das Vorurteil, als stünde er tief unter den Jesuiten an Tüchtigkeit und vermöge nicht das gleiche, geschweige denn Besseres als jene zu leisten.

Unsere Prüfung wird sich übrigens nicht etwa an die 126 Missionspredigten halten, welche jetzt in den Kirchen Münchens zu hören sind. Wir wußten im voraus, daß sich diese Jesuiten als geschulte, gewandte Redner bewähren und eine große Zuhörerschaft anziehen, daß sie auch mit Vorsicht auftreten und hinwiederum in betreff des Inhalts ihrer Predigten über das Gewöhn-

Digitized by Google

liche nicht hinauskommen würden. In Bezug auf die Form und Erscheinung aber haben sie eben alle Vorteile wohlgeschulter Virtuosen für sich, die sich auf einige Stücke beschränken und vor dem Publikum in Gastrollen erscheinend, die Erwartung und Neugierde desselben erregen. Die Grundsätze, die Bestrebungen und Ziele der Gesellschaft Jesu (das, was man den Jesuitismus nennt), treten selbstverständlich in diesen öffentlichen Reden nicht klar hervor und können jedenfalls vom großen Publikum nicht daraus erkannt werden, wenn auch die Eingeweihteren sie da und dort anklingen hören. — Unsere Untersuchung hält sich an die Geschichte der Gesellschaft Jesu, ihrer Wirksamkeit und ihrer Erfolge, um die oben genannten Fragen in betreff derselben zu beantworten. Man erwarte aber nichts über die Lehre vom „Königsmord", nichts über die „laxe Moral", nicht einmal etwas über den berüchtigten Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel" und dergl. Wir haben es mit dem zu tun, was unseres Erachtens wichtiger ist und zuverlässiger und ernsthafter zur Charakterisierung der Bedeutung und Wirkung des Ordens zu dienen vermag.

Die erste Frage, die hier wenigstens eine kurze Beantwortung finden soll, lautet: Ragen die Jesuiten wirklich an Wissenschaft über alle anderen Kleriker in der katholischen Kirche so sehr hervor, daß da, wo es gilt, Vernunft und Einsicht der Gläubigen zu bilden, vor allen die Jesuiten am Platze sein müssen? Diese Frage ist umsomehr am Orte, da sie selbst in ihren Predigten erklären, sich vorzugsweise auf den Standpunkt der „Vernunft" zu stellen bei Begründung der religiösen Lehren und sich vor allem an den Verstand, nicht an das Gefühl der Zuhörer zu wenden, damit ihre Mission nicht etwa nur einem Strohfeuer gleiche, ohne Nachhaltigkeit und bleibenden Gewinn verlaufe. Was nun die wissenschaftlichen Leistungen der Jesuiten vor der Aufhebung ihres Ordens betrifft, so ist längst anerkannt, daß es ihnen wesentlich an produktiver, eigentlich schöpferischer Macht gefehlt habe, daß sie nur Werke der Gelehrsamkeit und logischen Dressur zustande gebracht haben, mit nur wenigen Ausnahmen nur in scholastischen Kommentaren, die eben der verfallenden Scholastik angehören, in Kasuistik von zweideutigem Verdienst und in konfessioneller Polemik stark waren. Die wahrhaft fruchtbare historische, naturwissenschaftliche und philosophische Forschung fand durch sie so viel wie keine Förderung (mit verhältnismäßig ganz geringen Ausnahmen, die auch nicht aus dem Geiste des Ordens hervorgingen). Seit der Wiederherstellung des Ordens aber haben sie auf keinem

Digitized by Google

Gebiete noch irgend etwas Bedeutendes, Originales geleistet. Nichts in der geschichtlichen Forschung, nichts in der Naturwissenschaft, ebensowenig in der Philosophie und endlich selbst in der Theologie. Allerdings haben sie sich in den letzten Jahrzehnten mit Theologie und fast noch mehr mit Philosophie beschäftigt, aber ihre Leistungen auf beiden Gebieten bestehen wesentlich nur darin, daß sie die alten Scholastiker, insbesondere Thomas von Aquino, wieder hervorgezogen haben und ausschließlich zur Geltung bringen wollen. Als historisches Studium könnte man sich dies noch gefallen lassen, allein dies ist nicht der Sinn und die Meinung bei ihrem Wiederhervorziehen der Scholastiker, sie wollen vielmehr die Scholastik, insbesondere Thomas an die Stelle der neueren Philosophie setzen und zu unbedingter Geltung in Philosophie wie Theologie bringen. Der Papst, das „höchste Orakel", wie sie ihn in ihrer Zeitschrift Civiltà cattolica nennen, mußte ihnen dabei an die Hand gehen und alle Kritik der scholastischen Wissenschaft den katholischen Gelehrten verbieten und dieselbe in jeder Beziehung, sogar auch in Beziehung auf wissenschaftliche Methode approbieren, was er denn auch zu wiederholten Malen redlich getan hat. Die Theologie und Philosophie ist also hiernach wesentlich fertig; die letztere ist die Magd der Theologie und muß ihre Dienste in der Vorhalle der christlichen Kirche verrichten und die Leute bis zur Türe des Heiligtums hinführen, selbst hineingehen kann und darf sie nicht. So haben die Scholastiker die Sache aufgefaßt und festgestellt und so muß es auch bleiben, denn so ist es einzig kirchlich und christlich. Die Widersprüche, die Unfruchtbarkeit dieser Wissenschaften, wenn sie nach dieser alten Schablone behandelt werden, bemerkt oder beachtet man nicht. Wenn auch die Beweise der Scholastiker nicht mehr stichhaltig sind und also nichts mehr beweisen, so tut das nichts, sie müssen doch beibehalten und als Beweise geltend gemacht werden, und unkirchlich, unchristlich ist jeder, der sie nicht will gelten lassen. Die wissenschaftlichen Beweise, welche den Glauben begründen sollen, müssen eben selbst geglaubt werden, wie man den Leuten auch vorsagt, der christliche Glaube sei begründet durch die Wunder, und dann hinwiederum auch ohne weiteres die Forderung stellt, daß die Wunder selbst ihrerseits zu glauben, also ohne strengen Beweis und Begründung anzunehmen seien. Es ist dies freilich ein ziemlich allgemein üblicher theologischer Zirkel; man sieht nicht ein, daß dies in unserer Zeit so viel heißt als den leichteren Glauben durch den schweren Glauben begründen wollen.

Digitized by Google

Dieser alten Schablone gemäß hält man auch noch immer daran fest, daß die Philosophie, die natürliche Vernunft, zuerst das Dasein Gottes beweisen müsse und dann erst die Erkenntnis der geschichtlichen Offenbarung und Menschwerdung Gottes in Christus möglich sei. Man sieht nicht ein, wie töricht es ist, aus der unklaren Offenbarung Gottes in der Natur die klare Offenbarung in der Geschichte erkennen und begründen zu wollen und die Wissenschaft von Gott auf die Betrachtung der dunklen, für ungöttlich gehaltenen Natur zu stellen, während man die behauptete Offenbarung und persönliche Erscheinung Gottes in der Geschichte für unbrauchbar und unstatthaft zum Behufe wissenschaftlicher philosophischer Gotteserkenntnis erklärt. Erst soll das Dasein Gottes aus der sinnlichen Natur, der Bewegung, den Naturerscheinungen bewiesen werden, dann erst soll es möglich sein, die Offenbarung Gottes in der Geschichte und in Christus insbesondere zu erkennen. Die unklare Offenbarung soll da als Mittel dienen, die klare Offenbarung zu erkennen, die dunkle Offenbarung Gottes soll für die menschliche Vernunft erkennbar und zugänglich, die klare Offenbarung oder gar persönliche Erscheinung Gottes in der Geschichte soll für die menschliche Vernunft unerkennbar und unzugänglich sein! Die philosophische oder Vernunft-Forschung soll daher vom Gebiete des spezifischen Christentums ausgeschlossen sein. Jedes klare, gesunde Denken muß anerkennen, daß, wenn wirklich in Christus die höchste, vollendetste Offenbarung Gottes an die Menschen stattfand, dann jedenfalls darauf auch am ehesten, sichersten der Beweis für Gottes Dasein und Wesen sich müsse gründen lassen, daher allenfalls durch Erforschung dieser geschichtlichen Erscheinung jemand zur Überzeugung vom Dasein Gottes kommen könnte, wenn auch alles andere ihm als unbrauchbar zu solchem Beweise erschiene; so daß Christus der höchste und wichtigste Gegenstand gerade der philosophischen Forschung sein kann und muß.*) Allein das paßt nicht zur alten

*) Ein unbefangener Leser wird es freilich kaum glaublich finden, daß man nach jesuitisch-scholastischen Grundsätzen zwar beispielsweise vom stofflichen Dasein, von den Pflanzen, Insekten u. s. w. ausgehen dürfe, um durch deren Betrachtung das Dasein und Wesen Gottes philosophisch zu erkennen und zu begründen, nicht aber von der Person und Wirksamkeit Christi, um darauf vor allem die gewisseste Erkenntnis vom Dasein und wahren Wesen Gottes auch philosophisch zu gründen. Und doch ist es so. Wer Christus selbst zum Gegenstand philosophischer Forschung machen und so eine Art christlicher Philosophie gewinnen will, wird als Rationalist bezeichnet und für unchristlich resp. unkirchlich gehalten!

Digitized by Google

scholastischen Schablone, daher ist es unzulässig und wer dergleichen im Vertrauen auf vernünftiges Denken und das geistige Bedürfnis der Gegenwart behauptet, der ist unkirchlich, unchristlich.

Nach den Grundsätzen der Jesuiten und ihrer scholastischen Anhängerschaft müßte man annehmen, daß in der Geschichte der Menschheit die späteren Jahrhunderte und Generationen die jüngeren und daher unmündigen seien, die früheren aber die älteren und mündigen; so ist es aber nicht, sondern die späteren Jahrhunderte und Generationen sind die älteren und bei normaler Entwickelung die mündigeren, und die neueste Zeit ist die älteste und ihrer Bildung und Einsicht gebührt daher jedenfalls ebenso viel oder der Natur der Sache nach sogar mehr Vertrauen als jener der früheren Zeiten. Denn die menschliche Erkenntnis, die Bildung nnd Wissenschaft ist eine natürliche, geschöpfliche, den Bedingungen, den Gesetzen des Natürlichen unterworfen, mag der Inhalt derselben Natur oder Offenbarung sein. Das will man freilich auf jesuitisch-scholastischer Seite nicht zugeben, die Philosophie und Theologie soll seit Jahrhunderten schon wesentlich vollendet sein, inhaltlich und selbst der Form und Methode nach. Nur für die Naturwissenschaft und für die archäologische und ästhetische Forschung will man einen Fortschritt als zulässig und notwendig erachten. Auch von der Geschichte will man nicht viel wissen, außer etwa um einzelne widerspenstige Ereignisse dem scholastischen System anzupassen. Als wäre es irgend vernünftig denkbar, daß zwar vom Leichteren, dem natürlichen Menschen unmittelbar Zugänglichen erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden allmählich sichere Kenntnis gewonnen und die Wissenschaft davon vervollkommnet würde, dagegen die Wissenschaft vom Schwierigeren, vom Geistigen und Göttlichen schon viel früher vollendet und fix und fertig geworden sei und zwar zur Zeit der Scholastik, wo man in Bezug auf die Natur und Geschichte in so tiefer Unkenntnis sich befand! Und selbst wenn es so wäre, so könnte doch die jesuitisch-scholastische Ansicht nicht die richtige, konsequente sein, sondern dann müßte man lieber gleich zurückgehen bis zur Zeit der Dogmenbildung und der Kirchenväter, was man aber von dieser Seite nicht zugestehen will, da man bei diesen zu wenig feste Formeln findet, mit denen sich in mechanischer Weise hantieren läßt. Die Kirchenväter selbst sollen vielmehr erst nach den Scholastikern verstanden, gedeutet werden wie die alten Philosophen. Die jesuitisch-scholastische Wissenschaft schließt also gerade die zwei lebensvollen, fruchtbaren Perioden des wissenschaftlichen Strebens aus oder läßt sie wenigstens nicht

Digitized by Google

zur Geltung kommen, nämlich die Zeit des noch jugendlichen, in erster Frische strebenden Christentums und das wissenschaftliche Streben der Theologie und Philosophie der neueren Zeit, das durch die großen Fortschritte aller übrigen Wissenschaften so sehr Anregung und neue Befruchtung erhalten hat. Man will in Bezug auf Resultate und Methode auf einem bestimmten Punkt der Vergangenheit still stehen; da aber in allem übrigen Vorwärtsstreben stattfindet, so ist dies nicht bloß ein Stillestehen, sondern ein Zurückbleiben. Die Jesuiten und ihre Anhänger haben daher in neuerer Zeit in keiner Beziehung irgend Bedeutendes geleistet, nichts gegenüber dem Materialismus und Naturalismus, wenn auch nach und nach manche von ihnen anfangen, aus den Leistungen anderer Bücher hierüber zusammenzustoppeln, nichts gegenüber dem Pantheismus, den sie nicht verstehen und noch weniger würdigen können; dem Rationalismus sind sie selbst weit mehr verfallen als jene Philosophen, die sie des Rationalismus beschuldigen und um desselben willen verfolgen lassen, nur mit dem Unterschied, daß sie ihn zuletzt mechanisch, durch sogenannte Unterwerfung von sich abtun und dadurch zeigen, daß sie einer wissenschaftlichen Überzeugung gar nicht fähig sind, sondern ihre sogenannte Wissenschaft nur wie ein äußerliches Werkzeug gebrauchen, das sie beliebig nehmen und wieder wegwerfen können. Wenn der eine oder andere ihrer Schüler in kirchengeschichtlicher Forschung einiges leistete, so geschah es nur, weil sie in Deutschland dazu Anregung erhielten und die Methode ihrer Lehrer verließen, und auch da dienen sie größtenteils beschränkten Tendenzen und Parteizwecken. Endlich selbst in der Polemik (Symbolik) gegenüber dem Protestantismus, einstens ihrer Stärke, haben sie in neuerer Zeit nichts geleistet, was sich irgend entfernt mit Mühlers Leistungen in dieser Beziehung vergleichen ließe. Perrone, der gegenwärtig als das wissenschaftliche Haupt der Jesuiten und jesuitischen Partei gelten kann, kommt in seiner Schrift über den Protestantismus über die Anschauungsweise des 16. Jahrhunderts nicht hinweg; er vermag im Protestantismus nichts zu erblicken als das größte Verbrechen, das je begangen worden ist, und die Protestanten können ihm daher nur als Verbrecher erscheinen (wenigstens die gebildeten), über die man als solche die schwersten Strafen verhängen müßte, wenn man nur könnte. Diese wissenschaftliche Unfähigkeit und Unfruchtbarkeit ist übrigens nicht Schuld der Personen, sondern des Ordens und seiner Bildungsweise. Die logische Bildung ist zwar an sich gut

Digitized by Google

und förderlich, aber die einseitige bloß logische Dressur verbildet den Geist und macht ihn unfruchtbar. Sie macht zwar fähig zum scholastischen Betrieb der Wissenschaft, zur syllogistischen Handhabung gegebener Grundsätze und Voraussetzungen; sobald es sich aber um die Prinzipienfragen in Philosophie und Theologie selbst handelt, wie das in unserer Zeit so sehr der Fall ist, dann erweist sie sich als unfähig. Sie vermögen den Gegner nicht zu fassen und nicht zu treffen, da sie nur auf Grundlage ihrer Voraussetzungen stark sind, die der Gegner nicht teilt. Das zeigt sich allenthalben bei naturwissenschaftlichen, philosophischen uud historisch-kritischen Problemen. Was sie z. B. in der brennenden Frage über den göttlichen Charakter Christi zu sagen wissen, ist durchaus ungenügend und trifft nicht die jetzigen Gegner, sondern allenfalls nur die Rationalisten vor 50 und mehr Jahren, die jetzt längst überwunden sind.

So verhält es sich mit der Wissenschaft der Jesuiten, sie stehen in dieser Beziehung bei weitem nicht auf der Höhe der Zeit und können daher gegen die Gebildeten in der Tat auch gar nichts ausrichten. Wollte man daher durch diese Mission an die „Vernunft" der Gläubigen sich wenden und ihre Einsicht fördern, so waren nicht gerade Jesuiten notwendig oder auch nur besonders geeignet; jede Diözese schließt sicher eine hinreichende Anzahl von Priestern in sich, die in Deutschland und nicht nach scholastischer Methode gebildet sind und ebenso gut oder vielmehr noch besser geeignet wären, die Gläubigen zu belehren und zu bilden. Wollten sich die Bischöfe diese zu Missionen auserlesen und berufen, sie würden dadurch ihrem eigenen Klerus Vertrauen erweisen, würden durch solche bevorzugende Gelegenheit erhöhterer Wirksamkeit seinen Eifer anspannen und den Tüchtigsten Gelegenheit geben, sich kenntlich zu machen und vor dem Verkommen in unzulänglicher Wirkungssphäre zu bewahren. Allerdings würde eine so gebildete Mission vielleicht weniger Neugierige anziehen und unscheinbarer bleiben, allein an guter Wirkung und Segen dafür reicher und reichhaltiger werden.

Vielleicht lassen sich aber die sittlichen Zwecke einer Mission am besten, sichersten gerade durch Jesuiten erreichen, entweder weil etwa ihre Sittenlehre die reinste, gesündeste ist, oder weil sie es am besten verstehen, der Sittenlehre Eingang und Befolgung zu gewinnen. Was nun die Reinheit der Sittenlehre betrifft, so haben bekanntlich die Jesuiten die öffentliche Meinung nicht für sich, daß sie sich darin auszeichnen; man hat ihnen vielmehr von

Digitized by Google

jeher eine zu laxe, spitzfindige Moral zum Vorwurf gemacht. Wir wollen uns hier darauf nicht einlassen und bemerken nur, daß allerdings der sogenannte Probabilismus, d. h. die Annahme, daß man in zweifelhaften Fällen seinen Willen und seine Handlungen auch durch die schwächeren Gründe bestimmen lassen dürfe, psychologisch betrachtet für die Sittlichkeit nicht förderlich sein kann; nicht als ob sie gerade immer und absolut schlecht wäre, sondern weil sie die einfache reine Ehrlichkeit des Gewissens zu trüben, zu beeinträchtigen geeignet ist, und weil es überhaupt eine Störung des kindlichen Verhältnisses des Menschen zu Gott ist, wenn er sein sittliches Verhalten, seinen Gehorsam, seine Hingebung an Gott zum Gegenstand kluger Berechnung oder spitzfindiger Abwägung macht. Indeß wir nehmen davon Umgang, wir geben zu, daß die Jesuiten keine andere Sittenlehre predigen als die katholische Kirche überhaupt, und wollen die Beschuldigung einer laxeren Moral als unbegründet betrachten. In diesem Falle stehen sie dann aber auf gleicher Stufe mit den übrigen Priestern der katholischen Kirche und ein Grund zur Bevorzugung liegt auch in dieser Beziehung eben darum und im günstigsten Falle nicht vor.

Sie verstehen es aber vielleicht besser, die Lehren der christlichen Moral zu verkünden und die Menschen zur Befolgung derselben anzuleiten und zu bewegen! Angesichts einer gewissen Virtuosität des Vortrags möchte man geneigt sein, dies zuzugeben, allein die entscheidende Antwort muß das wirkliche sittliche Leben derjenigen geben, die vorzugsweise unter der Leitung der Jesuiten standen oder stehen. Wir müssen also die Geschichte fragen. War überall oder wenigstens größtenteils da, wo Jesuiten das religiöse und sittliche Leben der Menschen leiteten, die größte, reinste Sittlichkeit zu finden? Diese Frage muß entschieden verneint werden. Es ist bekannt, daß die Sittenverderbnis im vorigen Jahrhundert hauptsächlich von den Höfen und den höheren Gesellschaftsklassen ausging und von da erst nach und nach in die niederen Klassen, ins Volk eindrang. Die Sittenverderbnis entstand und herrschte also gerade bei jenen Menschen, deren Erziehung, Bildung und geistliche Leitung fast ausschließlich den Jesuiten anvertraut war. Auch jene Höfe, an denen Jesuiten als Beichtväter fungierten oder sonst Einfluß hatten, zeichneten in der Regel sich nicht eben durch sittliche Reinheit aus, sondern ragten öfters gerade durch das Gegenteil hervor. Man weiß, wie es gerade in Frankreich am Hofe und in den höheren Ge-

Digitized by Google

sellschaftskreisen in dieser Beziehung stand. Dieser Sittenverderbnis des achtzehnten Jahrhunderts ward übrigens im siebenzehnten Jahrhundert gründlich vorgearbeitet und zwar auch unter großem, ja überwiegendem Einfluß der Jesuiten. Da leitete man die Menschen und insbesondere auch die Fürsten an, im Interesse des Glaubens jedes christliche Gebot der Sittlichkeit zu mißachten, ja jede Forderung christlicher Liebe mit Füßen zu treten und durch Krieg, Verfolgung, Grausamkeiten und Bluttaten das wahre Christentum zu fördern. Kein Wunder, wenn das so abgestumpfte sittliche Gefühl im nächsten Jahrhundert und zum Teil schon gleichzeitig auch in anderer Beziehung sich ohnmächtig erwies; mußten doch selbst arge sinnliche Ausschweifungen fast noch wie Betätigungen christlicher Nächstenliebe erscheinen im Vergleich mit den Untaten und Verbrechen gegen Menschen anderer Überzeugung, die im Interesse des Glaubens als zulässig, ja zum Teil sogar als verdienstlich galten! — Es muß also verneint werden, daß da, wo die Jesuiten vorherrschend Einfluß übten und die Erziehung und das geistige Leben leiteten, die Sittlichkeit vorherrschend in Blüte war. Sie haben durchaus nicht in hervorragender Weise das Geschick oder die Kunst bewährt, sittlich zu bilden. Auch in dieser Beziehung also ist kein Grund da, gerade Jesuiten zur Mission zu berufen, um den Zweck sittlicher Erneuerung und Besserung zu erreichen.

Ebenso verhält es sich in Bezug auf den Glauben. Es wird heutzutage sehr oft so von den Jesuiten gesprochen, als ob von ihnen allein das Heil der Kirche und der Welt abhänge, als ob sie allein imstande wären, den christlichen Glauben vom gänzlichen Untergange zu retten und wieder herzustellen. Wir müssen auch dem widersprechen. Fragen wir nur wieder die Geschichte, die Wirklichkeit der Vergangenheit und Gegenwart. Es zeigt sich keineswegs, daß in dem Maße, als die Jesuiten Einfluß hatten und herrschten, auch der Glaube stark war und blüte. Blicken wir wieder auf das achtzehnte Jahrhundert, das sich so sehr durch Unglauben und Frivolität auszeichnete. Auch diese waren wiederum gerade in jenen höheren Kreisen anzutreffen, auf welche die Jesuiten hauptsächlich Einfluß übten. Wir wollen nicht sagen, daß sie die Ursache davon waren, aber sie waren nicht imstande, diese Geistesrichtung zu verhüten, obwohl ihnen die Erziehung der adeligen Jugend größtenteils anvertraut war. Man kann sagen, daß unter der Bebrütung des Jesuitenordens oder meinetwegen trotz derselben die ungläubige, frivole Brut im acht-

Digitized by Google

zehnten Jahrhundert in den höheren Klassen der Gesellschaft aufgewachsen ist, und von da hat sich der Unglaube wie die Unsittlichkeit allmählich den niederen Klassen mitgeteilt. Und blicken wir auf die Gegenwart und auf die Gegenden und Völker, welche dem vorherrschenden Einflusse der Jesuiten besonders ausgesetzt waren, so finden wir auch da nicht, daß der religiöse Glaube durch sie besonders gefördert und in Aufschwung gebracht worden sei. In Italien z. B. haben sie seit mehr als fünfzehn Jahren in den meisten Gegenden die größte Herrschaft, den höchsten Einfluß ausgeübt und doch werden sie selber kaum zu behaupten wagen, daß der christliche Glaube sehr zugenommen habe und sehr lebendig sei. Nach allem, was verlautet, ist vielmehr Aberglaube bei dem ungebildeten Volke, Unglaube bei den Gebildeten vorherrschend. Die Jesuiten besitzen also erfahrungsgemäß auch nicht das unfehlbare Mittel, den Glauben wieder herzuzaubern und neu zu beleben. Die Erfahrung gibt vielmehr die Andeutung, als ob ihre Methode und ihre ganze Wirksamkeit mehr geeignet wäre, das Christentum und die Kirche gerade dem denkenden Teile der Völker zu verleiden, ja sogar verhaßt zu machen. Man hat also Grund, sie nicht geradezu als die einzigen Retter der Kirche zu bezeichnen und die Erfolge ihrer Missionen mehr als Scheinerfolge zu betrachten, denen die nachhaltige Wirkung fehlt. Wie die Kirche ihre besten Zeiten hatte, als es noch keine Jesuiten gab, so kann sie ohne dieselben wieder bessere Zeiten herbeiführen.

Man wird zwar hier gleich auf die großen Verdienste hinweisen, welche sich die Jesuiten in den früheren Zeiten ihres Bestehens, insbesondere dem Protestantismus gegenüber erworben haben. Man wird behaupten, es sei hauptsächlich ihrer Tätigkeit zu danken, daß der Protestantismus in seiner Ausbreitung zum Stillstand gebracht und aus vielen Gebieten wieder verdrängt wurde, wo er bereits allgemein um sich gegriffen hatte. Gewiß, wir bestreiten dies gar nicht; schon die Geschichte Österreichs und Frankreichs bezeugt es ja hinlänglich. Aber wir behaupten, daß die Jesuiten diese Erfolge nicht durch ihre geistliche Tätigkeit, nicht durch ihre Wissenschaft und ihre Missionen errungen haben, sondern dadurch, daß es ihnen gelang, die weltliche Macht für ihre Bestrebungen zu gewinnen und aufzubieten, Druck, Zwang, grausame Verfolgungen gegen die Andersgläubigen auszuüben und sie dadurch zur Verleugnung ihres Glaubens oder zur Flucht und Auswanderung zu nötigen. Das ist aber keine priesterliche, keine christliche Art der Wirksamkeit, sondern eine muhammedanische.

Digitized by Google

Sie hat auch schließlich wenig Segen gebracht, sondern es ist jetzt aus übel nur ärger geworden. Das zeigt sich sehr klar schon darin, daß wir jetzt gerade von ultramontaner Seite öfter den Wunsch und die Aufforderung aussprechen hören, es möchten jetzt die gläubigen Katholiken und Protestanten gegenüber dem Liberalismus, dem Unglauben, dem Materialismus u. s. w. zusammenhalten. Es ist also jetzt so weit gekommen, daß man sich um den Beistand derjenigen bemüht, welche man früher als Ketzer, als Verbrecher auf Leben und Tod bekämpft hat, an denen insbesondere die Jesuiten zu Helden geworden sind und sich ihre Verdienste errungen haben. Der Segen jener Wirksamkeit kann nicht hoch angeschlagen werden, wenn es trotzdem dahin gekommen ist, daß man jetzt mit dem in Bund treten will, was man früher wie die Pest geflohen und bekämpft hat. Es liegt ein offenbares Eingeständnis darin, daß man früher Unrecht getan entweder durch Überschätzung des eigenen Glaubens oder durch zu tiefe Herabwürdigung des fremden, oder aber man meint es auch jetzt mit diesem Bündnis nicht redlich und möchte blos den noch verhaßteren Gegner durch dasselbe besiegen, um dann — wozu es allerdings allen Anschein hat — mit dem Bundesgenossen den alten Kampf auf Leben und Tod wieder zu beginnen. Wie dem aber auch sei, sicher ist dies, daß es allerdings den Jesuiten gelungen ist, durch harte, blutige Strenge und Verfolgung die Protestanten vielfach, namentlich in Österreich und Frankreich zu hemmen und zu unterdrücken, daß aber unter ihren Augen, unter ihrer Herrschaft und gleichsam aus ihrer Wirksamkeit hervor eine andere religiöse oder irreligiöse Richtung entstand, die sich zuletzt als viel gefährlicher und ärger erwies als der so streng und blutig bekämpfte Protestantismus. Es hat sich also gezeigt, daß der Jesuitenorden den Lauf der Dinge in der europäischen Menschheit nicht aufzuhalten vermochte mit all' seiner Macht, Tätigkeit, Klugheit und allen Mitteln, die er anwandte, und die letzten Dinge sind trotz alledem ärger geworden als die ersten. Sie haben sich selbst nicht zu behaupten vermocht, die Geschichte, die Geistesbildung, die Aufklärung ließ sich nicht eindämmen, sondern schritt über sie hinweg und verwarf sie endlich ganz, und der einzige Erfolg ihres Gegenkampfes besteht vielleicht nur darin, daß die Gegensätze bitterer, schärfer wurden zwischen Christentum und Kirche einerseits und Wissenschaft, Bildung und Liberalismus andererseits.

Angesichts dieser Tatsachen aus Vergangenheit und Gegenwart kann es nur als berechtigt erscheinen, wenn man von den Jesuiten

Digitized by Google

nicht das Heil der Welt, keine besondere Förderung des Christentums und der Kirche erwartet, und wenn man von ihnen nicht die überspannte Erwartung hegt, als ob von ihnen und ihrer Partei die Wiedererneuerung, Regeneration des religiösen und christlichen Lebens der abendländischen Völker ausgehen könne. Was uns so die Geschichte lehrt, das können wir auch unschwer erkennen, wenn wir die Art ihrer gegenwärtigen Wirksamkeit, beispielsweise die Methode und den Inhalt ihrer Predigten betrachten. Sie predigen nicht kindlichen, einfachen Glauben, und doch auch wieder keinen wissenschaftlich begründeten, aufgeklärten. Sie sagen zwar, sie wollten sich an den Verstand, nicht an das Gefühl wenden, in der Tat aber nehmen sie hauptsächlich die Einbildungskraft und das Gemüt der Zuhörer in Anspruch; sie bringen daher nicht Einsicht, sondern nur Einbildungen in denselben hervor und erzielen nicht deren Erleuchtung, sondern hauptsächlich nur Aufregung. An einer gewissen Logik fehlt es ihnen allerdings nicht, aber es ist nur Logik im kleinen, der es an einer festen Grundlage fehlt, die größtenteils unbestimmte Sätze und Gleichnisse ausbeutet. Diese Eigentümlichkeit ihrer Predigten gewährt ihnen zwar manche Vorteile, wirkt anziehend, aufregend auf die Zuhörer und erzeugt augenblicklichen Erfolg, allein dieser kann der Natur der Sache nach nicht nachhaltig sein und erweist sich zuletzt als Scheinerfolg, wenn ihm nicht irgend eine äußere Macht oder Gunst zur Aufrechthaltung zur Verfügung steht. Man kann ihr Verfahren wohl kurz dahin charakterisieren, daß sie Gott möglichst vermenschlichen (anthropomorphosieren) und den Menschen resp. Menschengeist möglichst versinnlichen (naturalisieren); das macht die Sachen deutlich und bringt sie der grobsinnlichen Natur der Menschen nahe. Aber für den Denkenden zeigen sich bei dieser Behandlungsweise bald viele Widersprüche. So wird z. B. einmal Gott als ein Vater gezeigt und die Menschen werden als seine Kinder bezeichnet, die unmittelbar von ihm stammen, ihm nahe stehen und alles Beste von ihm zu gewärtigen haben; dennoch wird aber dann Gott auch wiederum als König betrachtet, der in unnahbarer Herrlichkeit thront, einen großen Hofstaat um sich hat und nur durch Mittelspersonen im Himmel und auf Erden mit den armen Menschenkindern verkehrt. Das muß sich dem Denker alsbald als ein Widerspruch zu erkennen geben, denn ist Gott für die Menschen ein Vater und sind diese seine Kinder, so werden sie in einem unmittelbaren Verhältnis zu ihm stehen und es wird nicht erst ein ganzes Hofgesinde dazwischen gestellt sein, durch

Digitized by Google

welches er wie mit ganz Fremden den Verkehr unterhält. Welcher gute, edle Vater wird denn ein solches Verhältnis zwischen sich und seinen Kindern aufrichten? Ein irdischer König braucht wohl eine Schar von Beamten und Dienern, weil er selber an Kraft und Einsicht beschränkt ist und also nicht alles selbst zu tun vermag; bei Gott dagegen fällt dieser Grund vollständig hinweg, und er braucht sein Vaterverhältnis zu den Menschen nicht erst durch einen Hofstaat aufzuheben, sondern kann sein Königsein unmittelbar damit verbinden. Gleichnisse dieser Art passen mithin nicht und verwirren den Menschengeist mehr, als daß sie ihn aufklären, wenn durch sie praktische Einrichtungen und praktisches Verhalten im religiös-christlichen Gebiete gerechtfertigt werden wollen. — Die menschliche Seele wird zwar einerseits als Geist, d. h. als ein Wesen betrachtet, das an sich bestehen kann, unabhängig vom sinnlichen, stofflichen Leibe, andererseits aber werden ihr doch auch nach ihrem Abscheiden vom Körper noch Eigenschaften oder Fähigkeiten zugeschrieben, als wäre sie noch mit dem sinnlichen Leibe begabt, — um gewisse andere, eigentümliche Lehren zu begründen, z. B. ihre Fähigkeit, in der Hölle von einem wirklichen materiellen Feuer gebrannt oder gequält zu werden. Man beruft sich dabei auf die Natur der Seele, durch den sinnlichen Leib der Empfindungen, Leiden fähig zu sein, woraus offenbar hervorgehe, daß das Stoffliche auf ihr Wesen einwirken könne. Man wird recht haben, wenn auch die abgeschiedene Seele noch sensible Nerven hat, denn diese sind die notwendige Bedingung der Empfindung; wo sie fehlen, hört alle Empfindung auf, das Glied des Leibes, dem sie durchschnitten sind, wird empfindungslos. Im übrigen könnte man auf denselben Grund hin auch annehmen, daß die abgeschiedenen Seelen noch des Hungers und Durstes, des Zeugungstriebes u. s. w. fähig sind. Wir kämen demnach so ziemlich zum Glauben der Wilden vom Zustand der gestorbenen Menschen. Daraus mag erhellen, daß man Ursache habe, hier ein wenig vorsichtig zu sein!

Sonst ist an den Predigten der Jesuiten noch wahrzunehmen, daß sie öfters über Schwierigkeiten, statt sie ernsthaft zu betrachten und womöglich zu lösen, geringschätzig und oberflächlich mit einem Spott oder Witz hinweggehen, was weder der Würde der Sache angemessen ist, noch dem Glauben und dem Denken irgend genugtun kann.*)

*) Es wird uns von mehreren Seiten bestätigt, daß namentlich ein hervorragender Prediger bei der Münchener Jesuiten-Mission es liebte, bei Be-

Digitized by Google

Die kirchliche Hierarchie liebt es, sich bei den weltlichen Regierungen resp. Dynastien dadurch zu empfehlen, daß sie sich als Schutz und sicherste Stütze der Throne bezeichnet und behauptet, daß, wenn sie an Macht und Einfluß verliere, dann auch in demselben Maße die Throne der Fürsten wanken und endlich stürzen. Und der Papst unterläßt nicht, dies von Zeit zu Zeit in feierlicher Weise den Fürsten ins Gedächtnis zu rufen und sie zur Hingebung an die Hierarchie und den heiligen Stuhl insbesondere aufzufordern, in welchem Falle allein ihre Macht und ihr Ansehen gesichert sein könne. Dasselbe pflegt auch vom Jesuitenorden behauptet zu werden. Allein auch dies wird weder bei dem einen noch bei dem anderen von der Betrachtung der Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart bestätigt. Die aufs stärkste zentralisierte Kirchengewalt, das absolutistische Papsttum kann heutzutage den weltlichen Herrschern keine Stütze, kein Schirm sein, und die Befolgung der Grundsätze und Ratschläge des Papstes würde den weltlichen Fürsten vielmehr schädlich und verderblich statt nützlich sein. Das Wahre ist, daß der Papst seine eigene weltliche Herrschaft seinen Untertanen gegenüber nicht schützen und behaupten kann, sondern des Schutzes, der Gewalt, der Bajonette fremder Fürsten bedarf, um sich als weltlicher Herrscher behaupten zu können und seine Untertanen in Botmäßigkeit zu erhalten. Wie soll er dann also die Hauptstütze der Throne der weltlichen Fürsten sein? Sogar seine geistliche Gewalt beruht gegenwärtig hauptsächlich auf dem Schutze der weltlichen Fürsten, wenn es wahr ist, daß zum kirchlichen Primat, zur Ausübung der geistlichen Obergewalt notwendig und wesentlich der Kirchenstaat, die weltliche Herrschaft gehöre, wie der Papst und der Episkopat jetzt allgemein behaupten. Die weltliche Herrschaft kann er unbestritten nur noch durch die französischen Bajonette behaupten, ohne diese würde sie kaum einen Tag mehr dauern; wenn nun diese weltliche Gewalt, dieser Kirchenstaat wesentlich zum geistlichen Primat gehört, so beruht also dieser selbst und

---

streitung materialistischer Ansichten zu sagen: „Der Materialismus oder die Philosophie", so daß das Publikum nicht anders als annehmen mußte, Philosophie und Materialismus seien miteinander identisch. Dagegen ist entschieden Verwahrung einzulegen. Die deutsche Philosophie hat, denke ich, dem Materialismus gegenüber mehr geleistet, als der ganze Jesuitenorden je dagegen geleistet hat und bei seiner jetzigen Wissenschaft zu leisten imstande ist. Und ist es nicht eben gewissenhaft, auf solche Weise die Philosophie und die Philosophen bei dem Publikum zu verdächtigen und dem Vorurteil oder der Verachtung preiszugeben!

Digitized by Google

also die geistliche Oberleitung der katholischen Kirche auf französischer Waffengewalt, und das wahre Fundament des Papsttums ist also die Regierungsgewalt und der Wille Napoleons III., dessen christlicher Glaube nicht gerade der stärkste und reinste sein soll.

Ebenso verhält es sich mit den Jesuiten, welche in Verbindung mit dem Papsttum die festeste Stütze der Throne zu sein behaupten. Die Geschichte bezeugt etwas anderes. Nicht jene Throne und Dynastien waren die festesten, welche sich mit dem Jesuitismus am meisten verbunden und dessen Grundsätze angenommen und geltend gemacht haben. Diese haben sich vielmehr großenteils ihren Völkern am verhaßtesten gemacht und sind schließlich gestürzt worden. Die bourbonischen Dynastien können davon erzählen. Freilich ist man sogleich bereit zu behaupten, diese Dynastien seien gestürzt worden, das revolutionäre Zeitalter überhaupt sei hereingebrochen, weil die Wirksamkeit der Jesuiten gebrochen, der Jesuitenorden aufgehoben worden sei. Vergeblich. Das revolutionäre Zeitalter war herangereift, der revolutionäre Geist hatte sich ausgebildet schon lange, ehe der Jesuitenorden anfgehoben wurde, wie sie andererseits doch selber wieder zugeben. Sie haben sich als machtlos erwiesen gegenüber dem sich entwickelnden Geiste der Völker, gegenüber der Wissenschaft und Bildung. Sie waren ihrer Zeit und deren Verhältnissen nicht gewachsen, ihre Grundsätze und Strebungen erwiesen sich nicht als die richtigen und heilsamen für Kirche, Staat und Völker, und darum gingen sie selbst zu Grunde und jene, die ihre Grundsätze angenommen hatten und befolgten. In der neuesten Zeit war es ja nicht anders. Sie waren in Italien in den fünfziger Jahren wieder allmächtig geworden und hatten sich mächtig ausgebreitet und zur Geltung gebracht. Aber wiederum brachten sie den Fürsten, welche sie förderten und begünstigten, keine Stärke und erwiesen sich machtlos dem Volke gegenüber in der Zeit der Gefahr. Freilich versucht man auch hier Ausrede und Beschönigung. Die Veranlassung zur Unzufriedenheit des Volkes mit der weltlichen Regierung des Papstes und der anderen Vertriebenen sollen nur einige verhältnismäßig wenige unzufriedene, schlechte Menschen gewesen sein, die durch Aufreizung, Bestechung und dergl. alle Unruhen und Revolutionen zuwege brachten und bewirkten, daß die Jesuiten keinen Einfluß mehr auf das Volk zu üben vermochten. Gesetzt es sei wirklich so, was beweist denn dies? Nun wiederum nichts anderes, als daß die Jesuiten ihrer Zeit und ihrer Aufgabe mit ihren Grundsätzen und ihrer Methode der Wirksamkeit nicht mehr

Digitized by Google

gewachsen sind und das verloren ist, was sich auf sie verläßt. Sie verstehen die Kunst, rasch sich irgendwo einzuführen und festzusetzen, große Mittel für sich zu gewinnen, aber sie vermögen nichts in der Zeit der Gefahr für ihre Schützlinge, im Gegenteile ihr Eingreifen verschärft und verbittert die Verhältnisse und trägt dazu bei, sie zum Extrem zu korrumpieren. Wenn sie aber der falschen Wissenschaft und Bildung, dem Unglauben, der Sittenverderbnis gegenüber ohne polizeiliche Gewalt nichts vermögen und der Revolution gegenüber sich machtlos erweisen, sie eher fördern und herausfordern als verhindern, wozu sind sie denn, wozu braucht man sie? Für die Guten nicht, wenn sie gegen die Bösen nichts vermögen. Sie gleichen da jener eigentümlichen Polizei, welche die ruhigen, ordentlichen Bürger in allen Verhältnissen bevormundet, stört und quält, von den Schlechten, Abgefeimten aber in aller Weise hintergangen wird und ihnen fast mehr Förderung als Hemmung zu bereiten geeignet ist.

Das neue englische Unterrichtsgesetz.

Von E. E. Lehmann (London).

Ein geistreicher Schriftsteller hat die Engländer die Chinesen Europas genannt. Und in der Tat, an zähem Festhalten althergebrachter Gewohnheiten und Lebensanschauungen stehen sie den Bürgern des himmlischen Reiches nicht allzusehr nach; sogar die Zöpfe fehlen ihnen nicht. Beispielsweise besagt ein englischer Zopf, daß jedermann, sobald er nur Vollblutengländer ist, all und jedes auf dem Gebiete des Staats- und öffentlichen Lebens ganz ebenso gut versteht wie der gebildetste Fachmann. Natürlich hat das gar merkwürdige Erfahrungen zur Folge. Der Durchschnittsengländer meint jedoch: tut alles nix, so lang es mir nicht an den Kragen geht. Ihm gilt überhaupt Bildung mehr für etwas Schädliches, denn für etwas Nützliches. Wir Deutschen sind der Überzeugung, Bildung mache frei; der Engländer jedoch steift sich darauf, daß er persönliche Freiheit und politische Macht

Digitized by Google

besitzt ohne Bildung. Erst in den letzten Jahren hat der Britte infolge der drängenden deutschen und amerikanischen Konkurrenz auf allen Märkten der Welt seine Augen weiter aufgetan und über die Küstenränder seines Inselreiches die Blicke zu anderen Völkern, deren Einrichtungen und deren Bildung hinüberschweifen lassen. Dabei fand er zu seinem Erstaunen, daß seine Wettbewerber fähig wurden, auf jedem Gebiete ihm das Brot vom Munde wegzunehmen eben infolge ihrer größeren Bildung. Mit einem Seufzer entschloß er sich deshalb, auch seinerseits etwas mehr für Bildung und Schule im eigenen Lande zu tun, denn bisher.

Die Frucht dieses Entschlusses ist das neue vom Ministerium Balfour dem Parlamente vorgelegte Unterrichtsgesetz. Das Gesetz ist übrigens keineswegs ohne jede Vorgänger. Nach den vollkommen chaotischen und für ein modernes Kulturvolk unbegreiflichen Zuständen, die auf dem Gebiete des Schulwesens bis über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinaus in England geherrscht hatten, machte W. E. Forster, zur Zeit Vizepräsident des Staatsrates der Königin Viktoria, in dem von ihm ausgearbeiteten und zum Gesetze erhobenen Entwurf für Ausstattung des Elementarunterrichts in England und Wales 1870 den ersten Versuch, dem Staate auf dem so wichtigen Gebiete des öffentlichen Unterrichtes eine Art von Einfluß zu sichern und dem englischen Volksschulwesen so etwas wie eine in sich geschlossene Organisation zu geben.

Zum Verständnis deutscher Leser muß hier bemerkt werden, daß es einen Unterrichtsminister in England weder jemals gegeben hat, noch bis auf diesen Tag gibt. Erziehungs- und Schulsachen unterstehen dem Staatsrate des Monarchen. Das hätte bei den herrschenden Zuständen im englischen Parlament, wo alles mehr oder weniger zur Parteisache gemacht wird, vielleicht für die englische Schule von recht guten Folgen sein können, wenn man die Schule und ihre Verfassung als ein allen gemeinsames Volksgut dem Hader der parlamentarischen Fraktionen zu entrücken vermocht hätte. Da jedoch für Unterrichtszwecke, wie für alle anderen Staatsanstalten das Geld verfassungsmäßig vom Parlamente bewilligt werden muß, zog die englische Schule aus ihrer unmittelbaren Unterordnung unter den königlichen Staatsrat nur wenig oder gar keinen Nutzen. Am besten beweisen das die Zustände vor dem Forsterschen Unterrichtsgesetz. Mehr oder weniger lag bis zum Jahre 1870 der öffentliche Unterricht ausschließlich

Digitized by Google

in den Händen der Geistlichkeit und privater Schulunternehmer. Die Geistlichkeit war schon seit den Zeiten Heinrichs VIII. die eigentliche Hüterin jeder Bildung in Großbritannien; die früher so berühmten, jetzt aber, soweit sie überhaupt noch bestehen, im Verfall begriffenen Grammar schools (Grammatikschulen) für den Mittelstand verdankten ihr Dasein dem Einflusse der Kirche. Wie die römisch-katholische, begriff auch die anglikanische Geistlichkeit den Einfluß, welchen sie durch Beherrschung der Schule über das ganze englische Volk erhalten mußte. Genossen und mächtige Helfer für ihre Bestrebungen entstanden der Kirche in den alten Adelsgeschlechtern, deren jüngere Söhne als Geistliche reich dotierte und einflußreiche Lebensstellungen fanden. Mit der Einführung der großen Reformgesetze des alten Gladstone, welche die Gewalt der alten Aristokratie und der Geistlichkeit durch Ausdehnung des Wahlrechts auf fast alle volljährigen englischen Bürger bis zu einem gewissen Grade im Parlamente brachen, erlitten auch die Bestrebungen der Kirche auf dem Gebiete des öffentlichen Schulwesens einen tüchtigen Stoß; viele und weite Kreise des englischen Volkes verlangten die Befreiung der Volksschule von der Kirche, zumal unterdessen neben der anglikanischen und der römisch-katholischen Kirche eine ganze Reihe religiöser Sekten emporgekommen waren, deren religiöses Bekenntnis sich keineswegs mit den religiösen Bekenntnissen der beiden größten christlichen Kirchenorganisationen deckte. Forster entsprach in dem von ihm ausgearbeiteten Schulgesetzentwurf diesen Wünschen durch die Bestimmung, „daß in keiner öffentlichen Elementarschule, soweit solche vom Staate als öffentliche Schule anerkannt sei, ein bestimmter religiöser Katechismus oder ein besonderes religiöses Glaubensbekenntnis gelehrt werden solle". Mit anderen Worten: Forster schuf durch seinen vom Parlamente zum Gesetz erhobenen Verfassungsentwurf für die Schule das, was wir in Deutschland die konfessionslose Volksschule nennen. Dazu teilte er ganz England und Wales (Schottland und Irland haben ihre besonderen Schulverfassungen) in eine bestimmte Anzahl von Schuldistrikten, deren jeder einer bestimmten Einwohnerzahl entsprach. Jeder Schuldistrikt erhielt einen Ausschuß für Schulangelegenheiten. Dieser Ausschuß wurde jedoch für gewöhnlich nicht etwa von der obersten Schulbehörde — also der mit dem öffentlichen Unterrichtswesen betrauten Abteilung des Staatsrates — ernannt, sondern von den Steuerzahlern und aus der Mitte der Steuerzahler erwählt. Der Ausschuß hatte innerhalb seines ihm

Digitized by Google

zugewiesenen Wirkungskreises für einen hinlänglichen Elementarunterricht der aufwachsenden Generation alle nötige Fürsorge zu treffen; das heißt, der Ausschuß sollte dahin wirken, daß jedes Kind von seinem fünften bis zu seinem zwölften oder dreizehnten Jahre lesen, schreiben und rechnen lernte; und daneben selbstverständlich eine oberflächliche Einsicht bekam in Geographie und Geschichte, Religion und Naturkunde.

Art und Weise und Weg und Methode des Unterrichts in den Elementarschulen blieben dem örtlichen Schulausschusse, welcher selbstverständlich zum allergrößten Teil aus Laien bestand, durchaus überlassen. Beispielsweise konnte der gesamte Unterricht des Schulkreises von Privatunternehmern besorgt werden. Die Vorsteher oder Eigentümer solcher Privatschulen verständigten sich dann mit dem Schulausschuß; häufig erhielten sie eine finanzielle Unterstützung aus den Fonds, welche durch die von der Bevölkerung des Schuldistriktes erhobene Schultaxe zu Gebote standen; häufiger aber strebten sie nach Zuschüssen aus den vom Parlament dem Staatsrat für Schulzwecke bewilligten Geldern. Mit diesen Zuschüssen hatte es eine ganz eigene, dem festländischen Leser schwer verständliche Bewandtnis. Ihre Gewährung und ihre Höhe hing nämlich bis jetzt ab von dem Zustande der Schule und von den Ergebnissen der Prüfung, welcher die Schulkinder zweimal des Jahres in Gegenwart von Regierungsschulinspektoren unterworfen wurden. Es ist leicht einzusehen, daß besonders diese letztere Bestimmung eine bloße Abrichtung der Zöglinge zur Folge hatte, denn je mehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Schulmeister oder Schuleigentümer in seinem pädagogischen Schaufenster für den Schulinspektor auszustellen vermochte, desto höher fiel der Staatszuschuß für ihn und seine Schule aus; die unabweisbare Folge davon war, daß sehr häufig, wie bei gewissen deutschen Zigarrengeschäften, alle vollen Kisten im Schaufenster stehen, der Laden aber selbst nur leere Kisten enthält, geradeso all das bißchen Wissen der Kinder in einer bloßen Abrichtung für die Prüfung, einer bloßen pädagogischen Schau enthalten war, während jedes solidere und nähere Verständnis für das Gelernte fehlte. Man suchte den hier kurz gekennzeichneten schweren Übelstand damit zu beseitigen, daß man den Zuschuß der Regierung zum Teil abhängig machte von einem der einzelnen Schule bewilligten Zuschuß des lokalen Schulausschusses; dennoch bei der unzulänglichen Sachkenntnis dieses Schulausschusses in Schulangelegenheiten blieb das Übel zum großen Teil bestehen.

Digitized by Google

Dazu kam noch etwas anderes, recht Bedenkliches, um die volle Durchführung des Forsterschen Gesetzes geradezu unmöglich zu machen. Die Geistlichkeit bäumte sich gegen die Konfessionslosigkeit der Elementarschule auf und befehdete seit Inkrafttretung des Forsterschen Schulgesetzes die nach ihrer Auffassung irreligiöse Schule, in welcher sie ihren früheren weitgehenden Einfluß auf das Volk selbstverständlich nicht weiter auszuüben vermochte. Sie blieb nicht bei Worten und bloßen Drohungen stehen, sondern schritt zur Tat, indem sie die bis dahin von ihr unterstützten konfessionellen Volksschulen aufrecht erhielt und ihre Anzahl durch Schenkungen, freiwillige Gaben und dergleichen noch zu vermehren suchte. Das gelang ihr über die Maßen gut auf dem platten Lande bei der ungeheuren Macht, welche der Geistliche über die Landbevölkerung durch ganz England hin ausübt; nebenbei wurde die anglikanische Geistlichkeit — also die Geistlichkeit der englischen Staatskirche — aufs nachdrücklichste in diesem Bestreben unterstützt von der römisch-katholischen Geistlichkeit. Über dreißig Jahre lang haben diese ‚voluntary schools' genannten, mehr oder weniger von der Kirche, nicht aber vom Staat unterstützten Schulen gegen die vom Staate anerkannte konfessionslose Volksschule den Kampf geführt; mit wenig Erfolg in den Städten, mit großem Erfolg jedoch auf dem Lande, so daß heute mehr als die Hälfte aller Schulkinder in England und Wales nicht die konfessionslose, vom Staate gesetzlich anerkannte Volksschule, sondern die mühevoll von der Geistlichkeit und deren Anhängern aufrechterhaltene konfessionelle, der Anerkennung des Staatsgesetzes entbehrende Schule besuchte.

Mit einer Zähigkeit ohne Gleichen setzten die ‚voluntary schools' ihre Arbeit fort; oft in zusammenfallenden Schulgebäuden und mit den allerunzulänglichsten finanziellen Mitteln, von der sicheren Hoffnung getragen, daß der Tag ihrer vollen Anerkennung von seiten des Staates kommen werde und kommen müsse. Daß sie sich nicht in dieser Erwartung getäuscht haben, zeigt das neue, vom Parlament eben angenommene Unterrichtsgesetz.

Auch dieses neueste Schulgesetz hat einen besonderen Vorläufer in einem vom Ministerium Salisbury im Jahre 1896 dem Parlamente vorgelegten Schulgesetzentwurf. Obgleich letzteres seiner Annahme im Unterhause und mehr noch im Oberhause sicher war, zog doch die Regierung den Entwurf vom Jahre 1896 zurück, teilweise infolge des heftigen Einspruches der von Sir William Harcourt geführten Opposition. Mit Nachdruck machte Harcourt

Digitized by Google

geltend, daß der 1896 vorgelegte Unterrichtsentwurf eine volle Kapitulation des Staates vor der Kirche und der Bischofsbank bedeute. (Die anglikanischen Bischöfe sind als solche Mitglieder des Oberhauses und sitzen dort auf derselben Bank.) Unterdessen wuchs die Agitation und die Verwirrung — fast könnte man sagen — ins Ungeheuerliche. Kardinal Vaugham, das Haupt der römisch-katholischen Kirche in Großbritannien und zweifellos ihr geistig bedeutendster Vertreter, richtete einen offenen Brief an den anglikanischen Bischof von Wincheſter, in welchem er dem Ministerium offene Fehde ansagte. Der Kardinal drohte mit Beseitigung des Kabinetts Salisbury durch den Einfluß der verbündeten anglikanischen und römisch-katholischen Geistlichkeit, wenn die Regierung die Aufgaben nicht lösen, d. h. den Schulgesetzentwurf mit seinen Bestimmungen für Beseitigung der konfessionslosen Volksschule nicht durchbringen sollte, dessen wegen die Kirche bei den kurz vorher gegangenen Parlamentswahlen dem Ministerium ihre Unterstützung hätte zu teil werden lassen. Das war, wie gesagt, 1896. Die Gemeinderäte vieler Städte wiederum errichteten, angesichts des Zwiespaltes zwischen den konfessionlosen (Board schools) und den konfessionellen Schulen (voluntary schools) Schulen auf eigene Rechnung. Dabei schlugen sie oft den für den Distrikt erwählten Schulausschüssen ein Schnippchen, indem sie mit ihren städtischen Schulen den vom Schulausschuß anerkannten und unterstützten Boardschulen den Vorrang abzulaufen suchten. Die Folge davon war selbstverständlich Vergeudung von Zeit und Geld, und eine Verschlechterung des Unterrichts, denn auch die neuen städtischen Schulen suchten von der Zentralbehörde für Erziehung dadurch finanzielle Unterstützung zu erhaschen, daß sie den visitierenden Regierungsinspektoren bei der Prüfung der Kinder glitzernden Sand in die Augen streuten. In vielen Orten vereinigten sich allerdings Schulausschuß und Gemeinderat zur Einsetzung eines gemeinschaftlichen Ausschusses für Schulangelegenheiten; in solchem Falle wurde dann wenigstens das Ärgste vermieden.

Eines konnte bei solchem Wirrwarr nicht ausbleiben: trotz der Bestimmungen des Forsterschen Schulgesetzes, denen zufolge die Abteilung für öffentlichen Unterricht im Staatsrat, bezüglich der Vizepräsident des Staatsrates die oberste Kontrolle über das Volksschulwesen behalten sollte, entfielen der Regierung die Zügel. Obgleich die vom Parlament bewilligten Zuschüsse für Schulzwecke heute mehrere Hunderte Millionen von Mark betragen, zählt

Digitized by Google

England heutzutage eine volle Million Kinder, welche, obgleich dem Gesetze nach schulpflichtig, dennoch keinerlei Schule besuchen und keinerlei Unterricht empfangen. Überall herrscht Mangel an genügend vorgebildeten Lehrern, und selbst Schulgebäude sind noch lange nicht im ausreichenden Maße vorhanden, obgleich die Regierung allein während der letzten Jahre beinahe hundert Millionen Mark Zuschüsse für Schulbauten bewilligt hat.

Um aus der hier knapp geschilderten Verwirrung herauszukommen, überträgt das neue Unterrichtsgesetz die Kontrolle über das Schulwesen auf die Gemeindevertretungen. Das Gesetz hat die bis dahin selbständigen Distriktschulausschüsse, welche, wie bereits oben ausgeführt wurde, aus der Masse der Steuerzahler und durch die Steuerzahler direkt gewählt wurden, beseitigt und überläßt es den Gemeindevertretungen, aus ihrer eigenen Mitte für die Schulverwaltung und alle damit zusammenhängenden Angelegenheiten einen besonderen Ausschuß durch direkte Wahl zu wählen. Zweifellos wird dadurch die ganze Organisation für das Elementarschulwesen um ein beträchtliches vereinfacht, ohne daß dem Steuerzahler ein Mitsprechen verweigert wird; denn die Gemeindevertretungen werden selbstverständlich von und aus der Masse der Steuerzahler gewählt. Des ferneren überläßt es das Gesetz den Gemeindevertretungen, Sachverständige auf Empfehlung von Universitäten und anderen Körperschaften heranzuziehen, ohne jedoch die Zuziehung solcher Sachverständigen zu einer durch das Gesetz anbefohlenen Notwendigkeit zu machen. Endlich verlangt das neue Gesetz, daß der Schulplan mit allen dazu gehörigen Einzelheiten, wie Gegenstände des Unterrichts, Zahl der Stunden u. s. w., der obersten Unterrichtsbehörde, also dem Vizepräsidenten des Staatsrates zur Genehmigung unterbreitet werde. Damit dürfte in absehbarer Zeit eine mehr einheitliche Gestaltung des öffentlichen Schulwesens möglich werden, ohne daß den örtlichen Verhältnissen oder dem besonderen Charakter der einzelnen Ortsbevölkerung irgendwie Gewalt angetan zu werden braucht. Selbstverständlich besitzen diese von den Gemeindeverwaltungen gewählten Schulausschüsse keine von der Gemeindeverwaltung unabhängige Gewalt oder Vollmacht. Die Auslagen für die Schulen sind durch eine Schultaxe zu decken, welche in keinem Falle mehr betragen darf als 2 d (20 Pf.) für jedes Pfd. (20 Mk.) Einkommen des Steuerzahlers. Dagegen sollen die bis dahin den einzelnen Gemeinden zur Verfügung gestellten Staatszusschüsse

Digitized by Google

wenn irgend möglich, für die Errichtung höherer Schulen verwendet werden; im Interesse solcher Schulen soll die Gemeindevertretung zur Erhebung einer besonderen Abgabe von regelmäßig nicht mehr als 1 d (10 Pf.) auf jedes Pfd. (20 M.) Einkommen berechtigt sein; endlich soll eine größere Abgabe für das höhere Unterrichtswesen nur in Ausnahmefällen, nach Zustimmung der örtlichen Regierungsbehörde erlaubt sein.

Für den Religionsunterricht in allen höheren, d. h. in allen Nichtelementarschulen bleibt der konfessionelle Schulunterricht durch die Bestimmungen des neuen Gesetzes ausgeschlossen; ebenso soll in Elementarschulen ein Fortbleiben derjenigen Kinder vom Religionsunterrichte gestattet sein, deren Eltern oder Vormünder sich durch Art und Vortrag des in der Schule erteilten Religionsunterrichts irgendwie in ihrem Gewissen verletzt fühlen. Die Elementarschulen unterstehen einem Leitungsausschuß, welcher die Zahl von sechs Mitgliedern für gewöhnlich nicht überschreiten darf. Für konfessionslose (Board) Schulen sollen zwei Drittel dieses Leitungsausschusses von dem Gemeinderat, ein Drittel aber von der Bevölkerung des in Frage stehenden Ortes; für konfessionelle Schulen (voluntary schools) dagegen zwei Drittel desselben Ausschusses von der religiösen Körperschaft, zu welcher die betreffende Schule gehört, ein Drittel aber von dem Gemeinderat gewählt werden.

Im übrigen wird die konfessionelle, bis jetzt einzig und allein durch die Geistlichkeit und freiwillige Spenden erhaltene voluntary school als vollkommen gleichberechtigt mit der konfessionslosen Boardschule durch das neue Gesetz anerkannt; mit anderen Worten: Das neue Schulgesetz beseitigt den durch das Forstersche Gesetz festgestellten Charakter der Konfessionslosigkeit. Damit ist dann, wie ich bereits oben erwähnte, der Kampf grundsätzlich zu Gunsten der von dem älteren Schulgesetze verpönten konfessionellen Schule entschieden. Wenn sich bis daher Boardschule und voluntary school, konfessionslose und konfessionelle Schule in zwei scharf von einander geschiedenen Heerlagern gegenüberstanden; die eine, wenn man sich so ausdrücken darf, unter dem Kommando des Staatsgesetzes, die andere unter dem Kommando einer dem Staatsgesetze widerstrebenden Geistlichkeit, so rückt jetzt auf Grund des neuen Balfourschen Unterrichtsgesetzes die konfessionelle, d. h. also die voluntary school mit fliegenden und siegreichen Fahnen in das bis dahin einzig und allein von der konfessionslosen Staatsschule, also der boarding school in Besitz gehaltene Lager ein,

Digitized by Google

um in diesem Lager selbst das Gefecht mit der konfessionslosen Schule weiterzuführen. Erinnert man sich, mit welch bedeutendem Erfolge die arme, jeder Staats- und Gemeindeunterstützung bis dahin bare voluntary school den Kampf gegen die reiche, von der Staatsautorität unterstützte Board school geführt hat, so wird man über den endlichen Ausgang der unter jetzt viel günstigeren Bedingungen von der voluntary school zu schlagenden Hauptschlacht kaum zweifelhaft sein können. Es ist daher sehr wohl begreiflich, daß Staatsmänner, welche es mit der freiheitlichen Entwicklung Englands ernst meinen, in dem neuesten Schulgesetze die Grundlage unabsehbarer religiöser Zwistigkeiten sowie eines übermächtigen und deshalb schädlichen Einflusses der Kirche über die Staatsgewalt erblicken. Einzelne, wie Lord Rosebery, wünschen eine volle Übernahme des gesamten Schulwesens durch den Staat und zu Lasten der Staatskasse; es ist bezeichnend genug, daß Chamberlain, die eigentliche Seele des gegenwärtigen Ministeriums, nach einer seiner letzten Reden zu urteilen, seinem politischen Gegner Rosebery in diesem Falle persönlich sehr nahe steht. Zugleich erklärte jedoch der mächtige Staatssekretär der Kolonien, daß nach seiner Überzeugung unter den bestehenden Verhältnissen weder eine rein konfessionslose Staatsschule, noch eine Übernahme des gesamten Schulwesens durch den Staat durchzusetzen sein würde. So groß ist noch immer die Macht der Kirche in England, daß eine der Geistlichkeit in Hauptfragen widerstrebende Regierung, mag sie nun liberal oder konservativ heißen, ihres Daseins niemals sicher ist. Gewiß eine Tatsache, hochbedeutsam für die weitere innere Entwicklung Großbritanniens, besonders wenn man die wenigstens in einzelnen ihrer Glieder starke Neigung der englischen Hochkirche zur römisch-katholischen Kirche in Betracht zieht.

Wismar — 1903.

Von Karl von Bruchhausen.

Daß es — am Meere zwar, sonst aber mitten in deutschen Landen — eine alte deutsche Stadt gibt, die der Oberhoheit des Deutschen Reiches nicht einwandlos untersteht, dürfte nicht allzu bekannt sein. Und noch weniger, daß das Jahr des

Digitized by Google

Heils 1903, in das wir vor wenigen Wochen getreten, für diese Stadt ein „kritisches“ ist. Bis zum 26. Juni 1903 hat die Krone Schweden das Recht, die Zurückgabe Wismars gegen Zahlung eines bestimmten Betrages zu fordern. Ist es auch sehr wenig wahrscheinlich, daß dies geschehen wird, so kann doch nicht geleugnet werden, daß diese Möglichkeit allein schon entwürdigend für das Deutsche Reich ist. Kann es einen Gebietsteil wirklich sein eigen nennen, dessen Besitzrecht nicht klipp und klar ist? — Und was die Sache noch schlimmer macht: wenn Schweden sich bis zu dem genannten Tage in Schweigen hüllt, so bleibt das unklare Verhältnis weitere 100 Jahre bestehen. Erst 2003 würde dann Wismar wieder ein unanfechtbarer Teil Mecklenburgs, und damit des Deutschen Reiches.

Über diese Dinge hat Oberstleutnant G. Frobenius bereits 1895 eine Broschüre veröffentlicht: „Wismar. Eine brennende Frage“ (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung), welcher einige der nachstehenden Angaben entnommen sind. Seit ihrem Erscheinen ist Wesentliches zur Lösung dieser Frage nicht geschehen; es wäre denn der im November 1896 gefaßte Beschluß des mecklenburgischen Landtages, wonach fortan auch Wismar in ihm vertreten sein soll. Bis dahin war die Schwedenstadt nicht zugelassen. Aber mit einem solchen Landtagsbeschluß schafft man verbriefte Rechte fremder Staaten nicht kurzer Hand aus der Welt.

Wechselvolle Schicksale hat das alte Wysse-more — in der Sprache der Obotriten „herrliches Meer“ — durchgemacht, seit es zum erstenmal in den Urkunden als „Stadt“ vorkommt (1229). Der vorzügliche, durch eine tief ins Land einschneidende Bucht mit vorgelagerter Insel und Sandbanksperre gebildete Hafen lockte die damaligen seefahrenden Völker der Ostsee — Dänen und Schweden — zu bewaffneten Eingriffen. Dann kam, als die Hansa kräftig genug war, ihre blühende Stadt Wismar gegen Vergewaltigungen von jeder Seite zu schützen, eine Zeit rascher Entwickelung. Aber in ihrem stolzen Selbstgefühl lehnten sich die Bürger der Stadt zu ihrem Schaden wider das angestammte Fürstenhaus auf und innere Fehden wie Unglücksschläge lähmten ihre Kraft schon vor dem verhängnisvollen 30jährigen Kriege. Anno 1627 besetzte Wallenstein die Stadt und träumte dort den kurzen, aber interessanten Traum von einer deutschen Flotte auf der Ostsee, deren Kriegshafen eben Wismar sein sollte. Aber schon 1632 zogen die Schweden wieder ein, und seitdem haben sie es — das letzte Jahrhundert auf dem Papier — festgehalten bis

Digitized by Google

auf den heutigen Tag. Sie gründen ihre Besitzrechte darauf, daß ihnen Wismar auf Grund der Abmachungen des westfälischen Friedens vom Deutschen Kaiser als „Reichslehen" überantwortet wurde. Und noch zweimal im Laufe der Zeiten wurde das schwedische Besitzrecht auf Wismar durch einen formellen Friedensschluß bestätigt, 1679 wie 1720. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß der fremde Herr die Stadt vernachlässigte. Hatten zur Zeit der Blüte 10 000 Pestopfer ihr Gleichgewicht nicht zu stören vermocht, so betrug 1799 ihre ganze Einwohnerschaft nur noch 6000 Seelen!

Dann trat ein Umschwung ein durch den am 26. Juni 1803 zwischen Gustav IV. Adolf von Schweden und Herzog Franz Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin geschlossenen „Malmöer Traktat". Stadt und Herrschaft Wismar — letztere umfaßte die Dominialämter Neukloster und Insel Poel — wurden auf 100 Jahre für eine Forderung von 1 258 000 Hamburger Talern (= 1 887 000 deutschen Reichstalern oder 5 661 000 Mark) an Mecklenburg verpfändet. Es entbehrt nicht eines pikanten Reizes, zu erfahren, wie Herzog Franz Friedrich I. zu dieser Forderung gekommen war:

König Gustav IV. Adolf hatte seine Verlobung mit des Herzogs Tochter Luise Charlotte rückgängig gemacht und der gekränkte Vater erhob die obigen Ersatzansprüche. Für ein gebrochenes Eheversprechen gab es eine deutsche Stadt zurück. — — Denn daß im Grunde genommen mehr ein Verkauf als eine Verpfändung vorlag, geht aus einzelnen Sätzen der gepflogenen Verhandlungen deutlich hervor. Immerhin bedang sich Schweden das Recht aus, bis zum 26. Juni 1903 jeden Augenblick Wismar gegen Rückzahlung des Betrages nebst nominell 5, in Wirklichkeit 3 Prozent Zinsen und Zinseszins zurückerwerben zu können. Und wenn dies bis zu dem genannten Tage nicht geschehe, sollte das gleiche Verhältnis fernere hundert Jahre dauern, nach deren Ablauf ein Anspruch Schwedens nicht mehr bestehen würde.

Es sind nun die wichtigsten Fragen: erstens, ist jene Abmachung auch heute noch rechtsverbindlich? Und zweitens: wird Schweden voraussichtlich jemals Schritte zur Wiedererlangung Wismars tun?

Die erstere Frage muß wohl bejaht werden, wenngleich die deutsche Reichsverfassung nichts darüber enthält. Fürst Bismarck sagte im Sommer 1892 einer Schar von Primanern der Wismarer Stadtschule: „Wismar ist ja von Schweden an Mecklenburg ver-

Digitized by Google

pfändet und gehört rechtlich zu Schweden. Aber darüber streiten, ist lediglich eine akademische, eine Doktorfrage. Tatsächlich wird ja Deutschland Wismar niemals wieder herausgeben."

Das ist zweifellos richtig, aber daneben ist es auch Tatsache, daß die Zwitterstellung Wismars auf seine, sich seit Beginn dieses Jahrhunderts langsam in aufsteigender Linie bewegende Entwickelung stets einen Schatten geworfen hat. Der bis 1896 fehlenden Vertretung im Landtag ist schon gedacht. Bei allen Eisenbahnprojekten mußte Wismar zurückstehen; keine große Linie berührt es. Als 1870 die Hamburg-Lübecker Bahn mit dem mecklenburgischen Bahnnetz in Verbindung gesetzt wurde, führte diese 17 km an Wismar vorbei. Dann ist die Benutzung der Wismarer Bucht als Kriegshafen, wozu sie sich vorzüglich eignet, im Vertrag von Malmö ausdrücklich untersagt, und es bleibt dabei bis 2003, wenn nichts geschieht. Für jetzt ist ja der Nähe Kiels wegen an Wismar als Kriegshafen gar nicht zu denken. Wer vermag aber vorauszusagen, wie die Dinge ein Menschenalter später liegen werden?

Die zweite Frage war, wie Schweden sich verhalten wird. Vergessen hat man dort den Vertrag von Malmö noch nicht. Dafür zeugt der Antrag eines schwedischen Reichstagsabgeordneten anfang 1900, die Rechte Schwedens gegen — die Abtretung Nordschleswigs an Dänemark einzutauschen! Beide Häuser der Volksvertretung besaßen soviel gesunden Sinn, daß sie den Antrag glatt ablehnten.

Die Frage hat für Schweden nicht nur eine politische Seite — was sollte es unter den heutigen Machtverhältnissen mit Wismar? — sondern auch eine finanzielle, und diese dürfte die entscheidende sein. Frobenius berechnet den Betrag für die Einlösung des Pfandes 1903 auf nicht weniger als 108 Millionen Mark. Er hat aber anscheinend den Zinsfuß von 5 % zu Grunde gelegt, von denen 2 rein fiktiv sind. Zu 3 % berechnet sich der etwa zu zahlende Betrag auf 45 Millionen Mark in Gold. Auch diesen Betrag wird Schweden nie und nimmer für Wismar zahlen. Und wenn das Unwahrscheinlichste geschähe und es doch mit einer solchen Absicht hervortreten sollte: Deutschland könnte trotz des schwedischen Rechtsstandpunktes nie und nimmer darauf eingehen. So dürfte man denn getrost die Hände in den Schoß legen? Auch das nicht. Frobenius hat Recht, wenn er schreibt: „Und hätte Deutschland in keiner Weise einen Vorteil davon, so wäre es doch seine Ehrenpflicht, Wismar aus dieser für eine

Digitized by Google

deutsche Stadt tief entwürdigenden Lage zu befreien, sobald sich hierzu die Möglichkeit findet . . . ."

Diese Möglichkeit, mit anderen Worten, der äußere Anlaß zu entsprechenden Verhandlungen scheint durch das Herannahen des ersten Ablauftermins gegeben. Es ist nicht anzunehmen, daß Schweden, sollte es auch noch irgend einen kleinen Vorteil an anderer Stelle herauszuschlagen versuchen, offenen Vorstellungen in dieser Sache nicht Rechnung tragen werde.

Was ist von der gegenwärtigen Reformbewegung innerhalb des Katholizismus zu erwarten?

Von Otto Pfleiderer.

Vor 70 Jahren hat Goethe über die Reformation Luthers ein Urteil gesprochen, dessen Wahrheit sich inzwischen immer klarer bewährt hat. In den Gesprächen mit Eckermann sagte er: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortlaufenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen! Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist."

Digitized by Google

Mag diese letztere Hoffnung manchem zu kühn erscheinen und ihre Erfüllung jedenfalls noch in weiter Ferne liegen, soviel ist jedenfalls gewiß, daß die protestantischen Völker es der Reformation zu verdanken haben, daß sie mit festen Füßen auf Gottes Erde stehen und in jeder edlen Entwicklung fortschreiten können, ohne fürchten zu müssen, mit der sittlich-religiösen Wahrheit des Christentums in Zwiespalt zu geraten. Wieviel wir hiermit gewonnen haben, das lernen wir recht schätzen, wenn wir sehen, wie in den katholischen Ländern das Bewußtsein eines tiefen Zwiespalts zwischen ihrer kirchlichen Religion und der modernen Kultur immer weiter sich verbreitet und immer peinlicher empfunden wird. Das aus katholischem Munde stammende Wort von der kulturellen Inferiorität oder Rückständigkeit der Katholiken läßt seit Jahren die ernsten Katholiken nicht mehr zur Ruhe kommen. Die Frage, was daraus werden soll? wird als eine Existenzfrage des Katholizismus erkannt und ruft immer neue Kundgebungen hervor, die freilich zu sehr verschiedenen praktischen Ergebnissen kommen.

Der französische Nationalökonom und frühere Arbeitsminister Yves Guyot hat eine Schrift über die „soziale und politische Bilanz der römischen Kirche“ veröffentlicht, worin er die Erfolge des Katholizismus in verschiedenen Ländern an der Hand eines reichen statistischen Tatsachen-Materials prüft und findet, daß seine Bilanz auf allen Gebieten des Kulturlebens auf Bankrott hinweise. Der französische Gelehrte erblickt in der Fortdauer dieser Zustände die größte Gefahr für sein Vaterland, und da er geschichtskundig genug ist, um einzusehen, daß ein Volk nicht ohne Religion existieren könne, so rät er seinem französischen Volke geradezu, die katholische mit der protestantischen Religion zu vertauschen. „Wenn man die Lage der katholischen mit der der protestantischen Nationen vergleicht, so zwingt sich der Schluß auf: Frankreich hat alles zu verlieren, wenn es katholisch bleibt, und alles zu gewinnen, wenn es protestantisch wird!“

Zu ganz anderem Ergebnis kommt der früher österreichische, jetzt badische Professor der katholischen Theologie Ehrhard. Er ist ein entschiedener Feind des Protestantismus und treuer Sohn seiner katholischen Kirche, an deren ewigen Bestand er fest glaubt, aber die gegenwärtige Lage macht auch ihm ernste Sorge. „Geben wir uns hierin keiner Täuschung hin“, ruft er seinen Glaubensgenossen zu, „weite Kreise, die nach Geburt und Erziehung zur katholischen Kirche gehören, haben aufgehört, diese Kirche als

Digitized by Google

ihre geistige Mutter zu verehren und zu lieben, ihr Leben innerlich mitzuleben, ihre Segnungen zu verlangen und ihre Gebote zu beobachten. Und diese Kreise gehören gerade zu denen, die durch ihre Bildung, ihren Einfluß, ihren Reichtum und ihre Stellung im staatlichen Leben und der Gesellschaft die führende Rolle beanspruchen. Das ist der Fall in Frankreich, in Italien, in Spanien und nicht zuletzt in Österreich, wo eine rührige religiös-kirchliche und zugleich national-politische Bewegung immer größere Wellen schlägt, den Haß gegen alles katholische immer offener und leidenschaftlicher entfacht und Rom zum größten Feind Oesterreichs zu stempeln sucht ... Wer gehört hat, mit welchem Jubel in einer Wiener Studentenversammlung, die nach Tausenden zählte und deren erdrückende Majorität Söhne katholischer Familien waren, die Worte: „„wir Deutschen haben nur drei große Namen: Luther, Goethe und Bismarck"" aufgenommen wurden, der muß seine ganze Energie zusammennehmen, um an der Zukunft nicht zu verzweifeln." Eben diese ernste Sorge um die Zukunft seiner Kirche hat dem Professor Ehrhard die Feder in die Hand gedrückt zur Abfassung seines Buches: „Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit", in dem er zu beweisen sucht, daß die moderne Kultur in keinem inneren Zusammenhang stehe mit dem Protestantismus und in keinem wesentlichen Gegensatz stehe zum Katholizismus an sich, daß dieser vielmehr allein die Kraft besitze, die mancherlei Schäden der heutigen Kultur zu heilen, wenn nur die heutigen Katholiken gewisse Vorurteile aufgeben und sich energischer als bisher an der Kulturarbeit beteiligen wollten.

Wir wollen nun nicht bestreiten, daß die Vorschläge, die Ehrhard in dieser Beziehung macht, ganz wohlgemeint und verständig sind; wir wollen auch anerkennen, daß seine kritischen Bemerkungen über die Schattenseiten der heutigen Kultur, über die Notwendigkeit ihrer Ergänzung und Veredlung durch die idealen sittlichen Mächte des Christentums viele Wahrheit enthalten und ernste Beachtung verdienen. Aber die große Frage ist, ob diese wohlgemeinten Reformvorschläge, wie sie Ehrhard und mit ihm andere liberale Katholiken neuerdings zur Sprache bringen, auf dem Boden des kirchlichen Katholizismus sich werden durchführen lassen? Ob die von diesen Männern mit so edlem Eifer verfochtene „Versöhnung von moderner Kultur und katholischer Religion" nicht doch am innersten Wesen der letzteren scheitern

Digitized by Google

wird? Ob das tatsächliche Zurückbleiben der katholischen Völker in kultureller Hinsicht hinter den protestantischen nicht doch viel tiefer, als Ehrhard meint, mit dem Wesen des Katholizismus auf der einen und des Protestantismus auf der anderen Seite zusammenhängt? Daß hierüber Ehrhard und seine Gesinnungsgenossen sich in einer — von ihrem Standpunkte aus sehr begreiflichen und verzeihlichen — Selbsttäuschung befinden, ist der Eindruck, der sich uns immer wieder bei allen Wendungen seiner klugen Apologie des Katholizismus und seiner ziemlich oberflächlichen Kritik des Protestantismus aufdrängt. Nun vermute ich zwar, daß diese optimistischen Illusionen der katholischen Reformfreunde viel mehr, als durch jede protestantische Entgegnung, durch die tatsächlichen Erfahrungen erschüttert werden dürften, die sie schon jetzt und in Zukunft wahrscheinlich immer mehr von seiten ihrer eigenen Kirche zu erleben haben. Gleichwohl scheint es mir im Interesse einer Klärung der Sache zweckdienlich, die Voraussetzungen jener katholischen Reformbestrebungen, wie sie in Ehrhards Auffassung des Katholizismus und des Protestantismus enthalten sind, einer objektiven Prüfung zu unterziehen; wenn dabei ein tiefer sachlicher Gegensatz zwischen unseren beiderseitigen Überzeugungen zu Tage treten muß, so soll das doch der persönlichen Hochachtung, die Ehrhard und seine Gesinnungsgenossen gewiß verdienen, nicht den geringsten Abbruch tun.

Die Kritik der Reformation und des Protestantismus ist in Ehrhards Buch nicht Selbstzweck, sondern dient nur zur Folie der Apologie des Katholizismus; der katholische Gelehrte sucht zu beweisen, daß alles das, was man für einen Vorzug des Protestantismus ausgebe, im Katholizismus nicht nur auch enthalten, sondern sogar viel besser enthalten sei, weil ohne die extreme Einseitigkeit des revolutionären Protestantismus. Die Reformation, meint er, war nicht die richtige Lösung der großen kirchlichen Frage, die das Erbe des Mittelalters darstellte, denn sie steht unter dem Zeichen der Revolution, der mutwilligen Verachtung und Niederreißung des Alten, die zwar auf politischem Gebiet unter Umständen berechtigt sein mag, weil politische und soziale Institutionen aus der Menschheit selbst herauswachsen und keine Gewähr absoluter Giltigkeit in sich besitzen, die aber auf dem Gebiet der christlichen Religion gleichbedeutend ist mit der Leugnung ihres absoluten Werts und ihrer bleibenden Giltigkeit (S. 116.). Hier begeht der Verfasser eine starke petitio principii: er verwechselt ohne weiteres die christliche Religion mit der ka-

Digitized by Google

tholischen Kirche; ob beide identisch seien, ist ja eben die Streitfrage, die der Katholik zwar bejaht, wir Protestanten aber mit den Reformatoren aufs entschiedenste verneinen. Keinem der Reformatoren ist es entfernt eingefallen, den absoluten Wert und die bleibende Giltigkeit der christlichen Religion zu leugnen; sie waren im Gegenteil fest überzeugt, daß sie die Wahrheit der christlichen Religion wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit herstellten, indem sie dieselbe von den fremden Zutaten, die sich im Laufe der Jahrhunderte in die Kirche eingeschlichen hatten, reinigten. Und auch mit der Kirche zu brechen, lag anfangs gar nicht in der Absicht Luthers; er wollte nur grobe Mißbräuche und Irrtümer, an denen sein frommes Gewissen und seine Sorge für die Gemeinden schweren Anstoß nahm, abgeschafft wissen; erst als die kirchlichen Machthaber sich dagegen mit aller Gewalt anstemmten, da fand er allerdings den bewundernswerten Mut zum Bruch mit dieser so entarteten Kirche. Mag man das immerhin eine Revolution nennen — wir streiten nicht um den Namen: jedenfalls war sie berechtigter als es jemals eine politische Revolution sein könnte, denn bei dieser handelt es sich doch immer nur um die Änderung unerträglich gewordener politischer Übelstände, dort aber um Änderung heilloser religiöser Zustände, bei denen nicht nur bürgerliche Zwecke, sondern die höchsten Güter der Menschheit, das ewige Heil der Seelen, auf dem Spiele standen.

Weiter wirft der katholische Historiker der Reformation vor, sie stehe unter dem Zeichen des extremen Subjektivismus, der das eigene Denken und Wollen als das Maß der Wahrheit und Sittlichkeit betrachte; Luther habe auf die Frage nach der Gewißheit des Heils seine Antwort gefunden unter dem Einfluß seines ungesunden, unharmonischen inneren Lebens und seiner einseitigen Beschäftigung mit den deutschen Mystikern, mit Augustin und Paulus (S. 100, 117 und ö.). Was sollen wir zu solchem Urteil sagen? Luther ein ungesunder und unharmonischer Charakter, ein aufs eigene Denken und Wollen hochmütig pochender Subjektivist? Wie wenig kennt man diesen großen Genius, wenn man so triviale Urteile über ihn der katholischen Tradition nachsprechen kann! Wo hätte es denn je einen Christen gegeben, der demütiger vor Gott gewesen wäre als Luther, der in sich selbst gar nichts Gutes fand, sondern alles Gute nur von der Gnade seines Gottes erwartete, dem er mit kindlichem Vertrauen sich ans Herz warf! Weil er im Wort des Evangeliums

Digitized by Google

und in dem Echo, das dieses in seinem glaubenden Herzen weckte, die Liebe Gottes und damit den Frieden, die Harmonie seiner Seele gefunden hatte, darum widersprach er der Kirche, die sich mit ihren menschlichen Mittlern und Mitteln zwischen Gott und die Seele in die Mitte drängte und damit dieser die unmittelbare Gemeinschaft mit Gott und die Harmonie inneren Friedens zerstörte. Wenn das Subjektivismus ist, dann freilich waren alle Propheten und Heroen, die der inneren Stimme Gottes mehr folgten als den Satzungen der Menschen, Subjektivisten, aber ohne solche Subjektivisten hätte es überhaupt nie einen Fortschritt der Geschichte gegeben.

Weiter soll die Reformation nach unserem katholischen Kritiker eine „Herabstimmung des christlichen Lebensideals" gewesen sein und dadurch habe sie den Beifall der Menge gewonnen, weil die Lehre vom alleinseligmachenden Glauben bequemer gewesen sei als die hohen Anforderungen der von der Kirche geforderten Werke an den tatkräftigen Willen (S. 105). Das ist genau dieselbe grundlose Anklage, wie sie einst auch die Juden und die Judenchristen gegen den Apostel Paulus erhoben hatten, daß er mit seiner Aufhebung des Buchstabengesetzes durch das Geistesgesetz einem heidnischen Sündenleben Vorschub leiste. Es wird sich dies immer wiederholen, denn es liegt in der Natur der Sache, daß die Gesetzesmenschen, die das Gute nur unter dem Gepräge positiver Satzungen kennen, da nur Gesetz- und Zuchtlosigkeit finden können, wo doch in Wahrheit an die Stelle des äußeren ein viel tieferes inneres Gesetz, an die Stelle des Buchstabens und Zwanges der freie Trieb des Geistes und der Liebe gesetzt ist. Auf welcher Seite aber das höhere Lebensideal ist, darüber sollte unter modernen Menschen doch wohl kein Zweifel bestehen können. Kann es denn ein höheres Lebensideal geben als das, welches Luther in der Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen" in die herrlichen Worte gefaßt hat: „Im Glauben aller Dinge Herr und zugleich in der Liebe aller Menschen Diener"? Kann es über das, wozu Glauben und Liebe treiben, hinaus noch eine höhere Pflicht oder Leistung geben? Etwa die asketischen Übungen, Enthaltungen und Büßungen, durch welche die katholische Kirche die Menschen in kindischer Unmündigkeit gefesselt hielt und sie hinderte, auf Gottes Erde festen Fuß zu fassen, alle ihre Anlagen und Kräfte frei zu entfalten und die Erde und was darin ist sich untertan zu machen? Sollte es denn Gott wohlgefälliger sein, wenn seine

Digitized by Google

Menschenkinder in mönchischem Müßiggang und nutzlosen Kasteiungen ihre Kräfte, die er zur Betätigung ihnen anerschaffen hat, verzehren, als wenn sie in der rüstigen Arbeit ihrer mannigfachen Berufstätigkeiten sich zu freier Gesittung und zur Herrschaft über die Natur erheben? In dem katholischen Ideal der mönchischen Askese vermögen wir Protestanten so wenig ein „höheres Lebensideal" zu erblicken, daß wir es vielmehr für einen Rückfall aus der Freiheit der Gotteskinder in jüdische Gesetzlichkeit und in orientalisch-heidnische Naturfeindschaft halten. Daß er von diesem Wahn und dieser Fessel uns befreit hat, das können wir Luther nicht genug danken.

Doch hören wir unseren Kritiker weiter. Als ein Hauptverbrechen rechnet er der Reformation an, daß sie unter dem Zeichen des Nationalismus stehe und ein germanisches Christentum schuf; dadurch, meint er, habe sie es auf die Stufe der antiken Naturreligion herabgedrückt; indem der Protestantismus das spezifisch germanische Christentum zu sein behaupte, bekenne er sich zur Unterordnung der Religion unter die Natur, also zum Heidentum (S. 119). Nun, an diesem wunderlichen Vorwurf ist soviel allerdings richtig, daß für Luther „die glühende Vaterlandsliebe ein Teil seiner Religion war" (Chamberlain, die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts, II, 847). Er haßte in Rom nicht nur den Bedrücker seiner Seele, sondern auch den seines Volkes; wie Herrmann der Cherusker das Joch des altrömischen Imperiums über die deutschen Stämme zerbrochen hatte, so zerbrach Luther das des neurömischen Imperiums, das die Seelen und Leiber der Deutschen zumal in Fesseln geschlagen hatte. Wie ein deutscher Mann darum Luther schelten kann, ist schwer zu verstehen, und noch schwerer, wie man das germanische Christentum der Reformation mit den heidnischen Naturreligionen in Parallele stellen kann, als ob Luther der Meinung gewesen wäre, die Deutschen haben einen anderen Gott und Christus als die Italiener, Franzosen oder Engländer! Er wußte so gut wie Einer, daß das Evangelium dasselbe ist für alle Völker, aber er wußte auch, daß jedes Volk das gute Recht hat, nach seiner individuellen Art die christliche Religion aufzufassen und kirchlich auszugestalten, daß also wir Deutsche gar nicht nötig haben, uns von den Römischen, die ja doch unsere Eigenart nie verstanden haben noch je verstehen werden, die Art und Weise unserer Frömmigkeit diktieren zu lassen und für die geistlichen Güter, die das Evangelium uns umsonst aus Gottes Gnade darbietet, unser

Digitized by Google

teures Geld an die römische Klerisei zu zahlen. Indem Luther von diesem welschen Knechtsjoch seine Deutschen erlöste, indem er sie zur Selbstachtung und Selbstbestimmung aufweckte und lehrte, daß sie als fromme Christen zugleich freie Deutsche sein können und sollen, hat er damit den Keim gepflanzt, aus dem im Laufe der Jahrhunderte alle Herrlichkeit der protestantisch-deutschen Wissenschaft und Kunst und zuletzt auch die des neuen deutschen Kaiserreiches erwachsen ist, unter dessen Schirm und Schutz jetzt Protestanten und Katholiken friedlich wohnen. Glücklich aber die, die sich dieser aus Luthers Saat entsprungenen Güter unseres Volkstums mit ganzer Seele erfreuen können, ohne noch mit halber Seele jenseits der Berge hängen zu bleiben!

Der letzte Vorwurf Ehrhards gegen die Reformation geht darauf, daß sie unter dem Zeichen des Staatskirchentums stehe und die Religion in den Dienst der selbstsüchtigen Interessen von Fürsten und Städten gestellt habe. Hieran ist nur soviel richtig, daß die Reinigung und Neuordnung des Kirchenwesens, weil die bisherigen Organe der Kirchenleitung sich dieser Aufgabe versagten, von den weltlichen Obrigkeiten ins Werk gesetzt wurde, und daß die neuen Kirchenverbände auch zu ihrer Selbsterhaltung gegen die Gewalt Roms und des mit ihm verbündeten Kaisertums auf den Schutz der territorialen Obrigkeiten angewiesen waren. So bildete sich das protestantische Staatskirchentum nicht aus der Idee des Protestantismus, sondern aus der geschichtlichen Notwendigkeit seiner Entstehungszeit; nicht als den idealen Zustand, sondern als unvermeidlichen Notbehelf hat Luther das Staatskirchentum angesehen und geduldet, gelegentlich aber auch verwünscht (in einem Brief von 1543 schrieb er: Satan pergit esse Satan: sub papa miscuit ecclesiam politiae, sub nostro tempore vult miscere politiam ecclesiae). Daß das Staatskirchentum dem Protestantismus manchmal zur Hemmung seiner freien Entwicklung und Betätigung gereichte, leugnen auch wir nicht und betrachten daher seine allmähliche Aufhebung als ein anzustrebendes Ziel. Andererseits ist aber doch nicht zu vergessen, daß die religiöse Freiheit unter dem protestantischen Staatskirchentum niemals auch nur entfernt so schwer zu leiden hatte wie unter dem römischen Kirchenstaatstum, das über das weltliche Schwert aller Obrigkeiten ebensosehr wie über das geistliche des Kirchenbannes verfügte und die Häresie überall als Staatsverbrechen bestrafte; verglichen mit dem furchtbaren Druck, den diese römische Theokratie auf die ganze katholische Christenheit ausübte, war das protestantische

Digitized by Google

Staatskirchentum überall kaum mehr als ein oft kleinliches und hie und da beläſtigendes Polizeiregiment. Übrigens fiel dem Proteſtantismus der enge Anſchluß an die ſtaatliche Ordnung viel leichter, weil er von der ſittlichen Würde und Aufgabe der ſtaatlichen Obrigkeit von Anfang an eine viel höhere Auffaſſung hegte als die katholiſche Kirche dies je getan hat. Damit hat der Proteſtantismus den Schutz, den er von Seiten des Staates zu genießen hatte, dieſem reichlich vergolten; er hat die ſittliche Idee des Staates, die dem Mittelalter ganz fremd war, aufgeſtellt (oder wiederhergeſtellt, vgl. Röm. 13!), indem er die Obrigkeit als ein ſelbſtändiges, keinem Klerus zu Vaſallendienſten verpflichtetes Organ der ſittlichen Weltordnung des Reiches Gottes zu achten lehrte, und damit hat er jene gewiſſenhafte Pflichttreue in Erfüllung der Staatsgeſetze und der Obliegenheiten des bürgerlichen Berufs den Bürgern eingepflanzt, deren Folgen für das Gedeihen der proteſtantiſchen Völker nicht hoch genug zu ſchätzen ſind.

Am Schluß ſeiner Kritik des Proteſtantismus macht Ehrhard das Zugeſtändnis, daß derſelbe auf den Gebieten des intellektuellen, ſozialen und allgemein kulturellen Lebens, dank den chriſtlichen Kräften, die auch in ihm wirkſam ſind, und dank ihrer Verbindung mit tatkräftigen, unternehmungsluſtigen und zielbewußten Volksſtämmen, Leiſtungen hohen und bleibenden Wertes hervorgebracht habe. Aber wenn man darum den Proteſtantismus als eine Kulturmacht erſten Ranges auf Koſten des Katholizismus aufbauſchen wolle, ſo ſei das, meint er, „ein pſeudowiſſenſchaftlicher Dilettantismus in usum delphini, der keine ernſte Beachtung verdient“, weil dabei die vielfältigen geſchichtlichen, wirtſchaftlichen, politiſchen, nationalen und perſönlichen Kräfte und Verhältniſſe, aus denen das reale Leben ſich zuſammenſetzt, nicht beachtet ſeien, und weil der Einfluß, den das proteſtantiſche oder katholiſche Bekenntnis auf die führenden Perſonen des kulturellen Fortſchritts ausgeübt hat, nicht beſtimmt ſei (S. 125f.). Gewiß leugnet niemand, daß auf die kulturellen Leiſtungen der Völker auch noch andere Momente außer ihrer Religion einwirken; aber wenn es nun doch eine ſtatiſtiſch nachweisbare Tatſache iſt (vgl. Yves Guyot), daß durchweg die proteſtantiſchen Völker durch verhältnismäßig größere Kulturleiſtungen ſich vor den katholiſchen auszeichnen, und wenn dieſes Verhältnis auch da zutrifft, wo die Proteſtanten und Katholiken demſelben Volkstum und Lande angehören (wie in Deutſchland

Digitized by Google

und Österreich), ist es dann nicht doch ein logisch richtiger und notwendiger Schluß, daß der kulturelle Vorsprung der Einen vor den Anderen mit der religiös-sittlichen Welt- und Lebensanschauung beider in einem wesentlichen ursächlichen Zusammenhang stehe? Daß Ehrhard diese unvermeidliche Schlußfolgerung mit dem Kraftwort „pseudo-wissenschaftlicher Dilettantismus" ablehnt, ist doch nur eine neue Bestätigung der alten Erfahrung, daß es dem katholischen Historiker schwer fällt, die Tatsachen, die seinen dogmatischen Voraussetzungen und apologetischen Wünschen widerstreben, objektiv zu beurteilen. Wie er die Augen absichtlich verschließt vor dem klar zu Tage tretenden Kausalzusammenhang zwischen Protestantismus und Kultur, so sucht er dann weiterhin in seiner Apologie des Katholizismus alle die Momente, in denen eine kulturfeindliche Tendenz zu Tage tritt, mit einer dialektischen Kunst, deren Gewandheit doch nicht über ihre Sophistik hinwegtäuschen kann, abzuschwächen und wegzudisputieren, um schließlich zu dem erwünschten Resultat zu gelangen, daß eben nur der Katholizismus die wahre, die einzige Kulturmacht sei.

Ein Hauptkunstgriff dieser apologetischen Ausführungen Ehrhards besteht darin, daß er die bedenklichsten Punkte des Katholizismus, wie er sich seit der Reformation ausgestaltet hat, als bloße „zeitgeschichtliche" Erscheinungen charakterisiert, die mit dem Wesen des Katholizismus nichts gemein haben sollen, sondern nur durch die jeweiligen geschichtlichen Verhältnisse bedingt gewesen seien, insbesondere durch den vom Protestantismus der katholischen Kirche aufgedrungenen Kampf gegen den extremen Subjektivismus. Unter diesem Gesichtspunkt wird vor allem der Jesuitismus beurteilt; er ist nach Ehrhard eine zeitgeschichtliche Erscheinung von nur relativem Wert; seine stramme militärische Organisation und Disziplin trage das persönliche Gepräge seines Stifters; ihn mit dem Katholizismus zu identifizieren gehe nicht an, weil dieser älter und umfassender sei als alle Orden; falsch sei auch, daß der Jesuitismus seit dem 16. Jahrhundert die Herrschaft über die katholische Kirche gewonnen habe und ihre besseren Regungen unterdrücke; allerdings habe er öfters auf zeitgeschichtliche Momente und Lebensäußerungen der katholischen Kirche Einfluß geübt, aber daran sei gerade der Protestantismus schuld, sofern er der katholischen Kirche die antiprotestantische Entwicklung der Theologie und des Kultus aufgedrungen habe (S. 145). Hieran ist soviel richtig, daß der nachreformatorische Katholizismus nicht mehr ganz derselbe ist wie der vorreformatorische; in dem letzteren war neben dem römischen

Digitized by Google

Prinzip der Autorität und des Gehorsams doch auch etwas vom protestantischen Prinzip der persönlichen Freiheit wirksam gewesen; als aber dieses in der Kirchenbildung der Reformation ausgeschieden war, wurde in der alten Kirche das Autoritätsprinzip das alleinherrschende und fand seine Verkörperung und sein stärkstes Organ im Jesuiten-Orden, der eben darum dem Neukatholizismus nach seinem innersten Wesen viel enger zugehört und ihn viel genauer vertritt als irgend einer der älteren Orden. Zu dieser fatalen Wendung, die doch weit mehr als bloß eine „zeitgeschichtliche" Episode war, hat der Protestantismus nur ebenso den indirekten Anlaß gegeben, wie man etwa auch vom Christentum sagen könnte, daß es durch seine Entstehung und Ausscheidung aus dem Judentum den Anlaß gegeben habe zur Verengung und Verknöcherung des Judentums im Talmudismus. Sowenig wie das talmudische Judentum sich wieder zurückverwandeln kann in die Religion der Propheten und Psalmen, so wenig wird sich der im Jesuitismus repräsentierte Neukatholizismus jemals zurückverwandeln können in den Katholizismus Augustins und der deutschen Mystik. Das Verkennen dieser tiefgehenden Wandlung, die der alte Katholizismus durch das Ausscheiden des evangelischen Freiheitsprinzips seit der Reformation erfahren hat, ist der Irrtum Ehrhards und seiner Freunde, auf dem alle ihre optimistischen Illusionen beruhen.

Auch der bekannte Prozeß Galileis soll in seiner symptomatischen Bedeutung abgeschwächt werden durch die zeitgeschichtliche Beurteilung: man habe eben damals noch nicht gewußt, daß zwischen der Theologie und anderen Wissenschaften eine Wechselbeziehung bestehe und daß die von diesen selbständig gefundenen neuen Wahrheiten von der Theologie aufgenommen werden müssen (S. 152 f.). Es wäre ja gewiß recht schön, wenn man das bloß damals nicht gewußt, inzwischen aber in den maßgebenden kirchlichen Regionen gelernt hätte; aber die neueste Geschichte bis auf den Syllabus herab spricht nicht für die Richtigkeit dieser Annahme Ehrhards.

Auch die gewaltsamen katholischen Rückeroberungen der „Gegenreformation" sollen nicht auf Rechnung des Katholizismus kommen, sondern aus der konkreten Kulturlage jener Zeit zu verstehen sein, die darum nicht so rasch überwunden werden konnte, weil eben das Verständnis der geistigen Lebensangelegenheiten nur langsam zu reifen pflege. Aber ist dieses Verständnis heute in katholischen Kreisen so gereift, daß man geistigen Bewegungen

Digitized by Google

nur geistige Waffen entgegensetzen würde? Die Art, wie man in Österreich gegen die religiöse Los-von-Rom-Bewegung von klerikaler Seite den Arm der Obrigkeit anruft, spricht nicht dafür! Eine starke Verdrehung der Tatsachen ist es, wenn Ehrhard das durch den 30jährigen Krieg in Deutschland angerichtete Elend als das definitive Gesamtresultat der antikirchlichen Reform des 16. Jahrhunderts bezeichnet und hinzufügt, diese Tatsache allein spreche über die ganze Bewegung selbst ein vernichtendes Urteil (S. 172). Aber an den Greueln der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges sind doch wahrhaftig nicht die Protestanten schuld, die sich gegen die furchtbare Übermacht der katholischen Fürsten und des Kaisers nur ihrer Existenz zu erwehren hatten. Und wer hat die katholischen Fürsten dazu getrieben, wer hat insbesondere den Kaiser Ferdinand zu dem unseligen Restitutionsedikt gedrängt? Das waren bekanntlich die Jesuiten, sie allein waren schuld an der halben Vernichtung Deutschlands im 17. Jahrhundert; und daß sie dabei im Sinn und Auftrag des Papstes selbst handelten, das beweist die Verwerfung des westfälischen Friedens durch Innocenz X. Auch dieses Verhalten des Papstes, in dem die herzlose Grausamkeit Roms gegen Deutschland zum schreienden Ausdruck kam, wagt Ehrhard zu verteidigen als „den Ausdruck einer Gesinnung, welche die Gemeinschaft der religiösen Güter höher wertet als alle übrigen weltlichen Interessen und darum wahre Achtung verdient" (S. 172). Mit diesem Urteil beweist er nur, daß die Intoleranz, welche die Glaubenseinheit mit brutaler Gewalt erzwingen will, nicht bloß im 17. Jahrhundert eine „zeitgeschichtliche" Erscheinung war, sondern heute noch sogar bei gebildeten Katholiken als eine löbliche Gesinnung gilt, die also sofort wieder sich entsprechend betätigen würde, sobald die äußeren Verhältnisse dies gestatten würden, also sobald der Katholizismus zur herrschenden „Kulturmacht" geworden wäre. Gott behüte unser deutsches Vaterland vor den Segnungen einer Kultur, die auf einer derartigen „wahre Achtung verdienenden" Gesinnung beruht!

Auch die berüchtigte Moral Liguoris wird von Ehrhard zeitgeschichtlich entschuldigt; zwar könne der Probabilismus dieser Moraltheologen den Eindruck des Unsittlichen machen, weil einige Theologen in dem ehrlichen Bestreben, der Schwäche des Menschen Rechnung zu tragen, zu weit gingen. Übrigens habe die katholische Kirche kein anderes „Moralsystem" (die Unterscheidung zwischen Moralsystem und Moraltheologie ist eine sophistische Wortklauberei!) als das im Evangelium grundgelegt ist (S. 199 f.). In der Tat

Digitized by Google

eine kühne Behauptung angesichts der Tatsache, daß die katholische Kirche die abscheuliche Moral Liguoris sanktioniert hat, die zur evangelischen im gröbsten Widerspruch steht! Die Liguorische Moral ist das Erzeugnis der jesuitischen Kasuistik, für die das sittliche Leben zerfällt in eine Reihe von Handlungen, deren Wert nicht nach der zu grunde liegenden sittlichen Gesinnung, sondern nach den jeweiligen äußerlichen Zweckmäßigkeitsgründen beurteilt wird; die Moral des Evangeliums aber ist die freie Betätigung eines reinen, Gott und die Brüder liebenden Herzens. Wie man diesen prinzipiellen Unterschied übersehen oder vertuschen kann, ist schwer verständlich.

Besondere Mühe gibt sich Ehrhard mit der Verteidigung der 1870 festgestellten Unfehlbarkeit des Papstes. Sie biete, meint er, sobald der monarchische Charakter der kirchlichen Autorität und der gottgesetzte Ursprung des Primats anerkannt werde, keine neue Schwierigkeit; die Unfehlbarkeit der Kirche wie des Papstes sei nur die nähere Formulierung des Glaubens daran, daß der menschgewordene Gottessohn das Wesen seiner Schöpfung nicht dem menschlichen Irrtum oder der Willkür überläßt, sondern für seine endlose Erhaltung sorgt. Für den Katholiken habe die Unfehlbarkeitserklärung ihre befreiende Wirkung daran erwiesen, daß sie die Grenzen, innerhalb derer die Tätigkeit des Papstes einen absolut verpflichtenden Charakter besitzt, genau umschrieben und sehr eng gezogen habe; alle seine Tätigkeit außerhalb dieser Grenzen sei nur zeitgeschichtlichen und persönlichen Charakters und könne nicht der katholischen Kirche zur Last gelegt werden (so z. B. der Syllabus und die Encyklika von Pio IX.). Eine Fessel wäre die Unfehlbarkeit nur, wenn sie den Katholiken an eine menschliche Autorität binden würde; aber das werde gerade ausgeschlossen, indem der eigentliche Verpflichtungsgrund in die göttliche Autorität verlegt werde, die ihm durch den Papst als Nachfolger des Petrus verbürgt werde. Dadurch sei die Autonomie der menschlichen Vernunft nicht geleugnet, sondern nur als eine relative, von der göttlichen Wahrheit abhängige dargestellt (S. 263ff.). Ich glaube nicht, daß irgend ein Leser von dieser sophistischen Verteidigung überzeugt werden dürfte. Worauf sie hinauskommt, ist die bekannte Unterscheidung, daß der Papst nicht als einfaches menschliches Individuum, sondern nur kraft seines kirchlichen Amtes unfehlbar sei. Aber das ändert doch gar nichts an der ungeheuren praktischen Bedeutung dieser neukatholischen Lehre, durch die dem Worte des Papstes, sofern er als Papst e cathedra über Dinge

Digitized by Google

des Glaubens und der Sitte urteilt, die unfehlbare Autorität eines göttlichen Offenbarungsmittlers beigelegt wird; sein Wort, in dem er seine menschliche Auffassung der göttlichen Wahrheit ausspricht, soll unmittelbar als die von Gott selbst geoffenbarte Wahrheit gelten, und vor diesem Orakel sollen alle Zweifel der Gläubigen verstummen. Wenn dabei noch von einer „Autonomie" der menschlichen Vernunft geredet wird, wo doch dieser einfach die blinde Unterwerfung unter die Autorität eines Menschen als vorgeblichen Offenbarungsmittlers der Gottheit zugemutet wird, so treibt man ein Spiel mit Worten. Auch damit wird die Sache um nichts besser, daß man die Grenzen betont, innerhalb derer dem Worte des Papstes der unfehlbare und absolut verpflichtende Charakter zukomme. Denn einmal fallen jedenfalls innerhalb dieser Grenzen die allerwichtigsten Fragen, über die der Mensch durch eigenes Prüfen und Denken eine vernünftige persönliche Überzeugung zu gewinnen das Recht und die Pflicht hat. Und dann, wer zieht denn im einzelnen Fall jene Grenzen? Doch wohl nur der Papst selbst und nicht etwa der deutsche Theologieprofessor! Wenn Ehrhard die Kundgebung des Papstes im berüchtigten Syllabus als eine unverbindliche, bloß zeitgeschichtliche und persönliche Meinungsäußerung von Pio IX. hinstellt und sogar die Behauptung wagt: „Die Korrektheit der wissenschaftlichen Theologie der Päpste hat mit ihrer Unfehlbarkeit nichts zu tun", d. h. die Päpste können trotz ihrer Unfehlbarkeit auch falsche dogmatische und ethische Ansichten haben, so ist vorauszusehen, daß ihm eine derartige Auslegung der päpstlichen Unfehlbarkeit von Rom und den Jesuiten als eine grobe Ketzerei angerechnet werden wird.*)

*) In der Tat ist dies bereits geschehen in der Kritik des Ehrhardschen Buches durch den Jesuiten Michael Hofmann, Prof. in Innsbruck (Separatabdruck aus der Zeitschrift für kathol. Theologie, XXVI, Heft 2), wo S. 9 mit Berufung auf Erklärungen der Päpste Pio IX. und Leo XIII. das Urteil gefällt wird: „Es ist, objektiv beurteilt, Inanspruchnahme einer falschen und unbefugten Freiheit, wenn man die Lehrautorität der katholischen Kirche oder des Papstes derart auf das bloße Dogma beschränkt und die bloß relative Bedeutung der übrigen Enunziationen der kirchlichen Autorität so sehr hervorhebt, daß kein Wort übrig bleibt für die Verpflichtung innerer Unterwerfung unter dieselben. Umgekehrt wird aber von Ehrhard der theolog. Wissenschaft viel mehr zugeschrieben als ihr gebührt. Der Syllabus ist freilich aus seiner Zeit heraus entstanden und gilt für seine Zeit, aber er gilt auch für jegliche Zeit und besonders für die unsere; es wäre geradezu unverantwortlich, wenn Katholiken diese Magna Charta der gegen die Irrtümer der modernen Kultur feierlich verkündeten katholischen Wahrheiten zerreißen wollten. Die Abschwächung resp. Einschränkung

Digitized by Google

Im letzten Abschnitt seines Buches sucht Ehrhardt den positiven Beweis dafür zu geben, daß der bestehende Gegensatz zwischen der modernen Kulturwelt und der katholischen Kirche wohl zu überwinden sei, ohne den traditionellen Grundsätzen der letzteren irgendwas zu vergeben. Dabei ist der leitende Gedanke, auf den er öfters zurückkommt, der, daß zwischen dem Kulturleben der abendländischen Völker und der katholischen Kirche darum kein sachlicher Gegensatz bestehen könne, weil ja jenes durch diese begründet worden sei. Dies ist insoweit zwar richtig, als die katholische Kirche allerdings in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters die Erzieherin der abendländischen Völker gewesen ist, denen sie nicht bloß die Religion sondern auch die Kultur der antiken Welt übermittelt hat; für jene Zeit ist das Verdienst der Kleriker und Mönche um die Zivilisation der Barbaren keineswegs zu leugnen. Es fragt sich nur, ob damit auch das bewiesen ist, was Ehrhard aus dieser geschichtlichen Tatsache der Vergangenheit für die Gegenwart schließen will. Diese Frage läßt sich nicht bejahen. Es ist doch nicht zu vergessen, daß die moderne Welt in jeder Hinsicht über die Stufe der Kultur hinausgeschritten ist, die ihr von der Kirche aus dem Altertum überliefert worden war, und die für die Jahrhunderte der Unmündigkeit zwar zureichend und heilsam gewesen ist, die aber für die mündig gewordenen Völker zur unerträglichen Fessel geworden ist. Daß die Kirche stehen geblieben ist und nach ihrem Autoritätsprinzip stehen bleiben mußte bei den Traditionen des Altertums, während die moderne Welt über die Kinderschuhe auf allen Gebieten hinausgewachsen ist, darauf eben beruht die allenthalben zu Tage tretende tiefe und unüberwindliche Kluft zwischen moderner Kultur und katholischer Kirche. An dieser Tatsache werden alle apologetischen Bemühungen Ehrhards und seiner Gesinnungsgenossen unter den Katholiken nichts zu ändern vermögen. Er meint zwar, der Katholizismus suche die konservative und die fortschrittliche Richtung harmonisch zu versöhnen, weil beide der menschlichen Kultur notwendig seien (S. 316). Aber er kann doch selbst nicht leugnen, daß die Kirche einen Fortschritt nur zugeben kann innerhalb der durch ihre dogma-

---

der kirchlichen Autorität, wie sie in den obigen Darlegungen (Ehrhards) zu Tage tritt, offenbart deutlich das Mal des sogenannten liberalen Katholizismus, von welchem Leo XIII. das Urteil fällt: „Nur allzusehr bekannt ist das teils schon drückende, teils drohende Verderben, welches aus jenen falschen Ansichten hervorgeht, die man mit dem Namen des liberalen Katholizismus zu belegen pflegt."

Digitized by Google

tische Tradition einfürallemal festgesetzten autoritativen Schranken. Aber eine Wissenschaft, Kunst, Politik, Volkswirtschaft, die nur mit zum voraus gebundener Marschroute fortschreiten darf, wird es nie weit bringen, wird jedenfalls hinter der ohne solche Fesseln fortschreitenden Kultur der protestantischen Völker stets weit zurückbleiben. Zum wirklichen Fortschritt gehört eben nicht bloß die Bereicherung und genauere Ausbildung des Überkommenen, sondern es gehört dazu unerläßlich auch die Kritik und Ausscheidung dessen, was am Überkommenen sich als veraltet, unbrauchbar, den neuen Erkenntnissen und Verhältnissen widersprechend erweist; diese Freiheit der Kritik aber muß auf Schritt und Tritt mit dem katholischen Traditions- und Beharrungsprinzip in Kollision geraten.

Diesen entscheidenden Punkt sucht Ehrhard mit allen erdenklichen dialektischen Künsten zu umgehen und zu vertuschen; und doch blickt aus alledem nur immer wieder dieselbe Verlegenheit heraus, in der sich der Apologet des Katholizismus und seiner Versöhnung mit der modernen Kultur befindet. „Der letzte Grund, sagt er, weshalb ich zwischen kirchlicher Autorität und individueller Freiheit keinen inneren Gegensatz annehmen kann, liegt darin, daß beide an dieselben Grenzen gebunden sind. Die Autorität, welche die katholische Kirche ihren einzelnen Gliedern gegenüber ausübt, ist im Grunde nichts anderes als das Recht, ihnen die göttliche Wahrheit zu verkündigen, die Sittlichkeit theoretisch zu predigen und praktisch durch ihre Institutionen zu vermitteln, endlich die wesentlichen religiösen Übungen vorzuschreiben. Das Recht dazu leitet sie von Christus ab, der ihr diesen Auftrag gegeben; den absoluten Wert ihrer Dogmen, sittlichen Vorschriften und religiösen Übungen und Institutionen gründet sie auf die göttliche Offenbarung, die ihr durch Christus und die Apostel geworden. Die kirchliche Autorität steht daher und fällt mit dem objektiven und göttlichen Charakter des Christentums, steht aber nicht im Gegensatz zu dem Bestreben der Einzelpersönlichkeit, Wahrheit und Sittlichkeit zu ihrem geistigen Eigentum zu machen und ein selbständiges religiöses Leben zu führen“ (S. 321 f.). Hier begegnet uns wieder dasselbe Quid pro quo, das uns schon oben bei der Beurteilung der Reformation Luthers auffiel: Die überlieferten kirchlichen Dogmen, Sittenlehren, Riten und Institutionen werden ohne weiteres mit dem objektiven Christentum und weiterhin mit der Wahrheit und Gerechtigkeit überhaupt identifiziert, um dann hierauf den Schluß zu bauen, daß die Freiheit der einzelnen Persönlichkeit durch die Autorität der Kirche nicht anders gebunden sei, als

Digitized by Google

wie alles Erkennen an die Norm der Wahrheit und alles sittliche Streben an die der Gerechtigkeit gebunden ist. Es ist klar, daß dieser Argumentation die ungeheure petitio principii zu grunde liegt, daß die von der Kirche gelehrte Wahrheit mit der Wahrheit überhaupt, die von der Kirche vorgeschriebene Gerechtigkeit mit der Idee des Guten an sich identisch sei. Aber ob oder wieweit dies der Fall sei, ist ja eben die große Frage, deren selbstständige Prüfung der moderne Mensch sich durch keinen kirchlichen Machtspruch verwehren läßt. Wenn er nun bei dieser Prüfung zu der Überzeugung kommt (wie das h. z. T. nicht bloß möglich, sondern meistens wirklich der Fall ist), daß die kirchlich gelehrte Wahrheit von der wirklich denkbaren Wahrheit, die kirchlich vorgezeichnete Sittlichkeit (vgl. Liguori) von der durch sein Gewissen geforderten wirklichen Sittlichkeit in mancher Hinsicht beträchtlich abweiche, dann bleibt ihm nur die Wahl, entweder trotz alledem der kirchlichen Autorität sich zu fügen, damit aber auf seine persönliche Denk- und Gewissensfreiheit zu verzichten, oder aber an dieser festzuhalten und dann von der kirchlichen Autorität sich loszumachen. Einen Ausweg aus diesem Dilemma gibt es schlechterdings nicht und darum bleibt die Harmonie von kirchlicher Autorität und persönlicher Freiheit ein schöner Traum solcher kulturfreundlichen Apologeten wie Ehrhard.

Auch der Nationalismus oder das Streben der modernen Völker nach einer von Roms Vorschriften unabhängigen Regelung ihres gesamten religiösen und kulturellen Lebens steht nach Ehrhard in keinem sachlichen Gegensatz zum heutigen Katholizismus. Denn „verschwunden ist (heute) die Herrschaft des Klerus auf allen Gebieten des Gesellschaftslebens, die dem Mittelalter einen wesentlich klerikalen Charakter verliehen hatte. Trotzdem hat die katholische Kirche nichts von ihrer inneren religiösen Kraft verloren. Durch die strenge Scheidung zwischen Politik und Religion, Staatstum und Kirchentum, wie sie sich im Verlauf der Neuzeit allmählich vollzog, hat sich ihre eigentliche Aufgabe viel klarer und reiner herausgestellt als dies im Mittelalter der Fall gewesen war“ (S. 328). Wirklich? strenge Scheidung von Politik und Religion soll den heutigen Katholizismus charakterisieren? Wie glücklich wären wir, wenn dieses Idealbild der Wirklichkeit entspräche, wenn es im deutschen Reich kein Zentrum gäbe, das katholische Politik treibt und für Zugeständnisse an die Hierarchie, für die Rückberufung der Jesuiten und für Verkirchlichung der Schule seine Stimmen verschachert! wenn es keine katholischen

Digitized by Google

Wahlvereine, Zeitungen und Hetzkapläne, kein Bündnis der deutschen Katholiken mit Polen und Czechen gäbe! Solange aber diese leidigen Dinge in der Wirklichkeit existieren und ihre Existenz uns tagtäglich nur zu kräftig fühlbar machen, wird uns kein noch so beredter Apologet davon überzeugen können, daß heute die Herrschaft des Klerus auf allen Gebieten des Gesellschaftslebens verschwunden und der Katholizismus eine rein unpolitische Religion geworden sei, von der unser nationales Leben nichts zu gefährden habe. Er kann dies auch gar nie werden, ohne mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen und sein innerstes Wesen von Grund aus zu verändern. Denn als römischer Katholizismus ist er seit $1^1/_2$ Jahrtausenden erfüllt und durchtränkt mit dem Herrschergeist des altrömischen Imperium, dessen Erbe die römische Kirche übernommen hat. An diesem Herrschergeist Roms, der sich die christliche Religion dienstbar gemacht hat, um in neuer und feinerer Form als das alte heidnische Rom die Welt zu beherrschen, scheiterten von jeher und werden immer wieder scheitern alle die wohlgemeinten Reformbestrebungen, die die Religion aus ihrer Verweltlichung retten und neubeleben möchten, ohne doch mit der römischen Autorität zu brechen. Diesem Schicksal werden auch die Reformbestrebungen Ehrhards und seiner Freunde unentrinnbar wieder verfallen.*)

Aber so wenig wir glauben können, daß die von diesen Männern direkt erstrebten Zwecke sich realisieren lassen, so wenig wollen wir doch die symptomatische Bedeutung ihrer Bestrebungen unterschätzen. Sie sind doch immerhin Zeichen dafür, daß es in der katholischen Kirche zu gähren beginnt, daß manche Geister aus dem tiefen Schlummer, in den sie die Zauberkunst Roms versenkt hatte, aufzuwachen beginnen, mit den überkommenen Zuständen unzufrieden werden und nach Besserem ausschauen. Das hat jedenfalls zunächst den Vorteil, daß die geschlossene Phalanx unserer Gegner gelockert wird, Uneinigkeit und Unsicherheit unter

*) Diese Vermutung scheint durch den neuesten Verlauf der Dinge bereits bestätigt zu sein, sofern Prof. Ehrhard nach den Zeitungsberichten seinen Frieden mit Rom gemacht und die bedenklichsten Stellen seines Buches in den späteren Auflagen zurückzunehmen versprochen haben soll, sowie auch Prof. Schell von der Mitarbeit an dem Organ der Reformfreunde zurückgetreten ist. Ob nach dem Rücktritt der bisherigen theologischen Führer die Reformbewegung in Deutschland sich ferner werde behaupten können, ist zweifelhaft; bessere Aussichten scheint sie in Frankreich zu haben, wo sie unter dem hohen und niederen Klerus manche Freunde hat.

Digitized by Google

ihren Reihen um sich greift und dadurch die von ihnen drohende Gefahr gemindert wird. Wir dürfen aber auch die Möglichkeit ins Auge fassen, daß diese Bewegung über die jetzt noch gezogenen Schranken hinaus fortwachsen könnte. Wie einst Luther nicht schon von Anfang an an einen Bruch mit der römischen Kirche gedacht hatte, sondern erst durch den Widerstand der Gegner und durch die Flut der Begeisterung, die aus dem deutschen Volk ihm entgegenbrauste, auf die Bahn seines kühnen reformatorischen Vorgehens gedrängt wurde, so ließe sich es wohl denken, daß auch jetzt wieder die Reformbewegung, durch den Widerstand der römischen Machthaber angestaut, die Schranken der Kirche durchbrechen und zu einer von Roms Autorität befreiten Neubildung führen könnte. Die so von Rom frei Gewordenen müßten nicht notwendig in eine der bestehenden protestantischen Kirchen eintreten; es ließe sich ganz wohl die Möglichkeit denken, daß sie wieder, wie die Reformatoren des 16. Jahrhunderts, unmittelbar auf das ursprüngliche Wesen des Christentums zurückgreifen und dessen Ausprägung in den Formen unserer Zeit anstreben würden. Gibt es doch auch unter uns Protestanten nicht wenige, die der Meinung sind, daß in den konfessionell und staatlich gebundenen protestantischen Kirchen die Ideen der Reformation und die ewigen Wahrheiten des Evangeliums noch nicht zum reinen und dauernd wirksamen Ausdruck gekommen seien, und daß daher unserem religiösen Leben eine Erneuerung der Reformation not täte. So könnte es vielleicht dereinst dahin kommen, daß die Gleichgesinnten, nach einer neuen Reformation sich Sehnenden aus beiden Kirchen sich zusammen finden und zu einer neuen christlichen Glaubensgemeinschaft verbinden würden, die gleichsehr unabhängig wäre von Rom wie vom Staat, vom Tridentinum wie von der Konkordienformel, einer Glaubensgemeinschaft, in der man nicht mehr durch Glaubenszwang und Glaubensstreit sich gegenseitig quälen und ärgern würde, sondern nur darauf bedacht wäre, mit aufrichtigem und lauterem Herzen den Vater anzubeten im Geist und in der Wahrheit, mit den Ewigkeitskräften der Wahrheit und der Liebe die mancherlei Schäden unserer Kulturwelt zu heilen. In dieser neuen Glaubensgemeinschaft könnte das Beste aus beiden Kirchen sich friedlich verbinden und wechselseitig zu einer höheren Einheit ergänzen: die fromme Beschaulichkeit und opferwillige Liebe des alten Katholizismus und die protestantische Freiheit und autonome sittliche Tatkraft. So könnte zuletzt die alte Weissagung einer neuen Epoche des johanneischen Christentums, als der zusammenfassenden

Digitized by Google

Syntheſe des petriniſchen und pauliniſchen, katholiſchen und proteſtantiſchen, zu ſchöner Erfüllung kommen. Mag das immerhin heute noch als ein optimiſtiſcher Traum kühner Schwärmer erſcheinen: das heute iſt doch nicht maßgebend für immer! Die Weltgeſchichte iſt noch lange nicht zu Ende und wer kann wiſſen, welche Überraſchungen ſie unter Gottes weiſer Regierung unſeren Kindern und Enkeln noch vorbehalten hat? Warum ſollte dann uns Alten, die wir ja freilich die Erfüllung ſo ſchöner Hoffnungen entfernt nicht mehr erleben werden, nicht das wenigſtens vergönnt ſein, daß wir über dieſe Gegenwart voll Sorge und Streit die ahnenden Blicke hinüberſchweifen laſſen in das gelobte Land einer beſſeren Zukunft, wo der Glaubenskampf der Kirchen überwunden, der echte Chriſtusgeiſt in der Liebe zu Gott und den Brüdern verwirklicht ſein und Friede herrſchen wird auf Erden unter den Menſchen des Wohlgefallens?

Die Beiden.

Zwiſchen andern Leuten durch die Gaſſen
Schreiten zwei,
Reden freundlich und gelaſſen
Allerlei,
Tauſchen glatte, flache, zahme Worte.
Und verſchloſſen bleibt die Seelenpforte,
Und verſchwiegen bleiben die Gebärden,
Und kein Blick darf zum Verräter werden,
Und die Liebe muß in Beiden
Qualen der Gefangenſchaft erleiden,
Und ſie möchte laut um Hilfe ſchrei'n,
Möchte ſich zur Wahrheit hinbefrei'n,
Und ſie ſchmachtet doch gehorſam immer —
Ohne daß ſich je der Vorhang hebt,
Zwiſchen ihren Finſterniſſen,
Und die eine Liebe darf es nimmer,
Nimmer, nimmer von der andern wiſſen,
Daß ſie lebt! — —

Elisabeth Gnade.

Digitized by Google

Der Mars und seine Rätsel.

Von F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte.

Der Mensch begnügt sich heute nicht mehr mit der Erforschung des Planeten, den er selbst bewohnt, er will auch in die Geheimnisse der Oberflächengebilde seiner Nachbarwelten im Kosmos eindringen.

Von allen Himmelskörpern steht uns der Mond am nächsten; von den Planeten aber die Venus und der Mars. Erstere vermag sich auf 38 Millionen, der letztere im günstigsten Falle auf 55 Millionen Kilometer der Erde zu nähern.

Als das Fernrohr noch nicht entdeckt war, vor dem Jahre 1610, mußten sich die Beobachter damit begnügen, die sonderbaren scheinbaren Schleifenlinien, welche der rötliche Mars am Himmel beschreibt, richtig zu deuten. Kaum war aber das Fernrohr entdeckt, so fing man auch an, immer dann, wenn der Mars in Erdnähe kam, was alle 2 Jahre und 49 Tage geschieht, ihn zu beobachten und Zeichnungen von seiner Oberfläche anzufertigen.

Unter mittleren Verhältnissen beträgt der Durchmesser des Mars 18 Bogensekunden in der Erdnähe und in der Erdferne noch nicht 4; es kann sogar bei günstiger Annäherung der Mars eine 24,4 Bogensekunden große Scheibe werden. Da uns ja der Mond und die Sonne 30 Minuten groß erscheinen, so ist immerhin gegenüber diesen Gestirnen auch der größte scheinbare Durchmesser des Mars noch sehr gering. Der wirkliche Durchmesser des Mars beträgt 6740 Kilometer, etwa die Hälfte des Erddurchmessers und das Doppelte des Monddurchmessers. Wenn wir die Oberfläche von Mars und Erde miteinander vergleichen wollen, so folgt aus den Durchmessern, daß etwa die gesamte Oberfläche des Mars nur den vierten Teil von der der Erde beträgt, sodaß unsere Kontinente allein schon so groß sind wie die ganze Marsoberfläche.

Die ersten Zeichnungen seiner Flecke stammen bereits von Huygens und Hooke und wurden zur Bestimmung der Umdrehungsgeschwindigkeit des Planeten um seine Achse verwendet.

Es stellte sich heraus, daß die Dauer einer Umdrehung, d. i. die Tageslänge auf dem Mars, 24 Std. 37 Min. 23 Sek. beträgt. Die Erde gebraucht zu einer Umdrehung 23 Std. 56 Min. 4 Sek., sodaß der Marstag um 41 Min. 19 Sek. länger ist als

Digitized by Google

der Tag auf der Erde. Zum Vergleich führe ich noch an, daß beim Jupiter die Tageslänge nur 9 Std. 55 Min. 34 Sek. beträgt und beim Saturn auch nur 10 Std. 16 Min. 0 Sek. Die Tageslänge von Uranus und Neptun ist uns noch nicht bekannt, und unser Zentralkörper, die Sonne selbst, gebraucht $25^1/_2$ Tag zu einer Umdrehung.

Auch die Zeichnungen von Cassini, Maraldi und Bianchini zeigen bemerkenswerte Flecken auf dem Mars; der erste, welcher jedoch auf der Oberfläche des Planeten dauernd die Erscheinung der weißen Polargebiete studierte, war W. Herschel. Schröter, welcher in Lilienthal fleißig die Marsfläche beobachtete, hatte leider die vorgefaßte Meinung, daß diese Flecke veränderlich und nur meteorologischen Charakters seien.

Die Ersten, welche durch fortgesetzte Beobachtungen die Lage einiger Hauptpunkte der Marsflecke bestimmten und die Resultate ihrer Forschungen in einer Marskarte veröffentlichten, waren Mädler und Beer. Diese Karte von Mädler wird erst überholt durch die Karte des eigentlichen Begründers der Marsforschung, des genialen früheren Direktors der Mailänder Sternwarte, J. V. Schiaparelli. Er hält die Mädlersche Karte so wichtig für die Topographie des Mars, wie die Karte des Eratosthenes für die irdische Geographie. Schiaparelli begann das Studium des Mars im Jahre 1877 und blieb jahrelang der Einzige, welcher außer den großen dunklen Flecken auf dem Mars, wie die Syrtis Magna, das Mare Cimerium und das Mare Sirenum, die sogenannten „Kanäle" und ihre Verdoppelung wahrnahm.

Man muß zweierlei Hauptgebilde auf dem Mars unterscheiden: die einen erscheinen in heller Farbe, deren Nüance zwischen weiß und dunkelrot wechselt, und die anderen sind die dunklen Regionen, die eigentlichen Flecke, deren Grundfarbe eisengrau ist, aber alle möglichen Abstufungen zwischen schwarz und aschgrau zeigen kann. Die erste Klasse hat Schiaparelli „Länder" oder „Kontinente" genannt und wenn sie rings von dunklen Stellen umgeben sind „Inseln". Die dunklen Gebiete nennt Schiaparelli, wenn es sich um große ausgedehnte Flächen handelt „Meere", sonst „Meerengen", „Seen", „Becken"; haben sie einen geradlinigen Verlauf, so nennt er sie „Kanäle". Man darf aber nicht annehmen, daß diese „Länder-" oder „Wasser-Gebiete" ganz unveränderlich immer wieder in gleichem Aussehen sich dem Beobachter zeigen. Viele Teile der Oberfläche des

Digitized by Google

Planeten ändern ihre Farbe und ihre Gestalt; die Umrisse der dunklen Flecke verschieben sich, verlieren teilweise ihre dunkle Farbe und nehmen das Aussehen von Land an oder zum mindesten von einem Gebiete, das nur noch wenig Wasser enthält, welches wir vielleicht analog irdischem Vorkommen als „Sumpfgebiet" bezeichnen könnten.

Der Planet Mars ist keine tote Wüste, seinen Jahreszeiten entsprechend ändert er sein Aussehen. Am deutlichsten zeigt sich dies in der periodischen Zu- und Abnahme der weißen Polarflecke. Wenn Polarforscher auf dem Mars existieren, so haben sie es viel bequemer als bei uns auf der Erde; während kühne Forscher sich bei uns bisher vergeblich bemüht haben, mit Schneeschuhen, mit gepanzerten Schiffen oder in kühnem Fluge durch die Luft im Ballon den Nordpol zu erreichen, braucht der Polarforscher auf dem Mars nur die entsprechende Sommerszeit abzuwarten, da alsdann — wie wir mit dem Fernrohr verfolgen können — der Pol ganz eisfrei wird. Das kann man wohl mit Sicherheit sagen, daß die Polarflecke ein Gefrierprodukt enthalten, über dessen chemische Beschaffenheit wir allerdings nichts Sicheres aussagen können.

Es ist besonders interessant, daß die sogenannten „Kanäle" sich gerade dann verdoppeln, wenn die weißen Polarflecke auf dem Mars unter dem Einfluß der stärkeren Sonnenstrahlung verschwinden. Schiaparelli sagt über die Beobachtung dieses rätselhaften Phänomens der Verdoppelung folgendes:

„Ziemlich häufig habe ich gesehen, wie sich die beiden Linien aus einer grauen, mehr oder weniger dichten, in der Richtung des Kanales sich ausbreitenden Nebelmasse gleichzeitig loslösten, und mir scheint es fast, daß dieser nebelhafte Zustand eine hauptsächliche Erscheinung bei der Bildung der Verdoppelungen ist. Aber man darf daraus nicht schließen, daß es sich hier um Objekte handelt, welche hinter einer Art von Nebel verborgen bleiben und dann nach dessen Verschwinden sichtbar werden. Soweit ich die Sache beurteilen konnte, ist das, was hier als Nebel erscheint, keineswegs ein Hindernis, vorher vorhandene Objekte zu sehen, sondern vielmehr eine Materie, in welcher sich die vorher nicht vorhandenen Formen nach und nach abzeichnen. Um meinen Gedanken deutlicher auszudrücken, möchte ich sagen, daß der Prozeß nicht zu vergleichen ist mit dem deutlicher werdenden Hervortreten von Objekten aus einem sich auflösenden Nebel, sondern vielmehr mit einer Menge unregelmäßig verteilter Soldaten, welche sich

Digitized by Google

nach und nach in Reihen und Kolonnen ordnen. Ich muß hier hinzufügen, daß dieses nur als ein Eindruck zu betrachten ist und nicht etwa als durchdachtes Resultat eigentlicher Beobachtungen."

Man hat auch gesehen, daß an einem Tage die Verbindung zwischen einem Seebecken und einem breiten Kanal unterbrochen war und am nächsten Tage der breite verschwommene Kanal eine viel geringere Breite zeigte, nun aber verlängert bis zum Seebecken sichtbar war. Das Kanalsystem weist als ganzes eine erstaunliche Regelmäßigkeit und Ordnung auf. Von einem See aus gehen zumeist 7 Kanäle geradlinig nach den verschiedensten Richtungen, um wiederum in anderen Kanälen oder Becken zu enden. Die Becken selbst haben kreisrunde, rechteckige und halbkreisförmige Gestalt. Nur in einzelnen Gebieten, gerade in solchen, in welchen auch oft weiße Flecken sich zeigen, wird der Verlauf der Kanäle ein gekrümmter, was, wenn wir sie als künstliche Gebilde ansehen wollen, so gedeutet werden könnte, daß die Ausgrabungen in den betreffenden Gegenden wegen des steinigen Untergrundes Schwierigkeiten machten. Eine Anzahl dieser Kanäle läuft nun untereinander parallel und hat Längen von 5000 Kilometer (= einer Entfernung von Rom bis Petersburg).

Da sehr oft Änderungen in der Breite und in dem Verlauf der Kanäle unter den Augen der Beobachter vor sich gehen, so muß die Annahme zurückgewiesen werden, daß es sich um Vegetation handelt, welche parallel zu den Kanälen sich bildet. Von verschiedenen Seiten ist der Versuch gemacht worden, die beobachteten Verdoppelungen der Kanäle durch optische Erscheinungen zu erklären; die Annahmen, welche jedoch hierbei gemacht werden müssen, sind zumeist viel unwahrscheinlicher als diejenige, daß wir es hier mit dem Transport einer Flüssigkeit zu tun haben. In der ersten Zeit wurde besonders auf die Schwierigkeit hingewiesen, daß diese Kanäle auf dem Mars viele Kilometer Breite haben und es daher kaum denkbar sei, daß man solche Kanäle herstellen könne. Um beurteilen zu können, was wir unter Anwendung stärkster Vergrößerungen auf dem Mars noch trennen können, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß, wenn wir auf dem Monde noch 2 Punkte von einander trennen können, die nur 20 m auseinander liegen (das ist möglich mit unserem Treptower Riesenrefraktor), auf dem Mars, da derselbe auch in seiner größten Erdnähe noch 160 mal so weit als der Mond von uns entfernt ist, die geringste wahrnehmbare Entfernung 20 mal 160

Digitized by Google

= 3200 m betragen wird. Wenn also die Benennung „Kanal" für die geradlinigen Gebilde auf dem Mars zutreffend sein soll, so müssen wir erklären, wie es möglich ist, daß man Kanäle von 3 bis 60 ja 80 Kilometer Breite herstellen kann, denn die meisten Kanäle haben nicht nur eine Breite, die grade noch wahrnehmbar ist, sondern eine solche, die sich bis 80 Kilometer hin erstreckt.

Ich habe im Jahre 1888 in einem Vortrage zuerst darauf hingewiesen, daß wir nur anzunehmen brauchen, daß die Kanäle auf dem Mars nicht wie bei uns auf der Erde ausgegraben, sondern Wallkanäle sind, um die eben erwähnte Schwierigkeit zu überwinden. Es ist auf diese Weise dieselbe Arbeit, einen Kanal von 100 m, 1000 m oder 100000 m Breite herzustellen, es sind immer nur zwei Wälle aufzuwerfen, die garnicht einmal eine große Höhe zu haben brauchen, da bei größerer Breite des Kanals auch mehr Druck von dem Boden aufgenommen wird. Leo Brenner, ein sehr eifriger und tüchtiger Marsbeobachter, hat dieselbe Erklärung später auch für die Herstellung solcher Kanäle gegeben.

Eine andere auffällige Erscheinung ist das plötzliche Weißwerden ausgedehnter Gebiete auf dem Mars. Dies ist besonders in der Gegend des Elysiums einmal beobachtet worden; die weiße Farbe hielt sich jedoch nicht lange, sondern verschwand schon nach einigen Stunden wieder, sodaß kaum eine andere Deutung zugelassen werden kann als die, daß es sich hier um eine Art Schnee gehandelt hat, der infolge der Wärme des Marsbodens oder eines atmosphärischen Temperaturumschlages wieder schnell fortgeschmolzen ist.

Vor einigen Jahren wurde einmal die sensationelle Nachricht verbreitet, daß an der Grenze der Beleuchtung — in bestimmten Stellungen sehen wir den Mars in Phasen gestellt und nennen dann die Abgrenzung des sichtbaren Teiles des Mars „Terminator" — Lichtsignale vom Mars ausgesandt seien. Solche weißen Stellen, die in dem unbeleuchteten Teil des Mars über den Terminator hinausreichten, sind oft nur wenige Minuten sichtbar. Man kann das Auftreten solcher Lichtbrücken entweder durch Leuchterscheinungen deuten oder durch Wolkengebilde bezw. Bergesspitzen, die an der Dämmerungsgrenze noch gerade Sonnenstrahlen erhalten und dadurch sich von dem dunkleren Untergrunde als hellleuchtende Punkte abheben. Solche weißen Flecke pflegen sich auch noch bald hier bald dort an verschiedenen Teilen der kontinentalen Gebiete zu zeigen. Am 18. und 19. Januar 1882

Digitized by Google

sah man in den „Ländern“ zwischen dem „Ganges“ und der „Iris“ und am 31. Januar zwischen „Nilosyrtis“ und „Indus“ einen großen Teil der Planetenscheibe mit weißen Flecken durchsprenkelt; auch ist es einmal vorgekommen, daß sich weiße Streifen gürtelartig mit gleichförmiger Breite vom Nordpol bis zum Äquator hinzogen; damals herrschte auf dieser Halbkugel gerade Winter. Diese weißen Bänder liefen unbekümmert um die Konfiguration über Wasser und Land hin. Freilich blieben die Kanäle als dunkle Linien auf ihnen sichtbar. Diese Beobachtung deutet darauf hin, daß in diesen Kanälen eine Flüssigkeit vorhanden gewesen ist, welche die weiße, streifenbildende Masse in sich aufnahm und zum Schmelzen gebracht hat. Dieses Schmelzen ist leicht erklärlich, wenn wir diese Masse als Schnee oder Vereisungsprodukte ansehen, welche durch kalte Luftströmung vom Pol aus nach dem Äquator transportiert worden ist; hierfür spricht besonders der Umstand, daß die Windung der Spirale durchaus der Richtung folgt, in der ein vom Pol zum Äquator eilender Wind abgelenkt wird.

Auch die Marsfläche zeigt merkwürdige Änderungen sowohl in ihrer Färbung als in ihrer Gestalt. In den verschiedenen Jahren günstiger Beobachtung ist z. B. das „Mare Cimerium“ und das „Mare Sirenum“ immer heller geworden. Im Jahre 1877 war es noch ganz dunkel, 1888 bereits von hellgrauer Färbung, die sich kaum noch von ihrem Untergrund abhob. Man kann solche Änderungen der Farbe schwer anders deuten als dahin, daß weite Meeresstrecken verflacht sind und so allmählich das Aussehen von Land erhalten haben. Es ist jedoch vorgekommen, daß einzelne Meeresbusen, wie z. B. „Sinus Sabäus“, „Aurorae“ ꝛc. als dunkle Stellen in dem sich abflachenden Meeresteil bestehen blieben. An diesen Änderungen selbst ist nicht zu zweifeln, es fragt sich nur, ob diese Änderungen auch mit den Jahreszeiten des Planeten in Zusammenhang stehen. Die Jahreszeiten haben, entsprechend der Umlaufszeit des Mars um die Sonne (686 Tage 23 Std. 30 Min. 40 Sek.), nahezu die doppelte Länge, wie die auf der Erde; auch zeigen sich noch relative Unterschiede, da die Marsbahn viel exzentrischer als die Bahn der Erde ist.

So beträgt z. B.

die Länge des	Frühlings	auf der	Südhalbkugel	146	Tage,
„ „ „	Sommers	„ „	„	160	„
„ „ „	Herbstes	„ „	„	199	„
„ „ „	Winters	„ „	„	182	„

Digitized by Google

scharf und deutlich heraustritt. Es ist nicht übertrieben, wenn Schiaparelli erzählt, daß er oft 9 Stunden vergeblich am Fernrohr gewartet hat, bevor er eine gute Zeichnung des Mars hat anfertigen können. Nicht zum wenigsten war es die Ausdauer und große Beobachtungskunst dieses genialen Mannes, welche ihm auf diesem schwierigen Gebiete zu so großen Erfolgen geführt hat.

Hierdurch verstehen wir auch, warum manche Beobachter — verwöhnt durch ihre Beobachtungen beim Mond, Saturn und Jupiter, bei denen die Verhältnisse viel günstiger liegen, — wenn sie zufällig einen unruhigen Tag auf dem Mars bei ihrer ersten Beobachtung getroffen haben, berichten, daß sie nichts von den Kanälen ꝛc. auf dem Mars haben sehen können.

Ich kann aus Erfahrungen, die bei den Beobachtungen des Mars auf der Treptow-Sternwarte gesammelt sind, bestätigen, daß selbst Laien, welche zum ersten Male den Mars mit unserem Fernrohr beobachtet haben, sofort auch die Kanäle wahrgenommen haben. Sie haben sich alsdann gewundert, daß manche Astronomen die Existenz der Kanäle, weil sie sie nicht haben sehen können, leugnen.

Die geschilderten, merkwürdigen Erscheinungen auf dem Mars und der Nachweis einer Atmosphäre haben viele Beobachter veranlaßt, nicht nur die Möglichkeit der Bewohnbarkeit vom Mars zuzugeben, sondern eine solche für wahrscheinlich zu erklären. Die Pariser Akademie hat sogar einen Preis, der von einer Dame in Pau in Frankreich für den Astronomen gestiftet worden ist, der zuerst den sicheren Nachweis von denkenden Wesen auf dem Mars erbringt, in Höhe von 100000 Franks zum Aussatz gebracht.

Da uns das Gravitationsgesetz ein sicheres Mittel bietet, das Gewicht der Planeten festzustellen, so sind wir in der Lage, auch über die Dichte der Stoffe, aus denen der Mars sich zusammensetzt, auszusagen, daß sie 4 mal so groß als die des Wassers ist. Bekanntlich beträgt die Dichtigkeit der Erde 5,6 mal so viel als die des Wassers. Wir können auch berechnen, daß die Beschleunigung durch die Schwere auf dem Mars etwa 3,7 Meter in der Sekunde beträgt, mithin etwa nur den 3. Teil der irdischen Beschleunigung. Wir würden daher auf dem Mars, wenn wir dieselbe Kraft zum Springen anwenden, 3 mal so hoch springen können als auf der Erde, und umgekehrt würde es Mars-

Digitized by Google

bewohnern auf der Erde bei ihrer gewohnten Kraftaufwendung sehr schwer fallen, sich auf unserer Oberfläche fortzubewegen.

Zu der Deutung der vielfachen Rätsel, welche die Gestalt- und Farbenänderungen der Marsgebilde darbieten, wird vielleicht die günstige Beobachtungsgelegenheit bei der bevorstehenden Rückkehr des Planeten Mars beitragen.

Wir können jetzt allabendlich den Mars als einen auffallend roten Stern sich im Sternbilde der Jungfrau bis zum 9. Mai rückwärts bewegen sehen. An diesem Tage steht er still und nimmt dann wieder eine direkte Bewegung auf. Am 30. März, dem Tage seiner Erdnähe, hat er eine Entfernung von nur 95 Millionen Kilometer von uns. Bei der letzten Erdnähe im Jahre 1901 betrug die geringste Entfernung 101 Millionen Kilometer.

Wir sehen also diesmal den Planeten ein wenig näher als vor zwei Jahren; auch erhebt er sich diesmal in genügende Höhe über den Horizont, so daß ein gutes teleskopisches Bild zu erwarten ist.

Ende Juli steht er in unmittelbarer Nähe des hellsten Sternes in der Jungfrau, der Spika, und eilt auf das Sternbild der Wage zu, welches er am 15. August erreichen wird, um sich dann in schnellem Tempo der Sonne zu nähern. Da der Planet im Monat April schon vor Sonnenuntergang aufgeht, so ist er auch bequem in den frühen Abendstunden zu beobachten. Die Sommersonnenwende ist bereits auf der nördlichen Halbkugel des Mars am 27. Februar eingetreten; die Herbstnachtgleiche wird erst am 20. August auf ihr stattfinden.

Wir können also gerade in den bevorstehenden Monaten den Mars in seiner Sommerszeit beobachten, so daß man verfolgen kann, wie die Eiskalotten am Nordpol fortschmelzen. Während jetzt noch die Eiskalotten in großem Bogen um den Nordpol lagern, werden sie voraussichtlich bis zum August ganz verschwinden.

Gelegentlich der günstigsten Erdnähe des Mars im vorigen Jahrhundert, nämlich im Jahre 1877, entdeckte Asaph Hall die schon lange vergeblich gesuchten Monde des Mars. Wir verstehen diese verhältnismäßig späte Entdeckung, wenn wir hören, daß ihre Durchmesser nur 9,4 und 8,1 km. betragen, mithin noch nicht einmal die Größe von Berlin erreichen. Ihr Flächeninhalt wird sogar vom kleinsten deutschen Fürstentum noch übertroffen. Diese Monde erhielten als Begleiter des Kriegsgottes „Mars“ nach einer Stelle in Homer die Namen „Phobos und

Digitized by Google

Deimos", d. i. „Furcht und Schrecken." Phobos steht nur 9380 km. und Deimos 23400 km. vom Marszentrum ab. Unser Mond hat hiergegen vom Erdzentrum eine mittlere Entfernung von 385080 km. „Phobos" umkreist den Mars in 7 Std. 39 Min. und „Deimos" in 30 Std. 18 Min. mittlere irdische Sonnenzeit. Der schnelle Lauf von Phobos hat für einen Marsbewohner die merkwürdige Folge, daß er diesen Mond an einem Marstage zweimal im Westen auf- und im Osten untergehen sieht. Phobos bewegt sich schon in einer Stunde am Marshimmel um 320,4 fort; Deimos hingegen nur 20,7, sodaß er mehrere Tage, ohne unterzugehen, fortwährend am Marshimmel sichtbar sein und innerhalb eines Marstages alle Phasengestalten, Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel, durchmachen wird.

Alle die geschilderten Verhältnisse auf dem Mars machen es verständlich, daß jede Rückkehr desselben aus seiner Erdferne in die Erdnähe mit großer Spannung erwartet und mit allen instrumentellen Hilfsmitteln moderner Forschung ausgenutzt wird.

Mit Recht wird kein Aufwand an Mühe und Beobachtungskunst gescheut, um immer mehr in die Geheimnisse dieser interessanten Nachbarwelt einzudringen.

Der Wert der Welt.

Von Eduard von Hartmann.

5. Der Entwickelungswert der Welt.

Die Welt ist im Prozeß, d. h. im Werden, in steter Veränderung und Bewegung; aller Stillstand ist bloßer Schein. Der Prozeß aber ist kein einfacher Kreislauf, auch kein zusammengesetzter Kreislauf, der zahllose Kreisläufe verschiedener Individualitätsstufen in sich schließt, auch kein gradliniger Fortgang auf gleicher Höhe, noch gradliniges Aufsteigen oder Abwärtssinken, auch keine Wellenbewegung, die immer um dieselbe

Digitized by Google

Ebene schwankt wie Ebbe und Flut. Er ist vielmehr eine spiralförmige Bewegung, deren Kreise sich gleichzeitig immer mehr ausbreiten und immer höher ansteigen, während sie selbst nur den mittleren Durchschnitt von zahllosen Wellenlinien darstellen, welche durch die Oszillationen der verschiedenen Zweige des Prozesses gebildet werden. Jeder Vertikalschnitt durch diese Spirale zeigt, wie die nämlichen Probleme von Zeit zu Zeit auf immer höheren Stufen wiederkehren, jeder Horizontalschnitt zeigt eine Kreisbewegung, deren Anfang und Ende nicht ineinanderfließen, sondern durch Niveauveränderung aus der Schnittebene heraustreten. Die Verbreiterung der Spirale bewirkt, daß immer größere Schichten in den Kulturprozeß hineingezogen werden; das Ansteigen derselben erhöht immer mehr das Niveau der Kultur in ihren berufensten Trägern.

Wenn dem so ist, dann ist der Wert der Welt, am Maßstabe der Entwickelung gemessen, positiv und der evolutionelle Optimismus ist im Recht. Nun ist ohne Zweifel der Entwickelungsoptimismus ein Postulat des religiösen, sittlichen und erkennenden Bewußtseins. Der ganze Inhalt der Religion hängt an der Heilsordnung und ihrem Aufsteigen zur Erlösung, der ganze Inhalt der Sittlichkeit kann entwickelt werden aus dem Prinzip des Kulturfortschritts, und die aus sozialeudämonistischen oder altruistischen Prinzipien abgeleiteten sittlichen Forderungen müssen im Kollisionsfalle gegen die Pflichten zurückstehen, die aus dem Prinzip der Kulturentwickelung folgen; der Erkenntniswille endlich müßte verzweifelt auf weitere Betätigung verzichten, wenn kein Erkenntnisfortschritt mehr zu hoffen wäre. Aber Postulate mögen wohl praktisch ausreichen, ohne darum schon theoretisch die nähere Begründung überflüssig erscheinen zu lassen. Wenn der Entwickelungsoptimismus samt dem ihn postulierenden religiösen, sittlichen und erkennenden Bewußtsein eine Illusion wäre, dann würde auch mit einem Schlage der angenommene Erkenntniswert, Sittlichkeitswert und Erlösungswert der Welt illusorisch und ihr Schönheitswert würde mindestens sehr reduziert. Der erkenntnistheoretische, ästhetische, ethische und religiöse Optimismus brauchen notwendig den evolutionellen zu ihrer Stütze. Deshalb darf man sich die Untersuchung nicht ersparen, ob der gegebene Tatbestand der Erfahrung ausreicht, um aus ihm einen positiven Entwickelungswert der Welt induktiv abzuleiten. Das sittliche, religiöse und erkennende Bewußtsein käme dabei nur soweit in Betracht, als die Existenz von solchen den Entwickelungsoptimismus postu-

Digitized by Google

lierenden Bewußtseinen selbst eine gegebene und irgendwie erklärungsbedürftige Tatsache bildet.

Nun ist freilich alle individuelle Entwickelung auf den niederen und mittleren Individualitätsstufen nur der aufsteigende Ast einer Kurve, auf den unweigerlich ein absteigender Ast folgt; wenn das Leben lange genug dauert, so ist ein greisenhafter Verfall das Ende, der alle Organe, das Gehirn nicht ausgenommen, betrifft. Es liegt dem Individuum nicht ob, die Aufgabe des Weltprozesses zu Ende zu führen, sondern es tritt vom Schauplatz des Wirkens ab, nachdem es sein bescheidenes Teil geleistet und seine Nachkommen zur Fortsetzung des Wirkens in die Welt gesetzt hat. So verläuft auch das Leben der Staaten zwischen Geburt und Tod in einem aufsteigenden und einem absteigenden Aste ihrer Bahn. Aber schon bei den Geschlechtern und Völkern scheint das nicht ganz zuzutreffen. Einzelne Geschlechter und Völker sterben allerdings aus, aber dafür breiten andre sich immer mehr aus. Die Völker durchlaufen Perioden der Erhebung und des Niederganges, aber unter günstigen Umständen können sie sich immer wieder aus sich selbst heraus oder durch passende Kreuzung verjüngen. Sie scheinen so unsterblich, falls nur die äußeren Umstände (klimatische Veränderungen, geologische Umwälzungen) ihnen nicht von außen den Tod bringen. Was als Altersverfall eines Volkes erscheint, ist meist nur eine Ebbe in dem Wellenspiel seines Lebens, dem später wieder eine Flut folgt.

In noch höherem Maße dürfte dies für die Menschheit als Ganzes gelten, welche im Schmelztiegel der Völkerwanderungen und Völkermischungen immer neue Nationalitäten hervorbringt. Freilich steht für die Erde als Individuum höherer Ordnung ebenso wie für alle andern Himmelskörper fest, daß auf eine Periode der Zunahme der Bewohnbarkeit später eine solche der Abnahme folgen muß, die unweigerlich aus äußeren Gründen Kulturniedergang und schließlich das Aussterben der Menschheit nach sich ziehen muß. Demnach wäre das, was uns jetzt als Entwickelung erscheint, nur der aufsteigende Bahnast des Lebens der Erde, dem später der absteigende folgt. Der Prozeß würde dann auf andern Planeten oder Sonnensystemen weitergehen, die inzwischen in den Zustand der Bewohnbarkeit eingetreten sind. Die Menschheit träte dann, wie jetzt der einzelne Mensch, vom Schauplatz ab, ohne die Aufgabe des Weltprozesses zu Ende geführt zu haben, und überließe die Fortsetzung des Werkes anderen Händen. Wenn es den neuen Menschheiten auf andern

Digitized by Google

Planeten dann aber ebenso erginge, dann wäre die Entwickelung Illusion, der Entwickelungswert der Welt gleich Null, und alle Veränderung wäre nur ein Wellenspiel um das gleiche Niveau. Wenn die Welt aus Gas und Nebel entstanden ist, um in Meteoritenstaub zu enden, so ist sie entwickelungslos und hat genau so viel niedergerissen, wie sie im Laufe ihrer Veränderungen aufgebaut hat. Es ist dann aus dem evolutionellen Gesichtspunkt sogar gleichgültig, ob der Staub endgültig Staub bleibt, oder ob er gelegentlich zunächst wieder zu Gas wird, um den Kreislauf neu zu beginnen. Das sittliche, religiöse und erkennende Bewußtsein mit ihren Postulaten wären dann nichts als Illusionen, die sich durch einseitige Anpassung an den aufsteigenden Ast der individuellen Lebensbahn gebildet hätten, weil sie für das Ausleben dieser Richtung nützlich wären, die aber nach dem Umschlag in den absteigenden Bahnast bald genug als nutzlos gewordene Illusionen von selbst verschwinden würden.

Ein Entwickelungswert kann nach alledem der Welt nur dann zugeschrieben werden, wenn der Weltprozeß als Ganzes seine Aufgabe gerade durch Emporleiten zu dem Gipfel des Aufstiegs erfüllt, ohne sie mit seinem Ende anderen Welten weiterzugeben. Dies kann entweder dadurch geschehen, daß die irdische Menschheit auf dem Höhepunkt ihres intellektuellen, sittlichen und religiösen Aufstiegs die Aufgabe des Weltprozesses endgültig löst, oder dadurch, daß eine andere Menschheit auf andern Himmelskörpern mit oder ohne Benutzung der menschlichen Vorarbeiten dies vollbringt, oder dadurch, daß die Geisterreiche mehrerer Planeten gemeinsam dies leisten, sei es vermittelst einer hergestellten Gedankenverbindung, sei es ohne eine solche durch unbewußtes Zusammenwirken zu gleichem Ziele. Jedenfalls darf aber der positive Entwickelungswert des Aufstiegs nicht durch einen gleich großen negativen Entwickelungswert des Niedergangs zu Null paralysiert werden, wenn ein positiver Entwickelungswert für die Welt übrigbleiben soll. Ein bloßes Sichausleben, bis die Lebensfähigkeit erschöpft ist, kann niemals Entwickelung heißen.

Der Entwickelungswert der Welt hängt somit davon ab, ob der Weltprozeß ein Ziel hat, das durch den Aufstieg erreicht werden kann, durch Unterbleiben des Aufstiegs aber verfehlt werden würde, d. h. ob der Weltprozeß einen Zweck hat, dem er als Mittel dient. Fehlt ein solcher Zweck, so kann man nicht einmal mehr von Aufstieg und Niedergang sprechen, sondern nur noch einen Übergang von einfacheren zu zusammengesetzteren Ver-

Digitized by Google

bindungen und umgekehrt konstatieren; denn das Zusammengesetztere kann nur, am Maßstabe eines Zweckes bemessen, das „Höhere" im Vergleich zum Einfacheren heißen. So hängt der Entwickelungswert der Welt von ihrem Zweckmäßigkeitswert ab, d. h. der evolutionelle Optimismus steht und fällt mit dem teleologischen. Nur weil der Zweckmäßigkeitsmaßstab ein logischer Maßstab ist, kann auch der Entwickelungsmaßstab zu den logischen gerechnet werden. Der positive Entwickelungswert der Welt besagt, daß die Welt zwar eine solche ist, die ihren Zweck erreicht, aber eine solche, die ihn nicht sogleich mit einem Schlage erreicht, sondern in allmählicher Steigerung der Mittel, bis das den Zweck unmittelbar erfüllende Mittel erreicht ist.

Entwickelung besteht immer nur soweit, wie die folgende Stufe sich zur vorhergehenden als Zweck zum Mittel verhält; das wird aber bei dem absteigenden Ast einer Individuallebenslaufbahn niemand behaupten; vielmehr findet dort eine Entfernung vom individuellen Daseinszweck statt, oder es besteht ein negativer Entwickelungswert. Die induktive Berechtigung der Annahme eines positiven Weltentwicklungswertes hängt davon ab, daß man sich berechtigt glaubt, den Weltprozeß als einen durch und durch teleologischen aufzufassen, in welchem, abgesehen von den Individualwellen und rückwärtigen Wendungen der Spirallinie, jede Phase sich zur vorhergehenden wie Zweck zum Mittel, zur folgenden wie Mittel zum Zweck verhält.

6. Der Zweckmäßigkeitswert der Welt.

Die Welt ist so zweckmäßig als möglich eingerichtet, oder ihr Zweckmäßigkeitswert ist ein möglichst großer. Die anscheinenden Unzweckmäßigkeiten im einzelnen lösen sich bei genauerer Betrachtung in Zweckmäßigkeiten im ganzen auf. Der teleologische Optimismus ist kein bloßer Bonismus oder Meliorismus, sondern ein Optimismus im superlativen, maximalen Sinne. Der evolutionelle, erkenntnistheoretische, ästhetische, sittliche und religiöse Optimismus sind nur spezielle Seiten, Ausschnitte oder Adspekte dieses teleologischen Optimismus, die sich in ihm gründen, und in die er sich differenziert. Der Zweckmäßigkeitsmaßstab ist recht eigentlich ein logischer Maßstab, denn die Kategorie des Zweckes ist die allererste und ursprünglichste Anwendung, die das an sich inhaltleere logische Formalprinzip von sich macht.

Dem teleologischen Optimismus gegenüber würde unter teleologischem Pessimismus streng genommen entweder eine Welt-

Digitized by Google

anschauung zu verstehen sein, in welcher die Welt zwar nach Zwecken, aber nach möglichst unvernünftigen und sinnlosen Zwecken eingerichtet ist, oder aber eine solche, in welcher zwar vernünftige Zwecke durch die Welteinrichtung verfolgt werden, aber leider mit möglichst zweckwidrigen Mitteln. Im ersteren Falle wäre der Urheber der Welt ein möglichst bösartiges, im letzteren Falle ein zwar sich für klughaltendes, tatsächlich aber möglichst dummes Wesen. Da beide Fälle aus der philosophischen Betrachtung auszuscheiden sind, so bleibt für den teleologischen Pessimismus nur der dritte Fall übrig, daß sich in der Welteinrichtung ein Minimum von Zweckmäßigkeit offenbart, welches mit der Zwecklosigkeit der Welt, des Lebens und des Daseins zusammenfällt. Die anscheinend vorhandenen Zweckmäßigkeiten in der Welteinrichtung wären dann teleologisch zufällige, aber kausal notwendige Ergebnisse eines blinden Mechanismus, der ohne jede Beteiligung einer zwecksetzenden Intelligenz waltet, und ihnen ständen ebenso zustande gekommene Unzweckmäßigkeiten in der Einrichtung gegenüber.

Wer einer teleologischen Weltanschauung huldigt, der ist logisch gezwungen, die Verwirklichung des Weltzwecks durch allmähliche Vermittelung anzunehmen, und die Zweckmäßigkeit nicht bloß in der Natur, sondern auch und vor allem im Reiche des bewußten Geistes anzuerkennen, zu dem die Natur sich als bloßes Mittel verhält. Wer teleologischer Optimist ist, muß also auch evolutioneller, erkenntnistheoretischer, ästhetischer, sittlicher und religiöser Optimist sein, er muß sogar den teleologisch evolutionellen Optimismus auch auf das volkswirtschaftliche, soziale und politische Gebiet ausdehnen, weil diese ebenfalls sich als Mittel zur höchstmöglichen Entfaltung des Geistes verhalten. Wer dagegen die teleologische Weltanschauung und mit ihr den Zweckmäßigkeitswert der Welt verwirft, der muß folgerichtig auch ihren Entwickelungswert verwerfen und demgemäß in erkenntnistheoretischer, sittlicher und religiöser Hinsicht entweder Pessimist oder Skeptiker oder Indifferentist, keinenfalls aber Optimist sein. In ästhetischer Hinsicht kann ein solcher höchstens einem bescheidenen Bonismus, aber keinem Optimismus huldigen. Dieser Zusammenhang wird vielfach verkannt, so daß es viele Antiteleologen gibt, die inkonsequenterweise doch nach allen diesen Maßstäben Optimisten sein wollen.

Diese Inkonsequenz wird dadurch psychologisch erklärlich, daß die Betreffenden einem eudämonologischen Optimismus auf den Gebieten des Erkennens, des ästhetischen, sittlichen und religiösen

Digitized by Google

Lebens huldigen und diesen mit einem Optimismus nach erkenntnistheoretischen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Wertmaßstäben verwechseln. Die nämliche Verwechselung ist auch schuld daran, wenn solche antiteleologischen Anhänger eines eudämonologischen Optimismus sich weigern, den erkenntnistheoretischen, ästhetischen, sittlichen, religiösen und evolutionellen Optimismus ernst zu nehmen, wo er sich bloß auf die teleologische Weltanschauung, aber nicht auf eudämonologischen Optimismus der betreffenden Lebensgebiete stützt, oder wohl gar diesen letzteren bekämpft. Die axiologische Diskussion ist darum so in Verwirrung geraten, weil diese Verwechselung die Streitenden einander gar nicht mehr verstehen ließ, sobald der eine unter sittlichem u. s. w. Optimismus die Positivität des Sittlichkeitswertes der Welt, der andere die des Lustwertes des sittlichen Lebens verstand.

Es kann hier nicht in die Begründung der teleologischen Weltanschauung eingetreten werden; es handelt sich hier nur darum, festzustellen, daß ich den erkenntnistheoretischen, ästhetischen, sittlichen, religiösen, volkswirtschaftlichen, sozialen, politischen, evolutionellen und teleologischen Optimismus, oder die höchstmögliche Positivität des Weltwerts nach allen logischen Maßstäben vertrete, während der Frage nach der Berechtigung des eudämonologischen Optimismus oder der Frage nach der Positivität des Lustwerts der Welt auf allen diesen Gebieten durch diese Stellungnahme noch gar nicht präjudiziert wird.

7. Der Willenswert der Welt.

Fast alle nicht naturalistischen Philosophen nehmen an, daß der Prozeß, dessen Ergebnis die Welt ist, von einer Willensinitiative seinen ersten Anstoß erhalten habe, sei es nun, daß dieser Wille blind und vernunftlos war und blieb, sei es, daß die Vernunft als ein zweiter Faktor zu ihm hinzutrat und den Inhalt seines Wollens näher bestimmte. Nimmt man den Willen als solchen, abgesehen von der etwaigen Vernünftigkeit seines Inhalts, also als an und für sich vernunftloses Prinzip der Initiative und Realisation zum Wertmaßstabe, dann ist jeder mögliche Inhalt für ihn wertvoll, sofern erst ein bestimmtes, d. h. inhaltvolles Wollen wirkliches Wollen sein kann. Dann ist aber auch jeder Inhalt für den Willen gleich wertvoll, weil sein Wert für ihn nur darin liegt, ihm zu seiner Wirklichkeit als Wollen zu verhelfen. Was er auch wollen mag, der Wille bekommt ja seinen Willen, indem er es verwirklicht. Der verwirklichte Inhalt des absoluten Wollens

Digitized by Google

ist die Welt, und darum ist für den blinden Willen zum Wollen auch die schlechteste Welt noch positiv wertvoll und besser als keine, ähnlich wie von der blinden Lebensgier des Individuums auch das schlechteste und verächtlichste Leben dem Nichtleben vorgezogen wird.

Es ist klar, daß die Selbstbejahung des blinden Willens, wie sie besonders von Nietzsche betont wird, nur die Positivität des Weltwerts am Maßstabe des blinden, vernunftlosen Willens, aber nicht die Positivität des Weltwerts nach irgend einem andern Maßstabe, oder gar die Positivität des Weltwerts schlechthin beweist. Wenn der Weltwert, an den logischen Maßstäben bemessen, positiv war, so ist das wahrlich nicht das Verdienst des blinden Willens, sondern der Grund dazu muß in dem logischen Prinzip gesucht werden, das zum Willensprinzip hinzugekommen ist und seinen Inhalt bestimmt hat. Aber auch für den Lustwert der Welt kann ihr Willenswert nicht maßgebend sein; denn oft genug führt die vorausgesehene überwiegende Unlust des Weiterlebens das reflektierende Individuum zur Überwindung seines blinden Willens, zum Lebensverzicht und Selbstmord. Erst für ein inhaltlich bestimmtes Wollen kann aus der Erreichung des Willenszieles Befriedigung erwachsen; aber ein blindes, an sich inhaltloses Wollen kann gar nicht zur Lust gelangen.

Daß ein blindes, inhaltloses Wollen ein alogischer Wertmaßstab ist, darüber dürfte kein Streit sein; geben sich doch die reinen Willensmetaphysiker, wie Stirner, Bahnsen, Nietzsche, die erdenklichste Mühe, die Vernunft oder das logische Prinzip zu diskreditieren, vom Throne zu stoßen und den Willen als unbeschränkten Alleinherrscher einzusetzen. Der blinde Wille bliebe auch dann ein alogisches Prinzip, wenn der aus ihm indirekt entspringende Lustmaßstab zu einem positiven Schätzungsergebnis der Welt führen sollte. Es bliebe ihm dann nur zufällig der Vorwurf erspart, daß er zum Widerspruch mit sich selbst führe, also antilogisch sei. Wenn dagegen der Lustwert der Welt negativ ist, so ist dadurch zugleich festgestellt, daß der blinde Wille zu antilogischen Konsequenzen führt, indem er gleichsam die Zähne in sein eigenes Fleisch schlägt. Der Wille hat den Frieden seines ruhenden Vermögens aufgegeben, sich ins Wollen gestürzt, und statt Befriedigung und Lust findet er darin überwiegende Nichtbefriedigung und Unlust, aber nicht den Frieden, der nimmer aus der Unraft des Wollens erblühen kann. Mag der Lustwert der Welt positiv oder negativ sein, keinenfalls können wir als logisch geartete Beurteiler dem, sei es bloß alogischen, sei es zugleich antilogischen

Digitized by Google

Prinzip des blinden Willens eine ernsthafte Bedeutung als Wertmaßstab zuschreiben; dazu müssen wir erst unsere Vernunft gewaltsam verleugnen. Am wenigsten können wir es dulden, daß diejenigen auf die Positivität des Weltwerts am Willensmaßstab pochen, welche die Negativität des Weltwerts am Lustmaßstabe einräumen, und doch haben eigentlich nur diese ein Interesse daran, jene zu betonen. Nur der Vollständigkeit halber ist hier auch der Willenswert berücksichtigt. Was aus seiner Positivität folgt, ist übrigens nicht Optimismus sondern nur Bonismus zu nennen, da bei der völligen Gleichgültigkeit des Willensinhalts dem blinden Willen jede Welt gleich recht ist und keine für besser als eine andere gilt.

8. Der Lustwert der Welt.

Lustwert ist hier der Kürze halber gebraucht für Lust- und Unlustwert. Dies ist sprachlich zulässig, weil und wofern Lust und Unlust sich wie positive und negative Größen verhalten. Ein positiver oder negativer Lustwert der Welt bedeutet also ein positives oder negatives Saldo der Lust- und Unlustbilanz der Welt, d. h. einen Überschuß der gesamten Lust über die gesamte Unlust in der Welt oder umgekehrt. Das Saldo der Weltlustbilanz für die Dauer des Weltprozesses drückt das eudämonologische Fazit der Welt aus.

Die Lust und Unlust ist als bewußtwerdende Befriedigung und Nichtbefriedigung des bestimmten Wollens eine Affektion des alogischen Willensprinzips in seiner logischen Determiniertheit; sie stellt die nach innen gewendete (mathematisch imaginäre) Dimension der Intensität dar, wie die Kraftäußerung die nach außen gewendete (mathematisch reelle). Als Affektion oder Modifikation des alogischen Prinzips ist sie selbst ein alogischer Maßstab. Es ist an und für sich logisch gleichgültig, ob die Lust oder Unlustsumme in der Welt schwerer wiegt. Daraus glaubt der reine Rationalismus, Panlogismus und Intellektualismus das Recht ableiten zu können, die Wertbemessung der Welt an dem Lustmaßstabe als eine des denkenden Menschen unwürdige zu verwerfen. Diese Ablehnung wäre nur dann gerechtfertigt, wenn der Mensch ausschließlich ein reines Vernunftwesen wäre; sie ist es aber nicht, solange der Mensch nebenbei auch noch ein fühlendes Wesen ist.

Es ist das höchste Interesse der Vernunft im Menschen, zu wissen, ob das vernunftlose (alogische) Willensprinzip, das seine

Digitized by Google

Kehrseite bildet, sich vernunftwidrig (antilogisch) benimmt, d. h. sich in seine eigenen Widersprüche verwickelt, oder ob es zufällig zu widerspruchslosen Ergebnissen geführt hat. Im ersteren Falle muß die Vernunft im Menschen gegen die Unvernunft seines Willens logisch reagieren, wenn sie nicht sich selbst untreu werden will; im letzteren Falle dagegen kann sie sich den sonderbaren Antipoden ihrer selbst gefallen lassen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten. Die absolute Vernunft im Absoluten bedarf freilich nicht der induktiven Begründung der antilogischen Beschaffenheit des Wollens auf dem Wege der Einsicht, daß das Empfindungsergebnis der Befriedigung suchenden Wesenheit des Willens widerspricht, sondern verspürt den antilogischen Charakter des erhobenen Willens unmittelbar daran, daß sie selber ohne ihr Zutun aus der Ruhe der bloßen Möglichkeit in die Unruhe der Aktualität und den Widerspruch der Veränderung und des Werdens hineingerissen ist. Sie kann und muß gegen die antilogische Initiative des Willens logisch reagieren, ohne dabei auf die antilogischen Empfindungsergebnisse dieser Initiative unmittelbar Rücksicht zu nehmen. Die Menschheit aber hat es sehr nötig, sich aus den antilogischen Gefühlsergebnissen Klarheit zu gewinnen über den antilogischen Charakter des Willens und der Willensinitiative, wenn anders sie ein brauchbares Werkzeug für die Zwecke der absoluten Vernunft werden soll. Da aber die absolute Vernunft die Menschheit als Mittel für ihre Zwecke gedacht hat, so hat sie implicite auch das als Mittel vorgesehen, daß in der Menschheit die antilogische Bedeutung der Lustbilanz der Welt zum Bewußtsein gelange. Deshalb ist die Bemessung des Weltwertes am Lustmaßstabe nicht nur der Diskussionen menschlicher Vernunft nicht unwürdig, sondern geradezu die höchste und letzte Aufgabe, die ihr von der absoluten Vernunft teleologisch anvertraut ist.

Für uns, die wir keine rein logischen Wesen sind, wäre es unmöglich, uns aus rein logischen Gründen ganz und ohne Rest an die rein logische Zwecksetzung der absoluten Vernunft hinzugeben, wenn diese Zwecksetzung für uns nicht zugleich eine gefühlsmäßig motivierte, also eudämonologisch differente wäre. Für unser Bewußtsein gewinnt der Kampf des Logischen gegen das Unlogische erst dadurch Motivationskraft und praktisches Interesse, daß das zu bekämpfende Unlogische sich als die widerspruchsvolle Verstrickung des Willens zum Leben in die überwiegende Unlust spezifiziert, was für die absolute Vernunft als solche gleichgültig ist.

Digitized by Google

Wenn der Panlogismus dem entgegenhält, daß es ein zweites Prinzip neben dem Logischen gar nicht gebe, so muß er folgerichtig auch die Existenz der Lust und Unlust als Gefühle leugnen. Was der Unlust in Wahrheit als Seiendes entspräche, wäre dann nur das relative Unlogische eines vom Logischen gesetzten Widerspruchs — was der Lust entspräche, die dialektische Überwindung dieses Widerspruchs. Daß aber Widerspruch und Überwindung des Widerspruchs als Unlust und Lust empfunden werden, wäre ein nicht weiter erklärbarer Schein. In der Existenz dieses logisch unerklärlichen Scheines tauchte dann aber doch wieder das abgeleugnete Unlogische auf, denn seine Existenz wäre ja gerade absolut unlogisch, als ein neben dem Logischen gegebenes Prinzip. Der Panlogismus scheitert gleichmäßig an beiden Dimensionen des unlogischen Intensitätsprinzips, sowohl an der nach außen gewendeten dynamischen Intensität des Wollens als auch an der nach innen gewendeten Lust- und Unlust-Intensität des Fühlens.

Muß die Lust und Unlust unter allen Umständen als eine logisch unerklärbare Tatsache hingenommen werden, so kann es auch dann nicht unter der Würde der Wissenschaft sein, sich mit dieser psychologischen Tatsache zu beschäftigen, wenn obige Annahme über die Bedeutung des Weltprozesses irrig ist. Die Wissenschaft hält keinen Schmutz für zu gering, um nicht das Mischungsverhältnis der in ihm vertretenen chemischen Elemente zu untersuchen; wie sollte es unter ihrer Würde sein, das Mischungsverhältnis von Lust und Unlust in unseren Seelen während ihrer Lebensdauer zu untersuchen? Man kann niemandem verwehren zu sagen, daß diese Untersuchung ihn nicht interessiere, aber man wird einen solchen mit Recht des einseitigen Intellektualismus und der Fühllosigkeit zeihen und man kann niemandem das Recht einräumen, denjenigen einer Beschäftigung mit unwürdigen Gegenständen zu zeihen, der diese Untersuchung unternimmt. Wohl und Weh des Menschen gelten doch in allen möglichen Wissenschaften (Politik, Rechtslehre, Volkswirtschaftslehre, Pädagogik, Kulturwissenschaft, Technologie u. s. w.) als etwas, das dem Menschen sehr nahe liegt und die eingehendste Rücksichtnahme erfordert; warum soll es denn in der Philosophie auf einmal umgekehrt sein? Völlig irrtümlich ist es, die Lust- und Unlustbemessung deshalb für ein unwürdiges Tun zu erklären, weil alle Lust sinnlich sei, weil demgemäß alle eudämonologische Axiologie nur verkappter Sensualismus sei, und weil das Sinnliche und der Sensualismus unter der Würde des denken-

Digitized by Google

den Geistes liege. Lust und Unlust als solche sind nichts weniger als sinnlich, sondern als Affektionen des Willens rein geistig; erst durch die zu ihnen hinzutretenden Empfindungsqualitäten wird ihnen ein mehr oder minder sinnliches Gepräge aufgedrückt. Die Empfindungsqualität als solche aber ist für dasjenige Bewußtsein, für das sie Qualität ist, weder Lust noch Unlust.

Es kommt noch eins hinzu, was diese Untersuchung besonders zeitgemäß erscheinen läßt. Das ganze Altertum huldigte bis zum Siege des Christentums dem Eudämonismus und eudämonologischen Optimismus, und mit der Renaissance erlangten diese Ansichten von neuem die Oberhand in der europäischen Bildung und haben sie trotz der Angriffe von Kant und Schopenhauer in der Hauptsache bis heute behauptet. Wenn nun aber Eudämonismus und eudämonologischer Optimismus eine schwerwiegende Gefahr für Religion und Sittlichkeit und dadurch für die ganze Menschheitskultur und ihren Idealismus bilden sollten, so wäre es doch von äußerster Wichtigkeit, das Vorurteil des eudämonologischen Optimismus auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen, da mit ihm auch der Eudämonismus seinen Nährboden verlieren würde. Diese Behauptung ist von Kant und Schopenhauer aufgestellt und mit Nachdruck verfochten worden, während sie natürlich von den Anhängern des Eudämonismus und eudämonologischen Optimismus bestritten wird. Da scheint es doch wahrlich eine der Untersuchung höchst würdige Sache, ob der landläufige eudämonologische Optimismus im Recht ist oder nicht, und ob dem Idealismus im einen oder im andern Falle Vorteile oder Nachteile erwachsen. Angesichts der materialistischen Verrohung unserer Zeit dürfte doch die Meinung schwer zu verteidigen sein, daß der Idealismus alle Hilfsmittel und Bundesgenossen zu seiner Verwirklichung stolz verschmähen und sich damit begnügen könne, auf seinen Adel und seine Vornehmheit zu pochen. Mindestens die Hindernisse seiner Verwirklichung aus dem Wege zu räumen, sollte ihm eine verdienstliche Bemühung dünken; das gerade will eine Axiologie, die in dem landläufigen eudämonologischen Optimismus das Haupthindernis seiner Verwirklichung untergräbt.

Nun wird aber vielfach behauptet, daß mit der Positivität der bisher erörterten Weltwerte auch die Positivität des Lustwerts der Welt bereits unmittelbar mit gegeben sei, weil es ein Widerspruch sein würde, daß der Weltwert an allen übrigen Maßstäben bemessen positiv, am Lustmaßstab bemessen aber negativ sein sollte. Was die Wertbemessung am unlogischen Maßstabe des blinden

Digitized by Google

Willens betrifft, so ist bereits gezeigt, daß der Weltwert sehr wohl in dieser Hinsicht positiv, in Bezug auf den Lustwert jedoch negativ sein kann. Was aber den Vergleich des Lustweltwerts mit dem Messungsergebnis aus logischen Maßstäben betrifft, so kann die Behauptung, daß entgegengesetzte Ergebnisse einen Widerspruch einschließen würden, auf zweierlei Art begründet sein. Entweder wird zwar bei der Wertbemessung die Selbständigkeit des erkenntnistheoretischen, sittlichen, ästhetischen, religiösen, evolutionellen und teleologischen Maßstabes und ihre Unabhängigkeit vom eudämonologischen vorausgesetzt, nach vollzogener Bemessung aber doch wieder die so erhaltenen spezifischen Arten des Optimismus mit einem eudämonologischen Optimismus auf den bezüglichen Lebensgebieten verwechselt. Oder aber diese Maßstäbe werden von vornherein als unselbständige betrachtet, die nur von dem eudämonologischen Maßstab als besondere Differenzierungen abgeleitet sind.

Der Schein der Begründung sinkt im ersteren Falle in sich zusammen, sobald die unwillkürliche Verwechselung klargestellt ist. Im letzteren Falle wäre die Folgerung unbestreitbar, wenn die Voraussetzung richtig wäre, d. h. wenn einerseits das Gute, Schöne u. s. w. nur darum gut, schön u. s. w. wäre, weil und insofern es lustbringend oder beglückend ist, und wenn andererseits auch dann noch der an diesen unselbständigen Maßstäben bemessene Weltwert positiv wäre. Beides ist aber nicht zuzugeben; das erstere wird durch eine richtige Ethik, Ästhetik u. s. w. widerlegt, das letztere aber dadurch, daß der zugestandene positive Weltwert sich nur auf die als selbständig vorausgesetzten Maßstäbe aber nicht auf die aus dem Lustmaßstab abgeleiteten bezieht, und daß die Bemessung des erkennenden, ästhetischen, sittlichen, religiösen u. s. w. Lebens am Lustmaßstabe keine positiven Werte ergibt.

Es steht natürlich jedem frei, in beiden Punkten anderer Ansicht zu sein; aber dann muß doch die Untersuchung nach beiden Richtungen erst wirklich durchgeführt werden, um die gegenteilige Ansicht als ihr Ergebnis hervorspringen zu lassen. Keinesfalls kann aber aus den übrigen positiven Weltwerten in dem hier definierten Sinne gefolgert werden, daß der eudämonologische Weltwert nun nicht mehr ohne Widerspruch negativ sein könne. Es ist logisch unzulässig, den Widerspruch einer Behauptung gegen die eigene persönliche Meinung für einen Widerspruch derselben in sich selbst auszugeben, indem man sich gar nicht denken kann, daß die Leute, welche die Behauptung aufstellen, die eigene

Digitized by Google

Meinung über die Voraussetzung nicht teilen. Derart sind aber alle Vorwürfe des Widerspruchs zwischen teleologisch evolutionellem Optimismus und eudämonologischem Pessimismus, die von der Voraussetzung ausgehen, daß alle Entwickelung und Zweckmäßigkeit nur in Bezug auf Mehrung der Glückseligkeit einen Sinn habe. Daß ich diese Voraussetzung entschieden bestreite, weiß man wohl, kann sich aber gar nicht denken, daß diese Bestreitung von mir ernst gemeint sei, weil sie in den eudämonistischen Gedankenkreis nicht eingeht. Indem man einen positiven Lustwert der Welt als Voraussetzung mitbrachte und das instinktive Streben jedes Individuums nach Glückseligkeit ungeprüft auf den Welturheber übertrug, hielt man es für selbstverständlich, daß die Glückseligkeit der Geschöpfe der eigentliche Zweck der Schöpfung sein müsse. Von dieser Voraussetzung aus muß allerdings die Behauptung eines negativen Lustwertes der Welt blasphemisch erscheinen, weil danach der Weltzweck verfehlt wäre, was auf einen Mangel an Weisheit oder Macht des Weltschöpfers hinweisen würde. Geht man dagegen zu Werke, ohne von den obigen Vorurteilen befangen zu sein, so kann man aus einem negativen Lustwert der Welt zunächst gar keine andere Folgerung ziehen, als daß die Glückseligkeit der Geschöpfe nicht der Zweck der Weltschöpfung gewesen sein kann, d. h. daß sie einen anderen Zweck haben muß, wenn sie überhaupt zu einem Zweck erfolgt ist. Darin liegt keinerlei Anstoß mehr außer für diejenigen, die an dem entgegengesetzten Vorurteil hängen und denen es schwer wird, sich von ihm loszureißen.

Die Bemessung des Weltwerts an dem Lustmaßstabe ist also weder etwas unter der Würde der Wissenschaft Liegendes noch auch ist sie durch die bisherigen Messungsergebnisse an den anderen Maßstäben bereits indirekt mit erledigt. Die Untersuchung ist einerseits höchst wichtig und muß andererseits für sich besonders durchgeführt werden. Daß der Lustmaßstab ein der Welt immanenter Maßstab ist, daß sie bei dieser Untersuchung nicht mit einem fremden sondern einem aus ihr selbst entlehnten Maßstabe gemessen wird, liegt auf der Hand. In der Durchführung dieser Untersuchung wird die Wertlehre zur Wägungslehre; denn die Positivität oder Negativität des Lustwerts der Welt hängt davon ab, ob Lust oder Unlust in der Welt überwiegt. Axiologie bedeutet sowohl Wertlehre als Wägungslehre, insofern ἀξία (Axia) der Wert ist, der sich aus der Wägung (dem Hin- und Herführen oder ἄγειν der Wagschalen) ergibt. Es ist nicht unwichtig,

Digitized by Google

beide Begriffe streng zu sondern, weil es Philosophen gibt, die die Anwendung des Wertbegriffes auf das Weltganze für ungerechtfertigt halten. Solche Philosophen werden es zwar ablehnen müssen, aus dem Lustwägungsergebnis irgend welche Forderung auf den Weltwert zu ziehen; aber sie werden es trotzdem nicht ablehnen können, die Wägung und ihr Ergebnis zu prüfen. Die Axiologie behält ihre volle Bedeutung als Wägungslehre selbst dann, wenn sie als Wertlehre verworfen wird. Ebenso bleibt alles bestehen, was aus der Axiologie für das praktische Verhalten zu folgern ist, gleichviel ob die Wägungsergebnisse bloß als solche formuliert oder zugleich auch als Wertergebnisse angesehen werden.

Die bisherigen Ergebnisse lassen sich in tabellarischer Form folgendermaßen zusammenfassen.

A. Logische.

Maßstäbe	Erkenntnis	Schönheit	Sittlichkeit	Erlösung	Entwickelung	Zweck
Weltwertergebnis	positiv	positiv	positiv	positiv	positiv	positiv

Optimismus.

B. Unlogische.

Maßstäbe	blinder Wille	Lust und Unlust
Weltwertergebnis	positiv	?
	Bonismus	?

Hiermit ist nun die Bahn freigemacht für die eudämonologische Axiologie. Diese durchzuführen, ist auf beschränktem Raume nicht möglich. Es konnte sich hier nur darum handeln, klarzulegen, welchen Sinn die Aufgabe hat, und wie unabhängig der Ausfall ihrer etwaigen Lösung von der Positivität des Weltwertes nach allen anderen Maßstäben ist.*)

*) Beiträge zur eudämonologischen Axiologie findet der für diesen Gegenstand interessierte Leser in meinem Buche: „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus", 2. Aufl., Leipzig 1890, sowie in den daselbst im Vorwort der 2. Aufl. angeführten Stellen meiner übrigen Werke.

Digitized by Google

Und vergib uns unsere Schuld ....

Von Rudolf Stratz.

Der junge Bauernsohn im Priestergewand vor ihr aber brach plötzlich los. Seine wetterharten Züge röteten sich, seine stämmige Gestalt hob sich in die Höhe, seine Stimme bebte in Leidenschaft und Not. „Ja — schau mich nur an, Crescenz — so weit bin ich. So weit bin i ch, ein geweihter katholischer Priester. Es ist mir nicht leicht gekommen. Es hat mich umgetrieben die liebe lange Nacht — ich hab' mich hingekniet im freien Feld und hab' gebetet und hab' doch nur die Anna vor mir stehen sehen. Ich bin im Regen nachts auf den Kirchhof hinaus und hab' mich auf die Grabsteine von den toten Pfarrern geworfen und hab' gebetet. Jawohl — die da unten waren stumm. Der da oben auch. Bloß die Anna war da. Da konnt' ich mich in meiner Verzweiflung auf der Erde wälzen und in das nächste Holzkreuz beißen und es mit den Fäusten rütteln — wenn ich die Augen aufgemacht hab' — dann war die Anna schon wieder da. Immer! Immer! Immer! So ist's gekommen. 's ist alles wahr, was die Leut' reden. Und mehr noch. Es kommt noch mehr. Es läßt sich nicht aufhalten. Wenn i ch 's auch verheimlichen könnt' — die Anna kann's nimmer lang. Das steigt über uns auf wie e schwarze Wand — wie e Gewitter — das schlägt über einem zusammen — da ist kei' Rettung mehr . . . ."

Er brach ab und sah scheu, verstört, mit leichenfahlem Gesicht und dunkel brennenden Augen hinüber nach seiner Schwester. Die hatte sich von ihm abgewandt. Ganz weit weg, in der Ecke stand sie und betete — das einzige, was ihr in dem Entsetzen einfiel. Er hörte ihr stoßweises, atemloses: „Vater unser — der du bist im Himmel . . . ." und halblaut, leer vor sich hinstarrend, im Stuhl zurückgelehnt, murmelte er das letzte mit: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Amen."

„Ja — unsere Schuld," sagte er dann plötzlich rauh und laut. „Wenn es bloß d a s wäre, Crescenz — wenn ich bloß ein schlechter Priester wäre — aber ich bin noch mehr — ich bin ein schlechter Christ geworden. An solch eine Schuld glaub' ich nicht mehr. Das weiß ich jetzt besser. Wenn d a s zwischen der Anna und mir eine Todsünde war — ja, Vater im Himmel, warum hast du dann die Welt erschaffen? Jetzt will das Leben

206588

Digitized by Google

weiter leben, das du in den Erdkloß gehaucht haſt! Dein Leben will weiter leben. Das iſt meine Schuld."

„Hat denn unſer Herrgott nicht ſelbſt das Weib geſchaffen und dem Manne zugeführt? Sollen wir frömmer ſein wie Gott im Himmel? Du wirſt ſagen: Der Sündenfall! Aber wenn alles Böſe vom Weibe ſtammte, iſt denn nicht auch unſer Heiland vom Weibe geboren? Es ſteht geſchrieben: Gott iſt die Liebe. Wenn er die Liebe iſt, wie kann er dann die Liebe verdammen? Und wenn ers täte und wir wären heilig, wie wir ſein ſollten — was würde dann? Die Welt würde ausſterben. Da wäre alles wüſt und leer, wie in der Pfalz nach dem Dreißigjährigen Krieg. In unſerem alten Kirchenbuch ſtehts geſchrieben: ‚da waren die Fledermäus' im Kirchturm Meiſter und von der Kanzel hat Nächtens der Schuhu den Wölfen gepredigt.' Wer ſoll dann Gott danken, wenn kein Chriſtenmenſch mehr lebt? Staub und Steine? Oder die unvernünftige Kreatur? Die kann nicht die Hände zum Himmel heben und ihren Schöpfer loben — das können nur wir und unſere Kinder. Gott hat uns geſchaffen. Er kann nicht wollen, daß das ſich ſelbſt wieder auslöſcht, was durch ſeinen Willen da iſt."

Tränen erſtickten ſeine Stimme. Er barg das Geſicht in den Händen und ſchluchzte verzweifelt auf. „Ja — ſo ſprech ich, Crescenz — um mich ſelber aufrecht zu erhalten und ſag': ‚Wenn durchs Weib der Sündenfall in die Welt gekommen iſt, ſo iſt durch das Weib auch der Erlöſer in die Welt gekommen — und die Eva und die heilige Jungfrau — das iſt, wie man das Weib anſieht — ſo oder ſo . . .' So ſprech' ich und läſtere Gott und weiß doch: Ich glaub' ſelbſt nicht daran. Nein. Ich bin ein Sünder. Ein Elender. Ein meineidiger Prieſter. Ein Verfluchter. Ich hab' die Anna ins Unglück gebracht und mich dazu. Jetzt kommt die Vergeltung. Der Öttli kommt zurück. Alles kommt an den Tag. Es gibt kein Entrinnen."

Er hob das tränenfeuchte, verwüſtete Geſicht, das um viele Jahre älter ausſah. Ein bitteres Lächeln flog darüber. Er merkte jetzt erſt, daß das Zimmer leer war. Die Schweſter Crescenz war hinausgelaufen, als ſei ihr der Böſe auf den Ferſen. Das Geſtändnis des Fehltritts — das hätte ſie noch ertragen. Aber der Zweifel an des Herrn Wort — das ſcheuchte ſie hinweg, in blinder, gottesfürchtiger Angſt wie die Gerechten aus Sodom. In der Ferne ſah er auf der ſonnenüberglühten Straße noch den blauen Schein ihres Ordenskleides. Dann verſchwand er bei

Digitized by Google

der Wegbiegung. Sie kehrte nach Weilheim zurück, zur Eisenbahnstation, und fuhr heim und beichtete heute abend verstört dem Anstaltsgeistlichen ihre Versuchung.

Mochte sie das. Das Geständnis ruhte dort so sicher wie auf dem Grund des Meeres. Die Ohren nahmen es auf, die Lippen blieben versiegelt. Es gab keine Macht der Erde, die einem katholischen Priester das Beichtgeheimnis entreißen konnte. Selbst ihm, Bonifaz Nüßle, nicht, trotz seiner Zweifel und seiner Schuld . . . .

Er starrte müde vor sich hin. Seine Gedanken wanderten weg von der drohenden Not. Seltsam: immer in diesen Wochen fiel ihm wieder der Tag ein, da er zum erstenmal nach Empfang der Weihen in seinem Elterndorf an der Bergstraße zu Besuch geweilt und in der Kirche die heilige Messe gelesen hatte. Es war ein Fest für die ganze Gemeinde gewesen. Einer der ihren war — zum erstenmal in den tausend Jahren, seit das Kloster Lorsch die Ansiedlung am Hang des Odenwalds gegründet — Priester geworden. Das war ein Stolz und eine Freude. Bunte Fahnen an den Häusern, grüne Reiser und Guirlanden mit im Winde schaukelnden Papptäfelchen:

‚Willkommen. Willkommen. Gesalbter des Herrn.‘

‚Wie grüßt die Heimat den Sprößling so gern.‘

Und Böllerschüsse von den Höhen und Freudengeläute von dem über und über im päpstlichen Weißgelb prangenden Gotteshaus und Händegeschüttel und ein Festmahl — drei Mark das Gedeck — und Reden über Reden . . . .

Und dann war er des Nachmittags still und allein in den Wald hinaufgegangen in einer Stimmung zwischen Traum und Wachen, wie er sie nie vorher und nachher in seinem Leben empfunden. Bei einer alten Eiche war er stehen geblieben. Da hatte im Jahre 1818 der große Odenwälder Räuber Hölzer-Lips einen zur Frankfurter Messe ziehenden Krämer ermordet. Zur Sühne war ein Steinkreuz aufgestellt. Darüber hing ein Muttergottesbild. Das lächelte auf ihn hernieder und er faltete die Hände und gelobte stumm der Jungfrau, ein treuer Diener seines Herrn zu sein. Und wie er betete, hörte er hinter der Eiche, von der anderen Seite, einen wunderlichen, leisen Ton.

Da saßen zwei selige Menschen und küßten sich — ein Bursch und ein Mädchen — und küßten sich lange, innig . . . immer wieder . . . ohne den jungen Priester zu bemerken, der stumm wieder zu Tale stieg.

Digitized by Google

Dies Erlebnis vergaß er nie. War es Sünde, daß diese Lippen sich unter dem Bilde der Madonna gesucht und gefunden? War es wirklich Sünde? Da, vor seinem Fenster, schwirrten kleine dunkle Schatten. Die Schwalben brachten ihren Jungen Nahrung hinauf ins Dachgebälk und der Mann drinnen dachte bitter: Selbst den Vögeln unter dem Himmel gibt Gott ein Nest und Heim. Mir, dem Menschen ist's verwehrt.

Lange, lange saß er so und sann. Dann fuhr er plötzlich auf und strich sich, jäh wie aus dem Schlaf geschreckt, mit der Hand über die Stirne. Die Anna Treiber war, ohne daß er es merkte, ins Zimmer getreten, um die Überreste des Mittagbrotes abzuräumen. Aber das stand noch unberührt auf dem Tisch.

Sie sah die Schüsseln und Teller an, dann in dem Gemach umher und frug endlich leise „Wo is denn die Schwester?"

„Die ist fort," sagte der Kaplan Nüßle müde.

„Und gegesse habt Ihr gar nix?"

„Nichts."

Sie schwieg und räumte ab. Sie war noch bleicher als ein paar Stunden zuvor. Ihr Geschirr zusammenpackend, sagte sie endlich ruhig: „In 'ere halben Stund' kommt der Öttli heim. Seine Freund' sind schon alle auf den Beinen. Die ganze Straß is voll."

Er atmete tief auf.

„Ich hab's der Tant' gesagt," fuhr sie fort. „Ich geh jetzt über Land. Nach Henningen. Ein paar Blume aufs Grab von meine Eltere lege."

„Grad' heut'?"

„Ja — zum letztenmal. Ich seh das Grab nicht wieder in meinem Lebe."

Er erhob sich und trat auf sie zu. Ihr feines, blasses Mädchengesicht war verändert, starr von einem fest gefaßten Entschluß. Ihre dunklen tiefen Augen hielten ruhig seinen Blick aus.

„Etwas muß doch geschehe," sagte sie. „Heut steckt's dem Öttli noch Keiner. Sie habe Angst vor ihm. Der in seiner Hitz' — der schlägt gleich zu, wenn ihm einer schlecht von mir spricht. Aber morge und übermorge .... da wird er's anfange zu merke — und wenn auch nicht .... ich kann ihm nicht ins Aug' schaue — und wenn ich sogar so schlecht wär' und könnt's — die Zeit ist doch bald da, wo ich mei' Schimpf und Schand nicht mehr verberge kann. Also gibt's nur eins: Ich muß weg. Heut noch."

Digitized by Google

Er machte eine unwillkürliche Bewegung, um sie zurückzuhalten. Sie lächelte traurig. „Du meinst — ich spring in den Rhein? Ach — ich tät's gern. Da wär' ich gut aufgehobe. Da hätt' die Not ein End'. Aber du —? Ich muß doch auch an dich denke. Wenn sie mich dann finde und ziehe mich 'raus — dann weiß doch ein jedes, was gewesen is. Dann kommen sie über dich. Und wenn sie mich nicht finde und ich bleib' verschwunde, so meine sie, du hätt'st mich umgebracht, daß die Sach' aus der Welt kommt . . . ."

Er faßte ihre Hände. „Lästere nicht, Anna," sagte er heiser.

Sie lächelte immer noch. „Ich wär' die erste nicht, die so ihren Lohn kriegt — für ihre Sünd'. Ich wär froh. Ich tät ruhig stillhalte. Ich bitt' dich — drück mir die Händ' nicht entzwei. Ich bin ja schon still davon. Ich sag' ja selbst, so geht's nicht. Nein — hör': Ich hab' doch e Schwester in Amerika. Seit sechs Jahre is sie drübe und 's geht ihr gut. Wir habe uns auch als emal geschriebe. Zu der will ich hin."

„Ja — weiß sie denn schon?"

„Nix weiß sie. Sonst tät' sie mir antworte: Mei' lieb' Anna — Amerika is kei Findelhaus. Bleib du, wo du bist und mach' du dei' Sach allein aus. Aber wenn ich auf einmal vor ihr steh' — sie hat ein gutes Herz. Sie wird mich schon nicht auf die Straße setze. Und was sie sonst schilt und schännt — du liebe Zeit — mir is jetzt alles auf der Welt gleich. Wenn ich nur erst drübe bin . . . ."

„Ja — wie willst du denn hinkomme?"

„Soviel Geld hab' ich. Das hab' ich gespart. Das trag' ich bei mir. Immer. Sonst stehle sie mir's doch emal aus mei'm Dachstübche. Und drunte der Blätz — der Kaufmann — der hat doch die Vertretung für die Leut' in Bremen — die, wo einen 'rüberschaffen — da hab' ich letzthin gehört, wie der gesagt hat, das sei gar nicht schwer. Da fährt man nach Bremen und von da geht jede Woch' ein Schiff und da setzt man sich halt hinein. Und weißt: man kann doch telegraphiere nach Amerika. Das tu' ich — gerad' eh' das Schiff wegfährt, damit daß mei' Schwester mich drüben erwartet. Und hierher schick ich zu gleicher Zeit an die Tant' und an den Öttli einen Brief. Bloß: Ich wär' fort, weil ich den Öttli nie und nimmer heiraten wollt. Dann wisse die Leut', wo ich gebliebe bin. Dann sind ihne die Mäuler gestopft."

„Ach, Anna — dann reden sie erst recht."

Digitized by Google

„Aber beweiſe könne ſie dann nix. Dir nix. Und in e paar Jahr' — da fragt kei' Menſch mehr danach, ob ich emal auf der Welt war oder nicht — und was ich drüben in Amerika mach'. Was liegt denn an mir? Ich bin e arms Ding. Aber du ſollſt dei Weg' gehe. Ich leb' ja nur für dich. Wenn ich weiß: du haſt die Not hinter dir — da will ich drübe Stein' klopfe und kei' Dach überm Kopf habe — mir is alles recht."

Der junge Kaplan hielt ihre Hände immer noch feſt und ſchaute ihr in das bleiche, mühſam und tapfer lächelnde Geſichtchen. „Anna . . . . ich kann mir nicht vorſtellen, daß ein Tag kommt, wo wir uns nicht mehr ſehe ſolle. Und daß morgen ſchon der Tag ſein ſoll. Wenn ich daran denk' — das reißt mir das Herz entzwei . . . ."

„Mir auch," ſagte die Anna Treiber.

„ . . . . . ich mein', meine Kraft langt nicht. Ich mein', ich ſchrei auf und lauf unter die Leut' und ſchrei als und als: Gebt mir die Anna wieder. Bloß die Anna muß ich haben. Sonſt nichts auf der Welt."

„Glaubſt, ich möcht nicht ſo ſchreie?" ſprach die Anna mit zuckenden Lippen. „Glaubſt, mir tut's nicht ſo weh. Ach — du — ich hab' dich noch viel lieber gehabt, wie du mich. Und wenn ich achtzig Jahr alt werd' — ich ſchwör's dir — da is kei' Tag geweſe, wo ich nicht an dich gedacht hab'. Mei' Lebe — das is ja jetzt doch dahin — da wird nix draus — aber das, was geweſe is zwiſchen uns — das nimmt mir keiner. Das gehört mir. Und wenn's jetzt wieder ſechs Monate früher wär — verzeih' mir's unſer Heiland und die Jungfrau Maria — ich glaub' — ich müßt's wieder tun. Ich müßt' halt. Und wenn's zehnmal e Todſünd' war . . ."

„Ja — wenn es eine Sünde war . . . ." ſagte Bonifaz Nüßle, der Kaplan, langſam und ſtarrte mit demſelben irren, zweifelnden Blick hinaus in die weite, im Sonnenſchein prangende Gotteswelt, wie zuvor, als er mit ſeiner Schweſter geſprochen. Anna Treiber erwiderte nichts. Um ſie war es ganz ſtill. Vor dem Fenſter huſchten die Schwalben zum Neſt, die grünen Saaten ſchwankten im Frühlingswind, ein leiſer Lerchenjubel zitterte hoch, unſichtbar im Himmelsblau — ganz ferne, ferne waren die Klänge einer Mundharmonika und helles Mädchenlachen — ſchläfrig zirpten die Grillen — und wieder dachte der im ſchwarzen Gewandt: ‚Vater im Himel — ſchufſt du die ſchöne Erde, daß ſie verdorre dir zu Ehren?'

Digitized by Google

Und wieder schaute das junge Weib neben ihm stumm, mit einem plötzlichen Gefühl von Seligkeit, erlöst von der Last des Lebens, hinaus in Sonnengold und Sommernähe und ein Ahnen ging durch ihren armen, blassen Kopf: Und wenn unser Frühling zu Ende geht — heute noch — es war doch ein Frühling. Lang, reich und gesegnet wie je da draußen in der fröhlichen Pfalz. Und in unseren Herzen war nichts, was nicht auch da draußen ist in Gottes Garten — ein Grünen und Blühen und zum Lichte wollen und sich des Lebens freuen . . . .

Aber die Türe zum Hinterzimmer stand offen. Von dort sah man auf den Kirchhof hinaus. Düster aufgereckt, schwarzgestrichen, eines neben dem andern, standen da die Grabkreuze und drohten stumm den beiden im Hause und predigten lautlos: Sünde! Sünde! Sünde! Und die beiden, der Priester und das Mädchen, wandten sich von dem Blick auf die weite Pfalz ab und glaubten wieder den Kreuzen und empfanden wieder in Angst und Reue: Wir sind Sünder. Und ein langes Leben liegt noch vor uns, damit wir Buße tun . . . .

„Also heute nacht will ich weg," sagte Anna Treiber plötzlich laut und ruhig. „Es darf mich keiner sehen. Sonst halte sie mich zurück. Ich kann mir auch nichts mitnehme. Ich muß mir schon unterwegs kaufe, was ich brauch'. Wenn ich nach zehn geh', bin ich vor Mitternacht in Weilheim auf der Station. Da fahr ich bis Mannheim. Von da geht morgen früh ein Zug nach Bremen — der Blätz hat's neulich gesagt — und morge abend bin ich in Bremen und in ein paar Tagen vielleicht schon auf dem Meer . . . Aber auf der Landstraß' darf ich heute nicht gehe — die is voller Leut' am Feiertag. Ich muß hinten 'rum — durch die Weiden und den Rhein lang . . . . Erwart mich am Kirchhof sonst — fürcht' ich mich, da drüber zu laufe des Nachts — und dahinter sage wir uns dann Adje für das Lebe . . ."

Sie versuchte wieder zu lächeln — aber ihre Augen standen voll Tränen. Und Bonifaz Nüßle schluchzte bitterlich, über ihre Hände, die ihn tröstend streicheln wollten, gebeugt. So blieben sie eine Weile. Nichts regte sich umher. Nur ihr Weinen klang durch die Stille.

Dann hallte plötzlich dumpf von fern ein Böllerschuß — ein zweiter — ein dritter. Sie machte sich frei. „Jetzt schieße sie doch," sagte sie halb lachend. „Und der Bürgermeister hat's doch so streng verbote. Aber der Öttli muß sei' Einzug habe. Jetzt

Digitized by Google

darf ich aber springe, daß ich wegkomm' und über Land, eh er herein is und mich sieht. Also um zehn — hinter der Kirch'! Du bist da?"

„Ich bin da," erwiderte er und Anna Treiber ging.

Wieder knallte dreimal das Geböller durch die Sommerstille. Es war wie ein Zeichen zum Anfang der Schlacht. Jetzt begann der Kampf gegen das unabwendbare Schicksal, das in Vincenz Öttlis Gestalt in das Dorf hereinfuhr. Der Kaplan verließ mit einem schnellen Entschluß die Pfarrwohnung und schritt hinter der Kirche, zwischen Scheuern und Obstgärten den Fußpfad entlang bis zu einem kleinen, verfallenen, ganz in Grün eingesponnenen Häuschen am Ende der Gemeinde Rietigheim.

Da wohnte das greise Schneiderlein Lukas Fliegauf, dessen Sohn seit Jahren als Missionar in Afrika tätig und jetzt eben in irgend einem Ordenshaus am Rhein zur Erholung war. Wo, das wollte er den Alten fragen und dann den Klosterbruder aus dem dunklen Erdteil um Auskunft bitten, auf welche Weise sich ein Priester dort möglichst rasch dem Dienst des Herrn unter den Heiden widmen könne. Als die Anna von ihrer Flucht übers Meer gesprochen, war es ihm plötzlich klar geworden: Auch er wollte fort — in einen fremden Erdteil wie sie — und dort unter Mühen und Gefahren seine Schuld büßen.

Lukas Fliegauf war uralt. Er sonnte sich im Lehnstuhl vor der Türe und unterhielt sich wie gewöhnlich mit zahnlosen Lippen mit längst verstorbenen Generationen der Gemeinde — mit Bürgermeistern und alten Holzweiblein, mit Wirten und Bauern, die man kaum mehr dem Namen nach kannte — und lächelte geistesabwesend dazu.

Er stand vor dem jungen Kaplan auf, nahm sein Käppchen ab und flüsterte auf dessen Erkundigung nach dem Missionar mit halberloschener Stimme, sein Sohn sei nicht mehr in Deutschland. Vor zwei Wochen sei er „ins Uganda hinnere" zurückgekehrt. Ein Brief dahin — das dauere ein halbes Jahr und länger.

Enttäuscht und trübe kehrte Bonifaz Nüßle heim. Er hatte sich in den wenigen Minuten das alles schon so schön ausgemalt. Er hatte gehofft, der Pater würde ihn gleich mitnehmen nach Afrika, weit ins Innere. Dort hatte er bleiben wollen. Nie wieder nach Deutschland zurückkehren — nie wieder die Heimat schauen — die fröhliche Pfalz. Die wäre bald nur noch wie ein fernes Traumbild vor ihm gestanden, wenn er unter Palmen lagerte, von schwarzen Wilden umgeben, die tiefste Einsamkeit

Digitized by Google

seine Freundin, die Erinnerung an das verlorne Paradies sein Trost und sein Elend zugleich im dunklen Afrika, wie für die Anna in Amerika drüben. Und zwischen ihnen beiden, den in fremde Erdteile verschlagenen Kindern der Pfalz, wogte das Weltmeer und trennte sie für immer in diesem Leben.

Ob sie sich nach dem Tode drüben einmal wiedersahen? Das Ja — das unbeirrbare Ja — das hielt Bonifaz Nüßle von dem letzten Gedanken zurück, mit der Anna Treiber gemeinsam hinaus ins Ungewisse zu fliehen. Er war ein kräftiger Bauernsohn. Er hätte sich in Amerika schon irgendwie durchgeschlagen durch diese Welt. Aber in jener? Das war das Grauen. Wie trat dann er, der reuelose Priester, vor Gottes Thron?

Über diesen furchtbaren Gedanken kam er nicht hinweg. Nein. Sein Leben hieß jetzt Buße und wieder Buße.

Er fuhr aus dem Sinnen in seiner einsamen Stube auf. Draußen rasselte ein Pritschenwagen heran, mit jungen Burschen dicht besetzt. Die meisten trugen die Hüte schief im Genick — alle waren schon ein wenig angetrunken, lärmten laut und lachten, knallten mit der Peitsche und pfiffen zwischen den Fingern, um den Einzug ihres Freundes und Meisters, des Vincenz Öttli, möglichst festlich zu gestalten. Der saß gelassen, etwas blaß und ein wenig höhnisch und selbstbewußt lächelnd zwischen den Seinen. Er war ein auffallend hübscher, lang und sehnig geratener Mensch, in einen neuen, weißgrauen städtischen Frühlingsanzug gekleidet, wie ihn sonst kein Mensch im Dorf trug. Ein aufgedrehtes Schnurrbärtchen schmückte das verwegene, sommersprossige Gesicht. Auf seinen Zügen lag der verächtliche Hochmut eines Mannes, der in der kleinen Welt, die für ihn die Gemeinde bedeutete, seinesgleichen nicht kannte. Er war der erste. Weitaus der reichste Mann im Dorf, der stärkste, der ansehnlichste. Wäre es nach ihm gegangen, dann hätte er allein in Rietigheim zu befehlen gehabt. Und wenn einer nicht gehorchte, dann gab es ein Unglück.

Es hatte denn auch bei seinem maßlosen Jähzorn schon mehrfach Unglück mit dem Messer und darauf unfreiwillige Ruhe im Bruchsaler Gefängnis gegeben. Aber was half das bei einem wie dem Vincenz Öttli? Der hielt das für eine ehrenvolle Strafe, so wie bei den vornehmen Leuten die Festungshaft nach dem Zweikampf, und kam heim, wie er gegangen, allzeit mit einem unruhigen, spielerisch suchenden Gefunkel in den blauen Augen, als warte er nur auf den Nächsten, der ihm zu nahe treten sollte.

Digitized by Google

Vor der „fröhlichen Pfalz“ hielt der Wagen. Die Burschen kletterten herab. Alle Leute auf der Straße grüßten und lachten. Keiner war dem heißblütigen jungen Ochsenmetzger gram. Lieber Gott — man lebte doch nun einmal in der Pfalz. Und am freudigsten winkte vom Fenster des Wirtshauses Hirsch Laubenheimer, der Viehhändler, dem lange entbehrten Geschäftsfreund zu und nahm sich vor, heute abend noch, wenn der Öttli zu Hause, zu ihm hinzugehen, um einen wichtigen Rinderkauf im Elsässischen mit ihm zu bereden.

Von drüben sah der Kaplan seinem Jugendgespielen nach, bis der mit den anderen in der Gaststube verschwand. Dort begann jetzt das Schöppchenstechen und Renommieren und Einanderüberschreien und dauerte bis zur Polizeistunde um Mitternacht. Heute kam Öttli nicht mehr zu ihm herüber. Er kannte ihn. Vor ihm, dem geistlichen Herrn, scheute sich der Raufbold doch, so gleich als entlassener Häftling anzutreten. Er schaute eher morgen vormittag einmal herein, wieder als Schlächter angezogen, mit der weißen Schürze und dem Messer an der Seite. Da fühlte er sich wieder als gesetzter, ruhiger Bürger.

Morgen. Dann war das schlimmste geschehen. Dann war die Anna weg. Was dann kam, war Bonifaz Nüßle eigentlich ganz gleichgültig. Dann war die Welt ja doch erloschen und tot. Er hatte alles Lust und Leid der Erde erfahren. Es gab nichts weiter. Er saß schweratmend in dem Lehnstuhl in seinem Arbeitszimmer und starrte vor sich hin. Er konnte nichts tun, er konnte keinen Gedanken fassen — er fühlte nur, wie langsam die Viertelstunden und Stunden verrannen, unaufhaltsam, unerbittlich dem letzten Abschied von der Anna zu.

Er war müde. Halb im Traum sah er noch den Schmied Sauerbeck quer über den Platz in das Wirtshaus gehen, und wunderte sich noch, daß der das tat, wo er doch wußte, daß innen sein Widersacher, der hitzige Ochsenmetzger Öttli, mit den Seinen saß. Dann verwirrten sich seine Gedanken. Er schloß erschöpft die Augen und verfiel in Halbschlaf.

Eine Stimme weckte ihn plötzlich. Er sprang auf. Das Zimmer war dämmerig. Es war also schon spät abends. Und vor ihm stand Vincenz Öttli, hell leuchtend in seinem herausfordernden weißgrauen städtischen Stutzeranzug.

Er mußte schon einiges getrunken haben. Sein hübsches Gesicht war gerötet. Seine Augen flimmerten noch stechender und

Digitized by Google

unsteter wie sonst. Er lachte etwas verlegen und streckte dem Kaplan die Hand hin.

„Jetzt guck emol den an," sagte er. „Schläft der um halwer neun Uhr Aawends. Du hoschts gut. Mir is es net so gut gange die letzt Zeit. Oh mei' — dees Bruchsal — ich hab's dene Leutcher dort heut' früh g'sagt: Alleweil hot's geschellt. Mich seht ihr nimmer wieder. Ich hab' genug."

„Ja — wenn du nur dabei bleibe tätst." Der Kaplan rückte dem jungen Metzger einen Stuhl hin. „Aber dich kennt m'r ja. Andere Leut' hocke ruhig beisamme und diskuriere — aber du — do heißt's gleich: ‚Hebet en. Er hot's Messer uff!' Dees is ja schon net anners."

Vincenz Öttli machte eine abwehrende Handbewegung. „Oh — sei still, Alterle. Loß das Predige sei'. Sell weiß ich schon von selwer, daß du's Messerschteche net gut heiße derfst. Ich loß' es aach jetzt. Ganz heilig. Ich schwör's. Awwer was hoscht denn? Hoscht dich verkält?"

„Ich? Ah bah — warum denn?"

„Dees klingt so heiser, wenn du redst. Ganz anners wie sonscht."

Bonifaz Nüßle schwieg einen Augenblick und sagte dann laut und rauh: „Sell macht der Staub — heute — bei der Prozession . . . . Und wie geht's dir denn, Vincenz?"

„Ha no — 's mächt sich." Der Ochsenmetzger rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Sein erhitztes Gesicht war finster. „Horch emol: Ich hab' eigentlich erscht morge zu dir kumme wolle. 's hätt' e besseres Ansehe ghabt. Awwer jetzt bin ich doch 'rüwwer und muß dich was frage."

Der andere fühlte ein leises, tödliches Grauen. „Dann frag'."

„Also — wie ich in die ‚Palz' kumm', no kreisch' ich norr gleich: ‚Anna — wo scheckschte denn? Do bin ich — ich — der Öttli. Sie hawwe mich laufe lasse in Bruchsal.' Awwer wer net beigeht un nix von sich höre läßt — sell is die Anna und endlich sächt mir die alt' Hurrlebaus, ihre Tant' — sie wär nüwwer nach Henninge geloffe, zum Grab von ihre Eltern. Ja — weiß dann des Mädel net, daß ich kumm? — Jo, sie weiß es. Awwer fort is sie doch? Jo. Ich hab' dogehockt und gebaßt — bis jetzt — sie is jetzt noch net do! Dees schickt sich — was — daß ich, der ansehnlichst' Mann im Dorf, im Werthshaus hocke derf und auf mei' Braut warte und

Digitized by Google

mich uze loſſe? Bin ich 'er vielleicht net mehr gut genug, weil ich wieder emol in Bruchſal war? Ha — dees ſoll ſie norr ſage. Dees ſoll ſie norr die Curaſch hawwe und mir ins G'ſicht nei ſage — die Antwort ſchteckt ſie ſich net hinnern Schpiegel. Herrgottdunnerſchlag ja — ich — der Öttli und — was is ſie denn, die Anna? Was hot ſie denn? Nix — gar nix. Und laaft davon — wo ich kumm."

„Sie wird ſchon wiederkomme!" ſagte der Kaplan halblaut und ſah zur Seite, durchs Fenſter in die allmählich einſinkende Nacht hinaus.

Der andere ſchüttelte den Hitzkopf. „'s ſchteckt was dohinner. Ich haww's gemerkt. Von Anfang an. Alle mache ſie ſo Aage und zucke mit der Achſel und nicke enanner zu und wenn ich einen pack' und frag' en: ‚Was guckſchte dann ſo? was gibt's?' ſo meint er norr: ‚Was ſoll's dann gewwe? Ich werd' mich hüte und mir's Maul verbrenne.' Und die Annere mache's gerad ſo. Jetzt — do war der Sauerbeck kumme — der hot mir die Hand hingehalte und g'ſagt: ‚Öttli — wir wolle uns vertrage. Ich hab' mei Dokter-Rechnung — du hoſcht bei' ſechs Monat — dees hebt ſich uff!' No — mir war's recht und der Sauerbeck ſetzt ſich an 'nen Tiſch newwean und trinkt ſei Schöppche und hört, wie ich wiſſe will, was mit der Anna los is. No lacht er ſo ganz heimtückiſch und ſächt: ‚Wammer net aus und ein weiß, Öttli, no muß m'r bei euch Katholiſche den Beichtvatter frage. Der weiß alles.' Uff dees hin is es im ganze Zimmer mäuscheſchtill geworre und der Sauerbeck hot gezahlt und is gange. Der war bloß da, um mir den Floh ins Ohr zu ſetze, der Schote. Do bin ich jetzt zu dir rüwwer. Jetzt ſchprich: Weißt du was?"

Bonifaz Nüßles Geſicht war unbeweglich. Mit äußerſter Kraftanſtrengung beherrſchte er Stimme und Miene. Er hatte nur den einen Gedanken: Wenn nur erſt die Anna weg iſt und ſeiner Rache entzogen. Vorher darf er nichts ahnen.

„Morgen reden wir drüwer, Öttli," ſagte er.

„Morge? Warum denn heut net?"

„Weil du ſchon wieder die rote Fahn' im Geſicht haſt. Du haſt zuviel getrunke. Heut verſtehſt du doch alles falſch und kommſt in Hitz und morge Mittag haben wir dich wieder hinter Schloß und Riegel."

„So? Und du willſcht mei' Freund ſein?"

„Gerad' weil ich dein Freund bin, ſag' ich dir heute nichts."

„Und morge?"

Digitized by Google

„Morgen ja."

„Do bin ich neugierig," sprach der Metzger finster. „Und du gibst mir dei' Wort: morge sagst du's?"

„Mein Wort."

„Also adje derweil. Hoscht recht. Vielleicht is es besser. Ich schau so schon lauter rote Pünktche um mich danze. Ich geh aach net mehr in die ‚Palz' retour. Jo, daß mich die Leut' all angaffe. Draußе schteht der Hirsch Laubenheimer. Der soll jetzt noch mit mir hamkumme und mir sei' Babier' gewwe für den Handel morge und dann leg' ich mich schlafe . . . . die Anna derf net meine, ich hätt nix Besseres zu tun als zu laure, ob's ihr baßt, zu kumme. Oh mei — do is sie letz. So bin ich net. Also gut' Nacht."

„Gut' Nacht, Vincenz," sagte der Kaplan schweratmend und verriegelte hinter ihm die Türe. Dann blieb er stehen und schloß die Augen. Schwarz, riesengroß, dräuend wie ein Augustgewitter über der Pfalz stieg der morgige Tag vor ihm empor und schlug in Blitz und Donner über ihm zusammen. Aber es war ihm seltsam gleichgültig zu Mut. Was lag an ihm? Wenn nur die Anna gerettet war — weit weg von hier — dem Jähzorn ihres verratenen Bräutigams entzogen — mochte aus ihm dann werden, was da wollte.

Es hatte halbzehn vom Kirchturm geschlagen, dann dreiviertel. Draußen war alles ruhig und finster. Bonifaz Nüßle raffte sich auf zum schwersten Gang seines Lebens. Als die Glocke die volle Stunde schlug, lehnte er im Mondschatten am Rand des Friedhofes. Um ihn glänzten still die Gräber. Der Efeu über den Marmorsteinen seiner Vorgänger an der Kapellenmauer raschelte im Wind. In der Ferne plätscherte und plauderte zwischen bebuschten Ufern der Dorfbach sein Lied. In den Zweigen am Hang sang die Nachtigall. Ein feierliches unergründliches Sternengefunkel wölbte sich über der dunklen Erde.

Da war die Anna. Rasch sich ein paar Mal umsehend, huschte sie zwischen den Holzkreuzen hindurch und an seine Seite. Sie war sehr blaß. „Ich mein' als, 's schleicht sich Eins ums Pfarrhaus 'rum." flüsterte sie, sich an ihn drängend.

„Hast du nicht sehen könne, wer?"

„Wenn's einer is, so is es der Sauerbeck. Der hatscht doch noch e bische auf dem linke Bein, von dem Messerstich vom Öttli — gerad' so is dees geschliche . . . . aber vielleicht hat's mir auch nur so geschiene und's war gar nix . . . ."

Digitized by Google

Sie schauten angespannt in die Nacht hinaus. Nichts war zu sehen und zu hören. Wenn der Schmied dagewesen war um zu spionieren, dann war er aus Grauen vor dem Gottesacker und seinen nächtlichen Gespenstern doch wohl wieder umgekehrt.

Anna Treiber schaute auf das Gewimmel der niederen Kreuze und sagte dann plötzlich. „Die haben's gut."

„Wer?"

„Die da unte liege. Dene tut kein Mensch mehr was."

„Wir werde auch einmal so liege, Anna, und alles überstanden haben . . . ."

„Ich wollt', es wär' bald", sprach die Anna. „Erlebe kann man doch nix mehr. Sell hat jetzt alles schon sei' Zeit gehabt und is vorbei . . . ."

Er erwiderte darauf nichts. „Komm," sagte er nach einer Weile.

Sie schritten stumm durch die Weiden dahin, bis zum Ufer des Rheins. Wie ein Schwall geschmolzenen Silbers wälzte der, weit in der Nacht verschwimmend, seine Wellen unter dem Licht des Mondes dahin. Stärker als bei Tag klang jetzt in der Stille das feierliche, beinahe unheimliche Rauschen des deutschen Stromes.

Die beiden schauten sich ins Auge und dann küßten sie sich — verzweifelt — unter Tränen — wieder und immer wieder — ohne Aufhören, in der warmen Nacht am Buschrand Arm in Arm gelagert. Was kam es auf die letzte Todsünde an?

Aber endlich mahnte fern vom Dorf die Glocke. Eine volle Stunde war vergangen. Sie mußten sich eilen, wenn Anna Treiber noch den Zug erreichen wollte.

Sie stand auf und bot ihm die Hand. Anders als bisher. Ganz ruhig, unwillkürlich hochaufgerichtet, totenbleich im Mondschein. „Also leb' wohl für die Welt," sagte sie. „Und verzag' nicht. Wir habe's doch einmal gehabt. Sell kann uns keiner mehr nehme . . ."

„Leb wohl, Anna." Seine Worte klangen von weither, wie die eines Fremden in sein Ohr. Ihm war das wie ein Traum. Auf einmal war alles vorbei. Da ging sie hin — oder sie lief vielmehr beinahe — es war, als ob sie floh — vor ihm und vor sich selbst — weiter und weiter auf der weißen Straße in die dunkle Nacht hinein . . . ins Nimmerwiedersehen . . . . .

An offenen Gräbern — da hatte er oft als geistlicher Tröster den Jammer mit angesehen. Einmal — nur einmal noch sollte der Abgeschiedene ans Licht steigen und zu den Seinen sprechen.

Digitized by Google

Aber da unten blieb alles selig still und die Erdschollen kollerten . . . . . .

Jetzt wußte er, wie das tat. Das Scheiden und Meiden für diese Zeitlichkeit. Lang hingestreckt lag er am Boden, da, wo er mit der Anna geruht, und krampfte die Finger in die Erde und preßte aufschluchzend das Gesicht ins Gras. Er hatte immer noch gehofft, ruhig zu bleiben, in einer Stimmung der Weihe und Erlösung, als ein armer und seliger Sünder, der das höchste Glück und das höchste Leid dieser Welt erfahren — nnd für den der Rest seiner Tage nun stille Buße war. Aber ihm kam kein solcher Trost, wie er da eine Stunde und länger sein Antlitz in Sand und Stein vergrub, und vor den Wellen und dem Wind in den Weiden seine Not aus tiefstem Herzen aufschluchzte. Nein — die Anna war ihm nicht gestorben. Er dachte ihrer nicht in Frieden. Er wollte sie wieder haben . . jetzt gleich . . . für immer . . . . . vor aller Welt.

Er lief die Straße entlang. Er suchte im Staub ihre Fußspuren und fand sie nicht in dem Durcheinander, das Mensch und Tier und Wagenräder da eingedrückt. Er wollte ihr nacheilen und besann sich, daß sie ja unterdessen schon an der Station sein mußte. Er irrte in das Dunkel hinein — verstört — ziellos — um sich den Nachtwind, über sich die Sterne und schüttelte die Faust gegen den Himmel empor und rief den Namen Anna und erschrak vor seiner Stimme. Und in plötzlichem Entsetzen über sein Tun kniete er auf einem Kartoffelacker nieder und betete stammelnd — abgerissen: Ein Wunder wollte er haben: nur einmal noch die Anna sehen durch die Gnade des Herrn, der ja einst auch des Jairi Töchterlein zum Leben erweckt — er wollte sie nicht berühren — nicht mit ihr sprechen — sie nur einen Augenblick noch sehen — nur aus der Ferne . . . .

Und im Beten ward ihm plötzlich die Erfüllung des Wunders: Wenn er rasch lief, erreichte er vielleicht noch die Station, ehe der Zug abfuhr. Auf dem vielfach geschlängelten Weg längs des Stromes, den die Anna gegangen, war das freilich nicht mehr möglich. Aber er konnte ja querfeldein, gerade über die Äcker hinweg. Da gewann er wohl eine halbe Stunde und mehr bis nach Weilheim. In diesem Flecken selbst durfte er sich nicht zeigen. Aber in der Nähe war ein Sandhügel dicht am Wald — auf den konnte man sich stellen und in den Zug hineinschauen, wenn er vorbeirollte . . . . ja . . . . das ging . . . . . — die Gedanken überstürzten sich in ihm, während sie schon zur Tat wurden. So

Digitized by Google

schnell er konnte, eilte er durch die Nacht dahin, dem schwarzen Streifen des Waldes zu, der im Mondschein deutlich erkennbar in der Ferne als lange Wand den Horizont abschloß. Es schien ihm, als komme diese Wand nicht näher und näher, so sehr er auch seine Schritte beflügelte, daß seine Brust keuchte und der Schweiß von der Stirn rann. Aber endlich stolperte er doch über die ersten Wurzeln am Boden, die wilden Kaninchen huschten entsetzt nach allen Seiten in ihre Löcher, seine Füße versanken im weichen Sand und trugen ihn mühsam zu der Höhe der Böschung neben dem Geleise empor.

Eben pfiff der Zug. Er fuhr langsam dahin, alle Fenster erleuchtet, so daß man jeden Mitreisenden in den paar Wagen dritter Klasse erkennen konnte. Andere gab es nicht. An den Markttagen waren sie dicht besetzt, sonst meist leer. Heute war kein Markttag. Bonifaz Nüßle, der mit hämmerndem Herzen hinabspähte, sah drei Personen: Im ersten Wagen den schlafenden Schaffner, im zweiten einen Gymnasiasten mit roter Mütze, der nach dem Festtag wieder in seine Schulstadt zurück mußte, abseits davon einen vom Urlaub heimkehrenden Soldaten. Der dritte Wagen war ganz leer. Von Anna Treiber keine Spur . .

Er konnte sich nicht getäuscht haben. Das war unmöglich. Er hatte zu genau jedes Abteil des Zuges durchgemustert. Sie war nicht drin. Sie war in Weilheim nicht eingestiegen. Aber wo war sie dann?

Mit schleppenden Schritten und zitternden Knien ging er langsam seinen Weg zurück und trocknete sich zuweilen mechanisch die Stirne. Was konnte geschehen sein, seit er und die Anna sich vor zwei Stunden getrennt? Hatte sie ihren Entschluß bereut und war umgedreht und nach Hause? Das sah ihr so gar nicht ähnlich. Oder hatten ihr, als sie am Rhein entlang ging, die Wellen zu schmeichelnd gelockt und gerufen: Komm' zu uns. Mach' aller Not ein End'. Nein, er wußte: das tat sie nicht. Sie hatte es ihm ja ausdrücklich gesagt.

Er fand keinen Ausweg, wie er auch den Kopf zermarterte. Nur das eine blieb sicher: Es kam morgen alles anders als sie beide es gelenkt und gehofft. Neue Stürme, neue Gefahren stiegen da drüben herauf. Unwillkürlich hob er den Kopf und erschrak: Im Osten, über dem Odenwald zogen sich lange, helle Streifen am Himmel entlang. Der frühe Tag war nahe. Er mußte sich eilen, wenn er vor vollem Morgengrauen daheim sein wollte.

Das Dorf schlief noch, als er hastig wie ein Verbrecher

Digitized by Google

hindurchschritt. Nur ein paar Hähne krähten und eine Amsel sang. In der „Fröhlichen Pfalz“ ihm gegenüber waren die Läden vor den Fenstern geschlossen. Es war ja kaum drei Uhr. Aber dazwischen schimmerte Licht durch die Spalten.

Darüber dachte er nach, als er in den Hausflur trat, und blieb am Fenster des Wohnzimmers stehen. Immer wieder bewegte sich drüben der Lichtschein hinter den Läden. Er flackerte und wanderte von einem Gemach ins andere. Und der Kaplan konnte kaum mehr atmen vor plötzlicher, beklemmender Freude: Natürlich war die Anna wieder da. Sie hatte vielleicht auf dem Bahnhof Bekannte getroffen, die sie nicht fahren ließen, es hatte ihr vielleicht einer ins Gewissen geredet — oder — nein — es war ihr eben einfach gegangen wie ihm: der Trennungsschmerz war ihr zu bitter, zu fürchterlich gewesen. Und sie hatte es ja in der Hand, dieser Verzweiflung Herr zu werden. Sie kehrte eben wieder um. Sie kam zurück zu ihm. Auf immer. Jetzt sollte sie keine Macht im Himmel und auf der Erde mehr trennen. Jetzt waren sie nun einmal verloren und verdorben und fröhlich dazu. Sie hatten alles versucht, was in Menschenkräften stand. Das war eben umsonst gewesen. Warum wurde ihnen — gerade ihnen — solch eine Prüfung auferlegt, die kein Mensch zu tragen vermochte? Nun unterlagen sie und lachten. Zu großes Unglück führt zum Glück zurück.

Ein leiser, unheimlicher Jubel war in seiner Brust. Eine Kampfstimmung. Er fürchtete sich vor nichts mehr auf der Welt. Im Zimmer auf- und abschreitend, weitete er die Arme mit einer Bewegung, wie der Bauer, ehe er ans Ackerwerk geht. Mochten sie nur kommen. Er war bereit.

Und da kam auch schon etwas. Es klopfte zögernd an seine Türe. Er rief herein und starrte auf die Schwelle, was da wohl hereintrat: — Der Öttli als der Tod, die Anna als das Leben, der Schmied Sauerbeck als der böse Feind — seine Gedanken verwirrten sich. Er merkte jetzt erst, daß er seit Stunden vor Aufregung fieberte.

Aber es war kein Schreckgespenst, das den Kopf hereinsteckte, sondern eine alte Frau in der Morgenhaube, ein Tuch über den Schultern, und er erkannte die Gastwirtin Hurrlebaus von der „Fröhlichen Pfalz“, Annas Tante.

Er wußte nicht mehr, was er tat. Er trat auf sie zu und frug heiser, rasch: „Wo ist denn die Anna?“ — um nur recht bald zu hören: „die ist wieder da.“

Digitized by Google

Die Wirtsfrau war erschrocken. „Dees wollt' ich ja grad Sie frage, Herr Kaplan. Wir suche un suche des Mädel die ganzi Nacht un finne nix. No hab' ich denkt, vielleicht hot se Ihne verrate, was sie vorhat. Do bin ich halt, wie's hell worre is, 'rüwwer . . . ."

Also zurück war die Anna nicht gekommen. Bonifaz Nüßle stand betäubt da. Endlich frug er geistesabwesend: „Seit wann ist denn die Anna weg?"

„Um neune is se haamkumme vun ihrem Ausgang und in ihr Stub' nuff. Und um zehn war sie nimmer do. Wir hawwe doch als gemeint, jetzt und jetzt müßt wieder das Tor gehe und sie wär' retour. Awwer jetzt is die ganze Nacht 'rum und nix vun 'ere zu sehe und zu höre . . . ."

Er erwiderte nichts. Sein Auge suchte die Dielenritzen am Boden. Die alte Hurrlebaus sah ihn scharf an und sagte dann in ganz verändertem Ton: „Und Sie wisse net, wo die Anna gebliebe is?"

Und diesmal konnte er ihr mit gutem Gewissen erwidern: „Nein. Ich weiß nicht mehr davon wie Sie."

Wieder der lange Blick voll dumpfen, beklommenen Argwohns — ein Blick, in dem Gedanken sich spiegelten, die man noch gar nicht auszudenken oder gar auszusprechen wagte; dann sagte die Alte kurz: „Gute Morge," und ging hinaus. Es war, als bekreuzige sie sich, während sie über die Schwelle trat . . . . . .

Wie Bonifaz Nüßle bald darauf die Frühmesse las, war es ihm, als sei das alles um ihn ein Traum. So mußte einem in den letzten Stunden vor der Hinrichtung zu Mute sein — quälendes Glockengebimmel von oben, neugierige düstere Gesichter, die die Bläße seiner Züge prüfen — und langsam heranrückend das Unabwendbare — Unbegreifliche — das große Geheimnis.

Das Geheimnis, das heute Nacht die Wellen des Rheins gesehen, als Anna Treiber von ihrem Heimatdorf wegging und im Nachbardorf nicht ankam . . . . Er konnte keine anderen Gedanken mehr fassen, seinen Sinn auf nichts anderes mehr richten als auf dies Rätsel, während seine Lippen Gebete murmelten, seine Hände sich falteten, seine Knie sich beugten, nach den Vorschriften einer Zeremonie, von der sein Geist nichts wußte.

Zum Glück waren wenig Leute in der dämmerigen Kirche. Ein paar alte Weiblein — das greise Schneiderlein Fliegauf, der kaum mehr ein, zwei Stunden nachts schlief und keine Frühmesse versäumte, eine bucklige Näherin, — alles in allem ein

Digitized by Google

Häuflein Mühsamer und Beladener des Dorfes, auf Erden ohne viel Freude und drum bedacht, sich ihr Plätzchen im Himmel warm zu halten. Man hatte sie hoffen gelehrt — das große Geheimnis derer, die Völker und Menschen lenken wollen — also waren sie dankbarer und zufriedener als die Starken, die Jungen und Gesunden draußen, und hüstelten und trippelten andächtig hinaus.

In einer Seitenkapelle der leeren Kirche aber kniete, als sie alle fort waren, Bonifaz Nüßle in stummem, verzweifeltem Gebet. Zwei Kerzen brannten da vor der buntbemalten Gestalt der heiligen Jungfrau. Zu der hob er die Hände, sie möge die arme, sündige Anna Treiber schützen und bewahren auf allen ihren Wegen. Ihn nicht. Um ihn zog sich das Wetter zusammen. Er fühlte es wohl: Als heute die Hähne krähten, da war sein Tag des Gerichts gekommen. Was lag daran? Aber für die Anna betete er. Die war nicht so schuldig wie er, der Priester, der sein Gelübde brach. Die hatte nur getan, was Jugend und Liebe tut. Was konnte sie dafür, daß sie jung war und daß die Liebe überall in der Welt ist? Es war ja alles so voll von Liebe. Es atmete alles Liebe. Und doch lief der schmale Grenzstrich hindurch — hier die Liebe als das höchste, das heiligste Gut — von Gott als seine Gnade und Offenbarung den Menschen geschenkt — dort die Liebe als die Todsünde — die Versuchung des Teufels. Und in dem einsamen Büßer und Beter wuchs herzbeklemmend und herzerlösend zugleich die Ahnung: Es gibt gar keine solche trennende Schranke: Eins fließt ins andere über. Sünde und Tugend, Lust und Leid, Wonne und Reue — es mischt sich zum Erdenschicksal und ist nicht mehr von Gott und nicht vom Bösen. Menschlich ist es und menschlich wird es bleiben, so lange die Welt steht und Mann und Weib einander ins Auge schauen.

Nie hatte er mit solcher Inbrunst gebetet. Neben sich den Flackerschein der Kerzen, über sich das still lächelnde Holzbild, draußen hinter den Spitzfenstern der sonnige Frühlingstag. Mochte der für ihn zum Tag des Zornes werden, mochte der Herr seinen ungetreuen Knecht mit Stacheln und Skorpionen züchtigen — er wollte die Hand preisen, die ihn schlug. Nur der Anna sollte nichts geschehen. Die sollte den Weg zu neuem Lande und zu neuem Glücke finden und ihn vergessen . . . . .

Gereinigt und geläutert erhob er sich endlich und trat bald darauf aus der Kirche. Eine Gruppe von Dorfbewohnern stand davor, mit unruhigen, aufgeregten Gesichtern. Sie grüßten ihn

Digitized by Google

anders wie sonst. In ihren Blicken lag stärker noch als die Zeit bisher der finstere Argwohn.

Mitten unter ihnen befand sich die Wirtin „Zur fröhlichen Pfalz“ und der Schmied Sauerbeck. Sie mußten einen Wortwechsel mit einander gehabt haben. Denn die Frau Hurrlebaus faßte, als der Geistliche vorbeiging, den kleinen, stämmigen, langbärtigen Mann am Arm, wie um ihn am Entweichen zu verhindern und rief: „Jetzt sage Sie's mol selbscht dem Herrn Kaplan ins Gesicht. No werre mir jo höre.“

Adam Sauerbecks faltige, kränkliche Züge verzogen sich hämisch. „Ich möcht' den Herrn Kaplan norr frage, ob er heut Nacht gut geschlafe hot,“ sagte er dann, mehr zu den Umstehenden gewendet, als zu Bonifaz Nüßle.

„Redde Sie rund 'raus,“ schrie die Hurrlebaus. „Was soll des halwe Gebawwel?“

„Wege meiner. Also horche Se mol, Frau Hurrlebaus, — ich sag' norr: dees kann ich net glaube, daß der Herr Kaplan Ihnen gesächt hawwe soll, er dhät' net wisse, wo die Treiber-Anna schtecke dhät.“

„Sell hot er g'sächt. Net wohr, Herr Kaplan?“

„Nämmlich — die Sach' is die,“ fuhr der Schmied fort, ohne Bonifaz Nüßle anzusehen und immer zu den Leuten um ihn sprechend: „Ich hab' halt so e Vorlieb für des katholisch' Parrhaus, wann ich aach selbst norr e Evangelischer bin. Awwer vun selleri Zeit her, wo sie meiner Fraa uff 'm Totebett die Absolution verweigert hawwe, weil se en Evangelische g'heirat' hott un's nie bereut — seit der Zeit, ihr Männer, laaf ich als emol gern um dees Haus 'rum und denk' mir mei' Teil und freu mich, was do für liebe Leut drin' wohne . . . geschtern Aawend aach — wie ich aus der ‚Palz‘ kumme bin, 's war 's erscht Mol, daß ich mich wieder ins Wertshaus g'hockt hab' — bloß, um mich wieder mit dem Öttli zu vertrage.“ —

„Oh mei,“ die Wirtin verlor die Geduld, „der schwätzt was z'samme. Was mit der Anna los is — dees wolle m'r wisse.“

Der kleine Schmied richtete sich auf und schaute jetzt seinen Erbfeind im schwarzen Priestergewand voll ins Gesicht. Seine Stimme klang lauter. „Geschtern Aawend um zehn Uhr hot die Anna mit 'em Herrn Kaplan uff'm Kirchhof beisamme geschtanne. Und dann sind sie mitenannerfort, in die Weide' — uff'n Rhein zu. Sell hab' ich gesehe. Sell kann ich beschwöre.“

Es war totenstill umher.

Digitized by Google

„Jetzt do hab ich mir gedenkt: Alterle — do guckscht weiter, was do bassiert! Dees wird vielleicht noch anneri Leut' interessiere. Vielleicht den Herrn Amtmann in Mann'em selwer. Also gut. Fünf Stunne hab' ich hinnerm Busch gesesse, ihr Leut' — die ganz' Nacht. Un wie's schon halwer Tag war — um drei — do uff aamol is der Herr Kaplan heimg'loffe kumme — ganz hortig — Erd' und Staub am Rock — des Haar verschtruwwelt — allein — die Schosseh lang und nix wie nei' ins Haus. Net lang nachher is dann die Frau Hurrlebaus zu ihm 'nüwwer. Der hot er g'schwore, er wüßt nix von der Anna. Jetzt — wie is es denn dodermit, Herr Kaplan?"

Bonifaz Nüßle wandte sich ruhig zum Gehen. „Ich hab' gesagt, ich wüßte nicht, wo die Anna Treiber zur Zeit ist. Das ist wahr. Und Ihnen bin ich keine Rechenschaft schuldig."

Er legte langsam, ohne rechts und links zu blicken, die paar Schritte zu seinem Hause zurück. Hinter ihm war ein atemraubendes, unheimliches Schweigen.

In seinem Zimmer sah es wirr und ungastlich aus. Niemand hatte das Frühstück gebracht. Die Anna fehlte. Und wieder sann er, den Kopf in die Hände gestützt, mit starren Augen, wo sie nur geblieben sein könne. Und plötzlich lichtete sich vor ihm das Dunkel. Es war ja doch so einfach, so naheliegend, daß er gar nicht begriff, wie er bisher nicht hatte darauf kommen können: Was hatte er denn getan, als sie Beide sich getrennt? Er hatte sich fassungslos ins Gras geworfen und geweint. Wie — wenn nun auch sie, ebenso wie ihn, der Trennungsschmerz überwältigt? Dann hatte sie sich irgendwo vor der Station am Wegrain im Dunkel hingesetzt und in ihren Träumen und in ihren Tränen die Stunde bis zur Abfahrt des Zugs verstreichen lassen. Als sie hinkam, war er fort. Was blieb ihr übrig, als auf den nächsten zu warten. Der ging morgens zwischen sechs und sieben. Jetzt eben mußte sie unterwegs sein.

Er schöpfte tief Atem. Neue Hoffnung erfüllte ihn. Und als es an der Türe klopfte, rief er laut und kräftig wie sonst: „Herein."

Der Landwirt Ringelwald, der Bürgermeister von Rietigheim, trat bedächtig ein und nahm auf dem Stuhle platz, den er ihm bot. Der derbknochige, breitschulterige Mann war feierlich, umständlich langsam, wie ein Bauer, der etwas Ernstes vorhat. Ernst war auch sein gebräuntes, gutmütiges Gesicht. Man sah, er ging keinen leichten Gang.

Digitized by Google

Er hustete, schaute auf den Boden und sagte dann plötzlich: „Die Leut' kreische Ihne 'was z'samme, Herr Kaplan. Wo die Treiber-Anna wär? Die wär' zuletzt mit Ihne gesehe worre .... schpät aawends — am Kirchhof — dees will sich der Sauerbeck net verredde losse .... Wo Sie doch der Hurrlebaus geantwort' hawwe, Sie wüßte von nix ....."

Direkt zu fragen getraute er sich nicht, aber Bonifaz Nüßle überhob ihn der Mühe. „Ich werd' Ihne reine Wein einschenke, Herr Ringelwald," sprach er. „Also: die Anna Treiber is fort nach Amerika. Mir hat sie's g'sagt. Den andern wollt' sie erst von Bremen aus schreibe."

„Nach Amerika?"

„Ja. Zu ihrer Schwester. Wenn sie den Zug heut' Nacht verpaßt hat, wie mir scheint, dann is sie wohl heut' früh von Weilheim weggefahren."

„Nach Amerika. Ohne Geld — ohne e Fahrkart — ohne irgend was von ihre Sache?"

„Sie hat doch heimlich fortwolle. Schon wegen dem Öttli. Weil sie dem seine Frau doch nicht werden wollt."

[Fortsetzung.]

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Rosenhagen.

Nichts kennzeichnet die merkwürdige Auffassung Münchner Künstlerkreise über die gegensätzliche Stellung der Berliner Kollegen besser als die Annahme, daß die Künstler und Kritiker Berlins in ihrer Unerfahrenheit die Opfer eines Kunsthändler-Syndikats zur Verwertung der in Paris unverkäuflichen Bilder französischer Impressionisten geworden seien. Man ist in München entschieden nicht gut orientiert; sonst würde man wissen, daß sich in Paris selbst bereits Stimmen erhoben haben, die lebhaft protestieren gegen den Export der wichtigsten impressionistischen Meisterwerke nach Deutschland, und daß von Pariser Händlern in letzter Zeit eine ganze Anzahl Bilder von Manet, Sisley und Degas aus deutschem Besitz zurückgekauft worden sind, zu höheren Preisen als sie s. Z. hierher gelangten. Der schlimmste Irrtum aber liegt wohl darin, daß in München angenommen wird, man wolle von Berlin aus den Impressionismus als Richtung wieder in Mode bringen. Daß man den Impressionismus noch für eine Richtung hält, bekundet besser als alle sonstigen Auslassungen, wie weit abseits die Münchner Kunst ge-

Digitized by Google

raten ist und warum Münchner und Berliner Kunstanschauungen so weit auseinandergehen. Als der Impressionismus von den Münchnern als Richtung überwunden, d. h. in Äußerlichkeiten nachgeahmt wurde, standen sie ihm genau so verständnislos gegenüber, wie damals alle Welt. Wenn die Münchner Künstler heut genügend viele und bis in die jüngste Zeit reichende Meisterwerke des französischen Impressionismus zu sähen bekämen, würden sie mit ihrem sicheren Gefühl für künstlerische Qualitäten ohne Zweifel sehr bald zu der Einsicht gelangen, daß man in Berlin vollkommen recht hat, wenn man sagt: Der Impressionismus ist überhaupt keine Richtung, sondern einfach die gute Malerei unserer Zeit. Und je eher die Münchner Künstler zu dieser Erkenntnis durchdringen, um so schneller wird das Wort vom Niedergange Münchens als Kunststadt vergessen werden.

Schade, daß die gegenwärtig im Salon Cassirer stattfindende Claude Monet-Ausstellung nicht ohne weiteres nach München geführt werden kann. Man würde dort den „Enthusiasmus" der Berliner Künstler und Kritiker für diese Kunst vielleicht nicht ganz unbegreiflich finden und vor allem auch feststellen können, daß die Berliner keineswegs den Abhub des Pariser Kunstmarktes vorgesetzt erhalten. Ferner müßte man wohl zugeben, daß der Impressionismus angesichts solcher Werke, die zum Teil aus den letzten Jahren stammen, nicht gut totgesagt werden kann. — Was für eine eminente Erscheinung dieser Monet! Der geborene Maler, dessen Auge auf die leisesten Abstufungen der Farbe reagiert und der sich eine Technik geschaffen, die so ausdrucksfähig ist, daß sie die flüchtigsten und feinsten Reize der Natur, die unwägbarsten Regungen ihres belebten Daseins wiederzugeben vermag. Das Besondere dieser Kunst ist, daß sie nicht von den Erfahrungen ausgeht, die in der Vorstellung der Allgemeinheit ganz typische Bilder für die einzelnen Erscheinungen der Natur geschaffen haben, sondern von der unmittelbaren Wahrnehmung. Daher hat es Monet vor zwanzig Jahren wagen können, dasselbe Motiv — zwei Getreideschober, die er von seinem Fenster aus sah — fünfzehnmal zu malen, zum Beweise für die Unerschöpflichkeit der Natur an Nuancen. Seine ganze Kraft hat er darauf gerichtet, die Natur von dieser Seite aus zu erfassen und wiederzugeben und mit der reinen Poesie, die sich in ihrem eigenen Ausdruck offenbart, auf die Beschauer seiner Bilder zu wirken. Es gibt nun freilich eine Menge Leute, welche die Sprache der Natur nicht verstehen und nur den Maler für einen guten Landschafter halten, der in seinem Bilde Zeugnis ablegt von den poetischen Anwandlungen, die ihn selbst vor der Natur befallen haben. Daß diese die ehrliche, respektvolle Kunst Monets für seelenlos und äußerlich erklären, kann nicht Verwunderung erregen. Monet ist wahrhaftig nichts weniger als Photograph. Er ist vielmehr einer der feinfühligsten und phantasievollsten Künstler, die es je gegeben hat; denn seine Kunst ist — um ein Axiom des exzentrischen Whistlers zu gebrauchen — im höchsten Sinne Wahl. Denn natürlich gibt auch er nicht die ganze Wirklichkeit, sondern das, was ihm wesentlich von ihr erscheint. Und wie er dieses Wesentliche zu einem Ganzen vereint, das dem Beschauer seiner Bilder die Illusion der Natur gibt, dazu gehört ein Aufwand von Phantasie, der größer ist als der, welcher nötig ist, den ganzen Olymp darzustellen.

Die Ausstellung bietet Bilder aus allen Perioden von Monets Entwickelung. Man findet darin jenes wunderbare Porträt der Frau Monet von

Digitized by Google

1866, das vor einigen Jahren die Besucher der Berliner Sezessionsausstellung entzückte, und vor dem man ewig bedauern wird, daß Monet aufgehört hat, Porträts zu malen. Denn auch als Menschenmaler hätte er vermutlich wenig ebenbürtige Rivalen. Dann kommen Landschaften. Obgleich Monet sich seit der Zeit, da er die „Dorfstraße" gemalt hat, bei der er die Wirkung des Sonnenlichtes nur durch den Gegensatz schwärzlicher Schatten herausbringt (1867), bis zu dem herrlichen Bilde von 1900 „Wasseriris", das eine Woge von leuchtendem Violett und Gelb und Grün und Sonnenschein in den Ausstellungsraum wirft, in seiner Naturerkenntnis und in seinen Ausdrucksmitteln kolossal geändert hat, glaubt man doch in jedem seiner Bilder die ganze, volle Natur zu sehen. Jedes stellt für sich eine Höhe von Monets Anschauung und Malerei vor, und schließlich entscheidet nur der Geschmack, ob man die Landschaften aus der Monetperiode mit ihrer tonigen Dunkelheit oder die aus den siebziger Jahren, wo der Künstler eine strichelnde Art des Malens mit bereits stark aufgelichteten Farben anwendet, oder die neuesten vorzieht, auf denen es nach Bedarf starke und milde Farben und eine wunderbar dem Zweck angepaßte, freie und geistreiche Technik gibt. Der vorgeschrittenere Geschmack wird sich unbedingt vor der Meisterschaft beugen, mit der Monet auf seinen letzten Bildern neblige Morgen- und Nachmittagsstunden auf der Themse, den Blick auf Vétheuil, einmal an einem Frühlingsnachmittag, das andere Mal an einem Sommernachmittag, das Gestade von Pourville mit dem leise heranspülenden Meer in mächtiger Sonne oder jenen schon erwähnten Garten mit den an einem sumpfigen Weiher blühenden Iris und den in der Mittagsglut rotbrennenden Wegen geschildert hat. Man weiß nicht, was mehr anzustaunen ist: die außerordentliche Intimität, mit der die Natur beobachtet wurde, oder die einzige, immer nach einem neuen und stärkeren Ausdruck suchende Kunst, die sich in diesen Werken in unverminderter Kraft und Fülle offenbart. — Als Maler, Kolorist und Luminarist und als Temperament steht in dieser Ausstellung Max Slevogt dem großen französischen Künstler wohl am nächsten. Man findet hier wieder seinen kostbaren „Verlorenen Sohn" und ein paar Kleinigkeiten, von denen ein Balkon des „Café Bauer", zu einem nationalen Feiertag mit Fahnen dekoriert, von unten beleuchtet, und eine japanische Theaterszene den meisten Beifall verdienen. Ein paar vorzügliche Stillleben von Robert Breyer und einige sehr schöne Naturschilderungen Leistikows — Schnee im Riesengebirge — reihen sich würdig diesen Leistungen an.

Eine vorhergehende Ausstellung im Salon Cassirer brachte eine stattliche Sammlung neoimpressionistischer Bilder deutscher und französischer Künstler. Die Neoimpressionisten suchen die Leuchtkraft der zum Malen verwendeten Farben dadurch zu steigern, daß sie dieselben nicht auf der Palette mischen, sondern auf der Leinwand in kleinen Tupfen rein nebeneinandersetzen, natürlich in einem Verhältnis, das dem erforderlichen Mischton entspricht. Durch einen optischen Vorgang schließen sich die verschiedenen Farbentupfen in einer gewissen Entfernung für das Auge des Betrachtenden zu einem einzigen Farbenton zusammen. Der Gewinn besteht darin, daß auf diese Weise der Ton leuchtender, durchsichtiger, lebendiger wird. Allerdings ist diese Technik so wahnsinnig schwierig, daß eine unglaubliche Geduld dazu gehört, sie sich anzueignen. Als erschwerender Umstand tritt noch der neoimpressionistische Grundsatz auf, daß alle belichteten Partien eines Bildes

Digitized by Google

einen gelben, alle beschatteten Teile einen blauen oder violetten Grundton haben müßten. Besonders leicht schlägt das Blau durch. Die wenigsten der ausstellenden Künstler kommen damit zurecht. Mit einer gewissen Freiheit und Selbstverständlichkeit wissen sich der Franzose Paul Signac und der in Berlin wirkende Paul Baum in ihren Hafenbildern in der neuen Technik auszudrücken. Curt Herrmann erweitert in einem allerdings noch stark blau wirkenden Intérieur das Darstellungsgebiet. Mit diesen Künstlern stellten einige jüngere Maler aus, die in ihrem Schaffen von Manet und Cézanne, von Degas und Whistler angeregt sind. Sie haben nicht den großen Stil dieser Meister aber ein sehr gesteigertes feines Gefühl für den Wert der Farbe. Ihre Bilder fesseln durch den darin offenbarten erlesenen Geschmack. Dieser ist es, der sie mit den Neoimpressionisten verbindet. Vuillards Bilder, der elegante Intérieurs mit Personen darin malt, sind wie Musik, so wohllautend im Klang ihrer roten, gelben, blauen und grünen Farben. Bonnard ist in seinen Ausschnitten kühner als Degas und schildert das Leben in den Restaurants oder Zirkusszenen mit guter Beobachtung. Maurice Denis gibt mit sehr aparten Farben Darstellungen von guten Müttern und braven Kindern aus der Biedermeierzeit. Vuillard ist unstreitig der feinste von diesen Malern und bei allem vornehmen Geschmack der natürlichste.

In Ed. Schultes Kunstsalon legt Ernst Heilemann mit einer Sammlung von äußerlich sehr modern wirkenden Bildnissen Zeugnis ab für ein recht anständiges Können. Fehlt leider nur die Persönlichkeit. Heilemann ist von allen möglichen mondainen Meistern angeregt. Von Boldini und Sargent, von Gari Melchers und den Schotten. Um ihnen ähnlich zu erscheinen, übertreibt er ihre Besonderheiten. Dadurch erhalten seine Arbeiten etwas Aufdringliches. Obgleich ähnlich, sind die Porträts doch sehr oberflächlich. Bei den Frauenbildnissen — Heilemann zeigt wohlweislich nur die Bildnisse hübscher und eleganter Damen — stört das absichtliche Arrangement. Besser sind einige studienhaft flotte Herrenporträts. Schwach und unpersönlich wirken die Genrebilder und Intérieurs des in Worpswede malenden Münchners Paul Schroeter; ziemlich wüst und dunkel die Landschaften des talentvollen Zügelschülers Eugen Wolff. Mit einigem Vergnügen sieht man nur die beiden Schilderungen eines Flusses, der grau und unruhig unter kahlen Erlen und Weidenbüschen dahinfließt.

Das Künstlerhaus führt Bilder englischer Maler vor. Viele davon gleichgültig und langweilig, einige aber lohnen die Bekanntschaft. Zu diesen gehört Gerald F. Moiras „Königstochter", die händeringend zwischen Dornen und Disteln sitzt, während die Sieger, ihr sichtbar, Feste feiern. Im Ausdruck ein Nachklang der präraffaelitischen Kunst, zeigt dieses Bild malerische Qualitäten, die auf schottische Anregungen zurückgehen, aber zugleich einen selbständigen Geschmack. Auch W. Orpen ist ein Epigone. Er ahmt mit Geschick und Geschmack Whistler nach. In dem Bildnis eines Malers sogar sehr deutlich, denn es erinnert ganz an Whistlers berühmtes Carlyle-Porträt. Von der Art des bedeutenden Realisten Stanhope Forbes gewährt dessen dunkelgestimmte „Steinfuhre" in einer melancholischen Landschaft einen vortrefflichen Begriff. H. S. Tuke erweist sich, wie gewöhnlich mit badenden Jünglingen „Am Flusse" als gediegener Kenner der menschlichen Gestalt und als tüchtiger Freilichtmaler. Eine gleichzeitig stattfindende Vorführung von neuen plastischen Arbeiten deutscher Künstler enthält gute

Digitized by Google

Kleinbronzen und als bedeutendstes Werk eine lebensgroße nackte Tänzerin von Lewin-Funcke in schöner Linienführung und auch als Akt sorgfältig studiert.

Keller & Reiner bringen eine Ludwig von Hofmann-Ausstellung. Sie wirkt ungleich erfreulicher als die letzten Vorführungen Hofmannscher Schöpfungen. Weniger allerdings durch das Neue, was sie enthält, als durch das Vorhandensein einiger älterer Bilder, unter denen sich die bis jetzt vorzüglichste Leistung des Künstlers, das 1896 entstandene „Idyll", befindet. Dieses Werk zeigt nicht nur den charakteristischen Zug aller Hofmannschen Bilder, den Ausdruck von Unschuld, Reinheit und jugendlicher Anmut, sondern auch eine kräftige, klangvolle Farbe. Die junge Schöne, die, den Unterkörper mit einem leuchtend purpurnen Gewand umhüllt, vom Glanz der sinkenden Sonne umflossen, am Ufer eines Waldsees stehend, ihre blonden Haare ordnet, während neben ihr im Grase ein nackter Jüngling träumend dasitzt, wirkt noch gerade so berückend, wie damals in der Großen Kunstausstellung. So anerkennenswert es ist, daß Hofmann in seinem neuesten Werk, der „Erschaffung der Eva", wieder einmal höher zu greifen sucht — er begibt sich damit auf ein Gebiet, für das seine Begabung nicht ausreicht. Mit dem Zarten und Liebenswürdigen ist diesem Stoff nicht beizukommen. Der Gottvater des Künstlers, der weißbärtig und freundlich, in eine graue Kutte gekleidet, auf einem Felsen sitzt, gleicht garzusehr einem guten Großpapa; die Eva, die halb bewußtlos noch an seinem linken Knie lehnt, ein wenig einer reizenden Badepuppe; und dem Adam ist nicht viel mehr nachzusagen, als daß er recht natürlich schläft. Alles Großartige und Erhabene fehlt. Die Art der Malerei läßt diesen Mangel nicht vergessen. Sie ist flau und temperamentlos. Glücklicher kommen Hofmanns schöne Gaben in einigen kleineren Arbeiten zur Geltung. Seine bewegliche Phantasie läßt ihn immer neue Situationen finden, um jugendliche Gestalten in lieblichen Stellungen, in einer paradiesischen Natur darzustellen. Daß er hier einmal Wirklichkeiten gibt, Landschaften und einen Blick auf die beleuchtete Promenade des Berliner zoologischen Gartens, berührt als Ausnahme. Besonders gelungen sind ihm zwei dekorative Entwürfe — Tanzende und musizierende Mädchen in einer grünen Landschaft und Badende an einem Fluß — und ein „Zaubergarten", den ein durch den Wald reitender Ritter durch hohe Baumstämme schimmern sieht. Auch ein „Sommertag" und ein „Quell am Meer", der an eine Schöpfung Feuerbachs entfernt erinnert, verdienen alles Lob. Mag man sich die Entwickelung Hofmanns auch anders gedacht haben — die idealistische Malerei in Deutschland hat unter ihren jüngeren Vertretern keinen, der mehr Sympathien verdiente als er.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Louise, Musik-Roman in vier Akten und fünf Bildern, Dichtung und Musik von Gustave Charpentier; Aufführung am Königlichen Opernhause in Berlin.

Zu den unantastbaren Heiligtümern menschlichen Empfindens gehört die Liebe zur heimatlichen Scholle. Keine Rede wirkt so überzeugend, wie

Digitized by Google

die schlicht gesprochenen Worte: Mein Vaterland, ich liebe dich. Wenn aber jemand aus seiner Vaterlandsliebe einen besonderen Trick machen will, wenn er mit gespreizten Bewegungen und bombastischen Ausdrücken seine Empfindungen als besonders hochgesteigert verkündet und dabei reichlich Umschau hält, ob die Nebenstehenden auch genügend durchschauert werden, dann ist die Sache schon recht widerwärtig. Vollends lächerlich aber wird sie, wenn der Vaterlandszärtliche mit großer Pose zu Boden sinkt, um der Muttererde den Kuß seiner Bewunderung aufzudrücken, und dabei das Pech hat, auf eine Stelle zu fallen, die außerhalb landwirtschaftlicher Absichten gedüngt ist.

Gustave Charpentier ist — nach deutschem Empfinden wenigstens — solch ein Pechvogel. Der Teil des gesamten Volksorganismus, an dem sich Charpentiers Heimatsliebe bis zur Siedehitze begeistert, wird von Menschen mit normalen Sinnen als etwas nun einmal seit ewigen Zeiten Vorhandenes aber nicht gerade zum Verweilen Einladendes angesehn. Und der heikle Stoff hat hier eine besonders ein- und aufdringliche Form erhalten. — Wenn es wahr sein sollte, was die Voraussetzung der ganzen „Louise" bildet, daß Paris die dämonische Kraft besitzt, ein junges Mädchen, das nach Anlage und Erziehung eine brave Hausfrau zu werden verspricht, binnen weniger Tage zu einer herzlosen, lustgierigen Mänade zu machen, dann würde ich an Charpentiers Stelle in mein Kämmerlein gehen und den lieben Gott recht herzinniglich bitten, daß er diesen Fluch von meiner Vaterstadt nähme, anstatt mit verdrehtem Augenaufschlag urbi et orbi Paris als die gesegnete vor den Städten zu verkünden. Drängte es mich aber dennoch zu diesem Stoff, so würde ich ihn ernst, sehr ernst anfassen, auf daß ich nach meinen geringen Kräften zur Heilung des Übels beitragen möchte, und würde mich nicht hinter meine Personen stellen, um zu ihren verwahrlosten Redensarten bunte Flammen anzustecken und Beifall zu klatschen.

Mit dieser unheimlichen Wunderkraft von Paris wird es aber hoffentlich nicht gar so ängstlich sein. Sie lebt wohl nur in Charpentiers Vorstellung und stammt aus dem Bedürfnis, den Parisern das Wort „Paris" in ungezählten Mengen und Abtönungen vorsetzen zu können. Daß sich das Leben der Gefallenen in Paris mit mehr Anmut abspielt, als anderswo, wissen wir aus Murgers entzückenden „Szenen aus dem Leben der Bohème"; hier handelt es sich aber um das Fallen selbst, und das wird sich wohl in Paris aus denselben Ursachen und unter demselben Kampf mit Scham und Reue vollziehen, wie überall in der Welt. Um aber Charpentier, der auf die Unsittlichkeit von Paris augenscheinlich gar so eifersüchtig ist, „entgegenzukommen", soll ihm gern zugestanden werden, daß die Zahl derer, die den Versuchungen einen siegreichen Widerstand entgegenzusetzen vermögen, in Paris ungewöhnlich gering ist.

Die Louise der ersten Hälfte des Werks ist ein Mädchen von normalen sittlichen Instinkten. Sie liebt zwar Julien, den Dichter und im Nebenamt Bohème, und diese Liebe ist eine Geschmacksverirrung, denn der Dichter und Bohème ist ein gar trauriger Geselle, aber das ist ja Louisens Angelegenheit und nicht die unsere. Der Widerstand der Eltern gegen Juliens Werben und Louisens Versprechen an den Vater, sich seiner Entscheidung zu fügen, alles ist in bester Ordnung. Sodann sehen wir Louise im Kreise ihrer Mitarbeiterinnen mit Nadel und Schere. Sie hält sich abseits und

Digitized by Google

macht den munteren Ton nicht mit. Als es scherzweise von ihr heißt: „Louise hat einen Liebsten", herrscht Erstaunen und Ungläubigkeit: Louise ist ein ordentliches Mädchen, an dem wir unsere Freude haben. Aber schon am Schluß des zweiten Aktes enttäuscht sie uns: sie brennt mit Julien durch, wie das Lehrmädchen sich ausdrückt. Ja die Liebe! die gute, böse Liebe! sie macht immer dicke Striche durch die sauberen Rechnungen. Doch das weiß man lange. Und wenn die Liebe auf der Bühne erscheint, ist Männlein und Weiblein unter den Zuschauern darauf vorbereitet, daß es nicht ganz reinlich zugeht.

Soweit ist das Stück zwar recht nichtssagend und reichlich langweilig, doch das sind ja andere auch. Mit dem dritten Akt aber setzt das Besondere dieses „Musik-Romans" ein, und das besteht in einer erstaunlichen Menge von Unwahrheit und Häßlichkeit. Louise wohnt mit Julien zusammen. Sie ist ganz außer sich vor Seligkeit: „Ich erschaure vor übergroßem Glück, gedenk ich jenes Tages, da ich mich dir ergab!" Julien: „Louise ist glücklich?" Louise: „Allzu glücklich." Julien: „Und du bereust nichts?" Louise: „Nichts! Was könnte ich wohl bereuen?"*) Diese liebenswürdige Behauptung Louisens, daß sie nichts zu bereuen habe, glorifiziert Julien mit einem Bacchanal von albernen Phrasen über Freiheit, elterlichen Egoismus und Pflicht zur Liebe. Es ist, was der Berliner so volltönend und anschaulich: „Quatsch" nennt. Geradezu frivol aber wird die Sache, wennn die beiden, wie in Nachahmung der kirchlichen Ehe-Einsegnung, niederknien und für ihren vorurteilslosen Bund Schutz und Segen der Stadt Paris erbitten. — Im letzten Akt ist Louise wieder bei ihren Eltern. Die Mutter hat sie, um dem schwer erkrankten Vater Genesung zu bringen, zu vorübergehender Rückkehr bewogen. Nun ist der Vater leidlich gesundet, und Louischen langweilt sich; sie will wieder zu ihrem Geliebten und den Freuden der Stadt Paris. Die Eltern sind mürbe geworden und bitten, wo sie früher forderten. Und was setzt Louise dem Kummer ihrer Eltern, daß sie mit Julien nicht verheiratet ist, entgegen — nichts aus irgend einem Winkel ihres Charakters, mag er in den wenigen Tagen noch so schwarz geworden sein, nein, sie wiederholt einfach wortgetreu die Phrasen, die ihr Julien in der Liebesszene vorsprach. Also Louise ist nicht nur herzlos, taktlos und mannstoll geworden sondern obenein noch dumm. Denn dumm ist doch jemand, der in der ernstesten Stunde seines Lebens nichts Eigenes zu sagen weiß, sondern nur das wiederholt, was ein anderer in einer ganz anders gearteten Situation gesagt hat. Das Werk müßte heißen: „Julien, der Phrasenfritze und Louise, die Phrasenwiederkäuerin." Man ist ordentlich froh, wenn der Vater diese köstliche Jungfrau, die zum Schluß noch ohne ersichtlichen Anlaß vollkommen ins Delirium gerät, zum Hause hinauswirft.

Diese „Louise" ist die Apotheose der Phrase. Selbst der Vater, der im ganzen noch eine leidliche Figur macht, trägt ein wohlassortiertes Lager von Phrasen mit sich herum und gibt oft und reichlich von seinem Vorrat.

*) Um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, daß die Übersetzung von Otto Neitzel das Original vergröbert habe, seien die französischen Worte hier angeführt: „Je tremble délicieusement, au souvenir charmant du premier jour d'amour!" J.: „Louise est heureuse?" L.: „Trop heureuse!" J.: „Tu ne regrettes rien?" L.: „Rien! Que puis je regretter?"

Digitized by Google

Haben die Tiraden des Vaters aber noch eine gewisse kleinbürgerliche Solidität, so glaubt der dummdreiste Julien mit seinem Geschwätz die ganze vieltausendjährige Entwickelung der Menschheit aus den Angeln heben zu können. Und wenn Juliens Gefasel am allerkindischsten wird, dann kommt Charpentier und ruft wonnetrunken: Das ist Paris! „Paris! du Stadt der Kraft und der Erleuchtung!"

In manchen Shakespeareschen Dramen ist in launiger Ironie der Narr die klügste der auftretenden Personen. Wir haben hier ein lustiges Gegenstück. Die einzigen, die Louisens Charakter und den Inhalt des ganzen Stückes mit gesunden Augen sehn, sind die Strolche (gueux). Im dritten Akt begleiten sie die Krönung Louisens als Muse des Montmartre mit folgender Betrachtung:

> „Geht das so fort, so schnappt sie gleich noch über! Nun, um so schlimmer! Was hat sie fortzulaufen! Doch Nichtstun und Vergnügen zieht sie der Arbeit vor! Welche Torheit! Siehst du nicht, daß alles Schwindel!"

Ja sie haben den Charakter der Louise einzig deutlich erfaßt, diese sittlichen Strolche, ja sie haben recht, es ist alles Schwindel, „ils mentent," sie lügen, die brave Louise und der brave Julien, sie belügen sich und glauben zugleich andere belügen zu können; sie machen sich mit Redensarten be — — — trunken, wie es berlinisch heißt, und zwar gleich so gründlich, daß dieser Trunkenheit keine Ernüchterung mehr folgt.

Es ist viel von dem Milieu in „Louise" gesprochen, und es scheint allerdings, als ob Charpentier glaubt, hierin etwas Neues und die Opernsphäre Erweiterndes gebracht zu haben. Es ist mit dem Milieu in der Oper ein eigen Ding. Soweit es sich um Szenerie und kleine, nebensächliche, dekorative Geschehnisse handelt, ist man schon lange bestrebt, die etwas kahlen und frostigen Räume, die die ältere Oper bewohnt, mit kleinen behaglichen Ruheplätzchen zu schmücken und die Errungenschaften des gesprochenen Dramas für die Oper zu verwerten. Dasjenige aber, was erst das eigentliche Milieu macht: die vielen Worte und Sätzchen, die zur eigentlichen Handlung in keinem untrennbaren Zusammenhang stehen, sind für die Oper nur sehr sparsam zu verwenden. Dreierlei Gefahr unterliegt das Milieu in der Oper, und für jede dieser Gefahren bietet „Louise" ein gutes Beispiel.

Gefahr eins: Ich verstehe die vielen kleinen Reden und Gegenreden nicht, weil die Musik sie tot macht; und ich habe von dem Gesamtgeräusch weniger als von dem guten alten Chor. So ist es in der Schneiderstube und so ist es beim Montmartrefest. Von all den Scherzchen, die uns das Textbuch verspricht, bleibt nichts als eine zapplige Unruhe des Bühnenbildes übrig.

Gefahr zwei: ich verstehe zwar, was die Leute auf der Bühne sagen, denn der Komponist hat besonders für die Möglichkeit des Verstehens gesorgt; aber es ist langweilig. Die kleine muntere Gesellschaft der Milieuschaffer kann sich nicht frei bewegen, sie steht unter der Polizeiaufsicht des Taktierstockes. So ist es zu Beginn des zweiten Aktes, wo eine große Anzahl von Straßentypen mit den Bekenntnissen ihrer schönen Seelen an uns vorüberziehn. Und wie kühn arbeitet hier gerade Charpentiers

Digitized by Google

Phantasie. Fragt doch sogar ein Schutzmann die Milchfrau: „Sie haben niemals geliebt?“

Gefahr drei: Ich verstehe alles und lasse mich auch von den Vorgängen genugsam interessieren, aber die Breite und Gewichtigkeit, die die kleinen Nebenvorgänge durch die musikalische Behandlung empfangen haben, verwischt die notwendigen Abstände, Wichtiges und Unwichtiges liegt gleichmäßig vorn auf. So ist es mit dem Milieu des elterlichen Haushaltes. Höchst spaßhaft und ein Zeichen von Charpentiers unsicherem Geschmack ist die musikalische Behandlung des Abendessens im ersten Akt. Ich kenne keine Suppe, die so schlecht wäre, daß man ihr nicht ein paar freundliche Töne gönnen möchte, diese endlose Löffelei aber mit der monumentalen musikalischen Unterlage: es ist höchst lächerlich.

Über die Musik zu diesem „Roman“ ist wenig zu sagen. Es ist nämlich keine Musik; sie tut nur so. Einige wenige kurze und schlecht erfundene Motive werden immer wieder in endlosen Varianten aufgetischt; dazwischen beständig Stellen, wo ein Ton oder irgend ein Zusammenklang auf unverhältnismäßig lange Zeit die ganze musikalische Angelegenheit besorgt. Die Rhythmik wird durch gehäufte Unregelmäßigkeit und überflüssigen Taktwechsel scheinbar interessant gemacht; die Harmonik versucht es durch Unsauberkeiten im Satz, eigenartig uud kühn zu erscheinen, und die Behandlung der Singstimme erweckt durch andauernden Gebrauch der höchsten Lagen einen trügerischen Schein innerer Wärme. Im zweiten Akt singt ein Bohème ein kleines Liedchen hinauf zu den Mägden, die vergnügt im Fenster liegen; mit seinem Spazierstock markiert er die Gitarre. Jedem Komponisten, der auch nur einen Teelöffel Erfindungsgabe mitbekommen, läuft bei dieser Situation das Wasser im Munde zusammen, und er seufzt nur, daß er diese Stelle nicht zehnmal komponieren kann. Charpentier fällt auch hier nichts ein; es herrschen wieder die aufeinanderfolgenden Dreiklangsnoten vor, mit denen wir schon zur Genüge gelangweilt sind.

Die Instrumentation des Werks ist besser als der musikalische Gehalt; sie ragt aber durchaus nicht über das hinaus, was man heutzutage als das Notwendige betrachtet. —

Nach dem Eindruck der ersten drei Akte möchte man Charpentier nicht einmal für einen mäßig talentvollen Musikdramatiker halten. Der letzte Akt jedoch ändert diese Anschauung recht wesentlich. Schon die szenische Anordnung der drei scheinbar nur mit sich beschäftigten, aber in dem Banne derselben Frage stehenden Personen, die hoffnungslose, den tragischen Ausgang erzwingende Stimmung, der geistvolle Trick, der Zornesaufwallung des Vaters den Schlußvorgang in die Hand zu spielen: das kann doch nicht jeder. Das ist mit Mut gemacht und mit dem Glück, das ein Vorrecht des Mutigen ist. Auch die Musik ist hier bedeutsamer als in den früheren Akten und bestätigt die alte Erfahrung, daß die Qualitäten von Dichtung und Musik in feinster Wechselwirkung stehn. Leider ist der eigentliche Inhalt des letzten Aktes, wie schon oben erwähnt, das Häßlichste von dem vielen Häßlichen des Werks, so daß auch er nicht geeignet ist, die Louise für den deutschen Geschmack zu retten. —

Die Aufführung war glänzend. Die Versuche, den matten Beifall, den das Werk in Berlin gefunden, auf die Wiedergabe zu wälzen, sind energisch zurückzuweisen. Fräulein Destinn als Louise und Herr Hoffmann

Digitized by Google

als Vater waren vorzüglich. Auch Frau Goetze als Mutter und Herr Philipp als Julien fanden sich mit ihren Rollen, die beiden nicht besonders liegen, durchaus befriedigend ab. Selbst solch untergeordnete Partien, wie das Schneidermädchen Irma und der Lumpensammler waren ersten Kräften anvertraut; die erstere sang Frau Herzog, den letzteren Herr Knüpfer. Muck dirigierte mit der ihm eigenen Sicherheit und Präzision. Das Ganze würde bei flotteren Zeitmaßen gewinnen; die langsamen Zeitmaße sollen aber gerade Charpentiers Wünschen entstammen. Die Regie Droeschers war höchst geschickt, wie immer. —

Louise das liebliche Mädchen aus der Fremde ist über die meisten großen Opernbühnen Deutschlands gewandelt und hat, mit Ausnahme von Berlin, viel Liebe und Bewunderung gefunden. Wie sagt das gute Nettchen in Gottfried Kellers prächtigen „Leuten von Seldwyla", als ihr Zukünftiger ein unglaublich übelduftendes Lied auf polnisch singt: „Ach das Nationale ist immer so schön!" Du kluges Nettchen! Du hättest nur noch hinzufügen sollen: „namentlich, wenn es nicht deutsch ist!"

•

Theater.

Von Karl Strecker.

Würde man heute jenem Areopag, der unter dem Namen „Berliner Premierenpublikum" berüchtigt ist, zur Abstimmung die Frage vorlegen: „Was ist Ihrer Meinung nach das wichtigste, für die Zukunft bedeutsamste Ereignis des Berliner Theaterjahres 1902/1903?" — eine Frage, die gerade zum 1. April nicht ohne tieferen Sinn wäre — die Antwort würde sicher recht verschieden ausfallen. Einige würden den „Armen Heinrich" oder „Monna Vanna", andere das „Nachtasyl" oder das Gastspiel der Sarah Bernhardt nennen, Sudermanns verunglückte Kritikerfehde würde so wenig wie der Direktionswechsel Brahm-Lindau und die „Vereinigung des „Kleinen Theaters" mit dem „Neuen Theater" unerwähnt bleiben. Auch hätten diese Ereignisse wohl vorwiegend Anspruch auf Beachtung in der ablaufenden Theatersaison, wenn der größere oder geringere Lärm der Tagespresse der vernunftgemäße und entscheidende Wertmesser für die Wichtigkeit der Dinge wäre. Indessen diese Annahme würde ebenfalls nur für den 1. April einen Sinn haben . . .

Vielmehr ist gerade jene Tagespresse, die täglich ein paar Feuilletonspalten mit dem wertlosesten Bühnenkram füllt, die jeden Waschzettel der Theaterkanzleien und -agenturen abdruckt, mit Telegrammen über die belanglosesten Aufführungen und Gastspiele ihre Leser tagaus, tagein wie mit Häcksel füttert, nahezu stillschweigend über einen Entwickelungszug der Berliner Theaterverhältnisse hinweggegangen, der seine Bedeutung bis in ferne Jahrzente hinaus behalten wird und wichtiger ist als alle „Novitäten" unserer Tage. Ich meine die Eröffnung eines zweiten Schillertheaters im Norden Berlins und den bevorstehenden Bau eines dritten in Charlottenburg. Freilich ist dies Unternehmen an der Theaterbörse nicht „gefragt", das Premierenpublikum, dessen Trabanten den Zeitungslärm besorgen, geht

Digitized by Google

es nichts an, denn da wird nicht nach Sensationen gegiert, da gibt es keine aufregenden Literaturkämpfe, nichts was die Nerven kitzelt, nichts was die Mode hebt und begräbt. Dafür bedeutet die so rasche und ansehnliche Ausbreitung dieses Unternehmens das stille aber machtvolle Anwachsen einer Theatergemeinde im Volk, mit der man in nicht zu ferner Zukunft wird rechnen müssen. Drei Schillertheater, die gleichzeitig im Osten, im Westen und im Norden Berlins allabendlich ihre Wirkung ausstrahlen, das bedeutet schon eine Macht, und man hat allen Grund zu der Annahme, daß die Entwickelung damit nicht stillstehen wird. Der Einfluß, der mit diesen einheitlich geleiteten Bühnen im Laufe der Zeit auf die Bildung, den Geschmack und das Kunstbedürfnis der mittleren und unteren Volksklassen Berlins geübt wird, ist wahrlich nicht zu unterschätzen. Bei der in achtjähriger Wirksamkeit des östlichen Schillertheaters bewährten Leitung darf man von seiner Erweiterung ohne Furcht vor schneller Enttäuschung Gutes hoffen. Wir sehen in dieser Leitung ein selbstloses, nicht auf Kunstgeschäft sondern auf Kunstgehalt fürs Volk abzielendes Streben, das an Stelle schönrednerischer Reklame die beharrliche Tat setzt und mit gutem Geschmack und verläßlichem Können auf ein sicher erschautes Ziel zusteuert. Es verlohnt sich schon, davon zu sprechen.

Das zweite Schillertheater wurde in der Chausseestraße in dem geräumigen und bequemen Hause des alten Friedrich-Wilhelmstädtschen Theaters am 3. September 1902 eröffnet. Es faßt 1250 Zuschauer. In beiden Häusern, im Osten, wie im Norden, wurde diesen Winter hindurch, was Spielplan und Darstellung anbelangt, durchaus Gleichartiges geboten; die Stücke wurden abwechselnd im „Schillertheater O" und im „Schillertheater N" von denselben Kräften dargestellt. Die künstlerischen Bestrebungen der Leitung werden aus einer kurzen Betrachtung des Spielplans am sichersten zu erkennen sein. Ich greife wahllos einige Wochenspielpläne dieses Winters heraus. In der Woche vom 9. bis 16. November wurden abwechselnd gegeben im Schillertheater O: Morituri, Doktor Klaus, Kabale und Liebe, Esther (Grillparzer), Zwei Eisen im Feuer (Calderon), Der Biberpelz, Der Herr Senator. Im Schillertheater N: Die Braut von Messina, Kabale und Liebe, Sappho, Der Biberpelz, Doktor Klaus, Der Herr Senator. In der Woche vom 11. bis 18. Januar wurden in beiden Häusern abwechselnd gegeben: Jugendfreunde, Renaissance, Ein Ehrenwort, Sappho, Maria Stuart, Heimat, Doktor Klaus. Man wird hieraus schon ersehen, daß die Direktion bemüht ist, neben leichter Unterhaltung gleichzeitig bessere geistige Kost aus der gegenwärtigen und älteren dramatischen Literatur zu geben, die besondere Berücksichtigung des in Berlin leider sonst kaum noch zu Worte kommenden Schiller ist besonders erfreulich, freilich gehört es sich so für ein „Schillertheater". Die Vorstellungen, die ich diesen Winter im Schillertheater gesehen habe, waren durchweg mit Fleiß und Verständnis einstudiert, die Ausstattung war gut, mitunter sogar reich, die Darstellung im allgemeinen anständig. Anstatt des Theaterzettels erhält der Zuschauer ein Druckheftchen, das — für den Gesichtskreis eines nichtliterarischen Publikums berechnet — in schlichter, verständiger Weise über den Dichter und sein Werk das Wissenswerte mitteilt und einige Leseproben aus anderen Schriften des Verfassers, auch wohl sein Bild enthält; eine ganz vortreffliche Einrichtung für eine Volksbühne. Die Theaterräume sind mit den bekannten, vom

Digitized by Google

„Kunstwart" herausgegebenen Vervielfältigungen guter künstlerischer Bilder geschmückt. Besondere „Dichterabende" des Schillertheaters, meist im Saale des Rathauses, haben den Zweck einer Art literarischer Fortbildungsschule, sie bestehen aus einem einleitenden Vortrag und Rezitationen, wohl auch Gesangsvorträgen. Man sieht, das Bestreben: „Kunst ins Volk!" ist hier ernst gemeint und vom Fleiß bedient.

Gerade im Norden Berlins, dem eigentümlichen Sumpfboden schlimmster Tingeltangelei, ist das neue Bollwerk wirklicher dramatischer Kunst von nicht zu unterschätzendem Wert. Der Hunger nach guter geistiger Kost, nach Befreiung und Erhebung aus geistigen Alltagsdünsten ist in der Millionenstadt tatsächlich lebendiger als Schulweisheit sich träumen läßt. In die Hast und den Qualm des großstädtischen Tagestreibens mit seinen erbitterten sozialen Kämpfen dringt ohnehin kaum einmal ein reines Lüftchen der deutschen Gefühls- und Gedankenwelt, wie sie etwa in den Dramen Schillers lebt und webt. Wie käme in diese Niederungen auch Gelegenheit zu einem befreienden Ausblick auf das Allgemeine, auf Gott, Welt und Vaterland? Hier kann die Ausbreitung und Vervollkommnung eines Unternehmens wie das Schillertheater, wenn auch zunächst nur in bescheidenem Maße, manches anregen, manchen idealen Wunsch erfüllen, manchen geistigen und seelischen Durst stillen ... Drei Häuser sind für einen Zweck wie diesen schon immer drei feste Fundamente, auf denen sich mit ehrlichem Wollen etwas für die Zukunft bauen läßt.

Streiflichter.

Im Vordergrund des Interesses stehen noch immer Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes und neuerdings der Vorstoß des Monsieur l'Eveque de Trèves — so stand auf den Visitenkarten des Bischofs Korum, als er sich in Trier einführte — gegen die paritätische Staatsschule.

Das Jesuitengesetz ist in der letzten Nummer genügend besprochen worden. Die Erregung über die Erklärung des Grafen Bülow zu Gunsten seiner Aufhebung ist inzwischen in ganz Deutschland so gestiegen, daß es zweifelhaft erscheint, ob der Reichskanzler sein Rom gegebenes Versprechen einlösen kann. Hoffen wir, daß er im Bundesrat die wohlverdiente Niederlage erleidet. Jedenfalls hat die Bülowsche Erklärung in ihrer Wirkung auf das deutsche Volk bewiesen, daß der Reichskanzler von der Stimmung der Volksseele keine Ahnung hat. Auch ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit!

Das vielgenannte Publikandum des bischöflichen Fanatikers zu Trier, das alle katholischen Eltern, die ihre Töchter in die paritätische Staatsschule schicken, mit Ausschluß von den Sakramenten bedroht, ist nun allerdings

Digitized by Google

auf Geheiß Roms zurückgenommen worden. Darob Triumph in der offiziösen Presse: großer Erfolg Bülows, Festigkeit der Regierung u. s. w. heißt es in hundert Variationen. Wie weit sind wir doch schon in Preußen-Deutschland gekommen! Wenn ein unerhörter Angriff Roms auf die Grundlagen des modernen Staats einmal nicht von Erfolg begleitet ist, wenn Preußen, nach jahrelangem Zurückweichen vor dem Ultramontanismus, endlich einmal, wo es sich um die Frage seiner geistigen Souveränität handelt, nicht zurückweicht, dann wird Triumph gerufen: In der Tat, der größte Kulturstaat ist dem größten Kulturgegner gegenüber bescheiden geworden. Geradezu rührend erscheint diese Bescheidenheit, wenn man mit dem Triumphgeschrei der Offiziösen den Wortlaut der „Zurücknahme" des bischöflichen Publikandums vergleicht. Der Preußische Ministerpräsident, Graf Bülow, erklärt im Abgeordnetenhaus mit erhobener Stimme: Der Bischof muß seine Verfügung zurücknehmen, darauf werden wir in Rom dringen. Es wurde „gedrungen." Und das Ergebnis? Der Wortlaut der „Zurücknahme" spricht für sich: „Gemäß den Erklärungen der Herren Minister im Abgeordnetenhause (Bülow und Studt) und weiteren Mitteilungen hat die königliche Staatsregierung die Absicht, den Wünschen der Katholiken Triers in der Schulfrage gerecht zu werden. Deshalb (!) hat der hochw. Herr Bischof in Übereinstimmung mit dem hl. Vater angeordnet, daß die Kanzelpublikation wegen veränderter Umstände als nicht erfolgt zu betrachten sei." Man vergegenwärtige sich den Tatbestand. Die „Kanzelpublikation" war ein Schlag ins Gesicht der Staatsauktorität, ein Angriff auf die staatliche Schulhoheit und auf die verfassungsmäßige Parität. Die Regierung, nicht aus sich, sondern aufgerüttelt durch die Volksvertretung — Interpellation Hackenberg — rafft sich zur Erklärung auf: Dies Publikandum muß der Bischof zurücknehmen; der Bischof nimmt es zurück, indem er erklärt: Bisher ist die Regierung den Wünschen der Katholiken gegenüber ungerecht gewesen, jetzt hat sie die Absicht kundgegeben gerecht zu werden, die Umstände sind also verändert, deshalb soll das Publikandum als ungeschehen betrachtet werden! Kann es eine rundere, vollständigere „Zurücknahme" geben? Müller versetzt dem Meier in dessen eigenem Hause eine derbe Maulschelle mit der „Begründung", der gänzlich unschuldige Meier, der nur sein Hausrecht wahrte, habe ihn ungerecht behandelt; Meier fordert Genugtuung und Müller erklärt die Ohrfeige „für nicht geschehen", weil Meier ihm für die Zukunft Gerechtigkeit versprochen habe! Wenn Graf Bülow-Meier für diesen „Sieg" über Rom-Müller nicht den Fürstentitel erlangt, dann gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf dieser sublunarischen Welt. Lehrreich waren die Verhandlungen über den Trierer Fall im Abgeordnetenhaus. Der sachlichen, ernsten, die grundsätzliche Bedeutung des ultramontanen Vorstoßes hervorhebenden Rede des Abg. Hackenberg gegenüber stellte sich der Ministerpräsident auf seinen Lieblingsstandpunkt der Grundsatzlosigkeit, und zwar nicht nur tatsächlich sondern formell und ausgesprochenerweise: „Wenn wir Grundsätze gegen Grundsätze türmen, kommen wir nicht weiter." Und dieser Grundsatz der Grundsatzlosigkeit wird einer Macht — Rom — gegenüber proklamiert. die ihre Erfolge ausschließlich der Betonung von Grundsätzen, dem unentwegten Festhalten an Grundsätzen verdankt; wird von einer Macht — dem Staate — proklamiert, die nur durch Beharren auf Grund-

Digitized by Google

sätzen Größe und Ansehen bewahren kann; wird in einer Angelegenheit — staatliche Souveränität und staatliche Schulhoheit — proklamiert, die wie keine andere eine grundsätzliche ist und sein muß! Es ist leider kein schlechter Witz, wenn ich sage: Im Bülowschen Büchmann muß die Übersetzung des bekannten Zitats: principiis obsta lauten: widerstehe den Prinzipien. Was ich in dieser Zeitschrift (Nr. 5, S. 598) über die societas leonina zwischen Staat und Kirche in Bezug auf die Straßburger katholisch-theologische Fakultät schrieb, gilt auch hier: „Die feste, charaktervolle Haltung, die aus der Kenntnis des Gegners heraus, ihm und seinen Wünschen gegenüber, die Forderungen und Rechte des modernen Staates wie einen rocher de bronze hinstellt, die kein Strichlein und kein Pünktlein sich abhandeln läßt, diese selbstbewußte, macht- und kraftvolle und deshalb zum Ende sieghafte Haltung ist, wenn immer es sich um Rom handelt, dem Preußen früherer wie unserer Tage versagt, zum schwersten Schaden der deutsch-nationalen Interessen." Graf Bülow ist wesentlich Diplomat und zwar im schlechten Sinn dieses Wortes, im Sinne des geschmeidigen, grundsatzlosen Unterhändlers und Vermittlers. Den Stahl, das Mark zum Leiter eines großen Staates besitzt er nicht. Je länger je mehr stellt sich das heraus. Er liebt es, sich mit Bismarck zu vergleichen, als dessen Schüler sich zu bekennen. In Wirklichkeit klafft zwischen Bismarck und Bülow ein Abgrund, nicht nur wie zwischen geistiger Größe und Kleinheit, sondern wie zwischen Charakterstärke und Charakterschwäche. Will Bülow sich à tout prix mit irgend jemand vergleichen, so halte er sich an den Grafen Taafe, den Urheber des geflügelten Wortes vom „Fortwursteln". Sehr gut hat jüngst die „Vossische Zeitung" (Nr. 117) die selbstgefälligen Bülow-Bismarck-Vergleiche in das rechte Licht gerückt.

Übrigens hat die Trierer Angelegenheit noch eine Seite, die nicht beachtet worden ist, die zugleich ihren Zusammenhang mit der geplanten Aufhebung des Jesuitengesetzes dartut. In Trier und auch sonst ist es stadtbekannt, daß seit Jahren der Jesuit von Hammerstein — ein Verwandter des Ministers des Innern — dort als Berater des Herrn Korum lebt. Gerade dieser Jesuit eifert in seinen Schriften besonders fanatisch gegen die preußische Staatsschule; einige seiner Aussprüche habe ich in den letzten „Streiflichtern" (S. 814 f.) mitgeteilt. Mit solchem Beirat zur Seite, erklärt sich das Vorgehen Korums.

„Babel und Bibel!" Alljährlich scheint dieses Thema die Gemüter aufregen zu sollen. Heuer sind die semitisch-babylonischen Wellen besonders hochgegangen. Der Grund davon liegt in dem persönlichen Eingreifen des Kaisers durch seinen Brief an den Admiral Hollmann. Ich kann nur mein Bedauern darüber aussprechen, daß dieser Brief veröffentlicht worden ist; sein Inhalt ist in mehr als einer Hinsicht sehr anfechtbar. Zunächst ist die Tatsache zu bedauern, daß der Summus Episcopus in die theologische Kampfarena hinabgestiegen ist. Sie ist um so bedauerlicher, als die Rüstung, die der Landesbischof angelegt hat, eine vollständig und in jedem Betracht ungenügende ist. Der vom Kaiser entwickelte Offenbarungsbegriff und die Offenbarungsreihe, die er aufstellt von Hammurabi bis Wilhelm I. sind so dilettantenhaft, daß es einen schmerzt, den kaiserlichen Namenszug darunter zu sehen. Gibt es denn niemand in der Umgebung unseres Kaisers, der, aus Liebe zu ihm und um sein Ansehen zu

Digitized by Google

schützen, den Mannesmut besitzt, ihm zu sagen: Majestät, so etwas darf nicht in die Welt hinausgehen? Daß der Kaiser sich zum Glauben an die Gottheit Christi bekennt, wird ja gewiß weite Kreise erfreuen. Aber waren diese Gelegenheit und dieser Zusammenhang dafür geeignet? Überhaupt, Glaubensbekenntnisse ablegen auf dem Markte der Öffentlichkeit, hat stets etwas Befremdendes. Mit der einzigen Ausnahme des Bekenntniszwanges — Märtyrerzeiten bestehen aber bei uns nicht — gehören die innersten Erlebnisse und Gefühle, gehört das Verhältnis des einzelnen zu seinem Gott nicht vor die Augen der neugierigen, buntscheckigen Menge. Auch die psychologische Seite des Briefes, um mich so auszudrücken, ist nicht geeignet, angenehme Empfindungen auszulösen. Herr Delitzsch, der „gute, vortreffliche Professor" wird abgeschüttelt. Ja, wer war es denn, der dem ersten grundlegenden Vortrag des Professor Delitzsch das Relief verliehen, wer war es, der dasselbe Relief auch dem zweiten Vortrag gab, obwohl er wußte, was der Vortrag enthalten werde? War es nicht derselbe, der ihm jetzt den Absagebrief schreibt? Wie heiß steigt nicht in weitesten Kreisen der Wunsch auf, der Kaiser möchte weniger in die Öffentlichkeit treten, weniger die Kritik herausfordern! Viel, viel besser stände es um das monarchische Ansehen.

Nächst dem Kaiser-Brief steht der ihm folgende Brief Harnacks bei den Babel-Bibel-Erörterungen im Vordergrund. So sehr ich Professor Harnack hochschätze, hier muß ich aussprechen: Seine Kundgebung ist eine völlig mißglückte und zwar deshalb, weil sie in der eigentlichen Bedeutung des Wortes nichtssagend ist. Wollte ein Mann vom Rufe Harnacks das Wort in dieser Sache ergreifen, so hätte sein Wort ein klärendes, ein deutliches, es hätte ein Bekennerwort sein müssen. Tatsächlich ist aber Harnacks Brief ein diplomatisches Schriftstück, das nicht die überzeugende und überzeugte Sprache der Wissenschaft, sondern die gewundene Redeweise — ich bedauere das Wort aussprechen zu müssen — der Hoftheologie enthält. Schade, sehr schade!

Der Stein Babel-Bibel, d. h. die Frage nach dem Offenbarungsgehalt des Alten Testaments, nach seiner „Göttlichkeit", ist in's Rollen gekommen — in Gelehrtenkreisen „rollte" er allerdings schon lange — aufzuhalten ist er nicht mehr. Gott Lob! Als großes Verdienst muß es Herrn Professor Delitzsch angerechnet werden, dies „Rollen" veranlaßt zu haben. Wenn irgend etwas, dann verlangt die Religion, dann verlangt das Christentum Wahrheit. Die assyriologisch-babylonischen Forschungen werden allmählich auch dem „Volke" die Wahrheit schenken, daß das Alte Testament nicht „das geoffenbarte Wort Gottes" ist. Gewiß sind Abraham, Moses, die Propheten u. s. w., soweit sie geschichtliche Personen sind, Träger „göttlicher Offenbarung", gewiß stehen ihre und des Volkes Israel Geschicke in besonderer Weise unter Gottes Leitung, gewiß enthalten viele Bücher des Alten Testaments erhabene, ganz „göttliche" Stellen und Abschnitte, aber von diesen Tatsachen bis zur Tatsache der unmittelbaren persönlichen Gottes-Offenbarung ist doch noch ein sehr weiter Weg. Die Erkenntnis, daß das Alte Testament ein religionsgeschichtliches, nicht ein theologisch-dogmatisches Buch darstellt und als solches zu behandeln ist, muß und wird Gemeingut werden.

Die venezolanische Angelegenheit ist zum Abschluß gelangt.

Digitized by Google

Daß wir einen Sieg erfochten haben, wird kein Einsichtiger behaupten, trotz des teilweisen Erfolges. Der Sieger ist die Nordamerikanische Union, ist die Monroe-Lehre. Überhaupt die Vereinigten Staaten! Ihnen gegenüber sind wir nicht auf dem richtigen Weg. Der junge Diplomat, der Deutschland jetzt dort vertritt, ist ein „Bahnbrecher" wie er selbst verkündet; Bismarcksche Weisheit ist seiner Ansicht nach „antiquiert", er wird die Verhältnisse so gestalten, daß die Welt sich wundern soll. Dies Programm und seine bis jetzt erkennbare Ausführung lassen als Endergebnis das Gegenteil von seinem Inhalt mit ziemlicher Sicherheit voraussehen. Unsere äußere wie innere Politik ist, um dauernd erfolgreich zu sein, viel zu sprunghaft, viel zu sehr aufgebaut auf Erweisen von Liebenswürdigkeiten, die uns nebenbei von niemand gedankt werden. Um einen derben Ausdruck zu gebrauchen wir „schmeißen uns heran", bald an Frankreich, bald an England, bald an Rußland, jetzt an Amerika. Es fehlt uns das ruhige Selbstbewußtsein, die in sich gefestigte Würde. Man braucht nicht das Genie eines Bismarcks zu besitzen, um, mit der tatsächlichen Macht und Größe des geeinigten Deutschlands hinter sich, die vom Erbauer des Reiches vorgezeichneten Bahnen in der äußern Politik weiter zu wandeln. Diese Bahnen, die über den festen Grund weitausschauender Interessenpolitik gingen, auf denen unsere Diplomatie ohne viele „Aufmerksamkeiten" und „Liebenswürdigkeiten", ohne Geschenke und Telegramme in unbeirrbarer Stetigkeit einherschritt, haben zu Deutschlands politischer wie wirtschaftlicher Machtstellung geführt. Die gegenwärtige Zick-Zack-Fahrt kann nur lebhafte Besorgnisse einflößen.

Lebhafte Besorgnisse wecken auch die Vorgänge in Baiern. Dort hat die ultramontane, d. h. die ausgesprochen staats- und reichsfeindliche Richtung den Sieg erfochten. Der zweitgrößte Bundesstaat hat formell vor dem antideutschen Ultramontanismus kapituliert, und die Person des wohl bald zur Herrschaft berufenen Prinzen Ludwig bietet nicht die Gewähr, daß der formalen Unterwerfung nicht eine materielle folgt. Allerdings auch die baierischen Bäume werden nicht in den Himmel wachsen. Die Herren Schädler, Heim u. s. w. werden erfahren, daß es ihrem und ihrer Gesinnungsgenossen undeutschem und kulturfeindlichem Ultramontanismus gegenüber keinen baierischen Partikularismus, auf den sie spekulieren, gibt. Aber schwere Erschütterungen, nachhaltige Schäden wird die ultramontane Hochflut im Baierland und darüber hinaus anrichten. So trefflich die antiultramontane Presse in Baiern auch ist, an einem läßt sie, wie auch die gesamte Presse es fehlen: sie verbreitet nicht genug systematische Aufklärung über das staats- und kulturfeindliche Wesen des Ultramontanismus. Ganze Artikel-Serien müßten erscheinen, die aus der Geschichte und den Grundsätzen des Ultramontanismus heraus seine Todfeindschaft gegenüber der Kultur den Lesern vor Augen führen, die ihnen beweisen, daß katholische Religion und politischer Ultramontanismus nicht gleichbedeutend sind, daß unter scharfem Kampf gegen Ultramontanismus katholische Religion nicht leidet.

Leo XIII. hat sein Papstjubiläum gefeiert. Es war eine Feier, bei der so gut wie nichts von Religion, bei der nur weltliches Gepränge, weltliche Schauluft, Haschen nach fürstlichen Ehren hervortraten. Es ist geradezu unbegreiflich, daß so viele, viele religiöse Katholiken den schneidenden Widerstreit nicht empfinden zwischen dem Papsttum und Christus, dessen

Digitized by Google

Stellvertreter es zu sein behauptet. Dort im Evangelium die innerlichste, schlichteste, tiefste Religiosität, die verkörperte Demut und Armut; hier in Rom der Pomp, der Prunk, die Gespreiztheit, weltliches Gebahren durch und durch. In der Tat: Christus und Papsttum = Bibel und Babel!

Kurz vor Beginn des Papstjubiläums starb zu Rom der langjährige Leiter des päpstlichen Kirchenchors, der Capella sixtina, der Kastrat Mustapha. Mit ihm schließt, hoffentlich für immer, die Reihe der unter den Augen der „Statthalter Christi" und mit ihrer Billigung Entmannten, die deshalb schmachvoll und naturwidrig jahrhundertelang verstümmelt wurden, „damit sie das Lob Gottes in den päpstlichen Kirchen süßer singen konnten." Welche sozialen, kulturellen und religiösen Ungeheuerlichkeiten birgt doch die Geschichte des „göttlichen" Papsttums. Auch Stoff zur Feier von Jubiläen!

Was die politische Seite des Papstjubiläums angeht, so fasse ich sie in den Satz zusammen, den Houston Stewart Chamberlain im Vorwort zur 4. Auflage seiner „Grundlagen" geschrieben hat: „Ein Papst, der Maitressen hält, ist harmlos gegenüber dem milden Greis, der jetzt auf dem Throne sitzt." Und diesem „milden" Priesterhierarchen huldigt die politische Welt, obschon sie wissen muß, daß auch der andere Satz Chamberlains absolute Wahrheit enthält: „Geht ein Staat mit einer außerstaatlichen Priesterhierarchie Verträge ein, so muß der Staat mit der Zeit daran zu Grunde gehen."

Sonderbare Blüten der Bettelei hat das Papstjubiläum gezeitigt. Vor mir liegt ein hektographierter Brief des Leiters des katholischen Leohospiz in Berlin, des Dr. Stephan, der unter Beifügung eines papierenen Bildes Leo XIII. Almosen für das Leohospiz erbittet. Dieser Brief ist zugegangen einem evangelischen Arzt einer westlichen Industriestadt. Herr Dr. Stephan erklärt sich dem evangelischen Adressaten gegenüber bereit, „nach Entsendung eines Almosens für die genannten Zwecke für eine gewisse Zeit die illustrierte Zeitschrift „Der Sonntag" gratis und franko zustellen zu lassen". Was will man mehr? Parität bei der Bettelei muß doch gewahrt werden.

In ultramontanen Zeitungen, besonders in der „Köln. Volkszeitung" und der „Germania" macht sich beim Quartalswechsel wieder einmal eine gewisse Seite ihres „nationalen" Empfindens breit; ihr Inseratenteil ist angefüllt mit Anzeigen ausländischer (belgischer, französischer, holländischer, englischer) ultramontaner Erziehungsanstalten. Schon im zweiten Heft dieser Zeitschrift (S. 267 f.) wies ich nach, daß mit Hilfe dieser Anzeigen jährlich Tausende von katholischen Kindern, besonders aus den Regierungsbezirken Aachen, Köln und Düsseldorf, über die deutsche Grenze geführt und nationaler Bildung und Erziehung entzogen werden.

20. März 1903.

Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

TILDEN

Zur Jesuitenfrage.

Von Graf von Hoensbroech.

Schon in den „Streiflichtern“ der März-Nummer dieser Zeitschrift (S. 311 ff.) habe ich zur geplanten Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes Stellung genommen. Allein der Gegenstand ist so wichtig und die im evangelischen Volke entstandene Erregung über ihn wächst sich so aus, daß ich es für angezeigt halte, nochmals auf die Sache zurückzukommen. Ich will mich aber nicht auf eine persönliche Meinungsäußerung einlassen. Solche Äußerungen tragen stets subjektives Gepräge und sie würden hier bei diesem Gegenstand als meine Äußerungen solch Gepräge besonders deutlich aufweisen. Objektivität, Sachlichkeit ist aber das erste Erfordernis bei Beurteilung der Jesuitenfrage. So werde ich denn die Tatsachen reden lassen; Tatsachen, die teils in der Verfassung des Jesuitenordens, teils in den Schriften der Jesuiten vor uns liegen. Sie, nicht mein Gefühl, sollen entscheiden, ob die gesetzliche Rückkehr der Jesuiten — denn darauf läuft die Aufhebung des § 2 mit seinen notwendigen Folgen hinaus — für unser Vaterland wünschenswert ist oder nicht.

I. Der Jesuitenorden und seine Lehre sind unpatriotisch. Sie arbeiten hin auf Nivellierung der Gesinnung, auf Gleichmütigkeit und Gleichgültigkeit in Bezug auf Wohnort, Sprache und politische Einrichtungen: Europa oder Asien, Deutsch oder Französisch, Republik oder Monarchie, das ist für den Jesuiten gleichwertig. Es kann im Jesuitenorden von Pflege oder auch nur von Erhaltung des Patriotismus keine Rede sein. Wenn Deutsche und Franzosen, Engländer und Russen, Polen, Spanier, Italiener, Amerikaner, Schweden, Ungarn, Japaner, Inder und Chinesen von der gleichen Gesinnung, dem gleichen Denken, dem gleichen Fühlen erfüllt sein sollen, dann muß das Besondere, das Eigentümliche, was jede dieser Nationen besitzt, wegfallen. Im Eigentümlichen, im Besondern liegt aber die Voraussetzung des Patriotismus.

Digitized by Google

Man verweise nicht auf das Christentum, das auch alle diese nationalen Verschiedenheiten mit einem Geist beseelen will und doch den Patriotismus nicht ertötet. Beim Christentum ist dieser eine Geist der überirdische, auf das Jenseits gerichtete; das Christentum faßt die Völker zu einer idealen Gemeinschaft zusammen; und vor allem das Christentum beläßt seine Glieder, den einzelnen Christen, auf dem Platz, in den Verhältnissen, in welchen er geboren und erzogen ist, wirft die Völker und Nationen nicht durcheinander. Der Jesuitismus aber bleibt mit seinem Gesellschaftszweck durchaus im Diesseits; seine Mittel, dieses Einheitsideal zu erreichen, sind auf das Diesseits gerichtet, d. h. hier auf dieser Welt müssen für die Glieder des Jesuitenordens wie die individuellen so auch die nationalen, sozialen und politischen Verschiedenheiten verschwinden. Je kosmopolitischer ein Jesuit ist, je weniger er der Gesinnung, nicht bloß der Tat nach an Vaterland und Heimat hängt, je gleichgültiger ihm die Regierungsform ist, unter der er lebt, um so besser ist er, um so mehr nähert er sich dem in den Satzungen des Ordens vorgezeichneten Ideal eines Jesuiten.

Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht der Ausdruck, der in den Konstitutionen des Jesuitenordens das Wort Patriotismus „vertritt". Eine „allgemeine Liebe" (universalis amor) zu den christlichen Nationen und Fürsten soll den Jesuiten beseelen. Und so muß es sein, anders kann es überhaupt nicht sein, wenn der Jesuit das sein will, was er sein soll.

Was hier vom Jesuitenorden im allgemeinen gesagt ist, gilt ganz besonders auch von den „deutschen" Jesuiten, um deren Rückkehr es sich handelt.

Seit zwanzig Jahren besitzt die „deutsche Ordensprovinz" des Jesuitenordens ihre Niederlassungen nur im Ausland: Holland, England, Dänemark, Schweden, Österreich. Außer diesen im Ausland liegenden Hauptdomizilen haben die deutschen Jesuiten ihre größten Arbeitsfelder in überseeischen Ländern: Nord- und Südamerika und Britisch-Indien: Republiken und Monarchien. Innerhalb dieses großen, so viele und so große nationale und politische Verschiedenheiten umfassenden Gebietes: Europa, Amerika und Asien, hat der deutsche Jesuit zu leben, zu arbeiten. Aber nicht seßhaft, sondern mit dem Wanderstab in der Hand. Bald ist er in der freien nordamerikanischen Republik, bald im monarchischen Indien, bald in dem stets in politischer Gärung begriffenen Südamerika, bald wird er aus irgend einem dieser Länder

Digitized by Google

wieder zurückgerufen, um in den alten monarchischen Staatengebilden Europas als Lehrer, als Erzieher, Prediger oder Oberer zu wirken. Er müßte kein Mensch sein, wenn er nicht allmählich die alte heimische, die patriotische Form in Gesinnung und Anschauung verlöre, und nach und nach die Weltform, den Universal-„Patriotismus" annähme. Um so mehr, da auch auf den deutschen Jesuiten das Ordenssystem der inneren Expatriierung, der Nivellierung der Gesinnung stets wirksam einfließt. Nehmen wir dazu die Zusammensetzung der „deutschen" Jesuitenprovinz. Den Grundstock, die Mehrzahl bilden allerdings Deutsche, aber sehr zahlreich sind in ihr auch die Ausländer: Schweizer, Nordamerikaner, Brasilianer, Dänen, Schweden vertreten. Wo ist, wo kann bei diesen der Patriotismus für Deutschland sein? Wird der von Haus aus republikanisch gesinnte Schweizer oder Nordamerikaner hingebende Liebe zum monarchischen Deutschland haben?

Es ist eine psychologische Notwendigkeit, die der Begründung nicht bedarf, daß diese nivellierende, unpatriotische Gesinnung der Jesuiten einfließen wird und muß auf alle, die mit ihnen in dauernde Berührung kommen, besonders auf alle, die sich ihrem Einfluß hingeben. Im Beichtstuhl, im Verkehr, in den „Exerzitien" hat der Jesuit ausgiebigste Gelegenheit, seine Gesinnung einströmen zu lassen in die Herzen und das Wollen seiner Zuhörer, besonders der Jugend und der Frauen.

Mehr wie je braucht aber unser deutsches Vaterland eine starke patriotische Gesinnung; mehr wie je wäre es also ein folgenschweres nationales Unglück, eine unpatriotische Macht ersten Ranges in Deutschland einziehen zu lassen.

II. Der Jesuitenorden und seine Lehre sind staatsgefährlich.

Jede unpatriotische Gesinnung ist staatsgefährlich; aber die Staatsgefährlichkeit des Jesuitenordens beschränkt sich nicht auf dies mehr negative Moment, sie ist positiv und aggressiv.

1. Der Jesuitenorden leugnet die Selbständigkeit der Staatsgewalt und will sie unter die absolute Herrschaft des Römischen Papstes bringen.

Der Jesuiten-Kardinal Tarquini († vor wenigen Jahren): „In denjenigen Angelegenheiten, bei welchen, sei es an und für sich, sei es zufällig, die Rücksicht auf den geistlichen Zweck mitspielt, übt die Kirche rechtmäßig ihre Gewalt aus, und die weltliche Gewalt hat sich ihr zu beugen, mögen diese Angelegen-

Digitized by Google

heiten auch weltliche sein" (Juris ecclesiastici publici institut. Ed. 8. 1882, p. 49).

Der Jesuit Liberatore († vor wenigen Jahren): „Die Kirche besitzt das Recht, alles zu korrigieren und zu annullieren, was von der weltlichen Gewalt ungerechter- und unmoralischerweise angeordnet wäre. Das ist eine absolute Notwendigkeit" (S. 9). „Der Papst ist in absoluter Weise auf den Gipfel jeglicher Souveränität erhoben. Die Theologen lehren, daß der Papst wenigstens eine indirekte Gewalt selbst über die politische Ordnung besitze, für die der weltliche Fürst zu sorgen hat. Daher kommt es, daß die Ausübung der Autorität des politischen Herrschers dem Papste unterworfen ist" (S. 391). „Der Papst ist der höchste Richter der bürgerlichen Gesetze" (394). „Die ganze Welt ist ein dem Papste eigentümlich gehöriges Gebiet" (34). „Alle Menschen sind Untertanen des Papstes, die Getauften aktuell, die Ungetauften potenziell" (35). „Bezüglich der Deutschen, Franzosen, Belgier u. s. w. ist es durchaus wahr, daß sie zwei Souveräne haben, einen weltlichen, der in Wien (Berlin), Paris, Brüssel residiert, und einen geistlichen, der in Rom residiert" (354). „Das Urteil über Gegenstände, die zwischen Staat und Kirche streitig sind, kommt immer dem Papste und nie dem Staate zu. Denn es ist klar, daß nach einem ehrfurchtsvollen Widerspruch und nach einer vernünftigen Diskussion das Urteil über den ausgebrochenen Streit der Kirche zukommt, als einer dem Staate übergeordneten Macht" (43. Kirche und Staat, 1871).

Der „deutsche" noch lebende Jesuit von Hammerstein (Staat und Kirche, 1887):

„Welcher Art jedoch ist jene Hegemonie der Kirche? Wie weit erstreckt sie sich? Nach welchem Maßstabe wird sie bemessen? — Wir erwidern: Die Kirche hat auch dem Staate gegenüber das Recht, was immer zu binden und zu lösen, soweit die Aufgabe der Kirche nach vernünftiger Abwägung der Verhältnisse ein solches Binden und Lösen angezeigt erscheinen läßt. Rein weltlicher Natur ist im allgemeinen das Beamtenwesen des Staates, die Erziehung der Beamten, obschon hier die Kirche wegen der religiösen und sittlichen Erziehung leicht beteiligt sein wird; das Militärwesen; die Staatsfinanzen, obschon auch hier wiederum aus dem Gesichtspunkte der Sünde ein Einschreiten der Kirche denkbar wäre, z. B. gegen einen orientalischen Despoten, welcher das

Digitized by Google

Staatseinkommen in unsinnigster Weise vergeudete. Gemischter Natur ist zunächst die Grenzregulierung zwischen Staat und Kirche, obschon gerade hier die Hegemonie, welche der Kirche kraft ihres von Christus übernommenen Lehramtes zusteht, hervortritt (S. 118, 119). Das System, zu welchem wir uns hinsichtlich der Grundverfassung des christlich-sozialen Gebäudes bekennen, ist also das der indirekten Gewalt der Kirche in zeitlichen Dingen (S. 120). Die Sache läßt sich in anderer Weise also ausdrücken: Die Kirche hat nicht die weltlichen Sachen zu besorgen (das wäre direkte Gewalt); wohl aber die Eingliederung des Weltlichen (als des Untergeordneten und Partikulären) in das Geistliche (somit Höhere, Universelle). Denn eingegliedert muß werden, und jede andere Eingliederung als diese ist unstatthaft (S. 123). Für die gesamte Regierungsgewalt der Kirche (die äußere wie die innere) gilt recht eigentlich der Satz: Die Kirche steht über dem Staate, direkt in geistlichen, indirekt in weltlichen, oder genauer in gemischten Dingen, d. h. in solchen, welche neben ihrem weltlichen Charakter zugleich eine hinreichende geistliche Beziehung an sich tragen und soweit sie diese tragen (S. 125). Kraft ihres Lehramtes besitzt die Kirche das Recht, nötigenfalls die Grenzregulierung zwischen Staat und Kirche zu treffen; indirekt aber ist ihr hierdurch auch die Aufgabe verliehen, die Grenzen des staatlichen Rechtsgebietes zu bestimmen (S. 133). Warum sollte eine Kongregation von Kardinälen nicht entscheiden können, welche Ansprüche ein Staat gegenüber der Kirche, z. B. auf Grund eines Patronatsrechtes besitzt? oder inwieweit das Recht der Kirche auf den weltlichen Arm des Staates sich erstreckt? (S. 134). Nicht bloß das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, auch die Beziehungen der Staaten untereinander und zu ihren Angehörigen unterliegen der lehramtlichen Beurteilung der Kirche. Wenn der einzelne Christ zweifelt, ob er zur Befolgung eines ihm ungerecht scheinenden Gesetzes im Gewissen verpflichtet sei, so hat er sich um Aufklärung an jene Autorität zu wenden, welche Christus gesandt hat, alle Völker zu lehren. Wenn der absolute Monarch z. B. im Gewissen nicht zur Entscheidung kommt über die Zulässigkeit einer zu treffenden Maßregel, so hat auch er, will er anders zur Herde Christi gehören, nötigenfalls die Entscheidung der rechtmäßigen Hirten anzugehen und zu befolgen.

Digitized by Google

Was für den absoluten Monarchen gilt, das wird im wesentlichen nicht anders sich verhalten für jene Faktoren, unter welche die Ausübung der Staatsgewalt in der konstitutionellen Monarchie oder der Republik verteilt ist. — Glaubt ein Staat, seinen Nachbar mit Krieg überziehen zu sollen, so ist es gleichfalls eine unabweisbare Forderung des Gewissens, daß er zuvor den Zweifel über die Rechtmäßigkeit und Erlaubtheit des Krieges in irgend einer Weise beseitigt; und wollen oder sollen die Untertanen sich an dem Kriege beteiligen, so müssen sie gleichfalls über die Erlaubtheit ihrer Handlungsweise (wie unten näher zu erläutern) im klaren sein. Können die Zweifel durch eigene Kraft nicht beseitigt werden, so ist es abermals Pflicht der Beteiligten, um Aufklärung sich an jene Autorität zu wenden, welche Christus für die religiöse Belehrung der Völker eingesetzt hat (S. 134 u. 135). Religiöse Genossenschaften, Waisenhäuser, Hospitäler, Armenhäuser und ähnliche Einrichtungen sind in sozialer Beziehung eine Ergänzung der Familie für jene, welche aus der natürlichen Familie heraustreten. Wie die Familie selbst, so tragen daher auch diese künstlichen Nachbildungen derselben an erster Stelle einen religiösen Charakter. Die Kirche hat also ihnen gegenüber ein höheres und näheres Recht als der Staat. Dies gilt sowohl für die religiösen Genossenschaften im engeren Sinn, als für die kirchlichen Bruderschaften und sonstigen kirchlichen Vereine von Laien: sie unterstehen nicht den staatlichen Vereinsgesetzen, und ob sie Korporationsrechte haben oder nicht, hängt nicht von der bürgerlichen, sondern von der kirchlichen Gesetzgebung ab; denn es sind eben kirchliche Vereine. Umgekehrt hat die Kirche nichts zu tun mit den modernen Feuerversicherungsgesellschaften, es sei denn, daß besondere Umstände sie der indirekten Gewalt der Kirche über zeitliche Dinge unterstellen (S. 163). Die Kirchhöfe unterstehen der Jurisdiktion derjenigen unter den zwei öffentlichen Gewalten, welche die religiöse Seite des öffentlichen Lebens zu vertreten hat. Dies würde auch dann gelten, wenn das Privateigentum an der Begräbnisstätte ausnahmsweise nicht der Kirche zustände; es gilt aber um so mehr, wenn, wie es von alters her die Regel ist, die Kirche zugleich Eigentumsrecht an dem Platze besitzt. Öffentlich-weltliche Gesichtspunkte, z. B. Rücksichten der Gesundheitspolizei, verleihen dem Staate, wie überhaupt, so auch hier, keinerlei Oberhoheit über die Kirche und deren Institute,

Digitized by Google

sondern berechtigen ihn nur, sich an die kirchlichen Behörden um Abstellung etwaiger Mißstände zu wenden, ähnlich wie man eine auswärtige Macht angeht, falls irgend eine Vorrichtung jenseits der Grenze das diesseitige Gebiet beeinträchtigt (S. 166). Die Kirche besitzt auch unabhängig von jeder staatlichen Verleihung die erforderlichen Vollmachten für das Gebiet des Vermögensrechtes. Sie hat also das Recht, ihre Angehörigen, soweit das Bedürfnis es erheischt, zu besteuern. Das Besteuerungsrecht ist nur ein Ausfluß der allgemeinen rechtlichen Stellung der Kirche, nämlich ihrer öffentlichen Regierungsgewalt. Ein anderer Ausfluß ist das Recht der Expropriation. Dem Staate wird allgemein das Recht zugestanden, gegebenenfalls einzelne Untertanen gegen Entschädigung ihr Eigentum im Wege der Zwangsentäußerung zu nehmen. Gilt das für den Staat, so gilt es ebenso für die Kirche, falls ähnliche Voraussetzungen öffentlich-geistlicher Art, z. B. der Bau eines gottesdienstlichen Gebäudes, es fordern. Eine fernere Folgerung ist, daß die Kirche ihr Vermögen in voller Unabhängigkeit, insbesondere von jeder staatlichen Oberaufsicht, verwaltet. Daß sie das ihrige verwaltet, versteht sich von selbst; aber daß ihre Verwaltung eine absolut unabhängige ist; folgt aus der souveränen Stellung der Kirche. Bei anderen Vereinen oder juristischen Personen mag immerhin der Staat ein gewisses obervormundschaftliches Recht in Anspruch nehmen: der Kirche gegenüber fehlt ihm hierzu jeglicher Titel. Weit eher könnte die Kirche die Finanzen des Staates beaufsichtigen wollen, als umgekehrt; denn der Kirche gebührt wenigstens irgend welche, dem Staate aber keinerlei Superiorität. Welche Entrüstung indes würde einen Bürgermeister oder Landrat erfüllen, wenn ein Pfarer sich einstellte, seine Rechnungen zu revidieren, und zu verlangen, daß an den Regierungsgebäuden keinerlei Reparaturen vorgenommen würden ohne zuvorige kirchliche Erlaubnis! Und doch ist das viel tollere umgekehrte Verhältnis vielfach so zur Gewohnheit geworden, daß man kaum etwas Befremdendes darin fand, wenn zum Bau von Kirchen zuvor die staatliche Genehmigung eingeholt wurde. Indes die Vollmachten der Kirche reichen noch weiter; sie ist nicht bloß Rechtssubjekt, sie kann auch, so gut wie der Staat, neue Rechtssubjekte schaffen, indem sie den einzelnen Diözesen, Pfarreien, Klöstern, Spitälern u. s. w. juristische Persönlichkeit oder Korporationsrechte verleiht (S. 168—171). Sache des Staates ist es, die von der Kirche

Digitized by Google

geschaffenen juristischen Personen anzuerkennen und als solche zu behandeln; diese aber sind in vollständigster Weise Rechtssubjekte schon vor jener Anerkennung durch die weltliche Macht (S. 173).

Der noch lebende Jesuit Costa-Rosetti (Institutiones Ethicae et Juris naturae):

„Die staatliche Gewalt ist in den geistlichen und gemischten Angelegenheiten der Kirche untergeordnet; in den rein weltlichen jedoch (ist diese Unterordnung) nur gelegentlich und indirekt. . . . . Wenn irgendeine Angelegenheit in den Bereich der beiden Gesellschaftsordnungen tritt, der staatlichen und der kirchlichen, über deren Zugehörigkeit leicht ein Streit entstehen könnte, so ist es Sache der höheren Gesellschaftsordnung, die Machtgrenzen für die niedere Gesellschaftsordnung (in Bezug auf die betreffende Angelegenheit) festzusetzen, da es ungereimt wäre, wenn dies die niedere Gesellschaftsordnung täte. Nun aber ist der Gesellschaftszweck der Kirche offenbar höher als der des Staates; also u. s. w. Zuweilen hat das weltliche und das kanonische Recht ein gemeinsames Interesse an demselben Gegenstand, so bei der Ehe, dem Begräbniswesen, den frommen Stiftungen. In letzterem Falle kann die kirchliche Gewalt die staatlichen Gesetze nicht bloß indirekt, sondern direkt verbessern oder auch aufheben, weil es sich um Sachen handelt, die entweder unmittelbar geistlicher oder doch gemischter Natur sind. Wenn sich aber die staatlichen Gesetze auf rein weltliche Dinge beziehen, dann können diese Gesetze nur indirekt durch den Papst geändert werden, wenn sie nämlich in sich sündhaft sind, oder zur Sünde führen. . . . . Der Papst hat das Recht, alle Streitigkeiten, die zwischen weltlichen Fürsten und geistlichen Würdenträgern über die Grenzen ihrer beiderseitigen Befugnisse und über gemischte Angelegenheiten entstehen, durch seinen Machtspruch zu entscheiden" (suo imperio dirimere) S. 682—684.

Der „deutsche" noch lebende Jesuit Cathrein (Moralphilosophie): „Die indirekte Gewalt der Kirche über die weltlichen Angelegenheiten des Staates bedeutet bloß (!) das Recht, die Verordnungen oder Handlungen der weltlichen Gewalt aufzuheben oder zu verbessern, soweit es die Interessen des Seelenheils verlangen" (II, S. 508).

2. Der Jesuitenorden verteidigt das Recht des Papstes, die Konkordate einseitig aufzuheben.

Der schon erwähnte Jesuiten-Kardinal Tarquini (a. a. O. S. 81, 82, 87): „Die Konkordate sind den Privilegien

Digitized by Google

zuzuzählen; ein Konkordat ist somit: ein kirchliches Sondergesetz, erlassen aus der Machtvollkommenheit des Papstes für irgend einen Staat auf das Ersuchen des betreffenden Staatsoberhauptes hin, unter der ausdrücklichen Verpflichtung dieses Staatsoberhauptes, dieses (kirchliche Sondergesetz) auf immer zu beobachten: .... Die Konkordate gehören zu den gänzlich freigebigen Privilegien (privilegia gratuita), oder höchstens zu solchen, die eine gewisse Gegenfreigebigkeit mit sich führen (privilegia remuneratoria), nicht aber zu den zu einer Gegenleistung verpflichtenden Privilegien (privilegia onerosa), insofern letztere einen eigentlichen Vertrag bedeuten. .... Sache der Kirche ist es, über den wahren Sinn der Konkordate zu urteilen und die von ihr gemachten Zugeständnisse zurückzunehmen, wenn dies das ewige Seelenheil verlangt. Denn es ist Sache des Oberhauptes (principis), Privilegien, die es einem Untertan (personae subditae) gewährt hat, zu deuten und, wenn eine gerechte Ursache vorliegt, diese zurückzunehmen. Nun aber sind, wie schon gesagt, die Konkordate Privilegien, und bei ihrer Abschließung steht die Kirche als Oberhaupt, die weltliche Staatsgewalt als Untertan da (in iis autem Ecclesia habet rationem principis, societas civilis personae subditae)."

Der schon erwähnte „deutsche" Jesuit von Hammerstein (a. a. O. S. 193, 196): „Wie nun sind die Zugeständnisse (in den Konkordaten) rechtlich zu beurteilen? Können sie von der Kirche einseitig widerrufen werden, dann wenigstens, wenn das öffentliche Interesse der Religion es erheischt? Oder ist die Kirche für immer gebunden? Hat sie ihr Recht aus den Händen gegeben, ähnlich, wie ein absoluter Monarch, welcher durch Erlaß einer Konstitution auf seine bisherige Stellung verzichtet? Der Staat, welcher mit der Kirche kontrahiert, muß das katholische Kirchenrecht insoweit kennen und über die Natur dieser Verleihung soweit im klaren sein, daß auch er nicht ein vom Papst ganz unabhängiges Recht zu erwerben glaubt. .... Nach allem dem stimmen wir mit Kardinal Tarquini überein."

Der schon erwähnte „deutsche" Jesuit Cathrein (a. a. O. S. 634): „Gleich wie ein Monarch, der einem Untertan und dessen Nachkommen vertragsmäßig die Verleihung eines bestimmten Amtes verspricht, nicht eigentlich ein Souveränitätsrecht veräußert, sondern bloß die Verwaltung desselben einer bestimmten

Digitized by Google

Familie anvertraut, und zwar unter der selbstverständlichen Bedingung: so lange dadurch keine höhere Pflicht gegen die Gesamtheit schwer verletzt wird — so kann auch der Papst kirchliche Befugnisse einer weltlichen Regierung übertragen, jedoch immer mit der stillschweigend vorausgesetzten Bedingung: solange sich dadurch nicht schwere Nachteile für die Kirche ergeben .... solange sich die Verhältnisse nicht wesentlich geändert haben. Das Urteil darüber, ob sich die Umstände geändert haben oder nicht, muß natürlich dem Papst überlassen bleiben, der keinen höheren Obern über sich hat."

3. Der Jesuitenorden spricht dem Staate jedes Recht auf die Schule ab (man vgl. dazu die „Streiflichter" der März-Nummer S. 814 f.).

Der „deutsche" Jesuit von Hammerstein*) (a. a. O.): „Wie die Eingehung der Ehe ausschließlich unter der Jurisdiktion der Kirche steht, so ist auch die Familie weit mehr der Kirche untergeben, als dem Staate. Ebenso sind die Rechte des Staates gegenüber der Familie indirekt der kirchlichen Gewalt, als der Vertreterin der höheren Interessen, unterworfen (S. 153). Für das religiös-sittliche Gebiet ist die Kirche in ihren verschiedenen Organen daher gleichsam Familie, Gemeinde und Staat.

Da sie also auf übernatürlichem Gebiete Elternstelle vertritt, so kann sie, wie die Eltern, die Kinder zu einem bestimmten Schulbesuch anhalten, d. h. Schulzwang üben und den weltlichen Arm des Staates mit Ausführung desselben betrauen, während der Staat aus eigenem Rechte dieses der Regel nach nicht vermag. Indirekt untersteht das ganze Recht, welches inbetreff der Erziehung und des Schulwesens der bürgerlichen Gemeinde und dem Staate gebührt, den Vollmachten der Kirche." Die Kirche hat ein souveränes Recht, Schulen aller Art, von der Volksschule bis zur Universität, zu gründen und nach ihrem Gutbefinden zu leiten, unabhängig von jeglicher staatlichen Einmischung oder Oberaufsicht, weder Gesundheitspolizei noch Pflege des nationalen Geistes vermag dem Staate irgend einen Vorwand der Einmischung zu verleihen gegen den Willen der Kirche. Die Kirche hat ein souveränes Recht, die religiös-sittliche Erziehung und Unterweisung in allen Schulen, auch den Privat-

*) Der Jesuit von Hammerstein ist der Beirat des Bischofs Korum von Trier.

Digitized by Google

schulen des Staates, zu leiten und zu überwachen und kraft ihres indirekten Einflusses allen schädlichen Einflüssen von seiten der bürgerlichen Erziehung sich entgegen zu stellen. Das Recht des Staates dagegen ist auch für die weltliche Seite des Schulwesens ein weit beschränkteres und hat namentlich auf das Volksschulwesen in katholischen Gegenden kaum irgendwelche Anwendung; denn seine Stellung der Erziehung gegenüber ist eine durchaus subsidiäre und kann nur durch das Bedürfnis seiner Einmischung begründet werden. Dieses Bedürfnis aber kommt nicht zur Entstehung, wo die Kirche sich frei zu entfalten vermag; denn sie pflegt alsdann in überreichlicher Weise für das Notwendige Sorge zu tragen, so daß dem Staate nichts erübrigt, als der Kirche hilfreiche Hand zu leisten" (S. 157 u. 158).

Über die Preußische Schule schreibt derselbe Jesuit (das Preußische Schulmonopol):

„Die Staats- und Schulidee, wie sie vom modernen Staate aufgefaßt und gehandhabt wird und sich seit einem Jahrhundert in mancher Gesetzgebung verkörpert hat, ist daher ungerecht; und zwar nicht bloß ungerecht im weiteren Sinne, d. h. unbillig, sondern ungerecht im eigentlichsten Sinne des Wortes, d. h. die betreffenden Gesetze entbehren für einen großen Teil ihres Umfanges des rechtlichen Fundamentes, sie sind nichtig, so gut wie eine sozialistische, von einem „Volksstaat" dekretierte Aufhebung alles Privateigentums nichtig sein würde. Neben den Prädikaten „unpraktisch" und „ungerecht" verdient die moderne Schulidee unbedenklich noch das weitere, daß sie unchristlich ist" (S. 127). „Will der Staat auf diese Forderungen nicht eingehen, hält er vielmehr auch in Zukunft fest an seiner modernen Staats- und Schulidee, so wissen wir nicht — wir wiederholen es —, wie wir ihn freisprechen sollen von dem Vorwurf, daß er ein großartiges System von Heuchelei in Szene setzt. Ein solches System muß auf die Dauer auch in der Jugend und dem gesamten Volke das Grab werden für Treue, Glauben und Sittlichkeit" (S. 137).

Der „deutsche" Jesuit Cathrein (a. a. O.):

„Weil die religiöse Seite die wichtigste der ganzen Erziehung ist und von der übrigen Erziehung abhängt, so steht der Kirche die Oberaufsicht über die gesamte Erziehung zu. Sie

Digitized by Google

kann selbst in weltlichen Dingen den Eltern (und dem Staat) Weisungen erteilen, soweit dies zur religiösen Erziehung notwendig ist . . . Da die weltliche und religiöse Erziehung der Jugend Hand in Hand gehen müssen, und die religiöse Seite der höhere und wichtigere Teil der Erziehung ist, so folgt unmittelbar, daß die Kirche das Aufsichtsrecht haben muß über alle Schulen, in denen katholische Kinder unterrichtet werden . . . Die Kirche hat ein natürliches Recht auf die Errichtung von Schulen der verschiedensten Art, von der Volksschule angefangen bis hinauf zur Hochschule" (II, S. 515. 517. 521. 526. 529. 531).

III. Der Jesuitenorden und seine Lehre schädigen aufs schwerste den notwendigen konfessionellen Frieden.

Für diesen Punkt verweise ich auf die „Streiflichter" des vorigen (März-) Heftes (S. 813ff.). Einige weitere Stellen aus den dort erwähnten jesuitischen Flugschriften „Zur Wehr und Lehr" seien aber noch mitgeteilt: „Wie ganz anders klingt das Wörtchen „nur" in dem protestantischen „Nur aus dem Glauben!" Da wird nicht gesagt, unser Mitwirken, unser Streben, die Sünde zu meiden, unser Tugendringen erhielten nur aus dem Glauben in der Gnade seine Kraft und seinen Wert vor Gott, nein, es wird diese ganze Mitwirkung unsererseits, alles Streben nach Tugend und Haltung der Gebote und Ausübung guter Werke als überflüssig, ja als schädlich und verwerflich dargestellt. Christus hat alles getan, damit der Christ als „Lasterschweinlein" fortfahren könne, behaglich sich im Schlamme der Sünde zu wälzen. Will der Christ dabei sein Gewissen beschwichtigen, dann genügt es, zu denken, Gottes Gutherzigkeit bestünde darin, daß er gar nichts darauf gebe, ob wir sündigten, fortführen zu sündigen, oder nicht. In diesem Sinne kann der Christ, der „dürftige Erdenkloß" sagen und singen:

„Mein Gewissen beißt mich nicht,
Moses kann mich nicht verklagen,
Der mich frei und ledig spricht
Wird auch meine Schulden tragen."

„Also gerade so, wie ein flotter Studio, der sich in Bezug auf Vermeidung sittlicher Ausschreitungen gar keine Grillen macht und dabei den Glauben und das Vertrauen zu seinem weichherzigen Papa bewahrt, daß ihm die Erbschaft ungeschmälert zufallen wird!

Digitized by Google

„Herr, ich will gerne bleiben, wie ich bin, dein armer Hund,
Will auch anders nicht beschreiben mich und meines Herzens Grund"
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
„Ja, wenn ich mich recht genau, als ich billig soll, beschau',
Halt ich mich in vielen Sachen ärger als die Hund' es machen."

„Das ist der Sinn der lutherischen Rechtfertigungslehre." „In den verschiedensten Redewendungen lehrt Luther, man dürfe sich gar keine Mühe geben, ein sittenreines, tugendhaftes, mit den göttlichen Geboten übereinstimmendes Leben zu führen." „Diese Lehre Luthers steht da als eins der schrecklichsten Wahrzeichen in der Weltgeschichte, wodurch bekundet wird, wie weit sich der menschliche Geist verirren kann, wenn er einmal gegen Gott und dessen heilige Einrichtungen Opposition macht."

„Sie reden auch von der „Freiheit der Kinder Gottes". Darunter verstehen Sie nächst der Freiheit von jeder Kirchenautorität die Freiheit von allen verpflichtenden Sittengesetzen, also Ihre Rechtfertigungslehre, diesen faulen Kern und Unglücksstern des Protestantismus!" (Der offene Brief des evangelischen Bundes an die katholischen Bischöfe, S. 16. 17. 26. 27. 29. 36.)

„Die Sache ist zu bekannt, als daß wir aus den Werken Luthers so viele ärgerliche Seiten herausziehen dürften, worauf Apostel der Geilheit das Gesetz der Fortpflanzung, welches wir mit dem Tiere gemein haben, über alle Gesetze erheben und durch die Aufforderungen zum Ehebruche die Heiligkeit der Ehe beflecken, die erhabenste von allen Tugenden der Verachtung, dem Spotte preisgeben, bei der Jugend alles Schamgefühl ersticken, indem man ihr vorsagt, daß sie den Reizen des Lasters nicht widerstehen könne, ohne dem Gott der Natur und des „Evangeliums" schnurstracks zuwider zu handeln."

„Alle sittlichen Ausschreitungen, welche nach den Berichten der Sittlichkeitsvereine in unseren protestantischen Großstädten das Verderben des deutschen Volkes ausmachen, sind nach dem Prinzip, dessen unmittelbare Folgen uns Luther geschildert hat, durchaus statthaft." „Wie die Bande der Sinnlichkeit, so hat die „evangelische Freiheit" auch die Bande der Habsucht gelöst." „Der Protestantismus schreit den Seinen seit drei Jahrhunderten zu: Zum Verständnis des göttlichen Wortes soll jeder nur auf sich selbst hören! Man kann, die Bibel unter dem Arm, als echter Protestant erklären: „Der einzelne Mensch muß seine Religion selbst sich zurechtlegen",

Digitized by Google

und kann dabei Anarchist und Sozialdemokrat sein." (Die Segnungen der Reformation S. 62. 65. 66. 70. 71.)

Nr. 6 der „Flugschriften" betitelt sich: „Luthers Freiheit eines Christenmenschen". Die 62 Seiten dieser Schmähschrift müßten vollständig zum Abdruck gelangen, um ein getreues Bild der Verdrehung, Entstellung und Verhöhnung von Luthers Lehre zu geben, wie sie hier geboten wird: „In der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" sucht Luther alle Gebote Gottes umzustoßen und gerade in ihrem Kerne, in ihrer für das Gewissen verpflichtenden Kraft zu vernichten und aus der Welt zu schaffen. Die Freiheit des Gewissens, deren Fahne er hier aufpflanzt, ist Gewissenlosigkeit, Gesetzlosigkeit, Anarchie des ganzen innern Menschen Gott und seinen Geboten gegenüber. „Entbundensein von allen Geboten und Gesetzen Gottes", wie jeder Katholik und auch jeder Protestant, der „auf den Gedanken verfällt, diese Lutherschrift in die Hand zu nehmen", ersehen kann" (S. 10).

„Die „christliche Freiheit" Luthers ist also das völlige Entbundensein von allen Geboten und Gesetzen Gottes, ist die Abschüttelung dieser Gebote und folglich der ganzen gottgewollten Ordnung. Das bezeichnet Luther mit dem Wort „Freiheit". So mißbraucht er dieses edle Wort."

„Ebenso versteht Luther in der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen", alle Gebote Gottes und alle Sittengesetze zu entkräften und außer Kurs zu setzen. Wer die Weise Luthers nicht näher kennt, wird in der ganzen entscheidenden Stelle nur Frommes zu hören glauben, sehr Frommes sogar; aber unter den schönen Worten grinst der widerlichste Antinomismus hervor." „Das ganze Sittengesetz in seiner bindenden Kraft sollte aus dem Gewissen der eigentlichen lutherischen Christen hinausgestoßen werden."

„Gerade wie das sog. Evangelium von Luther gar nicht in der hl. Schrift steht und gar kein Wort und keine Aussage Gottes, sondern eine bloße häretische Erfindung ist, der keine geoffenbarte Tatsache entspricht, so verhält es sich auch mit dem „Christus" Luthers, der angeblich alle Sittengesetze abgetan hat, und in dem allein man alle Gnade und Sündenvergebung ohne eigenes Bemühen haben soll. Dieser Christus und Heiland, der, wie Luther mit den allerfrömmsten Worten zu behaupten nicht müde wird, alles getan hat und dem Fiduzgläubigen, ohne daß dieser auch nur einen Finger zu rühren brauchte, ja so, daß er noch getrost weiter sündigen kann, das Heil in den Schoß legt,

Digitized by Google

ist nie und nimmer auf der Welt gewesen. Der Christus, welchen Luther zum Gegenstande seines Fiduzglaubens dem Volke hinstellt, ist ein bloß chimärischer Begriff, dem gar keine Wirklichkeit entspricht. Mit dem wahren göttlichen Heiland hat dieser lutherische Begriff nichts zu tun. Indem also Luther „den gemeinen groben Mann" immer wieder von neuem auf seinen Fiduzglaubenschristus hindrängt und hinhetzt, führt er das Volk unter dem Schein, es einzig zu Christus zu bringen, tatsächlich immer weiter vom wahren göttlichen Heiland ab auf seinen leeren unwürdigen Begriff."

„Die Taufe ist zu einem Christenmenschen, wie Luther ihn sich vorstellte und im Kopfe hatte, nicht erforderlich. Folglich ist dieser lutherische Christenmensch seinem Begriff und Wesen nach in Wahrheit kein Christ, sondern ein Heide und zwar ein völlig gesetzloser Heidenmensch, der vom Christentum nichts weiter hat, als den Namen „Christenmensch", welchen Luther ihm aufgestempelt hat."

„Luther hebt alle Gesetze, nicht bloß Gottes, sondern auch des „Kaisers" im Gewissen auf, erklärt für den „Christenmenschen" alle und jede Gesetze „innerlich und äußerlich" als abgetan. Er stürzt daher alle Ordnung, die sittliche und auch die bürgerliche oder soziale von Grund aus um. Die Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" birgt unter christlich klingenden Worten den Umsturz des weltlichen Regiments und der Religion, um Luthers eigene Worte zu gebrauchen. Das ist die angebliche Tiefe und Frömmigkeit dieser wichtigsten reformatorischen Lutherschrift" (a. a. O. S. 12. 15. 16. 24. 27. 48. 52. 53. 54. 55. 56).

In der 7. „Flugschrift" tritt uns die Verhöhnung der evangelischen Geistlichkeit entgegen:

„Auch heute noch wird „jesuitischerseits" einem jeden Katholiken angeraten, in der Morgenfrühe, sei es zu Hause beim andächtigen Morgengebet, sei es in der Kirche, sich wenigstens einige Minuten lang unter Gedanken an Gottes Gegenwart die ewigen Wahrheiten und das bevorstehende Tagewerk mit allen seinen Pflichten und Schwierigkeiten vor den Geist zu führen, und so mit Bedacht, mit Überlegung, mit guten Vorsätzen, mit klarer Anschauung der Dinge in das Leben hineinzugreifen; ebenso am Schlusse des Tagewerkes andächtig niederzuknien, um vor Gott in Demut auf die zurückgelegte Lebensstrecke einen forschenden Rückblick zu werfen. Man mag von solcher „jesuitischen" Zumutung denken, was man will; jedenfalls kommt sie mir idealer vor, als der bekannte Rat der hochehrwürdigen Pastorin von Grünau,

Digitized by Google

welche der Dichter Voß (in seiner „Luise") zu ihrem noch im Bette liegenden Pastor so innig und herzig reden läßt:

> Dehne dich immer zuvor noch ein Weniges; denn zu Gesundheit dienet es, saget der Arzt ....

Ich will gewiß auf ein so prächtiges Bild echt lutherischer Weltbehaglichkeit, das uns da aus dem „himmlischen Paradiese" entgegenstrahlt, keine Steine werfen; zumal da zwei unserer bedeutendsten modernen Philosophen (Schopenhauer und E. von Hartmann) es wirklich als den höchsten aller dem Menschen zugänglichen Genüsse schildern, des Morgens wachend im warmen Bett zu liegen mit dem Bewußtsein, noch nicht aufstehen zu müssen. Es läßt sich, wie Figura zeigt, einem solchen nach allen vier Weltgegenden sich dehnenden Bettphänomen sogar eine poetische Seite abgewinnen" (Ignatius und Luther, S. 16. 17. 25. 32. 33—47).

Selbst unter einem so indifferent klingenden Titel wie: „Im Dom zu Köln" (Flugschrift 13) birgt sich der bittere Protestantenhaß und die schnödeste Verleumdung: „Der Protestantismus spricht zu dem von Gewissensvorwürfen Bedrängten: Du täuschest dich, was dir als Sünde erscheint, war nichts als eine notwendige Wirkung Gottes in dir, es war eine notwendige Schranke in deinem Wesen, wofür du nicht verantwortlich bist; die Verpflichtung der göttlichen Gebote ist ja überhaupt nur öder Schein. Pecca fortiter; wofern du zum Himmel vorausbestimmt bist, fällt dir die himmlische Erbschaft in den Schoß, auch ohne dein Zutun; bist du nicht vorausbestimmt, so hilft dir alles nichts. Aber, so fragt der geängstigte Mensch, habe ich meinerseits denn gar nichts zu tun, um zur Versöhnung mit der beleidigten Gottheit zu gelangen? Nichts, lautet die Antwort, gar nichts, iß und trink, mache dir ein recht vergnügtes Leben; sorge mit der ganzen Hingabe deines Herzens für die Interessen des Diesseits. Ums Jenseits brauchst du dir keine Sorgen zu machen, das ist dir sicher. Wenn du Bedürfnis fühlst, so gehe in Predigt und Kirche, wo nicht, so bleibe zu Hause. Eine besondere Pflicht der Gottes-Verehrung, welche dich zur Kirche und zum Gottesdienste führte, gibt es nicht. Christus hat für dich in der Weise alles getan, daß du selbst nichts, gar nichts zu besorgen hast; pecca fortiter! Aber, sagt der Mensch, ich kann von dem Bewußtsein nicht loskommen, daß ich doch mit meinem freien Zutun dabei war, als ich sündigte; und ich sollte

Digitized by Google

nicht gemäß der Anordnung der göttlichen Weisheit auch mit meinem Zutun dabeisein müssen, sollte nicht mit der göttlichen Gnade mitwirken müssen, wenn es sich um die Sühne für meine Sünde handelt? Lächerlich, sagt der Protestantismus, halte nur fest daran: Die Sünde war nicht deine Schuld, sie war eine natürliche Schwäche, wonach Gott gar nichts fragt. Mache dir also keine Sorge! Bist und bleibst du auch ein „Sündenlümmel", du kommst doch sicher in Gottes Gnadenhimmel. Pecca fortiter, fortius fide! Das mußt du dir nur recht fest vorsagen! Ist's auch direkt gegen Vernunft, christliche Überlieferung und den klaren Wortlaut der heiligen Schrift: Luther, Calvin, Zwingli u. s. w. wollten es so haben, und damit basta!" (S. 30. 31. 50. 51.)

Die Schwäche Luthers, Philipp von Hessen die Doppelehe zu gestatten, wird zu folgenden wahrhaft infamen Ausfällen gegen den Protestantismus benutzt: „Gottlieb (Gottlieb ist das Pseudonym für den Jesuiten T. Pesch) beweist ferner, daß Luther diese Lehre (von der Erlaubtheit der Vielweiberei) als eine helle und unabwendbare Folgerung ansah, welche sich aus dem Grunddogma seiner ganzen Reformation, aus der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, mit Notwendigkeit ergebe. Er beweist endlich, daß in dieser Verstattung der Vielweiberei dem „„teuren Manne"" Luther viele andere protestantische Theologen, Konsistorien und „„oberste Bischöfe"" beigestimmt und nicht selten auch Gebrauch von dieser „„evangelischen Freiheit"" gemacht haben." „Das ist Luthers echte, unverfälschte und beständige Lehre. Es gibt vielleicht keinen zweiten Lehrsatz, in dem sich Luther während der ganzen langen Zeit seiner reformatorischen Wirksamkeit so treu und so gleich geblieben ist, wie in diesem Stücke. Zwei oder mehr Frauen haben ist gut, aber besser und ratsamer ist es, sich mit einer zu begnügen, das war seine Lebensweisheit in jungen und alten Tagen, die er mündlich und schriftlich, öffentlich und heimlich, bei Tisch und im Hörsaal, — nur nicht auf der Kanzel, vortrug und der er auch in schlimmen Tagen, trotz aller Anfechtung, nicht untreu wurde."

„O edles Kleeblatt auf dem Acker der verbesserten Moral: Monstrum Lening, Nequam Bucer und Sanctus Luther, welch' schweres Unrecht hat doch jener ultramontane Pfarrer Delsor deinem Andenken zugefügt! Wie konnte der Mann sich erdreisten und meinen, gewisse Anhänger der modernen freien Liebe seien

Digitized by Google

keine schlechten Protestanten, sondern logische Protestanten? Zum allermindesten hätte er sagen müssen, sie seien beides: schlechte Protestanten und zugleich logische Protestanten. Aber selbst das letztere kann man bestreiten. Logisch folgt aus dem von Luther, Bucer, Melanchthon und anderen Vätern des Protestantismus unter der Bank hervorgezogenen Evangelium nur, daß jeder Protestant das Recht hat, mit Dispens seines Konsistoriums oder Beichtvaters heimlich beliebig viele Weiber zu haben. Nimmt man dann noch hinzu, daß nach gewöhnlicher christlicher und protestantischer Lehre die Rechte und Pflichten für Mann und Frau gleich sind, so folgt weiter, daß auch die Protestantin das Recht hat, beliebig viele Männer zu haben. Das wäre logisch, aber das wäre zugleich herzlich schlecht. Daran kann selbst der Grundsatz Luthers: pecca fortiter, fortius fide — „sündige tapfer und glaube noch tapferer" — nichts ändern." (Katholische und protestantische Sittlichkeit S. 8. 27. 28. 29. 30.)

Gustav Adolf und dem Gustav-Adolf-Verein sind die Worte gewidmet: „Und wer sind die, welche das Lob dieses Attila am lautesten singen? Es sind die Generalpächter des deutschen Patriotismus, welche jeden Andersdenkenden, der vor ihrem Götzenbild nicht niederfällt, als einen vaterlandslosen Römling verunglimpfen; es sind die privilegierten Inhaber des „Evangeliums", welche jeden Tag Gott danken, daß sie nicht so schlecht seien, wie die Jesuiten mit ihrem abscheulichen Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel," welche es aber mit ihrem evangelischen Gewissen ganz gut vereinigen können, daß sie im selben Atemzuge, wo sie diese Lüge wiederholen, einen König in den Himmel erheben, dessen ganzes Tun und Treiben eine fortgesetzte Anwendung des nämlichen infamen Grundsatzes war! —

Wer sind die, welche Gustav Adolf, den König der Wenden und Goten, verherrlichen? Es sind die liberalen protestantischen Prediger, welche sich rühmen, keine anderen Waffen als die Waffen des Geistes zu führen, und einer Sache zu dienen, die sich nur auf die Waffen des Geistes verläßt; gleichzeitig aber verkünden sie es mit tausend Zungen, daß ihr „Evangelium" unrettbar verloren gewesen wäre, wenn nicht die finnischen, slavischen und skandinavischen Horden ihres „gottgesandten Retters" den Dienern am Wort unter die Arme gegriffen und der Überzeugungskraft ihrer Bibelsprüche mit verbesserter schwedischer Artillerie nachgeholfen hätten.

So mögen sie also ihrem Helden Feste feiern, Reden halten

Digitized by Google

und Lieder singen, die Männer des „reinen Evangelii", die Männer der Gustav-Adolf-Kirche, die Söhne und Erben der Zerstörer Magdeburgs, Mordbrenner unseres Vaterlandes" (Gustav Adolf S. 61. 62).

Wenn man bedenkt, daß das ganze evangelische Deutschland, mit seinem Kaiser an der Spitze, an dem Gustav-Adolf-Jubiläum teilgenommen hat, erhalten solche Worte die rechte Beleuchtung.

Über Toleranz, Gewissens- und Kultusfreiheit stellt der Jesuitenorden folgende Lehren auf:

Der „deutsche" Jesuit Wernz: „Zweifellos betrachtet die katholische Kirche alle Religionsgemeinschaften der Ungläubigen und alle christlichen (nicht christlichen) Sekten als ganz und gar illegitim und jeder Daseinsberechtigung bar. Die gültig getauften Mitglieder der nicht katholischen christlichen Sekten sind formelle Rebellen gegen die Kirche, wenn sie hartnäckig in ihren Irrtümern verharren. Denn durch die Taufe sind sie der absoluten und immerwährenden Herrschaft der Kirche untertan. Deshalb ist es ein schwerer Irrtum zu glauben, die verschiedenen christlichen Sekten, z. B. die Anglikaner, Lutheraner, Russisch-Orthodoxen u. s. w., seien legitime Teile einer gewissen allgemeinen Kirche und der katholischen Kirche gleichsam als Schwesterkirche verbunden" (Jus Decretalium, Romae 1898, I, 13f.).

Dieselbe Ansicht, in noch schärferer, ja in brutaler Form vertritt sein Ordensgenosse und Kollege an der römischen Universität, De Luca (Institutiones juris ecclesiastici publici, Romae 1901, I, 249ff.).

Der „deutsche" Jesuit Lehmkuhl (Gewissens- und Kultusfreiheit: „Stimmen aus Maria-Laach, 1876, S. 195. 255. 256. 257. 258. 266. 406. 534. 536): „Die katholische Kirche hält fest und hat es in der Neuzeit durch mehrere Päpste in feierlichen Erlassen ausgesprochen (Gregor XVI. Mirari vos vom 15. Aug. 1832, Pius IX. Quanta cura vom 8. Dezember 1864), daß es eine irrige, verkehrte, ja eine wahnwitzige Behauptung sei, die der schmutzigen Quelle des Indifferentismus entstammt, wenn man als das jedem Menschen eigene Recht die Gewissensfreiheit proklamiert .... Die Kultusfreiheit kann höchstens als ein geringes Übel angesehen, vielleicht auch als ein notwendiges, um größere Mißstände zu verhüten .... Insofern unter Kultus oder Konfession eine organisierte Gesellschaft für bestimmte, mit der (katholischen) Kirche disharmonierende gottesdienstliche Zwecke verstanden wird, gilt als Grundsatz: Naturgemäß besitzen die von der Kirche ge-

Digitized by Google

trennten Konfessionen keine berechtigte Existenz; sie haben keine gesellschaftlichen Rechte .... Ein Kult und eine religiöse Gemeinschaft im Gegensatz zu der von Gott gewollten (katholischen) Kirche kann kein Zweck sein, der das soziale Wohl fördert. Im Gegenteil greift er die sittliche Ordnung in ihren tiefsten Wurzeln an, denn alle sittliche Ordnung wurzelt in Gott. Einen solchen Zweck kann daher keine Staatsgewalt verkörpern und mit Rechten ausstatten. Vereine, die zu einem derartigen Zwecke zusammentreten, sind somit nicht bloß aus sich selber rechtlos, sondern sie sind auch rechtsunfähig .... Wenn die von der Kirche getrennten Konfessionen als rechtsfähige Subjekte betrachtet werden, so können sie das nur insoweit, als sie im allgemeinen irgend welche Gottesverehrung sich zum Ziele setzen, nicht aber insofern sie speziell Wesleyaner u. s. w. sind. In ihrer konkreten Form tragen sie den Charakter eines gotteswidrigen, falschen und somit die menschliche Natur und deren Forderungen fälschenden Zweckes an sich. Unter dieser Rücksicht können sie daher, mögen auch alle Reiche der Welt zu ihren Gunsten zusammentreten, nie ein Titelchen wahren Rechtes und wahrer Rechtsfähigkeit erhalten .... Man wende nicht ein, daß die verschiedenen von der Kirche getrennten Sekten doch nicht so naturwidrige Zwecke verfolgen, wie der heidnische Aberglaube in seiner vielköpfigen Mißgeburt. Das mag sein .... Aber wenn auch der in gutem Glauben festgehaltene Irrtum den allgemeinen Zweck der Gottesverehrung bestehen läßt, so nimmt doch der gute Glaube und selbst ein unverschuldeter Irrtum von dem spezifischen Charakter der einzelnen Sekten als solcher die Makel objektiven Truges und folglich objektiver Rechtsunfähigkeit keineswegs hinweg. Wenn der gute Glaube genügte, um objektives wirkliches Recht zu schaffen, ließe sich alles mögliche rechtfertigen. Es liegt uns ferne, hier einen Vergleich zu konstruieren; aber guter Glaube kann möglicherweise auch bei den Mitgliedern der Diebskaste in Madura sich finden .... An der Kirche und ihrer Autorität findet daher die Gewissens- und Religionsfreiheit eines jeden ihre Schranke .... Der Staat ist verpflichtet, katholisch zu sein .... Die unbeschränkte Freiheit für die zugelassenen Kulte kann ein katholischer Fürst nicht vereinigen mit den Grundsätzen seiner Religion und den Pflichten seines Amtes. Ein katholischer Staat und ein katholischer Fürst müssen die Verschiedenheit der (von der katholischen Kirche) abweichenden

Digitized by Google

Konfessionen immer als ein Übel betrachten .... In einem Staate, der in keiner Weise mehr als katholischer Staat betrachtet werden kann, der weder in seiner größern Mitgliederschaft zur katholischen Kirche zählt, noch auch durch die bei den regierenden Kreisen maßgebenden Grundsätze ein katholisches Gepräge trägt, wird zwar das objektive Recht nie völlig zum Ausdruck gebracht, aber wenigstens kann noch einige sittliche Konsequenz in seine Haltung gebracht werden."

Der „deutsche" Jesuit Hammerstein (Kirche und Staat, Freiburg, 1883): „Der Staat muß, wenn anders er nicht Rebell sein will gegen jene Autorität, der er seine ganze Autorität verdankt, katholisch sein, oder wenn er es nicht ist, es werden" (S. 81). „Wir halten es für ein Unglück, daß man im Freiheits-Schwindel von 1848 und den folgenden Jahren den Juden volles Bürgerrecht erteilt hat" (S. 83). „Für den regelmäßigen und gesunden Zustand halten wir denjenigen, in welchem die ganze Bevölkerung ohne religiöse Spaltung zu der von Christus gestifteten [katholischen] Kirche sich bekennt .... Für einen nicht normalen Zustand halten wir degegen jenen, in welchem ein großer Teil der Einwohner nicht katholisch ist ... Die Freigebung aller Kulte — die Kultusfreiheit — darf nie weitergehen, als die Umstände des einzelnen Falles es erheischen .... Die Entscheidung, ob die Umstände des einzelnen Falles den Staat berechtigen oder selbst verpflichten, Kultusfreiheit zu proklamieren, ist nicht immer leicht; sie ist zugleich im strengsten Sinne des Wortes eine Gewissensfrage, nicht bloß für den absoluten Monarchen, sondern auch für den konstitutionellen... Aus dieser Wahrheit ergibt sich, daß im Falle eines Zweifels [über Gewährung von Kultusfreiheit] Aufklärung gesucht werden muß bei jenen, zu welchen Christus sprach: Wer euch hört, hört mich; daß namentlich ein Monarch, auch ein konstitutioneller, ehe er ein Gesetz unterschreibt, über dessen Zulässigkeit er nicht vollständig im klaren ist, Belehrung suchen muß, nicht etwa nur bei einem am Hofe befindlichen Theologen, sondern, gemäß der Wichtigkeit der Sache [der Gewährung von Kultusfreiheit] bei der höchsten Lehrautorität auf Erden, welcher es zusteht, in Sachen des Glaubens und der Sitten zu entscheiden, bei dem Statthalter Christi .... Ein krankhafter Zustand, welcher durch die Umstände geboten werden kann, ist die Parität" (S. 180—182).

Digitized by Google

Der Jesuit de Luca (Institut. juris eccles. publici, Romae 1901, mit Approbation des Jesuitenprovinzials und des Bischofs von Siena): Die bürgerliche Toleranz ist, teils zur Verhinderung größeren Übels, teils zur Erlangung größern Gutes zuweilen und für beschränkte Zeit erlaubt, wenn 1. keine Gefahr vorhanden ist, daß die Einwohnerschaft des betreffenden Staates zur Ketzerei verkehrt wird; wenn 2. keine ausdrückliche Billigung der Ketzerei vorliegt; wenn 3. alle die Bedingungen gegeben sind, die überhaupt eine materielle Beihilfe zur Sünde oder ein Sich-Aussetzen der Gefahr, zu sündigen, erlaubt machen; wenn 4. der römische Papst darüber gehört worden ist . . . . Für gewöhnlich ist die bürgerliche Toleranz unerlaubt, denn 1. sie arbeitet in die Hände und gewährt Sicherheit dem Diebe [d. h. dem Nichtkatholiken]; 2. sie setzt die Katholiken der Verführungsgefahr aus; 3. sie stört die Ruhe der höhern Gesellschaft, nämlich der Kirche; denn wer einen Dieb in das Haus läßt, stört die Ruhe dieses Hauses. Sind aber, nach dem Urteil der Kirche, bestimmte Umstände vorhanden, so kann die bürgerliche Toleranz erlaubt sein" (I, 251—254). Mit Recht hat Papst Paul V. verordnet, daß innerhalb christlicher Bevölkerung Juden keine liegenden Werte (immobilia), keine christlichen Ammen oder Dienstboten haben dürfen" (I, 253).

De Luca macht sich selbst einen Einwand (I, 254 ff.): „Zweierlei Maß scheint die Kirche anzuwenden, denn in einem katholischen Staat verweigert sie den Nichtkatholiken die Kultusfreiheit, in einem nichtkatholischen Staat beansprucht sie die Kultusfreiheit für sich." Unter Berufung auf seinen Ordensgenossen, den Kardinal Tarquini, antwortet de Luca: „Der Einwand ist dem gesunden Menschenverstand entgegen, denn auch die Wahnsinnigen halten sich selbst für gesund, und dennoch findet es allgemeinen Beifall, daß Wahnsinnigen die Freiheit genommen wird, deren sich die Gesunden erfreuen. Ferner: entweder erkennen die Nichtkatholiken die Kultusfreiheit an oder nicht; erkennen sie sie nicht an, so können sie nicht die Kirche beschuldigen, wenn sie dasselbe tut, was sie selbst tun; erkennen sie aber die Kultusfreiheit an, so können sie noch weniger gegen die Kirche auftreten. Denn sie lassen Kultusfreiheit doch nur deshalb zu, weil sie glauben, daß man in jeder Religion, auch in der katholischen, das ewige Heil wirken kann. Daß also die katholische Religion bei ihnen Kultusfreiheit haben will, stimmt mit ihren eigenen Anschauungen überein; daß aber die katholische

Digitized by Google

Kirche ihnen keine Kultusfreiheit gewährt, stimmt ebenfalls mit ihren eigenen Grundsätzen über Kultusfreiheit überein; denn da sie nur deshalb Kultusfreiheit gewähren, weil sie annehmen, daß man in jeder Religion gerettet werden kann, können sie einer Kirche, die den Glauben hat, daß man nur in ihr selig werden kann, keinen Vorwurf machen, wenn diese Kirche aus diesem Grunde anderen Religionsgemeinschaften Kultusfreiheit verweigert."

IV. Der Jesuitenorden und seine Lehre sind unmoralisch.

Das Gebiet der Immoralität im strengen Sinne des Wortes, das 6. Gebot, lasse ich ganz beiseite. Für die Ungeheuerlichkeiten, die in diesem Punkte in jesuitischen „Handbüchern der Moral" (Busenbaum, Gury, Lehmkuhl, Palmieri) gelehrt werden, verweise ich auf mein Werk: „Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit" (2. Bd., 4. Aufl., Leipzig, Breitkopf und Härtel).

Nur weniges aus der jesuitischen Lehre vom Eide führe ich an, weil gerade hierdurch schlimme und unheilbare Verheerungen im rechtlichen Empfinden des deutschen Volkes verursacht werden müssen.

Der Jesuit Johannes de Cardenas gibt eine Anweisung, wie man einige jesuitische „Lehrsätze" der Moral, die wegen ihrer Schändlichkeit sogar vom Papste Innocenz XI. verurteilt worden waren, trotz dieser Verurteilung weiter befolgen könne. Einer der verurteilten „Lehrsätze" lautete: „Es ist erlaubt zu schwören, ohne die innere Absicht zu haben, einen Eid zu leisten." Dazu schreibt Cardenas: „Aus der Verurteilung dieses Satzes folgert gewiß mancher, es sei stets eine Todsünde in dieser Weise zu schwören, auch wenn das Beschworene wahr ist. Einige lehren dies auch. Eine andere Meinung aber geht dahin, es sei nur eine leichte Sünde, zu schwören, ohne die Absicht zu haben, einen Schwur zu leisten, wenn das Beschworene wahr ist. Der Grund ist, daß ein solcher (rein äußerlicher) Schwur nur eine Lüge und weder für den Menschen, noch für Gott nachteilig ist. Nicht für den Menschen, weil dieser Schwur keinen Schaden verursacht, es sei denn, er werde bei einem Vertrag, vor Gericht, oder in einem Fall abgelegt, wo Schaden entstände; nicht für Gott, denn wenn das Zeugnis Gottes auch nur rein äußerlich (zum Schein) angerufen wird, so wird es doch angerufen für etwas objektiv Wahres. Eine leichte Sünde ist aber solch ein Schwur,

Digitized by Google

denn es ist eine Lüge zu sagen, man schwöre, während man ohne innere Absicht zu schwören in Wirklichkeit nicht schwört. Ich behaupte also, daß die Meinung, es sei keine Todsünde so zu schwören, nicht von der Verurteilung betroffen wird. Denn der Papst verurteilt den Satz, es sei erlaubt zu schwören, ohne die innere Absicht zu schwören, die eben angeführte Meinung lehrt aber nicht, es sei erlaubt so zu schwören, also ist sie auch nicht verurteilt. Der Obersatz steht fest aus der Verurteilung selbst; der Untersatz ist unanfechtbar, weil eine leichte Sünde nicht erlaubt ist; eine Lehre also, die behauptet, etwas sei eine leichte Sünde, lehrt dadurch nicht, es zu tun sei erlaubt."

Die Erläuterungen zu zwei anderen verurteilten Sätzen beginnt Cardenas mit den sehr bezeichnenden Worten: „Die Anwendung von Mentalrestriktionen (beim Eid und sonst) war so üblich, daß, sobald ihre Verurteilung erfolgt war, die Gläubigen, von Ängsten und Zweifeln geplagt, zu gelehrten Männern eilten, um sich Rat zu holen, wie sie künftig das, was sie nicht offenbaren wollten, geheim halten könnten. Sie waren nämlich daran gewöhnt, solche Dinge durch Mentalrestriktionen zu verheimlichen." Dann geht er auf die verurteilten Sätze seines Ordensgenossen Sanchez ein: „Sanchez gibt zwei Arten von Doppelsinnigkeiten an, die er beide für vollkommen erlaubt erklärt. Erstens, wenn ich beim Gebrauch von in sich doppelsinnigen Worten sie in einem Sinne anwende, während mein Zuhörer glaubt, ich wende sie im andern Sinne an. Ist kein genügender Grund vorhanden, die Wahrheit zu verbergen, so ist der Gebrauch einer solchen Doppelsinnigkeit zwar unerlaubt, aber keine Lüge. So z. B., wenn jemand einen Franzosen (hominem natione gallum) getötet hat, so kann er, ohne zu lügen, sagen, er habe keinen Hahn (gallum) getötet, indem er dasselbe Wort in der Bedeutung von „Hahn" nimmt. Dahin ist auch die Doppelsinnigkeit zu rechnen: non est hic, d. h. je nachdem man es auffaßt: er ist nicht hier und er ißt nicht hier. Daß Innocenz XI. diesen Gebrauch der Doppelsinnigkeit nicht verdammt hat, ist gewiß; denn er verurteilt nur die mit Mentalrestriktionen verbundene Doppelsinnigkeit, die dadurch entsteht, daß man innerlich etwas hinzufügt; bei den aufgeführten Doppelsinnigkeiten wird aber innerlich nichts hinzugefügt, denn die verschiedenen Bedeutungen (gallus, est) liegen in den Worten selbst. Die zweite Art der erlaubten Doppelsinnigkeit besteht darin, daß zwar die Worte aus sich einen Doppel-

Digitized by Google

sinn nicht haben, daß sie aber durch die Umstände des Ortes, der Zeit, der Personen eine andere Bedeutung erhalten. So wird vom h. Franziskus erzählt, daß, als einst Räuber, die an ihm vorübergekommen waren, von den Häschern gesucht wurden, er ihnen auf die Frage, ob sie vorbeigegangen seien, geantwortet habe, sie seien hier nicht hergekommen, indem er dabei seine Hände in die Ärmel steckte. Und das war ganz der Wahrheit gemäß geantwortet, denn durch die Ärmel waren die Räuber nicht gegangen. So hätte er auch seinen Fuß auf einen Stein stellend, sagen dürfen: hier sind sie nicht durchgekommen, denn durch den Stein sind sie nicht gegangen. Eine Mentalrestriktion liegt in diesem Falle nicht vor, denn dadurch, daß der Fuß auf dem Stein steht, wird das betreffende Wort („durchkommen", „durchgehen") auf den Stein bezogen. Hierin gehören auch jene Worte, die aus sich nur eine Bedeutung haben, die aber durch die verschiedene Art, sie zu gebrauchen, doppelsinnig sind, ohne Mentalrestriktion. So z. B. das Wort „Wissen", welches eigentlich die unfehlbare Kenntnis bedeutet, oft aber auch für fehlerhafte Kenntnis angewandt wird. Umgekehrt bedeutet „Nicht-Wissen" den Mangel unfehlbarer Kenntnis, wird aber häufig gebraucht für das Fehlen jedweder Kenntnis. Hat also jemand von anderen gehört, Petrus habe einen Diebstahl begangen und antwortet er, darüber befragt, ich weiß nicht (d. h. ich habe keine unfehlbare Kenntnis davon), so lügt er nicht. Suarez und Lugo (die bedeutendsten Theologen des Jesuitenordens) führen auch folgendes Beispiel an: Wer nur ein Brot besitzt, das zu seinem Lebensunterhalt notwendig ist, antwortet der Wahrheit gemäß demjenigen, der ein Brot von ihm begehrt, ich habe keines, denn er hat wirklich keines, das er geben könnte, und in diesem Sinn ist er gefragt worden."

„Aus diesen verschiedenen Arten, sich der Doppelsinnigkeit zu bedienen, die wir als erlaubt vorgeführt haben, und die in keiner Weise unter die päpstliche Verurteilung fallen, lassen sich alle Gewissensängste und Zweifel beseitigen. So kann ein ehebrecherisches Weib, wenn sie von ihrem Mann unter Androhung des Todes über den Ehebruch befragt wird, ohne Lüge und ohne Mentalrestriktion anworten: Ich habe deine Ehre nicht verletzt, denn „verletzen" bedeutet eine materielle Verwundung, die der Ehre nicht beigebracht werden kann. Auch kann sie ihren Ehebruch leugnen, indem sie dies Wort in dem Sinne nimmt, in welchem es häufig in der h. Schrift gebraucht wird, nämlich als

Digitized by Google

Götzendienst. Wer von der Polizei über den Verbleib eines Verbrechers gefragt wird, kann die Antwort des h. Franziskus geben, die wir oben mitgeteilt haben. Wer vom Richter eidlich befragt wird, wie viel er von einer bestimmten Ware, die ungerecht hoch verzollt ist, besitze, kann schwören, er besitze einen erheblich geringeren Teil davon, als er wirklich hat; und auf vielfache Weise läßt sich zeigen, daß das kein Meineid ist. Erstens, wenn er schwört, er habe z. B. zwanzig Krüge Öl, so leugnet er dadurch nicht, daß er noch mehrere habe, zugleich sagt er die Wahrheit, da er ja zwanzig Krüge besitzt. Zweitens kann er schwören, daß er nicht mehr als zwanzig besitze, denn dem Richter gegenüber, der nur nach der Menge Öl frägt, die verzollt werden muß, sagt er damit die Wahrheit. Da nämlich nach der Voraussetzung der Zoll ungerecht hoch ist, so ist es wahr zu sagen, man habe nicht mehr, nämlich als verzollt werden muß." (Crisis theologica, IV, 120—127. Ed. Venetiis 1710.)

Diese unmoralische, Treue und Glauben vernichtende Befürwortung der Doppelzüngigkeit ist bis heute Lehre der Jesuiten geblieben.

Der Jesuit Palmieri hat im Jahre 1892 ein achtbändiges Werk über Moraltheologie veröffentlicht, das die Lehren der Jesuiten Busenbaum, Gury und Ballerini vereinigt enthält. Palmieri trägt ganz dasselbe vor, was wir aus Cardenas schon gehört haben, und wir übergehen deshalb seine theoretischen Ausführungen über die Erlaubtheit der Doppelsinnigkeit in der gewöhnlichen Rede und beim Eide. Nur einige von den 24 Folgerungen, die er daraus für das praktische Leben zieht, seien aufgeführt: Ein Beichtvater kann schwören, er wisse nichts von einer Sünde, die ihm gebeichtet worden ist. Er kann dies auch dann schwören, wenn er gefragt wird, ob er davon etwas als Diener Christi wisse. Ein Zeuge kann schwören, er wisse nichts von einem Verbrechen (obwohl er es doch weiß), wenn er weiß, daß das Verbrechen schuldlos begangen wurde. Ist einem Zeugen die Mitteilung von einem Verbrechen gemacht worden unter dem abgenommenen Versprechen, es geheim zu halten, und ist sonst über das Verbrechen nichts bekannt, so ist der Zeuge verpflichtet zu sagen (und zu schwören), der Schuldige habe das Verbrechen nicht begangen. Ein Armer, der das zu seinem Unterhalt Nötige verborgen hat, kann vor dem Richter aussagen, er besitze nichts. Wer von einem Orte kommt, von dem es fälschlich heißt, es herrsche dort eine ansteckende Krankheit, darf leugnen, daß er von

Digitized by Google

diesem Ort kommt, nämlich insofern dieser Ort als infiziert gilt; denn das ist der Sinn der Frage. Dieselbe Antwort kann er geben, obwohl der Ort infiziert ist, und obwohl er von ihm kommt, wenn er nur sicher ist, daß er nicht selbst angesteckt ist. Freilich ist es schwer, darüber sicher zu sein. Wer um etwas gebeten wird, sei es als Geschenk oder als Darlehen, kann leugnen, etwas zu besitzen, wenn er nichts geben kann oder will. Ein Gläubiger kann eidlich versichern, die ihm tatsächlich bezahlte Schuld sei ihm nicht bezahlt, wenn er noch eine andere Forderung ausstehen hat, deren Zahlung ihm verweigert wird und die er nicht beweisen kann. Es ist erlaubt, etwas Falsches zu beschwören, wenn man mit leiser Stimme einen Zusatz macht, wodurch der Schwur wahr wird. Nur muß wahrgenommen werden können, daß ein Zusatz gemacht wurde. Den Sinn des Zusatzes zu verstehen, ist nicht nötig. Auf diese Weise schwört der eine der Wahrheit gemäß und der andere wird nicht getäuscht" (Opus theologicum morale. 1892. II, 416—418).

Mit diesen authentischen Mitteilungen aus jesuitischen Schriften der Gegenwart ist der unwiderlegliche Beweis erbracht, daß der Jesuitenorden und seine Lehre unpatriotisch, staatsgefährlich und unmoralisch sind, und daß sie für den konfessionellen Frieden eine schwere Gefahr bilden.

Malerei und Zeichnung.

Von Theodor Lipps.

[Fortsetzung.]

In diesen beiden Griffelkünsten nun hat der Gegensatz des Schwarz und Weiß einen völlig verschiedenen Sinn. Er ist im Holzschnitt der Gegensatz der Grenzlinie und der Fläche, in der Radierung der Gegensatz von Schatten und Licht. Dies genügt, um beide zu durchaus verschiedenen Künsten zu machen.

Der Dürersche Holzschnitt gibt in flächenabgrenzenden Strichen charakteristische Grundlinien der bewegten Gestalt. Er zeigt uns nicht Körper, sondern Bewegungen, Stellungen, Haltungen, Gebärden von Körpern in ihren charakteristischen Grundzügen.

Digitized by Google

Dieſelben dienen dem Ausdruck des Lebens; aber eben desjenigen Lebens, in deſſen Natur es liegt, in ſtark ausgeprägten, „lauten“ Bewegungen, Stellungen, Haltungen und Gebärden ſeinen Ausdruck zu finden. Der Dürerſche Holzſchnitt iſt eine ſpezifiſch dramatiſche Gattung. Nicht das ſchöne Daſein, ſondern das bedeutſame äußere ſich Betätigen im Raum, der lebendige mimiſche Ausdruck und die lebendige äußere Wechſelbeziehung durch den Raum hindurch iſt ſein Thema.

Völlig anders die Rembrandtſche Radierung. Sie grenzt nicht Flächen ab, ſondern löſt Grenzen auf und läßt Geſtalten ineinanderfließen im ſtetigen Übergang von Licht und Schatten; läßt ſie übergleiten in den Raum und das allgemeine Raumleben, deſſen ſichtbare Träger vor allem Licht und Schatten ſind. Oder umgekehrt geſagt, ſie läßt Geſtalten aus dem allgemeinen Raumleben heraustreten, dies Leben ſozuſagen in ihnen ſich verdichten.

Die Radierung vereinheitlicht alſo in dieſer doppelten Weiſe; einmal durch das überall gleiche Schwarz-Weiß, zum andern durch dies Ineinanderfließen.

Vermöge dieſer doppelten Vereinheitlichung nun iſt die Radierung in völlig eigene Bahnen gewieſen. Sie zielt nicht bloß nicht auf Schönheit der ſinnlichen Erſcheinung der einzelnen Geſtalt, ſondern ſie ſtrebt auch nicht nach dem dramatiſchen Ausdruck des Lebens: Ihr Gegenſtand iſt weder das ſchöne oder bedeutſame *Daſein* des Einzelnen im Raum, das ſich Ausbreiten, ſich Entfalten und ſich Genießen des Individuums in ſeiner räumlichen Exiſtenz, noch auch die bedeutſame Betätigung und Lebensäußerung im Raum und durch den Raum, ſondern ihre ſpezifiſche Aufgabe liegt auf dem Gebiete der Innerlichkeit, des ſpezifiſch Seeliſchen, des Gemütlichen und Geiſtigen, der raumloſen *inneren Zuſtändlichkeit*, und der inneren Wechſelbeziehung durch den Raum, der allverwebenden *Stimmung* des einheitlichen Raumganzen.

Hier komme ich noch einmal auf den Verzicht auf die Farbe, nämlich die den *einzelnen Geſtalten* eigene, alſo das Einzelne *ſcheidende* Farbe. Dieſe „Lokalfarbe“ ſchließt, ſo ſagte ich, die Forderung in ſich, daß das Einzelne die Herausſonderung beanſpruchen dürfe, d. h. daß es als Einzelnes in ſeiner körperlichen Exiſtenz bedeutſam ſei. Dagegen ſagt der Verzicht auf dieſe Farbe, daß das Einzelne dieſe Einzelbedeutung nicht beanſpruche. Er zwingt alſo den Blick auf das Ganze. Und er zwingt ihn andererſeits auf das von der Farbe unabhängige Leben, und läßt dies ſelb-

Digitized by Google

ständiger, also bedeutsamer heraustreten. Diese Unabhängigkeit von der Farbe nun eignet den dramatischen Lebensäußerungen und Wechselbeziehungen, und sie eignet dem spezifisch Gemütlichen und Geistigen. So wird der Verzicht auf die Farbe der einzelnen Gegenstände zum positiven Faktor in den beiden Griffelkünsten, die wir hier einander gegenüberstellen, dem Holzschnitt und der Radierung.

Vor allem aber bei der Radierung muß noch besonders darauf Gewicht gelegt werden: Die Farbe ist das oberflächlichste in der sinnlichen Erscheinung des Individuums, das vor allem gegen die innere, gemütliche oder geistige Zuständlichkeit Gleichgültigste. Was hat das Innerlichste im Menschen, was haben Sorge und Kummer, Mitleid und Barmherzigkeit, Sinnen und Grübeln, was auch hat die Behaglichkeit eines gegen alle äußere Erscheinung gleichgültigen Humors zu tun mit der blonden oder braunen Farbe des Haares, mit dem Schwarz oder Blau der Augen, oder gar mit der Farbe der Kleidung? Und auch gegenüber der innerlichen, stimmungshaften Beziehung der Menschen und Dinge zu einander oder gegenüber dem allgemeinen Walten in der Natur, dem geheimnisvoll innerlichen Hin- und Herweben der Naturkräfte, ist die Farbe etwas Gleichgültiges.

Zum Verzicht auf die Farbe und zur Aufhebung der Grenzen tritt aber schließlich bei der Radierung noch ein Drittes: Schon dem Holzschnitte liegt nichts an der „Reinheit" der Form. Aber es liegt ihm an der Sicherheit der Linie, durch welche Flächen abgegrenzt werden, und eine sichere Charakteristik des dramatisch sich äußernden Lebens vollbracht wird.

Dagegen ist der Radierung auch hieran nichts gelegen. Wir sehen Striche leicht, scheinbar sorglos hingeworfen, dahin und dorthin laufend, neben einander hergehend oder sich kreuzend. Kein Strich erhebt, — unserem Eindruck zufolge —, den Anspruch, daß er so sein müsse, wie er ist und nicht auch anders sein könne. An die Stelle des Geflissentlichen, des im einzelnen Bedachten, des in jedem Zuge so und nicht anders sein Sollenden, ist das scheinbar Zufällige getreten. Es liegt also dem Kunstwerk nicht an der Wiedergabe einer Form in jedem ihrer einzelnen Züge, sondern das Einzelne erscheint zufällig, demnach bedeutungslos.

Dadurch nun sind wir aufgefordert, mit unserem Blick nicht am Einzelnen zu haften, nicht der einzelnen Linie zu folgen, sondern darüber relativ hinwegzusehen, oder durch die einzelne Linie hindurchzusehen.

Digitized by Google

Damit aber wird unser Blick hingenötigt auf das, was jenseits der einzelnen Form oder des einzelnen Linienzuges liegt. Und dies ist das Allgemeine, das im Raum waltende Gesamtleben, die vereinheitlichende Stimmung; und es ist jene innere Zuständlichkeit, jenes Gemütliche und Geistige, die Sorge und Bekümmernis, das Sinnen und Grübeln u. s. w.

Hier wird man die Frage stellen: Haftet nicht der Ausdruck dieser Stimmung, und vor allem, haftet nicht der Ausdruck dieses Gemütlichen und Geistigen oder dieses spezifisch Seelischen gleichfalls an der Form, und ist nicht auch hier jede einzelne Linie an diesem Ausdruck beteiligt? Und wenn dem so ist, wie kann dann die Linie und Form im einzelnen gleichgiltig scheinen? Wie kann ich darüber hinwegsehen?

Von diesen beiden Fragen ist die erstere nicht nur überhaupt zu bejahen, sondern mit besonderem Nachdruck zu bejahen. Eine innere, geistige oder gemütliche Verfassung liege in Auge und Mund. Dann ist dieselbe zweifellos an die Formen und Linien von Auge und Mund gebunden. Und sie ist in der Weise daran gebunden, daß jede kleinste Formverschiebung und Änderung einer Linie diesen Ausdruck aufheben und in einen völlig anderen verkehren kann. Es kommt also hier in Wahrheit in ganz besonderem Maße auf die Form und Linie im einzelnen und im kleinsten an.

Aber darum handelt es sich ja hier nicht. Sondern die Rede ist einzig von dem *Eindruck* oder *Schein* des Sorglosen, Zufälligen, des leicht Hingeworfenen.

Und dieser nun hat eine durch nichts zu ersetzende Bedeutung für die Auffassung jener inneren Zuständlichkeit. Diese ist, so sage ich, an die Form und Linie, und an das einzelnste und kleinste der Form und Linie gebunden. Aber sie ist in völlig anderer Weise daran gebunden, als die Schönheit und Bedeutsamkeit des körperlichen Daseins und die ausdrucksvolle körperliche Bewegung an Formen und Linien gebunden sind.

Körperliche Kraft und Gesundheit, schwellendes und blühendes körperliches Leben *liegt* für mich unmittelbar *in* den Formen und Linien des Körpers. Ich nenne dies Leben körperliches Leben, eben weil es für meinen unmittelbaren Eindruck die körperlichen Formen *erfüllt*. Ich finde es in ihnen, in dem ich sie *verfolge*; es erscheint als das eigene Leben dieser Formen und Linien. Ebenso liegt für mich die körperliche Bewegung unmittelbar in den für

Digitized by Google

dieſelbe charakteriſtiſchen Linien. Wiederum finde ich es, indem ich dieſen Linien nachgehe.

Völlig anders dagegen verhält es ſich mit der inneren, ſeeliſchen Zuſtändlichkeit, der gemütlichen oder geiſtigen Verfaſſung, die ich in Auge und Mund finde. So gewiß auch ſie an die Formen und Linien für mich gebunden iſt, ſo gewiß *liegt* ſie für mich nicht unmittelbar darin, als Leben des Auges oder Mundes und ihrer Formen, ſondern ſie liegt jenſeits. Auch dieſe gemütliche oder geiſtige Verfaſſung iſt Leben. Aber ſie iſt ein Leben, das nicht *in* den Formen und Linien ſelbſt *abläuft*, ſie iſt nicht ein Leben dieſer *Formen* und *Linien*, ſondern ſie iſt ein Leben der *Seele*, die *dahinter* liegt. Ich gewinne demgemäß den Eindruck dieſer inneren Verfaſſung oder dieſes Lebens nicht, indem ich bei den einzelnen Formen und Linien bleibe und ihnen folge und von ihnen und ihrem Verlaufe ein ſicheres Bild mir ſchaffe, ſondern indem ich ſie ſehe, zugleich aber durch ſie hindurchſehe, von ihnen aus hinabſteige und mich verſenke in eine dahinter liegende Tiefe.

Dies gilt allgemein von jedem ſpezifiſch ſeeliſchen Ausdruck. Daß er ſeeliſcher Ausdruck iſt, dies eben beſagt, daß die ausdrückenden Formen nicht *ihr* Leben, ſondern ein von dem in ihnen waltenden oder ablaufenden Leben verſchiedenes Leben, nämlich eben das der Seele, kundgeben.

Und dies heißt jedesmal, daß ich bei den ausdrückenden Formen nicht bleiben darf, wenn ich das durch ſie zum Ausdruck gelangende Leben erfaſſen und mir innerlich zu eigen machen will, ſondern daß ich in eigentümlicher, nicht näher beſchreibbarer Weiſe durch die Formen hindurchſehen muß auf dies ſeeliſche Leben.

Will man noch ein Analogon hierfür, ſo kann man es finden im Ausdruck der Worte. Auch was Worte ſagen, der Wille etwa, den ſie kundgeben, iſt nicht an die Worte „gebunden", in dem Sinne, daß für mich die Worte, dieſe Komplexe von Vokalen und Konſonanten, unmittelbar von dieſem Willen erfüllt wären, ich alſo in der Betrachtung der Vokale und Konſonanten, in dem Bilde derſelben, unmittelbar den Willen fände, ſo wie ich in der Form und Bewegung eines Armes unmittelbar Kraft oder Elaſtizität finde. Nicht die Worte wollen, ſondern eine Perſönlichkeit will, die hinter den Worten ſteht und ſie ausſpricht. Demgemäß hafte ich auch hier, wenn ich den Sinn der Worte erfaßen will, nicht am Klange oder der Form der Worte, ſondern blicke durch dies Sinnliche hindurch auf jenes Dahinterliegende.

Digitized by Google

Und überall nun in der bildenden Kunst dient als Mittel, solches Hindurchblicken nicht nur mir zu ermöglichen, sondern für mich notwendig zu machen, und damit das Dahinterliegende in mir zu ausschließlicherer und demgemäß zu intensiverer Wirkung zu bringen, der Schein des Zufälligen, Ungefliſſentlichen, um das Einzelne Unbekümmerten. Ein solches Mittel hat insbesondere die Radierung in der ihr eigenartigen Technik.

Hier erst ist der Punkt, wo vollkommen das Unrecht des Satzes einleuchtet, in der Griffelkunst trete an die Stelle der verlassenen Körperhaftigkeit die Idee. In Wahrheit tritt an die Stelle derselben das, was den eigentlichen und natürlichen Gegensatz der Körperhaftigkeit ausmacht, nämlich das spezifisch Seelische, das Gemütliche und Geistige.

Zugleich aber leuchtet anderseits hier vollkommen das Recht des andern Satzes ein: Auch die Nachtseiten des Lebens fordern ihre bildliche Darstellung, und dazu bietet sich die Griffelkunst dar. Stellt die einzelne Gestalt als solche in ihrer sinnlichen Erscheinung keinen Anspruch mehr, so kann sie häßlich sein. Und erhebt die dramatische Äußerung der inneren Erregung keinen Anspruch mehr, so hat auch hier das an sich Bedeutungslose und Unschöne sein Recht. Um so bedeutsamer erscheint dann dasjenige, was trotzdem, vielmehr eben dadurch, zur vollen Geltung gelangt.

Es gibt keine Wirkung der Kunst, die nicht an einen Verzicht geknüpft wäre. Jedes darzustellende Objekt hat mannigfache Seiten, die in unserer Betrachtung mit einander konkurieren. Drei Hauptseiten sind im obigen hervorgehoben. Es giebt eine Schönheit des körperlichen Daseins; der ruhenden sinnlichen Erscheinung; es gibt eine Schönheit der ausdrucksvollen, lebhaften, kraftvollen Bewegung; und es gibt eine Schönheit der innerlichen Zuständlichkeit, einen in der Tiefe liegenden Menschenwert, der erst im Leiden, in der Kümmernis und vielleicht der Verkümmerung, kurz in allem dem, was zum Heroischen, Herrlichen, zum Triumph der Schönheit und Kraft den äußersten Gegensatz bildet, zu seinem vollen Rechte gelangen kann.

Es ist aber Aufgabe der Kunst, dies alles uns eindrucksvoll gegenwärtig zu machen. Es ist insbesondere auch eine Aufgabe derselben, jenes nur innerliche Schöne aus der unschönen Hülle, an die es seiner Natur nach gebunden ist, heraustreten zu lassen; das Gold des Menschlichen aus solchem Leiden, solcher Verkümmerung, kurz, aus der Niedrigkeit oder Nacht des Lebens herausleuchten zu lassen. Und dazu bietet nun dasjenige Dar-

Digitized by Google

stellungsmaterial und diejenige Technik die Hand, in deren Natur es liegt, daß sie nicht abzielen kann auf jenes Heroische, Herrliche, jenen Triumph der Schönheit, noch auch auf jenes kraftvoll dramatisch sich äußernde Leben, sondern deren ganze Kraft im Dienste seelischen Ausdruckes steht.

Eine solche Technik aber ist die Radierung. Auch sie gibt einen Triumph, nämlich den Triumph des spezifisch Seelischen, des Gemütlichen und Geistigen; und zugleich den Triumph des allgemeinen Raumlebens, des Lichtes und des Lebens, das auch im Dunkel geheimnisvoll webt.

Zugleich kann die Radierung durch die Wirkung des Lichtes, dessen Macht da oder dort oder an einem einzigen Punkte das Dunkel überwindet, in besonderer Weise dasjenige Einzelne, in welchem der Sinn des Ganzen sich zusammenfaßt, zu höchster Wirkung bringen. Man denke an die Rembrandtsche Verwendung des Lichtes. Dabei wirkt doch nicht dies Einzelne als Einzelnes, vor allem nicht als einzelne körperliche Gestalt, sondern als der geistige Gipfel- und Mittelpunkt, in welchem all das innerliche Leben sich zusammenfaßt.

Auch damit aber ist noch nicht alles gesagt. Zu den Darstellungsmitteln der Zeichnung gehört auch der geringe Maßstab. Auch in dessen Natur liegt es, daß die einzelne körperliche Form und die körperliche Form überhaupt zurücktritt. Körperliches Leben ist an Größe des Raumes gebunden, in welchem es sich entfaltet. Das Innerliche und Gemütliche dagegen bedarf keiner räumlichen Größe. An die Stelle aller räumlichen Dimensionen tritt hier die unräumliche Dimension der seelischen Tiefe.

Solche Innerlichkeit und Tiefe kann unsagbar, rätselhaft, geheimnisvoll erscheinen. Und vielleicht gibt sie dadurch zu Gedanken und Deutungen Anlaß. Dann gehören doch nicht diese Deutungen, sondern es gehört einzig das unmittelbar Erlebte, d. h. eben dies unsagbar Rätselhafte, Geheimnisvolle zum Inhalt des Kunstwerkes. Es ist auch hier gleichgültig, „ob dies Peter oder Endymion ist".

Jedes Darstellungsmittel, also auch jede Kunst hat „ihren eigenen Geist und ihre eigene Poesie". Diesen Geist und diese Poesie wird der Künstler jederzeit anerkennen und triumphieren lassen. Er wird nie seiner Kunst einen fremden Geist aufnötigen.

Dies aber heißt jedesmal: Er verzichtet.

Der Künstler zeigt sich in dem, was er gibt; noch mehr vielleicht in dem, was er zu geben unterläßt. Dadurch erst gibt er ganz, was er gibt. Alles, was man Flottheit, Leichtigkeit und

Digitized by Google

Freiheit in der Verwendung der Mittel nennt, jede Benützung des Zufälligen, jede Vermeidung des Geflissentlichen, Gequälten gehört hierher.

Der Künstler beherrscht sein Material und seine Technik; dies aber heißt niemals, daß er sie quält oder gar tötet. Sondern daß er ihnen volle Freiheit läßt und eben dadurch seine Wirkung vollbringt.

Ja, der Künstler wird jederzeit geflissentlich hinter dem zurückbleiben, was das Material erlaubt, um jeden Gedanken eines Konfliktes zwischen seinem Wollen, und dem, was das Material gestattet, oder fordert, auszuschließen, also jeden Konflikt zwischen Wollen und Können; jeden Eindruck der Unzulänglichkeit.

Daraus ergibt sich die möglichst scharfe Scheidung der Künste. Es ist ein Zeichen des Niederganges, wenn der Musiker dichtet und der Dichter musiziert, wenn irgend eine der bildenden Künste Gedanken verkündigt; wenn der Plastiker statt plastische Gestalten Weltanschauungen oder Gedankensysteme meißelt.

Jede Kunst hat ihre eigene Poesie. Also hat jede Kunst, die nicht Poesie ist, eine andere Poesie als die Poesie. Und verloren ist jede Kunst, die philosophiert.

Jedes Kunstwerk ist allgemeingültig und sagt etwas allgemeines. Und es mag ein Zeichen eines großen Kunstwerkes sein, wenn sich bei ihm allerlei allgemeines denken läßt. Aber es ist ein Zeichen des Kunstwerkes überhaupt, daß es der gedanklichen Zutat nicht bedarf. Und das größte Kunstwerk ist allemal dasjenige, in dessen Betrachtung ich alle gedanklichen Zutaten vergesse, weil mir das Kunstwerk so viel gibt, daß für dergleichen in mir kein Raum mehr bleibt.

Es ist, ich wiederhole, die spezifische, durch nichts in der Welt zu ersetzende Aufgabe der Kunst, daß sie — nicht mir etwas zu denken gibt, sondern Leben, nämlich positives Leben in eine sinnliche Erscheinung bannt, so daß ich es darin unmittelbar finde und erlebe, fühle und genieße.

Digitized by Google

Gottscheds Stellung in der vaterländischen Literatur.

Von Eugen Reichel.

Es ist gewiß eine fesselnde Aufgabe, sich über die Stellung, die Gottsched in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Schrifttums (diesen Begriff im allerweitesten und nicht etwa nur im schöngeistigen Sinne verstanden) einnimmt, klar zu werden. Man ist sich nämlich bis vor ganz kurzer Zeit nicht nur nicht klar darüber gewesen, sondern man hat auch geglaubt und glaubt im allgemeinen selbst heute noch, diese Klarheit, dieses Wissen von Gottsched, dem Schriftsteller, in so hohem Grade zu besitzen, daß man sich ohne weiteres berechtigt zu sein wähnt, über den gewaltigen Mann hochmütig abzusprechen und seine Lebensarbeit zu den Lumpen und Glasscherben der Vergangenheit zu werfen.

Aus diesem Grunde schon ist es also nicht nur eine fesselnde, sondern auch eine notwendige Aufgabe, die wahre Bedeutung Gottscheds, des Schriftstellers, der Welt zum Bewußtsein zu bringen; aber man wird bei ihrer Erledigung doch nie vergessen dürfen, daß die Lebensarbeit Gottscheds eigentlich nur zufällig eine literarische, daß die literarische Tätigkeit des großen Organisators stets nur ein Mittel zu einem weit höheren Zwecke gewesen ist. Was ich schon so oft gesagt habe, muß ich deshalb auch an dieser Stelle zunächst noch einmal wiederholen: man tut Gottsched unrecht, wenn man das Werkzeug seiner Kraft für das Wesen seiner Lebensarbeit hält; wenn man übersieht, daß seine vielseitige schriftstellerische Tätigkeit nur die Begleiterscheinung seiner völkisch-politischen und nur von völkisch-politischen Gesichtspunkten aus zu beurteilenden und richtig zu würdigenden Lebensarbeit gewesen ist.

Nicht als Berufsdichter hat Gottsched seine Gedichte geschrieben (wenngleich er seinerzeit bis etwa zum Jahre 1750 für den bedeutendsten aller lebenden deutschen Versdichter galt und in gewisser Beziehung gelten durfte, ja mußte); nicht als Berufsdramatiker hat er seine Versdramen verfaßt und die Umgestaltung der deutschen Schaubühne durchgesetzt; nicht als Berufsredner hat er seine Reden gehalten und die Grundgesetze der „Redekunst“ umständlich dargelegt; nicht als Fachästhetiker hat er die „kritische Dichtkunst“, nicht als Fachphilosoph seine klassische „Weltweisheit“

Digitized by Google

geschaffen; nicht als Fachphilolog hat er seine bahnbrechenden germanistischen Studien getrieben, die Schätze der deutschen Vergangenheit ans Licht gehoben, den Sprachschatz unseres Volkes neu in Fluß gebracht, planvoll bereichert, beziehungsweise erneuert und die deutsche Sprache zur höchsten Reinheit und gesetzmäßigen Vollkommenheit geadelt; nicht als Buchmacher hat er dem deutschen Volke seine vielen Übersetzungen geschenkt; nicht als Berufsjournalist hat er seine Zeitschriften herausgegeben — alle diese zum Teil wahrhaft großartigen schriftstellerischen Leistungen, die wir im alten Griechenland und Rom, in Frankreich und Italien auf eine Reihe von bedeutenden Männern verteilt sehen, dienten nur dem einen Zwecke: das geistig und sittlich und vor allem politisch verkommene deutsche Volk neu zu erheben, es zu neuer Kraftanstrengung anzufeuern und für den großen Wettstreit mit den anderen Kulturvölkern neu zu befähigen. Nur weil es einem bürgerlichen Pfarrerssohn damals unmöglich war, sich im engeren Sinne des Wortes als Staatsmann, als berufene politische Persönlichkeit auszuleben, wurde Gottsched Hochschullehrer, Dichter und Schriftsteller. Im politischen Leben war kein Platz für ihn; so mußte er die Gelehrten- und Schriftstellerlaufbahn betreten, um von ihr aus alle die notwendigen Arbeiten zu verrichten, die das deutsche Volk eine Stufe höher heben und einen Schritt weiter führen sollten. Als ein auf der höchsten Höhe damaliger Gelehrten-Bildung stehender, von allen Quellen der Weltweisheit gespeister Privat-Staatsmann vollführte Gottsched seine Lebensarbeit; und wenn sein edler Ehrgeiz, ein *berufener* Staatsmann zu werden, nicht in Erfüllung ging und seiner freien Anschauungen wegen auch nicht in Erfüllung gehen konnte, so ist auch der Schmerz darüber in ihm nie ganz erloschen. Schon im Jahre 1728 schrieb dieser geborene Herrenmensch, dieser von der Vorsehung auserwählte *geistige* Führer seines Volkes in einer, an den sächsischen Hofdichter J. U. König gerichteten Widmung des „Biedermannes", daß er als Journalist „die angefangene Arbeit fortsetzen und der Welt so lange auf diese Art dienen" wolle, bis man ihn „tüchtig finden werde, solches auf eine andere Weise zu tun." Diese „angefangene Arbeit" aber waren seine berühmten Wochenschriften, in denen er für eine Erneuerung und Veredelung des gesellschaftlichen Lebens, für die Reinigung und Ausbreitung der deutschen Sprache, für die Umbildung der Schaubühne, für eine sachliche Volksbildung, für Aufklärung jeglicher Art kämpfte; in denen er seinem Volke ein edles Selbstgefühl

Digitized by Google

anzuerziehen und ein von Kunst und Wissenschaft, von Freiheit und weltlichem Idealismus getragenes Dasein wünschens- und erstrebenswert machen wollte. Gottsched aber hatte seiner Hoffnung umsonst Ausdruck gegeben; man fand ihn nicht für tüchtig, „die angefangene Arbeit auf andere Weise zu tun"; und die Enttäuschung hierüber machte sich zuweilen in Worten Luft, die nur von dem richtig gewürdigt werden können, der sie nicht als Äußerungen des Unmuts eines in seiner Eitelkeit und seinem persönlichen Ehrgeiz verletzten Mannes, sondern als Trauerkundgebungen eines wahrhaften Vaterlandsfreundes erkennt. So sagt er 1743 in der herrlichen Gedächtnisrede auf Coppernicus: „Es ist eine gemeine aber auch ungegründete Meinung, daß Leute, die sich den theoretischen Wissenschaften widmen, zu allen Welthändeln und wichtigen Geschäften untüchtig sind. Die berühmtesten Männer aller Zeiten, die nicht nur wegen ihrer Wissenschaften in philosophischen und mathematischen Wahrheiten, unter die Zahl der Weisen gesetzt worden, sondern auch wegen ihrer Klugheit in politischen Dingen, Regenten ihrer Städte gewesen, sind bei den meisten in Vergessenheit geraten. Man weiß nicht mehr, oder will es nicht wissen, daß die bekannten sieben Weisen aus Griechenland nicht Schullehrer, sondern Gesetzgeber, Staatsmänner, Fürsten gewesen, welche die Wohlfahrt des gemeinen Wesens ebenso wohl, ja wohl noch mehr, als das Wachstum der Wissenschaften befördert haben. Und daher kommt es mehrmals, daß man bald die Gelehrsamkeit den Regenten für unnützlich, bald die Gelehrten zu Weltgeschäften für ungeschickt schätzet. Schädliches Vorurteil! Wie oft hast du das wahre Heil der Staaten gehindert, wie oft auch wohl gar zu Grunde gerichtet." Nur einmal im Leben war es ihm vergönnt, selbsthandelnd in die „Weltgeschäfte" einzugreifen: Als 1756 Friedrich von Preußen in Sachsen einfiel und, sowie für das Land, auch für die Leipziger Universität das Schlimmste zu befürchten war, übertrug man Gottsched schnell das Rektorat, das in diesem Jahre zufällig ein anderer Kollege bekleidet hatte. Man wußte, daß er der einzige Mann in Sachsen war, der mit dem fürchterlichen Preußenkönig fertig werden konnte; und die staatsmännische Begabung des Mannes bewährte sich in diesem Falle so glänzend, daß die Universität unangetastet blieb. So sind denn auch seine großartigen und erfolgreichen Arbeiten für die Reinigung und Ausbreitung der deutschen Sprache keineswegs nur wissenschaftlicher Art; im Gegenteil: sie sind der Ausfluß eines weitschauenden politischen Geistes; und es

Digitized by Google

läßt sich gar nicht abschätzen, was der Sprachmeister Gottsched für die Ausbreitung unserer Sprache hätte leisten können, wenn ihm, dem schlichten Hochschulrektor, die Macht eines Richelieu zur Verfügung gestanden hätte. Das Fehlen dieser Machtstellung hat er stets schmerzlich empfunden; und es offenbart nichts anderes, als eine große Kurzsichtigkeit, wenn man sich, wie es des öfteren bis in die jüngste Zeit hinein geschehen ist, darüber aufhält, daß Gottsched immer wieder nach einem deutschen Richelieu rief, oder wenigstens nach einer hochstehend mächtigen Persönlichkeit, welche das von ihm selbst Geschaffene beziehungsweise Angestrebte zum Segen für unser Volk, mit starker Hand schützte oder zur Ausführung brächte.

Dieses vorausgeschickt, werde ich mich nun wohl dem eigentlichen Gegenstande dieser Betrachtung zuwenden dürfen, ohne befürchten zu müssen, falsch verstanden zu werden.

Heinrich Rückert nennt den „großen Duns" in seiner „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache" (1875) „eine epochemachende Persönlichkeit" und behauptet von ihm, daß er Opitz, Wolf, Bödiker und Thomasius in einer Person sei. Gewiß ein schwerwiegendes Urteil, wenn man einerseits die Bedeutung der 4 Männer für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens erwägt, andererseits bedenkt, daß dieses Urteil vor 27 Jahren von einem Philologen ausgesprochen wurde, der im übrigen noch mit den althergebrachten Vorurteilen gegen Gottsched gläubigst vertraut war. Opitz: das bedeutet einen epochemachenden Vertreter der deutschen Lyrik, der zugleich ein bahnbrechender Theoretiker seiner Kunst war und nebenbei auf die Entwickelung unserer Sprache einen, fast 100 Jahre währenden, bestimmenden Einfluß ausübte. — Wolf: das bedeutet einen Merkstein in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Philosophie. — Bödiker: das bedeutet den Mann, der, gestützt auf die Autoritäten eines Luther und Opitz, die Grundgesetze der deutschen Sprache festzustellen versuchte. — Thomasius: das bedeutet einen kühnen Vertreter der Aufklärung und ebenso kühnen Verfechter des Rechts der deutschen Sprache auf allen Gebieten des Schrifttums. Erwägt man nun, daß neuerdings der Essayist S. Lublinsky, auf Grund meines „Gottsched-Denkmals", Gottsched „einen deutschen Cicero" genannt hat; so wird man sich, auch wenn man von Gottsched so gut wie nichts weiß, eine ungefähre Vorstellung von dem schriftstellerischen Charakter des Mannes machen können. Nur freilich nicht mehr als eben eine ungefähre Vorstellung, d. h. nur etwa ein Bild

Digitized by Google

von dem äußerlichen Umfang der schriftstellerischen Arbeit des Mannes, dem die Schriftstellerei keineswegs Selbstzweck war, dessen schriftstellerische Leistungen also doch sehr wesentlich anders beurteilt werden müssen, als etwa die Arbeiten eines Dichters, Philosophen, Redners, Grammatikers und dergl. mehr vom Fach. Aber immerhin: Cicero, Opitz, Wolf, Bödiker und Thomasius in einer Person, auch wenn man den Dramaturgen und Dramatiker, den Herausgeber alter deutscher Schriftdenkmäler, den Übersetzer und naturwissenschaftlichen Popularisator nicht in Rechnung setzt. Nun könnte aber ein Schriftsteller noch viel mehr literarische Persönlichkeiten der Vergangenheit in sich vereinigen, d. h. etwa ein Eklektiker allergrößten Stils sein, ohne daß er deshalb von irgend welcher entscheidenden Bedeutung für die Literatur seines Volkes zu sein brauchte. Wollen wir uns also über die Stellung Gottscheds innerhalb der deutschen Literatur klar werden, so wird sich uns die Nötigung aufdrängen, zu prüfen,

erstens: ob in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Bedürfnis dafür vorlag, die von hervorragenden Männern des 17. Jahrhunderts bereits verfolgten Bestrebungen neuerdings aufzunehmen,

zweitens: ob durch die geschlossene Vereinigung dieser Bestrebungen das von einigen Vorgängern Gottscheds Geleistete nicht nur noch einmal geleistet wurde, sondern zugleich in gesteigertem Umfange und somit als etwas wesentlich Neues, von innen heraus Vertieftes, in die Erscheinung trat — und

drittens: ob die von Gottsched erzielten Wirkungen derart waren, daß ohne sie eine Erneuerung und Vertiefung unseres geistigen und literarischen Lebens (einschließlich des Bühnenwesens) nicht wohl möglich gewesen wäre.

Wenden wir unsere Betrachtung also zunächst der ersten Frage zu: Lag in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Bedürfnis dafür vor, die von hervorragenden deutschen Gelehrten des 17. Jahrhunderts verfolgten Bestrebungen in Beziehung auf Dichtkunst, Sprache und Aufklärung mit neuen Kräften aufzunehmen?

Was zunächst die Dichtkunst anbetrifft, so wird man, auch wenn man die ästhetischen Ansprüche noch so tief hinabschraubt und nur vom geschichtlichen Standpunkt aus urteilt, ohne weiteres zugeben, daß sie in jeder Beziehung eines neuen ausübenden Meisters und eines neuen bahnweisenden Gesetzgebers bedurfte. Nicht daß es in der Zeit von 1650 bis 1725 an Dichtern gefehlt

Digitized by Google

hätte, die für edle Nachfolger Opitzens und zumal Simon Dachs gelten durften: Paul Gerhardt und Johann Christian Günther liefern den Beweis, daß das von Opitz, Dach, Fleming und anderen Begründete und Geschaffene nicht ganz verloren gegangen war. Aber es fehlte, trotz diesen vereinzelten Talenten, in Deutschland eben so sehr an einem sicheren, edlen Geschmack, wie an einer gefestigten sprachlichen und formalen Technik. Dazu kam, daß die Neigung zu unnatürlicher Verstiegenheit, zum Schwulst und zur Unzüchtigkeit in der zweiten Hälfte des 17. und in dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts so sehr überhand genommen hatte, daß die deutsche Dichtung dieser Zeit von Schmutz geradezu triefte. Von Hofmannswaldau und Lohenstein bis hinab zu Henrici-Picander und Genossen waren die deutschen Dichter entweder verstiegene Schwätzer oder zucht- und gesinnungslose Banausen. Der Schulmeister und Schuldramatiker Christian Weise hatte zwar mit seinen geschmack- und geistlosen Gedichten, Theaterstücken und Romanen nicht ganz ohne Erfolg gegen den verderblichen Schwulst der Schlesier angekämpft, und Männer wie Besser, Canitz, Neukirch u. a. waren bereits mit einer natürlichen wenn auch vorzugsweise lehrhaften Lyrik aufgetreten und so zu Vorläufern für den reichbegabten Günther geworden: aber an festen Grundsätzen fehlte es überall; und selbst die besten damaligen Dichter, Günther nicht ausgenommen, konnten sich der im großen und ganzen trotz alledem und alledem herrschend gebliebenen Strömung nicht ganz entziehen. Phrasenhafter Schwulst auf der einen, zotenreiche Trivialität auf der anderen Seite waren auch im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts die zwei Pole, zwischen denen das deutsche Schrifttum in gebundener und ungebundener Rede hin- und herschwankte.

So kam es denn, daß das Ausland, zumal Frankreich, der unmittelbare Nebenbuhler Deutschlands, die deutsche Dichtkunst und mit ihr zugleich die deutsche Sprache nicht ernst nahm; es hielt die Sprache mit einem gewissen Recht für barbarisch, die Dichtkunst für plump und unkünstlerisch. Wenn einerseits im Stile Opitzens oder Weises, Lohensteins oder Picanders weitergedichtet, andererseits im Stile der damaligen Prosaschriftsteller weitergeschrieben wurde, so kam das deutsche Volk in Gefahr, auf diesem Gebiet nicht mehr mitzuzählen; und das wäre von entscheidender Bedeutung für das weitere Geschick unseres Volkes geworden. Gottsched, in dessen Bewußtsein sich zuerst wieder der große Begriff eines Gesamtvolkes und Gesamtvaterlandes ge-

Digitized by Google

bildet hatte, war aber ganz erfüllt von dem leidenschaftlichen Wunsch, seiner geliebten deutschen Sprache den ihr gebührenden Ehrenplatz unter den Sprachen der Erde zu erkämpfen; weil er sich darüber klar geworden war, daß die Macht und Größe eines Volkes vorzugsweise an die Stellung und Ausbreitung bezw. den Einfluß der Sprache dieses Volks gebunden ist. Eine Sprache aber ist nichts ohne ein auf sie sich gründendes Schrifttum; und dieses Schrifttum wiederum ist nichts, wenn es nicht einerseits eine vollendete, reine, zur höchsten Stufe der Anmut und Geschmeidigkeit entwickelte Sprache, andererseits eine kunstvoll ausgebildete Technik, eine den ganzen Bildungs-, Empfindungs- und Anschauungsgehalt des Volkes in sich schließende Dichtung in gebundener und ungebundener Rede sein eigen nennen kann. Darüber, daß gerade hier die Hebel einzusetzen wären, daß vor allem für eine von dem Wust der Fremdwörter gereinigte Sprache und für eine gehaltvolle von Grund aus deutsche Literatur gesorgt werden müßte, waren sich wohl auch vor Gottsched bereits dort und hier bevorzugte Geister klar gewesen: aber allen diesen Männern, selbst den wenigen, die bereits (wie etwa Brockes, Mencke und Mosheim) ein verhältnismäßig gutes und reines Deutsch zu schreiben verstanden, hatte die rechte Begabung gefehlt, ihr besseres Wissen und Können kraftvoll zur Geltung zu bringen, gesetzgebend zu verallgemeinern und dadurch für die Gesamtheit fruchtbar zu machen. Mit einem Worte: Es fehlte an einem Organisator, der zugleich ausreichende schöpferische Fähigkeiten für die verschiedenen in Frage kommenden Gebiete besaß. Es fehlte die große Persönlichkeit, welche endgültig mit all dem überlieferten und voll Behagen weiter gepflegten Wust aufräumte; es fehlte vor allem der Dichter, der endlich kühn mit der Vergangenheit brach und der Opitz-Epoche durch Aufstellung neuer Gesetze in Beziehung auf Sprache, Form und dichterisches Wesen das Ende bereitete. —

Diese große Persönlichkeit, dieser Dichter, Gesetzgeber und Organisator nun war Gottsched. Er war kein großer Dichter; und er selbst hat sich niemals dafür gehalten, wenngleich seine Feinde bis in die jüngste Zeit hinab ihm diese Anmaßung zu unterstellen liebten. Aber er war ein auch dichterisch hochbegabter Mann, der eine große, kühne, freie Seele, einen weitschauenden, klaren, beweglichen Geist und einen geläuterten vornehmen Geschmack besaß. Nie hat er den Ehrgeiz gehabt, ein Dichter in dem Sinne zu sein, wie etwa Günther, Klopstock, Hölty, Goethe, Schiller,

Digitized by Google

Platen, Geibel, Hölderlin u. a. Dichter gewesen sind. Ihm war auch die Dichtkunst als solche nur Nebenbeschäftigung; die dichterische Tätigkeit, die sein ganzes Leben begleitete, war eben auch nur eine der vielen Ausstrahlungen seines Genies, das sich, auf dem Boden aller Kulturwerte stehend, mit wahrhaft rührender Hingebung ganz und gar in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte.

„Ich gebe zu bedenken, ob es einem Volke nicht eine besondere Ehre sei, und sehr viele Vorteile zu Wege bringe, wenn es in seinem Lande treffliche Skribenten gibt, welche von aller Welt hochgeachtet werden. Man schreibt ja die Geschicklichkeit etlicher guter Köpfe der ganzen Nation zu. Wie gut wäre es also, wenn ein Deutscher in Holland, England und Italien in solchem Kredit stände, als die Franzosen, denen ihre längst verstorbenen Poeten noch heute Ehre machen," — so hatte er 1725 in den „vernünftigen Tadlerinnen" geschrieben. Und 1732 meinte er in den „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache ꝛc.": „Da man die Sprache erst recht putzen und auszieren muß, ehe sie fremden Nationen unter das Gesicht treten darf, so ist meines Erachtens die Notwendigkeit gut geschriebener Bücher unserer Deutschen unleugbar." — Gute Dichter, gute Schriftsteller also sollten die Sprache zur höchsten Ausbildung bringen und durch ihre Werke das Ansehen des ganzen damals von aller Welt verachteten deutschen Volkes erhöhen helfen. Das aber konnte nur geschehen, wenn die Vertreter des deutschen Schrifttums endlich allesamt aufhörten „Affen der Ausländer" zu sein. Denn „was im Deutschen ein Muster sein soll, das muß ursprünglich einen deutschen Kopf zum Vater haben, deutsch gedacht und gleich deutsch geschrieben werden, damit keine Spur eines ausländischen Wesens darinnen anzutreffen sei." So wurde Gottsched denn nicht müde, zu fordern, daß „die blinde Nachahmung der Ausländer, die uns Deutschen bisher als ein Schandfleck angeklebt und uns bei allen unseren Nachbarn verächtlich gemacht hat, aufhöre"; so beklagte er, den der Haß der Feinde zu einem beschränkten Bewunderer des Franzosentums stempelte, zu dem Sünder, der unser Schrifttum unter das Joch des französischen Geschmacks hatte beugen wollen — so beklagte er es aufs höchste, daß „die Deutschen sich, leider! gar zu stark an das Exempel der Franzosen gehalten" hätten; und dementsprechend richtete er von Beginn seiner schriftstellerisch-dichterischen Tätigkeit an all seine Kraft nicht nur auf die Ausbildung einer, alles Fremdwörterkrams entkleideten Sprache, sondern

Digitized by Google

auch auf die Ausgestaltung eines mit neuem Geist erfüllten Schrifttums, das unserem Volke Ehre machen konnte. Darüber, wie weit ihm dieses geglückt sei, sind bis vor kurzem die Ansichten in aller Welt ungeteilt gewesen. Man glaubte sich nämlich darüber klar zu sein, daß es für unser Schrifttum besser gewesen wäre, wenn Gottsched nie geschrieben oder gar gedichtet hätte. Seine Prosa galt ohne weiteres für „inkorrekt und platt"; seinen Gedichten rühmte man nach, daß sie vollständig wertlos, eine alberne Karikatur jeder Lyrik und nichts weiter als geschwollene, gespreizte, geist- und empfindungslose, vor allem jedoch nichts als handwerksmäßige gereimte schlechte Prosa wären. Nun ist aber gerade der Versdichter Gottsched, wie ich dies in einer größeren Arbeit („Gottscheds Lyrik", S. Gottsched-Halle, Heft 1 und 2) umständlich ausgeführt habe, von ganz hervorragender geschichtlicher Bedeutung und zwar nicht nur deshalb, weil er als erster die geistliche Dichtung grundsätzlich unberücksichtigt ließ und die deutsche Dichtkunst mit Bewußtsein ausschließlich auf die weltliche Grundlage stellte. Mit Günther hatte die Opitz-Epoche ihr Ende und gewissermaßen ihre höchste Entwickelung erreicht. Seiner Lyrik, die gleich der Lyrik aller seiner Vorgänger, haltlos zwischen Offenbarungen der Sinnlichkeit und Ausbrüchen demütiger reuesüchtiger Zerknirschung hin und her schwankte, fehlt zwar immer noch der große, freie Zug, aber sie zeigt doch bereits etwas lebendige Anmut und eine Neigung zu frischer, urwüchsiger, kecker Natürlichkeit. Trotz alledem sind die meisten seiner Gedichte in demselben nüchtern-rhetorischen Stil verfaßt, wie die Gedichte des schlesischen Altmeisters und aller seiner Nachfolger. Auch in Günthers Gedichten spricht sich keine große überlegene Persönlichkeit aus; auch dieser begabteste Opitzianer stand noch durchaus im Banne geistiger und künstlerischer Unfreiheit; auch er kämpfte noch zu sehr mit einer spröden, schlecht entwickelten Sprache; auch bei ihm war noch nahezu alles eng, klein und unbedeutend. Sollte die Bahn der deutschen Lyrik, über das von Opitz bis hinauf zu Günther Geleistete hinausgeführt werden, so mußte sich eine große sprachgewaltige Persönlichkeit dieser Lyrik annehmen; und es war kein gewöhnlicher Glücksfall für uns, daß in Gottsched diese Persönlichkeit erstand, daß er vor allem, gleich Opitz, den Gesetzgeber der Dichtkunst und den Dichter in sich vereinigte.

Gottsched sprach gern von dem „sehenden Dichter", er war sich von innen heraus darüber klar geworden, daß der Dichter von der lebendigen Anschauung ausgehen müsse, daß nur auf

Digitized by Google

dieſer Grundlage empfindungsvoller Sinnlichkeit, die ſteife, tote, anſchauungsloſe Gelehrtenpoeſie, deren Bann ſich ſelbſt Günther noch nicht ganz hatte entziehen können, beſeitigt zu werden vermochte. So beginnt mit Gottſcheds Lyrik die wahrhaft moderne, bewußt weltliche deutſche Lyrik, und zwar nicht nur jene Gedankenlyrik, die ſpäter zu ſo großem Einfluß bei uns gelangte, ſondern auch jene Liebeslyrik, für deren vollendete Meiſter wir Goethe, Mörike, und die beſten neueren Liederdichter zu halten haben.

Dazu kommt, daß Gottſched durch ſeine „Kritiſche Dichtkunſt“ und zahlreiche, in ſeinen Zeitſchriften verſtreute Betrachtungen endlich für das ganze Gebiet des deutſchen Schrifttums, einſchließlich des Dramas, die neuen, in allem Weſentlichen bis auf den heutigen Tag maßgebend gebliebenen Geſetze ſchuf. Man braucht nur Opitzens im Jahre 1624 erſchienenes Buch „von der deutſchen Poeterey“ mit der im Jahre 1730 erſchienenen Gottſchediſchen „Dichtkunſt“ zu vergleichen, um ſich darüber klar zu werden, was von Gottſched, wenn auch vielfach nur mit geſchickter Benutzung deſſen, was griechiſche, römiſche und franzöſiſche Vorgänger bereits zum Geſetz erhoben hatten, geleiſtet worden war. Opitz hatte ſich auf wenige, rein formale Fragen beſchränkt; er glaubte noch, das A und O der Dichtkunſt läge darin, daß die Silben richtig gemeſſen, die Verſe regelmäßig geordnet, die Reime ſo rein wie möglich gewählt würden. Davon, daß die Versſprache „die Sprache der Götter“ ſei, wie Gottſched dies immer aufs neue erklärte, hatte der gelehrte Reimer Opitz keine Ahnung; Reimen und Scandiren — das war für ihn Poeſie; und ein Jahrhundertlang blieb dies die herrſchende Anſicht bei allen gelehrten und ungelehrten Dichtern Deutſchlands. Gottſched warf dieſen Irrwahn mit glänzender Beredſamkeit über den Haufen. Wohl hatte er eine zu hohe Meinung von den techniſchen Grundgeſetzen jeder Kunſt, um nicht ebenfalls der Silbenmeſſung, dem Versbau und der Behandlung des Reims ſeine ernſteſte Aufmerkſamkeit zuzuwenden; aber dieſe an und für ſich höchſt wichtigen Dinge ſtanden für ihn in zweiter Reihe. Klarheit über das Weſen der Dichterſprache, der Dichtkunſt und der dichtenden Perſönlichkeit zu ſchaffen, die Grenzen der einzelnen Dichtungen ſcharf zu kennzeichnen, das war ihm die Hauptſache. So erfuhr in der „Kritiſchen Dichtkunſt“ die Dichterſprache zum erſten Male ihrer inneren Natur nach eine zuſammenhängende Behandlung. So vertrat er hier die bedeutſame Anſicht, daß es ein Wahn ſei, zu glauben, die Poeſie ſei nichts anderes als eine

Digitized by Google

gebundene Beredsamkeit, als ein Spiel mit Reimen, und wohl abgezählten langen und kurzen Silben; daß die eigentliche Seele der Dichtung vielmehr Phantasie und Empfindung, daß die Dichtung vor allem der empfindung- und phantasievolle Wiederhall der klar geschauten Wirklichkeit sei. So sprach er es in offener Empörung gegen die Vertreter der steifleinenen Gelehrtenpoesie laut und rücksichtslos aus, daß jene Poesie verwerflich sei, welche nicht dem höheren Vergnügen der Menschen diene; erklärte aber zugleich die Dichtung in ihrem ganzen Umfang für eine sittliche Macht und bürgerte sie, die bis dahin eigentlich nur als lebloses Gelehrtengeschöpf oder als freche Gassendirne bekannt und berüchtigt gewesen war, im deutschen Familienhause ein. So kämpfte er, wie schon in den „vernünftigen Tadlerinnen" und im „Biedermann", gegen den weitverbreiteten Glauben, daß ein Dichter eben nur zu reimen und Silben zu zählen, sonst aber nichts zu wissen und zu können brauche; und verlangte vom Dichter nicht nur ein umfangreiches Wissen und eine genaue Vertrautheit mit allen Zweigen der Weltweisheit, sondern auch ein reiches Maß von Phantasie, Geschmack, Urteil und Empfindung: vor allem jedoch eine große, tief sittliche Persönlichkeit. Wohl störte er dadurch „den zahlreichen Haufen der halben Poeten in ihrer ruhigen Unwissenheit," wie Hagedorn meinte; aber alle wirklichen Talente, sie mochten groß oder klein, Lyriker, Epiker oder Dramatiker sein, bemühten sich fortan, den großen Forderungen nach Möglichkeit zu genügen; und wenn wir Deutsche auch heute noch, trotz aller Zucht- und Charakterlosigkeit unseres „modernen" Zeitalters, höhere als nur „artistische" Ansprüche an unsere Dichter stellen, so ist das eine Nachwirkung dessen, was einst von Gottsched als ein unbedingt Nötiges der deutschen Welt zum Bewußtsein gebracht worden war. Was jedoch dem epochemachenden Gesetzbuche seine große umwälzend wirkende Bedeutung gab, war der Umstand, daß der kühne Revolutionär gegen den damals auf allen Gebieten herrschenden Zopf rücksichtslos und siegesbewußt Sturm lief, der hölzernen Reimerei, der unlebendigen Sprachbehandlung der Opitzianer den Krieg erklärte und den Ruf nach Natur, nach Leben, nach Wahrheit und Größe in allen Tonarten erschallen ließ.

Es würde mich hier viel zu weit führen, wenn ich diesem Teile der Lebensarbeit Gottscheds bis in alle Einzelheiten hinein gerecht werden wollte; es kann mir an dieser Stelle nur darauf ankommen, zu zeigen, daß um 1730 tatsächlich ein Bedürfnis

Digitized by Google

vorlag, auf dem Gebiete der Dichtkunst schaffend und lehrend die bahnweisende Arbeit wieder aufzunehmen, und daß Gottsched sie, ganz im Gegensatz zu Opitz, als Philosoph und Dichter, nicht nur als Philolog und Reimer, aufnahm und weit über die Grenzen hinausführte, bis zu denen sein Vorgänger gelangt war. Aus der Schule des schlesischen Altmeisters wäre nie eine neue Blütenzeit der deutschen Dichtung erwachsen; erst auf dem Boden des von Gottsched Geschaffenen und Gelehrten konnte sich neues echtes Leben entwickeln; und gleich den Thorner „Bestrebenden" hätten selbst noch unsere „Klassiker" ehrlicherweise bekennen müssen, daß Gottsched sie „diese reinen Töne gelehrt" und ihre „Flöten zuerst versucht" habe.

In Beziehung auf die Sprache im weiteren Sinn lagen die Verhältnisse genau so, wie in Beziehung auf Dichtung und Dichtersprache. Es gab weder eine allgemein gültige hochdeutsche Sprache, noch stand die deutsche Sprachlehre als solche auf einer Höhe, von der aus allgemein gültige Gesetze hätten gegeben werden können. Grammatiker wie Schottel und sogar Bödiker schrieben zudem, wie dies schon Gottsched ausdrücklich feststellte, selbst ein sehr mangelhaftes ungelenkes Deutsch; und man braucht nur die besten Prosaiker aus der Zeit vor Gottscheds Auftreten (etwa Brockes) näher zu prüfen, um sich davon zu überzeugen, daß in dieser Sprache noch weniges wirklich feststand, daß selbst bei den besten deutschen Schriftstellern, den jungen Gottsched nicht ausgenommen, die höchste Unsicherheit herrschte. Erst der große ordnende Verstand Gottscheds brachte diese Klarheit und Sicherheit in unsere Sprache; und nichts ist fesselnder, als den Kampf zu verfolgen, den Gottsched in seinen Schriften vom Jahre 1725 bis etwa zum Jahre 1745 mit den Mängeln der schriftüblichen Sprache führte, ehe er endlich so weit kam, daß er im Jahre 1749 mit seiner „deutschen Sprachkunst" das maßgebende Gesetzbuch in die Welt schicken konnte. Erst seit dem Jahre 1749 gibt es eine logisch geordnete bis in die kleinsten Einzelheiten hinein fest gegründete hochdeutsche Sprache. Was Gottsched selbst nachträglich noch verbesserte, was neuere Grammatiker dann noch ergänzten, war von untergeordneter Bedeutung. Die Sprache unserer Klassiker, die Sprache Bismarcks und Moltkes, die Sprache, die wir, so weit wir gut und richtig schreiben, heute noch schreiben, die Sprache, die das Ausland seit 150 Jahren als hochdeutsch erlernt, ist die Sprache Gottscheds. Daß Gottsched zu alledem noch seine ganze Kraft dafür einsetzte, dieses gereinigte Deutsch zur allgemein gültigen

Digitized by Google

Sprache aller deutschen Stämme zu machen; und wie es seinem staatsmännischen Genie gelang, diese allerwichtigste Vorarbeit für eine neuerliche Einigung des zerklüfteten deutschen Volks mit Erfolg durchzuführen — das sei hier nur gestreift; denn es gehört nicht mehr in den Rahmen dieser Betrachtung.

Was nun schließlich den Aufklärer anbetrifft, so fanden sich allerdings zu Gottscheds Zeit kaum noch wesentlich neue Aufgaben vor. Eine Erweiterung der Toleranz-Idee nur konnte Gottsched noch anstreben. Vor Gottsched war der Begriff der Duldung eigentlich nur in Beziehung auf die verschiedenen christlichen Bekenntnisse vertreten worden. Gottsched hatte den Mut, 1725 in seiner herrlichen „Rede wider den verderblichen Religionseifer" zu behaupten, daß auch der Mohammedaner, ja selbst der Chinese, d. h. der Heide, vollen Anspruch auf Anerkennung seines Glaubens habe. Eine Erweiterung des Gesichtskreises wurde also selbst auf diesem Gebiet durch Gottsched für die deutsche Welt geschaffen; im übrigen aber konnte er nicht mehr tun, als das von Thomasius und Wolf Geleistete zu wiederholen. Das hat er allerdings mit sehr viel Geist getan; und wenn man bedenkt, wie wenig seine Vorgänger mit ihren Aufklärungsbestrebungen erreicht hatten, wie entsetzlich dunkel es noch im ersten und zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts bei uns aussah; so wird man auch diese Aufklärungsarbeit des großen und kühnen Volkserziehers recht hoch bewerten und anerkennen müssen, daß sie im höchsten Grade nötig war.

Nach allem diesen wird somit auf die erste Frage, ob zu Gottscheds Zeit ein Bedürfnis vorlag, die von Opitz, Schottel, Bödiker, Thomasius, Wolf und anderen Männern des 17. Jahrhunderts, beziehungsweise des beginnenden 18. Jahrhunderts verfolgten Bestrebungen in Beziehung auf Dichtkunst, Sprache und Aufklärung mit neuer Kraft aufzunehmen, ohne jede Einschränkung zu antworten sein: daß dieses Bedürfnis in sehr hohem Grade vorlag, und daß nur ein so vielseitig begabter, so vielseitig gelehrter und mit so außergewöhnlichen Kräften und einem so stark entwickelten völkischen Sinne und staatsmännischen Weitblick ausgestatteter Mann wie Gottsched es in so glänzender Weise befriedigen konnte. [Fortsetzung.]

Digitized by Google

Mutterpflichten.

Von Laura Frost.

Um Kinder zu erziehen, braucht man sehr viel Liebe, sehr viel Geduld und sehr viel Nachdenken. Es wird in heutiger Zeit gegenüber den Bestrebungen der Frauen für die Ausbildung des weiblichen Geschlechtes oft von dem Instinkt der Mutterliebe gesprochen, der ganz untrüglich die Frau leite, so daß sie zu ihrer Hauptaufgabe, der Erziehung ihrer Kinder, keine besondere Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten brauche, ja daß unter einer solchen sogar die Naturwüchsigkeit und Unwillkürlichkeit des Instinktes leiden könne.

Demgegenüber möchte ich bemerken, daß wir den Instinkt mit dem Tier gleichermaßen teilen, und daß es ein Leichtes ist, die Äußerungen unerzogenen Instinktes sich zu vergegenwärtigen. Das Tier, das sich dem Menschen am ähnlichsten zeigt, ist der Affe. Sein Name allein genügt, um unter der Bezeichnung „Affenliebe" uns alles vor Augen zu führen, was von Verkehrtheiten in der Erziehung nur geleistet werden kann. Niemand wird das Verfahren einer Mutter billigen, die ihr Kind küßt, wenn ihr eine Zärtlichkeitslaune kommt, die es unfreundlich von sich weist, wenn sie keine Zeit hat, die es mit schönen Kleidern putzt und ein anderes Mal unordentlich und unsauber gekleidet gehen läßt, je nachdem ihre augenblickliche Stimmung sie beeinflußt. Das Tier ist unverantwortlich für sein Tun, der Mensch aber, im Besitz seiner geistigen Kräfte, ist dafür verantwortlich — das ist der große Unterschied! Eine Mutter hat die volle Verantwortlichkeit für die Erziehung, die sie ihrem Kinde angedeihen läßt; es ist daher von ihr zu verlangen, daß sie sich der hohen Bedeutung ihrer Pflicht bewußt ist, und daß sie sich mit allen Kräften bemüht, derselben gerecht zu werden.

Wie soll eine Mutter sein, die ihr Kind gut erziehen will?

Ellen Key stellt in ihrem Buche: „Mißbrauchte Frauenkraft" die Aufgabe der beiden Geschlechter bei der Entwickelung der Kultur derart hin, daß sie sagt, der Mann sei der Träger der Intelligenz, die Frau die Trägerin der Humanität, des Gemütslebens. Sie tritt für die volle, selbständige Entwickelung der Persönlichkeit der Frau ein, damit diese um so trefflicher ihrer Aufgabe nachkommen könne. Diese große Aufgabe sei die Er-

Digitized by Google

ziehung des Menschengeschlechtes zu allem Edlen und Guten und Reinen. „Je entwickelter Gedanken und Phantasie sind," sagt Ellen Key, „um so reicher wird auch der Gefühlsinhalt, und je reicher der Inhalt ist, um so tiefer und frischer wird das Gefühl selber."

Die reichen Gemütsanlagen der Frau, deren edelste sich in den Begriff der allen Frauen eigentümlichen Mütterlichkeit zusammenfassen lassen, können erst zu ihrer rechten Entfaltung kommen, wenn ein klarer Blick, Verständnis des Lebens, Verständnis des eigenen und fremden Charakters ihr Tun regeln. Jede ernste Mutter weiß, wie oft sie überlegt und nachgedacht hat, wie oft sie dem Instinkt nicht die Führung überlassen hat, sondern im Gegenteil ihn erst von dem Verstande zu zielbewußtem Handeln und zu richtigem Fühlen hat erziehen müssen. Nur dieses Bewußtsein hat sie auch in schweren Stunden der Sorge um ihre Kinder ruhig vorwärts schauen lassen, das Bewußtsein, daß sie sich allzeit bemüht hatte, nach bestem Wissen ihre Pflicht zu tun.

Sollte es denn aber wirklich noch Mütter geben, die sich dieser hohen Aufgabe nicht bewußt sind?

Es ist leider nicht schwer, zur Beantwortung dieser Frage Erfahrungen aus dem täglichen Leben anzuführen, Beispiele, die typisch zu nennen sind für viele Mütter.

Während eines Sommeraufenthaltes in einem Luftkurorte hatte ich mir ein stilles Plätzchen in den Tannen gesucht, wo ich manche Stunde den Zauber der Natur in ihrer Einsamkeit genoß. Eines Tages ließ sich in der Nähe eine Familie nieder, die aus dem Elternpaar, einem niedlichen, etwa vierjährigen Knaben und dessen „Fräulein" bestand. Die Behandlung dieses Kindes war für meine Auffassung unerträglich. Die ganze Aufmerksamkeit der Erwachsenen war auf das Kind gelenkt, und unablässig folgte Frage auf Frage.

„Bubi, wo steckst du? — Bubi, komm' einmal her!"

Das Kind antwortete: „Nein!"

„Bubi, geh' nicht zu weit! — Bubi, hörst du?"

„Nein!"

„Bubi, sieh' diese Blümchen! Willst du sie nicht pflücken?"

„Nein!"

Das Kind pflückte nämlich einige Schritte weiter solche Blumen und sprang herzensvergnügt im Grase umher.

„Bubi, jetzt will ich dir etwas zeigen, komm' her, Bubi!"

Digitized by Google

„Nein!“

„Aber Bubi, sieh' diese Düte! Da ist viel Schönes drin. Komm' und sieh!“

„Nein!“

„Bubi, sieh' doch! Erdbeeren! Und hier Kirschen! Willst du nicht?“

„Nein!“

„Und hier Torte! Nun, Bubi?“

Endlich ließ Bubi sich erweichen, etwas Torte anzunehmen.

Nun möchte ich wissen, was aus solchem Bubi werden soll. Das Kind war so niedlich und gut, und hätte es seine Gefühle aussprechen können, so hätte es wohl gesagt:

„Warum laßt Ihr mich nicht spielen, wie ich will, so lange ich doch artig bin?“

Ja! Warum nicht?

Ob diese Mutter sich ihres Erzieheramtes bewußt war? Für sie war dieses hübsche Kind nur ein Spielzeug, das ihrer Eitelkeit schmeichelte. Nach Verlauf von einer halben Stunde, in der fast jedes Wort an Bubi gerichtet war, erhielt das Fräulein die Weisung, mit ihm in den Wald zu gehen. Bald fing nun die Angst um Bubi bei den Eltern an; wo er so lange bleibe; ob ihm wohl ein Unfall zugestoßen sei. Und als er vergnügt mit seinem Fräulein und einem großen Waldblumenstrauß erschien, hörte ich die vorwurfsvollen Worte der Mutter:

„Aber, Fräulein, wie verknittert ist Bubis Anzug! Das ist unglaublich! Sie werden ihn morgen überplätten müssen!“

Und doch war das Benehmen dieser oberflächlichen Frau noch wohltuend im Vergleich zu einem andern Vorkommnis, dessen Zeuge ich am nächsten Morgen war.

In unser Haus waren neue Sommergäste eingezogen. Lautes Weinen eines Kindes und die immer wiederholten Worte: „Wirst du jetzt gehen!“ riefen mich an das Fenster. Man denke sich folgenden Anblick: Wieder ein kleiner Junge, wieder eine elegante junge Frau. Aber in der Hand hat sie des Kindes Peitsche und schlägt mit derselben jedesmal bei ihren Worten: „Wirst du jetzt gehen!“ auf ihr Kind. Wie auf einen Hund! Der Knabe soll in die Küche gehen, um Milch zu holen. Er will etwas sagen, die Mutter läßt ihn nicht zu Wort kommen, sondern schlägt ihn, er läuft ab, sie schlägt ihn doppelt, denn er hat den falschen Weg eingeschlagen; auf der anderen Seite liegt die Küche. Endlich verschwindet das geängstigte Kind nach dorthin.

Digitized by Google

Ist das Instinkt? — Ist das Mutterliebe? — die in ihrem Zorne sich so wenig beherrschen kann, daß sie nicht an das Kind, nicht an die vielen Einwohner des Hauses denkt, die die Szene alle mit ansehen! Mit welchen Gefühlen wird dieser Knabe, wenn sein Bewußtsein erwacht, sich seiner Kindheit, seiner Mutter erinnern! — Und doch soll die Liebe zu den Eltern die Wurzel der Tugenden und die Grundlage jeder Erziehung sein!

Es gibt leider recht viele solche Frauen, wie die beiden soeben geschilderten; sie entsprechen nicht im geringsten dem Ideal einer gemütstiefen charaktervollen Persönlichkeit, wie die Erziehungsaufgabe sie verlangt. Sie fühlen keine Pflichten, keine Verantwortlichkeit. Ihr Tun ist Laune, ihr Einfluß auf das Kind reicht nur so weit, wie ihre Körperkraft die seine noch bezwingt. Für ihres Kindes Seele, für die Erziehung seines Gemüts- und Geisteslebens, seines Charakters sind sie nichts!

Noch eine dritte Mutter möchte ich erwähnen, deren unendliche Liebe keine Schranken kannte und die daher in der Selbstlosigkeit ihrer Mutterliebe zu weit ging. — Ja, so seltsam es klingen mag, man kann auch in der Selbstlosigkeit zu weit gehen! — Und jedes „Zu viel" schafft nicht Segen, sondern ist vom Übel; selbst das edelste Gefühl kann verderblich wirken, wenn nicht Erkenntnis es leitet.

Diese Mutter hatte es ihrem einzigen Sohne verheimlicht, wie kümmerlich ihre Vermögensverhältnisse waren; sie hatte viele Jahre gedarbt und gehungert, um ihm zu einem sorgenfreien Leben das nötige Geld schicken zu können. Er hatte sich daran gefreut, sich keine Gedanken darüber gemacht, ob es ihr leicht oder schwer würde, ihm das Geld zu schicken und hatte schließlich das vergnügte Leben in der Großstadt viel interessanter gefunden, als die einfache Stille daheim bei der Mutter. So war er von ihr fern geblieben längere Zeit. Da rief der Arzt ihn an ihr Sterbebett. Und hier, dem kleinen, blassen, vom Tode gezeichneten Gesicht der Mutter gegenüber, schlug ihm das Gewissen. Die Frau starb an Entkräftung; es stellte sich heraus, daß ihre Verpflegung seit Jahren ganz unzureichend gewesen war.

Ungleich tiefer und sympathischer wirkt das Bild dieser dritten Frau. Jede zärtlich liebende Mutter wird sicher das Gefühl haben: „Das hätte ich auch für mein Kind tun können!" Und doch wird der Inhalt dieser kleinen Geschichte ihr sagen, daß sie das niemals hätte tun dürfen.

Digitized by Google

Was hatte denn jene Mutter in ihrer selbstlosen Liebe ihrem Sohne getan? — Sie hatte ihm einige kurze Jahre erleichtert und hatte ihm dafür für sein ganzes weiteres Leben die schwere Last aufs Herz gelegt, daß sie um seinetwillen gelitten und gehungert habe, bis ihre Kraft versagte. Kein beruhigendes Wort, kein Hinweis auf die Zukunft konnte das wieder gut machen. In die sonnige heitere Seele ihres Kindes war ein Schatten gefallen, den hatte sie verschuldet; in seine Freude war der bittere Tropfen der Reue gekommen, der sein Leben vergiftete, den hatte ihr Tun veranlaßt.

Wie soll denn nun aber eine Mutter ihr Kind recht erziehen? Welches sollen die Grundsätze sein, die sie dabei leiten? Was soll sie als die Hauptsache ihrer Erziehung zu erreichen suchen?

Das Handeln jedes Menschen folgt gewissen Regeln, die seinem Charakter entsprechen. Wird er sich dieser Regeln bewußt, so nennt er sie seine Grundsätze. Allerdings haben diese Grundsätze in der Praxis nicht ganz so großen Wert, wie es im ersten Augenblicke scheinen möchte. Denn sowohl im Leben, wie in der Erziehung gestalten sich die Ereignisse oft sehr verschieden von dem, was menschliche Berechnung erwarten ließ. Die Welt ist kein Marionettentheater — auch nicht die Welt in der Kinderstube —, auf dem sich die Figuren nach einem bestimmten Schema hin- und herbewegen lassen. Jeder Fall ist ein besonderer Fall, jede Persönlichkeit hat ihre eigene Art. Unter mehreren Geschwistern gibt es nicht zwei, die in gleicher Weise zu behandeln sind; jedes Kind ist eine eigene, in sich abgeschlossene Individualität, die man wohl leiten, aber nicht wandeln kann. Und je tiefer und reicher eine Natur ist, desto wunderlicher ist oft ihre Entfaltung. Daher gibt es auch bei der Erziehung nicht eine Regel, die maßgebend ist für alle Verhältnisse. Nur in den äußersten, weit umfassendsten Zügen läßt sich ihr Wesen in Lehren und Formeln bannen, und auch „Grundsätze“ dürften nur mit der Einschränkung zu empfehlen sein, daß sie jederzeit, den Verhältnissen entsprechend, eine Änderung gestatten.

Und doch hängt von der Erziehung so Wichtiges ab für den jungen Menschen, für das Leben in der Familie, für das spätere Leben im Staate, daß es jeder Mutter gar nicht dringend genug gesagt werden kann, sie möchte ihrerseits alles tun, um die Erziehung ihrer Kinder möglichst vollkommen zu leiten. Ihr Auge

Digitized by Google

soll täglich und stündlich über denselben wachen, und ernstes Nachdenken soll ihrem liebevollen Mutterherzen den Weg zeigen, sie zu behandeln. Die Hauptaufgabe jeder Erziehung ist die hohe sittliche Forderung, Wahrheit und Pflichttreue als die Grundpfeiler alles Guten in dem Kinde zu pflegen und zur schönen Entfaltung zu bringen.

Nur eines kurzen Hinweises bedarf es, nur eines aufmerksamen Blickes in die bestehenden Zustände, um zu sehen, wie wenige Mütter noch dieser höchsten Forderung sich bewußt sind. Sie wollen planlos bald dieses und bald jenes erreichen oder mühen sich um Nebensächlichkeiten.

Woran liegt das? Wird sich nicht jederzeit die Mehrzahl der Mütter bemühen, ihre Kinder so gut zu erziehen, wie es in ihrer Kraft liegt?

In dieser Frage liegt gleichzeitig die Antwort. Auf die Kraft, auf die sittliche Kraft der Mutter kommt es an, auf ihre eigene Persönlichkeit. Bewußt und unbewußt wirkt das Vorbild des Erziehers als stärkster Faktor, ungleich einflußreicher, als alle seine Worte. Wer wenig hat, kann auch nur wenig geben; der innere Wert bestimmt das äußere Tun. Eine Frau, deren Charakter nicht in sittlicher Reinheit entwickelt ist, wird kaum zu sittlicher Reinheit erziehen können. Nur eine Mutter, die nicht aufhört, an der Veredelung ihres eigenen Selbst zu arbeiten, wird verständnisvoll auch der Entwickelung ihres Kindes gegenüberstehen.

Damit kommen wir auf die Worte Ellen Keys zurück, auf die Forderung, die Frau solle zur selbständigen Persönlichkeit ausgebildet werden. Je vertiefter diese Ausbildung der Frau ist, desto reicher wird ihr Seelenleben sein, desto zuverlässiger ihr Charakter, desto vollkommener auch der Ausdruck des Gewonnenen in dem Wirken ihrer erzieherischen Liebestätigkeit. Nach der Eigenart ihrer Person wird sie sich die Ziele für die Erziehung ihres Kindes stecken und wird mit liebevoller Weisheit sich bemühen, sie zu erreichen.

Digitized by Google

Wilhelm Steinhausen, ein deutscher Künstler.

Von Konrat Weymann.

Wie die Überschrift dieses Aufsatzes lautet der Titel eines Buches von David Koch,*) welches ich um Weihnachten auf dem Tische des Buchhändlers fand. Ich nahm es zum Durchblättern mit, behielt es, sah es wieder und wieder an, wurde bei jeder neuen Durchsicht stärker davon gefesselt, und jetzt ist es mir ein unentbehrlicher Freund, und seine innerliche Aneignung eine Bereicherung meines Lebens geworden. Daß Steinhausens Werk eine Bereicherung und eine lebendige Kraft auch unseres Volkslebens werde, wozu es seinem inneren Wert nach durchaus berufen ist, dazu möchten diese Zeilen beitragen.

Die Bezeichnung Steinhausens als „deutscher Künstler" ist keine Äußerlichkeit, sondern ein Ausdruck seines Wesens. Wer Steinhausen nicht kennt, kann sich keine Vorstellung davon machen, wie unbedingt seine Kunst, in jedem einzelnen Zuge sowohl wie im ganzen, in Form und in Inhalt, das Gepräge deutschen Wesens trägt. Wie stark dies Gepräge ist, kam mir zum Bewußtsein, als ich gewahr wurde, daß mir bei der Beschäftigung mit Steinhausen immer wieder ungewollt und unvermerkt der Vers aus Konrad Ferdinand Meyers großartigem Lutherlied in den Sinn kam:

Herr Doktor, sprecht, wo nahmt Ihr her
Das deutsche Wort, so voll und schwer?
„Das schöpft' ich von des Volkes Mund,
Das schürft' ich aus dem Herzensgrund."

Man hat, wenn man Steinhausens Werk überschaut, die Empfindung, als werde darin wie in einem Brennpunkte zusammengefaßt, was uns als reinste Offenbarungen deutschen Geistes vom Anfang der deutschen Kunstgeschichte an teuer ist. Rogers van der Weyden, Memlings, Gebhards Innigkeit, Jan van Eyks liebreiche Gewissenhaftigkeit und Feinheit in der Ausprägung auch der kleinsten Gebilde; die kraftvolle Größe von Dürers Charakterzeichnung und die unfehlbare Sicherheit und Treue Holbeins; der ungewöhnliche Reichtum an Schmuckformen,

*) Verlag von Salzer in Heilbronn. Preis 3 Mk.

Digitized by Google

der diesen beiden Größen eigen ist; Kranachs verständnisvolle Liebe zum tannenumrauschten nordischen Heimatland; Rembrandts Reichtum und Meisterschaft in der Verwendung großer Licht- und Schattenmassen, und seine frisch-natürliche, lebendige Auffassung der heiligen Geschichte; Ludwig Richters kindlich-schlichte, gemütvolle Treuherzigkeit: das alles sind Züge von Steinhausens Kunst, das alles aber nicht angelernt, anempfunden, sondern aus dem Innersten von Steinhausens Wesen in organischer Einheit hervorgetrieben. Denn das ist die andere Seite dieser Kunst; daß sich in ihr eine durch und durch einheitliche und geschlossene Künstlerpersönlichkeit auswirkt.

Alles, aber auch alles, was aus Steinhausens Pinsel oder Stift hervorgegangen ist, trägt den unverkennbaren Stempel seines Wesens; so sehr, daß man Steinhausen als ein Musterbeispiel bezeichnen möchte für die Wahrheit, daß echte, gehaltvolle Naturen der Allgemeinheit den höchsten Dienst leisten durch die unbedingteste Pflege ihrer persönlichen Eigenart.

In dieser unbedingten Naturwüchsigkeit und Unmittelbarkeit der künstlerischen Empfindungs- und Ausdrucksweise liegt zum großen Teil die Erklärung nicht nur für den starken Eindruck, den Steinhausen auf ihm innerlich verwandte Gemüter ausübt, sondern auch für den geringen Erfolg, den er nach außen hin erzielt hat. Für den, der Steinhausen kennt, ist es ganz merkwürdig zu sehen, wie vielen er ganz unbekannt ist, selbst unter denen, die mit der Kunst nähere Fühlung haben; wie vielen sogar sein Name nicht bekannt ist. Aber es ist in der Tat in gewissem Sinne ganz begreiflich. Steinhausen selbst und Steinhausens Bilder tun nichts dazu, bekannt zu werden. Stille, schlichte Bekenntnisse einer stillen, schlichten, nach innen lebenden Seele, die zwar die Außenwelt scharf, liebevoll, ungemein empfänglich beobachtet, aber ihr unbedingt selbständig gegenübersteht; nur denjenigen Einflüssen unterliegt, die durch ihre Überzeugungskraft auf diese Individualität zu wirken vermögen; durchaus nur derjenigen Ausdrucksform sich bedient, die von dem eigentümlichen Ausdrucksbedürfnis des Künstlers elementar hervorgetrieben werden. Darum fehlen unter seinen Ausdrucksmitteln ganz und gar diejenigen, die dem auf religiösem Gebiet noch herrschenden Geschmack zu gefallen vermögen; himmelweit unterscheidet sich Steinhausen auf seinem Hauptgebiete, demjenigen der religiösen Malerei, von den Pfannschmidt und Plockhorst, deren regelmäßige, glatte, artige, typische Gestalten für die meisten religiösen

Digitized by Google

Gemüter noch der wirksamste Träger künstlerisch-religiöser Erhebung sind. Von Steinhausen gilt, in einem Maße wie wohl von keinem anderen lebenden Meister der religiösen Kunst, außer Gebhard, alles das, was Kornelius Gurlitt im ersten Hefte dieser Zeitschrift über protestantische Kunst gesagt hat; in einem solchen Maße, daß man glauben könnte, Gurlitt habe fortgesetzt an Steinhausen gedacht, wenn er protestantische Kunst sagte.

In diese Art protestantischer Kunst wird sich allerdings manches religiöse Gemüt nur mit einiger Mühe einleben können. Durch das Verhältnis der Deutschen zur Kunst geht ein merkwürdiger Gegensatz. Die schaffende deutsche Kunst ringt in erster Linie und oft einseitig nach Wahrheit des Ausdrucks, nach Auffassung und lebensvoller Wiedergabe des Charakteristischen, des Individuellen; sie trägt, wenn man von dem lieblichen Traum ihrer Kindheit, den holden Werken der kölnischen Schule absieht, männliche, oft eckige Züge; auch die religöse Kunst in den meisten ihrer Höhepunkte. Der empfangende, nach künstlerischer Anregung und Aneignung fremder Schöpfung verlangende Sinn des Volkes aber verlangt fast durchweg nach den weichen Linien und Formen der formalen Schönheit, und, auf den Ausdruck des Innerlichen gesehen, nach schwärmerischer, hingebender, weiblicher Kunst. Er findet sein Ideal in den verklärten Frauengestalten der italienischen und spanischen Malerei, so sehr, daß er auch aus diesen beiden Kunstgebieten in der Hauptsache das spezifisch Weibliche sich angeeignet hat. Es ist ähnlich wie mit dem Verhältnis des Deutschen zur Natur; im Grunde seiner Seele die innige Liebe zu der schlichten, herben Heimat:

„Nimmer ich tauschte
Alpen und Meeresstrand
Gegen das tannenumrauschte
Nordische Heimatland."

Daneben aber, und diese Liebe zur Heimat oft verdeckend, die tiefe Sehnsucht nach dem sonnigen Zauber des Südens. So auch in der Malerei. Wer sich sein Urteil über die künstlerische Veranlagung der Deutschen nach den Bildern gestalten wollte, die die Wände des durchschnittlichen deutschen Hauses schmücken, der würde sagen müssen, daß diese Veranlagung sich nach Form und Inhalt des Dargestellten ganz überwiegend auf weiche, zarte, liebliche Stoffe richte. Von der italienischen Malerei liefern uns vorwiegend die südlichen Schulen den Wandschmuck, Rafael, Carlo Dolci, Guido Reni und verwandte Künstler, von Rafael

Digitized by Google

sind uns die Madonnen viel geläufiger als die Stanzenbilder mit ihrer kräftigen, großzügigen Komposition; Renis und Dolcis weichlich leidsamer Dornengekrönter ist weit verbreiteter als Titians tausendmal wertvollerer, majestätischer „Zinsgroschen" und gar als die Christusköpfe Dürers. Dagegen liegt die dem Wesen der deutschen Kunst so viel näher verwandte florentinische Kunst dem Durchschnittsdeutschen ziemlich fern; und wer etwas von Botticelli weiß, denkt zumeist an seine schwermütigen, von Leidensahnungen erfüllten Madonnen, aber nicht an die Fülle von fein beobachteten, lebensfrischen und ganz weltlichen Charakterköpfen, die derselbe Meister in seinen großen Tafel- und Wandbildern geschaffen hat. Ähnlich verhält es sich mit Murillo. Was wir von ihm im deutschen Hause nicht selten finden, sind die Darstellungen der unbefleckten Empfängnis, die zumeist die zwischen gesundem Empfinden und schwärmerischer Verzückung laufende Grenze überschreiten oder doch streifen; wohingegen die viel köstlicheren, aber gesund realistisch und national spanisch aufgefaßten Madonnen Murillos uns fast ganz fremd sind; ich habe noch nie die Madonna Corsini oder eine ihrer zahlreichen Schwestern an der Wand eines deutschen Hauses gefunden.

Dies alles dient zur Charakteristik für das, was der Deutsche von der Kunst verlangt. Der Richtung dieses Verlangens und der so ganz anders gearteten Richtung des deutschen künstlerischen Schaffens auf allen seinen Höhepunkten entspricht das Verhältnis unseres Volkes zu den geschichtlichen Größen unserer nationalen Kunst — soweit man da überhaupt von einem Verhältnis sprechen kann. Es ist, soweit ich sehe, eine traurige Wahrheit, daß der Masse des Volkes, einschließlich eines recht großen Teils der Gebildeten, die Großen unserer deutschen Kunst ganz oder nahezu ganz fremd sind. Den Namen Dürers zwar kennt jeder Gebildete; aber wie viele davon verbinden mit dem Namen eine bestimmte Vorstellung, oder gar eine lebendige innerliche Anschauung; für wie viele — nein für wie wenige bezeichnet er den Inhalt glücklicher Erfahrungen? Und wenn wir weiter zurückgehen: wie viele kennen auch nur den Namen von Memling, von Roger van der Weyden, von den van Eyk? Wer weiß etwas von dem unbeschreiblichen Zauber, den Memlings Madonnen ausüben? Wer hat eine Ahnung von der Zartheit und Innigkeit der Empfindung, die in den Werken der kölnischen Schule — diesen so unmittelbar zum Gemüt sprechenden Werken, beschlossen ist? Ich sprach darüber

Digitized by Google

mit einem väterlichen Freunde, dessen frische Auffassung für manche Schönheit der heutigen Kunst ich nicht selten wahrgenommen habe; ich sprach davon, wie die Freude an unseren köstlichen alten Meistern unmittelbar eine Vertiefung der Liebe zum innersten Wesen unseres Volkes und des Verständnisses für deutsche Eigenart zur Folge habe; und ich betonte dabei, daß ich die Werke der alten Meister grundsätzlich, unter völliger Ausschaltung des kunstgeschichtlichen Interesses, nur daraufhin anzusehen und zu genießen pflege, was sie dem unmittelbaren Schönheitssinn und Schönheitsbedürfnis des heutigen, modern empfindenden Menschen an unmittelbarem Genuß bieten. Was war die Antwort meines Alten? Er gab die Genießbarkeit einiger weniger Hauptwerke auch für den modernen Menschen zu; aber im übrigen: „Wenn du dir einbildest, an diesen alten Bildern mit ihren wunderlichen, eckigen Gesichtern, verrenkten Gliedmaßen und gezwungenen Gebärden wirkliche Freude zu empfinden, so bildest du dir das eben ein.“ Ich glaube nach meinen Beobachtungen, daß dieser Ausspruch in seiner klassischen Deutlichkeit ganz bezeichnend ist für die durchschnittliche Denkweise bei uns. Unser Volk ist fremd geworden der tiefsinnigen Großartigkeit seiner alten Meister. Ihnen ist der individuellste Ausdruck dessen, was ihre arbeitende Seele in den Tiefen erregt, das Ziel des Strebens; und wer mit ihnen gehen will, muß sich still in ihre kraftvolle Eigenart versenken, seelisch mitarbeiten, Auge und Herz für knorrig charakteristische Ausdrucksformen öffnen wollen; unserer Zeit Durchschnitt aber verlangt das, was jedem, gleichviel ob flach oder tief, dasselbe allgemeine, zur Gewohnheit gewordene Gefühl mit denselben allgemeinen, zur lieben Gewohnheit gewordenen Ausdrucksformen zu erwecken vermag. Ich habe neulich die Entrüstung eines Kreises von religiös warm empfindenden Damen erregt durch den Ausdruck des Bedauerns darüber, daß ich meinen Kindern keine andere als die Schnorrsche Bilderbibel zu zeigen vermöchte; ich habe dies Werk unter dem Eindruck dieser Entrüstung noch einmal gerade unter diesem Gesichtspunkt durchgesehen — und welche Kahlheit, nein geradezu, welche fast durchgängige Abwesenheit der Ausdrucksmittel für kräftig individuelles seelisches Leben fand ich wieder!

Also, es ist erklärlich, daß Steinhausen bei weitem noch nicht so allgemein bekannt und geliebt ist, wie er es verdiente. Denn einmal zeigen seine Bilder nicht selten eine gewisse Herbigkeit in Form und Ausdruck, die von der Weichheit der traditionellen

Digitized by Google

Ausdrucksmittel der religiösen Kunst fremdartig absticht; und andererseits sind Energie und Tiefe des Ausdrucks das stärkste Kennzeichen seiner Kunst und ihr Hauptreichtum. Es ist wundervoll, was Steinhausen in dieser Beziehung geschaffen hat. In der Fülle seiner Gestalten wird soviel liebevolle, zarte, in die Tiefen der Seele eindringende Beobachtung, und zugleich eine solche Fähigkeit zur anschaulichen Wiedergabe seelischen Lebens in den Gesichtszügen ausgewirkt, daß es keine Überschwenglichkeit sondern der Ausdruck meiner aus immer erneuter Betrachtung gewonnenen Überzeugung ist, wenn ich sagte, daß Steinhausen in seinen besten Arbeiten an Dürer erinnert. Steinhausens Hauptwerk — so würde ich es wenigstens bezeichnen — ist eine große Doppeldarstellung des Verhältnisses zwischen Christus und seiner Gemeinde (Koch S. 81, 83, 85). Die Urbilder schmücken eine Wand des Theobaldstifts in Wernigerode; das eine davon ist in großem Format (881 : 118 cm) als Steinzeichnung (Originallithographie) vervielfältigt und bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen. Dieses letztere stellt den Heiland dar an einer langen Tafel sitzend, die Mühseligen und Beladenen zu sich rufend, von ihnen umgeben. Er still auf ihr Nahen wartend, sie in verschiedenen Gruppen um ihn sitzend, stehend, kniend; teils flehend zu ihm gewendet, teils noch mit ihrem Leid, vielleicht mit dem Entschluß ringend, an ihn heranzutreten. Das ist alles, was vom Vorgang zu sagen ist. Das übrige ist Ausdruck. Aber welche ergreifende Tiefe und Innigkeit des Ausdrucks! Wer sich hineinlebt in diese Fülle von Not, von zumeist ganz still getragenem, beherrschtem Leid, in die heiße Sehnsucht dieser Menschen nach Ruhe und innerer Befreiung, der wird empfinden, daß dies Bild nur geschaffen werden konnte von einem Mann, dessen Kunst auf dem Grunde der innigsten und verständnisvollsten Teilnahme, der feinsinnigsten Vertiefung in fremde Individualitäten und Seelenstimmungen und fremdes Leid vor allem, und zugleich auf dem Boden einer hohen Gestaltungskraft erwächst; der wird zugeben, daß dies Bild eine der größten religiösen Schöpfungen ist, die die deutsche Kunst aller Zeiten hervorgebracht hat. Man betrachte den Mann, der rechts (vom Beschauer aus) vor dem Fenster steht; wie seine tief gefurchte, gesenkte Stirn, der schmerzvoll starre Blick, die zusammengepreßten Lippen von dem Leid eines langen trüben Lebens, von Kampf und Entsagung sprechen; das kann nur eine Meisterhand so wiedergeben. Man betrachte die alte Frau, die unmittelbar neben ihm mit ihren knochigen, verarbeiteten Händen

Digitized by Google

die Augen beschattet; die junge Mutter, die so bekümmert auf das Kind auf ihrem Arme blickt; den Alten am anderen Ende des Tisches, an dem sich seine zusammengesunkene Tochter anschmiegt: welcher tiefe, mitleiderfüllte Blick in das Leben spricht sich darin aus! Dies Bild kann den, der sich da hinein versenkt hat, wochenlang beschäftigen. Aber freilich muß man Augen haben zu sehen, etwas von Steinhausens Augen. Denn es ist eine eigentümliche Erscheinung, die sich in vielen Bildern des Meisters wiederfindet: häufig sind es nicht etwa besonders anziehende Gestalten, oder auch nur Köpfe von besonders eindrucksvollen, charakteristischen Zügen, die er zum Vorwurf nimmt. Für jeden bedeutenden Künstler, der sich mit der Darstellung des Menschenangesichts beschäftigt, sind die Menschen charakteristisch, die er malt. Van Dyk sah die Menschen nicht, die das Auge von Franz Hals fesselten; Lenbach interessiert sich nicht für diejenigen, die Gebhards Pinsel festhält, und umgekehrt. So auch bei Steinhausen. Man wird sagen können, daß die meisten Menschen vorbeigehen würden an den Personen, bei denen Steinhausen stillsteht. Der Künstler hat zwar in einer ganzen Reihe von wirklich bedeutenden Bildnissen die Fähigkeit bewiesen, das Individuelle und Originale, den aparten Reiz und die eigenartige Formensprache von Charakterköpfen fein aufzufassen und wiederzugeben; das Bildnis seiner Frau (am Eingang des Kochschen Buches; das Urbild war für besinnliche Leute auf der Düsseldorfer Ausstellung zu sehen) und den bei Koch auf Seite 57 wiedergegebenen Kopf zähle ich zu den schönsten Frauenbildnissen, die ich kenne; der Kopf auf S. 31 das. ist ein ebenbürtiges Meisterstück; ferner mache ich auf S. 9—11, das kostbare Dirnchen auf S. 35, auf S. 73 und 77 aufmerksam. Nach diesen Leistungen kann nicht gezweifelt werden, daß Steinhausen eine hohe Begabung für die Darstellung des Charakteristisch-Persönlichen hat. Aber es bildet — jedenfalls soweit er religiöse Stoffe behandelt — nicht den Hauptgegenstand seines Interesses, wenngleich er auch da zuweilen prächtige Charakterköpfe gibt. Was ihn fesselt, sind nicht so sehr die Züge, aus denen Geist sprüht oder Sonderart oder heldenhafte Größe, als diejenigen, die von einer großen Not und einer großen Sehnsucht sprechen; die aber fesseln ihn so stark, und die Handschrift dieser Züge liest er mit einer solchen Intuition wie wenige andere. Man kann ihn einen Armeleute-Maler nennen in gewissem Sinne; er ist ein Maler derer, die Christus die geistlich Armen nennt.

Digitized by Google

Über dem geschilderten Abendmahlsbild im Theobaldistift erhebt sich das andere Bild, das ich oben erwähnte; der Zug der Menschheit zum Kreuze, dargestellt durch eine Reihe von einzelnen mehr oder minder typischen Gestalten, die rechts und links den Gekreuzigten umstehen (S. 83 des Kochschen Buchs): Magdalena, das kananäische Weib, der Hauptmann von Kapernaum und andere, nicht spezifisch biblische Figuren, die ihre körperlichen oder seelischen Nöte zum Kreuze tragen. Ein Bild, das durch die schlichte, man darf wohl sagen: klassisch-einfache Größe der Komposition ebenso stark ergreift wie durch den Reichtum der Empfindung und den Adel und die Schönheit der Gestalten. Denn Steinhausen ist nicht nur Armeleute-Maler. Das kananäische Weib ist eine ganz wundervolle Erscheinung; mit dem Ausdruck tiefer Frömmigkeit verbindet sich Grazie und adlige Freiheit der Haltung. Der schon erwähnte, von Koch auf S. 57 wiedergegebene Kopf der Kananitin ist, abgesehen davon, daß die Darstellung des Ausdrucks zu Steinhausens schönsten Werken gehört, von einer entzückenden Feinheit der Durchführung. Ähnliches gilt von den anderen Figuren des Bildes. Rechts vom Kreuze steht ein Gelehrter, dessen durchgeistigte Züge die Energie erkennen lassen, mit der er an der Auffassung des religiösen Problems arbeitet. Im Hauptmann von Kapernaum vereinigt sich die soldatische Straffheit und Geradheit mit dankbarer Hingebung. Vielleicht das Schönste aber auf dem Bilde sind die Züge des auf der Erde gebetteten Alten, dem die Tochter das müde Haupt nach oben, zum Kreuze hinauf richtet. Wie sich darin flehende Hilflosigkeit mit stiller Hoffnung und der Ahnung der Erlösung vereinigen, ist unmöglich wiederzugeben. Das Berliner Kupferstichkabinett hat von diesem wie vom Abendmahlsbilde eine ganz große Wiedergabe; wer sie sich vorlegen läßt, wird sich reich belohnt finden.

Als ein hervorragendes Beispiel, wie Steinhausen seelisches Leben auszudrücken versteht, sei noch die Darstellung des von den beiden Schächern umgebenen Gekreuzigten genannt; eine Federzeichnung (Koch S. 106). Der Vorwurf ist hundertfältig behandelt worden. Aber nie habe ich eine Darstellung gefunden, die so einfach und dabei so tief das innere Leben des Vorgangs ausgeschöpft hätte, wie Steinhausen in den beiden Augenpaaren, die da in einander wurzeln; diejenigen des bußfertigen Schächers sich förmlich festsaugend an den Vergebung spendenden Augen seines Meisters.

Digitized by Google

Es ist ohne weiteres klar, daß ein Künstler, dessen Arbeit sich so auf die Darstellung des Ausdrucks richtet, im besonderen Maße Zeichner sein muß. Steinhausen ist es in hervorragendem Maße. Vielleicht kann man sogar sagen, daß der Zeichner in ihm noch höher steht als der Maler. Er ist Meister in der haarscharfen Erfassung der Form in ihrer Eigenart, in der unbedingten Sicherheit der Wiedergabe. Dazu befähigt ihn nicht nur seine Begabung, sondern auch seine große künstlerische Gewissenhaftigkeit. Die letztere ist so groß, daß selbst bei seinen kleinsten, unscheinbarsten Arbeiten, Zierformen, Kopfleisten und Schlußstücken für den Buchschmuck und dergleichen, noch viel mehr aber bei den größeren Arbeiten nur ganz selten Zeichenfehler wahrzunehmen sind, oder auch nur Undeutlichkeiten und Allgemeinheiten der Formgebung, soweit sie nicht, wie beim Baumschlag, bei Wolken oder tiefen Beleuchtungen, durch die künstlerische Absicht gefordert werden.

Überall sonst sind seine Arbeiten mit ungewöhnlicher Feinheit durchgeführt. Man muß einmal verfolgen, welche Schärfe in Beobachtung und Modellierung die Hände, die Füße, die Hand- und Fußgelenke beweisen, selbst in der flüchtigen Umrißzeichnung. Das geht so weit, daß diese Glieder selbst da, wo sie nur eine Länge von wenigen Millimetern haben, durch die ausdrucksvolle Schönheit der Form überraschen, wie besonders die Hände auch im kleinsten Maßstabe zu Trägern von Steinhausens Gabe werden, eben durch Wahrheit und Ausdruck zu sprechen. Am meisten aber kommt diese Vollendung der Darstellung dem Ausdruck der Gesichter zu statten. Die unfehlbare Sicherheit, mit der Steinhausen selbst bei der flüchtigsten Umrißzeichnung und im kleinsten Maßstabe den gewollten Ausdruck in sprechender Lebendigkeit herausbringt, berechtigt unmittelbar zum Vergleich mit Holbein. Sie geht so weit — und das will gewiß viel sagen —, daß nicht selten bei Köpfen kleinsten Maßstabes der Genuß sich bei Betrachtung durch das Vergrößerungsglas erhöht, weil auch ein gutes unbewaffnetes Auge nicht genügt, um die in der Darstellung enthaltenen Feinheiten ganz zu erfassen.

Das gilt besonders für Steinhausen als Illustrator. Die Gewohnheit und hoch entwickelte Fähigkeit, sich mit liebevollem Verständnis in ihm kongeniale fremde Individualitäten zu versenken, hat sich oft und gern in Illustrationen betätigt. In erster Linie kommt hier die „Geschichte von der Geburt unseres

Digitized by Google

Herrn" in Betracht, zu der Steinhausen die Bilder gezeichnet, sein Bruder Heinrich, der Dichter der Irmela, die ebenbürtig schönen Worte gedichtet hat,*) — ein leider seit 1870 erst in zweiter Auflage erschienenes Werk, in dem allerdings die Bilder wohl eine höhere Selbständigkeit besitzen als sonst Illustrationen zuzukommen pflegt; ein anderes hervorragend schönes Werk, dessen Verbreitung wohl durch den hohen Preis gehindert worden ist, sind die bei Keller in Frankfurt a. M. 1898 erschienenen Zeichnungen zur „Chronika eines fahrenden Schülers" von Brentano; ein überaus zartes, poetisches, auch durch eine unerschöpfliche Fülle von eigenartig-schönen Pflanzenornamenten hervorragendes Werk; endlich hat Steinhausen, dem romantischen Zuge folgend, der bei einem so volkstümlichen Maler wie er fast unentbehrlich scheint, zu einer Sammlung von ausgewählten Gedichten von Brentano (Berlin, G. Grote, 1874, Preis 2 M.) eine beträchtliche Anzahl von Zeichnungen geliefert, die in vorzüglichen Holzschnitten vervielfältigt sind und reichen Genuß sowie eine recht gute Anschauung von unseres Künstlers Eigenart gewähren. Gerade die in diesem letzgenannten Werk enthaltenen Zeichnungen überraschen immer von neuem durch die Feinheit der Ausführung und die Lebendigkeit des Ausdrucks.

Dabei hält Steinhausen sich vollkommen frei von Kleinlichkeit, und die künstlerische Absicht geht bei ihm auch als Zeichner häufig auf die Wirkung im großen aus, besonders da, wo er mächtige Lichtmassen verwendet, so daß auch seine Zeichnungen überwiegend, selbst diejenigen kleinsten Formats, ein starkes malerisches Moment aufweisen. Eines der glänzendsten Beispiele dafür gibt ein bei Breitkopf und Härtel erschienenes Flugblatt über das Thema „Nun danket alle Gott" (Neue Flugblätter, Nr. 6), in welchem ein jeder seinem Kinderzimmer für den unglaublich geringen Preis von 10 Pfennig einen ganz köstlichen Wandschmuck anschaffen kann (wie denn überhaupt diese 50 neuen Flugblätter von Breitkopf und Härtel eine Fülle von Schönem enthalten und viel verbreiteter zu sein verdienen als sie sind). Ich möchte auf dieses Flugblatt um so mehr hinweisen, weil es auch in jeder anderen Beziehung den Reichtum von Steinhausens Kunst gleichsam zusammenfaßt. Eng an seinen Kinderengel geschmiegt, im Vordergrunde ein sitzendes Kind, eine ihr jüngstes

*) Schriftenniederlage des evangelischen Vereins in Frankfurt a. M. und Buchhandlung der Berliner Stadtmission.

Digitized by Google

Kind in ihrem Schoße tränkende, ganz von Mutterliebe erfüllte junge Mutter, ein das liebliche Bild belauschender Engel hinter ihr; ein sinnender Greis und ein dankbar emporblickender rüstiger Arbeitsmann; hinter allen die imponierend großzügige Gebirgslandschaft; das Ganze förmlich verklärt von flutenden Lichtmassen — das ist ein so stilles, alle lauten Effekte meidendes und doch so ganz und gar aus dem Herzen heraus jubelndes Bild, wie es nur ein Steinhausen schaffen kann; ein Blatt, das mit seinem wirklich großartigen künstlerischen Hochflug doch für das einfachste Kind aus dem Volke verständlich ist, ja einen ganz ausgeprägt volkstümlichen Charakter hat. — Von ähnlicher Schönheit der Lichtwirkung, ähnlicher Innigkeit und volkstümlicher Frische ist das in derselben Sammlung erschienene Weihnachtsflugblatt Nr. 7.

Überblicken wir im ganzen den Inhalt dessen, was Steinhausen in seinen Werken zu sagen hat, so ist vorweg zu bemerken, daß das große dramatische Gestalten, das Formen erregter Vorgänge und Volksmassen nicht seine Sachen sind. Mit Cornelius ist er nicht verwandt. Wenn ich zunächst seine religiöse Malerei ihrem Inhalte nach kennzeichnen sollte, so würde ich an das Bibelwort erinnern: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden". Steinhausen ist so sehr eine innerliche Natur, daß auch seine religiösen Kunstwerke zumeist etwas nach innen Gewandtes haben. Das gilt auch von der Person Jesu. Gestalt und Schöne fehlen ihr fast immer; man wird sogar fragen dürfen, ob nicht der Mangel des äußerlich Anziehenden hier und da zu weit geht. Es liegt in der äußeren Erscheinung — nicht im seelischen Gehalt — dieser Christusgestalten zuweilen etwas Herbes, büßerhaft Abgezehrtes. Das innere Leben allein macht ihren Wert aus. Dem entspricht der Umstand, daß Steinhausen, soviel mir bekannt, keinen der äußeren dramatischen Momente aus Jesu Leben gemalt hat. Der äußeren sage ich, denn auf das innere dramatische Leben gesehen, gibt es kaum etwas Großartigeres als das erschütternde Bild „Aufbruch nach Gethsemane" (Koch S. 51); doppelt erschütternd, weil der Riesenkampf der Pflicht so ganz nach innen verlegt ist, Steinhausens stiller Art entsprechend, und weil gerade dieses lautlose, beherrschte Hineingehen in das bitterste Leiden schlechthin überwältigend wirkt, stärker als es die erregteste Darstellung seelischen Kampfes vermöchte. Dies Bild ist recht geeignet, klar zu machen, daß der Mangel des äußeren dramatischen Lebens in Steinhausens

Digitized by Google

Werken nicht auf einem Mangel an dramatischer Gestaltungskraft, sondern auf der Gewohnheit und Naturanlage beruht, in die Seele der Menschen und der Vorgänge zu schauen und die Ereignisse des Menschenlebens in ihrem Ursprunge als Ereignisse seelischen Lebens aufzufassen.

Demgemäß erscheint Christus zumeist als Lehrer, Prediger, Tröster, Freund; sein Wort oder gar nur der unvergleichlich tiefe Blick seiner Augen ist seine Tat. Aber wie sehr ist beides wirklich Tat! Man darf nicht etwa glauben, daß Steinhausen, weil still und nach innen gekehrt, auch weich oder gar sentimental sei. Zwar einen wehmütigen oder schwermütigen Zug hat sein Christus häufig, und einen unendlich erbarmungsvollen immer trotz der herben Außenseite. Aber man muß z. B. auf dem köstlichen, bei Breitkopf und Härtel erschienenen Steindruck „Der Größte im Himmelreich" (Preis 2 M., bei Koch S. 91) sehen, wie gütig, aber auch wie bündig und wirkungsvoll der nach äußeren Ehren verlangende Jünger zurechtgewiesen wird; wie er sich beugt unter dem ruhigen Blick seines Meisters; mit welchem verständnisvollen, auf die Individualität eingehenden Ernst Christus den Nikodemus belehrt (Koch S. 111), von wieviel geistig-seelischer Arbeit die Züge des auf dem See Predigenden (Koch S. 45) zeugen, und wie in diesem Angesicht tiefes Erbarmen mit einem kategorischen Endweder — oder sich vereinigt.

Immerhin würde ich nicht sagen, daß in Steinhausens Christusgestalten ein Christusideal verwirklicht sei, oder daß darin Steinhausens Hauptbedeutung liege; dazu fehlt doch zuviel von der hochgespannten Aktivität, die in Tizians Zinsgroschen, diesem einzigen Bilde, ausgesprochen ist; dazu fehlt — wie fast überall, wo man Christus darstellt — die überlegene Klarheit des auch geistig, nicht nur geistlich, erlauchten Denkers, und der entschlossene Zug des zielbewußten, kampffrohen Tatmenschen. So still und innenlebig, wie Steinhausen ihn zeigt, kann ich mir den entschlossenen, furchtlosen Gegner des Pharisäertums nicht vorstellen. Sondern worin die Hauptstärke und die völlige Eigenart von Steinhausens religiöser Kunst liegt, das sind die Bilder, in denen das Verhältnis der Menschen zu Christus und Christentum sich ausdrückt. Da wird die immer innige und tiefe, aber schlichte Darstellung durchhaucht von einer so menschlich-naiven, unbefangenen, harmlos-treuherzigen Auffassung, so entnommen aus ganz und gar volkstümlicher Anschauung der Verhältnisse, daß es

Digitized by Google

gar nichts Überzeugenderes geben kann. Hierin möchte ich in einer gewissen Beziehung einen Vorzug Steinhausens vor Gebhard sehen. An Innigkeit und Tiefe in der Darstellung des persönlich christlichen Lebens wird Gebhard wohl niemals übertroffen werden; an Reichtum der psychologischen Strahlenbrechung, an Verfeinerung und Originalität in der Auffassung des individuellen Moments im persönlichen Christenleben, geht er weit über Steinhausen hinaus, und seine Werke sind deshalb viel interessanter für das psychologisch und für charakteristische Formen geschulte Auge; aber eben deshalb stellt Gebhard auch höhere Anforderungen an das Verständnis für individuelle Eigenarten, wendet er sich mehr an ästhetisch verfeinerte Naturen, und ist er deshalb für schlichte Intelligenzen weniger unmittelbar verständlich und packend. Steinhausen aber, ohne auch nur im mindesten flach oder trivial zu sein — nein, gerade im Gegenteil, indem er die tiefste und stärkste Empfindung in vollendeter Wahrheit und Innigkeit ausdrückt, ist zugleich von einer so köstlichen Allgemeinverständlichkeit und entnimmt seine Ausdrucksformen so unmittelbar dem eigensten Leben des Volkes, daß man vielleicht sagen kann, indem das persönlich Individuelle zurücktritt — nicht verschwindet, sondern zurücktritt — werde das volkstümlich-national Individuelle in der Vollkommenheit ausgedrückt. Steinhausens Zeichnungen wirken geradezu wie Volkslieder, so echt, so traut; und es ist sehr bezeichnend, daß der Meister durch Gedichte von Brentano, deren viele ja unmittelbar dem Herzschlag des Volkes abgelauscht sind, zu einer Fülle von entzückenden Zeichnungen angeregt worden ist. Dieser schlichte Volkston beherrscht auch die religiösen Darstellungen, gerade und besonders auch da, wo sie sich als Illustrationen geben. Hier besonders offenbart sich die Seite von Steinhausens Wesen, die durch seine Bezeichnung als „ein deutscher Maler" prägnant getroffen wird. Sie läßt ihn als einen Geistesverwandten von Ludwig Richter erscheinen; aber sie wird von einer so viel eigenartigeren Persönlichkeit and einem so viel bedeutenderen Können getragen, daß von Richter zu Steinhausen ein großer Schritt aufwärts führt. Steinhausens künstlerische Sprache verfügt über eine Fülle von Lauten, die alle aus dem Herzen stammen; das Licht, der Himmel, die Landschaft, der Pflanzenwuchs, die Architektur, die Gewandung, alles ist lebensvoll, alles Ausdruck, alles mit eigenartig selbständiger Schönheit ausgestattet und doch einstimmend in den Gesamtausdruck. Ich sprach schon davon, mit welcher Feinheit des Empfindens

Digitized by Google

Steinhausen die Beleuchtungen abtönt, über große Licht- und Schattenmassen gebietet. Der Brauch, das Christkind zur Lichtquelle und zum Mittelpunkt der Beleuchtung zu machen, ist alt; aber seine Anwendung in Steinhausens Hand von neuem Reiz. Man muß sehen, wie auf dem schon erwähnten Flugblatt zu „Vom Himmel hoch da komm ich her" das Licht gleichsam die ganze Landschaft freudig durchzittert; wie auf der Flucht nach Ägypten in der „Geburt des Herrn" das Walddunkel sich vor den einsamen Wanderern traulich erhellt; es liegt etwas Liebreiches darin. Und andererseits muß man sehen, wie feierlich groß der Schnitter Tod wirkt, der auf einsamer Flur, ganz umflossen vom warmen Golde der scheidenden Sonne, sein Messer wetzt; welchen heimlichen Zauber Steinhausens Mond- und Sternennächte haben. Dasselbe feine Naturempfinden, das sich übrigens in einer Fülle von köstlichen reinen Landschaften ausgewirkt hat, und dieselbe Fähigkeit, die Natur unbeschadet ihrer überzeugenden Wahrheit in einer gewissen gemütvollen Weise zu stilisieren und zum Träger des seelischen Moments zu erheben, zeigt sich in der Behandlung von Wald und Gebirge. Steinhausen lebt in der Natur wie wenige; es ist förmlich, als wenn er Zwiesprache mit ihr hielte und sie wie eine Mutter ihrem Kinde ihm Märchen zuflüsterte. Es ist eine wirkliche Verwandtschaft mit dem älteren Lukas Cranach vorhanden; das „Vom Himmel hoch" z. B. erinnert deutlich an die gerade in ihrem Tannenduft und ihrer Waldfrische köstliche heilige Familie Cranachs, die das „Museum" in Nr. 2, 3 des 3. Jahrgangs wiedergibt (kürzlich von der Berliner Gallerie erworben). Der wirksamste Bestandteil aber der religiösen Bilder ist die überzeugende Schlichtheit und Echtheit der Empfindung, und damit zusammenhängend das bei aller Pietät der Darstellung zutraulich unbefangene Verhältnis zur oberen Welt. In die Anbetung der Hirten mischt sich etwas von der herzlich-humoristischen Stimmung, die der Anblick eines ganz kleinen Kindes mit seiner absoluten Unbehilflichkeit und seinen planlosen Bewegungen leicht erweckt; die Alte, die dem Kinde das Süppchen anrührt, verbreitet denselben Hauch von Gemütlichkeit. Mit den Engeln steht die Kinderschar auf du und du; es ist ein reizender Anblick, wie auf dem „Vom Himmel hoch"-Blatte der Engel ganz vorsichtig, um Christkindchens Schlaf nicht zu stören, den Fensterladen öffnet, mit der mahnenden Hand die Unruhe der Kinder beschwichtigt, und wie die Kinder nun, halb staunend halb gerührt, das liebliche Wunder betrachten. Eine der schönsten Zeichnungen ist der Zug zum Christkind in der

Digitized by Google

„Geburt des Herrn". Kinder voran mit Weihnachtsbäumchen und Trompeten, ungeduldige Erwartung in ihren lebhaften Bewegungen; zwei junge Mädchen hinter ihnen, Gestalten von zartester Jungfräulichkeit und Innerlichkeit; zum Schluß eine gebeugte, von ihrer Tochter sorglich geleitete Matrone, die sich mühsam am Stocke dem Zug anschließt, und deren ernstes, durchgearbeitetes Angesicht sich ganz auf die Innenseite des Weihnachtsfestes zu richten scheint. Das ist alles so unmittelbar überzeugend, zugleich aber so herzerfrischend selbständig und eigenartig durchgeführt, wie man es sonst ganz selten findet. Nimmt man dazu, was nach dem Gesagten fast selbstverständlich ist, daß Steinhausen mit Rubens wetteifert in der entzückenden Frische, Originalität und Mannigfaltigkeit seiner Kindergestalten, und beobachtet man, wieviel Adel, Anmut und Naturwahrheit in Form und Bewegung seine Gestalten bei aller Schlichtheit und Volkstümlichkeit besitzen, so wird man begreifen, daß immer wieder in Steinhausens Verehrern der Wunsch entsteht, er möchte seinem Volke eine Bilderbibel schenken. Kein heutiger Künstler — auch Gebhard mit seinen unvergleichlich schönen Bildern nicht — ist nach meiner Überzeugung so wie Steinhausen, dessen Werk man mit tiefer Berechtigung mit dem schlichten Zauber des Heliand verglichen hat, dazu befähigt, ein allen Ständen unseres Volkes und allen Altern zum Herzen sprechendes Bibelwerk von persönlicher Eigenart und dauernder Anziehungskraft zu schaffen.

Das Gesagte kann nicht den Anspruch erheben, ein vollständiges Bild von Steinhausens eigenartiger Künstler-Persönlichkeit zu zeichnen; es wird seinen Zweck erreicht haben, wenn es etwas von seiner starken Anziehungskraft nachfühlen läßt. Aber es ist eins zu bemerken für den, den diese Zeilen zur Beschäftigung mit Steinhausen anregen sollten. So sehr den Werken des Meisters Volkstümlichkeit und Verständlichkeit nachgerühmt werden darf, so nachdrücklich muß andererseits betont werden, daß eine so ausgesprochene Persönlichkeit wie er nicht in einer flüchtigen Betrachtung, gleichsam im Vorbeigehen, aufgefaßt und gewürdigt werden kann. Es liegt im Wesen der Eigenart, daß sie eben eigene Art, andere Art als die vieler anderen Menschen ist, und daß daher nur ein Eindringen in das innere Wesen dieser Art von Menschentum zum Verständnis führt. Das aber ist nur auf dem Wege einer liebevollen, nachgehenden und bescheidenen Versenkung möglich. Ich meine damit nicht, daß man sich hineinsteigern solle in Empfindungen, die nicht das unmittelbare, not-

Digitized by Google

wendige Ergebnis der inneren Beziehung zwischen Kunstwerk und Betrachter sind. Nichts ist der echten, künstlerischen Kunstbetrachtung wesensfremder als künstliche Begeisterung. Sondern das meine ich, daß man dem Kunstwerk eine erschlossene Seele entgegenbringe, Zeit habe sich hineinzusehen, und die innere Stille, die dem Kunstwerk ermöglicht einen wirklichen Eindruck — das Wort kommt von eindrücken her — auszuüben. Wer Steinhausens Arbeiten nur durchblättert, satt vom übertischten Mahle kommend, der wird manches „ganz nett", manches andere recht einfach finden und das Wesen dieser Kunst nicht erfassen. Unsere Zeit ist der Weise der Kunstbetrachtung, die ich meine, nicht sehr günstig. Farben- und Lichtprobleme, die Impressionen des flüchtigsten Augenblickes beherrschen das moderne Kunstschaffen; der dargestellte Gegenstand als solcher interessiert nicht; man hat sogar die Theorie ersonnen, daß die Wahl des Gegenstandes mit dem Werte des Kunstwerks nichts zu tun habe, es gilt fast als ein Vorwurf, wenn das Werk durch seinen Inhalt sprechen will. Eine Sammlung moderner Kunstwerke erfordert, wenn man ihr gerecht werden will, ebensoviel oder mehr geistige Arbeit als viele ältere Kunstwerke, die uns in Auffassung und Behandlung zunächst fremdartig anmuten. Und gerade weil diese moderne Kunst dem unmittelbaren, nicht spezifisch ästhetisch geschulten, auch nach dem Inhalte des Kunstwerks fragenden Empfinden so wenig zu sagen hat, wird sie von der ihr sinnesverwandten Kritik mit kategorischer Heftigkeit angepriesen; man kommandiert uns, sie zu bewundern; et quis hoc non crediderit, anathema sit. Das macht viele kopfscheu; wer nicht die Zeit oder nicht die Gabe hat, die bedeutenden Leistungen zu würdigen, die auf dem rein koloristischen Gebiete die moderne Kunst wirklich mit berechtigtem Stolz aufweisen darf, der — je nach seinem Temperament — beugt sich gläubig oder kehrt den Rücken und verurteilt in Bausch und Bogen. Wo man über Kunst urteilt in unseren Tagen, da wird meist überlaut gesprochen. Eine stille, unbeirrte, liebevoll nachgehende, nur aus der wahren Empfindung urteilende Kunstbetrachtung ist nicht die Regel. Einem Künstler wie Steinhausen aber kann nur eine solche Betrachtung gerecht werden. Er preist nichts an, er arbeitet nicht mit Effekten; er spricht nur zu denen, die Ohren haben zu hören und Augen und ein Herz zu sehen. Wer das aber mitbringt, der wird erfahren, daß hier eine tiefe, reiche, ernste Persönlichkeit zu ihm spricht; daß es Genuß und dauernder Gewinn ist, ihr zu lauschen, daß man sich ihr durch ihre Werke zu wirklicher Freundschaft

Digitized by Google

verbinden kann. Und vielleicht wird er sich die Frage vorlegen, ob nicht gerade Steinhausen mit seiner wundervollen Gabe, das aus der Seele des Volkes Geschöpfte in volkstümlichster, spezifisch deutscher Weise, und doch bei aller Schlichtheit und aller Betonung des Ausdruckes in schöner, adliger Form zu geben, ob nicht dieser Steinhausen vorzugsweise berufen ist, unser Volk auch in seinen breiten Schichten wieder hineinzuführen in das Verständnis der tiefen, reichen Welt, die unsere ältere deutsche Kunst birgt, aber in ihrer eigenartigen Ausdrucksform verbirgt vor so vielen Augen.

Von Erinnerungen.

Liebes Haus, vor dem du mich
Ganz allein gefunden,
Liebe Geige, die ein Lied
Sang in Abendstunden,

Lieber Weg, auf dem ich oft
Deinen Trost vernommen,
Lieber Wald, der uns zu Gast
Rauschend aufgenommen,

Liebe Erde, die dich heut'
Mütterlich umschlungen,
Liebes Leben, reich und schwer
Von Erinnerungen!

Elisabeth Gnade.

Digitized by Google

Das Schutzgebiet Kiautschou in seiner gegenwärtigen Entwickelung.

Von Major von Strantz, Berlin.

Als einst in den Novembertagen des Jahres 1897 der Admiral von Diederichs mit kühnem Entschluß das Landungskorps seines Geschwaders in der Bucht von Kiautschou ausschiffte und sich schnell und tatkräftig in den Besitz der dort zum Küstenschutz angelegten chinesischen Lager setzte, da glaubte wohl niemand, daß innerhalb einiger Jahre in dem zerklüfteten und steilen Gelände an der einsamen Bucht so bald eine moderne Stadt und ein Hafenplatz entstehen werde, denn nichts deutete darauf hin, daß hier gewisse Vorbedingungen für ein Emporium und einen Stützpunkt des deutsch-ostasiatischen Handels gegeben wären.

Jetzt, nachdem fünf Jahre seit jener Besitzergreifung vergangen, bietet der damals von unsern wackren Seeleuten besetzte Gebietsteil der Provinz Shantung das Bild eines mächtig aufstrebenden Gemeinwesens, welches, unbeschadet seiner maritimen Bedeutung als Flottenstation, vermöge seiner Hafenbauten, Eisenbahnanlagen, der Herstellung von Wegen und Straßen, von Verwaltungsgebäuden und anderen der Schiffahrt und dem Handel dienenden Einrichtungen, zu einem wichtigen Stützpunkt für die deutsche Kaufmannschaft in Ostasien, sowie für die Erschließung eines weiten Hinterlandes und zu einer die Werke des Friedens unter ihren Schutz nehmenden, militärisch-maritimen Position heranwächst. Wer den Strand der Kiautschoubucht vor drei Jahren gesehen, wird glauben, daß ein Wunder geschehen ist. An die Stelle der elenden, strohgedeckten Lehmhütten sind stattliche Bauten getreten, die sich ebenso über das an den Hafen angrenzende Land, wie über den Meeresstrand erstrecken und Kirchen, Schulen, Lazarette, Gerichtsgebäude, Gefängnisse, wie Quais, Docks, Werften, Landungsbrücken, Leuchttürme umfassen, zu welchen noch die wahrhaft großartigen Anlagen der Berliner Elektrizitätswerke hinzutreten. Man kann sich hiernach eine ungefähre Vorstellung von dem Leben und Treiben, das an dieser sonst so stillen Meeresbucht herrscht, machen, die früher nur von einigen befestigten Militärlagern, die auf den die neue Stadt Tsingtau umgebenden Höhenzügen angelegt waren, umsäumt wurde.

Betritt man die den Mittelpunkt der neuen Kolonie bildende Stadt Tsingtau, so trifft man auf ein Netz von Straßen, die uns

Digitized by Google

wohlbekannte Namen tragen. Da findet der Besucher einen breiten Sandsteinquai mit Lade- und Löschvorrichtungen. Es ist das Kaiser Wilhelmufer. Mit demselben parallel zieht die Prinz Heinrich- und die Ireneſtraße. Beide werden durchkreuzt von einer Luitpold-, einer Albert-, einer Wilhelm-, einer Albrecht- und einer Bismarckſtraße. Auf den Platz vor dem Gouvernementsgebäude münden die Hohenlohe-, Bülow-, Tirpitzſtraße, der Diederichsweg u. ſ. w. Mit den Straßenbauten halten gleichen Schritt die Hafen- und Molenbauten, ſchon wachſen auch gewerbliche Etabliſſements, die für den Haushalt beſtimmt ſind, empor, wie z. B. eine Mineralwaſſerfabrik, eine Bierbrauerei, eine Markthalle, die bereits ſo ſtark in Anſpruch genommen wird, daß ſie für das vorhandene Bedürfnis kaum ausreicht.

Eine große ſtaatliche, aber auch für Private arbeitende Werkſtatt umfaßt Arbeitsſtätten für Schiffbau, Gießerei, Tiſchlerei, Modeltiſchlerei und ein Materialienmagazin. Von dem alten Erfahrungsſatz ausgehend, daß es zur Entfaltung und Anregung eines geſunden wirtſchaftlichen und Erwerbslebens zunächſt darauf ankommt, die Vorbedingungen für einen ausgedehnten Verkehr zwiſchen der See und dem Hinterlande zu erfüllen, d. h. einerſeits umfangreiche Hafenanlagen und andererſeits einen Schienenweg in das Innere zu ſchaffen, iſt zunächſt ein kleiner Hafen eröffnet worden, deſſen Löſch- und Ladevorrichtungen die unmittelbare Verladung der Waren vom Schiff auf die Eiſenbahn ermöglichen. Die Eröffnung des großen Handelshafens wird im nächſten Jahre erfolgen.

Alle dieſe Vorgänge haben nicht verfehlt, ihre Wirkung auf die Chineſen zu üben und dieſe zum Erwerb von Grundbeſitz und zur Erbauung von Häuſern zu beſtimmen. Wie groß das Vertrauen in dieſer Beziehung zur deutſchen Verwaltung iſt, geht daraus hervor, daß ſich chineſiſche Kaufleute ſchon jetzt an allerlei gewerblichen Unternehmungen in der Kolonie beteiligt haben. So wurde auf ihre Initiative ein großes chineſiſches Hotel in der Nähe des Bahnhofes errichtet, ſowie eine Bank für den geſchäftlichen Verkehr mit dem weſtlichen Shantung eröffnet. Seit Beginn des vorigen Jahres hat ſich auch ein einflußreiches und kapitalkräftiges Syndikat von Hongkonger Kaufleuten in Tſingtau niedergelaſſen. Überhaupt iſt der Zugang von chineſiſchen Kaufleuten und Handwerkern in neueſter Zeit ſo rege geweſen, daß das Chineſenviertel der Hauptſtadt, Tapautu genannt, ſich zu einer ſtattlichen Anſiedelung entwickelt hat.

Digitized by Google

Es zeigt sich, daß der Ein- und Ausfuhrverkehr im raschen Aufblühen begriffen ist und daß die chinesischen Bewohner und Kaufleute auf immer freundlicherem Fuß verkehren und mehr und mehr die ihnen deutscherseits gebotenen Erleichterungen und Annehmlichkeiten schätzen und praktisch verwerten lernen. Ferner hat die nach dem Kriege gehegte Befürchtung, daß die große Masse der eingeborenen Bevölkerung in der Provinz Shantung infolge der drückenden Kriegssteuern zur Aufnahme ausländischer Waren nicht imstande sein würde, sich als unbegründet erwiesen. Einmal sind die Steuern in der dem deutschen Territorium benachbarten Provinz immer noch geringer als in andern Teilen des Landes, andererseits zeigt gerade die beträchtliche Zunahme des Importverkehres, daß die Kaufkraft der 36 Millionen Einwohner von Shantung sich durchaus nicht vermindert hat. Vorläufig ist die Bevölkerung der Provinz Shantung sehr bedürfnislos, so daß man deutschen Kurzwaren und ähnlichen Artikeln noch zunächst keinen großen Absatz versprechen kann. Dieser Zustand wird auch so lange bleiben, bis regelmäßige Dampfer von Europa diesen Hafen direkt anlaufen. Dann erst wird der vaterländischen Industrie ein größerer Anteil an dem Import von Tsingtau in das Hinterland gesichert werden, der, wie schon gesagt, gegen früher eine ganz beträchtliche Zunahme aufweist. Es ist anzunehmen, daß mit der Weiterführung der neu erbauten Eisenbahn, der Hebung der Bodenschätze der Provinz, und dem damit zusammenhängenden Wohlstand der Bevölkerung, auch ein allgemeines Verlangen nach besseren Warensorten eintreten und dann auch eine größere Beteiligung des deutschen Importeurs erfolgen wird.

Um den kaufmännischen Interessen des Schutzgebietes die weitgehendste Berücksichtigung zu geben, ist man neuerdings zur Bildung einer Handelskammer in Tsingtau geschritten, die genau nach dem Vorbild ähnlicher Einrichtungen an andern Küstenplätzen Chinas dazu berufen ist, die allgemeinen Interessen des Handels, der Industrie und des Gewerbes der Kolonie wahrzunehmen, auf neue Erwerbsquellen aufmerksam zu machen und die Geschäftstransaktionen zu vereinfachen und erleichtern. In dieser Mitwirkung des Kaufmannsstandes an den wirtschaftlichen Aufgaben sieht die Kolonialbehörde einen weiteren Schritt zum systematischen und vorsichtigen Ausbau der Selbstverwaltung. Die Erreichung eines gleichen Zieles hat das Gouvernement durch Einsetzung eines chinesischen Komitees im Auge gehabt; dasselbe ist zu dem Zweck

Digitized by Google

geschaffen worden, um der chinesischen Bevölkerung die Wahrung ihrer eigenen Interessen nach Möglichkeit zu fördern. Man hofft hierdurch die Gegensätze zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung leichter auszugleichen und das Vertrauen der eingeborenen Bevölkerung zu stärken.

Im Verkehrswesen und mittelbar in der ganzen wirtschaftlichen Entwickelung der Kolonie nimmt den wichtigsten Platz die deutsche Shantungeisenbahn ein, welche die Küste mit dem Hinterland verbinden und Tsingtau seinen Charakter als wichtigen Umsatzhafen und kaufmännischen Stapelplatz sichern soll.

Die von der sogenannten Shantung-Eisenbahngesellschaft von Tsingtau in das Innere zur Erschließung der Kohlen und zur Belebung des Verkehrs nach der Hauptstadt der Provinz Shantung, der Stadt Tsinanfu, projektierte, im ganzen 450 Kilometer lange Bahnstrecke ist bis jetzt bis zur Station Weihsien 158 Kilometer weit in das Binnenland hinein im Betriebe. In seiner ganzen Länge soll der Schienenweg bis zum Jahre 1904 vollendet sein. Als Bauleiter der Bahn haben deutsche Ingenieure, Bauassistenten und Bauaufseher die Arbeiten überwacht. Bei der Dichtigkeit der Bevölkerung des Binnenlandes sind die Stationen der Bahn möglichst zahlreich und in geringen Abständen vorgesehen. Außer den beiden Hauptstationen Kiautschou und Kaumi sind noch 13 Stationen und Haltestellen vorhanden, so daß auf je 8 Kilometer eine Haltestelle entfällt. Auf den mittleren und kleineren Stationen sind Chinesen, auf den größeren Europäer mit der Leitung des Betriebes beauftragt. Die Bahnwärter sind durchweg Chinesen. Gleichzeitig mit der Schienenstrecke ist der Telegraph errichtet und bis Weihsien vollendet worden. Hinter der Station Kaumi tritt die Bahnlinie aus der deutschen Machtsphäre in die chinesische und wird dort von chinesischem Militär bewacht.

Die Stadt Weihsien, die eine Bevölkerung von über 100000 Seelen zählt und zu den bedeutendsten Handels- und Industrieplätzen der Provinz Shantung gehört, wird durch die neue Eisenstraße in direkte Verbindung mit der Ostküste gebracht und dadurch das Innere des Landes mit seinen bedeutenden Mineralagern und seinen umfangreichen industriellen Betrieben mehr als jetzt im Interesse des ausländischen Handelsverkehrs erschlossen. Das heißt, es wird sich alsbald ein reger Güterverkehr aus dem Inneren nach der Meeresküste hin entwickeln und es werden die kaufkräftigen größeren Städte, wo Seide, Felle, Wachs, Talg gewonnen und verarbeitet werden, in nähere Berührung mit dem

Digitized by Google

Küstengebiet treten. In einigen Jahren werden dann diese Unternehmungen trotz der jetzt stark fühlbaren Konkurrenz des benachbarten Japans erfreuliche Gewinne erzielen können.

Den Beginn dieser Periode des Aufschwunges des wirtschaftlichen Lebens unsrer Kolonie in China hat bereits der erste, am 30. Oktober v. Js. stattgefundene Kohlentransport signalisiert, der am Nachmittag jenes Tages in Tsingtau eintraf. Daselbst wurde das Ereignis als ein für die Kolonie hochbedeutsames gewürdigt. Der Gouverneur, die Zivil- und Militärbehörden, sowie die Kaufmannschaft, die deutsche wie die chinesische, erwarteten den reich mit Laub bekränzten Zug, der die ersten schwarzen Diamanten dem Meere zuführte, in festlicher Stimmung und gaben ihrer Freude darüber lauten Ausdruck.

Die Kohlen entstammten dem vier Meter mächtigen Flötz, welches der Förderschacht des deutschen Bergwerkes in einer Tiefe von 175 Metern erreicht hat. Es sind Stücke einer schwarzen, glänzenden, ziemlich gasreichen Kohle, die nach den vorgenommenen Versuchen mit langer Flamme brennt und eine brauchbare Ofen- und Kesselkohle für die Kessel der Schiffe abzugeben verspricht.

Ein reicher russischer Teehändler hat anläßlich des Baues der Shantungbahn den Vorschlag gemacht, Irkutsk an der Sibirischen Bahn mit Peking durch eine Schienenstraße zu verbinden, in der Voraussetzung, daß die Verlängerung der neuen Shantungbahn über Tsinanfu hinaus nach der Hauptstadt nur eine Frage der Zeit sein würde. Es sollen auch in der That von Tsinanfu nach Tientsin Vorarbeiten zur Anlage eines Schienenweges im Gange sein.

Denkt man sich eine Verlängerung der Shantungbahn über Tsinanfu nach Tientsin hin, so wird, in Anbetracht des Umstandes, daß der Hafen von Tientsin infolge der vorgelagerten Seen kein besonders günstiger und außerdem im Winter durch Eis verschlossen ist, Tsingtau dadurch ein sehr wichtiger Endpunkt der Sibirischen Bahn. Eine solche Bahnverbindung würde aber mit Rücksicht darauf, daß die Hauptinteressen Deutschlands am Yangtze in Shantung und der Provinz Tschili vereinigt sind, für den deutschen Seehandel das verbindende Glied mit Europa sein. Auch Post, Passagierverkehr und Gütertransport werden ebenfalls aus dieser Verbindung Nutzen zu ziehen wissen. Die bedeutendsten Dampferlinien der Küste würden ebenfalls gezwungen sein, Tsingtau anzulaufen. Daraus folgt, daß unser chinesisches Schutzgebiet alsdann nach zwei Seiten hin dem Welthandel erschlossen würde,

Digitized by Google

und daß andrerseits China, durch eine solche Erweiterung seines Eisenbahnnetzes fruchtbare Anregung für die weitere Ausdehnung seiner überseeischen Beziehungen und festeren Anschluß an die europäische Kulturwelt erhalten könnte.

In nicht so günstiger Weise wie für Handel und Schiffahrt unsres chinesischen Schutzgebietes liegen die Verhältnisse für die Hebung und Förderung der Landeskultur und der mit ihr zusammenhängenden wirtschaftlichen Anlagen.

Große Schwierigkeiten bieten sowohl dem Wegebau wie dem Anbau des Bodens die tief eingeschnittenen Schluchten und Wildbachbetten, deren Entstehung aus dem Mangel jeden Waldbestandes und dem steinigen Erdreich folgt. — Wälder fehlen im Schutzgebiet fast völlig. Wo sich kleinere Baumgruppen vorfinden, ist es nur niedriger, lichter Busch von krüppelhaftem Wuchs. Von der eingeborenen Bevölkerung sind alle Waldungen zu Brennzwecken mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden; selbst der Gras- und Krautwuchs an den Berghängen wird mit scharfzinkigen Rechen aufgerissen und als Heizmaterial eingesammelt. Die Folge dieses Verfahrens ist, daß die fruchtbare Verwitterungsschicht des Bodens alljährlich in die Tiefe geschlemmt, und so der Vegetation jeder Nährboden entzogen wird. Höhere Bäume kommen nur an geweihten Grabstätten und bei Tempeln gelegentlich vor. Nur im Frühjahr bedecken sich die Berghänge mit einem bunten Blütenflor, allerlei bunte Blumen geben einen farbenprächtigen Teppich, bis Sommerhitze und winterliche Kälte den Bergen wieder den finstern, eintönigen braungelben Anstrich leihen.

Aus diesem Grunde sind die Verwaltungsbehörden in Kiautschou bemüht, eine regelrechte Aufforstung der Höhen zu betreiben, durch welche mit der Zeit dem empfindlichen Mangel an Holz abzuhelfen wäre. Es ist zu diesem Zweck die Anlage von Kiefern- und von Laubholzkulturen in Angriff genommen worden.

Laubholzschonungen müssen allerdings auf die besten Bodenflächen verlegt werden und können die Nähe des Meeres nicht vertragen. Besondere Aufmerksamkeit wird im Interesse der Wassererhaltung der Aufforstung des das Quellgebiet der Wasserleitung umfassenden Geländes zugewendet. Auch Wein- und Obstbaumzucht wird von der Verwaltung gefördert; zur weiteren Ausdehnung der Obstkulturen ist ein größerer Versuch augenblicklich im Gange, der mit Pflanzen und Bäumchen aus der Heimat unternommen wird.

Das dem Reichsmarine-Amt unterstellte Schutzgebiet Kiautschou

Digitized by Google

ist zum Zweck der inneren Verwaltung in zwei Bezirksämter, Tsingtau und Litsun, eingeteilt, welche unter dem kaiserlichen Gouverneur stehen; die diesen Bezirksämtern vorgesetzten Richter haben zugleich neben ihrer richterlichen Tätigkeit auch die Verwaltungsgeschäfte zu leiten. Zu dem aus dem Gouverneur und den beiden oben genannten Beamten bestehenden Gouvernementsrat werden noch zur Beratung wichtigerer Angelegenheiten drei Vertreter der Zivilbevölkerung hinzugezogen, die aus angesehenen und vermögenden Geschäftstreibenden gewählt werden. Für andere Verwaltungsaufgaben, wie die Erteilung von Konzessionen, die Abschätzung von Grundstücken, die Steuerangelegenheiten, die Armenpflege, Kirchensachen, bestehen besondere Kommissionen.

In die chinesischen Privatverhältnisse und in die innere Leitung der Gemeinden wird nur insoweit von den deutschen Behörden eingegriffen, als die öffentliche Ordnung und Sicherheit der Kolonie und der persönliche Wunsch der Beteiligten dies verlangen. Die Chinesen im Lande wählen daher in jeder Ortschaft ihren Ortsvorsteher und ihre Gemeindeältesten und sind ebenso wie die in China gebildeten Familienverbände unter ihren selbstgewählten Familienältesten ganz selbständig. Jeder Bezirkschef hat, um in Fühlung mit dem Gemeinde- und Familienleben zu bleiben, einige Vertrauenspersonen an der Hand, die ihre Berichte erstatten und für Verbreitung der amtlichen Verfügungen und Gesetze sich bemühen.

Die Justizpflege liegt in der Hand eines kaiserlichen Richters, dem vier Laienbeisitzer und acht Hilfsbeisitzer assistieren. Alle Bewohner des Schutzgebietes ohne Unterschied der Nationalität sind der deutschen Jurisdiktion unterstellt.

Nach der bisher bestandenen Justizorganisation hatte das deutsche Gericht nur seine erste Instanz in Tsingtau, die zweite, höhere Instanz dagegen bei dem Generalkonsulat in Shanghai. Angesichts der seit dem Jahr 1899 stattgefundenen wirtschaftlichen Entwickelung des Schutzgebietes, und der damit eingetretenen Steigerung des Rechtsverkehrs nach Ausdehnung und Intensität, hat sich die Notwendigkeit ergeben, auch für die höhere Instanz eine zuständige Rechtsbehörde in Tsingtau zu haben. Es wird hierdurch der Rechtsgang und die Erledigung der Geschäfte bedeutend beschleunigt und eine erhöhte Gewähr dafür geschaffen werden, daß den Richtern eine genaue Kenntnis der Verhältnisse der Kolonie zur Seite steht. Letzteres ist aber um so nötiger, als nach den für die deutschen Schutzgebiete bestehenden Gesetzen

Digitized by Google

das örtliche Handelsgewohnheitsrecht in der Kolonie Anwendung finden soll. —

Die Einrichtung der beiden Bezirksämter, welche Rechts- und Verwaltungsfragen vor ihr Forum ziehen, hat sich bestens bewährt, und erscheint ihre Ausdehnung auf das gesamte deutsche Schutzgebiet erwünscht. Die beiden genannten Behörden urteilten im letzten Jahr 80 Civilsachen ab. Bei der ständigen Zunahme der Bevölkerung, der deutschen wie der eingeborenen, war die Entfaltung einer sehr regen Polizeitätigkeit erforderlich. Die Organe dieses Dienstes waren, abgesehen von den abkommandierten Unteroffizieren und Mannschaften des III. Seebataillons, auch chinesische Geheimpolizisten und Soldaten der Chinesenkompagnie. In letzter Zeit hat sich die durch chinesisches Raubgesindel vielfach getrübte öffentliche Sicherheit etwas gebessert, aber noch immer ist das in den abgelegenen Gebietsteilen und an der Grenze herrschende Räuberwesen nicht unterdrückt. —

Ein Verwaltungszweig, dem die deutschen Kolonialbehörden eine besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit zuwenden, ist das Schul- und Unterrichtswesen. Die Hebung und Befestigung desselben wird sowohl im Interesse der Entwickelung der Kolonie, als auch besonders aus nationalen Rücksichten zur Förderung deutschen Wesens und deutscher Bildung mit aller Energie verfolgt.

Die am 2. September 1901 eröffnete Mittelschule ist im letzten Jahre in eine höhere Knabenschule umgewandelt worden, die zur Zeit von 25 Knaben besucht wird.

Die früher gemeinsam Knaben und Mädchen unterrichtende Schule hat jetzt insofern eine anderweitige Organisation erhalten, als die letzteren von dem Besuch der oberen Klassen ausgeschlossen wurden, eine Maßregel, die mit Rücksicht auf das vorgeschrittene Alter der gemeinschaftlich zu unterrichtenden Knaben und Mädchen nicht zu umgehen war.

Als nächstes Ziel für den Unterricht ist die Erteilung des Berechtigungsscheines zum einjährigen freiwilligen Dienst in das Auge gefaßt. Eine besondere Einrichtung ist die Eisenbahnschule, in welcher junge Christen, die schon chinesische Studien gemacht haben, für den Eisenbahndienst herangebildet werden. Der Kursus dauert ein Jahr. Gegenstände des Unterrichts sind Deutsch, Lesen und Schreiben, etwas Rechnen, Telegraphie und Eisenbahndienst. Diese Eisenbahnschule zählt gegenwärtig 20 Schüler, die in der Missionsanstalt wohnen und dort als Pensionäre verpflegt werden.

Digitized by Google

Die Seelsorge für die katholische Militär- und Zivilgemeinde versieht die Missionsstation in Tsingtau der deutsch-katholischen Missionsgesellschaft von Steil. Für die gesamte evangelische Gemeinde hat die Berliner Mission die gottesdienstliche Sorge übernommen.

Dieselbe hat sich außerdem ein großes Verdienst durch Begründung von mehreren Schulen erworben, in denen an junge Chinesen deutscher Sprach- und Elementarunterricht erteilt wird. Aus diesen Schulen ist eine ganze Reihe von Dolmetschern hervorgegangen, die in den verschiedensten Verwaltungszweigen der Kolonie und bei dem Expeditionskorps Verwendung gefunden haben.

Der Eifer und die Ausdauer, welche diese jungen Chinesen bei dem Besuch der genannten Schule an den Tag gelegt, zeigt deutlich das unter der chinesischen Bevölkerung bestehende Verlangen, sich für den Verkehr und Handel mit der zuziehenden deutschen Bevölkerung die nötigen Kenntnisse des Deutschen anzueignen. Es kann als ein Beweis für die intellektuelle Begabung der Bevölkerung von Shantung angesehen werden, daß eine große Anzahl von Chinesen mit Hilfe der Missionare und vieler einsichtsvoller Kolonisten sich in kurzer Zeit eine bemerkenswerte Fertigkeit im Deutschen erworben haben.

Was das Missionswesen betrifft, so ist der Standpunkt der Marineverwaltung von Anfang an der gewesen, unter Wahrung strenger Parität die kulturelle Einwirkung der Missionare auf die einheimische Bevölkerung mit allen Mitteln zu fördern. Vor der Besetzung des Kiautschougebietes durch Deutschland unterstand die Missionstätigkeit den französischen Franziskanern.

Ein segensreiches Werk der evangelischen Mission in Kiautschou ist das Chinesenhospital, das sich seit dem Herbst 1901 in Betrieb befindet. Dieses Hospital bietet Raum für 60 Kranke, außerdem gehört eine Isolierbaracke für 50 Kranke zu demselben. Die Behandlung der chinesischen Patienten erfolgt unentgeltlich, es sind meist Leute der ärmeren Bevölkerung, die dort Aufnahme finden. In den ersten Monaten nach Eröffnung des Hauses fanden bereits 60 Patienten Aufnahme, 200 Personen kamen zur Sprechstunde. Die Zahlen beweisen, mit welchem Vertrauen die chinesische Bevölkerung dem Hospital entgegenkommt und einem wie großen Bedürfnis das Haus abgeholfen hat. Durch Errichtung dieses Hospitales ist das frühere, nur für wenig Personen Platz bietende, vom Gouvernement unterhaltene Krankenhaus für Chinesen überflüssig geworden.

Digitized by Google

In dem einen der Tsingtau umgebenden Lager ist eine polizeiliche Unfallstation eingerichtet, die ebenfalls durch einen Missionsarzt versehen wird.

Das Klima von Kiautschou ist dem des südlichen Europa nicht unähnlich. Es gibt dort ausgesprochen vier Jahreszeiten. Einem kalten, teilweise stürmischen, sonst aber nicht unangenehmen Winter folgt ein kurzer, angenehmer Frühling, an den sich dann ein feuchter, regnerischer Sommer reiht, in dem jedoch die Luftwärme nicht die Grade übersteigt, welche sie auch im deutschen Binnenlande erreicht. Die Hitze wird jedoch etwas mehr empfunden, einmal wegen der großen Feuchtigkeit und dann wegen der geringen Abkühlung in der Nacht. Aber ähnlich wie hier treten auch dort im Juli und August kühlere Tage auf, an denen die Temperatur unter 25° Celsius bleibt.

Bei den ungesunden Bodenverhältnissen ist seitens der Kolonialverwaltung der Gesundheitspflege große Sorgfalt zugewendet, und sind auch für die Versorgung mit gutem Wasser die größten Mittel verwendet worden. Eine Grundwasserleitung aus dem Haipotal führt das dortige Quellwasser der Stadt Tsingtau zu, so daß es den dort aufgestellten Brunnen entnommen werden kann. Ein durch Kanäle mit großem Querschnitt angelegtes Entwässerungssystem sorgt für die Entfernung der Regenwässer und die Abführung der Fäkalien und Schmutzstoffe.

Eine Erscheinung, die der wirtschaftlichen Entwickelung und dem bürgerlichen Leben der deutschen Kolonie auf chinesischem Boden ein charakteristisches Gepräge verleiht, ist das Zutrauen der einheimischen Bevölkerung zu der deutschen Verwaltung. Es hat sich dieses Vertrauen in dem überaus regen Zuzug des chinesischen Elementes und zwar des besitzenden Kaufmannsstandes in das deutsche Gebiet geäußert.

In dem starken Erwerb von Grundbesitz seitens der Chinesen, in der Niederlassung zahlreicher Handwerker und Kaufleute, in der Eröffnung einheimischer Banken für den Geldverkehr mit dem Hinterland spiegeln sich die hohen Erwartungen wieder, welche die betriebsamen, geschäftskundigen Chinesen in die Zukunft des deutschen Gebietes setzen. Dagegen sind die Aussichten für den deutschen Import in das Schutzgebiet noch sehr wenig Hoffnung erweckend. Die Bevölkerung der Provinz Shantung verlangt bei ihrer Bedürfnislosigkeit bis auf weiteres nur die billigsten Sachen, weil Japan zunächst noch der Hauptlieferant auf dem dortigen Markt bleibt. Erst bei dem Bestehen einer regelmäßigen Ver-

Digitized by Google

bindung zwischen Tsingtau und der deutschen Heimat durch Dampferlinien wird, wie schon gesagt, es gelingen, der deutschen Industrie einen größeren Anteil an der Einfuhr in das chinesische Binnenland zu sichern.

Mit der Herstellung einer derartigen Schiffahrtverbindung wäre gleichzeitig eine Bürgschaft gegeben für die Befestigung und Stärkung deutschen Einflusses und deutschen Übergewichtes auf diesem Stück Erde, das für die deutsche Machtstellung und unser nationales Ansehen in Ostasien von so großer Bedeutung ist.

Das Recht auf Nachdruck.

Von Eduard Engel (Berlin).

Das am 19. Juni 1901 veröffentlichte, am 1. Januar 1902 in Kraft getretene neue deutsche Urhebergesetz hat in der kurzen Zeit seines Bestehens eine sehr erbitterte Gegnerschaft bei einer bestimmten Gattung von Beteiligten erzeugt. Durch die Presse hallt der Empörungsschrei der Verleger und Redakteure einer Anzahl von kleinen Provinzzeitungen — durchaus nicht aller —, die ihrer Entrüstung darüber Ausdruck geben, daß ihnen der Nachdruck jetzt so sehr erschwert werde, ja daß die bösen Schriftsteller so niedrig, so wenig ideal gesinnt seien, für unerlaubte Nachdrucke Honorar, ja sogar Buße zu verlangen. Dem Urheberrecht setzen sie das Recht auf Nachdruck entgegen. Menschlich begreiflich ist diese Bewegung: dank dem früheren kläglichen Urhebergesetz hatten sie ein Menschenalter hindurch das Recht auf Nachdruck im ausgedehntesten Maße besessen. Jener Zustand war sehr bequem für die Redakteure und sehr billig für die Zeitungsverleger, und namentlich diesen wird es erklärlicherweise jetzt schwer, sich an den veränderten Zustand zu gewöhnen, daß sie alles, was irgend einen selbständigen literarischen Wert hat, ohne gerade immer ein Meisterwerk zu sein, mit barem Gelde bezahlen sollen. Sie stimmen die bewegliche Klage an: für jede Kleinigkeit wird von uns Honorar verlangt! Ich will davon absehen, daß

Digitized by Google

es ja für die Redakteure und Verleger von Zeitungen keinen gesetzlichen Zwang gibt, diese Kleinigkeiten nachzudrucken; sie brauchten sie bloß ungedruckt zu lassen, dann wären sie gegen jede Honorarforderung und gegen jede Strafverfolgung auf Grund des neuen Urhebergesetzes geschützt. Durch den Nachdruck aber der sogenannten „literarischen Kleinigkeiten" beweisen sie jedenfalls, daß sie sie für so wertvoll halten, um sie dem Inhalt ihrer Blätter einzuverleiben und sie als geistige Nahrung ihren Lesern darzubieten. Sie lassen sich zwar jede Einrückung im Anzeigenteil bezahlen, auch solche von den ärmsten Arbeitern, die eine Dienststelle oder Arbeit suchen; den geistigen Arbeitern aber wollen sie für das, was sie literarische Kleinigkeiten nennen, die Bezahlung vorenthalten.

Es ist übrigens nicht wahr, daß nur Kleinigkeiten von einem gewissen Teile der Provinzpresse aus den hauptstädtischen oder großen Provinzzeitungen nachgedruckt wird. Den klaren Bestimmungen des Gesetzes zuwider werden vielspaltige Feuilletons des verschiedensten Inhaltes einfach nachgedruckt, selbst solche Feuilletons, die durch zwei Nummern gehen und 6 und mehr Spalten umfassen. Ich selbst kann hierfür eine Anzahl von Belegen liefern. Ja selbst Novellen oder novellistische Skizzen, bei denen auch gesetzesunkundige Redakteure und Verleger keine Entschuldigung anführen können, werden erfahrungsgemäß unter der Herrschaft des neuen Urhebergesetzes gemütlich nachgedruckt: man läßt es darauf ankommen, ob der Nachdruck entdeckt wird, denn der unentdeckte Nachdruck ist nicht strafbar.

Tritt nun ein Schriftsteller, der nicht von seinen Rittergütern, sondern ausschließlich von der Verwertung seiner geistigen Güter zu leben gezwungen ist, einem solchen Nachdrucker entgegen, so spielen der Verleger oder der Redakteur oder beide zusammen die beleidigte Leberwurst und finden wohl gar in der großen, anständigen, nicht vom Nachdruck lebenden Presse gelegentlich einen Verteidiger, der den Schriftstellern ins Gewissen redet und sie bei ihrem „Idealismus" packt. Dann werden solche Bemerkungen laut wie: ernsthafte Schriftsteller haben etwas Besseres zu tun, als Nachdruckshonorare einziehen zu lassen. Es hat sich nämlich eine Vereinigung von Schriftstellern unter dem Titel Allgemeiner deutscher Schriftstellerverband gebildet, dessen Leitung unter anderm auch die Einforderung und nötigenfalls Einklagung von Nachdruckshonoraren besorgt. Ich halte diese Einrichtung für unentbehrlich gerade aus dem von den Nach-

Digitized by Google

druckern geltend gemachten Grunde: ernsthafte Schriftsteller haben wirklich Besseres zu tun, als auf Nachdrucke zu fahnden und sich in ärgerlichen Briefwechsel über die ihnen zustehende Entschädigung einzulassen. Nach dem Gesetz der Arbeitsteilung haben die ernsthaften Schriftsteller sich die wenig appetitliche Arbeit, sich mit Nachdruckern herumzuzanken, vom Leibe geschafft und sie einem Vereinsamt übertragen.

Die Erfahrungen nun, die bei der Einforderung von Nachdruckshonoraren gemacht werden, zeigen in dieser durch ein klares Gesetz geregelten Sache einen Zustand der Verwilderung, der billig Erstaunen erregen muß. Da schreibt der Verleger einer Provinzzeitung von einigem Ansehen, in der ein durch zwei Nummern laufendes wertvolles Feuilleton ohne Erlaubnis nachgedruckt wurde, an den Verfasser, der ihn auf diesem Nachdruck betroffen, zur Entschuldigung seines Redakteurs, eines akademisch gebildeten, sogar den Doktortitel führenden Herrn: sein Redakteur habe nur — dieses „nur" ist unbezahlbar -- aus Unkenntnis des neuen Urhebergesetzes gehandelt. Das Feuilleton war übrigens auch nach dem früheren Urhebergesetz geschützt; aber welche erquickend naiven Zustände enthüllt ein solcher Entschuldigungsversuch. Jahrelang war in allen deutschen Zeitungen die Rede von den Vorbereitungen zu dem neuen Urhebergesetz; jene nachdruckende Zeitung selbst hatte die tagelangen Reichstagsverhandlungen über das neue Gesetz mit großer Ausführlichkeit veröffentlicht, und nun hat der Herr Redakteur keine Ahnung von dem einzigen Gesetz, das er außer dem Preßgesetz für seinen besonderen Beruf überhaupt zu kennen gezwungen ist! Jeder Schweineschlächter ist verpflichtet, die besonderen Gesetze seines Berufes, z. B. das über die Fleischschau, genau zu kennen, wenn er sich nicht schwerer Bestrafung aussetzen will; jeder Schlosser, jeder Schornsteinfeger kennt die gesetzlichen oder polizeilichen Verordnungen für seinen verantwortlichen Beruf. Und der Redakteur einer nicht ganz unbedeutenden Provinzzeitung, der Tag für Tag die Leser mit seinen tiefgründigen Betrachtungen über jedes neue Reichsgesetz unterhält, kennt eines der beiden einzigen Gesetze nicht, die für ihn besonders bestimmt sind. Welch ein Idyll enthüllt sich hier der Welt! — Es kommt aber noch besser: dieser selbe Redakteur droht den Schriftstellern, die sich wegen Nachdrucks beschweren, und namentlich solchen, die ihre Forderungen durch die Vertretung ihres Standes eintreiben lassen: das Blatt werde „die Beziehungen zu allen solchen Schriftstellern abbrechen". Fürchter-

Digitized by Google

liche Aussicht: jenes Nachdrucksblatt wird also in Zukunft von solchen Schriftstellern nichts mehr nachdrucken, denn der Nachdruck war ja die einzige Beziehung, in der es zu den nachgedruckten Schriftstellern gestanden hatte. Und angesichts solcher grottesken Vorgänge gibt es Griesgrame, die da sagen, daß aller Spaß aus der Welt verschwindet.

Die Verteidigung, die von den nachdruckenden Zeitungen zur Begründung ihres unveräußerlichen Rechtes auf Nachdruck in neuester Zeit geltend gemacht wird, besteht darin, daß es sich nur um „wertlose" literarische Kleinigkeiten handle. Tatsächlich machen die Gewohnheitsnachdrucker in der täglichen Übung so feine Unterscheidungen nicht: wer Kleinigkeiten maust, vergreift sich ja leicht auch an größeren Dingen, und die reiche Erfahrung der den Nachdruck beobachtenden schriftstellerischen Vertretungen bestätigt dies. Indessen Kleinigkeiten oder nicht, — das sorgsam vorbereitete, wohlerwogene und unter starkem Einfluß aller beteiligten Kreise durchberatene Urhebergesetz kennt Unterschiede des Umfanges für selbständige literarische Arbeiten nicht. Das entspricht auch durchaus den idealsten Anschauungen vom Wesen literarischer Arbeit. Wenn Gedichte einmal vor Nachdruck geschützt sind — und sie sind es natürlich durch das Gesetz —, so hebt die Kürze eines Gedichtes den Schutz nicht auf. Die 8 Zeilen des Goethischen Gedichtes Über allen Gipfeln ist Ruh, oder selbst die 4 Zeilen der Spruchdichtung Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah! verdienen den Schutz ebenso sehr wie Klopstocks Messiade. Das ist auch gerecht und weise: man denke sich nur einen lyrischen Dichter, der nichts anderes auf Erden machen könnte als solche kurzen Gedichte, — soll man den für seinen Lebensunterhalt etwa auf den Idealismus der Nachdrucker verweisen, die aus freien Stücken ihm einen auskömmlichen jährlichen Ehrensold zahlen werden? Oder hebt etwa der Unterschied zwischen Prosa und Poesie den Schutz auf? Was wird dann aus den zahlreichen Schriftstellern, die beim besten Willen nichts anderes fertig bringen als ganz kurze, aber sehr gefällige Prosaarbeiten, so gefällig, daß die sorgsam auswählenden Redakteure der kleinen Nachdrucksblättchen sie eben der Ehre der Veröffentlichung würdigen? Die „Motive" zum deutschen Urhebergesetz sprechen es denn auch bei § 18 unzweideutig aus: „Die Fassung, daß aus Zeitungen und Zeitschriften vermischte Nachrichten tatsächlichen Inhalts und Tagesneuigkeiten abgedruckt werden dürfen, bringt zum Ausdruck, daß die Befugnis

Digitized by Google

sich nicht erstreckt auf Anekdoten, Aphorismen und sonstige kleine Artikel, die nach dem Sprachgebrauche zuweilen unter den vermischten Nachrichten einbegriffen werden, ohne doch rein tatsächlicher Natur zu sein." — Der Gesetzgeber hat eben nur tatsächliche Mitteilungen dem Nachdruck preisgeben wollen, nicht aber solche selbst ganz kleine Beiträge, die eine selbständige literarische Arbeit und oft eine recht wertvolle darstellen. Die nachdruckenden Redakteure, die sich darüber lustig machen, daß der erste Erzähler einer guten Anekdote Nachdruckshonorar von ihnen verlangt, und die den literarischen Wert und die geistige Arbeit eines solchen Beitrages bestreiten, haben ja ein ausgezeichnetes Mittel, sich vor allen Honorarforderungen zu schützen: sie brauchen sich ihre Anekdoten und sonstigen literarischen Kleinigkeiten nur selbst zu verfertigen, was ihnen bei der Höhe ihrer literarischen Anschauung und Bildung sicher eine Kleinigkeit sein wird.

Es ist ein bekannter Kunstgriff derer, die sich den Teufel etwas aus dem Idealismus machen, sich bei einer Einschränkung ihrer sehr wenig idealistischen Triebe auf den Idealismus der andern zu berufen, in diesem Falle also die Nachdrucker auf den Idealismus der Schriftsteller. Wie wäre es, wenn die Nachdrucker selbst — nicht durch einen besonderen Idealismus, aber durch eine vornehme Geschäftsgebahrung: nämlich alles von ihnen Gedruckte zu bezahlen, den Schriftstellern eine kleine Aufmunterung und ein Vorbild für ihren Idealismus gäben? Indessen ich brauche Kennern deutscher Literaturgeschichte nicht ins Gedächtnis zu rufen, daß unsere größten und edelsten Dichter und Schriftsteller ihren höchstfliegenden Idealismus durchaus zu vereinigen gewußt haben mit der Wahrnehmung ihrer irdischen Eigentumsrechte. Goethe und Schiller haben sich nicht nur über den zu ihren Zeiten herrschenden Nachdruck mindestens ebenso scharf ausgesprochen, wie die heutigen Schriftsteller über die noch immer nicht ausgerottete widerrechtliche Ausbeutung ihrer geistigen Arbeit; sondern sie haben auch, wie in zahlreichen Briefen von Goethe und von Schiller zu lesen steht, mit lobenswertem Sinn für den Wert schriftstellerischer Unabhängigkeit möglichst hohe Honorare von den Verlegern, auch von den Zeitungsverlegern, zu erlangen gesucht und verstanden. Es ist durchaus keine Schande für die heutigen Schriftsteller, selbst für die kleinsten, mit ihren literarischen Arbeiten recht viel Geld verdienen zu wollen: sie befinden sich dabei in der allerbesten, klassischsten Gesellschaft. Inmitten meines Nachdenkens über den Entrüstungsrummel der Nachdruckpresse blättere

Digitized by Google

ich zufällig in meinem Lessing, und wie das Glück es fügt, stoße ich da auf folgenden Satz, der den Nachdruckern höchst unidealistisch erscheinen wird: „Wie? Es sollte dem Schriftsteller zu verdenken sein, wenn er sich die Geburten seines Kopfes so einträglich zu machen sucht als nur irgend möglich? Weil er mit den edelsten Kräften arbeitet, soll er die Befriedigung nicht genießen, die sich der gröbste Handlanger zu verschaffen weiß, seinen Unterhalt seinem Fleiße zu verdanken?“ —

Lessing ist noch höflich. Nun höre man aber den größten Helden des deutschen Idealismus, den Doktor Martin Luther! In seiner Auslegung der Episteln und Evangelien von Advent bis Ostern heißt es: „Eine Vermahnung an die Drucker. Gnade und Friede! Was soll doch das sein, meine lieben Druckerherrn, daß einer dem andern so öffentlich raubt und stiehlt das Seine? Seid ihr nun Straßenräuber und Diebe worden? Oder meint ihr, daß Gott euch segnen und ernähren wird durch solche böse Tücke und Stücke? — Wohlan, Gott wird's finden, was du dran gewinnst, da schnüre die Schuh mit; du bist ein Dieb und vor Gott schuldig die Wiedererstattung. Es ist ein ungleich Ding, daß wir Arbeiten und Kost sollen drauf wenden, und andere sollen den Genuß und wir den Schaden haben. — Derhalben seid gewarnet, meine lieben Drucker, die ihr so stehlet und raubet. Denn ihr wisset, was Sankt Paulus sagt zu den Thessalonichern: Niemand vervorteile seinen Nächsten im Handeln, denn Gott ist Rächer über solches alles. Dieser Spruch wird euch auch einmal treffen. Auch so werdet ihr solcher Räuberei nicht reicher, wie Salomo spricht: Im Hause des Gottlosen ist eitel Verschleißen; aber des Gerechten Haus wird gesegnet. — Soll aber je gegeizt sein und wir Deutschen doch Bestien sein wollen, so geizt und tobet immerhin, nicht in Gottesnamen, das Gericht wird sich wohl finden, Gott gebe Besserung in der Zeit. Amen.“

Digitized by Google

Das religiöſe Problem und Tolſtoi.

Von Brauſewetter.

Die Seele der Literatur und ihr Pulsſchlag iſt das Problem. Es iſt der Kern jeder poetiſchen Produktion. Die epiſche oder dramatiſche Dichtung iſt ohne Problem nicht denkbar. Selbſt die ausſterbende idylliſche Poeſie hat ihr Problem.

Je tiefer und allgemeiner bewegend die Probleme ſind, die eine Literatur auf die Tagesordnung ſetzt, umſomehr lebt ſie, ein um ſo größerer Faktor iſt ſie im Bewußtſein des Volkes. „Daß eine Literatur nichts zur Debatte bringt, heißt, daß ſie im Begriffe ſteht, alle Bedeutung zu verlieren“, ſagt Brandes (Die Hauptſtrömungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Einl. S. 6).

Die neueſte Literatur hat das Problem vollends zu ihrem Schoßkinde erſehen. Aber nicht mehr das ſoziale oder politiſche, das Friedrich Spielhagen in ſeinen Romanen und ungezählte ſeiner Nachfolger hätſchelten und groß zogen, ſondern ein viel feinfaſeriges, ſubtileres: das pſychiſche. Das Problem der Seele, in ſeinen zarteſten Verzweigungen, ſeinen verborgenſten Tiefen analyſiert und geiſtig ſeziert, nicht das äußere Geſchehnis macht Kern und Wert der modernen Dichtung aus.

In Ibſens neueſtem Drama iſt beiſpielsweiſe die äußere Handlung gleich null. Sie liegt gewöhnlich vor Beginn des Stückes. Nur pſychiſche Vorzüge, ihre komplizierte Entwickelung, ihre oft unklare Löſung machen bei ihm das aus, was wir im Drama „Handlung“ nennen.

Zum pſychiſchen Probleme gehört ohne Frage das religiöſe. Mehr: das religiöſe iſt das pſychiſche Problem an ſich.

Wie ſteht es mit dem religiöſen Probleme in der geiſtigen Bewegung unſerer Tage? Man macht von gewiſſer Seite unſerer Zeit und ihrer Literatur den Vorwurf der Feindſchaft gegen das Religiöſe. Oder zum mindeſten den der Gleichgültigkeit.

In der Tat herrſcht der Indifferentismus auf keinem Gebiete wie auf dem religiöſen. Fauſts Bekenntnis:

„Das drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägſt du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehn.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden.
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,

Digitized by Google

Dann mag, was will und kann, geschehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären,
Ein Oben oder Unten gibt."

Diese Losung für das Leben und Sterben Tausender könnte zugleich den meisten Erscheinungen der modernen Literatur zum Motto dienen.

Aber gerade in dem letzten Jahrzehnt sind wir Zeuge einer neuen, entgegengesetzten Strömung geworden: Religiöse Fragen tauchen schüchtern wieder auf. Selbst in Dichtungen von ausgeprägt weltlichem Charakter. Die Religion fängt an, die Menschen wieder zu beschäftigen. Sie erobert sich langsam ihr ursprüngliches Recht.

Etwas anders ist es mit dem Christentum. Das Religiöse tritt wieder in den Vordergrund. Aber von dem spezifisch Christlichen will man noch wenig wissen. Vor allem nicht in der belletristischen Literatur. Und dennoch bahnt sich auch hier langsam ein Umschwung an: Die Weltanschauung, die, von Nietzsche-Zarathustra ausgehend, sich in schroffem Gegensatz zu der christlichen stellte und besonders die Jugend im Fluge eroberte, ist im Niedergang begriffen. Der einst so siegesstarke Übermensch ist zum Gespenste zusammengeschrumpft. Er spukt noch viel herum, besonders von der dichtenden Frau geliebt, aber . . . er lebt nicht mehr. Literarische Erscheinungen, die auf ausgesprochen christlichem Grunde stehen, gewinnen immer größere Kreise. Der — sinnlose Erfolg würde ich sagen, wenn das Buch nicht so schön wäre — von Frenssens „Jörn Uhl" ist ein Beweis. Dieser Roman ist weder erbaulich noch tendenziös. Aber er ist durch und durch christlich. Daran ändern auch die allerneuesten Anfeindungen von kirchlich-fanatischen Eiferern nichts.

* * *

Wie gut sich das Moderne mit ernster Religiosität, der Realismus, ja der scharf geprägte Naturalismus mit streng christlicher Tendenz verträgt, dafür ist einer der größten Schriftsteller ein sprechendes und seiner Bedeutung wegen überzeugendes Exempel: Tolstoi. Man könnte ihn den Begründer der modernen christlichen Literatur nennen, sofern man den Ton auf das erste Beiwort legt. Das macht Tolstoi einzigartig: er ist durch und durch modern, und er ist durch und durch christlich. Und wenn

Digitized by Google

ihn auch die alleinseligmachende Kirche voller Entrüstung aus ihrer und aller Gerechten Reihen herausgestoßen hat, er bleibt trotz ihres Bannfluches . . . christlicher Schriftsteller. Ja, ich will einen Schritt weiter gehen und sagen: theologischer Schriftsteller. Theologie heißt ja nichts anderes als Lehre von Gott. Und von Gott lehren, wie er ihn geschaut und erkannt hat, das ist das poetische Streben Tolstois. Es gibt nicht Ein Werk von ihm, in dem diese theologische Richtung nicht hervorträte. Selbst seine großen Romane sind Eine einzige Predigt. Die Tendenz tritt bei ihm sogar oft dermaßen in den Vordergrund, daß das Poetische darunter leidet. Daß die Kunst ihr Ziel lediglich in sich selbst hat, lehrt schon Kant. Das schließt jede Tendenz aus, die nicht innerhalb des Kunstwerkes selber liegt, sondern unpoetisch aus seinem Rahmen heraustritt. Aber was kümmert das Tolstoi?! Ob er wohl ein Künstler ist von Gottes Gnaden, denkt er nicht hoch über die Kunst. Sie ist ihm nur Mission, nur Mittel zum Zwecke. Nur darauf kommt es ihm an, zu belehren und zu erziehen. Von diesem Standpunkt allein sind Tolstois sonst unbegreifliche Ansichten über die künstlerischen Erzeugnisse auf allen Gebieten, sind seine geradezu banausischen Schriften: „Über die Kunst" und „Gegen die Kunst" zu verstehen. Wenn er Goethes Faust, die Schöpfungen von Sophokles Euripides und Aristophanes für bedeutungslose Werke erklärt, Michel Angelos „Jüngstes Gericht" als absurd, Beethovens Neunte Symphonie als „wissenschaftliche" Musik verwirft, wenn er Wagner verabscheut wie Böcklin, so zieht er hier nur die Konsequenz für sein prinzipielles Urteil, daß alles, was der Bauer nicht versteht, deshalb schon wert ist, aus der Kunst und Literatur verbannt zu werden. — So barbarisch diese Ansichten sind, gerade ihnen haftet ein ausgesprochen religiöses Gepräge an. Tolstoi will eben als Künstler nichts sein, als . . . Seelsorger. Die Tendenz, oder wenn ich sehr unkünstlerisch reden soll, die Moral der Dichtung, was freilich ein Widerspruch in sich ist, gilt ihm alles. Auch hier macht er es wie ein geschickter Prediger, der oft die tiefsten Gedanken in eine Geschichte kleidet, lediglich um sie seinen Zuhörern anschaulicher einzuprägen.

* * *

Als theologisch veranlagten Menschen beschäftigt Tolstoi vornehmlich das religiöse Problem. Als Dichter sucht er es in allen seinen Werken, ob sie Romane heißen oder Dramen, zur künst-

Digitized by Google

leriſchen Geſtaltung zu bringen. Es wird intereſſant ſein, nachzuweiſen, wie dieſes Problem ſein ganzes Leben und Schaffen erfüllt, wie es zuerſt auftaucht als ein religiöſes Ahnen und Suchen, wie er dann ſeine Löſung gefunden zu haben glaubt im Chriſtentum, wie gerade dieſe Löſung eine wunderbare Reaktion in ihm erzeugt und ihn zum unermüdlichen Kampfe treibt gegen das Chriſtentum in Staat und Kirche.

Die erſte größere Dichtung Tolſtois, in der man ein religiöſes Gepräge erkennen kann, iſt der gewaltige Roman „Krieg und Frieden". Dieſes Werk hat keinen Helden. Man könnte es William Thackerays „Vanety fair" zur Seite ſtellen, das der Verfaſſer ausdrücklich einen Roman „ohne Helden" nennt.

Und doch hat „Krieg und Frieden" einen Helden. Aber keinen menſchlichen, keinen perſönlichen. Sondern einen übermenſchlichen: den zielbewußten Willen in der Natur und in der Geſchichte der Völker, die ewig ſchaffende Kraft, vor der ein Nichts die Menſchen ſind, die ſo ſicher leben. Wo das grandioſe Walten der Vorſehung in den Mittelpunkt einer Dichtung tritt, da ſind naturgemäß die Menſchen, und ſeien es die größten und bedeutendſten, zu untergeordnet, da iſt ſelbſt ein Napoleon zu armſelig, um . . als Held zu erſcheinen. Hier ſchon zeigt ſich der religiöſe Grundzug dieſer Dichtung. Kein ausgeſprochener oder gar ſich hervordrängender. Ein verborgener vielmehr, der uns anmutet . . wie etwas Unbeabſichtigtes, gar Unbewußtes, wie ein Ahnen und Suchen, wie ein prophetiſches Fühlen und Sehnen. In dieſer Zurückhaltung gerade liegt die Größe dieſes Werkes und ſeine überzeugende Beweiskraft. Indem es nicht lehren will, predigt es mit gewaltigen Zungen. Indem es nicht demonſtrieren will, ſteht es vor uns als ein Beweis des Daſeins Gottes aus der Geſchichte der Völker von phänomenaler Kraft, als eine Illuſtration des Wortes: Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Feinſinnig weiſt Grotthuß auf die tiefreligiöſe Grundſtimmung dieſes Romans hin und ſagt, daß er ſeines höchſten Reizes entbehren würde, wären ſeine Blätter nicht gewiſſermaßen von einem Schauer der Ewigkeit und Unendlichkeit durchweht (Grotthuß, Probleme und Charakterköpfe S. 341).

Und noch in einer zweiten Beziehung ſpüren wir in dieſer Dichtung einen religiöſen Hauch: in der nüchtern-ernſten, ſittlich-tiefen Auffaſſung des Krieges. Das Unbarmherzige des Tolſtoiſchen

Digitized by Google

Realismus tritt hier zum ersten Male in die Erscheinung. Wenn er uns auf die Schlachtfelder von Austerlitz, Friedland und Borodino führt, schildert er die Schrecken des Krieges in einer Weise, die jede idealere Anschauung, gar die poetische Auffassung vom Heldentod ausschließt. Er reißt die Maske der Begeisterung dem Kriege vom Antlitz, mit der ihn Historiker und Dichter gerne geschmückt haben, und zeigt ihn als den nackten fürchterlichen Würgengel. Seine Darstellungen erheben sich zur ungeheuren Anklage wider das fünfte Gebot, zum Gericht über die Unseligkeit der Kulturvölker, die kein anderes Mittel der Ausgleichung kennen als den barbarischen Krieg. Hier schon knüpft sich mit leisen, aber spürbaren Fäden die spätere Opposition Tolstois gegen ein Christentum, das mit dieser, jeder wahren Religiosität hohnsprechenden Entartung des Völkerlebens seine bequemen Kompromisse schließt.

Zabel vergleicht Tolstoi mit dem großen russischen Schlachtenmaler Weretschagin. Beide sagen sich los von der hergebrachten Schablone des Idealismus, die den Krieg verherrlicht und zeigen den furchtbaren Ernst des Sterbens infolge von Pulver und Blei bis zum Greifbaren, weil sie selbst diesem Tode ins Auge gesehen haben (E. Zabel, Tolstoi. Verlag v. E. A. Seemann. S. 64).

* * *

Verhüllt wie in diesem nationalen und kulturhistorischen Roman tritt eine religiös-ethische Richtung in dem nächsten hervor, der uns aus dem Walten der Geschichte und des Krieges in das häusliche und gesellschaftliche Leben Rußlands versetzt: in „Anna Karenina", dem dichterisch zweifellos bedeutendsten Werke Tolstois.

Verhüllt nenne ich hier die religiöse Richtung, aber sie ist zugleich evident. Zug für Zug, Kapitel für Kapitel könnte man in dem Verhältnis Annas zu Wronsky den dichterischen Beweis des Bibelwortes erhärten: „Die Lust, wenn sie empfangen hat, gebiert sie die Sünde. Die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod." Den geistigen Tod, den seelischen und zuletzt auch den leiblichen in dem erschütternden Selbstmord Annas. Diese Stufenfolge der gebärenden Lust ist in dem Schicksal der Karenina mit einer Unerbittlichkeit der naturnotwendigen Entwickelung, einer bezwingenden Macht seelischer Logik bis zum Ende geführt, der ich in der gesamten Literatur nichts gleiches an die Seite zu stellen wüßte. Das Problem der freien Liebe ist im

Digitized by Google

Gegensatz zu der laxen und billigen Darstellung der naturalistisch-frivolen Art moderner Erotik hier mit unbestechlichem Ernste behandelt und ihre Unmöglichkeit mit scharfer, wahrhaft realistischer Psychologie dargetan. So wird dieser einzigartige Roman zur völligen Vernichtung der einmal aus Frankreich übernommenen, jetzt auch bei uns in manchen Kreisen schon heimisch gewordenen Mißachtung der Ehe, zur Wiederherstellung der strengen Forderung des sechsten Gebots im Sinne Jesu Christi. Dem freien Zusammenleben Annas und Wronskys wird in dem Bunde Lewins und Kittys die Ehe als die einzig gesunde, unantastbare Grundlage jedes sittlichen und beglückenden Verhältnisses zwischen den Geschlechtern gegenübergestellt. Und gerade das durch und durch Moderne dieses Romans, die von jeder Pedanterie oder altjüngferlichen Prüderie gleich weit entfernte Darstellung, die bis in ihre feinsten Nüanzen, ihre erschreckenden Tiefen ohne jede Schminke wiedergegebene Sinnlichkeit, die souveräne Beherrschung sämtlicher Lebens- und Gesellschaftsgebiete bis in ihre vertrautesten Intimitäten geben dieser Dichtung nicht nur ihr meisterlich künstlerisches Gepräge, sondern auch ihre überzeugende ethische Kraft. Das Leben predigt hier nachdrücklicher als die Lehre, der Weltmann, der alles gekostet und erfahren, gewaltiger als der stille Gottesgelehrte aus seiner vom Sturm kaum umwehten Klause. Daß dem Dichter aber bei diesem Romane religiöse Erwägungen nicht fern gelegen, beweist am besten das Motto, das er ihm gegeben: „Die Rache ist mein, Ich will vergelten," spricht der Herr.

* * *

So liegt in diesen beiden Dichtungen das religiöse Problem angedeutet. Aber mehr nicht. Der Hauch, der sie durchweht, ist vielmehr philosophisch-geschichtlicher oder gesellschaftlich-ethischer Natur. Der Gottesbegriff Tolstois ist über den pantheistischen kaum hinausgekommen. Überall grenzt er an Gott an und fühlt ihn in allem (Über Gott und Christentum, S. 47). Aber er ist ihm nicht mehr als jenes unendliche All, als dessen Teil er sich fühlt. Höchstens könnte man hier und da einen alttestamentlichen Gottesbegriff finden. Vom Neuen Testament, vom Christentum gar kann nur gekünstelte Interpretation, wie sie freilich oft genug und stets mit merklicher Absicht in diese Dichtungen hineingetragen wird, etwas entdecken. Auch das vorhererwähnte Motto für Anna Karenina wird zwar im Hebräerbrief zitiert, bleibt nach seinem

Digitized by Google

Ursprunge aber alttestamentliches Zitat aus dem Fünften Buch Mosis.

Aber eins bahnt sich hier schon an: der innere Kampf, der dann in den „Konfessionen" zur meisterhaften seelischen Ausprägung kommt. Das Problem, das lange schon in dem Dichter gärt und ringt, ist seiner Lösung nahe.

Es besteht eine unleugbare Ähnlichkeit zwischen Tolstoi und dem größten aller Theologen: Augustinus. Wenn der hervorragendste Kirchenvater des Abendlandes erst nach einer sehr ausgesprochenen Weltlichkeit, ja nach wüst durchlebter Jugend für das Christentum gewonnen wurde, um dann seine „Bekenntnisse" als eine gewaltige Selbstbeichte zu schreiben, . . so hat Tolstoi sowohl in Jasnaja Poljana, seinem Familiengute, wie in Moskau und später in Petersburg im Gefühl der Jugendkraft begierig und oft nicht wählerisch genossen.

Er selbst gesteht, daß es eigentlich keine Lust gäbe, die er nicht gekostet, keine Sünde, die er nicht begangen hätte . . Und gleich Augustinus hat er seine Bekenntnisse „Meine Beichte" geschrieben, ja er hat aus diesem Jugendleben heraus als rechter Dichter die fruchtbarsten Motive für seine Schöpfungen gewonnen und sich in Gestalten wie Irtenjew und dem oft wiederkehrenden Nechljudow selber dargestellt. Er hat in ihnen aber auch sein sittliches Ringen, sein religiöses Ahnen und Suchen und zuletzt . . sein Finden in überwältigender Unmittelbarkeit geschildert.

* * *

Den tiefsten Einblick in sein seelisches Leben geben uns seine eigenen „Bekenntnisse". Sie zeichnen seine religiöse Entwickelung zum Christentume in psychologischer Klarheit.

Er hat alles, was einen Menschen glücklich machen könnte, und ist . . unglücklich. „Ich besaß," so schreibt er, „eine gute, achtenswerte, schöne, liebende und geliebte Ehefrau, gute Kinder, ein großes Vermögen, welches, ohne daß ich mich zu bemühen brauchte, anwuchs und sich vergrößerte. Ich wurde mehr als jemals von den mir Nahestehenden und Bekannten geachtet, von Fremden wurde ich gelobt, und ohne besondere Selbstüberhebung konnte ich meinen, daß mein Name berühmt sei. Bei alledem war ich nicht nur nicht gestört oder geisteskrank, — im Gegenteil, ich erfreute mich solcher geistigen und körperlichen Kraft, wie

Digitized by Google

ich bei meinesgleichen selten angetroffen habe. Körperlich vermochte ich beim Heumähen zu arbeiten, ohne den Bauern nachzustehen. Geistig vermochte ich bis zu achtzehn Stunden in einem Zuge zu arbeiten, ohne von solcher Anspannung irgend welche Folgen zu spüren. Und in solcher Verfassung kam ich darauf hinaus, daß ich nicht leben könne, und daß ich bei meiner Furcht vor dem Tode List gegen mich selbst anwenden müsse, damit ich mir nicht das Leben nehme, was ich fürchtete."

Eine düstere Weltanschauung und ein heißer Zorn über die zur Sünde führende Kultur bilden die Grundstimmung dieser Bekenntnisse, ähnlich wiederum hierin den „Confessions" Rousseaus. Tolstoi klagt sein vergangenes Leben an: „Ohne Entsetzen, Ekel und Herzweh vermag ich nicht an diese Jahre zurückzudenken. Es gab keine Laster, denen ich in jenen Jahren nicht gefrönt hätte, es gab kein Verbrechen, das ich nicht begangen hätte. Lüge, Diebstahl, Buhlerei aller Art, Vergewaltigung, Völlerei, Totschlag, alles habe ich begangen, und ich wünschte nur allein das Gute, und meinesgleichen haben mich für einen relativ sittlichen Menschen gehalten und auch jetzt noch halten sie mich dafür."

Wenn es wahr ist, daß nur aus der Tiefe aufrichtiger Herzensbuße ein wahrer Glaube erwachsen kann, so ist die Umkehr und damit zugleich die Hinkehr zu einem neuen Leben bei Tolstoi trefflich vorbereitet.

* * *

Aber nun kommt ein anderes dazu: Das ewig alte, ewig neue Problem der Menschheit, das Problem, zu dem wir alle, früher oder später, einmal Stellung nehmen müssen, erschüttert Tolstoi bis in das innerste Mark seines Lebens: Das Problem des Sterbens.

Der Dichter hatte der zerstörenden Gewalt des Todes schon oft ins Angesicht gesehen: in den Kriegen im Kaukasus und in der Krim, dann als ein geliebter Bruder qualvoll an der Schwindsucht dahinsiechte und er dies Sterben nie überwinden konnte und es mit ergreifend realistischen Farben in „Anna Karenina" wiedergab. Schließlich peinigten ihn selber hypochondrische Gedanken. Er hielt sich für krank, er grübelte über den Tod nach, er fürchtete ihn.

Alles das legt ihm die Frage nach dem Zwecke dieses, seines eigenen Lebens nahe. Und nun erscheint ihm all sein bisheriges Ringen und Streben, sein Suchen und Sehnen wie ein verhängnisvoller Wahn, eine riesengroße Torheit. Er steht vor einem un-

Digitized by Google

ergründlichen Rätsel. Und keine Philosophie kann es ihm lösen. Denn was ist ihr Ergebnis bis zu dieser Stunde? Die eine Antwort, die der alte Salomo schon gibt, sie klingt nur variiert durch Schopenhauers moderne Weisheit. Und sie heißt: Alles ist eitel! . . Auch die Vernunft vermag dieses Problem nicht zu lösen. Sie vermag nicht einmal eine befriedigende Antwort auf die Frage zu geben: Warum leben wir?, kann nicht das schwächste Licht in das Dunkel unseres Daseins bringen. „Was bin ich hier inmitten dieser Welt? An wen soll ich mich wenden? Wo soll ich die Antwort suchen? Bei den Menschen? Sie wissen nicht, sie lachen, sie wollen nicht wissen. Sie sagen: Das sind Dummheiten, denke nicht daran. Hier ist die Welt und ihre Reize. Lebe! . . Sie werden mich aber nicht irreführen. Ich weiß, daß sie daran nicht glauben, was sie sagen. Sie leiden ebenso wie ich an der Furcht vor dem Tode." (Über Gott und Christentum, S. 49. 50.)

So bleibt nur eins übrig, den Weg aus den Wirrnissen dieses Lebens, dieses Sterbens zu finden. Der Glaube. „O Herr, ich nannte dich, und meine Leiden endeten. Meine Verzweiflung ist vorübergegangen. Ich verfluche meine Schwächen, ich suche deinen Weg, doch verzweifle ich nicht, fühle, daß du mir nahe bist. . . Dein Weg ist klar und einfach. Dein Joch ist der Segen, und deine Last ist leicht. Ich irrte aber lange außerhalb dieser Wege, im Schmutze meiner Jugend warf ich stolz jede Last herunter, machte mich von jedem Joche frei und gewöhnte mir ab, deine Wege zu wandeln. Und mir sind dein Joch und deine Last schwer geworden. O Herr, vergib mir die Verirrungen meiner Jugend!" (Über Gott und Christentum, S. 50.)

Wo aber findet sich dieser Glaube in seiner schlichten, einfachen, in seiner urchristlichen Gestalt?

Nur im Bauernstande. In der „Macht der Finsternis" wird der unansehnliche, beschränkte, aber gottesfürchtige Bauer Akim als Muster für die ganze Welt der Kultur und Bildung hingestellt. „Ich sah," so schreibt er selber, „daß diese Menschen Krankheiten und Kümmernisse ohne irgend ein Mißverstehen noch Widerstreben ertragen, vielmehr mit der ruhigen und festen Überzeugung, daß alles das nicht anders sein könne, daß alles das gut sei. Ich sah, daß nicht nur ihr Leben ihnen begreiflich ist, sondern begreiflich auch der Tod. Und im Tode erblicken sie nichts Sonderbares, Widerwärtiges oder Schreckliches."

Das Problem des Sterbens ist gelöst im Christentum. Der Tod des Fleisches kann für den Menschen nicht schrecklich sein,

Digitized by Google

welcher sich dem Willen des Vaters hingegeben hat; das Leben des Geistes ist vom Tode des Fleisches unabhängig. Wer an das Leben des Geistes glaubt, kann nichts fürchten. (cf. Über Gott und Christentum, S. 69. 70.)

Der Philosoph, der Weltmann wird Christ, wird treuer Anhänger der griechisch-orthodoxen Kirche.

Ist damit das religiöse Problem zu einer endgültigen Lösung gekommen?

Für Tausende sicherlich, die sich geborgen wissen in dem Schoße der auserwählten Kirche, die dieser mit gebundenen Augen und Händen gehorchen und mit jenem urschwächlichen Behagen, das in der allein seligmachenden Heilsversicherung die bequemste und festeste Garantie für ihr persönliches Wohl und Wehe sehen. Es gibt für den Durchschnittsmenschen ja nichts Angenehmeres, als, frei von jeder eigenen Verantwortung, diese getrosten Sinnes anderen überlassen zu dürfen. Ein gemächliches die Hände in den Schoß legen, das ist für Tausende der Inbegriff alles Glückes. Und der Muhamedanismus mit seinem „Allah ist groß, Allah wird sorgen" berührt sich viel mehr mit dem Katholizismus, als bei oberflächlicher Betrachtung scheinen möchte. Nur daß dieser sich die Arbeit unnötig schwerer macht, als jener.

Für einen Mann wie Tolstoi aber, für einen Denker konnte das religiöse Rätsel damit nicht gelöst sein. Im Gegenteil: Jetzt erst eigentlich tritt das religiöse Problem in den Vordergrund seines inneren Lebens . . unabweisbarer als früher.

Im Christentum *schien* es zum Abschluß gelangt zu sein.

Aber . . was ist Christentum?

Das Lehrgebäude, welches die griechisch-katholische Kirche aufgestellt hat oder die römisch-katholische oder eine andere? Was ist es ihm?

Und Tolstoi gelangt zu einer klaren, unwiderleglichen Antwort, die freilich für die ganze Richtung seines Denkens und Glaubens verhängnisvoll werden soll:

Das Christentum ist lediglich das unverfälschte Wort Christi. Und was darüber ist oder darunter, das ist vom Übel. Dieses Wort, konsequent erfaßt und in die Tat des Lebens übersetzt ohne jede Rücksicht auf opportune Kompromisse, vermag allein das religiöse Problem zur Lösung zu bringen.

Tolstoi macht Ernst mit diesem Christuswort. Schon für die viel gelesene und wenig verstandene „Kreuzersonate" wird es Richtschnur. Darum ist es ihr als Motto vorgedruckt: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die

Digitized by Google

Ehe gebrochen in seinem Herzen." Matth. 5, 28. So wird die „Kreuzersonate" zur drastisch-tragischen Geschichte einer Ehe, von deren Helden Posnyschew selbst erzählt, die in den Augen der Welt eine durchschnittlich glückliche scheinen möchte, während sie vor dem Forum des Dichters, der hier zugleich als Richter auftritt, eine ungesunde und unsittliche ist, die ganz naturnotwendig mit Ehebruch und Mord enden muß. Weshalb? Weil ihre Grundlage keine geistige, keine seelische, sondern lediglich eine sinnliche ist. Das Weib, das man nicht ansehen darf, ihrer zu begehren, ist . . das eigene. Tolstoi begegnet sich hier mit Ibsen. Wie dieser hält er die Ehe für ungesund, deren Kitt und Fessel die Sinnlichkeit ist. Diese Sinnlichkeit, insbesondere in der Ehe, entkleidet er mit harter Hand und unbestechlichem Auge jeden poetischen Nimbus, mit dem weichlich-lüsterne Erotik sie gerne umgibt. Aber Tolstoi geht noch weiter: In der letzten Konsequenz seiner Anschauungen wäre das Ideal jeder Ehe völlige Enthaltsamkeit. Damit freilich wäre die Ehe als solche aufgehoben, und man könnte als Tendenz seiner Erzählung nur noch das Wort hinstellen: Heiraten ist gut, aber nicht heiraten ist besser. Und die Dichtung selber spricht dies klar aus: „Sinnliche Liebe ist eine Sünde, und da doch die Ehe auf sinnlicher Liebe beruht, so ist sie eine Sünde." Eine nähere Interpretation dieser Dichtung zu geben ist überflüssig geworden, seitdem der Verfasser selber dies in dem „Nachworte" zur Kreuzersonate in ebenso klarer wie bei jeder Silbe zum Widerspruche herausfordernder Weise getan hat. Verlangt er doch hier ausdrücklich, daß sich das Verhältnis zwischen Mann und Frau von Grund aus verändern und sich in das von Bruder und Schwester verwandeln müsse. Das Ideal wird hier, wie so manches Mal bei Tolstoi . . zur Utopie.

Nur eins möchte ich hinzufügen: Ich habe dieses Werk Tolstois nie lesen können, ohne einen Rest bedenklicher katholischer Ideale in dem Herzen des Dichters zu spüren.

Andererseits leugne ich nicht, daß die „Kreuzersonate" trotz aller Überspanntheit und bizarren Hysterie doch von ideal-christlichen Motiven erfüllt ist. Ich möchte sie einen eigenartigen Versuch nennen, das Problem der christlichen Ehe zu lösen, indem sie uns die Geschichte einer sinnlichen, sittlich und christlich verwerflichen Ehe in stark aufgetragenen Farben als . . Groteske erzählt. Sie ist lediglich poetische Groteske, will vielleicht nicht mehr sein und kann nur als solche . . ernstgenommen werden.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Und vergib uns unsere Schuld ....

Von Rudolf Stratz.

Der Bürgermeister war viel zu sehr Bauer, — an Vorsicht und Langsamkeit gewöhnt, als daß er zu deutlich seinen tiefen Argwohn gegenüber dieser amerikanischen Geschichte erraten ließ. Man mußte dies Mißtrauen mehr ahnen als man es seinem unbeweglichen Gesicht ansah.

„Also so is dees," sprach er nach einer Weile und stand auf, „da dank' ich Ihne schön."

Damit ging er bedächtig hinaus. Draußen schüttelte er den Kopf. Er glaubte kein Wort. Und auch über Bonifaz Nüßle kam, als er allein war, wieder, das Herz zusammenschnürend, der alte Zweifel. Das war eben doch nur eine Mutmaßung, daß die Anna den nächsten Zug genommen — nicht mehr. Bis zur unumstößlichen Sicherheit war noch ein weiter Weg.

Wie konnte er sich die verschaffen? Am einfachsten — er frug in Weilheim selbst auf der Station. Dort kannte jeder die hübsche Anna Treiber. Und wie dankbar würde er zu Boden schauen, wenn er hörte: „Jo. Alleweil is die weg nach Mann'em."

Ein paar Minuten darauf fand er sich auf der großen Chaussee, die nach der Bahn führte. Die Sonne brannte auf dem weißen Staub. Der Tag versprach noch glühender zu werden, wie der gestrige. Wenn man in die Weite sah, zitterte die Luft schon in leisen Hitzwellen über der grünen Ebene, den silbernen Blinklichtern des Rheins und Neckars, den fernen, blauen Schattenrissen des Odenwaldes und der Haardt. Überall arbeiteten die Landleute. In dem Stangenhochwald der Hopfenpflanzungen und auf den Tabakfeldern war es lebendig — Nachzügler schafften noch Jauche heraus und pflügten ein Brachfeld um — Mädchen und Frauen harkten in den Gemüsegärten und alle schauten neugierig auf den Wanderer im schwarzen Rock, der allmählich, je näher er dem Dorfe Weilheim kam, seine Schritte mehr und mehr verlangsamte.

Und auf einmal wendete er sich wieder um und ging den Weg wieder zurück. Er war plötzlich mutlos geworden. Er hatte Angst, unter die Leute auf dem Bahnhof zu treten und sie nach der Anna zu fragen. Ihm graute vor einer neuen Enttäuschung. Es half ja auch nichts. Was geschehen war, das stand ja jetzt schon unver-

Digitized by Google

rückbar fest. Mochten die Dinge auf ihn zurollen. Er suchte sie nicht. Er war ermattet. Er wollte nur noch Ruhe.

Als er sich Rietigheim näherte, fischten da ein paar Männer mit langen Stangen in dem Tümpel vor dem Dorf. Viele Kinder und Erwachsene standen herum und sahen zu. Und dort drüben ging der Feldhüter mit dem braunen Vorstehhund, der dem Jagdpächter, einem Fabrikanten aus Ludwigshafen, gehörte, jetzt, zur Schonzeit mitten zwischen den Saaten hindurch, und ließ ihn in jedem Gestrüpp und Graben wittern. Und da, in der Ferne, bewegten sich die Weiden hinter der Kirche unruhig hin und her. Es mußten Menschen sich zwischen ihnen durchdrängen, Menschen, die die Anna Treiber suchten, wie die vom Rhein geholten Fischersleute in dem Wasserloch und der Jagdaufseher mit seiner Diana.

Sie suchten sie, obwohl er doch dem Bürgermeister Ringelwald gesagt, daß sie nach Amerika gefahren! Dort stand jener im Gespräch mit dem Gemeindediener und einem Gendarmen. Er hatte ein Blatt Papier in der Hand. Als er Bonifaz Nüßle sah, ging er auf ihn zu und gab es ihm zu lesen. Er sprach kein Wort dabei.

Es war eine Depesche. — Rückantwort der Station Weilheim: „Anna Treiber, uns wohlbekannt, hier weder von mir noch von Kollegen vom Nachtdienst noch sonst jemand gesehen. Kann unmöglich von hier abgefahren sein. Stationsvorstand."

„Jetzt wie is es dann mit der Reis' nach Amerika?" frug der Bürgermeister dumpf, mit einer ganz merkwürdig hohlklingenden Stimme. Und der Gendarm schaute finster zur Seite und nestelte an dem Lederriemen, mit dem er sein Gewehr über die Schulter gehängt trug.

Also nun war die letzte Hoffnung dahin. Der Kaplan hatte Mühe, ein Stöhnen zu unterdrücken. Er atmete tief auf. „Ich kann nicht mehr sagen, als ich gesagt hab'. Die Anna Treiber wollt' nach Amerika. Ich hab' sie bis an den Rheinweg begleitet. Wenn sie in Weilheim nicht angekommen ist, so weiß ich nicht, was mit ihr geschehen ist."

Die Männer schwiegen. Sie vermieden es, ihn anzusehen. Sie tauschten unter einander verstohlene blitzschnelle Blicke, um sich zu vergewissern, daß sie alle dasselbe dachten. Und er schauderte bei dem Gedanken, den er bei jenen ahnte . . . .

Nur allein sein. Keine Menschen mehr — keine Fragen — keine fremden Augen auf seinem totenbleichen Gesicht. Im Hausflur stehend, schob er den Riegel vor die Türe. Niemand sollte

Digitized by Google

ihm folgen. Niemand mehr bei ihm eindringen und nach der Anna Treiber fragen. Auch der Öttli nicht. Denn das fiel ihm jetzt erst mit erneutem Schrecken ein. Heute vormittag stand ja noch das Furchtbarste, die Aussprache mit dem Öttli, bevor.

Nur ein paar Stunden Zeit. Dann hatte er wieder Kraft dazu. Aber nur jetzt allein sein — das war sein einziger Wunsch. Er war erschöpft von der schlaflosen Nacht, von den Seelenqualen und der Angst um die Anna. Langsam, wie ein kranker Mann betrat er sein Zimmer. Da blieb er stehen. Er war nicht allein in dem verriegelten Raum. Es war noch ein Mensch da. Auf dem Sofa vor ihm saß Vincenz Öttli, der Ochsenmetzger — nicht mehr in seinem gestrigen, weißgrauen Sonntags-Anzug, sondern in einer Hausjoppe, alten Hosen und Pantoffeln — und wartete auf ihn.

Er war verändert gegen früher. Viel ruhiger. Von einem merkwürdigen, beinahe feierlichen Ernst. Die sonst so unstet und zankſüchtig zwinkernden Augen blickten fest geradeaus, die gestern noch verwegen und hochmütig unter dem langen Schnurrbart gekräuselten Lippen hatten sich geschlossen, das ganze Gesicht, über das es bisher tausendfach in Lebenslust und Prahlsucht huschte, war starr, unheimlich starr.

Er stand schweigend auf, die Mütze in der Hand und blickte auf Nüßle.

„Wo kommst du denn her, Vincenz?“ frug der mühsam.

„Grad von zu Haus. Ich hab' fest geschlafe bis jetzt. No bin ich zu dir.“

Die Stimme des Ochsenmetzgers klang dumpf — kaum wieder zu erkennen in ihrer leidenschaftslosen Ruhe. Irgend etwas Furchtbares zitterte durch sie hindurch.

Der Kaplan bezwang sich und setzte sich nieder. Er fuhr sich mit dem Sacktuch über den gebräunten Bauernkopf und trocknete sich den Schweiß von der Stirne und der Tonsur, er bückte sich und klopfte sich den Staub von dem schwarzen Gewand und endlich frug er halblaut, immer noch den Blick nach unten: „Was willst denn, Vincenz?“

Öttli stand immer noch vor ihm, düster, unbeweglich. „Ich komm' wegen der Anna,“ sagte er. Weiter nichts. Aber seine Hände zitterten, seine Lippen, sein ganzer Körper zitterte . . . . . der andere sah es erst jetzt . . . . . dieser sehnige, rüstige Mensch vor ihm, dessen Hieb den stärksten Ochsen fällte, bebte wie in einem Schüttelfrost.

Digitized by Google

„Ich komm' wegen der Anna," wiederholte Vincenz Öttli. Seine Augen richteten sich durch das Fenster hinaus weit in die Ferne, in die grüne Pfalz.

Langsam stand der junge Priester auf. Ein eisiges, plötzliches Grauen umpreßte sein Herz. Er atmete kaum mehr.

Vincenz Öttli trat einen Schritt auf ihn zu, immer noch die Mütze zwischen den Händen pressend, und fuhr fort, mit unerschütterlicher Ruhe und einem beinahe gleichgültigen Gesichtsausdruck. „Ich bin gekomme, um dir zu beichte. Net for e Kleinigkeit. Damit befass' ich mich net. Ich bin e Todsünder. Sell muß ich dem Priester beichte .... Soll ich redde?"

Bonifaz Nüßle konnte nicht antworten. Es wirrte und flimmerte vor seinen Augen. Er sah rote Punkte, rote Schatten. ... Alles war rot ... rot wie Blut. Er setzte sich wieder. Mühsam neigte er das Haupt und schloß halb die Augen und hörte hart neben seinem Ohr, da, wo Vincenz Öttli am Boden kniete, die dumpfe, gelassene Stimme ... Wort auf Wort ... wie ein Tropfen nach dem anderen in einem dunklen Gewölbe niederfällt.

„Daß mit der Anna 'was net in der Reih' war — dees hab' ich gleich gemerkt, wie ich geschtern aus Bruchsal retour kumme bin. Wie mich die Leut' all angesehe hawwe, als wollt' e Jed's sage: Gell, do guckscht, Alterle? Un die Anna war üwwer Land geloffe un .... no, ich bin weg aus 'em Wertshaus und hab' mir gedenkt: Dazu bin ich zu gut, mich von der Anna un all' dene Leut uze zu losse. Ich — der ansehnlichst' Mann in der Gemeind. No bin ich hier gewese bei dir un von hier gleich ham. Der Hirsch Laubenheimer war mit. Der wollt' Ochse verkaafe. Awwer ich hab' das Gebawwel von dem unnütz' Mann net vertrage könne — ich hab' ihm g'sagt: Losse Sie mir mei' Ruh', und hab' mich schlafe gelegt."

„Mit dem Schlafe war's nix. Der Arger üwwer die Anna ... un dann: ich hab' zu viel Wein getrunke. Sell war ich net mehr gewohnt ... von Bruchsal her. Ich hab' e dicke Kopp gehabt und gemeint, ich müßt erschticke in dem Kämmerche, bei der Hitz'. Do is mir eingefalle: Ich schpring an den Rhein 'runner und nehm e Bad, wie ich's sonscht ja aach getan hab. Also gut. Ich nix als wie in die Kleider und 'naus — uff'n Rhein zu. Und wie ich da uff 'em Weg nach Weilheim schteh, do denk' ich: Oh, du liebe Zeit ... jetzt geischterts do gar in der Nacht. Do is was uff mich zukomme wie die Anna, awwer

Digitized by Google

weiß wie die Wand. Jetzt wie sie mich sieht, bleibt sie schtehe und kreischt leis' vor Schrecke — do hab' ich gewißt, daß dees kei Geischt war, sondern die Anna selbst."

„Und wie ich sie an die Händ zu fasse gekriegt hab' und gesagt: Jetzt kummscht net von der Stell', eh's klar worre is zwische uns beide — do hot sie mir alles g'schtanne! Daß sie in der Schand wär' und daß sie nach Amerika wollt' — alles. Bloß eines hot und hot se net üwwer die Lippe gebracht — den Name von dem Hundskerl, wo dran schuld is. Jetzt ich — ich hab' ja nimmer gewißt, was ich tu' — 's hot sich alles um mich gedreht . . . ich war wie doll un blind . . . Wer mich kennt, dem brauch' ich do erscht nix zu erzähle. . . Ich . . . . e Mann wie ich — und mir tut mei' Braut, mei' verschprochene Braut den Schimpf an — den blutige Schimpf, daß sie in der ganze Palz mit Finger auf mich weise und mich auslache: guck emol den do. Jetzt hab' ich gewißt, warum sie mich im Dorf so unheimlich angeschaut hawwe — bloß den Name von dem elende Verbrecher, den hob ich net gewißt und hab' die Anna vorn gepackt und gebeutelt und als gefragt: Wer war's? und sie dawedder: Ich sag's net. Mit mir kannscht mache, was du willst. Ich sag's net! Ich sag's net!"

„Sell hot sie net gekrische. Ganz leis' hot sie geschproche. Sonst — wenn sie gekrische hätt' — do wäre vielleicht Leut' kumme. Do hätt' ich von ihr ablasse misse . . . do wär's net geschehe . . . ."

Er wandte sich einen Augenblick ab, als wollte er Kraft zum Weiterreden sammeln. Und in des Andern Ohr klang nur das Eine wieder: „Sie hot net gekrische." Er wußte wohl, warum. Er, Bonifaz Nüßle, war ja noch in der Nähe. Er wäre auf ihren Ruf von dem Grasboden, wo er lag und stöhnte, aufgesprungen und ihr zu Hilfe geeilt und dem rasenden Öttli in die Hände gelaufen. Daran hatte sie gedacht in aller ihrer Todesangst und hatte geschwiegen und sein Leben gerettet . . . mit dem ihren.

Mit dem ihren. Er wußte jetzt, noch ehe es der Öttli ausgesprochen: Sie war tot. Und plötzlich drehte der ihm wieder sein Gesicht zu, in dem nicht einmal eine besondere Bläße zu bemerken war, und fuhr ruhig fort:

„Wir hawwe dicht am Ufer geschtanne — g'rad' do, wo des Eck' is mit dene letzte Weidebäum' un die Schtrömung so arg geht. Ich hab' sie am Hals gepackt g'habt und wie sie halt um

Digitized by Google

alles in der Welt net den Name sage wollt' — do hab' ich sie in meiner Wut losgelosse. Geschtosse hab' ich sie net. Sie hot den Halt verlore un is von selbst hinnerrücks ins Wasser gefalle und gleich unnergange — denn sie war ja halb betäubt — un ich bin owwe geschtanne un hab' kei' Glied rühre könne, um ihr beizuschpringe, un mir norr als denkt: dir g'schieht recht. Warum betrügscht mich, du Krott'? So is die Anna ertrunke, un der Rhein — der fließt schnell — wer weiß, wo die jetzt schon is. Un gleich nachher bin ich ganz ruhig geworre — un ruhig haamgange — gerad' eh' mei' Knecht haamkumme sin un mich gesehe hawwe, sodaß die un der Hersch Laubenheimer beschwöre mißte, ich wär' gar net aus 'm Haus gewese — un hab' mei' neuen weißen Anzug in die Eck' geschmisse — do liegt der jetzt noch, un hab' mich hingelegt un hab' geschlafe bis vorhin. Wie e Toter. Do bin ich uffgeschtanne und gleich hierher . . ."

In das tiefe Schweigen, das seinen Worten folgte, bebte endlich Bonifaz Nüßles Stimme, zitternd in äußerster, übermenschlicher Selbstbeherrschung: „Geh' und meld' der Obrigkeit, was du getan hast. Wenn die über dich ihr Urteil gesprochen hat, dann kannst du beichten und deine arme Seel' erlösen."

„Die Obrigkeit," sagte der Ochsenmetzger höhnisch. „Gell — dees wär's rechte? Ja — wenn sie mich köpfe täte — drüwwe in Mann'em — als zu. Mir wär's recht. Awwer dazu langt 's net. Un zwanzig Jahr Gefängnis in Bruchsal — ich kenn' den Ort. Ich dank' schön. Do mag sich e Annerer zeitlewens hinhocke — awwer ich net. Ich bring die Sach' anners in die Reih'. Ich geh' jetzt 'naus ins Dorf und frag': Wer war's — mit der Anna? Un sowie ich's weiß — e Schtund druff is der tot. Dafor bin ich gut. Un eh' die Gendarme beikumme . . . . ich hab' zu Haus mei' Kugelflint — lewendig kriege die mich net. Drum muß ich jetzt beichte. Denn nachher hab' ich kei' Zeit mehr dazu."

Der junge Kaplan wurde ruhiger. „Beichten," sagte er, „mit einem neuen Mordgedanken im Kopf."

Vincenz Öttli nickte gleichgültig. „Ich kann net anners. Hier darf ich freilich jetzt net mehr nach seinem Name frage, wo ich g'sagt hab', daß ich ihn umbringe will. Awwer draußе . . ."

„Du brauchst nicht erst hinauszugehen." Bonifaz Nüßle ließ die Arme sinken und stand gefaßt, totenbleich vor dem Ochsenmetzger. „Also mach' dein Werk fertig. Schlag' zu. Ich bin's . . ."

Digitized by Google

Die Augen des Anderen weiteten sich in ungläubigem Schrecken. Dann flammte es grünlich in ihnen auf, in einer maßlosen tierischen Wut. Er röchelte heiser. Seine Finger fuhren zuerst nach der linken Seite, wo ihm sonst das Schlächtermesser hing. Das fehlte heute. Er hatte keine Waffe bei sich. Er mußte seinen Todfeind mit bloßen Händen angreifen.

Das konnte er nicht. Da war das Priestergewand, immer noch heilig, unberührbar, wenn auch ein sündiger Mensch es trug. Vor diesem schwarzen Schein wichen seine geballten Fäuste angstvoll wieder zum Körper zurück. Hätte er ein Gewehr zur Hand gehabt, eine blanke Klinge — da war es gleich geschehen ... rasch, aus der Ferne, ohne den geweihten Rock mit der Hand zu berühren. Aber dieses leise nach Weihrauch duftende Kleid anzupacken, es zu zerreißen in wütendem Ringkampf, Mann gegen Mann, das er seit Kindesbeinen als etwas Unnahbares, in Verbindung mit dem Gedanken an den Glanz der Kirchenkerzen, an Glockenklang und Orgeldröhnen betrachtet — nein — wie er sich auch mühte — sein Arm blieb lahm. Zwei, dreimal hob er ihn — zwei — dreimal weigerten die kraftstrotzenden Muskeln den Dienst. Es gab etwas Stärkeres als sie in ihm — die vererbte altgeweihte Ehrfurcht vor dem Schwarz der Kirche.

Er war aschfahl geworden und röchelte wild auf. Mit schweren Schritten wich er zurück bis ans Fenster, während Bonifaz Nüßle unbeweglich wie eine Bildsäule mitten im Zimmer stehen blieb. „Was mach' ich norr mit 'em," keuchte er. „Was mach' ich norr mit 'em."

Wieder taumelte er auf ihn zu. Wieder streckte er die Hand nach seiner Beute. Wieder griff er in die leere Luft und zog sie unschlüssig zurück und stöhnte. „M'r kann net. Oh mei. Oh mei. Do schteht er und m'r kann ihm net bei."

Am ganzen Leibe zitternd, wie vom Sturm geschüttelt, rang er vor ihm nach Luft. „Do schteht er, als wär' nix geschehe ... wann ich norr wüßt', wie ich üwwer'n kumm. Du bischt an allem schuld. Du hoscht mir mei Liebschtes auf der Welt geschtohle. Du hoschst mich zum Mörder gemacht ..."

Plötzlich fiel der lange, starke Mann auf das Kanapee an der Wand nieder, verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte verzweifelt, hilflos wie ein kleines Kind.

Bonifaz Nüßle wandte sich nicht nach ihm um. Er war äußerlich wie versteinert. Er sprach kein Wort mehr, seit das

Digitized by Google

Geständnis über seine Lippen gekommen. Er stand da und dachte an die Anna, die still in den Wellen des Rheins davontrieb, weiter und weiter von den Weiden von Rietigheim hinweg, wo sie für ihn den Tod erlitten, für ihn und eine Liebe, die stärker war als sie beide zusammen, stärker als die Menschen, stärker als Gott und die Welt.

Es war still in dem Gemach. Auch Vincenz Öttli rührte sich nicht mehr. Halb lag er auf dem Kanapee, halb saß er, die Arme vor dem Kopf, ohne einen Laut. Man hätte glauben können, daß er schliefe. Die Uhr tickte leise, draußen murmelte der Bach und dann erhob sich, vom Tor zum Kirchhof her, ein unschlüssiges Scharren und Treten wie von schweren Männerstiefeln.

Die Küche füllte sich mit Menschen. Wohl ein halbes Dutzend und mehr. Der Kaplan Nüßle erkannte sie alle. Es waren die Kirchenältesten der katholischen Gemeinde des Dorfes, fast lauter bejahrte, ergraute Männer mit glattrasierten, faltigen Gesichtern, ein paar Landwirte, ein Hopfenhändler, ein Zigarrenmacher, das greise Schneiderlein Fliegauf, endlich — jünger als die anderen und städtischer aussehend — der Kaufmann neben der Kirche, Blasius Blätz, den man wegen seiner Rede- und Weltgewandtheit — er war schon einmal drüben in Amerika gewesen — in den Vorstand gewählt hatte.

Sie hatten alle die Hüte in der Hand und machten ernste Gesichter. Der alte Fliegauf ergriff das Wort. „Wir hawwe hinne 'rum 'rein müsse," sagte er, auf den Kirchhof weisend. „Vorn war die Tür zu. Jetzt — wann's net stört — mir hätte halt was uff'm Herze . . ."

Seine zitterige, schattenhafte Stimme verklang. Seine welken Lippen bewegten sich nur noch lautlos. Es war, als fehle ihm plötzlich der Mut, dem jungen Priester ins Gesicht hinein zu sprechen, der der Abordnung in die Küche entgegengetreten war und stumm und blaß vor seinen Beichtkindern stand, deren jeder — mit Ausnahme des Blätz — hätte sein Vater sein können.

Blasius Blätz hatte seinen dunklen Schnurrbart gedreht, einen Augenblick überlegt und begann jetzt, so laut, eindringlich und fließend, wie er sonst als Vertreter des Bremer Lloyd in seinem Kramlädchen den Auswanderungslustigen die Vorzüge Amerikas auseinandersetzte, seine Erklärung, weswegen die Kirchenältesten gekommen.

„'s is net wege uns selbscht, Herr Kaplan," sagte er. „Wir

Digitized by Google

sind katholische Christe. Wir wisse, wo wir dran sind. Wir kümmern uns net um das Geredd. Awwer 's wird halt zu viel geredd' seit geschtern. Net norr hier un von den Evangelische allein. 's hot sich schon in allen Dörfern 'rumgeschproche. Ümwerall heißt's: ‚Hoscht schon gehört? Die Treiber-Anna is weg. Ha — wohin denn? Sell weiß m'r net. Wer hot se dann zuletzt gesehe? Der Herr Kaplan? No — und der? Der is mit ihr fortgange — nachts — ins Gebüsch 'nei. Und dann? — Des Morgens is er allein hamkumme und hot g'sagt: Die Anna wär' von Weilheim abgereist nach Amerika. — No — und? No — und in Weilheim hot sie kei' Mensch gesehe. Seit sie mit dem Herrn Kaplan weggange is, is sie verschwunde. Der Herr Kaplan aber sächt: Oh mei, loßt mich in Ruh'. Ich weiß net, wo die Anna is.' Herr Kaplan: Sie müsse's wisse. Un do schtehe wir, die Älteschte von Ihrer Gemeind' und bitte inschtändig: Gewwe Sie uns die Wahrheit. 's handelt sich um den Ruf von der Gemeind'. Ich wag's gar net, zu sage, was sich die Leut' schon alles zuwischpere und sich die Mäuler verreiße — der Gutedel: der Sauerbeck natürlich an der Spitz' . . Wir hier sin ja üwwerzeugt: Die Anna is net weit. Die hält sich verschteckt, — vielleicht, weil der Öttli aus Bruchsal retour kumme is — dees is ihre Sach' — awwer wisse müsse wir's, daß das Geredd aus der Welt g'schafft wird."

Nebenan, auf dem Kanapee, das die Männer von der Küche aus nicht sehen konnten, regte sich nichts. Der Vincenz Öttli saß da stumm, unbeweglich und hörte zu, wie man nach dem Verbleib seines Opfers frug. Das war der erste Gedanke, der Bonifaz Nüßle durch den Kopf schoß, als der Kaufmann Blätz geendet und all diese ernsten, klaren Bauernaugen mit Angst und einem letzten Rest von Hoffnung und Vertrauen auf ihm ruhten. Und gleich darauf das Zweite: Du mußt schweigen. Er hat dir gebeichtet!

Das Beichtgeheimnis war unverletzlich. Es gab keine Macht auf Erden, die die Lippen des Priesters entsiegeln konnte. Alles andere vermochte Bonifaz Nüßle zu begreifen, — auch daß ein Kleriker, ein einzelner schwacher Mensch, strauchelte und sich verfehlte, wie er — aber wenn er im Beichtstuhl saß, dann war er die Kirche selbst, der Geweihte des Herrn, der im Namen des Himmels auf Erden Sünden strafte und Gnade verlieh, die Schuld erkannte und von der Schuld freisprach — nicht er, der Bauernsohn aus der Pfalz, sondern ein übermenschliches Wesen,

Digitized by Google

das sonst mit ihm gar nichts gemein hatte. Dieses Wesen und seine Allmacht zu verraten — selbst der Gedanke daran schien ihm unmöglich. Das Beichtgeheimnis lag in der Brust des Geistlichen, wie der Stein, der im Weltmeer versank, unauffindbar, unergründbar.

Und so sagte er denn nur kurz, mit heiserer stockender Stimme: „Ich kann nicht sagen, wo die Anna Treiber ist."

„Herr Kaplan," murmelte der Sprecher der Gemeinde. Seine Züge waren verändert. Finster und scheu. Und ebenso die der anderen Männer. Er fühlte, sie hatten Angst vor ihm. Und nochmals zuckte er die stämmigen, jungen Schultern und wiederholte: „Ich kann es nicht sagen."

Blasius Blätz machte einen letzten Versuch. „Wann Sie wüßte, Herr Kaplan," hub er an, zur Seite blickend, „was die Leut' schon redde . . . ."

„Und was reden sie?" Der Kaplan kannte die Antwort im voraus. Aber der da drinnen sollte sie hören. Vielleicht drang sie ihm doch ans Herz. Vielleicht trat er über die Schwelle und gestand: „Ich hab's getan."

„Was reden sie? Herr Blätz — Sie sind der Sprecher von der Abordnung da. An Sie halt' ich mich."

Der Kaufmann schwieg.

„Was reden sie? Nur heraus damit. Ich will es hören."

„Also gut." Der andere sah entschlossen auf. „Sie sage, die Anna wär' gewiß umgebracht worre . . . ."

„Von wem?"

Der Krämer holte Atem, wollte sprechen und schüttelte dann den Kopf. „Weiter redd' ich nix, ihr Männer," sagte er kurz und es wurde beklemmend still in der Küche.

Und auch nebenan regte sich nichts. Vincenz Öttli mußte jedes Wort vernommen haben, ohne daß die, die nach seiner Braut forschten, es ahnten. Aber kein Wort kam über seine Lippen zurück. Kein Laut, keine Bewegung gab von ihm Kunde. Stumm, den Kirchen-Ältesten unsichtbar, saß er da und ließ das Wetter über dem Haupt des Unschuldigen sich zusammenziehen, schwärzer und dichter, bis es kein Entrinnen mehr gab. Und er sah zu und lächelte, daß sein Todfeind seine Todsünde büßte.

Bonifaz Nüßle waren wieder die kalten Schweißperlen auf die Stirne getreten. Er rang nach Luft. Ihm war, als drücke ihm eine Faust die Kehle zusammen — bis zur Atemlosigkeit,

Digitized by Google

bis zum Ersticken. Er wußte, was das war. Das Beichtgeheimnis raubte ihm Luft und Leben. Zermalmend lastete es auf ihm. Rings um ihn suchte alles den Mörder und er durfte nicht auf den stummen Mann im Seitengemach mit dem Finger weisen und schreien: Er ist's. Ihm hatte man gemordet, woran sein Herz hing. Und er durfte sich nicht rächen und rufen: Der da ist's. Auf ihn selbst senkte sich immer schwerer, entsetzlich, unter tödlichem Schweigen der Verdacht des Mords hernieder und er durfte sich nicht rechtfertigen und vor dem Volke offenbaren: Nicht ich war es. Der da drinnen.

Ob der wirklich die Kraft hatte, stumm zu bleiben? Der Priester horchte mit hämmerndem Herzen. Alles war still. Und dann vernahm er die Zitterstimme des alten Fliegauf. Das greise Männchen lächelte hilflos, in einem letzten Versuch, die Wahrheit zu erfahren und faltete flehend wie ein Kind die welken Hände zusammen.

„Ich bitt' Ihne, Herr Kaplan, sage's uns doch. Wir sind doch keine böse Leut'. Wir meine's doch wohl. Unser Lewe lang sind wir gute katholische Chrischte gewese un wolle's bleiwe bis an unser selig End'. Mache Sie's uns doch net so schwer gegenüwwer der Gemeind. Schaffe Sie uns die Anna bei. 's soll ihr nix geschehe. Wir schtehe Ihne dafür, daß der Öttli ihr nix tun derf . . ."

Würde der da drinnen immer noch in seiner Raubtier-Ruhe bleiben, wo hier alle Stimmen nach seiner Beute riefen? Bonifaz Nüßle lauschte. Es kam kein Laut.

Und wieder stöhnte er innerlich auf, er der Sünder mit versiegelten Lippen in der Mitte zwischen seinen Beichtkindern und dem Mörder. Er konnte diese Ankläger nicht mehr um sich sehen, diese Blicke nicht mehr aushalten, diesen höhnenden Horcher nebenan wissen, dessen Anwesenheit er nicht verraten durfte. Und als der Schneider Fliegauf beharrlich zwischen seinen zahnlosen Lippen wiederholte: „Ich bitt' Ihne: schaffe Sie die Anna wieder bei" — da brach er los. „Kann ich denn hexe? Kann ich denn Tote zum Leben erwecke?"

Im Augenblick, wo das Wort „Tote" seinem Munde entfuhr und er es umsonst noch voll Schrecken zurückhalten wollte, sah er die Veränderung auf den Zügen der Ältesten. Die strengen, wettergebräunten Köpfe wurden blaß. Unwillkürlich traten die meisten der Männer zurück. Keiner sprach mehr ein Wort. Erst

Digitized by Google

nach einer langen Pause begann einer der Landwirte dumpf: „Tot' . . . sage Sie, Herr Kaplan?"

„Es könnte doch sein, daß sie tot ist," murmelte Bonifaz Nüßle.

„Aber Sie wissen's net?"

„Wie ich die Anna zuletzt gesehen hab', war sie noch am Leben."

„Warum sage Sie denn alleweil, daß sie tot ist?"

Der Kaplan gab keine Antwort mehr und plötzlich sprach der alte Fliegauf in die Stille: „Ihr Männer — wir wolle gehe."

Die meisten hatten sich schon durch die Türe nach dem Friedhof gedrückt. Stumm den Hut lüftend, scheu, in Eile, wegzukommen, stiegen sie zwischen den Gräbern dahin und Nüßle hörte, wie der Kaufmann Blätz sehr ernst und entschlossen zu den andern sagte: „Sell badd nix mehr: Wir müsse gleich zum Bürgermeischter. Er soll ans Amtsgericht delegraphiere, daß die Herre uffn Mittag 'rauskumme und die Sach' in die Händ nehme. Ich mag net mehr damit zu schaffe hawwe. Mir grausts."

„Ja. Der Bürgermeischter soll uffs Amtsgericht delegraphiere," wiederholte eine tiefe Stimme. Dann bog der ganze Trupp um die Ecke und verschwand.

Langsam trat der Kaplan Nüßle in sein Wohnzimmer zurück. Da lehnte der Vincenz Öttli. Sein Gesicht war fahlgelb und zu höhnischem Lachen verzogen. In den Augen irrlichterte und flimmerte ein rachgieriger Katzenschein.

Starr schauten sich die beiden an. In des einen Blick lag stumm die Frage: Ist das deine Rache, daß du stillschweigst, wenn sie mich als den Mörder ausrufen? Und unerbittlich funkelte es zurück: Ja — das ist meine Rache, daß du meine Braut zur Dirne gemacht hast und mich zum Mörder . . .

„Du hast vorhin gebeichtet," sprach der Kaplan endlich tonlos. „Ich verweigere die Absolution. Jeder Priester wird die Absolution verweigern, ehe ein Mörder vor dem weltlichen Gericht seine Schuld eingestanden hat . . ."

„Ich find' schon noch emol n Priester," sagte der Ochsenmetzger. „Wann net jetzt — sell glaub' ich selwer — dann in zwanzig Jahr. Du liebe Zeit — das Lewe is lang. Loß du dir aach die Zeit net lang werre. In zwanzig Jahr hockscht du als noch in Bruchsal im Zellegefängnis und bleibscht drin bis du schtirbst. Ich kenn' mich in Bruchsal aus. Ich möcht'

Digitized by Google

net wieder 'rein. Awwer du sollscht norr drin bleiwe. Dees hoscht davon. Do kannscht nachdenke, worum du hoscht die Anna in Schand und Unglück bringe müsse. . . ."

Er nahm seine Mütze um zu gehen. „Ich wär' doch arg dumm," sagte er, „wenn ich mich an dir vergreife wollt' und mich hinnerher totschieße, wie ich gemeint hab'. Sell hab' ich ja gar net nötig. Ich brauch ja norr des Maul zu halte und zuzugucke und hab' mei Bläsier dabei, wann die Herre aus Mann'em üwwer dich kumme und dich gleich mitnehme. Jesses — gibt dees e Gekreisch im Dorf un im ganze Ländche. Un du derfst nix redde. Das Beichtgeheimnis — dees bleibt schtehe. Dodruff verloß ich mich wie uff dees Amen in der Kerch. Und sogar, wann du's brichst . . . 's glaubt dir keiner. Du kannscht mir nix beweise. Niemand hot gehört, was ich dir geschtanne hab'."

Er lachte laut auf und schritt zur Türe hinaus. Auch er schlug den Weg nach hinten ein, um nicht beim Heraustreten aus der Pfarrwohnung gesehen zu werden. Längs der Weiden — dann durch Obstgärten und Hecken konnte er unbemerkt auf der anderen Seite der Kirche wieder zum Vorschein kommen, als kehre er von einem Gang durchs Dorf über den freien Platz in sein Haus zurück. Dort sah ihn Bonifaz Nüßle, der mit schwankenden Knieen, seiner Sinne kaum mehr mächtig, in sein Wohnzimmer getreten war, nach kurzem wieder auftauchen. Er war nicht allein. Die Kirchenältesten, die vorhin hier gewesen, gingen mit ihm, in der Richtung nach dem Hof des Bürgermeisters. Blasius Blätz hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt, als wolle er ihm Mut einreden, auf der anderen Seite streichelte ihm der greise Fliegauf beschwichtigend über den Arm, die andern folgten — und den Zuschauer am Fenster wandelte die Lust an, grell Gott und der Menschheit ins Gesicht zu lachen, beim Anblick dieser alten, feierlich und ernst ausschauenden Ehrenmänner, die voll Teilnahme den in ihrer Mitte dahinwandernden Mörder zu trösten versuchten. Das mußte schön klingen, solch ein Hohngelächter, gerade in den Sommerfrieden, in das Mittagsläuten, in die Stille der Gräber hinein, die grün umbuscht und bunt umblüht im Sonnenglanz durch die Fenster winkten.

Und wie er wieder vor ihnen stand und der Gottesacker verträumt dalag, hatte er nur eines im Sinn: Die Anna hatte keine Ruh' in kühler Erde. Die hatte kein Kreuz. Ihr armer Leib trieb in den Wellen dem Meere zu. Das war das einzige, woran er denken konnte — die Anna — nur die Anna. Mochte

Digitized by Google

der Öttli jetzt die Giftsaat der Verleumdung gegen ihn im Dorfe von Haus zu Haus streuen, mochten die Herren des Amtsgerichts sich mit ihren Mappen auf den Weg nach Rietigheim machen — das alles war so klein — so erbärmlich klein im Vergleich mit dem Gedanken, daß die Anna Treiber tot war — die gestern um diese Zeit noch drinnen im Hause ihm und der Schwester Crescenz das Essen gebracht — die Anna, ohne die er sich die Welt gar nicht denken konnte — die Anna — die er heute nacht noch in der Verzweiflung der Leidenschaft und des Abschiedschmerzes an sich gepreßt und ihre heißen durstigen Lippen auf den seinigen gefühlt hatte, die doch kein Frauenmund berühren durfte — die Anna sollte nicht mehr sein — ihr junges Leben ausgelöscht und das zweite Leben, das sie mit sich trug — er griff sich mit beiden Händen nach den Schläfen. Er fürchtete, wahnsinnig zu werden.

Seltsam: Unverscheuchbar — in wechselnder Verkleidung schlich die Hoffnung immer wieder in sein zerstörtes Herz. Am Ende hatte der Öttli die Anna doch nicht ganz ermordet. Sie war wieder zu sich gekommen und von den Wellen ans Ufer geworfen worden. Vielleicht saß sie dort, unter den letzten Weiden, verborgen wie ein zu Tode geängstigtes Wild. Er wußte: Das alles war kaum möglich, aber doch erwachte in ihm ein quälender Drang, wenigstens die Stelle zu sehen, wo das Schreckliche geschehen war. Zu finden war sie leicht. Der Öttli hatte sie ihm ja genau beschrieben. Stundenlang kämpfte er, in der stillen Pfarrwohnung auf und abwankend, mit diesem Verlangen. Keine Seele ließ sich mehr sehen, während die Zeit träge dahin rann. Selbst die Aufwärterin war ausgeblieben. Aus dem Wirtshaus „Zur fröhlichen Pfalz“ gegenüber brachte ihm niemand, wie sonst die Anna, sein Mittagbrot. Alles mied schon ängstlich das verfehmte Haus.

Mochten die Lebenden nicht mehr zu ihm kommen, um so mehr zog es ihn zu der Toten. Zu dem Fleckchen Erde, wo die Anna zuletzt geatmet. Das war eine unheimliche Sehnsucht. Er hatte einmal in einem Buche gelesen, daß es den Mörder stets wieder an den Platz seiner Tat hinziehe. So erging es jetzt ihm, wenn er auch nicht der Mörder, sondern nur dessen Mitwisser war.

Es war schon ziemlich spät nachmittags geworden. Draußen herrschte drückende Schwüle. Nichts rührte sich. Das ganze Dorf lag wie ausgestorben in der lähmenden Glut. Da verließ Bonifaz

Digitized by Google

Nüßle sein Heim. Er konnte nicht mehr anders. Er mußte zum Rhein hinunter. Er wußte: jetzt war niemand dort. Wer konnte, vermied bis zum Abend die Hitze und die Schwärme von Stechfliegen, die an den Ufern summten.

Er stieg rasch, ohne rechts und links zu schauen, über den Friedhof, bog die Weidenzweige auf dem schmalen Pfad auseinander, den er gestern im Mondschein mit Anna Treiber geschritten, und bald glänzte wieder vor ihm der breite, silbern flimmernde Spiegel des deutschen Stromes. Heute erschreckte ihn plötzlich dies feierliche, altgewohnte Bild. Er empfand Haß und Abscheu vor diesen leise plätschernden Wellen. Das war die Flut, die die Anna verschlungen. Und da war der Ort der Tat. Nicht zu verkennen. Das Ufer sprang scharf vor und senkte sich in steiler Böschung hinab in den Rhein. Darüber wucherten die letzten Weidensträuche. Ihre blaßgrün gefiederten Zweige hingen bis auf die Wasserfläche nieder und tauchten, leise von der Strömung hin- und hergeschaukelt, darin ein. Und tiefer nach unten, in den Fluß hinabgeglitten, gab es noch mehr solch Strauchwerk. Die Überschwemmung des Frühjahrs hatte es entwurzelt. Nun lag es abgestorben, als ein Gewirr von modrigen Ästen und Stämmen im Schlamm des Grundes.

Als Bonifaz Nüßle sich langsam der Stelle näherte, hatte er die kindische Hoffnung, die Anna da sitzend zu finden, schon längst wieder aufgegeben. Er war überzeugt, daß sie tot war — weit fort von hier. Er wußte auf einmal gar nicht mehr recht, was er eigentlich hier wollte. Es war so gar nichts besonderes zu sehen. Die Wasser, die heute nacht hier rannen, die waren längst verrauscht, die Kiesel am Ufer hatten keine Fußspur bewahrt, die Weidenbäume zitterten, die Mücken summten hier wie überall. Es war ein Ort, wie jeder andere. Kein finsteres Grauen umgab ihn, auch für den blassen jungen Priester nicht, der, als der einzige Mensch, weit in der Runde, oben auf dem Abhang, hart über dem Spiegel des Rheines stand.

Und doch war er froh, daß er hier war. Er wurde ruhiger. Diese Stille und Größe, der freie Blick in die Weite — der weitete auch sein Herz. Er schaute in den tiefen blauen Himmel hinauf und über das matte Silberband des Flusses, er blickte über die unendliche grüne Fläche der Pfalz und die bläulich verschleierten Höhenzüge dahinter und genoß den letzten Trost des Mühsamen und Beladenen, die stumme Ergebung in das Schicksal: Herr — dein Wille geschehe . . .

Digitized by Google

Demütig senkte er die Augen. Ihm war, als würde er hier in der Erinnerung an die Anna, in der Stimmung des Abschieds von ihr und seinem Leben, in der ihr Geist ihn immer noch zu umschweben, ihre Stimme immer noch etwas liebes in sein Ohr zu flüstern schien, ein geläuterter und reiner Mensch. Das Irdische löste sich in Schlacken von ihm. Und wie er stand und zu seinen Füßen die glasgrünen Wellen hastig dahinglitten, dachte er sich: So fließt unser Erdenwallen vorbei, so rasch — so unaufhaltsam — ewig neu und ewig vergehend wie dies Wasser, das um die versunkenen Weidenstümpfe auf dem Grund des Rheines spielt.

Zwischen dem Strauchwerk in der Tiefe war ein Schein . . . er sah ihn in undeutlichen Umrissen, geistesabwesend in der Flut. Dann verschwand das Blinken wieder und zeigte sich nach kurzem von neuem, wie etwas Weißes, Unbestimmtes, das sich in regelmäßigen Zwischenräumen hob und senkte. Aber immer auf derselben Stelle. Die Wogen trugen es nicht fort. Es hielt sich irgendwie fest. Da stieg es wieder auf, weiß zerfließend, wallend — und wieder zogen Wasserwirbel darüber und verschleierten es und drückten es hinab zum Schlamm und Moor und konnten doch nicht hindern, daß es sich elastisch wieder nach oben blähte in einem ewigen, gleichförmigen Spiel.

Ein Fisch konnte das nicht sein. Dazu war es viel zu groß. Es war eher, als sei da ein Tuch hineingefallen. Ein großes weißes Tuch. Die Anna hatte gestern ein weißes Kleid angehabt. Und plötzlich blieb Bonifaz Nüßles Herzschlag stehen: Er wußte, was das da unten war: die Anna war ihm näher, als er gedacht, so nahe, wie nur der Tod dem Leben sein kann. Sie trieb nicht ferne im Rhein . . zu seinen Füßen, an eben der Stelle, wo der Vincenz sie hinabgestoßen, hielten die struppigen Weidenzacken ihren Körper fest und spielten die Wellen mit ihrem Gewand und ihrem langen Haar.

Er sah und hörte nichts um sich. Er stand und starrte auf den lichten Schimmer in dem grünen Wassergrund. Er bemühte sich, mehr zu erkennen. Umsonst. Es blieb immer nur ein verschwimmender Schein, auch als er, an einem Uferstamm sich mit der Rechten haltend, am Rand des Wassers in die Kniee sank und das verstörte Antlitz dicht über die kühle Flut beugte. Eher sah er jetzt noch weniger in dieser atemraubenden, unbequemen Stellung. Und doch verharrte er in ihr. Wie lange, wußte er nicht. Die Zeit — die Empfindung seines Körpers — alles war

Digitized by Google

ihm geschwunden. Er wollte nur der nahe sein, die hier versunken war — und noch einmal die Züge sehen, die er nie mehr mit leiblichen Augen zu sehen gedacht. Aber das Wasser war zu tief. Es blieb immer nur ein geheimnisvolles Leuchten, ein Mahnen: Hebt mich zum Licht und sühnt, was mir geschah.

Er stöhnte auf. Mußte er denn immer noch das Beichtgeheimnis bewahren? Auch jetzt noch? Ja — ja — ja — er mußte. Sein Kopf war wüst. Die Kniee ertrugen den Druck der spitzen Kiesel nicht mehr. Er richtete sich langsam auf und da sah er über sich, oben auf der Böschung, einen langen schwarzen Schatten vor dem blauen Himmel. Ein Mann lehnte da und schaute stumm, ernst, aber ohne irgend welche Erregung in dem mürrischen Gesicht, in dieselbe Richtung im Wasser, in die Nüßles Blick wies. Wahrscheinlich war er schon lange da. Wenn er nicht blind war, mußte er auch das Weiße im Grunde bemerkt haben.

Zuerst glaubte der Kaplan, es sei eine Lichtspiegelung, ein Trugbild seiner erregten Nerven. Er schaute mit hämmerndem Herzen weg in die Weite und wieder zurück. Da war es immer noch da. Und war — jetzt erkannte er es — Xaver Sponagel, der katholische Kirchendiener, Bader, Laternen-Anzünder, Zeitungsträger und Botenmann im Dorf, ein wunderlicher, leutscheuer und verschlossener Geselle, aus dem keiner klug wurde. Auch jetzt verriet kein Wimperzucken in seinem Gesicht, was in ihm vorging.

Als Bonifaz Nüßle auf ihn zutrat, sagte er ruhig: „Hochwürden, die Herre aus Mann'em sin da — der Amtsrichter, der Gerichtsschreiber und der Bezirksarzt. Sie hawwe mich geschickt, ob sie Sie emol spreche könnte? Do bin ich 'nunner an'n Rhein. Ich hab' mir gedenkt, daß Sie da wäre . . ."

Er brach ab und starrte wieder in den Fluß. Der Kaplan auch. Keiner von beiden wagte das Ding bei Namen zu nennen, das sich da unten langsam, schimmernd hob und wieder barg.

„Also kommen Sie," sprach Bonifaz Nüßle mit letzter Kraft und ging rasch, den Kopf im Nacken ins Dorf zurück. Er warf keinen Abschiedsblick hinter sich. Er wußte ja: nun wurde die Anna Treiber doch herausgeholt. Er sah sie wieder. Sie fand ein christliches Grab. Die ganze Zeit, wie er am Ufer kniete, hatte der Gedanke ihn beinahe wahnsinnig gemacht, sie Tage und Wochen lang im Wasser zu wissen, zwischen den Aalen und

Digitized by Google

Fischen, in Tang und Moder und Schlamm, und schweigen zu müssen, während alles umsonst nach ihr suchte. Jetzt öffnete ein anderer den Mund und sprach für ihn: der Xaver Sponagel meldete, was er gesehen.

Dann galt er, der Kaplan, endgültig als der Mörder. Die letzte Lücke im Ring der Beweise gegen ihn schloß sich. Er hatte die Anna Treiber in Unehre gebracht, er war mit ihr, als der Bräutigam zurückgekehrt und das Ende mit Schrecken nicht mehr aufzuhalten war, in tiefer Nacht dem Rhein zu gegangen und erst im Morgengrauen, allein und verstört, wieder im Dorf erschienen. Er war jetzt, nachdem die Anna verschwunden, am Ufer des Flusses kauernd und den Boden des Rheins mit den Augen suchend, gesehen worden — und eben an der Stelle — dicht unter ihm — lag die Leiche. Und daß er wußte, daß die Anna eine Leiche war, hatte er schon vorher mit dem Rufe: Kann ich Tote auferwecken? selbst verraten — und daß er ein schlechtes Gewissen hatte, das ergab seine Behauptung, die Anna sei nach Amerika gegangen, die sich gleich darauf als falsch erwiesen.

Nein. Der Vincenz Öttli konnte ruhig sein. Sein Opfer entkam ihm nicht. Das war verstrickt an allen Ecken und Enden. Und den letzten Schlag führte jetzt der finstere, schwarzbärtige Mann, der schweigsam, wie ein mahnendes Gewissen, in seinen Fußstapfen hinter ihm durch das Weidendickicht wandelte.

Unwillkürlich machte Bonifaz Nüßle plötzlich Halt und drehte sich herum. Auch Xaver Sponagel war stehen geblieben. Die beiden Männer schauten sich in die bleichen Gesichter. Um sie war die Einsamkeit.

Der Kirchendiener sah an dem Kaplan vorbei in die Weite. Und dann sagte er dumpf. „Morge früh geh' ich zum Vikar."

„Zum Vikar?"

„Ja, der soll mich umtaufe. Mei' Fraa un Kinner aach." Und da er merkte, daß ihn der junge Priester nicht verstand, setzte er hinzu: „Ich will evangelisch werre. Seit vorhin glaub' ich nimmer an die katholische Kirch' und an die katholische Parrer . . . ."

Bonifaz Nüßle setzte seinen Weg fort. Er wechselte kein Wort mehr mit dem düsteren Begleiter. Er begriff jetzt: In Xaver Sponagel war alles noch wie versteinert vor Schrecken, daß ein Priester, daß sein Kaplan derlei verübt. Er war noch

Digitized by Google

wie betäubt. Erst im Dorf, wenn die Menschen ihn umringten, fand er wohl Worte und schrie die Tat hinaus in alle Winde.

Es war Bonifaz Nüßle zu Mute, als ob er zur Richtstätte geführt würde. Der Nachrichter ging hinter ihm. Und dort im Dorf, wo sich die dunklen Gruppen um das Haus des Bürgermeisters Ringelwald drängten, dort trat er vor und schlug den tödlichen Streich nach dem armen Sünder, der unschuldig und schuldig zugleich war.

Denn eine innere Stimme sagte ihm: Eigentlich hast doch du sie getötet. Der Öttli war nur dein Werkzeug. Er vollendete, was du begonnen. Ihr habt gemeinsam einen Menschenleib zerstört, eine Menschenseele geknickt.

[Schluß.]

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Am 4. April fand im Palast des deutschen Reichstags eine Versammlung statt, die in der Geschichte unseres Kunstlebens ohne Vorgang und Beispiel ist. Es war eine Art „Kunstparlament", das dort zusammentrat, um über die Beteiligung der deutschen Kunst an der Weltausstellung in St. Louis 1904 zu beraten. Geheimrat Lewald, der umsichtige Reichskommissar für die amerikanische Ausstellung, hatte es einberufen, und er hatte die Auswahl der vierzig Künstler, Museumsdirektoren und sonstigen Fachmänner, die er geladen, mit soviel Takt und Geschick getroffen, daß in diesem außerordentlichen Parlament nicht nur alle Kunstzentren, sondern auch alle Kunstanschauungen vertreten waren. Von der äußersten Rechten, die etwa durch Anton von Werner und den Düsseldorfer Akademiedirektor Peter Janssen repräsentiert wurde, bis zu der vielfach zerklüfteten sezessionistischen Linken, saßen die Anhänger aller Parteischattierungen, die es in unserm kunstpolitischen Leben heute gibt, friedlich beieinander. Dergleichen hat man wohl noch niemals gesehen. Aber nicht das allein war das Bemerkenswerte an dieser Versammlung. Ihre Bedeutung lag vielmehr darin, daß man einem solchen unparteiisch zusammengesetzten Ausschuß die genannte Ausstellungsfrage zur Entscheidung vorlegte und dadurch dem schwerfälligen Organismus der „Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft" die Oberleitung

Digitized by Google

der St. Louiser Aktion entzog. Dieser Entschluß der Regierung ist aufs freudigste zu begrüßen; denn die Pariser Erfahrungen des Jahres 1900 haben mit hinlänglicher Deutlichkeit gezeigt, daß die Genossenschaft durchaus nicht geeignet ist, ein so schwieriges Amt zu gedeihlichem Ende zu führen. Die Weltausstellung in St. Louis aber ist für die deutsche Kunst von nicht geringer Wichtigkeit. Es handelt sich für sie darum, die Zurückeroberung des amerikanischen Kunstmarktes bei dieser Gelegenheit in die Wege zu leiten. Vor einem Menschenalter hatten wir schon einmal in der neuen Welt festen Fuß gefaßt; doch die Franzosen, Engländer und Holländer haben uns längst aus der Gunst des sehr kaufkräftigen amerikanischen Publikums verdrängt. Es ist kein Zweifel, daß eine klug arrangierte Kunstausstellung in St. Louis, die einen Extrakt des Besten gibt, was heute bei uns geleistet wird, von außerordentlichem ideellen und materiellen Vorteil für uns sein kann. Am ehesten hätten sich die Ziele, die es hier zu erreichen gilt, wohl verwirklichen lassen, wenn man die ganze Arbeit beherzt in die Hände *eines* Mannes gelegt hätte, ähnlich wie die Holländer, die für St. Louis die Ordnung der ganzen Angelegenheit einem einzigen angesehenen Maler, Henrik Willem Mesdag, anvertraut haben. Doch das ließ sich unter den eigentümlichen Kunstverhältnissen, die bei uns herrschen, nicht erreichen, und so muß man es schon herzlich willkommen heißen, daß aus jenem „Parlament" eine aus allen Lagern zusammengesetzte Kommission hervorgegangen ist, der nun die weiteren Vorbereitungen obliegen.

Die „Weltausstellung" des kommenden Jahres wird voraussichtlich auf lange Zeit hinaus, wenn nicht für immer, die letzte ihrer Art sein. Zum letzten Male wird sich hier vielleicht unserer Kunst die Möglichkeit bieten, an einem internationalen Wettkampf teilzunehmen. Man darf diese Tatsache nicht unterschätzen; denn die internationalen Beziehungen der Kulturvölker, im geistigen Leben längst von grundlegender Bedeutung, haben auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst namentlich im Laufe der letzten Jahrzehnte einen gewaltigen Einfluß erlangt. Deutlich erkennt man das an dem Berliner Kunstausstellungswesen, das seit geraumer Zeit einen durchaus europäischen Charakter angenommen hat. Auch die letzten Darbietungen legen davon Zeugnis ab und geben von den großen Vorteilen wie von den Gefahren dieses Zustandes, denen nur eine selbständige, frei und stark entwickelte deutsche Kunst gewachsen ist, in gleicher Weise Kunde. Bezeichnend für die Verwirrung, die der gesteigerte internationale Verkehr unter Umständen mit sich bringen kann, wenn ihn nicht ein sicherer Geschmack kontrolliert, war die „Raffaelli-Ausstellung" bei Schulte. Sie wies zugleich auf einige weitere schwere Schäden, an denen das allzu nervös gewordene Kunstleben der Gegenwart krankt. Die Vorführung dieser hundert Bilder, die mit den neuen, von Jean François Raffaelli in Paris erfundenen Ölfarbenstiften gemalt waren, war ein charakteristisches Produkt der Hast und Unruhe, die den gesamten Betrieb erfaßt hat. Ohne Frage ist die Erfindung des Pariser Malers, die dem Künstler eine zwischen Öl und Pastell stehende, leicht und bequem zu handhabende, mancherlei zeit- und stimmungraubende technische Manipulationen ersparende Farbe an die Hand gibt, höchst interessant und entwickelungsfähig. Sie bedeutet einen Riesenschritt weiter auf dem Wege, den das malerische Handwerk im letzten Jahrhundert gegangen ist: die Mühseligkeit des ununterbrochenen Farbenbereitens und

Digitized by Google

Farbenmischens nach Möglichkeit einzuschränken. Doch nun handelt es sich zunächst darum, die neue Malmethode der Raffaellischen „Crayons" in langsamem Studium zu erproben und zu verarbeiten. Statt dessen stürzt sich alle Welt auf die von Paris aus und in Deutschland von einer rührigen Farbenfabrik in den Handel gebrachten Ölstiftkästen und führt die mit ihrer Hilfe entstandenen ersten Versuche ohne weiteres gleich der Öffentlichkeit vor. Überall tauchen „Kollektionen von Raffaelli-Bildern" auf, die mit schmetternden Fanfaren angekündigt werden; selbst in entlegenen Kunststädten, wie in Königsberg, wird die Trommel gerührt und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß größere Rundreisen dieser Kollektionen durch Deutschland geplant sind, die den Künstlern und den, durch den Hinweis auf die technischen Erleichterungen angelockten Dilettanten den Segen des Raffaellischen Farbenkastens predigen sollen. Die Ausstellung bei Schulte hat gezeigt, daß die neuen Crayons für einen Maler allerdings das geborene Mittel sind, nämlich für Raffaelli selbst. Seine stets zwischen malerischer und zeichnerischer Tendenz schwebende Kunst, seine reizvollen, unnachahmlich feinen Bildchen aus der Peripherie von Paris, vom Seineufer, vom Lande mit ihren geistvoll andeutenden, rasch hingesetzten krausen Strichen verlangen geradezu eine Farbe, die zwischen dem zähen Öl und dem flüchtigen Pastell steht. Raffaelli hat denn auch mit seinen Stiften so kostbare Effekte erreicht, wie kaum je vorher. Die anderen aber, ob es nun Raffaellis französische Landsleute, ob es Holländer, Engländer oder Deutsche sind, liegen entweder noch im Kampf mit der neuen Technik oder erwecken, selbst wenn sie sich mit ihr schlecht und recht abgefunden haben, lebhafte Sehnsucht nach den redlichen Ölfarben, die sie bisher gebraucht haben und besser beherrschen. Nur die ruhige und ernste Arbeit der einzelnen Künstler kann dazu führen, die positiven Eigenschaften der Raffaelli-Farben zu entwickeln und ihre Fehler, ihre matte Trockenheit und ihren Mangel an Tiefe, Wärme und Leuchtkraft, zu überwinden. Diese übereilten Ausstellungen jedoch können der willkommenen Erfindung des klugen Franzosen nur schaden.

Trotz der Herrschaft der nivellierenden Ölfarben, die Böcklin einmal sehr fein mit den dem Benutzer bereits fertig gelieferten Tönen des Klaviers verglich, haben sich die Großen des Jahrhunderts, das hinter uns liegt, alle um eine eigene, ihrer individuellen Art sich anschmiegende Technik bemüht. Wie Böcklin selbst es damit hielt, ist allgemein bekannt. Und wie ein anderer aus der Reihe der Führer: Giovanni Segantini, in langem Ringen sich die Ausdrucksmittel schuf, die er brauchte, ward uns in einer großen Ausstellung seiner Werke bei Keller und Reiner wieder in Erinnerung gebracht. Keine stolzere Erscheinung hat die Kunstgeschichte der jüngsten Zeit aufzuweisen als Segantini! Bei keinem hat sich Kunst und Persönlichkeit restloser gedeckt als bei diesem Italiener. Es wird erzählt, Segantini sei niemals mit der Eisenbahn gefahren. Das wird wohl wahr sein; aber selbst wenn es erfunden ist, so wäre es bezeichnend, daß ein solcher Zug verbreitet und geglaubt werden kann. Der Meister hat nach einer Jugend, die einer romantischen Künstlernovelle gleicht, fast sein ganzes Leben hoch oben im Engadin zugebracht, und dort hat er, im dauernden Verkehr mit der majestätischen Natur und den wortkargen Menschen dieses weltenfernen Erdstrichs, seine Bilder gemalt, die wie große feierliche Symbole auf uns

Digitized by Google

wirken. In der kalten, klaren Luft, die in der Alpenhöhe am Maloja weht, taucht alles, Berge, Menschen, Gegenstände, in scharfen Konturen greifbar auf, und das Volk, das hier schweigsam und ernst der kargen Natur seine Nahrung abringt, lebt in schlichten, primitiven Verhältnissen. So drängt hier alles ganz von selbst zu einer Auffassung, die über die realistische Wirklichkeitsschilderung hinausführt, zu einer Stilisierung, die unmittelbar aus dem Tatsächlichen emporwächst. Was Segantini um sich sah, malte er unbefangen hin; aber es wurden Bilder von einer heroischen Einfachheit, die uns — ihn selbst wohl kaum — unmittelbar an die Welt der unvergänglichen ältesten Epen erinnern, an Homer und die Bibel. Ohne daß er von den Gleichstrebenden jenseits seiner Berge eine Ahnung hatte, kam er durch sein vertiefendes Betrachten der Bauernwelt, in der er lebte, zu ganz ähnlichen Resultaten wie Millet, Israëls und Hans Thoma. Und wie in seiner Art zu sehen, war er in seiner Technik von absoluter Ursprünglichkeit. Hatte er sich in seiner Mailänder Frühzeit, wie wir jetzt an dem bisher unbekannten prachtvollen Bilde einer jungen Dame mit hellem Sonnenschirm lernten, an moderne italienische Vorbilder, wie etwa Favretto, angelehnt — wenn auch mit einer erstaunlichen Selbständigkeit, die ihn, ohne Zweifel gleichfalls ohne Bewußtsein, in die Nähe der älteren, französischen Impressionisten brachte —, so schuf er sich nun, für seine Ölbilder wie für seine Zeichnungen, jene analytische Farbenzerlegung, durch die er als ein Vorläufer des Neoimpressionismus gelten kann, die er aber, im schärfsten Gegensatz zu dieser Schule, stets durch die Kraft seiner Persönlichkeit wieder überwand und von innen heraus beseelte. Nur dann ließ Segantinis Kraft nach, wenn er, dessen Natur- und Wirklichkeitsschilderungen so wundersam ein immanentes höheres Leben in sich bergen, ohne daß mit einem Zuge ausdrücklich darauf hingedeutet wird, mit Allegorien und Idealgestalten unmittelbar die Welt der Phantasie zu fassen suchte, die außerhalb des Seienden liegt. Das zeigten aufs neue die in rotem Gewande durch den Äther schwebende Figur der Göttin der Liebe und mehrere Kompositionen ähnlicher Art, die bei Keller und Reiner das Bild seines Lebenswerkes ergänzten.

Auch Menzel hat sich seine Technik selbst geschaffen, unabhängig von allen Schulen und Strömungen. Ganz aus Eigenem heraus, aus einer fabelhaften Kunst unbefangener Beobachtung kam der Berliner Meister schon vor sechzig Jahren zu einer auf rein malerische Wirkungen hinzielenden Naturauffassung und Farbenanschauung, mit der er die gesamte spätere Entwickelung, die Einwirkungen der Schule von Fontainebleau und den Impressionismus, vorausahnte. Immer aufs neue gerät man in sprachloses Erstaunen — das ist durchaus wörtlich zu nehmen —, wenn aus dem Atelier Menzels, das noch so manche ungehobene Schätze birgt, Gemälde seiner Frühzeit auftauchen, die geradezu als Vorläufer der modernen Kunst zu betrachten sind. Nach der „Berlin-Potsdamer Bahn“ und dem „Interieur“, die beide in die Nationalgalerie gewandert sind, ist nun ein „Blick auf den Kreuzberg“ aus dem Jahre 1847 zum Vorschein gekommen. Im Künstlerhause, das zur Zeit so glücklich ist, eine Sammlung von nicht weniger als vierzig unbekannten kleineren Arbeiten Menzels, zum größten Teil Gouachebildchen und Bleistiftstudien, darbieten zu können, zeigt sich dies Werk zum ersten Male der Öffentlichkeit. Ein Blick auf den Berliner Kreuzberg wäre heute ein Straßenbild, damals war es eine regelrechte „Landschaft“. Wir

Digitized by Google

sind weit draußen vor der Stadt, zwischen Bäumen und Büschen tauchen auf freiem Felde ein paar vereinzelte Häuser auf, und als wirklicher kleiner Hügel zieht sich die Anhöhe des Kreuzberges im Hintergrunde hin; ein Leiterwagen mit Landleuten fährt in der Mitte des Bildes auf staubigem Wege rasch daher. Doch diese Teile sind in der Malerei durchaus dem Gesamteindruck untergeordnet; auf ihn ist der Hauptwert gelegt, selbst auf die Gefahr hin, daß das Einzelne an Deutlichkeit und Bestimmtheit eine Einbuße erlitt. Es ist wundervoll, wie hier die atmosphärische Stimmung der Landschaft und das Licht, das sich über den Raum verteilt, festgehalten, wie weich die Baumpartien, wie flüssig und bewegt die Luft, wie zart und duftig der Fernblick ist, mit welchem Geschmack die Farben zu einander gestimmt sind.

Wenn man daneben im Künstlerhause die Zeichnungen Menzels aus den allerletzten Jahren betrachtet, so sieht man mit Bewunderung, wie noch der Sechs- und Siebenundachtzigjährige in der Führung des Bleistifts immer freier geworden ist. Als Maler jedoch ist der Meister auf dem Wege, den er in der Jugend eingeschlagen hatte, nicht mit gleicher Konsequenz weiter gegangen. Er fühlte sich darin nicht verstanden und wurde schließlich selbst an seiner damaligen Auffassung irre. So konnte es kommen, daß er sich schließlich zu der jüngeren Generation in einem Gegensatz fühlte, der genau genommen gar nicht vorhanden ist, und daß er den Impressionismus, zu dessen großen Vorkämpfern er gehörte, schlechtweg als die „Malerei der Faulpelze" bezeichnete, weil er seine eigenen Jugendarbeiten vergessen hatte und annahm, die modernen Maler verzichteten lediglich aus Bequemlichkeit auf die letzte Durcharbeit und Ausführung ihrer Sachen. Tatsächlich aber zieht sich eine direkte Linie von Menzel zu den Künstlern, die später in Berlin die Führer des modernen Heerbanns wurden: zu Max Liebermann und Franz Skarbina. Ging man im vergangenen Monat vom Künstlerhause zum Salon Cassirer hinüber, wo eine Kollektivausstellung neuer Werke von Skarbina zu sehen war, so wurde das aufs neue klar. Ein Bildchen wie Skarbinas „Rauhreif": ein Blick zwischen Häuser hindurch auf ein paar weiße, wie verzuckert dastehende Bäume, wies unmittelbar auf diese Verwandtschaft. Dann freilich ist der jüngere Künstler weiter gegangen. Er lernte in Paris die leichtere, graziösere französische Art und den lebhafteren Kolorismus der dortigen Schule kennen und nahm von allen Seiten her neue Anregungen in sich auf. Die Ausstellung bei Cassirer brachte zunächst einige der abendlichen Berliner Straßenszenen, die Skarbina so gern malt, und deren funkelnde Buntheit das Ruhelose, das sie eine Zeitlang aufwies, abgestreift hat. Ein wenig äußerlich war auf einem großen Bilde mit dem Titel „Lust und Leid" der Kontrast zwischen einer Dame in Trauerkleidern und dem lustigen Durcheinander eines hell beleuchteten Spielwarenfensters betont. Sonst aber verfolgen wir Skarbina auf einer stetigen Vertiefung und Verinnerlichung seines lebhaften malerischen Sinnes und seiner vielseitigen Begabung. In der Freilichtstudie einer Dame in hellviolettem Kleide, die im frischen Grün eines sommerlichen Gartens steht, hat er sich ein rein impressionistisches Problem gestellt. Dann wieder sucht er die Stimmungswerte seiner Motive stärker herauszuarbeiten, flüchtet aus der nervösen Großstadt und ihrer Kunst in ländliche Ruhe oder in die Stille kleiner Nester, wo er die alten

Digitized by Google

Häuser und die behaglichen Menschen studiert, oder er gönnt in einem von gedämpftem Licht erfüllten Interieur dem vielgeplagten Auge Ruhe. Skarbina gehört zu denjenigen deutschen Künstlern der Gegenwart, die sich nach einer Beseelung des Impressionismus sehnen, nach einer Überwindung des Dogmas vom „Nurmalerischen", zu dem er verführen kann, bei Aufrechterhaltung all der nie mehr entbehrlichen technischen Fortschritte, die er uns gebracht hatt.

Diese Sehnsucht ist eine notwendige und eine gesunde. Ob sie aber schon so bald ihr Ziel erreichen wird? Jedenfalls können wir vor der Hand die Schule des Impressionismus, die uns so sehr gesund ist, noch auf lange Zeit hinaus nicht entbehren. Und darum schadet es gar nichts, wenn die Berliner Sezession mit solcher Energie auf diese nächste Aufgabe hinweist und in ihrer fünften Sommerausstellung, die zu Beginn des April eröffnet wurde, ihr Programm schärfer als je formuliert hat. Unser Ziel in Deutschland geht über den Impressionismus hinaus. Doch unser Weg führt durch ihn hindurch.

Theater.

Von Karl Strecker.

Die echt menschliche Gepflogenheit: Tote in ihrer Bedeutung nicht nur gerechter, sondern schlechthin höher zu werten als Lebende — seelenkundlich wohl zu erklären, weil die Toten weder eine Meinung über den Schätzenden haben, noch, hors concours, ihm schaden können — hat in den letzten Wochen auch im Berliner Theaterleben ihre Früchtchen gezeitigt, freilich recht faule Früchtchen, von denen sich kaum ein Wort zu reden lohnte, wenn es sich nicht um Namen wie Ernest Renan und gar Giordano Bruno handelte. — Irgend einer jener wohltätigen Zwecke, die, höchst unwohltätig für den Zuschauer, sich immer einstellen, wenn ein seiner Meinung nach verkannter Dramaturg oder Regisseur a. D. den Drang fühlt, die stumpfe Welt an sein Vorhandensein zu erinnern und sein Licht in einer Sondervorstellung, just um die Mittagstunde, leuchten zu lassen, verschaffte uns die Bühnenbekanntschaft von Ernest Renans „Äbtissin von Jouarre". Es ist das letzte „philosophische Drama" des aus Wesenszügen von Platon und Voltaire wunderlich zusammengesetzten Jesubiographen. Die für einen deutschen Gelehrten schlechthin undenkbare Idee, seine Philosophie von den Brettern der Kulissenwelt herab verkünden zu wollen, hatte in Renans echt französischer Veranlagung, seinem geistigen Mutterboden, der von deutscher Bildung freilich wohl beackert war, feste Wurzeln gefaßt. Er glaubte allen Ernstes, daß die moderne Philosophie ihren „höchsten Ausdruck" (seine eigenen Worte) im Drama finden werde. Ihm träumte von einer Zukunftsbühne für frohe Adelsmenschen, feine freie Geister, ein Theater, das nichts mehr gemein haben sollte mit der heutigen dramatischen Industrieware, mit den Trauerspielen für traurige, den Lustspielen für lächerliche Gesellen. Nein, „die tiefsten Gedanken", so ruft er in seiner Einleitung zu den „Drames philosophiques" — „sollen dort erklingen, und in dem Dialog der Ewigkeiten wird die

Digitized by Google

Trauer neben den Tränen, das Mitleid neben dem Zorn, das Lächeln neben der Anbetung Platz finden, so ein vollkommenes Spiegelbild der Menschheit schaffend."

Was dieser schwärmerische Liebhaber der Antithese und der schönen Periode hier sehnsüchtig als Kunstideal aufstellt, hat er selber sogleich schlagend als Utopie gebrandmarkt, durch die Tat widerlegt. Renan blieb mit seinen philosophischen Dramen im Wollen stecken. Der Theaterteufel, der nachweislich schon „manche tausend Jahre an dieser harten Speise kaut" — hätte ihn darüber belehren können, daß die Thespiskärrnerei eine Massenkunst ist, die nicht für die letzten Gedanken, ja nicht einmal für die großen, wenn überhaupt für Gedanken taugt, die zu eng verknüpft ist mit den räumlichen Bedingungen der kubischen Bühne, mit den Bedürfnissen der hohlen Menge und ihrem Geschmack, als daß hier in „absehbarer Zeit" auf Wandel zu hoffen wäre. Und wenn schon ein Geist wie Renan an dieser Aufgabe jämmerlich scheitert, was bleibt da den Liliputanern für Hoffnung? Renans philosophische Dramen sind Zwitterwesen, die zwischen Buch und Bühne nicht leben und nicht sterben können. „Die Äbtissin von Jouarre" wäre unter ihnen immerhin noch am geeignetsten für das Theater, weil sie im Gegensatz zu dem phantastischen Wust der übrigen schlicht und menschlich bleibt, ja die Fabel, aus dem dankbaren Milieu der französischen Revolution geschöpft, wäre wohl einer dramatischen Gestaltung günstig, aber so wie Renan den Stoff anfaßt, fügt er sich nicht zu lebenden Bildern, es sind Worte, Worte, Worte, die im Lauf der Stunden ermüden und uns als Mißvergnügte aus dem Theater entlassen. Typisch für Renans dramatischen Pulsschlag ist der zweite Akt, dem Stoff nach der Höhepunkt des Dramas, auf dem die Äbtissin und ihr jugendlicher Liebhaber die letzte Nacht vor ihrer Hinrichtung miteinander verbringen und sich ihrem zugleich ersten und letzten Liebesrausch erst hingeben zu dürfen glauben, nachdem sie das ethische Für und Wider ihres Falles reiflich erwogen und in einer Dissertation festgelegt haben. Angesichts des Todes, glühend vor Liebe, müssen diese beiden Unglücklichen nach des Dichters Geheiß endlose Vorträge halten, in wohlgesetzten Perioden ihre Leidenschaft mit Vernunftgründen erklären und in wohlgeprägte Thesen, Hypothesen, Syn- und Antithesen ausmünzen. In seinem Streben nach Vergeistigung hat Renan alles getan, das zweifellos Dramatische des Stoffes auszuschalten, szenischen Aufbau, Steigerung der Handlung verschmäht er, von dem Hauch jener großen Zeit ist nichts zu spüren, die Charakteristik bleibt nachlässig und schemenhaft, die Personen sind lediglich Mundstücke für philosophische Fanfaren.

Noch verfehlter als diese Auferweckung eines Toten war eine andere, welche die Lessinggesellschaft mit „Il candelajo" von Giordano Bruno versuchte — sie, die einige Wochen vorher mit der Ausschürfung von Hebbels „Diamant" eine so wackere Tat vollbracht hatte, von der freilich unsere Herren Theaterdirektoren noch immer nicht Notiz nehmen wollen. Von Brunos Jugendwerk indessen ist nur zu sagen, daß man hoffen darf, es werde nach diesem offenkundigen Galvanisierungsversuch nun für einige Jahrzehnte wieder Ruhe haben vor dramatischen Schatzgräbern. Der Nolaner schrieb dies leichte, lockere Stück noch als Dominikanermönch und also dem praktischen Bühnenbetrieb einigermaßen fernstehend. Der derbe Jugendschwank hat für uns nur noch ein kulturgeschichtlich-psycho-

Digitized by Google

logisches Interesse, da er nachweist, wie der große Kosmologe dem gewaltigen Ernst seiner späteren Lehr- und Lebensaufgabe eine tüchtige Mitgift an froher Sinnlichkeit, saftiger Derbheit, übersprudelnder Laune zubrachte. Dieser allein in Betracht kommende Gehalt des im übrigen für uns interesselosen, durchaus nicht mehr bühnenfähigen Schwanks war dank der fürsorglichen Aufsicht des — Berliner Zensors aber so arg verstümmelt worden, daß die ganze Aufführung eine dramatische Spottgeburt wurde. Ist es wohl zu glauben, was die liebe Zensur alles anrichtet? Daß der Verfasser vor dreihundert Jahren als Ketzer nachweislich laut Inquisitionsbeschluß auf dem Scheiterhaufen gerichtet wurde, hat anscheinend in den Augen einer scharfspähenden Obrigkeit keineswegs seine Abscheulichkeiten gesühnt, noch immer unterliegen seine Werke der strengen Sittenwacht des Staates und sogar ein harmloses Lustspielchen aus seiner Jugendzeit wird am Berliner Alexanderplatz von den Fängen des preußischen Adlers gerupft und entstellt, damit es nur nicht unsere leicht verführbaren, kindlichen Gemüter auf sittliche Abwege leite. Giordano Bruno! Ist es zu glauben? ... Das leidige Kapitel der Zensur erregt in unserer Zeit mit Recht die Gemüter. Daß eine Kunstbevormundung, wie die gegenwärtige, eines mündigen Volkes durchaus unwürdig ist, steht in der Auffassung aller freien Köpfe unserer Zeit fest. Es wäre erheiternd, wenn es nicht zu beschämend wäre, daß irgend ein angehender Jurist, dem die schöne Literatur vielleicht Hekuba ist, Dichtungen nach Gutdünken verstümmeln darf, in die er vielleicht aus Mangel an — sagen wir — Zeit, oder Geschmack, oder Anlage gar nicht hinreichend einzudringen vermag. Durch derartige Vandalismen unserer Staatseinrichtung wird eine heillose Verwirrung in unserer Literatur angerichtet. Nicht nur, daß das freie dichterische Schaffen befangen gemacht, gehemmt und gehindert ist und Berufsdichter um ihren rechtmäßigen Arbeitserwerb gebracht werden, das rücksichtslose Vorgehen der Zensur hat auch zur Folge, daß so mißlungene Werke, wie Heyses „Maria und Magdala", nur weil sie verboten worden sind, aus erklärlichen Oppositionsgelüsten auf den Schild gehoben werden und bessere Werke unserer Literatur in den Hintergrund drängen. Die Entwickelung unserer Kunst leidet ohnedies hinreichend an Gesundheitsstörungen, ihrer Hemmungen sind wahrlich genug im eigenen Schoß. Es ist keine rühmliche Aufgabe des Staates, diese Hemmungen noch mit Bedacht ins Unerträgliche zu steigern.

* * *

Wie wenig übrigens jene ideale Forderung Renans, von der wir sprachen, in unserer Zeit auf Verständnis bei der Menge rechnen darf, zeigt das Schicksal, das einem der feinsinnigsten Dramen der letzten Jahrzehnte in dem ... erleuchteten Berlin am ... erleuchteten Deutschen Theater beschieden war. Arthur Schnitzlers „Schleier der Beatrice", dessen Aufführung ich noch im Oktoberheft dieser Zeitschrift forderte, hat endlich seinen Einzug auf dem Deutschen Theater gehalten. Von der großenteils literarischen Hörerschar des ersten Aufführungsabends würdig empfangen, und von der Kritik im allgemeinen mit warmer Anerkennung besprochen, wurde das Drama — — alsbald vom Spielplan abgesetzt, weil es von jener Durchschnittsmasse, die (halb sind sie satt, halb sind sie roh) das Parkettfüllsel unserer Theater ausmacht, zu unbequemes Denken, zu

Digitized by Google

feine geistige Organe verlangte. Die so gegebene Blöße unserer Zeitgenossen soll uns indessen nicht hindern, diesen unbequemen Schleier aufmerksam zu betrachten.

„Hat's nicht der Vater uns gar oft erzählt? Von einem, der den Kopf ins Wasser tauchte, und träumte da von so viel Abenteuern, daß sie im Wachen zwanzig Jahre währten, — Und taucht' empor, da war's ein Augenblick." So spricht Beatrice, die Tochter des geistesgestörten Wappenschneiders zu Bologna. Und in diesem Märchen ist des Schauspiels Wesen selber erzählt, es scheint, als sei der Dichter jener „Eine", der in einem einzigen Traum, einem wildbunten Renaissancetraum eine Fülle der Gesichte erlebt, „daß sie im Wachen zwanzig Jahre währten — und taucht empor, da war's ein Augenblick."

In Bologna, der Stadt und Stätte alter Kultur geht es wild und stürmisch her wie niemals noch. Vor den Toren steht Cesare Borgia, des furchtbaren Alexander fürchterlicher Sohn. Die stählernen Klammern seines Heeres schließen sich um der Etruskerstadt betagte Mauern, die morgen schon, vielleicht im ersten Ansturm fallen werden. Das sind eilige, rasende Stunden —: Verzweifeln und Begehren, Todesbangen und aufbäumende Lebenslust wechseln und folgen einander so jäh wie Blitz und Donner. Bürgersöhne und Edle, Männer und Knaben haben ihre Klingen geschliffen, ihre Rüstungen gerüstet für den Kampf der Entscheidung. Und gleich als ginge morgen die Welt unter, tobt heute allerorten, in jeder Brust ein wahnsinniges Verlangen, die Neige der letzten Stunden in einem einzigen berauschenden Zuge auszukosten, Unendlichkeit in die kurze Spanne bis zum Morgenrot zu pressen. Wie ein Gluthauch weht es durch die Stadt. Ein einziger großer Brunstschrei hallt zu den ewigen Sternen hinauf. Wundervoll ist diese trunkene Lust, die gleichsam schon dem Leben entrückt, über ihm schwebt, vom Dichter gemalt. In den leuchtenden Farben der alten Meister ist hier die Renaissance geschildert, die wilde, lebenschlürfende, todverachtende Zeit mit ihren stolzen Männern und wundersamen Frauen.

Nur einer ahnt hinter den hohen Mauern seines Gartens und seiner Seeleneinsamkeit nichts davon, daß die Welt rings in Flammen steht. Ein Poet ist's, Filippo, der eingesponnen in seine Träume und in die Liebe zur sechzehnjährigen Beatrice, Zeit und Welt vergessen hat. . . . Aber Zeit und Welt rächen sich, wenn wir sie vergessen, sie wissen auf geheimnisvolle Weise, auf Wegen des Traumes an unsere Sinne zu schleichen und sie zu berücken. Arglos erzählt das blühende Mädchen dem Geliebten: sie hat geträumt, sie wäre Herzogin, und mit einem brennenden Kuß des jungen Herzogs auf ihren Lippen ist sie erwacht. Lachend erzählt sie's, aber der Geliebte lacht nicht. Mit furchtbarem Ernst fragt er sie: „Und so kommst du zu mir . . . als Dirne deines Traums? Kommst so beschmutzt hier her?" . . Träume sind ihm, dem idealen Schwärmer, Begierden ohne Mut, freche Wünsche, die vom Licht des Tages in die Winkel unserer Seele zurückgejagt, die bei Nacht erst auszukriechen wagen: — „Geh, Beatrice! Graun vor dir hat mich erfaßt." — — Sie geht. Ohne ihn zu verstehen. Geht und — reicht die Hand einem braven Handwerksknaben, der lange schon um sie wirbt zur Vermählung. Schon schreitet das Paar zur Kirche, da begegnet ihnen der junge Herzog, der auf der Suche nach der Begehrenswertesten für diese letzte Nacht, Beatrice nun in trunkener Laune freit. Wie im Traume folgt

Digitized by Google

sie ihm, während ihr Verlobter verzweifelt Hand an sich legt. Und der Herzog, dieser Mächtige, „der an jedem Tag sein Leben trinkt aus tausend klaren Quellen", ladet ganz Bolognas Adel zu diesem Fest, „doch merkt! für heut ist Schönheit Adel, nicht Geburt, Kommt alle, nur seid schön! Ihr seid willkommen!" — Doch wie nun der lärmende Hochzeitsjubel anhebt, ergreift Beatrice plötzlich eine zwingende Sehnsucht nach dem verlassenen Geliebten, es treibt sie heimlich zu ihm, lieber mit dem Dichter zu sterben als mit einem anderen zu leben. Aber als Filippo Ernst macht, fährt ihr die Todesangst in die kindlichen Glieder, die Lebensluft flackert wieder auf — zitternd flieht sie zurück, während Filippo, angewidert von ihrer Furcht, in dem Gefühl grenzenloser Vereinsamung den Giftbecher leert. Sie stürzt zurück zum Gewühl des Hochzeitsfestes. Dort trifft sie alles in größter Aufregung. Der Herzog hat ihre Flucht bemerkt und läßt auf sie fahnden. Plötzlich ist sie wieder da! Bleich tritt sie hinter einer Säule hervor. Und ihr Schleier? Die kostbare Hochzeitsgabe? Wo ist er? Die Ausflüchte der Erschrockenen werden bald durchschaut — der Herzog zwingt sie, ihn dorthin zu führen, wo sie den Schleier verloren hat. Schweigsam ist ihre nächtliche Wanderung durch die Straßen. Hand in Hand treten sie in des Dichters Haus. Noch flackern die tiefherabgebrannten Kerzen im Gemach. Hinter den schweren Vorhängen stößt der Herzog auf Filippos Leiche. Wunderliche Fügung! so trifft er ihn tot, der ihm im Leben immer ausgewichen war! Hatte er diesen Sänger, dessen Rhythmen ihm von jeher liebe Begleiter in Lust und Schlacht waren, nicht noch diese letzte Nacht zu sich gebeten? um ihn endlich kennen zu lernen? um ein feineres geistigeres Fest mit ihm zu feiern als die sinnliche Menge in dieser letzten Nacht? Denn —

Denn dieser war ein Bote, ausgesandt,
Das Grüßen einer hingeschwundnen Welt
Lebendig jeder neuen zu bestellen
Und hinzuwandeln über allen Tod.

Nun stößt er auf ihn, zum erstenmal und . . . auf einen starren kalten Körper . . . Neben ihm aber steht dies Frauenrätsel, das bei ihm seinen Schleier verlor . . Was ist die Wahrheit? Während der Herzog noch dem Geheimnis nachsinnt, das über diesen Dingen webt, fährt es wie ein Blitz durch die Luft, Beatricens Bruder, ein zweiter Valentin, stößt der Schwester den Dolch ins Herz. Sie selber hat zuletzt sich den Tod gewünscht:

. . . Jetzt aber bin ich müd', so müd',
Glaub' ich, wie nie auf Erden jemand war —
Warum gerade mir dies alles, sagt?
Und warum war ich auserseh'n vor allen,
So vielen Leid zu bringen, und weiß doch:
Ich wollte keinem Böses!

Sie wollte keinem Böses. Und doch log sie allen: den Eltern, dem Geliebten, dem Bräutigam, dem Herzog. So war sie „nur ein Kind, das mit der Krone spielte, weil sie glänzte? mit eines Dichters Seel, weil sie voll Rätsel? mit eines Jünglings Herzen, weil's ihr just geschenkt war?

Digitized by Google

Aber wir" — so spricht der Herzog ernst — „sind allzustreng und leiden's nicht und jeder von uns wollte nicht nur das einz'ge Spielzeug sein — nein, mehr! Die ganze Welt. So nannten wir dein Tun Betrug und Frevel — und du warst ein Kind!" . . So hebt der Herzog, während die letzte Sonne, die sie alle sehen werden, heraufdämmert und vor den Toren schon der Kampf beginnt, den Schleier ihres Wesens.

. . . Was ist's mit diesem Schleier, der nun als leere Hülle zwischen den beiden Toten, dem Dichter und dem Mädchen liegt? Ist es das, was die Alltagsmenschen „Gewissen" nennen? Das dieses Kind nicht kannte, das sie, an solche Tracht nicht gewöhnt, bei der ersten Gelegenheit abstreift, ohne es zu merken, und das — als sie es wiederfindet — zum erstenmal ein müdes Todesverlangen in ihr weckt?

Ist es der Schleier, den Mutter Natur uns allen geheimnisvoll mitgegeben, unserer Bestimmung, unseres Wesens Kern verhüllend? Das Rätsel des Geschöpfes wie der Schöpfung? Das, wenn es unser Tun enthüllt, unsere große Schuld zeigt und zugleich unsere große Unschuld? Und liegt hier nicht das rätselechteste aller Schöpfungsrätsel, das große Geheimnis des Weibes, das verschleierte Bild der Frauenseele? die alles Große und Glänzende im Leben nur als ein buntes Spielzeug ihrer Triebe ansieht? Ein geheimnisvolles Walten, verderblich und doch immer neu das Leben gebärend, erbärmlich und doch groß wie das Genie, das auch rein instinktiv handelt! Alle diese Männer hielten nur ein verschleiertes Bild in ihren Armen. Allen log der Schleier der Beatrice, dieser seltsame Schleier, der das Nächste und Fernste verknüpft. Hinter dem sich die Urkeime aller Kreatur regen. Der des Weibes Bewegungen wohl erkennen läßt, aber ihre Seele verhüllt. „Dein Schleier ist ein Teil von deinem Selbst und dennoch zupf und zerr' ich stets an ihm und hätt' ihn gestern gern dir abgerissen". Und als sie ihn endlich abgerissen haben, diese begehrenden Männer, da stehen sie enttäuscht, vergrämt, zornig. So liebt der Mann nur die Hülle des Weibes, die glänzende, berückende. Und wenn diese Hülle fällt, wird das Wort des Einsiedlers von Maria — Sils wahr: „Wer begriff es ganz, wie fremd sich Mann und Weib sind?" Der auch sprach das Wort: „Wer von euch Schleier und Überwürfe und Farben und Gebärden abzöge: gerade genug würde er übrig behalten, um die Vögel damit zu erschrecken". Und an anderer Stelle: „Alles am Weibe ist ein Rätsel . . . . Der Mann ist für das Weib ein Mittel . . . Wenig versteht sich sonst das Weib auf Ehre. Aber dies sei eure Ehre, immer mehr zu lieben als ihr geliebt werdet . . . Der Mann fürchte sich vor dem Weibe, wenn es liebt: da bringt es jedes Opfer und jedes andere Ding gilt ihm ohne Wert. . . . Also sprach das Eisen zum Magneten: ich hasse dich am meisten, weil du anziehst, aber nicht stark genug bist, an dich zu ziehen . . . Der Mann ist im Grunde der Seele nur böse, das Weib aber ist dort schlecht . . . Und gehorchen muß das Weib und eine Tiefe finden zu seiner Oberfläche . . . Des Mannes Gemüt aber ist tief, sein Strom rauscht in unterirdischen Höhlen: das Weib ahnt seine Kraft, aber begreift sie nicht . . ."

In der Tat, es ist erstaunlich, wie greifbar die Philosophie Nietzsches in diesen Schleier der Beatrice verwoben ist. Und das ist die Schwäche des Werkes als Drama: es sind zuviel Gedanken und Symbole und Bilder

Digitized by Google

und Motive hineingewebt, es fehlt das Rückgrat eines aufrechten dramatischen Willens. Im einzelnen wird unser Genuß an den schönen Versen nur selten gestört, so durch das aufdringliche Zugeständnis an die Vererbungsschnüffler: daß die Mutter der Beatrice als ein schlechtes Weib, der Vater als irrsinnig geschildert wird, eine Überflüssigkeit, die dem Sinn des Dramas, wenn man tiefer hinlauscht, widerspricht. Gleichviel: wir haben es hier mit einer feinen, sehr bedeutenden Dichtung zu tun, die namentlich mit der gewaltigen Erhebung des tragischen Tones im letzten Akt einen tiefen Eindruck hinterläßt, und wenn nicht als Bühnenwerk, so doch als Buch, als Gedankenfreund im Hause ein bleibender Schatz der deutschen Literatur ist, „rein und fein, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist." . . .

* * *

Es ist ein sehr bemerkenswerter Zug im literarischen Weben unserer Tage, daß zu einer ähnlichen Auffassung der Weibes- und Menschheitsendung wie Schnitzler im Schleier der Beatrice ein anderer der wenigen Ragenden unter den gegenwärtigen Dramatikern gekommen ist, freilich auf ganz anderen Wegen nach Sonderheit seiner Beanlagung: Maeterlinck in seiner Dichtung „Pelleas und Melisande". Die beiden Dichter, die hier das Rätselhafte, Traumhafte, Unbewußte in der weiblichen Psyche schildern, haben ohnehin viel Gemeinsames, man sieht es nur nicht auf den ersten Blick, weil sie sich eben auf dem Grunde ihrer Dichtungen begegnen. Der Kampf zwischen Todesangst und Liebe ist eines der Grundmotive aller Schnitzlerschen Werke. Und Maeterlinck singt uns in fast allen seinen Dichtungen das eine Lied: daß wir Menschlein an den grausamen und unbeugsamen Spielen, die Tod und Liebe mit den Lebenden spielen, nichts ändern können . . . Auch in „Pelleas und Melisande" ist dies das große klagende Leitmotiv, das wie der stete dumpfbrausende Orgelton des hinter der Szene brandenden Meeres die Dichtung von der ersten bis zur letzten Zeile begleitet.

Das Drama ist 1892 entstanden und obwohl inzwischen hie und da gelegentlich aufgeführt, ist es doch in diesem Winter erst zu seiner vollen dramatischen Bedeutung gelangt, dank einer außerordentlich feinsinnigen Inszenierung, die Max Reinhardt, der jetzige Direktor des Neuen Theaters unter Mitarbeit der Maler Louis Corinth und Leo Impekoven mit glänzendem künstlerischem Erfolg ins Werk setzte. Elf Jahre hat also dies Drama eines bekannten Dichters auf Verständnis eines Bühnenleiters warten müssen — ein beschämender Beweis für die Tatsache, daß wir mit kaum einer Ausnahme Geschäftsbühnen statt Kunstbühnen haben. Elf Jahre — und das wunderliche Schicksal will es, daß gerade jetzt, wo diese alte Dichtung zu neuem Leben erwacht, ihr Dichter selber, fortschreitend mit den Lustren, auf einem anderen Pol seiner Kunst angelangt ist und beinahe auf dem Punkte steht, sie zu verleugnen. In der Vorrede zur neuen Gesamtausgabe seiner dramatischen Werke, die Herr von Oppeln-Bronikowski besorgt hat (Leipzig, E. Diederichs), sagt Maeterlinck mit einem Rückblick auf seine früheren Dramen, Pelleas und Melisande eingeschlossen: — „. . . heute scheint mir das alles nicht mehr hinreichend . . . Es ist dem Lyriker vielleicht erlaubt, etwas wie ein Theoretiker des Unbekannten

Digitized by Google

zu bleiben . . . Aber der dramatische Dichter kann sich an diesen Allgemeinheiten nicht genügen lassen. Er muß die Vorstellung, die er sich vom Unbekannten macht, in das wirkliche Alltagsleben übersetzen. Er muß uns zeigen, auf welche Weise, in welcher Gestalt, unter welchen Bedingungen, nach welchen Gesetzen und zu welchem Ende die höheren Mächte, die unbegreiflichen Einflüsse, die unsterblichen Sittengesetze . . . auf unsere Geschicke einwirken . . . . Und wenn er ganz ehrlich sein will, verzichtet er darauf, sich über die unmittelbare Wirklichkeit hinauszuschwingen und mehr zu tun, als die menschlichen Gefühle in ihren materiellen und psychologischen Wirkungen zu beobachten . . ." So der neue Maeterlinck! Die grundsätzliche Umwälzung seiner Welt- und Kunstanschauung habe ich an dieser Stelle schon gelegentlich der Betrachtung von Monna Vanna eingehend erörtert (Novemberheft) und kann darum hier kurz sein. Es ist interessant, zu vergleichen, wie gerade in den beiden Dichtungen Monna Vanna und Pelleas und Melisande dieser Umschwung seine Spuren aufweist. Die Motive sind vielfach dieselben, ja der psychologische Grundgedanke: die brutale Eifersucht des Gatten, dem die Entdeckung der Schuld mehr gilt als die Schuldlosigkeit seines Weibes, der nichts nach der ihm anvertrauten Seele, ihrem Leiden und Lieben fragt, ist sogar direkt aus dem früheren Drama herübergenommen und, mit grelleren dramatischen Lichtern ausgestattet, in Monna Vanna aufs neue zum Angelpunkt und Ausgang gemacht. Alles in allem war Maeterlinck in seinen früheren Dramen mehr er selbst, und wirkte darum echter. Immerhin war Monna Vanna ja erst ein Übergangswerk, wir müssen abwarten, wie dieser bedeutende Künstler sich weiter entwickelt, über den man auch heute noch ein vorläufig abschließendes Wort immer noch nicht sagen kann, ja heute weniger denn je. Der alte Maeterlinck aber, der Dichter der kleinen mystischen Schicksalstragödie, der Maler der Dämmerungen, der Sänger der abgebrochenen Melodien, der Meister des geflüsterten Wortes, ist uns noch niemals auf der Bühne so nahe gekommen, wie jetzt durch die musterhafte Aufführung am Neuen Theater. Daß damit aber eine neue Epoche unserer Bühnenkunst heraufdämmere, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit. Es geht nicht an, die Dinge auf der Bühne in einemfort symbolisch zu nehmen, ja es würde uns nicht einmal weit führen. Auch läßt sich ein Dichter, der so gleichsam auf Fledermausflügeln geräuschlos und schattenhaft um die Dinge herumzugleiten versteht, wie Maeterlinck, nicht so bald zum zweiten Male finden. Und es ist im Grunde nichts als eine Spielerei auf dem freilich geräumigen Gebiete der Kunst, die Dinge in Nebel aufzulösen, anstatt die wogenden Nebelschleier der Empfindungen und Gedanken zu Gestalten zu verdichten, was den wirklichen Künstlern immer als das Höhere gegolten hat. Wie? Du rechnest Maeterlinck nicht zu den wirklichen Künstlern? Doch! —: er selber ist ja gerade auf dem besten Wege zu diesem Höheren . . .

Digitized by Google

Streiflichter.

Eine sehr ernste Drohung für das moderne Verkehrsleben stellt der Ausstand der Eisenbahner in Holland dar. Geordnete Verhältnisse scheinen ja dort wieder einzutreten, aber die Tage der Unordnung haben deutlich gezeigt, welch ungeheuere Macht organisierte Verbände gerade auf dem Gebiete des öffentlichen Verkehrs besitzen. Soll deshalb das Koalitionsrecht der Arbeiter beschränkt werden? Gewiß nicht, sondern Privatarbeit und Gesetzgebung müssen die wirtschaftlichen Verhältnisse so gestalten, daß solche, die Öffentlichkeit aufs äußerste bedrohenden Ausstände für die vernünftigen und gewissenhaften Elemente der Arbeiterbevölkerung — und diese Elemente bilden weitaus die Mehrzahl — unnötig und deshalb zur moralischen Unmöglichkeit werden. Nach allem, was unser neuer Verkehrsminister tut, sagt und schreibt, scheint er der Mann, diese moralische Unmöglichkeit herbeizuführen. Besonderer Dank sei ihm übrigens hier abgestattet dafür, daß er die im Oktoberheft (1902) dieser Zeitschrift ausgesprochenen Wünsche bezüglich der 3. Klasse in D-Zügen und in Speisewagen erfüllt hat. Ich bin nicht so eitel, in der Erfüllung ein propter hoc zu erblicken; es genügt mir das post hoc.

So erfreulich der herzliche Empfang unseres Kaisers in Kopenhagen ist, große politische Bedeutung messe ich ihm nicht bei, und ich glaube, die politischen Tintenfluten, die über diesen Besuch vergossen worden sind, münden alle in den Letheſtrom. Das hervorragendste Ereignis der nordischen Kaisertage waren nicht die ausgetauschten höfischen Courtoisien, sondern die Begegnung, das Gespräch Wilhelms II. mit dem sozialdemokratischen Stadtoberhaupt von Kopenhagen, dem Bürgermeister Jensen. Sollte, was in Dänemark möglich ist, in Deutschland unmöglich sein?? Man vergleiche dazu meine Ausführungen in der Februarnummer, S. 668.

Von höchster politischer Bedeutung scheint mir aber eine andere Fürstenreise: die Königs Eduard VII. nach Lissabon. Dort ist mehr als Freundschaft, mehr als ein noch so enges Bündnis, dort ist ein regelrechtes Vasallenverhältnis Portugals zu England zum Ausdruck gekommen, und was solch ein Verhältnis für Englands Flotte, d. h. für Englands Weltmachtstellung bedeutet, lehrt ein Blick auf die geographische Lage Portugals und seiner Kolonien. Die Südwestecke Europas, dann die Azoren, Madeira, der Kongo, Mozambique, die Delagoa-Bucht u. s. w. sind in Lissabon, wenn auch nicht formell, so doch virtuell englisch geworden. Eine Tatsache von entscheidendem Gewicht bei internationalen Verwickelungen, in denen Flotten den Ausschlag zu geben haben.

Während England so einen diplomatischen Erfolg ersten Ranges zu buchen hat, haben wir eine neue diplomatische Niederlage zu verzeichnen: die dringende Einladung unseres Kaisers an das amerikanische Manöver-Geschwader, Kiel anzulaufen, ist kühl abgelehnt worden. Wofür wir uns eigentlich mit schwerem Gelde einen verantwortlichen Reichskanzler und einen Botschafter in New-York halten, ist schwer ersichtlich.

Digitized by Google

Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre es doch, solch blamable und schädigende Dinge uns zu ersparen.

Überhaupt Bülows Stern ist, wenn er je leuchtete, bedenklich am Erblassen. Mit der leichtherzigen, um nicht zu sagen leichtfertigen Ankündigung der Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes hat er sich zwischen zwei Stühle gesetzt. Er hat in dieser Sache eine so große Unkenntnis der Dinge bewiesen, daß er sich den Titel Ministre étranger aux affaires ehrlich verdient hat. Als Präsident des Bundesrats weiß er nichts von dessen Stimmung, er „instruiert" die preußischen Stimmen für eine Schlappe, er entfacht die konfessionellen Leidenschaften des Volkes u. s. w. u. s. w.!! Würde Bülow nicht gehalten durch höheren Willen, er müßte zusammen mit seinem Aufhebungsplan des Jesuitengesetzes in der Versenkung verschwinden, denn eine solche Blamage, wie er sich selbst bereitet hat, verträgt das oberste Reichsamt nicht. Aber auch trotz höhern Willens wird er — o Ironie des Schicksals — durch die Jesuiten zur Strecke gebracht werden nach dem bekannten Wort: qui mange du Pape en meurt, nur ist diesmal „der Papst" das Zentrum. Die Herren Spahn und Genossen werden es Bülow nie verzeihen, wenn er sein Wort in Bezug auf das Jesuitengesetz nicht einlöst, und so wird Bülow, wie er großenteils durch Zentrums Gnaden lebte, durch Zentrums Ungnaden sterben. Ein schimpflicheres Ende für einen deutschen Reichskanzler ist kaum denkbar.

Im Freiherrn von Heeremann ist ein wahrhaft edeles Mitglied des Zentrums aus dieser Zeitlichkeit verschwunden, ein gläubiger, tief religiöser Katholik, dem ultramontanes Wesen, trotz seiner Zugehörigkeit zum Zentrum, innerlich stets fremd geblieben ist. Zur klaren Erkenntnis der Gefährlichkeit des Ultramontanismus hat er sich allerdings nicht durchgerungen, dazu waren die durch die Autorität seiner ultramontanisierten Kirche gestützten Vorurteile in ihm zu mächtig, aber zuwider war und blieb ihm das Hineinzerren der Religion in den politischen Kampf. Zuwider, in tiefster Seele zuwider wäre ihm auch gewesen das pomphaft-theatralische Gepränge, mit dem man seine Leichenfeier in der Hedwigskirche umgeben hat. Da war von Christentum nichts mehr, nur eitles Prahlen mit weltlichen Ehren, dünkelhafte Zurschaustellung „des vornehmen und eleganten Trauergefolges", prahlerische Aufzählung der erschienenen Exzellenzen und Hofwürdenträger. Das gilt übrigens heutzutage von fast allen kirchlichen Feiern, auch auf evangelischer Seite. An den höfisch-zeremoniellen Formen solcher Schaustellungen hat das schlichte, innerliche Christentum keinen Teil mehr. Ein vom echten Geiste Christi beseelter Geistlicher, gleichviel ob evangelisch oder katholisch, müßte im Namen des Christentums Einspruch erheben gegen diese Entweihung. Aber freilich, „die Verwüstung am heiligen Ort" ist schon lange etwas Alltägliches, Gewohntes geworden und wird es immer mehr. Der gottesdienstliche Prunk, der sich — leider muß es gesagt werden: von den Fürstenhöfen aus — breiter und breiter in der Christenheit macht und zu dessen Ausbreitung katholische Bischöfe so gut wie evangelische Generalsuperintendenten sich hergeben, ist zum fressenden Übel geworden, zu einem Mißbrauch der Religion Jesu Christi, der sich ihrer politischen Vergewaltigung durch den Ultramontanismus würdig, oder besser unwürdig an die Seite stellt. Was haben doch im Laufe der Zeit Prunksucht der Fürsten und charakterlose Nachgiebigkeit christlicher Geistlichen in dieser Beziehung

Digitized by Google

aus dem Christentum der Evangelien gemacht! In so vielen „christlichen" Kirchen, bei so vielen „christlichen" Feiern würde Jesus Christus nur noch den Gegensatz zu seinem Geiste finden; auch hier würde er Geißel und Strick nehmen und die Entweiher hinaustreiben, denn „meines Vaters Haus ist ein Bethaus, ihr aber macht es zur Stätte pfauenhafter Eitelkeit, zur Stätte von Putz- und Prunksucht".

Was ich hier nur gelegentlich berühre, ist ein wichtiger Punkt, wahrhaft ein Pfahl im Fleische des Christentums, wert eingehender Besprechung. Soll Christi Lehre das wieder werden für die Menschheit, was sie für sie sein sollte, so muß es anders werden mit seinem äußern Auftreten, anders mit den Formen, in denen seine berufenen Vertreter es der Menge zeigen. „Geist und Wahrheit" müssen gerade an seinen Andachtsstätten Schein und Flitter wieder verdrängen. Das ganze Leben Jesu, das Prototyp christlichen Wandels, christlicher Frömmigkeit, christlichen Gottesdienstes ist ein einziger schneidender Protest gegen das, was in unseren Kirchen- und Gottesdiensten sich zur Schau stellt; ich stehe nicht an, es die Prostitution des Christentums zu nennen.

Vom Christentum, vom wahren und vom falschen, war letzthin ausnahmsweise auch die Rede im Preußischen Herrenhaus. Sehr richtig rief Professor Schmoller den Wortführern der evangelisch-ultramontanen Orthodoxie, dem Freiherrn von Dürant und dem Grafen Ziethen-Schwerin, zu: Die Unfreiheit des Denkens und Forschens, die Sie fordern, ist katholisch, nicht evangelisch! Helfen werden diese wahren Worte nichts. Unentwegt ziehen die Herren weiter am römischen Strick. Eines fällt mir übrigens bei solchen Reden stets auf: Mit flammender Entrüstung wenden sich die Redner gegen die liberale Theologie, weil sie unchristlich sei, gegen Gottes Gebot verstoße u. s. w. Wo ist aber die Entrüstung derselben Herren, wenn es sich um das Duell handelt, das doch so handgreiflich, so faustdick unchristlich ist wie Mord, Diebstahl oder Ehebruch? Dann versagt die flammende „Christlichkeit" oder sie versandet in gewundenen Redensarten. Gerade Graf Ziethen-Schwerin, als Synodal-Vorstand — er berief sich auf diese Eigenschaft, um sich für seine Rede zu legitimieren —, hätte allen Grund gehabt, mit Rücksicht auf den geradezu jämmerlichen Beschluß der letzten Generalsynode über das Duell, beschämt zu schweigen. Wer auf der einen Seite „reinstes Christentum" verficht und „den Herrn Jesum" im Munde führt, und auf der andern Seite klare Fundamentalgebote des Christentums und „des Herrn Jesus" kaltblütig und grundsätzlich mit Füßen tritt, kann nicht beanspruchen, als Verteidiger des Christentums ernst genommen zu werden.

In Frankreich geht der Kampf gegen die Kongregationen und damit gegen den staatsgefährlichen Ultramontanismus weiter. Unser Nachbarland erbringt zu Nutz und Frommen der übrigen Kulturstaaten den Beweis, daß Rom ruhiger, selbst- und zielbewußter Festigkeit gegenüber stets den kürzeren zieht. Werden die übrigen Regierungen davon lernen?? Der amtliche Bericht über die einzelnen Kongregationen enthält viel sozial und kulturell Interessantes. Über die Grande Chartreuse und ihre Liqueur-Industrie sei einiges aus dem Bericht mitgeteilt: Seit 1835 betreiben die Karthäuser die Erzeugung des Liqueurs, der als grüner, gelber

Digitized by Google

und weißer Chartreuse die Gurgel der Schlemmer hinabläuft. Seit 1860 nahmen Erzeugung und Vertrieb der Produkte der Kongregation einen so großen Aufschwung, daß im Jahre 1862 nicht mehr im Kloster die Erzeugung betrieben werden konnte, sondern eine große Fabrik auf einem dem Staate gehörigen Terrain errichtet werden mußte. Der Papst hatte die Trennung des industriellen Unternehmens von dem Kloster verlangt. Es war sogar die Rede davon, daß der Heilige Stuhl die industrielle Tätigkeit dem Orden ganz untersagen wolle. Aber die Mönche wußten sich mit Rom zu verständigen; sie versprachen, wie der Bericht hervorhebt, eine jährliche Abgabe an den Heiligen Stuhl, welche in manchen Jahren eine Million Franks erreichte. Damit war selbstverständlich Roms Schweigen gesichert, und es wurde weiter fabriziert. Die Produktion ist enorm gestiegen. In den letzten fünf Jahren wird durchschnittlich eine Quantität von 548400 Litern Alkohol verarbeitet, was einer Erzeugung von 1275349 Litern Liqueur gleichkommt. Überdies werden noch 22714 Liter Elixier hergestellt. Die Preise, welche der Orden für seine Produkte erhält, sind in dem Berichte wie folgt angegeben: Ein Liter grüne Chartreuse 7 Franks 20 Centimes, ein Liter gelbe Chartreuse 5 Franks 40 Centimes, der Liter weiße Chartreuse 4 Franks 50 Centimes, ein Liter Elixier 21 Franks 25 Centimes. Die gesamten Kosten beziffert der Bericht für den Liqueur auf 2 Franks den Liter, für das Elixier auf 5 Franks. Es bleibt also dem Orden ein reiner Nutzen von 4336186 Franks beim Liqueur, von 348660 Franks beim Elixier, zusammen ein Reingewinn von 4684846 Franks jährlich.

Wenn man weiß, was für den religiösen Katholiken die geistlichen Orden bedeuten, wie diese Orden selbst sich hinstellen als den Gipfelpunkt des weltflüchtigen Christentums, als das Ideal christlicher Vollkommenheit, als die Brennpunkte christlicher Armut, christlicher Bedürfnislosigkeit, wie sie „die Armen Christi" im eigentlichsten Sinne zu sein behaupten, wenn man das weiß, dann werden diese den feinsten Schlemmer-Liqueur der Welt produzierenden und Millionen aus dieser Schlemmerei einheimsenden Ordensleute zu solchen Karikaturen ihrer religiösen Profession, daß der Ekel einem aufsteigt. Wie lange noch duldet die katholische Laienwelt solchen elenden Schwindel, solchen Mißbrauch mit den ihr heiligsten Anschauungen?! Einmal muß es doch auch dort Tag werden!

Von katholischer Toleranz redet folgender Bericht aus Österreich: „In Deutsch-Griffen, Bezirk Gurk, ehelichte ein gewisser Huber, ein Protestant, eine katholische Hebamme, welche aus diesem Anlasse ebenfalls protestantisch wurde. Der dortige Pfarrprovisor benützte dieses Vorkommnis, um gegen das protestantische Ehepaar Stimmung zu machen. Als ihm dies nicht gelang, richtete er an das Gemeindeamt in Deutsch-Griffen eine für das Ehepaar in beleidigenden Ausdrücken abgefaßte Zuschrift, in welcher die Verweisung des Huber aus der Gemeinde verlangt wird, da derselbe in „wilder Ehe" (Konkubinat) lebe und demnach öffentliches Ärgernis errege. Die vom „lutherischen Pastor" abgeschlossene Ehe sei ungültig und käme dem Konkubinat gleich. Aus gleichen Gründen verlangt der Pfarrprovisor die Vertreibung der Hebamme, die er entsprechend seiner Ansicht von evangelisch geschlossenen Ehen nur mit ihrem Mädchennamen anführt; er fügt bei, daß die Betreffende durch ihre „Apostasie" die

Digitized by Google

Eignung für ihr Amt als Hebamme im Sinne der katholischen Kirche verloren habe. Durch sie etwa vorgenommene Nottaufen wären ungültig, und er (der Provisor) würde solchen getauften und gestorbenen Kindern die christliche Einsegnung verweigern. Das Gemeindeamt Deutsch-Griffen trat dieses Schriftstück der Bezirkshauptmannschaft ab, und gegenwärtig befassen sich die Gerichte mit seinem Inhalt." (Neue Freie Presse, 29. März 1903.)

Der Aufmarsch zur Wahlschlacht hat sich so ziemlich vollzogen. Schwer ist es, das Ergebnis der am 16. Juni zu schlagenden Schlacht voraus zu sagen. Daß Sozialdemokratie und Zentrum gut abschneiden werden, erstere weit besser noch als letzteres, scheint mir gewiß. Von den übrigen Parteien ist wenig Erfreuliches zu berichten; ihre äußere und innere Zerfahrenheit tragen sie mehr denn je zur Schau. Allen fehlt eines: die packende Wahlparole, und damit die Zugkraft auf die Massen. Daß eine solche Wahlparole fehlt, ist Schuld der Regierung. Da sie selbst nicht weiß, was sie will, so ist es allerdings nicht zu verwundern, wenn sie keine Fahne entrollen kann, deren weithin erkennbare Devise zur Gefolgschaft zwingt. Mehr wie je läßt unsere Regierung Gottes Wasser über Gottes Land laufen; die Fühlung mit dem Volk und seinen materiellen wie geistigen Interessen ist ihr gänzlich abhanden gekommen. So sieht sie in dumpfer und stumpfer Untätigkeit dem neuen Reichstag entgegen. „Fortwursteln" wird sich schließlich auch mit ihm lassen, und zur Not bleibt ja das Mittel der Auflösung. In diese Flaue der Regierung hat nun in letzter Zeit Leben gebracht unser Herr Reichskanzler. Er hat mit seinem Aufhebungsplan des Jesuitengesetzes unfreiwillig und sehr gegen die Absicht etwas in den Vordergrund gestellt, das für Millionen und Millionen Wahlparole werden zu sollen scheint. Können wir uns dieser Parole freuen? Eine glatte Antwort ist nicht möglich. Die Wiederkehr oder Nicht-Wiederkehr der Jesuiten als solche und für sich betrachtet ist entschieden nicht eine gute Wahlparole; sie ist zu stark konfessionell gefärbt, zu wenig wuchtig, zu sehr kleinlich-religiösen Hader entfachend. Wird die Frage der Wiederkehr der Jesuiten aber in ihrem großen Zusammenhang mit der ultramontanen Frage überhaupt gefaßt, gleichsam als deren Exponent, so ist sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine sehr gute, sehr notwendige Wahlparole. Unsere gesamte Kultur ist schwer bedroht durch den Ultramontanismus. Wohl also dem deutschen Volke, wenn es, diese Gefahr erkennend, einen antijesuitischen, d. h. antiultramontanen Reichstag nach Berlin schickt! Diese Stellungnahme wird zum Segen werden für unsere Entwickelung. Nicht religiöser Kampf, sondern religiöser Friede wird ihr Ergebnis sein. Insofern also Dank dem Grafen Bülow für seine „Geschicklichkeit"! Er selbst zwar wird in den letzten Wochen wohl oft die S. 430 seines neuesten Büchmann aufgeschlagen und in das dort befindliche schöne Zitat sich vertieft haben: O si tacuisses!

Der neue Erzbischof von Köln, Herr Fischer, hat einen „wunderschönen" Hirtenbrief erlassen; eitel Liebe und Milde; so heißt es rechts und links. Schade nur, daß den schönen Worten unmittelbar eine Tat gefolgt ist, die eine ganz andere Gesinnung verrät: die Ernennung des Dr. Kreutzwald zu seinem Generalvikar. Kreutzwald ist ein ultramontaner Fanatiker schlimmster Richtung, ein Mann, der die extremsten Forderungen Roms dem Staate gegenüber als Selbstverständlichkeiten, als „heiligste Rechte" der

Digitized by Google

Kirche proklamiert. Proben dieser ultramontanen Gesinnungstüchtigkeit gibt Kreutzwald ausreichend im katholischen „Staatslexikon“. Und diesen Mann macht der neue Erzbischof zum leitenden Geist seines Kirchensprengels! Ich meine, gegenüber dieser entscheidenden Tat des Herrn Fischer, die für seine bischöfliche Amtsführung geradezu programmatisch ist — denn der Generalvikar ist das Programm des Bischofs —, gilt von seinem „wunderschönen“ Hirtenbrief der Ausspruch: „Worte, nichts als Worte!“

20. IV. 1903. Graf von Hoensbroech.

Bücherbesprechungen.

Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben. Von Karl Theodor Gaedertz. Mit zahlreichen Original-Abbildungen und Faksimiles. Leipzig, Georg Wigand, 1902.

Der Verfasser dieses illustrierten Sammelwerkes hat sich auf dem Gebiete der Literaturgeschichte einen geachteten Namen erworben als Biograph von Goethe und Geibel, durch seinen schönen Shakespeare-Fund über die altenglische Bühne und durch mannigfaltige niederdeutsche Veröffentlichungen, ganz besonders über Fritz Reuter. Unsere Zeitschrift war in der Lage, aus Gaedertz' Feder (Nr. 3) einen neuen Beitrag zu bringen, der aus dem Leben und Schaffen des großen plattdeutschen Humoristen interessante, bisher ungedruckte Mitteilungen machte. Auch in obigem Werke wird Reuter geschildert und zwar in seinen Beziehungen zum Fürsten Bismarck. Zwei weitere Kapitel befassen sich mit dem Altreichskanzler und seiner Kenntnis der plattdeutschen Sprache und Literatur, seinem Verständnis für niedersächsische Eigenart. „Bismarck und die Lauenburger Bauern“ wird man mit Behagen lesen. Der Vaterstadt Lübeck widmet Gaedertz drei Essays: dem Stadtkommandanten Grafen Chasot, dem Rathaus und Ratskeller, sowie dem Elbe-Trave-Kanal. Norddeutsche Dichterprofile, Heinrich Kruse, Johann Meyer, Heinrich Burmester, norddeutsche Heimstätten, wie die älteste Kirche Pommerns, Hoff an der Ostsee, Erinnerungen an Ludwig Bechstein, an Heinrich Marschner, an Freiherrn von der Malsburg wechseln ab mit fesselnden Charakterstücken, u. a. von Hoffmann-Fallersleben und Ernst Moritz Arndt auf Grund unbekannter Dichtungen, Briefe und Aufzeichnungen: lauter Literatur- und Kulturkleinode, die Gaedertz auf Forschungsreisen „am Wege fand“. Das Buch wird sich gewiß zahlreiche Verehrer und Verehrerinnen gewinnen beim Lesen und Beschauen. —m

Paul Heinze, Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart. Leipzig 1903, F. A. Berger.

Das Werk ist aus einer Literaturgeschichte hervorgegangen, die Paul Heinze vor vierzehn Jahren mit mir gemeinsam verfaßt und veröffentlicht hat. Äußere und innere Gründe bewogen mich, auf eine Mitwirkung bei

Digitized by Google

der neuen Bearbeitung zu verzichten. Sie ist einschneidend und gründlich gewesen. Außer den einleitenden Abschnitten ist alles mehr oder weniger umgestaltet, und die Ergänzung bis auf die Gegenwart nimmt naturgemäß beträchtlichen Raum in Anspruch. So kann Paul Heinze das neue Buch, das mich heute fast fremd anmutet, mit gutem Rechte als das seinige betrachten. Wenn mir nun auch durch meine alten Beziehungen zu dieser Literaturgeschichte eine gewisse Zurückhaltung auferlegt ist, so möchte ich dem ehemaligen Mitarbeiter doch auch durch die Öffentlichkeit ein paar Worte über sein Werk sagen.

Das Buch erhält sein Gepräge dadurch, daß es alle bemerkenswerten Erzeugnisse der neueren Dichtung zunächst aus ihrer Eigenart heraus kennzeichnet, erst dann aber durch ein ästhetisches Werturteil das besprochene Werk in die Fülle der Erscheinungen einordnet. Ich glaube, daß so der eigentliche Zweck der Literaturgeschichte, die den Leser nicht bevormunden, sondern zu einer selbständigen Urteilsbildung anleiten soll, am besten erreicht wird. Der Verfasser folgt den verschiedenen Strömungen mit spekulativem Nachschaffen und steht ihnen doch frei gegenüber. Die Scheidung zwischen den Dichtern der strengen Kunstform (Typus Hamerling) und den Dichtern des Zeitgeistes (Typus Gutzkow) ist mit Glück bis zu den Anfängen des neuesten Sturmes und Dranges festgehalten. Die Darstellung der „Moderne" kann sich sehen lassen.

Der Einfluß der Zeitverhältnisse auf die Dichtung hätte mehr im einzelnen aufgezeigt werden können. Dem Buch als Ganzes wäre das zu gute gekommen; denn Bedeutung und Einfluß der Literaturgeschichte muß sich in dem Maße verstärken, als sie sich mit kulturgeschichtlichem Gehalt durchdringt. Wie das Erblühen und der Verfall einer großen, einheitlichen Lebensanschauung mit Blüte und Verfall der Kunst, insbesondere der Dichtung zusammenhängt, wie beispielsweise eine l'art pour l'art Kunst nur dort sich breit macht, wo Blasiertheit sich nicht an Ewigkeitsgedanken heranwagt, während das Vordrängen der Tendenzpoesie ein Zeichen der Unreife eines Zeitalters ist, das sich noch nicht zu klarer, zusammenfassender Beurteilung der Erscheinungen zu erheben vermag — diese Gedankenreihen hätten meines Erachtens eine stärkere Berücksichtigung verdient. Ein paar Einwände gegen einzelne Urteile muß ich noch geltend machen. Sudermanns Frau Sorge scheint mir weit überschätzt zu sein. Es liegt ja ein altes, äußerst fruchtbares Motiv zu Grunde, die Geschichte von dem Bärenhäuter, dessen schlummernde Heldenkraft angesichts einer großen Aufgabe geweckt wird. Sudermann hatte einen höchst glücklichen Gedanken, als er diese alte Märe — bewußt oder unbewußt — auf einen jungen Landwirt unserer Zeit übertrug. Er hat aber mit zu äußerlichen Mitteln gearbeitet; die meisten Gestalten sind schablonenhaft, der Held durch Übertreibung verzerrt. Die halb tragische Wendung am Schluß ward künstlich erklügelt. Kein Wunder, wenn einer solchen Lösung der Aufgabe gegenüber ein Dichter wie Gustav Frenssen das Verlangen fühlte, aus dem Stoffe herauszuschöpfen, was er in Wahrheit bietet. Diesem durch Frau Sorge angeregten Verlangen verdanken wir, wenn ich mich nicht täusche, den Jörn Uhl. Sehr muß ich es bedauern, daß Paul Heinze das lebhaft zustimmende Urteil der ersten Auflage über Heinrich Harts „Lied der Menschheit" stark abgedämpft hat, obgleich der seitdem er-

Digitized by Google

schienene dritte Band (Vose) jenes epischen Zyklus die beiden andern noch übertrifft.

Übrigens wird stets jeder selbständig urteilende Leser jeder Literaturgeschichte gegenüber mannigfache Einwände haben. Es geschieht ja überhaupt leicht bei einer gewissenhaften Anzeige, daß die kritischen Bemerkungen stark hervortreten. So sei denn zum Schluß nochmals betont, daß nach meiner Überzeugung das Buch in seiner jetzigen Gestalt den Anforderungen vortrefflich entspricht, die man an eine gute Literaturgeschichte stellen darf. Ich glaube auch, es wird seinen Weg machen.

Spremberg i. d. Lausitz. Rudolf Goette.

A. H. Braasch. Der Wahrheitsgehalt des Darwinismus. Weimar (Hermann Böhlau) 1902. 182 S. 2 Mark.

Der Verfasser, der vor Doppeljahresfrist über Haeckels Welträtsel in einem „Heft zur Christlichen Welt" sich geäußert hat, bietet hier allen denen, die nach Klarheit über die von der modernen Naturwissenschaft gestellten Probleme streben, einen dankenswerten Überblick über den gegenwärtigen Stand der Biologie. Dadurch, daß wirklich die verschiedenen Standpunkte, die innerhalb der modernen Naturwissenschaft vertreten werden, einander gegenübergestellt sind, wird dies Buch vielen naturwissenschaftlichen Laien gute Dienste leisten. Es sind eigentlich zwei Fragen, die in das Thema eingeschlossen gedacht sind. Die erstere nimmt den weitaus größeren Raum der Darlegung ein, nämlich die Frage nach der Geltung des Darwinismus vor dem Forum der Naturwissenschaft selbst. Bei der Behandlung dieser Frage wäre eine schärfere Scheidung wenigstens zwischen der Transmutations- und der Selektionshypothese innerhalb der Deszendenztheorie zu wünschen gewesen. Alsdann hätte der Wert einer jeden von ihnen genauer herausgestellt werden können. Statt dessen ist schließlich das Urteil einfach in landläufiger Weise über den „Darwinismus" gesprochen, ohne daß klar bestimmt würde, inwieweit das Urteil bei der Applizierung auf andere Erklärungsversuche der biologischen Erscheinungen zu modifizieren wäre. Die zweite im Thema mitgemeinte Frage ist die, welcher Wahrheitsgehalt dem „Darwinismus" angesichts des christlichen Glaubens zuzuerkennen sei. Für diesen Teil wäre es ersprießlicher gewesen, wenn der Stoff von vornherein systematischer geordnet worden wäre. Über die Probleme, die im zweiten Teil (S. 135—182) behandelt werden (Gott, Freiheit und Sittlichkeit, Wesenheit der Seele), ist schon an früheren Stellen mancherlei eingeflochten, sowohl bei dem Referat über die Ansicht Haeckels von diesen Dingen als auch in dem Abschnitt „Die Welträtsel und die Wissenschaft" und sonst passim. Diese Zerreißung der Themata scheint mir nicht zum Vorteil der Sache ausgeschlagen zu sein. Aber aufs Ganze gesehen, wird unsre Zeit dieses Buch mit großer Dankbarkeit aufnehmen und als willkommenen Wegweiser benutzen können.

Steglitz bei Berlin. Karl Beth.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

TILDEN

Der neue englische Nordseehafen und seine strategische Bedeutung.

Von Graf E. Reventlow.

Schon zur Zeit der Jahreswende wurden in der englischen Presse verschiedentlich Stimmen laut, welche unter dem schon so oft gebrauchten Hinweis auf das Wachsen der deutschen Flotte die Errichtung eines Nordseegeschwaders forderten. Sie kamen vorwiegend aus dem Lager der Navy League, des englischen Flottenvereins, welcher, ausgesprochen deutschfeindlich, überhaupt in den Mitteln, die er zur Agitation für Vermehrung der englischen Flotte für dienlich hält, durchaus nicht wählerisch ist. Er ist seiner Natur nach ein Agitationsverein im Gegensatz zum deutschen Flottenverein, dessen Tätigkeit, wenn von seinen Leitern richtig aufgefaßt, nur eine aufklärende sein kann.

In Deutschland wurden diese Alarmrufe durchweg sehr skeptisch aufgenommen, hatte man doch schon weit mehr kriegerische gehört, ohne daß ihnen die Tat gefolgt wäre, kannte man doch die freundschaftliche Gesinnung der englischen Regierung und deren Vertrauen in die Friedfertigkeit der deutschen Politik zu Lande und zu Wasser. Dann kamen die bekannten Marinetafeln des Kaisers in die Öffentlichkeit, welche einen graphischen Vergleich der deutschen und der englischen Seestreitkräfte gaben, und nun wurde die Forderung nach dem englischen Nordseegeschwader nicht nur dringlicher, sondern auch von einem weit größeren Teil der englischen Presse wieder aufgenommen. Nur wenige besonnene und ruhige Stimmen wiesen darauf hin, daß die vom Kaiser mit der Veröffentlichung der Tafeln verfolgte Absicht nur dahin gehen könne, die Größe des Kräfteunterschiedes anschaulich zu machen und damit der Agitation hüben und drüben die Spitze abzubrechen. Erreicht ist diese Absicht des Kaisers — nach dem allgemein aus den Preßstimmen gewonnenen Eindruck — weder in England noch in Deutschland, ohne jedoch auch, wie ich in der Folge zeigen werde, nachteilig zu wirken; die

Digitized by Google

Marinetafeln werden bestehende Ansichten und Urteile kaum beeinflußt haben.

Ganz kurz darauf wurde die englische Regierung im Parlament interpelliert, ob sie bereits die Notwendigkeit der Errichtung eines Nordseegeschwaders ins Auge gefaßt oder wenigstens erwogen habe. Die Antwort lautete, eine derartige Notwendigkeit läge durchaus nicht vor, die bestehenden Geschwaderverbände seien völlig ausreichend, augenblicklich und allenthalben überlegen aufzutreten, und es sei prinzipiell unrichtig, ein Geschwader von vornherein auf ein bestimmtes Operationsfeld zu beschränken. Die „Times" und andere große Blätter bestiegen ein noch höheres Roß, zweifelten nicht an der Friedfertigkeit Deutschlands und noch weniger daran, daß „selbst wenn — — — " England keinerlei Maßnahmen bedürfe, um seine „Stellung etc." zu wahren. Die deutsche Presse war hoch befriedigt, zweifelte ebenfalls keinen Augenblick an der Friedlichkeit des Wettbewerbes der beiden Länder und fügte hinzu, die Errichtung eines offenbar gegen Deutschland gerichteten Nordseegeschwaders hätte hingegen als eine Bedrohung des freundschaftlichen Verhältnisses betrachtet werden müssen.

Beinahe noch in diese Erörterungen hinein fiel auf einmal die Erklärung der englischen Admiralität, sie habe, einem schon lange bestehenden Bedürfnisse Rechnung tragend, die Anlage eines neuen befestigten Kriegshafens und strategischen Stützpunktes an der Ostküste Großbritanniens — also an der Nordseeküste — beschlossen; Einzelheiten und genaue Kostenaufstellung würden dem Hause als Nachtrag zum Marineetat zugehen. Darob in der englischen Presse allgemeine Genugtuung, teilweise allerdings mit einem leichten Seufzer aus dem Herzen des Steuerzahlers, während die Mehrzahl der deutschen Zeitungen entweder die Tatsache kurz registrierte oder aber die neue Maßnahme vom englischen Standpunkte sehr begreiflich fand und sich mit der Erklärung beeilte, bei der anerkannten Friedfertigkeit der deutschen Zukunftspolitik könnten Vervollkommnungen der englischen Landesverteidigung uns nicht alterieren.

Man sieht, das Verfahren hüben und drüben war entgegengesetzt: drüben mit dem Superlativ schließend, hüben mit ihm beginnend.

Wie jetzt allmählich bekannt wird, hat die englische Admiralität schon seit Jahren den nun bekannten Plan der Anlage eines Kriegshafens erster Klasse in Firth of Forth erwogen, das nötige

Digitized by Google

Terrain bereits angekauft und die Befestigungen, von denen später gesprochen werden wird, in aller Stille zu modernisieren und zu erweitern begonnen. Die Navy League ist wie gewöhnlich gut unterrichtet gewesen und man kann nach den eben kurz skizzierten Vorgängen als sicher annehmen, daß sie von der Admiralität inspiriert worden war, vorher Stimmung für das Projekt zu machen. Man kann sich eines Gefühls des Bedauerns nicht erwehren, daß selbst, wie man sagt, offiziös inspirierte, deutsche Zeitungen und Zeitschriften treu und bieder diesem „holden Irren nach einem selbstgesteckten Ziel" gefolgt sind.

Die angeführte ablehnende Antwort der englischen Admiralität auf die Interpellation kann nur durch ein sophistisches Wortspiel den Schein äußerlicher Wahrheit für sich in Anspruch nehmen. Sie sagte: Wir erkennen das Bedürfnis eines Nordseegeschwaders nicht an, und forderte nachher den Stützpunkt; als ob ein militärischer Stützpunkt ohne ein auf ihm basierendes Geschwader überhaupt die geringste Daseinsberechtigung hätte! Daran ändert auch die Erklärung nichts, daß der neue Hafen die vorhandenen, welche durch das Anwachsen des schwimmenden Materials überfüllt wären, entlasten sollte, denn dieser allerdings tatsächlich vorhandene Übelstand hätte durch Erweiterungsbauten etc. abgestellt werden können.

Jedenfalls steht als Ergebnis fest, daß an der buchtartig sich nach der Küste zu erweiternden Mündung des Forth-Flusses, dem Firth of Forth, ein Kriegshafen und Flottenstützpunkt ersten Ranges erstehen soll, und diese Tatsache ist für die strategische Lage in einem englisch-deutschen Kriege wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in Deutschland auf sie zu richten.

Betrachten wir zunächst die örtlichen Verhältnisse.

Der Firth of Forth liegt auf 56° nördlicher Breite und läuft in breiter Mündung nach Nordwesten gerichtet in die Nordsee. In der Mitte der Mündung liegt die kleine Insel Inch Keith und bildet den eigentlichen Schlüsselpunkt für den Eingang in den Forth. Auf diesem Eiland herrscht schon seit längerer Zeit eine rege Tätigkeit, deren Einzelheiten sich jedoch der Kenntnis entziehen, da ein Landen auf der Insel nur mit amtlicher Erlaubnis gestattet ist. Indessen steht fest, daß Inch Keith als Hafen und Basisstation für Unterseeboote eingerichtet wird und als solche schon seiner Fertigstellung entgegengeht. Dies ist nebenbei ein Beweis, daß die englische Marine die Kriegsbrauchbarkeit des Unterseeboots voll anerkennt und keineswegs, wie Unterseeboote

Digitized by Google

bootsgegner in Deutschland sagen, diese Fahrzeuge nur deswegen baue, um Mittel zur Zerstörung feindlicher Unterseeboote durch praktische Versuche ausfindig zu machen. Außerdem wird die Insel durch eine mächtige Artillerie, bestehend aus Neunzöllern, Sechs- und Fünfzöllern zu einer starken Festung unter den modernsten Gesichtspunkten umgewandelt.

Weiter stromaufwärts am Südufer liegt Leith, die Hafenstadt Edinbourghs, welche, bis jetzt kaum befestigt, eine starke Garnison besitzt und als Truppenübungsplatz dient. Im vergangenen Sommer wurden auch die Befestigungen der außerhalb Leith liegenden Hafenstadt Dunbar verstärkt und mit modernen Geschützen ausgerüstet. Weiter stromaufwärts finden wir völlig moderne Befestigungen und Geschütze am Küstenpunkte Kinghorn am Nordufer und zu beiden Seiten der berühmten Eisenbahnbrücke, welche dem Ingenieur Arrol ihre Entstehung verdankte. Diese Brücke ruht mit einem ihrer Mittelpfeiler auf der kleinen Insel Inch Garvie und hier teilt sich das Fahrwasser in ein breites, aber flaches südliches und ein schmales nördliches, welches auch den größten und tiefstgehenden Schiffen passierbar ist. Auch hier sind bereits zu beiden Seiten Befestigungen vorhanden, nämlich auf der Insel und einer ihr gegenüberliegenden Landspitze, dem Battery Point. Weiter stromaufwärts stehen Batterien am Nord- und Südufer zu Ferry Hill, Roseberry und Blantneß. Man sieht, daß schon viel für die Befestigung und Verteidigung der Flußmündung getan ist, welche übrigens von der Natur eigens dazu geschaffen zu sein scheint: überall Landvorsprünge, kleine Inseln und ein schmales Fahrwasser. Wenige Kilometer innerhalb der Eisenbahnbrücke, also stromaufwärts, liegt nun die durch eine quer in den Fluß einspringende Halbinsel gegen Wind und See geschützte Bucht von St. Margarets Hope, wo der neue Kriegshafen erstehen soll. Eine günstigere Stelle läßt sich allerdings kaum denken, weder in militärischer noch navigatorischer Hinsicht. Schon jetzt bietet die davor liegende Rhede mit sechszig Fuß Wassertiefe einen ebenso geräumigen wie geschützten Ankerplatz und nimmt bei den häufigen Nordweststürmen bisweilen mehrere hundert Handelsfahrzeuge auf. Im inneren Teil der Bucht wird allerdings umfangreiche Baggerarbeit erforderlich sein, und ohne Zweifel wird man hier aus der geringen Wassertiefe den praktischen Vorteil ziehen, die großen projektierten Trockendocks anzulegen. Die Entfernung des Hafens von der Mündung des Forth beträgt dreißig Seemeilen (eine Seemeile gleich 1850

Digitized by Google

Meter). Außerordentlich günstig ist ferner die unmittelbare Nähe ergiebiger Kohlenfelder und Eisenerz-Bergwerke, sowohl für die Anlage eines großen Kriegsarsenals, als auch für den späteren Werftbetrieb. Englische Blätter bemerken bedauernd, daß die Kohlen zu viel Rauch entwickeln, um auf Kriegsschiffen verwendet zu werden, man also genötigt sei, die Wales-Kohle dorthin zu transportieren, aber immerhin wird doch damit eine wertvolle Reserve stets vorhanden sein. Nahe liegt ferner die große Fabrikstadt Glasgow und beinahe unmittelbar vorbei führt über die Brücke die große Eisenbahnlinie, der Northern British Railway. Was Verkehrswege und Hinterland betrifft, liegen die Verhältnisse also ganz außerordentlich bequem, wenn wir sie zum Beispiel mit dem französischen Stützpunkt von Biserta vergleichen, wo alles aus Wüste und Sumpf herausgearbeitet werden mußte.

St. Margarets Hope hat den Namen von der angelsächsischen Königin Margarete, welche im Jahre 1069 vor dem normannischen Eroberer zu Schiff nach Norden floh. Stürme verschlugen ihr Schiff in den Firth of Forth und erst die geschützte nach ihr genannte Bucht bot ihr die Möglichkeit des Landens. Ein Fährmann setzte sie und ihre Geschwister nach der Nordseite über, und noch heute ist diese Fähre durch die Namen der beiden kleinen, an den Ufern sich gegenüberliegenden Hafenorten Nord- und Süd-Queensferry verewigt.

Ich komme nun zum wichtigsten Punkte, der militärischen Bedeutung des neuen Stützpunktes. Ein solcher, mag man ihn nun Stützpunkt, Basis oder Kriegshafen nennen, gewinnt, wie schon angedeutet, nur durch Schiffe Daseinsberechtigung, welche sich auf ihn stützen sollen und es auch können. Die Verteidigungswerke dienen hier ebenfalls lediglich der Kriegsflotte, zu denen Werften mit ihren Vorräten, Docks etc. zu rechnen sind, denn ein Handelsplatz oder eine überhaupt nennenswerte Hafenstadt ist nicht vorhanden; Leith liegt außerhalb der Hauptwerke. Die Kriegsflotte, und zumal die englische, ist aber zur Offensive in ausgeprägtestem Sinne bestimmt und daher kann man schon a priori der Errichtung dieses neuen Stützpunktes keine andere als eine offensive Absicht beimessen. Man wird vielleicht für überflüssig halten, daß ich dies ausdrücklich deduziere, da vorläufig keine Seemacht vorhanden ist, die an eine offensive Bedrohung der britischen Küsten überhaupt nur denken könne, aber englische Blätter heben besonders hervor, daß die Entfernung St. Margarets Hopes von Wilhelmshaven nur 450 Seemeilen betrüge, ersteres

Digitized by Google

also den Angriffen deutscher Torpedoboote immerhin noch ausgesetzt sei, wenn auch nicht in dem Maße, wie die südlichen englischen Häfen den französischen Unterseebooten. Ich halte die englische Presse für zu sachkundig, um ihrer Behauptung die bona fides zuzubilligen, wenn sie meint, daß Torpedobootsexpeditionen auf so weite Strecken mit dem Zweck, in eine enge wohlverteidigte und sperrbare Einfahrt einzudringen, überhaupt die geringste Aussicht auf Erfolg besäßen. Die Absicht ist lediglich, der deutschen Marine offensive Absichten unterzulegen. Aufrichtiger ist jedenfalls der bekannte Parlamentarier Gibson Bowles, der an der Lage des neuen Stützpunktes bemängelte, daß er der deutschen Küste nicht nahe genug wäre, da von einem gerade zu diesen Zwecke angelegten Stützpunkte günstigere Bedingungen für die Offensive verlangt werden müßten.

Gibson Bowles tut damit der Admiralität unrecht, denn der neue Stützpunkt ist gerade mit Bezug auf einen Krieg gegen Deutschland höchst günstig gelegen, wie er auch an und für sich über alle Eigenschaften verfügt, die man von einem solchen Hafen verlangt. Er besitzt alle Vorzüge, welche wir bei dem sogenannten deutschen Stützpunkt Helgoland vermissen: einen Hafen, welcher gegen Wind und Wetter geschützt ist und einer Flotte, die in ihm Zuflucht sucht, Schutz gegen Angriffe von draußen gewährt, Reparaturwerkstätten, Munitions-, Proviant- und Kohlenmagazine, Docks u. s. w. Als Deutschland Helgoland befestigte, machte es aus der Not eine Tugend. Helgoland ist kein Stützpunkt für die deutsche Flotte, denn außer den erwähnten Mängeln liegt es viel zu nahe an Wilhelmshafen und der Elbe. Könnte man die Insel hundert Meilen weiter in die Nordsee verpflanzen und ihr einen geschützten Hafen bauen, das wäre etwas anderes. Wie die Verhältnisse aber liegen, müssen wir Helgoland nur befestigen, damit es dem Feinde nicht als weit an unsere Küsten vorgeschobener Beobachtungsposten dienen kann, und wenn die Insel einmal völlig verschwände, so würde der deutschen Stellung strategisch kein Schaden erwachsen, sondern viel Geld erspart werden.

An der großbritannischen Ostküste ist zur Zeit kein einziger Kriegshafen vorhanden, welcher Operationen im nördlichen Teil der Nordsee als Basis dienen könnte, und die Stützpunkte im Süden und Südosten sind Hunderte von Seemeilen entfernt. Wenn also England glaubte, daß ein Zukunftskrieg die Tätigkeit seiner Flotte in diesen nördlichen Gegenden erheischen würde,

Digitized by Google

mußte es ihr eine Operationsbasis an praktischer gelegener Stelle schaffen. Gerichtet sein können die Operationen von dort lediglich gegen Rußland oder Deutschland, denn die skandinavischen Reiche und Dänemark darf man wohl ohne weitere Begründung als nicht in Betracht kommend ansehen.

Der Vorteil des Besitzes der Basisstation von St. Margarets Hope in einem Kriege mit Rußland liegt auf der Hand, indem sie der russischen Ostsee bedeutend näher liegt, als die südenglischen Häfen, eine englische Flotte also, welche die russische Küste blockiert, bequemer und leichter Nachschub und Vorräte erhalten kann.

Für einen Krieg mit Deutschland kommt noch etwas anderes hinzu. Der neue Hafen liegt nur wenig südlich vom Kap Skagen, und die Entfernung bis dahin beträgt nur 480 Seemeilen, während ein englisches Geschwader, welches von den südlichen Häfen aus nach Skagen will, ungefähr 100 Seemeilen mehr zu durchmessen hat, wenn es die kürzeste Route wählt. Diese führt nun aber recht dicht an den deutschen Küsten vorbei, und die deutsche Flotte würde alles daran setzen, dem Feind in der Nordsee gesammelt entgegenzutreten, um nicht durch einen Angriff auch noch in der Ostsee zersplittert und geschwächt zu werden. Bis jetzt konnte man aber annehmen oder jedenfalls für wahrscheinlich halten, daß der erste und wohl der Hauptschlag in der Nordsee erfolgen werde, dem nächsten und damit gegebenen Kriegsschauplatze. Dort konnte man durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal innerhalb acht Stunden die gesamten Streitkräfte konzentrieren und mit Sicherheit darauf rechnen, das Eindringen eines Feindes in die Ostsee um Kap Skagen herum rechtzeitig genug zu erfahren, um nachher im gegebenen Moment wiederum mit gesammelter Kraft in der Ostsee auftreten zu können.

Von St. Margarets Hope führt der Weg nach Skagen aber weit nördlich von dem deutschen Teil der Nordsee, der sogenannten deutschen Bucht, vorbei, so daß eine Überwachung oder Erspähung eines dorthin dampfenden Geschwaders ausgeschlossen ist. Wenn man annimmt, daß bei Beginn des Krieges ein englisches Geschwader den Hafen von Portsmouth, ein anderes zu gleicher Zeit oder ein wenig früher den von St. Margarets Hope verläßt, so können wir um dieselbe Zeit einen Feind in der Nordsee und einen im Baltischen Meere erwarten. Da man deutscherseits im Ernstfalle annähernd über die Stärke und auch die Gliederung der feindlichen Streitkräfte orientiert sein wird,

Digitized by Google

ist man wahrscheinlich auch in der Lage, die folgende Frage zu entscheiden: Soll die vereinigte deutsche Flotte erst dem Feind in der Nordsee entgegentreten und sich dann in die Ostsee begeben oder mit je einer Hälfte zugleich die beiden feindlichen Flotten bekämpfen? Die Antwort wird durch das Stärkeverhältnis bedingt, d. h. ob dieses Verfahren oder jenes am ehesten einen Erfolg für die deutschen Waffen verspricht. Immerhin bleibt aber, davon unabhängig, zu bedenken, daß, wenn der Feind die Ostsee oder Nordsee beherrscht, auch die größte Gefahr besteht, daß er sich den Zugang zum Kaiser-Wilhelm-Kanal erzwingt, und zwar ist dies von der Ostsee aus erheblich leichter, als durch die Elbmündung, welche starke und moderne Befestigungen, außerdem ein schwierig navigierbares Fahrwasser besitzt. Ist der Feind aber Herr einer Kanalmündung, so hindert ihn nichts, den Kanal selbst zu passieren und der deutschen Schlachtflotte im andern Meere in den Rücken zu fallen. Vielleicht würde man in einer solchen Lage den Kanal sperren und irgendwie unpassierbar machen, was aber immer nur als ultima ratio in Betracht kommen kann, da dann auch die deutsche Flotte nicht mehr von ihm Gebrauch machen könnte. Derartige Sperren und Schiffahrtshindernisse lassen sich leichter und schneller legen, als beseitigen. Aus dieser Überlegung geht hervor, daß es höchst gefährlich wäre, eines unserer beiden Meere völlig schutzlos zu lassen, wenn die Wahrscheinlichkeit besteht, daß der Feind zugleich in ihnen zu erwarten ist, und es bleibt eben nichts andres übrig, als die deutschen Streitkräfte geteilt zu lassen, in der Hoffnung, einen Schlachtenerfolg hier oder dort zu erringen. Im Fall einer Niederlage werden sich die Reste der betreffenden deutschen Flotte in die Häfen oder Flußmündungen zurückziehen müssen und können dann noch immer im Verein mit den Küstenwerken dem Feinde den Zugang zum Kanal streitig machen und somit diesen selbst für die deutsche Flotte des andern Meeres offenhalten.

Für absehbare Zeit wird das Stärkeverhältnis der englischen und deutschen Flotte doch für uns derart ungünstig bleiben, daß es sich im wesentlichen nur darum handeln wird, unser Leben möglichst teuer zu verkaufen und durch ein Indielängeziehen des Krieges vielleicht auf anderen Gebieten Vorteile zu erlangen.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß es weit vorteilhafter für die deutsche Ostseeflotte ist, dem Feind sich schon entgegenzuwerfen, wenn er eben in die Ostsee hineingelangt ist, als ihn nahe den deutschen Häfen zu erwarten. Ausnahme-

Digitized by Google

situationen liegen natürlich im Bereich der Möglichkeit, aber für jede mögliche Lage muß der deutsche Admiral trachten, so früh wie irgend möglich über die Bewegungen und mutmaßlichen Absichten der feindlichen Flotte zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Wie kann er die bekommen, wenn ein feindliches Geschwader, von St. Margarets Hope kommend, seinen Weg in die Ostsee nimmt?

Jütland ist dänisches Gebiet, und nach der jetzigen politischen Lage ist nicht zu erwarten, daß Dänemark dem wahrscheinlich unterliegenden Deutschland durch Nachrichtenübermittelung Hilfe leisten oder ihm auch nur seinen Telegraphen zur Verfügung stellen würde. Es bliebe also nichts weiter übrig, als die engste Stelle des Eingangs in die Ostsee, die Strecke zwischen der Spitze von Skagen und der schwedischen Küste durch eine Anzahl von Aufklärungsschiffen überwachen zu lassen. Diese, deren man in ganz beträchtlicher Anzahl zu diesem Zweck bedürfen würde, wären damit der Schlachtflotte selbst entzogen, und nicht nur sie, sondern auch eine weitere Anzahl, welche die Signalverbindung der Vorposten mit dem Gros der Schlachtflotte herzustellen hätten. Sollte es der Zukunft gelingen, die Funkentelegraphie auf See zu einem unter allen Umständen zuverlässig arbeitenden Signalmittel zu entwickeln, so würde das ein großer Gewinn sein, und man brauchte der Schlachtflotte weniger Schiffe zu entziehen. Einstweilen ist der Stand der Funkentelegraphie noch nicht derart, daß man sich auf sie verlassen kann, und der Umstand, daß es atmosphärische Einflüsse sind, welche am meisten störend auftreten, berechtigt nicht zur Hoffnung, daß man ihrer bald Herr werden wird. Diese Schiffe müssen die engen dänischen Gewässer der Belte oder des Sundes passieren, und in diesen können ihnen von Dänemark mancherlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden; sollte Dänemark, wie keineswegs unmöglich ist, unter dem Drucke der englischen Übermacht auch nur eine nicht wohlwollende Neutralität beobachten, so würde eventuell überhaupt die Vorpostenlinie bei Skagen mit der langen Verbindungskette von Schiffen bis in den deutschen Teil der Ostsee nicht durchführbar sein. Es bliebe dann als erste Möglichkeit, daß das Gros der Ostseeflotte sich den Durchgang durch die Belte erzwingt und etwa im Kattegatt oder Skagerack den Feind erwartet, oder aber im deutschen Teil der Ostsee, während Aufklärungsschiffe die südlichen Ausgänge der Belte bewachen.

Aus dem Obigen geht hervor, eine wie wichtige Rolle Däne-

Digitized by Google

mark in jedem deutschen Seekriege spielen wird, wenn auch die Ostsee als Kriegsschauplatz in Betracht kommt, und das wird sie jedenfalls in jedem Seekriege, ob nun England oder Frankreich und Rußland die Gegner sind. Durch einen engen Zusammenschluß Deutschlands und Dänemarks würde die deutsche Position zur See eine ganz unschätzbare Stärkung erfahren, denn das Fahrwasser ist schon an und für sich schwierig navigierbar, außerdem leicht zu sperren. Der Wert des Kaiser-Wilhelm-Kanals als Verbindungsmittel der Ost- und Nordseeflotte würde erheblich wachsen und keine feindlichen Streitkräfte würden, außer durch ihn in die Ostsee gelangen können; die vereinigte deutsche Streitmacht müßte erst in der Nordsee geschlagen und vernichtet und der Zugang in die Elbe erzwungen sein, damit aber wäre sowieso der Krieg entschieden.

Wie nun die Verhältnisse nach der Fertigstellung des neuen englischen Stützpunktes und seiner Ausrüstung mit einem Geschwader liegen werden, darf man sich nicht verhehlen, daß der Wert des Kaiser-Wilhelm-Kanals zwar noch vorhanden, aber doch geringer sein wird, denn die gleichzeitige Anwesenheit des Feindes in beiden Meeren macht, abgesehen von vorteilhaften Ausnahmefällen, den Nutzen einer schnellen Vereinigung der deutschen Flotten illusorisch. Die Aufgaben der Aufklärungsschiffe werden in einem Maße vergrößert werden, daß die im Flottengesetz vorgesehene Anzahl von sechzehn Kreuzern für jede Flotte nicht annähernd als genügend angesehen werden kann.

Bis vor kurzem noch hatte England nicht nötig, mit der Aufbietung so großer Streitmittel für einen deutsch-englischen Krieg zu rechnen und konnte bestimmt annehmen, daß die kleine deutsche Flotte sich nicht teilen durfte, um überhaupt eine nennenswerte Macht darzustellen. Unter den Umständen war aber die Nordsee der einzige mögliche Kriegsschauplatz, während die Ostsee dem Sieger immer noch sicher blieb. Jetzt und mit jedem Jahr mehr wird es für England vorteilhafter sein, eine Konzentration der deutschen Streitkräfte zu hindern, etwa den einen Teil mit weit überlegenen Kräften im einen Meere zu vernichten und den zweiten im anderen Meere so lange festzuhalten, bis die vereinigte englische Flotte sich diesem entgegenstellen kann.

Der eigentliche Zweck des neuen Stützpunktes kann also nur Deutschland betreffen, darüber helfen keine künstlichen Auslegungen hinweg. Weshalb man sich in Deutschland hier und da darüber

Digitized by Google

erregt, ist unklar. Von englischer Seite ist es eine kluge, vorbauende und in ihrer Verwirklichung strategischen Blick verratende Maßnahme, hervorgerufen durch die Wahrnehmung, daß ein neuer möglicher Feind erstanden ist und mit jedem Jahre mehr erstarkt. Daß England uns als möglichen Feind betrachtet, braucht aber wirklich keinen Deutschen zu verwundern noch zu entrüsten. Wir leben in Frieden und Freundschaft mit Rußland und doch konzentriert dieses soviel Truppen wie nur irgend möglich nahe unserer Ostgrenze, und sein ganzes Eisenbahnnetz wird nur unter dem einen Gesichtspunkt ausgebaut, in kürzester Zeit die größten Truppenmassen an die Grenze zu bringen. Auf der andern Seite heben die Verfechter deutscher Kavallerievermehrung in erster Linie die Stärke der russischen Kavallerie hervor. Das findet man auf beiden Seiten sehr begreiflich. Unsere Flotte bauen wir aber auch, damit sie verteidigen und kämpfen soll; kein Wunder also, daß sie von andern Seemächten als möglicher Feind betrachtet wird.

Der Stützpunkt von St. Margarets Hope besitzt auch für den Fall eines Krieges mit Frankreich eine sehr zweckmäßig ausgewählte Lage. Frankreich verfügt über eine große Menge schneller und moderner Kreuzer, die dazu bestimmt sind, den englischen Handel durch Aufbringung und Zerstörung der Kauffahrteischiffe soviel wie möglich zu schädigen und durch die daraus erwachsende Verminderung der Einfuhr den Gang des Krieges zu beeinflussen. Die südlichen Häfen Englands und die zu ihnen führenden großen Handelsstraßen, wie auch der Kanal werden infolgedessen ohne Zweifel während des Krieges für Handelsschiffe nicht befahrbar sein, dagegen wird es den französischen Kreuzern nicht möglich sein, sie zu hindern, durch den Nordatlantischen Ozean um die Nordspitze Schottlands herum nach St. Margarets Hope zu gelangen, welches ihnen ausreichendsten Schutz bietet. Das dortige Geschwader kann von jenem Hafen aus weite Bezirke von französischen Kreuzern säubern, auf der östlichen wie auf der westlichen Seite Schottlands, und um so mehr noch, wenn, wie man zu planen scheint, der Forthfluß mit dem Clyde durch einen Kanal verbunden wird; dann wird es nur wenige Stunden in Anspruch nehmen, durch den Clyde in den Schutz der Kanonen von St. Margarets Hope zu gelangen.

Die Tätigkeit französischer Kreuzer in diesen nördlichen Meeresteilen wird noch dadurch sehr erschwert, daß die französischen Kohlenstationen sehr weit entfernt liegen, während die englischen

Digitized by Google

Schiffe vermöge der neuen Basis sich dauernd aktionsfähig halten können.

Die in deutschen Blättern geäußerte Ansicht, in einem Kriege mit Deutschland würden englische Schiffe von St. Margarets Hope aus bis zur norwegischen Küste die Nordsee absperren und damit den deutschen Seehandel nach Norden sperren, ist nicht zutreffend. Die Strecke beträgt mehrere hundert Seemeilen, und sie tatsächlich zu sperren, würde allein schon eine Riesenflotte erfordern, außerdem wäre auch unter günstigeren Verhältnissen eine solche Maßnahme zwecklos. Schon der Kriegszustand mit England an und für sich wird unsern Seehandel auf ein Minimum reduzieren und nur einige wenige Dampfer von großer Geschwindigkeit können darauf rechnen, unter günstigen Umständen ihre Fahrten fortzusetzen. Gerade die schnellen Dampfer aber wird auch die Kriegsmarine als Hilfskreuzer und für sonstige Zwecke in Anspruch nehmen und somit dem Handel von vornherein schon entziehen. Außerdem kann es den Engländern recht gleichgültig sein, ob einige Schiffe durchkommen, denn nach Niederwerfung der deutschen Hochseeflotte haben sie nur einige Schiffe direkt vor unsere Flußmündungen zu legen und damit ist jeder Zu- und Ausgang hermetisch verschlossen. Helgoland zu nehmen, ist überflüssige Mühe; sie können die Insel links oder rechts liegen lassen und außer Schußweite ihrer Kanonen ungestört die Blockade durchführen.

So wird der neue Kriegshafen von St. Margarets Hope die Position der deutschen Flotte nicht unwesentlich erschweren, unter der Voraussetzung, daß im übrigen keine unerwarteten Momente hinzutreten, und wenn wir zum Schluß noch etwas Gutes hervorheben wollen, so ist es die Erkenntnis, welche nun wohl allmählich den deutschen Enthusiasten aufgehen wird, daß unsere Flotte die englische nie an Stärke erreichen wird und auch die größten Worte sie nicht vernichten können.

Digitized by Google

Kunstideale und Weltanschauungsprobleme in Gerhart Hauptmanns Dramen.

(Einsame Menschen. Die versunkene Glocke. Der arme Heinrich.)

Von Berthold Litzmann.

Es ist Gerhart Hauptmann von manchen Seiten der Mangel einer eigentlichen Weltanschauung vorgeworfen worden. Nicht ganz mit Unrecht; wenn man darunter versteht die Erreichung einer geistigen Höhe, von der aus sich das verworrene Bild der Begebenheiten im Leben des Einzelnen, wie der Menschheit klärt zu der Anschauung einer von ewigen Naturgesetzen bestimmten Weltordnung, einem Bilde, das in seinen großen, strengen, alles Zufällige und alles Kleinliche vermeidenden Konturen, dem, der es im Herzen trägt, auch über alles Kleine und Zufällige hinweghilft, weil es nichts Kleines und Zufälliges mehr für ihn gibt. Von einer solchen Weltanschauung war allerdings in Hauptmanns ersten Dichtungen wenig oder nichts zu spüren. Und das war sehr begreiflich, denn das, was Hauptmann zum Dichter machte, und was seinen Worten einen so ergreifenden Klang gab, was namentlich in so vielen jungen Herzen eine so starke Resonanz weckte, das war eben der Ton leidenschaftlicher Sehnsucht nach Erlösung aus dem Zwiespalt der geistigen und sinnlichen Natur des Menschen, die durch die ganze moderne Menschheit zittert. Jener Zwiespalt, der wohl im Glauben Frieden findet, der aber in Zeiten, wo für Unzählige ohne ihre Schuld diese Grundlagen wanken, zu einer qualvollen Not und Angst wird, weil keiner dem andern helfen kann. Keiner hat das erlösende Wort, weil jeder unfrei ist, und weil die Generationen, die einander ablösen, einander nicht mehr verstehen. Der große Schlüssel für die Rätsel im Seelenleben des einzelnen und der ganzen Menschheit scheint verloren. Ein jeder versucht das Werk der Selbstbefreiung auf seine Weise, und leidet auf seine Weise Schiffbruch, oder schließt einen Kompromiß, oder findet einen neuen Glauben in der Ahnung und Hoffnung auf eine endliche Lösung des Zwiespaltes.

Diese Angst, diese Sehnsucht, diese Unruhe der modernen Menschheit ist es, die uns gerade aus Hauptmanns innerlichsten Werken mit großen ernsten Augen ansieht, und zu einer Zwiesprache mit der Seele des Dichters lockt, wie sie in seinen Ge-

Digitized by Google

schöpfen und Gestalten sich spiegelt, eine Zwiesprache, bei der man völlig vergißt, daß sie durch das Medium einer Kunstform vermittelt wird und die infolgedessen auch durch die landläufige äußere Darstellung auf dem Theater ihren eigentlichsten, zartesten und geheimsten Reiz notwendig einbüßen muß, und zwar um so stärker in dem Maße, als der Dichter das poetische Problem von dem Zufälligen des persönlichen Erlebnisses zu läutern verstanden hat, je mehr das Menschlein verstummt, und der Mensch zu Worte kommt.

Dieses Ringen um eine Weltanschauung, aus der heraus der an die Materie gebundene Mensch wieder innerlich frei werden kann, ist bei Hauptmann vor allem in den drei Dramen, den Einsamen Menschen, der Versunkenen Glocke und dem Armen Heinrich zum Ausdruck gebracht; sie erscheinen mir, wie drei große Hauptstationen auf einem aufwärts führenden Wege, wie Spiegelbilder innerer Kämpfe des Einzelnen, die aber typisch sind für die ringende Zeit, und zugleich Spiegelbilder der Entwicklungsphasen, welche die deutsche Dichtung in diesem Zeitraum durchlaufen hat; letzteres lehrreich besonders für die Leute, die immer mit den Schlagworten von dieser oder jener Richtung bei der Hand sind: Je nach dem inneren Verhältnis, in dem der schaffende Künstler zu seinem Stoff steht, gestaltet er sich die Form, wählt er den Stil; das ist jedenfalls bei einer dichterischen Individualität am letzten Ende das Entscheidende; wenngleich die Perspektive, in der er als Mitglied einer bestimmten Generation die Dinge sieht, indirekt ihn bei der Stilgebung mit beeinflußt.

Nichts aber ist lehrreicher in dieser Hinsicht als ein Nebeneinanderstellen der beiden Dramen „Einsame Menschen" und „Versunkene Glocke". Denn es handelt sich in beiden offenbar um dasselbe innere Erlebnis, wenn auch vielleicht in verschiedenen Entwicklungsphasen fixiert.

In den Einsamen Menschen zunächst ein Ausschnitt aus einem Menschenleben der Gegenwart, ein unretouchiertes Bild qualvollster seelischer Kämpfe, zusammengedrängt in die vier engen Wände einer deutschen Schriftstellerexistenz der Gegenwart. Mit bewunderungswürdiger Kunst, aber zugleich auch mit peinlicher Naturtreue ist jede Tischkante und jede Stuhlecke herausgearbeitet, an der sich in dieser Enge jeder einzelne, der in ihr lebt, stoßen und wundreiben muß; die Einheimischen ebensosehr wie die Fremden, die Gebundenen ebensosehr, wie die aus der Gebundenheit Hinausstrebenden; und zugleich ein noch immer starkes Über-

Digitized by Google

gewicht der Beschränkten über die Unbeschränkten; weil jene, wie sie da sind, mit ihren Idealen, ihren Wünschen, Hoffnungen in der Luft umherschweben: aufgeschreckte Seelen von neuem Licht geblendet, die sich die Köpfe an den Scheiben zerstoßen, oder ins Licht hineinfliegen und darin verbrennen. Während die Beschränkten, den festen Boden einer unerschütterlichen religiösen Überzeugung unter den Füßen, zwar von dem neuen Schauspiel, das sich ihnen bietet, schmerzlich berührt, von tiefstem Mitleid mit den Leiden, deren Augenzeugen sie werden, bewegt, doch innerlich nicht eine Sekunde ins Schwanken geraten über das, was für sie Recht und Unrecht ist, was ihre Pflicht von ihnen heischt. Das sind die Glücklichsten, Vater und Mutter Vockerat, denn alle Normen, die ihr Handeln bestimmen, sind ihnen zur zweiten Natur geworden, und darum fühlen sich alle anderen, ohne Ausnahme, ihnen gegenüber gebunden, auch da, wo sie schroffsten Widerspruch lautwerden lassen. Denn alle die andern, Johannes Vockerat, seine Frau, Braun und selbst Anna Mahr stehen, ohne es zu wissen, noch im Bann der Gespenster; „der alten toten Ansichten“: „Es lebt nicht in uns, aber es steckt in uns, und wir können es nicht loswerden.“

Freilich sind da starke Graduntersciede. Am schlimmsten, am wurzellosesten ist Vockerats Frau, sie ist hüben wie drüben heimatlos geworden, und erfüllt nun das Schicksal derartiger Zwitterexistenzen; sie wird zwischen der alten und der neuen Zeit zermalmt, erdrückt. Sie hat ja auch nicht einmal den Ansatz zu den Flügeln, die die andern jedenfalls zeitweise emportragen, und das, was sie einst glaubte, einsetzen zu können, nämlich eine Persönlichkeit, ist ihr im Keim erstickt worden; sie wollte über sich selbst hinauswachsen, aber da man nicht an ihre Kraft glaubte, hat sie auch die Kraft verloren. Ihr am nächsten steht Braun, scheinbar der Radikalste, in Wirklichkeit aber ungleich gebundener als sein Freund Johannes, an dem er so scharfe Kritik übt. Denn er empfindet das Alte als Druck, aber das Neue noch nicht als Freude und Kraft. Auch das Neue lastet nur auf ihm, weil er die neuen Anschauungen nicht verarbeiten gelernt hat in produktiver Tätigkeit, in irgend einem positiven Schaffen. Seine Lebensluft ist die dumpfe Schwüle; solange sie herrschte, schien er den andern überlegen; in dem Augenblick, wo dieser Zustand überwunden ist, ist auch sein Dasein ausgelebt; und dieser Augenblick ist gekommen: „Es ist eigentlich“, sagt Anna Mahr, „eine große Zeit, in der wir leben. Es kommt mir vor, als ob etwas Dumpfes, Drückendes allmählich von uns wiche. — Auf der einen Seite beherrschte uns

Digitized by Google

eine schwüle Angst, auf der andern ein finstrer Fanatismus. Die übertriebene Spannung scheint nun ausgeglichen. So etwas, wie ein frischerer Luftstrom, sagen wir aus dem 20. Jahrhundert, ist hineingeschlagen; z. B. Leute wie Braun wirken doch auf uns nur noch wie Eulen bei Tageslicht."

Freilich ist von diesem neuen, frischen Lufthauch im Werke selbst nur wenig zu spüren. Und vor allem Johannes Vockerat selbst ist zwar durch die Arbeit von der Dumpfheit freigeworden, aber die rechte Lebensfreude, die nicht bloß ins eigene Innere leuchtet, sondern ausstrahlt nach außen für andere, die den inneren Reichtum fruchtbar macht für jeden Darbenden, der bittend an die Pforte pocht, die hat auch er nicht. In seiner Einsamkeit hat er nicht gelernt, „den Blick mehr ins Allgemeine zu richten". „Wir müssen uns selber leichter tragen lernen," sagt Anna Mahr einmal und sie hat recht. Mehr noch, sie selbst ist's, die mit gutem Beispiel vorangeht; in ihr ist wirklich ein Hauch von jener inneren Freiheit, die die Welt überwindet. Ein Hauch.

Aber zugleich liegt in der Art, wie das zum Ausdruck gebracht wird, ein gewisser sententiös-doktrinärer Zug, der im Gegensatz zu dem leidenschaftlich persönlichen Element, das zweifellos nicht nur in den Menschen, sondern auch in dem Konflikt des Dramas sein Recht verlangt, und ähnlich wie gelegentlich bei Ibsen, oft zur Unzeit daran erinnert, daß hier neben dem Drang, sich frei zu machen im Gestalten, auch andere Absichten herlaufen; daß es zugleich auch auf ein literarisches, richtiger sozial-ethisches Zweckessen abgesehen ist. Das innere Erlebnis wird sofort in These umgesetzt und zwar oft so geräuschvoll, daß der lehrhafte Ton alles übrige übertönt.

Ebenso wie man bei der Ausgestaltung der Charaktere auch oft die Empfindung hat, daß hier und da zuviel Zufälliges, Äußerliches von den ursprünglichen Modellen stehen geblieben ist, was die künstlerische Wirkung der Idee beeinträchtigt, so kommt auch von frisch erworbener angelesener Lebensweisheit manches unvermittelt zu Worte ohne Rücksicht auf die künstlerische Ökonomie. Man merkt, daß der praktische Sozialethiker und der Künstler, die beide in Hauptmann stecken, noch miteinander kämpfen.

Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Erwähnung von Garschins Novelle „Die Künstler", die von zwei Künstlern erzählt, einem „naiven" und einem „denkenden" Künstler. Der Naive war Ingenieur und wird Maler. Der Denkende steckt die Malerei auf und wird Schullehrer.

Digitized by Google

Hauptmann interessiert offenbar das Problem, weil es sich mit seinen eigenen Erfahrungen und Neigungen berührt. Er vereinigt in sich beide Naturen, den Naiven und den Denkenden. Noch ist in diesem Drama der Naive auf Schritt und Tritt kontrolliert durch den Denkenden, noch dringt in jeden rein künstlerischen Bildungskeim hemmend das Gewissen des Denkenden ein; und es ist daher auch wohl nicht zufällig, daß der Held Johannes Vockerat zwar als Typus des Naiven erscheint, aber nicht als freischaffender Künstler, sondern als psychophysiologischer Forscher.

Diese völlige innere Freiheit aber hat Hauptmann demselben Stoff gegenüber gewonnen in der „Versunkenen Glocke". Hier sehen wir, daß tatsächlich die „Einsamen Menschen" nur die Vorstudie, die Skizze zur „Versunkenen Glocke" waren; und wie in der Zwischenzeit der Mensch frei geworden ist von persönlichem Schmerz und persönlicher Bitterkeit, auch der Dichter reif geworden ist, das Einzelne und Vergängliche unter dem Gesichtspunkt des Allgemeinmenschlichen und Ewigen zum Kunstwerk zu gestalten.

Die Grundlinien sind hier und dort die gleichen. Hier wie dort ein ungleiches Paar, der Mann frei, hochstrebend; Forscher dort, erfolgreicher Künstler hier; die Frau häuslich, tüchtig, innig und doch in allem redlichen Bemühen, dem Manne etwas zu sein, unfähig, untüchtig von Haus aus, und daher zum Opfer geweiht von dem Augenblick an, wo die Dritte kommt, die alles hat, was ihr fehlt, und die daher allein auch in dem Manne die gebundenen Kräfte freimachen kann und freimacht. Dort Anna hier Rautendelein. Daneben als Schirmer und Wahrer des heiligen Rechts und der bürgerlichen Moral dort die Eltern Vockerat, hier der Pfarrer mit seinem Anhang. Ein Kampf, der nun anhebt um den Besitz und die Freiheit des Mannes, der dort endet mit einer Resignation der Fremden, weil sie, (Anna Mahr), wie sie selbst sagt, zu schwach ist, einen Weg über zerbrochene Existenzen zu gehn — ein Opfer, das allerdings die Katastrophe doch nicht aufhält —; und der hier endet mit dem Sieg der Freiheit um des höheren Zwecks willen: ein Glück, das aber den Keim des Todes in sich birgt, weil die zerbrochene Existenz sich rächt und durch das Bewußtsein der Schuld dem Sieger der neue Wein der Freiheit vergiftet wird.

Es ließen sich die Parallelen sogar noch weiter führen: das halbschürige Element z. B., das zwischen Nacht und Tag in der dumpfen Dämmerung unruhig und beunruhigend sein Wesen treibt,

Digitized by Google

wie es in Braun verkörpert ist, taucht wieder auf in einzelnen Zügen des Nickelmanns.

Aber indem wir diesen Namen nur nennen, so kommen wir auf den Punkt, wo jede Vergleichung aufhört.

Was dort als ein Menschenschicksal des Tages uns ergriff und erschütterte, das erscheint hier in freier schöpferischer Kraft symbolisch ausgestaltet zu einer tiefen Offenbarung nicht nur persönlichen Leidens sondern auch der Wonnen und Qualen künstlerischen Schaffens überhaupt.

So hat das Drama eine Doppelhandlung, eine symbolische Doppelhandlung, in der es oft sehr schwer ist, die einzelnen Linien und Fäden auseinander zu halten. Und aus dieser Verschlingung eines ethischen und ästhetischen Problems ergeben sich dann auch die scheinbaren Widersprüche und Unklarheiten, je nachdem im Augenblick dieses oder jenes Element überwiegt. Das rein menschlich-ethische Motiv, der Konflikt der drei Menschen, das schon in den einsamen Menschen behandelt ist, erscheint hier gegen dort wundervoll abgeklärt und zugleich vertieft. Man vergleiche nur das peinlich kleinliche Quälen mit kleinen Dingen in der Vockeratschen Ehe mit der Luft, die im Hause des Glockengießers weht. Wie ist alles Sympathische, Gute, Liebenswerte, was in der dürftigen Persönlichkeit Käthe Vockerats steckt, in Magda zu vollsaftiger Menschlichkeit entwickelt.

Wie ist alles und jedes gehoben, und wie anders infolgedessen die entscheidende Aussprache zwischen Mann und Frau hier und dort, trotzdem es sich in beiden Fällen um dieselben Fragen und Punkte handelt! Durch diese menschliche Tragödie geht ein großer versöhnender Klang, sie findet ihren Ausgang, ihre Sühne in der Zersprengung des mit dem Dritten um den Preis der Vernichtung geschlossenen Bundes, durch die Reue. Das ist am Schluß des 4. Aktes. Jedenfalls für den Mann. Den Ausklang und die Sühne im Schicksal des Dritten bringt noch der 5. Akt in Rautendeleins unseligem Fortleben im Reich des Nickelmanns.

Aber so ergreifend und von so feinstem poetischen Duft umflogen und zugleich in ihrem Scheiden verklärt dieses Rautendelein auch erscheint, sie ist doch ungleich mehr als ein Weib, das in eines Mannes Leben den Sonnenschein gebracht hat; sie ist auch mehr als das elbische Wesen, das, aus dem Zwischenreich der Geisterwelt stammend, durch geheimen Zusammenhang mit den zeugenden Urkräften der Natur dämonisch sinnverwirrend die sinnliche Natur des Menschen zur Empörung reizt

Digitized by Google

wider die durch Kirchenglauben und Menschensatzung aufgerichteten Schranken; sondern sie ist ja der Licht- und Kernpunkt der symbolischen Handlung, die verkörperte Poesie oder richtiger die freie, ungebundene, aus den geheimsten Quellen des Lebens ihre Kraft schöpfende und zu den höchsten Gipfeln künstlerischen Schaffens emportragende schöpferische Phantasie. Sie ist m. e. W. die Verkörperung eines künstlerischen Ideals, das, fest im Leben der Menschheit wurzelnd, nichts Menschlichem fremd, doch nur seinen eigenen Gesetzen gehorcht und nur aus ihnen heraus ein höheres Dasein schaffen kann und will, wenn's sein muß der Menschheit zum Trotz; das Ideal einer befreienden Kunst, die aus dem Dunst der niederen Leidenschaften und der Alltäglichkeit hinausstrebt zu den Höhen, wo vieles von dem, was drunten unscheinbar, häßlich schien, plötzlich aufleuchtet und aufblüht wie eine tiefe beseligende Offenbarung göttlichen Wesens; und wo vieles von dem, was drunten gleißte und drunten klang, allen Glanz und allen Klang verliert. Das Ideal einer Kunst und damit schließlich einer Lebensmöglichkeit, „wo der alte Streit zwischen Geistigem und Sinnlichem schwindet, wo die Schönheit und die Freude und die Güte in freudiger Arbeit der Wahrheit dienen und aus reinen Schalen Denen, die Treue halten, den Trank schuldlosen Genusses, der in der Freude verklärt, reichen."*)

Dieses Kunst- und Lebensideal, das als Sehnsuchts- und Tatwecker in Ibsens leidenden und kämpfenden Geschöpfen eine so große Rolle spielt, ist hier von dem deutschen Dichter, der vom Naturalismus und von Ibsen ausgegangen war, mit eigner Kraft zu eigner Schönheit einen Schritt weiter zu führen versucht worden, in der Künstlertragödie des Meister Heinrich. Heinrich ist lange im Tal gewandert und ist Schöpfer und Meister geworden auf dem Gebiet der Kunst, die vielen, die allen gefällt, weil sie vom Genießenden nichts verlangt als rein physisch ein offenes Ohr, einen gewissen Grad passiver Hingebung; die aber eben deshalb für das höchste Sehnen in der Menschenbrust den befreienden, offenbarenden Klang nicht zu finden weiß. Das ist ihm klar geworden auf der Mittagshöhe des Lebens, als er zunächst ahnungslos über die Größe des Wagnisses, über den Kreis seines bisherigen Könnens hinausgreifend, die Glocke schuf, die nicht im Tal, sondern auf den Bergen klingen soll. Da hat er es zuerst erfahren, daß sein Werk nicht für die Höhen war, nicht gemacht den Widerschall der Gipfel

*) Litzmann, Ibsens Dramen. S. 174.

Digitized by Google

aufzuwecken, daß die Glocke, das vielgepriesene Meisterwerk wohl im Tale klingt, „doch in den Bergen nicht".

Diese Erfahrung bedeutet für den Mann einen völligen Zusammenbruch, denn er ist plötzlich sehend geworden und hörend:

„Der Dienst der Täler
Lockt mich nicht mehr, ihr Frieden sänftigt nicht
Wie sonst mein drängend Blut. Was in mir ist,
Seit ich dort oben stand, will bergwärts steigen,
Im Klaren überm Nebelmeere wandeln
Und Werke wirken aus der Kraft der Höhen!
Und weil ich dies nicht kann, siech wie ich bin,
Und weil ich wieder, quält' ich mich empor,
Nur fallen könnte, will ich lieber sterben.
Jung müßt' ich werden, wo ich leben sollte.
Aus einer Berges-Wunder-Fabelblüte . . . . .
Aus zweiter Blüte neue Früchte treiben.
Gesunde Kraft müßt' ich im Herzen fühlen,
Mark in den Händen, Eisen in den Sehnen
Zu neuem, unerhörtem Wurf und Werk
Die tolle Siegerlust."

Sie kommt ihm, die neue Jugend, und die neue Kraft in neuer Liebe. Das grausame und doch unabwendbare Naturgesetz, daß für den Schaffenden in der Liebesleidenschaft, in einer Hingabe an neue unberührte Kraft der Verjüngungstrank der höchsten Schöpferkraft quillt, erfüllt sich auch an ihm und seinem Weibe. Durch die neue Liebe lernt er neu sehen:

„Meister, schlummre ein.
Wachst du auf, so bist du mein.
Wünschlicher Gedanken Stärke,
Wirk indeß am Heilungswerke.

Schätze, verwunschene, wollen zum Licht,
Unten in Tiefen leuchten sie nicht.
Glühende Hunde bellen umsunst,
Winseln und weichen mutiger Kunst.
Aber wir dienen, froh und bereit,
Weil uns beherrschet, der uns befreit!
Eins, zwei, drei: so bist du neu,
Und im Neuen bist du frei!"

Und er wird frei. Oben auf den Höhen, in stiller, heiliger Einsamkeit, schafft er am großen neuen Werke. Kein Laut klingt mehr herauf aus dem Tal drunten, die Vergangenheit ist ausgelöscht, mußte ausgelöscht sein, denn der Mann, der im Tale lebte und glücklich war, ist gestorben in dem Augenblick, wo er sehend

Digitized by Google

ward. In der Befreierin aber verkörpert sich ihm sein höchstes künstlerisches Ideal, und in göttlicher Reinheit, unberührt von Erdenstaub, blüht ihm in ihr und mit ihr ein wolkenloses Glück auf, wo die Schönheit und die Freude und die Güte in freudiger Arbeit der Wahrheit dienen.

Aber nun drängt es doch aus der Tiefe heran, denn auch der höchste Berg auf Erden wurzelt im Tal, und auch der freiste und einsamste Mensch bleibt, solange er lebt, gebunden an die Menschheit mit ihren dunklen Trieben und niedern Leidenschaften. Sie kommt ihm nach auf seine einsame Höhe. Die schelsüchtige Impotenz, die selbst nichts Ganzes schaffen kann, und die von Neid gequält die Wonnen des einsamen Schöpfers mehr ahnt, als begreift: „ein jeder Hammerschlag dringt mir ins Mark“ (Nickelmann). Ferner der brutale Unverstand der nur das Materielle begreift und schätzt und im Gegensatz zu dem Türmer im Faust, der in allem „die ewige Zier“ sieht, in allem Geistigen nur das Sinnliche, das der Urkeim ist, wittert, und den Rest, der dabei nicht aufgeht, als wesensfeindlich mit allen Mitteln der Tücke und des Spottes bekämpft (Waldschrat). Gegen diese Dämonen ist er freilich gefeit, der Mann, der von dem Fest der Sonnenpilger träumt und in dem Blütenbaum, „der einer blühnden Abendwolke gleich, umsummt von unzähligen Bienen, die sumsend schwelgerisch um seiner Blüten duftge Pracht bemüht,“ sein eigenes Ebenbild schauend, still verklärt wartet auf die durstigen Bienen, die des Himmelsegens teilhaftig werden sollen. Gefeit wähnt er sich auch gegen alle andern Stimmen aus der Tiefe, die mahnen an die Vergangenheit, die so abgrundtief hinter ihm liegt, wie jene Glocke, die tot ist, und nie wieder klingen wird; ebensowenig wie das Wort, das Reue heißt, je ihm und seinem Werk und Streben etwas anhaben kann. So wähnt er.

Aber das Wort von der Reue ist doch mehr als Wort. Ein einzig Körnchen Erdenstaub ist doch dadurch und damit in die Höhe getragen, ihm in das eben noch in sonniger Heiterkeit lachende Auge geflogen. Es beginnt sich zu trüben, die Gespenster werden lebendig, „die nicht in uns leben, aber die in uns stecken“, und aus dem Innern wachen sie auf, die Dämonen, die die freie Schöpferfreude lähmen. Die zersetzende, zerstörende Selbstkritik, die plötzlich mitten in der hellsten Schaffenslust, alles Blut zum Herzen treibend, den Zweifel am eigenen Können weckt und schließlich die Selbstvernichtung mit dem Hammer bewaffnet, der das werdende Werk zerstört. Und der Gekrönte, der nur einmal spricht, das Wort

Digitized by Google

der Vollendung „Vollbracht", er brennt mit seinem weckenden, „Wann?" fragenden Blick in die Seele wie ein fressendes Gift. Und in dem Maße, wie die freudige Schaffenslust, der Glaube an sich selber erlahmt, gewinnen auch die Gespenster der Reue, der Vergangenheit, die ganze Welt der versunkenen Glocke wieder Macht über den einsamen Kämpfer, zunächst freilich nur im Traum. Aber es wirkt doch schon ins Wachen hinüber und klingt nach in der Frage an die Geliebte: „Glaubst Du an mich?"

Die Antwort lautet: ja! Und doch ist in diesem Augenblick in zwei Menschen etwas zerstört, das Innerlichste, was sie unbewußt zusammenhielt, das nicht fragt und nicht antwortet, weil es weiß. Und der Jubelklang: „Bin ich wie Balder? Mach du mich's glauben. Mach's mich wissen Kind! Gieb meiner Seele den erhabnen Rausch," berührt wie ein Mißton. Das ist Flackerfeuer, nicht die stille heilige Glut, an der das Große reift. Von außen soll nun durch Reizmittel künstlich entfacht werden, was bis dahin ungerufen da war, wie eine Blume aus dem Innern der Seele schön und rein emporblühte.

Nun kommt der Kampf mit den Mächten des Tals, und was dem Rausch nicht gelingen wollte, das bewirkt das Bewußtsein der Gefahr, des Widerstandes. Noch einmal kehrt das alte Selbstvertrauen wieder:

„Gelegen, wahrlich, kommt mir ihr Gebell!
Denn nicht ein Engel, der herniederschwebte,
Mit Lilien winkend, zur Beharrlichkeit,
Mit süßen Bitten mahnend,
Vermöchte besser mich zu überzeugen
Von meines Tuns Gewicht und reinem Wert,
Als dieser Stimmen widriges Geheul.
Kommt an! Was euer ist, bewahr ich euch.
Euch schütz ich wieder euch! Das ist die Losung."

Aber der Kriegsgott ist ein starker, eifriger Gott, er duldet keine andern Götter neben sich: wer sich ihm ergibt, dem drückt er sein Siegel auf für immer, und jene Feiertagsstille, die in des Schaffenden Seele zu großem Tempeldienst ladet, geht nur zu leicht im Kampf unwiederbringlich verloren. Über der Seele liegt eine dichte Schicht von Erdenstaub. Er spürt es selbst: „Ein Schaffender mit dir entzweit," ruft er Rautendelein zu, „er muß dem Duft verfallen, überwindet die Erdenschwere nicht." — „Zerbrich mir nicht: Du bist die Schwinge meiner Seele, Kind, zerbrich mir nicht!"

Digitized by Google

„Wenn Du mich nicht zerbrichst!“ klingt es in banger Ahnung als Antwort. So muß der Sieger im Kampf doch unterliegen. Im Zweifel ist ihm und seiner Beseelerin die Kraft gebrochen, der Kampf hat sie nur scheinbar neu erweckt. Im Kampf hat die Erdenschwere wieder Macht über ihn gewonnen, unmerklich, und sobald der Siegesrausch verflogen, liegt seine Seele wehrlos preisgegeben den Stimmen und Bildern, die aus der Vergangenheit kommen; die Schuld und die Reue kommt über ein armes Menschenkind; vergeblich sucht er es bewußt im Sinnentaumel zu ersticken; es hilft nichts, die graue Wahrheit tagt: „Ich bin ein Mensch, kannst du dies fassen, Kind; fremd und daheim doch unten . . . . . so hier oben fremd und daheim.“

Und nun klingt die Glocke! Sie reißt ihn herunter von der Höhe; und in Schuld und Reuequalen flucht er dem, was ihn zur Höhe emporgetragen. Durch die ganze Natur geht ein gewaltiger Schauer: „Balder, Balder ist gestorben.“ Ein Lichtmensch, ein Höhenmensch, ein Freudebringer, ein großer Schöpfer vernichtet, eine Sonne ausgelöscht in Erdenstaub.

„Wenn wir Toten erwachen“ lautet das Schlußwort des greisen Ibsen. Auch hier erwacht der Tote noch einmal zum Leben und zur Klarheit: „Du warst berufen, aber nicht auserwählt.“ Du standest an der Pforte, aber sie ward dir nicht aufgetan, weil dir der Glaube fehlte; nicht der Glaube an etwas außer dir, sondern an das Göttliche, was in dir ist, und was dich, warst du auserwählt, hinübertragen mußte, über den Erdenstaub, über Menschenwut und Haß, über Schuld und Reue; denn das, was du den Menschen brachtest, das war so rein und groß, daß niemand es dir entreißen durfte, so lang du selbst rein bliebst und fest im Glauben. Im Augenblick, wo du, das Beste und Heiligste in dir verkennend, ihm fluchtest, warst du gerichtet, war es für immer vorbei. Dir bleibt jetzt nichts mehr, als sterbend, befreit von Erdenschwere, in stiller heiliger Einsamkeit, noch einmal das höchste Glück deines Lebens träumend in der Erinnerung auszukosten, noch einmal den Traum von alter Kraft, noch einmal den Traum von heller schuldloser Lebensfreudigkeit, noch einmal den Kuß der Spenderin höchster Seligkeit zu fühlen, und in dem Kuß zu sterben; im Ohr den Klang der Sonnenglocken, die dir selbst zu vollenden nicht beschieden war, denen ein anderes glücklicheres Geschlecht, das nach dir kommt, vielleicht einst lauschen und dabei deiner gedenken wird.

Digitized by Google

Wenn die „Versunkene Glocke," von Schöpferwonnen und Schöpferqualen singt, und wenn in den Absturz des Helden doch eine große jubelnde Zukunftssymphonie: es muß doch Frühling werden, hereinklingt, so behandelt das jüngste Drama Hauptmanns „Der arme Heinrich", das Thema von dem innerlichen Freiwerden des Menschen zu guter beglückender Tat, von den Mächten, die nicht allein den Künstler, sondern jeden Menschen, der will, emportragen über das Irdische und über das Gemeine. Er ist ein „Gottsucher", dieser arme Heinrich, der sich in Qualen der gräßlichsten Krankheit windet, dem aber schlimmer als das körperliche Leiden der Widerspruch, in den er dadurch zu dem Schöpfer der Welt, und dessen vermeintlicher Allgüte gebracht wird, die Seele zerreißt. Er sucht frei zu werden, dadurch, daß er Gott leugnet und daß er das Leben negiert:

Nach oben drängt der arme hörige Knecht,
Zur Freiheit in die Welt: doch wenn ein Herr
Der Freiheit, will . . . der Welt teilhaftig werden,
so muß er tauchen tief in ihren Grund —
sieh, so wie ich.

spricht er aus dem Grabe, daß er sich selbst gräbt. Und er findet den Gott wieder in dem Glauben an die selbstlose Güte reiner Menschlichkeit, geoffenbart in einer kindlich reinen und doch frauenhaft reifen und geläuterten Seele:

„An dem neuen Strahl . . .
gebar aufs neue meine Liebe sich
in die erstorbene, finster drohende Welt.
Und in der Flut des lichten Elements
entzündeten die Hügel sich zur Freude,
die Meere zur Wonne und die Himmelsweiten
Zum Glücke wiederum — und mir im Blut
Begann ein seliges Drängen und ein Gären
erstandener Kräfte: die erregten sich
zu einem starken Willen, einer Macht
in mir! fast fühlbar gen mein Siechtum streitend!"

In der Opfertat der reinen Güte empfängt er eine Offenbarung, einen neuen Gottesglauben, der nicht mehr Fessel und Zwang ist, sondern belebende Kraft:

„Das Wunder war vollbracht, ich war genesen!
. . . . . ., gleichwie ein Körper ohne Herz,
Ein Golem eines Zauberers Gebilde —

Digitized by Google

doch keines Gottes — tönern oder auch
aus Stein . . . oder aus Erz, bist du, solange nicht
der reine, grade, ungebrochene Strom
der Gottheit eine Bahn sich hat gebrochen
in die geheimnisvolle Kapsel, die
das echte Schöpfungs-Wunder uns verschließt:
dann erst durchdringt dich Leben. Schrankenlos
dehnt sich das Himmlische aus deiner Brust,
mit Glanz durchschlagend deines Kerkers Wände,
erlösend und auflösend —: Dich! die Welt!
In das urewige Liebes-Element. —"

Das ist die Erfahrung, das ist der Glaube, durch den der arme Heinrich gesund wird, und man fühlt, wie durch ihn der Dichter selbst zu jedem armen Heinrich spricht, der im Geräusch und Staub des gemeinen Lebens seinen Gott und seinen Glauben verlor. Er ist ein Erlöster, ein Freier, der in tiefstem Glücksgefühl Kunde gibt, von der Macht, die er an sich selbst erfahren von der Gottesoffenbarung, die frei und rein und stark gemacht hat:

Wir sind
Männer und Wissende allezeit. — Es ist
ein stolzes Ding, die Lust verstehn, und Herr
der Freude sein! Des Abgrunds Tiefen ruhn
unter des Schiffes Kiel, auf dem wir gleiten,
und ist ein Taucher dort hinabgetaucht,
und heil zurückgekehrt zur Oberfläche,
so ist sein Lachen, wenn er wieder lacht,
Lasten von Goldes wert.

Ein so tiefes, ernstes und zugleich so fröhlich mutiges Wort ist lange nicht in deutscher Dichtung gesprochen worden. Es klingt wie eine Verheißung.

Digitized by Google

Der mosaische Schöpfungsbericht.

Von Wolfgang Kirchbach.

Wir beabsichtigen, im folgenden ein Bild der Anschauungen des alten Ebräervolks von der Entwickelung der Welt zu geben. Diese Anschauungen sind uns in einer poetisch-philosophischen Einkleidung erhalten in dem ersten Kapitel des ersten Buches Mose. Mit der lateinischen Übersetzung der Schrift durch Hieronymus, der sogenannten „Vulgata", hatten sich schon beträchtliche Sprach-Mißverständnisse festgesetzt, die durch Luthers Verdeutschung nicht gemildert worden sind. Wir geben daher zunächst eine neue sprachlich-getreue Übersetzung der alten Urkunde und zwar in der Form, wie sie etwa um 220 vor Christus verbreitet gewesen und Jesus Sirach als Quelle seiner Darstellung (Sirach 43, bezw. 42) gedient haben muß. Sie lautet:

Im Urbeginn brachte die Gottheit hervor die Himmel (d. h. das All) und auch die Erde.*)

Und die Erde war Wüste und Leere und es war Finsternis über den Abgründen und der Geist der Gottheit brütete über den Wassern. Und es sprach die Gottheit: Es entstehe Licht, und es entstand Licht. Und es sah die Gottheit, daß das Licht schön war. Und die Gottheit schied inmitten das Licht und die Finsternis. Und es nannte die Gottheit das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Und es wurde Abend und es wurde Morgen: Die erste Zeit.

Und die Gottheit sprach: Es entstehen Leuchtkörper in der Raumdehnung der Himmel (des Alls), zu scheiden Tag und Nacht, und sie seien Zeichen der Zeiträume, der Tage und Jahre. Und sie seien Lichtkörper in der Raumdehnung der Himmel, daß sie scheinen der Erde. Und also wurde es.

Und die Gottheit brachte hervor die beiden großen Lichtkörper, den großen Lichtkörper, daß er den Tag beherrsche, und den kleineren Lichtkörper, daß er in der Nacht wirke, und die Sternkugeln.

Und die Gottheit ordnete sie in die Raumdehnung der Himmel, daß sie über die Erde schienen und den Tag und die Nacht beherrschten und Licht und Finsternis inmitten schieden. Und diese Raumdehnung nannte die Gottheit Himmel. Und die Gottheit sah, daß es schön war. Und es wurde Abend und es wurde Morgen: Die zweite Zeit.

*) Der Übersetzung dieses Satzes kann ich nicht zustimmen. — D. H.

Digitized by Google

Und die Gottheit sprach: Es entstehe eine Ausdehnung zwischen den Wassern und sie sei eine Scheide zwischen den Wassern. Da brachte die Gottheit hervor die Ausdehnung und schied das Wasser unter der Ausdehnung von den Wassern über der Ausdehnung. Und also wurde es. Und die Gottheit sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel auf einen Raum und es zeige sich das Festland. Und es entwickelte sich also. Und die Gottheit nannte das Festland Erde und die Sammlung der Wasser nannte sie Meer. Und die Gottheit sah, daß es schön war. Und es wurde Morgen und es wurde Abend: Die dritte Zeit.

Und die Gottheit sprach: Es lasse die Erde emporkeimen befruchtete Kraut-Pflanzen, die ihren Samen ausstreuen nach Geschlecht und Art, und Fruchthölzer, die Frucht tragen, deren Eigensamen sie in sich selbst tragen über der Erde. Und so wurde es. Und die Erde ließ emporkeimen befruchtete Krautpflanzen, die Samen ausstreuen nach Geschlecht und Art, und Fruchthölzer, die Frucht tragen, deren Eigensamen sie in sich selbst tragen über der Erde. Und die Gottheit sah, daß es schön war. Und es wurde Abend und es wurde Morgen: Die vierte Zeit.

Und die Gottheit sprach: Es lassen die Wasser hervorwimmeln lebendig beseelte Wasserwesen und Geflügel, das über die Erde fliegt und unter der Raumdehnung des Himmels. Und die Gottheit brachte hervor die großen Seetiere und alles lebendig beseelte Fischgetier, das die Wasser aus sich hervorwimmeln ließen, nach Arten und alle geflügelte Vögel, artgemäß. Und die Gottheit sah, daß es schön war. Und die Gottheit segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und vermehret euch und erfüllet die Wasser in den Meeren, und die Flugtiere vermehren sich auf der Erde. Und es wurde Abend und es wurde Morgen: Die fünfte Zeit.

Und die Gottheit sprach: Es erzeuge die Erde lebendig beseelte Wesen, artengemäß, Vierfüßler und Reptilien und die Bodentiere. Und so wurde es. Und die Gottheit brachte hervor artengemäß die Bodentiere und die Vierfüßler artengemäß und alle Reptilien der Erde artengemäß. Und die Gottheit sah, daß sie schön waren.

Und es sprach die Gottheit: Bringen wir die Menschen hervor als ein Schattenbild von uns und ein Gleichnis, so daß sie herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel des Himmels und über die Vierfüßler und über die ganze Erde und alles Gewürm, das auf Erden kriechet. — Und die Gottheit ließ sich selbst zum Schattenbild entstehen die Menschen, zum Schattenbild der

Digitized by Google

Gottheit ließ sie sie entstehen. Und sie ließ sie männlich und weiblich entstehen. — Und Gott segnete sie und sprach: Seit fruchtbar und vermehret euch und erfüllet die Erde, und herrschet über sie, und herrscht über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels, und über alles Getier und über die ganze Erde und alles Gewürm, das auf Erden kriechet.

Und die Gottheit sprach: Siehe, ich habe euch gegeben zur Speise alle Pflanzen, die säbar sind und Samen entwickeln, und alle Bäume, die Frucht in sich tragen, die als Same säbar ist, und alle Lebewesen der Erde und alle Vögel des Himmels und alles Gewürm, das lebendig beseelt ist, auch alle Pflanzen, die da grünen, zur Speise. Und also wurde es.

Und die Gottheit sah an alles, was sie hervorgebracht. Und siehe, es war sehr schön. Und es wurde Abend und es wurde Morgen: Die sechste Zeit.

Also wurden vollendet die Himmel und die Erde und ihr ganzes Wesensheer. Und in der siebenten Zeit vollendete die Gottheit ihre Werke, die sie entstehen ließ, und in der siebenten Zeit ruhte sie von allen ihren Werken, die sie hervorgebracht. Und die Gottheit segnete die siebente Zeit und heiligte sie, weil sie in ihr ruhte von allen ihren Werken, welche die Gottheit als Schöpfung hervorgebracht. Das ist das Buch von der Entstehungsgeschichte der Himmel und der Erde, wie sie entstanden sind zur Zeit, da der Ewige (Jehovah) Himmel und Erde hervorgebracht hat." —

Diese Übersetzung weicht, wie man sieht, in wesentlichen Punkten beträchtlich ab von dem, was durch Luthers Übersetzung im Bewußtsein der letzten Jahrhunderte gelebt hat. „Ich, Ebenbild der Gottheit!" ruft Goethes Faust mit Luther, und wir sehen, daß so ziemlich das Gegenteil davon im Original steht. Was man heutzutage unter Ebenbild denkt — Luther mochte es noch um ein Gran geschmackvoller verstehen als Faust — was den verzweifelten Spott Fausts herausgefordert hat, was in unseren Tagen so manchen schlechten Witz Ernst Häckels und unserer Naturforscher gezeitigt hat, wir sehen, es steht im hebräischen Original nicht. Der Mensch ist kein Ebenbild, sondern er ist nur ein Schatten der Gottheit, ein Schattenbild des Ewigen und als solches nur ein Gleichnis. Er ist ein Gleichnis in dem Sinne, wie man in der poetischen Kunst von Gleichnissen und Bildern spricht, nicht etwa nach einer malerischen Ähnlichkeit. Die Schattenhaftigkeit seines Daseins gegenüber den ewigen Wesen soll betont werden, wir sind Schemen und Schatten, wie der 39. Psalm, 7, im Hebräischen von

Digitized by Google

den Menschen sagt: „Sie gehen einher, wie Schatten" — mit der Schlußwendung: „Ach, wie gar nichts sind doch alle Menschen. Sela!" Denn das Wort Zäläm, welches im Psalm und in der Schöpfungsgeschichte gebraucht wird, heißt Schatten oder Schattenbild. Gleichwohl aber will der Satz: „Als Schattenbild der Gottheit ließ sie sie entstehen", sagen, daß der Mensch ein Schatten der Gottheit selbst ist, insofern, als er durch seine Herrschaft über die ganze Erde seine geistige Kraft erweist, die als solche auch nur ein Schatten der Gottheit ist, aber sich doch das zusprechen darf, daß sie wenigstens ein Schatten der Gottheit selbst ist. Diese bedingte Anerkennung menschlichen Geistes gegenüber ewigem Geiste in dem Satz der Bibel würde jeder echte Philosoph von Aristoteles bis Kant, Hegel und Eduard v. Hartmann unterschreiben, und selbst Ernst Haeckel wird bekennen müssen, daß er selbst sich zu seiner Allnatur verhält, wie ein Schatten und Schemen, daß er aber in dieser Schattenhaftigkeit seiner zeitlichen Vergänglichkeit ein Reflex der Gesamtnatur ist. Sein Mikrokosmus ist in diesem Sinne auch ein „Gleichnis" des Makrokosmus. Die Bibel kennt indessen als Urgrund dieser Gesamtnatur noch den Begriff der Gottheit, der in der Schöpfungsgeschichte mit dem Namen Elohim bezeichnet ist. Er wird am besten nicht mit „Gott" sondern mit „die Gottheit" wiedergegeben, insofern man darunter das unbekannte göttliche Wesen versteht. Würde es „Gott" schlechthin bedeuten, als den bestimmten, einen, wohlbekannten Gott, so würde nach alttestamentarischem Sprachgebrauch dastehen: Ha-Elohim.

Dem aufmerksamen Leser wird nun vor allem aufgefallen sein, daß in obiger Fassung die Schöpfung von Sonne, Mond und Sternen als zweite Periode der Weltentwickelung bezeichnet wird, während sie sonst in den jetzt verbreiteten Bibelausgaben erst als vierte Zeit, nach dem Entstehen der Pflanzenwelt, eingeführt werden. Man wird aber auch gemerkt haben, daß in obiger Fassung sich die Schöpfung der Gestirne in der zweiten Zeit sprachlich und textlich nicht nur als völlig zwanglos, sondern als selbstverständlich und geradezu notwendig erweist. Wir finden es harmonisch und sprachlich in innerem Zusammenhange, daß, nachdem in der ersten Zeit das Licht sich gebildet hat als Urerscheinung und Urkraft, auch sogleich die Lichtkörper werden, die in der Raumdehnung entstehen. Luther hat falsch übersetzt: „Es werden Lichter an der Feste des Himmels." Das hebräische „Beth" heißt vor allem: in, und das Wort Raqija, welches Luther mit „Feste", die Vulgata mit „Firmamentum" übersetzt, bezeichnet in

Digitized by Google

Wirklichkeit den stereometrisch empfundenen Raum, genau betrachtet die Expansion, die Ausdehnung, die Raumdehnung. In diesem Raum also entwickeln sich nach dem Werden des Lichts in der zweiten Periode die Lichtkörper, die Lichtträger, die Moroth. Man wird ohne weiteres geneigt sein, zuzugeben, daß das die ursprüngliche Anschauung ist, denn es stellt sich sprachlich heraus, daß die darauf in der dritten Zeit folgende Ausdehnung zwischen den Wassern im sprachlichen Gegensatz zu dem unendlichen Raum gedacht ist, der als Himmel bezeichnet wird. Diese Ausdehnung zwischen den Wassern, die zugleich als eine Wasserscheide bezeichnet wird, wonach die Wasser unter der „Ausdehnung" von denen über ihr sich scheiden, bezeichnet nichts anderes, als die meteorologische Grenze zwischen der durch die Wolkenbildung hervorgebrachten Raumanschauung und der Raumanschauung, die darüber als blauer Himmel, als blauer Luftraum sich darstellt. Wir wissen, daß diese Wasser am Himmel nach den poetischen Vorstellungen der Psalmisten die Wolken sind, die Wasser über dieser Sphäre aber sind die wasserhaltigen Regionen der Atmosphäre, die uns als blauer Himmelsraum erscheinen. Die wissenschaftlich gebildeten Chaldäer hatten diese Beobachtungen schon sehr früh gemacht, und jeder jüdische Hirtenknabe konnte sie mit ihnen machen, wenn er sich in faulen Stunden in den grünen Wiesen des Libanons auf den Rücken legte und die Himmelserscheinungen beobachtete. — Wir sind nun noch mehr geneigt, nachdem uns diese Aufklärung geworden ist, die Verse, welche das Entstehen der Gestirne behandeln, derart umzustellen, daß sie als zweite Zeit der Entwickelung unmittelbar dem Entstehen des Lichts folgen.

Der Tatbestand ist folgender: Wahrscheinlich um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christus muß die Versverschiebung stattgefunden haben, welche in so unorganischer Weise die Sternschöpfung erst nach der Pflanzenschöpfung stellt. Wir besitzen von dem Enkel des Jesus Sirach, der das hebräische Werk seines Vaters ins Griechische übertragen hat, eine Vorrede, die Luther und der damalige Protestantismus nicht übersetzt haben. Der Enkel Sirachs erzählt, daß zu seiner Zeit nicht nur die andern Bibelschriften, sondern auch das Gesetz selbst und die Propheten in Sinn und Wortlaut beträchtlich voneinander abwichen. Er berichtet, wie große Mühen sein Großvater sich gegeben habe, im Widerspruche der Textüberlieferungen das Richtige zu finden in der Auslegung der Schriften, wie er, der Enkel, schlaflose Nächte verbracht habe, um den Text seines Vorfahren philologisch und

Digitized by Google

sachlich richtig zu stellen und auszulegen. Hieraus sehen wir, wie es zwischen 200 und 130 vor Christus, zur Zeit des Königs Euergetes, bereits mit den hebräischen Texten der Bibel stand. Schriftliche Versehen der Rollenabschreiber, Auslegungen der Rabbiner in den Synagogen hatten den Wortlaut und auch die Versfolge der Texte verändert, und schon die Philologen jener Zeit hatten genug zu tun mit der Aufspürung der richtigen Verstexte. Versverschiebungen aber kamen oft schon dadurch vor, daß die einzelnen Rollen, auf welchen die Versgruppen standen, falsch geheftet und durcheinander gelegt wurden. War z. B. die Schöpfungsgeschichte auf sieben einzelnen Rollen abgeschrieben, entsprechend den sieben Schöpfungsperioden, in großen Ritualbuchstaben mit schwarzer Schreibfarbe, so brauchte bloß Bogen 4 aus Versehen an Stelle von Bogen 2 gelegt zu werden, man brauchte es in der Synagoge, wo die Theologen nichts von der alten Naturwissenschaft verstanden, aus Versehen so weiter zu lesen und die sinnstörende Umstellung war fertig, die noch heute in den Bibelausgaben sich findet.

Der Dichter und Spruchschreiber Jesus Sirach selbst aber sagt uns zu Anfang seines dreiundvierzigsten Kapitels, daß er seine darauffolgende Schilderung der Weltschöpfung so dargestellt habe, wie er es in den heiligen Schriften selbst gelesen habe. Er aber schildert uns nach seiner Lektüre die Reihenfolge der Weltschöpfung so, daß er zuerst von der Sonne, vom Mond und von den Gestirnen spricht, und dann erst von den Wolken und dem Schnee und den sonstigen Naturerscheinungen. Es leuchtet ein, daß er bei seiner besonderen Berufung auf die Schrift die Schöpfungsgeschichte noch in Exemplaren gelesen haben muß, in denen zuerst von Sonne, Mond und Sternen gehandelt wurde, ehe von den Phänomenen der Wassererscheinungen die Rede war. Auch im Buch Hiob, bei allen Propheten, in den Psalmen wird mit typischer Sicherheit und gewohnheitsmäßiger Folgerichtigkeit zuerst von den Himmeln und den Gestirnen geredet, ehe die Wasser oben am Himmel und die Naturerscheinungen der Erde erwähnt werden. Das schönste und berühmteste Beispiel ist der 148. Psalm. Ein einziger Psalm (136) scheint dem zu widersprechen, insofern in ihm davon gesprochen wird, daß Gott die Erde aufs Wasser ausgebreitet habe, worauf dann erst Sonne und Gestirne genannt werden. Diese scheinbare Ausnahme aber erklärt sich daraus, daß hier eine poetische Steigerung vom kleineren zum größeren Wunder ausgedrückt wird. Wir können es als Tatsache bezeichnen, daß die allgemeine jüdische Ansicht mit der-

Digitized by Google

jenigen des Sirach übereinstimmte, der Sonne, Mond und Sterne zeitlich und sachlich vor die Erscheinungen des Wassers und der Erde einordnet. Und das ist für jeden gesunden Menschenverstand so wie so das Selbstverständliche. Wir müssen also die Verse der Genesis so anordnen, wie es oben geschehen ist.

Man könnte nun nur noch fragen: Wie ist es möglich gewesen, daß Bibelexemplare in den Synagogen aufkommen konnten, in denen eine Versstellung herrscht, welche der allgemeinen Naturanschauung der sonstigen Schriften widersprach. Es erklärt sich aus der grenzenlosen Unkenntnis der Natur, welche die Rabbiner von jeher aufgewiesen haben. Ja, noch heute sind in ganz Deutschland verbreitet die Bibelausgaben mit der Franckeschen Vorrede und ihrem Register der „dunkeln" Wörter und Gebräuche in der Bibel. Dieses Register macht zu dem Behemoth im Buch Hiob die Anmerkung: „Ein großes, ungeheures Tier, etwa ein Elefant oder Meerpferd." — Zu dem Wort „Leviathan" erklärt es: „Leviathan siehe Behemoth." Jedes Kind, das nur einmal im zoologischen Garten gewesen ist, weiß heutzutage, daß der Behemoth weder ein Elefant, noch ein Meerpferd, sondern der Hippopotamos, das Nilpferd, ist, das hier vollständig naturgetreu beschrieben ist. Gleich naturgetreu ist der Leviathan, nämlich das Krokodil geschildert. Ältere hebräische Lexika, wie das von Gesenius aus dem Jahr 1833, haben längst die richtige Übersetzung von den Namen dieser Tiere. Aber nach wie vor wird dies Bibelregister weiter gedruckt und verbreitet. Wenn die Theologen des neunzehnten Jahrhunderts diese Unwissenheit im Hebräischen und diese Rückständigkeit in der Naturkunde fortbestehen lassen, so wird man es begreiflich finden, daß 250 Jahre vor Jesus die Rabbiner in den Synagogen ganz arglos die Versverwechselung akzeptierten, die wir für die Schöpfungsgeschichte nachgewiesen haben.

Werfen wir einen Rückblick auf das, was in poetischer Weise die alte hebräische Urkunde lehrt, so sehen wir, daß im Urbeginn der unendliche Himmelsraum und die Erde als Auswirkung eines göttlichen, ewigen Urgrundes erscheinen. Über dem Chaos, in dem alles liegt, brütet der Geist der Gottheit, d. h. nach dem Bilde, wie in der physischen Welt das Männliche zeugend über dem Empfangenden liegt, so zeugt der ewige Geist die Erscheinungen des Weltalls. Durch diese Geistzeugung entwickelt sich als erste Kraft und Urkraft das Licht, denn es waltet in allen Erscheinungen, als Blitz, Feuer, Fixsternlicht. Heutzutage wissen wir, daß es

Digitized by Google

als Röntgenstrahl und Becquerelstrahl im Äther wirkt. Wir staunen über die richtige Logik der Bibel, die die Entwicklung des Lichts allen anderen Erscheinungen vorangehen läßt. Werden, Entwicklung aber in großen Zeitperioden aus der Geistzeugung der Gottheit ist die Geschichte der Natur. Das „Es sprach die Gottheit" muß man entweder als bloße poetische Einleitungsform, oder aber als poetischen Vermittlungsausdruck für die brütende Geistzeugung verstehn. Es ist die älteste natürliche Schöpfungsgeschichte im poetischen Gewande. Sie lehrt, daß nach Zeugung der Lichturkraft die Gestirne in einer zweiten Periode entstehen, Sonne, Mond und das gesamte Sternenall. Daher entsteht in der dritten Periode jene Ausdehnung, Raumexpansion, welche wie eine Wasserscheide zwischen der Wolkengrenze des Taghimmels und der blauen Himmelswölbung, d. h. dem wassergaserfüllten Luftraum erscheint. Das Wasser unter der Ausdehnung schlägt sich in Wolkenform und als flüssiges Wasser nieder auf die Erde; es sind die meteorologischen Vorgänge, die wir jeden Tag beobachten, die aber für jene Urzeit so gedacht sind, daß die Wassermassen eine riesige Zone als Wolken und Niederschlag bilden, über der die Zone des blauen Himmels mit den Wassern über dieser Raumdehnung sich befindet. Die Kontinentbildung der Erde geschieht in der Weise, daß die Wasser zu großen Meeren zusammenfluten und so die Kontinente emportauchen. In der vierten Periode entwickelt sich aus der Erde die botanische Welt. Diese Urzeugung der Erde ist die Entwicklungsform der geistigen Urzeugung der Gottheit selbst. Dabei unterscheidet diese alte Naturwissenschaft zwischen den beiden großen Kategorien der holzbildenden Pflanzen und derjenigen botanischen Gebilde, die Krautpflanzen bleiben, d. h. ohne Holzbildung. Sicher eine mehr als geistreiche Klassifikation, die noch heute für ein botanisches System vollkommen brauchbar wäre. Die fünfte Periode läßt die Wassertiere sich entwickeln, sie wimmeln hervor, wie aus befruchtetem Fischlaich die kleinen Fischchen herauswimmeln. Daß die Vögel und Fische einer gemeinsamen Entwicklungsperiode angehören, daß die Vögel ursprünglich als Wassertiere angesehen werden, die sich dann über der Erde hin entwickeln, ist sicher sehr merkwürdig, denn es stimmt ganz zu gewissen modernen Lehren vergleichender Anatomie und Biologie. In einer sechsten Periode entstehen dann die Vierfüßler, Reptilien und Bodentiere, unter denen wir die Kerfe und alle diejenigen zoologischen Gattungen zu denken haben, welche sich aus Eiern, Larven und anderen

Digitized by Google

Formen im Erdboden bilden. All diese Pflanzen und Tiere entwickeln sich in der Form der Artenbildung, denn das heißt artengemäß (Luther „nach Art"). Irgend eine Behauptung, daß die Arten unveränderlich seien, ist damit nicht ausgesprochen. Da der Psalm 102, V. 27, die Veränderung und Metamorphose der Himmelskörper lehrt, so ist jedenfalls nichts einzuwenden, wenn man das Gesetz der Artenbildung in der Genesis auch so verstehen will, daß eine Art sich aus der anderen entwickelt habe; der hebräische Wortlaut schließt diese Auffassung nicht aus. Der Mensch gehört als solcher derselben Schöpfungsperiode, d. h. derselben Schöpfungslogik an, wie die Vierfüßler und Reptilien. Alle tierischen Wesen sind lebendig beseelt; von den Pflanzen wird das nicht behauptet — und darin liegt eine feine Unterscheidung, welche besonnene Naturwissenschaft auch heute noch macht, indem sie die Anschauung der Bibel teilt, daß Pflanzen und Tiere derselben „Erde" entstammen.

„Schön" findet die Gottheit das Licht und alle ihre Werke. „Schön" finden wir sie auch. Der Mensch ist im bescheidenen Sinne ein Schattenbild der Gottheit, aber die Gottheit bewährt sich in ihm dadurch, daß er zum Herrscher über die Natur berufen ist.

In „Zeiten", nicht in einzelnen Tagen stellt sich der Werdeprozeß und Entwicklungsgang der Schöpfung dar. Denn es heißt: Und es wurde Abend und es wurde Morgen, als eine dauernde Folge von Tagen. In solchen Verbindungen heißt das hebräische Jom nicht Tag, sondern Zeit.

Das ist die alte Urkunde der Bibel von dem natürlichen Werdegang der Naturentwicklung aus einem geistigen Prinzip. In tausend Jahren werden die Naturforscher und Philosophen in der Hauptsache nichts anderes lehren.

Digitized by Google

Gottscheds Stellung in der vaterländischen Literatur.

Von Eugen Reichel.

[Schluß.]

Aber indem wir diese erste Frage zu beantworten versucht haben, ist uns dabei zugleich die Antwort erwachsen für die zweite Frage: ob durch die geschlossene Vereinigung dieser Bestrebungen das von den Vorgängern Gottscheds geleistete nicht nur noch einmal geleistet wurde, sondern zugleich in gesteigertem Umfange und somit als etwas wesentlich Neues von innen heraus Vertieftes in die Erscheinung trat? Das wesentlich Neue in Gottscheds anscheinend eklektischer Lebensarbeit besteht nun freilich schon allein darin, daß alle diese bisher vereinzelt verfolgten Bestrebungen überhaupt von einem gemeinsamen geistigen Mittelpunkt aus betrieben und vor allem zu dem Zweck betrieben wurden, das deutsche Volk durch eine gründliche Erneuerung und Erweiterung aller Kulturwerte für den notwendigen Daseinskampf zu kräftigen, ihm endlich den Rang und die Machtstellung im Rate der europäischen Völker zu erobern, deren es nicht nur würdig, deren es vielmehr dringend bedürftig war, wenn es nicht überhaupt als Kulturvolk vom Weltschauplatz abtreten wollte. Aber auch wenn man diesen politischen Gesichtspunkt unberücksichtigt läßt, so wird man nicht anders können, als zugeben müssen, daß Gottsched nicht nur die schon von seinen Vorgängern vertretenen Bestrebungen einfach zu einer großen geschlossenen Bestrebung vereinigt, sondern auch zugleich jeder Einzelbestrebung eine größere Tiefe, einen neuen Charakter gegeben hat. Selbst die Philosophie eines Leibniz und Wolf hat Gottsched nicht als einfacher Eklektiker in die klassische deutsche Fassung gebracht, als welche sie in seiner „Weltweisheit" vorliegt; er hat auch sie vielfach durch seine eigene Gedankenarbeit ergänzt und vertieft und einem Kant mehr vorgearbeitet, als man bisher angenommen. Gottsched ist als Dichter und Gesetzgeber der Dichtkunst eine für Deutschland ganz neue Erscheinung gewesen — ein Bahnbrecher, ohne den eine Entwickelung, wie sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stattfand und wie sie, vorausschauenden Geistes, Gottsched selbst vorherverkündet hatte, nie möglich gewesen wäre. Desgleichen sind die Sprachbestrebungen Gottscheds mit denen seiner Vorgänger gar nicht zu vergleichen. Auch die besten Grammatiker und Sprachreiniger des 17. Jahrhunderts blieben an

Digitized by Google

Äußerlichkeiten hängen und besaßen, als Philologen oder Versmacher, gar nicht die Fähigkeit, von Grund aus umgestaltend und schöpferisch zu wirken. Die Kraft des Sprachmeisters Luther war im 17. Jahrhundert erloschen; und die Sprache Luthers selbst war längst veraltet. Es kam darauf an, das durch Opitz gereinigte Lutherdeutsch soweit zu veredeln, daß mit ihm alles und jedes aufs genaueste, vollendetste und zugleich aufs reinste und feinste zum Ausdruck gebracht werden konnte. Dieser Fortschritt über Luther und Opitz hinaus ist und bleibt an die Lebensarbeit Gottscheds geknüpft; und diese Tatsache allein wird und muß genügen, Gottscheds Namen als einen der allerglänzendsten unserer deutschen Geschichte und Kulturgeschichte erscheinen zu lassen.

Gottscheds Lebensarbeit bedeutet also tatsächlich eine Steigerung und Entwickelung alles dessen, was seit 200 Jahren etwa von deutschen Männern in Beziehung auf Sprache, Dichtung und Volksbildung geleistet worden war; und mit dieser Feststellung ist auch zugleich die letzte der drei oben gestellten Fragen erledigt: ob die von Gottsched erzielten Wirkungen derart waren, daß ohne sie eine Erneuerung und Vertiefung unseres geistig-literarischen Lebens (einschließlich des Bühnenwesens) nicht wohl möglich gewesen wäre. Um für den „gutschreibenden Philologen" Lessing (so nennt ihn Eduard Griesebach einmal mit gutem Grunde) die große Stellung zu schaffen, haben die Gegner Gottscheds zwar alles getan, um die Lebensarbeit des „Leipziger Diktators" in ihrem Werte hinabzusetzen. Ohne seine Bücher gelesen zu haben, sprach man den zeitgenössischen Feinden Gottscheds einfach und immer aufs neue die gehässige Dummheit nach, daß er, der bei jeder Gelegenheit erklärt hatte, daß „die Regeln es freilich in einer Kunst nicht machen", die deutschen Dichter habe zwingen wollen, die Regeln für das Wesen der Dichtkunst zu halten. Man übersah absichtlich, daß Gottsched, als er die Deutschen so nachdrücklich auf die technischen Gesetze der Dichtkunst hinwies, nur von der tief künstlerischen Einsicht ausging, daß ohne die Beherrschung gewisser technischer Grundgesetze keine Kunst, also auch keine Dichtkunst, möglich wäre. Man lese seine „Kritische Dichtkunst", man lese die „Vernünftigen Tadlerinnen", den „Biedermann" und die „Kritischen Beiträge" gründlich, und habe dann noch den Mut zu behaupten, daß Gottsched in seinen Kunst*regeln* die Kunst gesehen, daß er die Dichter seiner Zeit nur „schulmeisterlich und engherzig zu sorgsamer Reinheit der Rede und Feile der Form erzogen" habe! Allerdings hat er auch dieses getan; und wir

Digitized by Google

werden es ihm nie genug danken können, daß er der herrschenden Verwilderung mit Nachdruck und Erfolg entgegenarbeitete und den deutschen Dichtern Sinn für eine gebildete reine Sprache, für eine richtige Behandlung des Verses und Reimes, für eine scharfe Unterscheidung der verschiedenen Dichtungsarten anerzog. Aber wichtiger als alles dieses war ihm die Durchsetzung seiner tiefen Auffassung vom Wesen der Dichtkunst und der großen Ansprüche, die er an Dichtung und Dichter stellte. Gottsched erst hat uns diese großen Ansprüche stellen gelehrt; und wir besäßen wahrscheinlich heute keinen Klopstock, Schiller und Goethe, wenn diese nicht von Gottsched gelernt hätten, ihren Beruf hoch aufzufassen. Gottsched hat den Reimer zum Dichter erhoben nicht nur dadurch, daß er selbst ein Dichter (wenn auch kein großer) war und mit priesterlicher Gesinnung auch diese Nebenbeschäftigung ausübte; sondern vor allem dadurch, daß er seine Jünger und Schüler zu Persönlichkeiten erzog, als welche sie *jedem* Beruf mit edlen Gesinnungen nachleben konnten. Die Dichter aus Gottscheds Schule waren nach dem Meister die ersten wirklich adligen Talente; und man mag heute über sie, eben weil sie nur Talente waren, noch so überlegen hinwegsehen — auch ohne diese Männer aus Gottscheds Schule wäre eine Höherentwickelung unserer Dichtung nicht möglich gewesen. Denn selbst ein Klopstock — man werde sich doch endlich darüber klar! — wäre nicht der Sänger geworden, dessen „zugleich ergreifende und erhabene Sprache" das gut vorbereitete junge Deutschland der fünfziger Jahre begeisterte, wenn ihm nicht vorher durch Gottsched ein so glänzend durchgebildetes und bereits in hohem Grade beseeltes Werkzeug: die deutsche Dichtersprache, geschaffen worden wäre. Wohl hat Klopstock diese beseelte Dichtersprache Gottscheds noch um manche Feinheit, um manchen seelenvollen Ton bereichert; aber seine Arbeit war doch eben nur eine, man darf sagen aufs Geratewohl geglückte, Ergänzung; sie war *Talentarbeit*, die der *Geniearbeit* Gottscheds nachfolgte, des Mannes, der als vielseitiger Gelehrter nicht nur das *ganze* deutsche Sprachgebiet, soweit es für die lebendige Sprache noch in Betrachtung kam, gründlich durchforscht, alle besten Dichter und Schriftsteller der Vergangenheit auf ihre Sprache hin geprüft und jeden Zug der Sprache sorgfältigst erwogen hatte, sondern auch sprachschöpferisch in einer Weise wirksam gewesen war, wie vor ihm höchstens Luther.

Aber kehren wir zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtung zurück.

Digitized by Google

Wir sind uns, ausgehend von der Anschauung, daß Gottscheds Lebensarbeit keineswegs nur literaturgeschichtlich begrenzt ist, darüber klar geworden (so weit es in dem eng gezogenen Rahmen eines Aufsatzes geschehen konnte), daß Gottscheds Stellung in der deutschen Literatur bisher ganz unzureichend, um nicht zu sagen von Grund aus falsch, beurteilt worden ist. Mit einer Gehässigkeit und Kurzsichtigkeit ohne Gleichen ist nicht nur der Inhalt seiner Gesamtlebensarbeit, der völkisch-politische Charakter seiner weit ausgreifenden Tätigkeit stets von der Nachwelt übersehen worden; sondern auch seine schriftstellerische Tätigkeit im engeren Sinne hat seit etwa 150 Jahren eine ganz kümmerliche Schätzung erfahren. Ihre Erklärung findet diese seltsame Tatsache in dem Umstande, daß man Gottscheds dichterische und kritische Leistungen, unter Beiseitesetzung des geschichtlichen Standpunktes, an den dichterischen und kritischen Leistungen seiner durch ihn erst erzogenen, durch ihn reich beschenkten und belehrten Nachfolger gemessen und für zu gering befunden hat. Weil der Mann, der nicht nur unser ganzes geistiges Leben erneuert und neu befruchtet, sondern zugleich auch die seiner Zeit gestellte völkisch-politische Hauptaufgabe glänzend gelöst und das deutsche Volk nach langer geistiger und völkischer Zerrissenheit auf den festen, einigenden Boden einer gemeinsamen Schriftsprache, eines gemeinsamen, auch die Vergangenheit umfassenden Schrifttums gestellt hatte, — weil dieser gewaltige Mann auf einem Einzelgebiet seiner nach den verschiedensten Seiten hin bahnbrechenden Lebenstätigkeit von dem, in allem Wesentlichen durch ihn und seine gehaltvollen Bücher erzogenen, dichtenden und kritisierenden Nachwuchs überholt worden war und dafür den wohlfeilen Hohn der ihn überflügelnden Dichter und Schriftsteller über sich hatte ergehen lassen müssen: darum hat er uns seit 150 Jahren für das Musterbild eines schlechten Dichters, eines verständnislosen, pedantischen Schrift- und Kunstrichters gegolten. Wie unrecht man dem herrlichen Manne, der sein ganzes Leben und Behagen für Volk und Vaterland opferte, mit dieser Verurteilung getan hat, wird, wie ich hoffe, auch den Lesern dieses Aufsatzes klar geworden sein, die meine verschiedenen Gottsched-Werke*) noch nicht kennen. Sie werden von meinen Darlegungen doch wenigstens den Eindruck empfangen haben, daß Gottscheds Stellung in der vorklassischen Zeit der deutschen Literatur nicht

*) Ein Gottsched-Denkmal (1900). — Gottsched, biographische Skizze (1900). — Gottsched der Deutsche (1901). — Kleines Gottsched-Denkmal (1901). — Kleines Gottsched-Wörterbuch (1902).

Digitized by Google

nur eine zu Unrecht bestehende, auf die Unreife der damaligen Deutschen sich gründende, an sich wertlose „Diktatur" war, sondern sich aus einer tiefen völkischen Notwendigkeit heraus, zu einer Machtstellung entwickelt hatte. Wie der junge Gottsched (was ich an dieser Stelle noch in aller Kürze einschalte) mit seinen epochemachenden Zeitschriften „die vernünftigen Tadlerinnen" und „der Biedermann" dem deutschen Volke urplötzlich eine vornehme, mit allen Säften damaliger Gelehrtenbildung genährte witz-, geist- und anmutreiche, von ganz modernem Geiste erfüllte, von seinen Nachfolgern gründlichst ausgebeutete Unterhaltungsliteratur schuf, die, indem sie zu unterhalten schien, doch zugleich erzog, aufklärte und gesellschaftlich reformierte; wie er in ihnen zumal die Frauen zur Teilnehmung an dem neuerwachenden geistigen und künstlerischen Leben zu veranlassen, ihnen ein größeres Selbstbewußtsein zu erwecken wußte — so hat auch der reifere und gereifte Gottsched bis an sein Lebensende zielbewußt für eine Veredlung und Vertiefung unseres gesamten Schrifttums gewirkt. Er machte die deutsche Sprache von allem Wust und Fremdwörterunwesen rein, bereicherte, glättete, beseelte sie und bildete sie zu einem geschmeidigen Werkzeuge für den Dichter, Schriftsteller und Redner aus. Er brachte den Inhalt, die hohe Begeisterung, die völkische Empfindung in die deutsche Dichtung. Er lehrte die deutschen Dichter, daß „die Poesie ihren Grund im Menschen selbst"; daß sie „ihren ersten Quell in der Gemütsneigung des Menschen" habe; daß „die Verse das Wesen der Poesie nicht ausmachen, viel weniger die Reime"; daß „dichten erfinden heiße, nicht aber skandieren und reimen"; daß „die Natur der große Gegenstand des Dichters" sei; daß „die größte Kunst des Dichters in rechter Ausdrückung der Gemütsbewegungen bestehe"; daß der Dichter „eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsinnigkeit und einen großen Witz*) von Natur besitzen" müsse; daß aber zugleich „keine Wissenschaft von seinem Bezirke ganz ausgeschlossen" sein dürfe; daß ihm „eine gründliche Kenntnis des Menschen nötig, ja ganz unentbehrlich" sei; daß er ein „hoher Geist", ein Philosoph sein und eine sehr feine Beurteilungskraft sein eigen nennen müsse. Und alles das lehrte er nicht etwa erst zu einer Zeit, als bereits das neue literarische Zeitalter über Deutschland hereingebrochen war. Schon im Jahre 1726 hatte er gesagt: „es gehört zu einem rechtschaffenen

*) Des Dichters Witz ist eine Gemütskraft, welche die Ähnlichkeit der Dinge leicht wahrnehmen und also eine Vergleichung zwischen ihnen anstellen kann.

Digitized by Google

Poeten eine mehr als gemeine Geschicklichkeit, ein sonderbares (eigenartiges) Naturell, ein richtiger, durchdringender Verstand, eine fruchtbare lebhafte und lautere Einbildungskraft. Diese hohe Gabe wird weder durch die Kunst noch durch das Studium zuwege gebracht. Sie ist schlechterdings ein Geschenk des Himmels und zeigt einen großen Geist an. Groß ist er in der Beurteilungskraft, welche sich alles vernünftig, das ist: der Wahrheit und Natur gemäß, vorstellt. Groß ist er auch wegen der Lebhaftigkeit, welche alles mit einem großen Reichtum der annehmlichsten Gedanken vorstellt, und ihren Werken dadurch eine besondere Schönheit mitteilt. Wie nun die Beurteilungskraft ohne Geist ganz kalt und matt ist: so ist der Geist ohne die Beurteilungskraft ausschweifend und blind. . . . . Mit einem Worte: Zu einem vollkommenen Poeten gehört eine gleiche Mischung von Vernunft und Einbildungskraft, von Nachdruck und Lieblichkeit, von Einsicht und Zärtlichkeit; eine allgemeine Beredsamkeit und besondere Tiefsinnigkeit. Man tut also der Poesie ein großes Unrecht an, wenn man dasjenige, was eine bloße Wirkung der Einbildungskraft ist, für Proben der wahrhaftigen poetischen Geschicklichkeit angibt. Der Unverstand derer, die also urteilen, macht, daß sich Idioten zu Poeten aufwerfen, denen etwa ein Madrigal, oder eine gereimte Überschrift oder ein Glückwunsch gelungen ist, daran die bloße Einbildungskraft in ihrer natürlichen Unmäßigkeit Teil gehabt. Zu dergleichen Dingen ist nicht ein Fünkchen von demjenigen himmlischen Feuer nötig, welches nur außerordentlichen Geistern eigen ist." Solche Forderungen waren bisher in Deutschland nicht gestellt worden. Mit ihnen hob er Dichter und Dichtung auf eine noch von keinem Deutschen geahnte Höhe; mit ihnen trat er dann auch an die ganz verwahrloste deutsche Schaubühne heran und machte sie endlich zu der Kunstanstalt, die zugleich eine Bildung- und Erziehungstätte für das Volk sein oder doch werden sollte. Er forderte für das Drama einen ausgesprochenen aber von sittlichen Ideen geadelten Realismus. Er verlangte, daß einerseits die rohe Gemeinheit der Hanswurstiaden beseitigt, andrerseits die sinnlos ausschweifende Phantasie in die Schranken der Vernunft gebannt würde. Er bekämpfte den Monolog, das Beiseitesprechen; verurteilte die witzige und gezierte, dem Wesen des Dramas nicht entsprechende Redseligkeit und brachte zum erstenmal den Anspruch zur Geltung, daß auch auf der Bühne vor allem die Sprache des Herzens zu Gehör kommen müßte. Zugleich bekämpfte er die italienische Oper mit ihren theatralischen Unsinnigkeiten und

Digitized by Google

zeigte dem musikalischen Drama ein Ziel, das später von Gluck verfolgt und mit genialer Einseitigkeit von Richard Wagner erreicht wurde.*) Daneben setzte er es durch, daß ein wirklich einheitliches Zusammenspiel gepflegt, der Bühnenausstattung die nötige Sorgfalt zugewendet und eine den Stücken angepaßte Zwischenaktsmusik eingeführt wurde. Ja, er gab sogar umständliche Anweisungen für die Erbauung eines seinem Zwecke besser entsprechenden Bühnenhauses; und auf Grund dieser Anregung wurde dann 1749 in Leipzig das erste den halbrunden Zuschauerraum enthaltende Theater gebaut, daß den bis dahin üblich gewesenen langen Theatersaal verdrängte.**)

Alle diese mehr theoretische Bühnenreformarbeit wurde dann durch seine dramatischen Dichtungen praktisch ergänzt; zumal sein „sterbender Cato", der urplötzlich die Blicke Deutschlands und der ganzen gebildeten Welt auf den Dramatiker Gottsched lenkte, wird in alle Zukunft für ein epochemachendes Werk (wenn allerdings auch nicht für ein dramatisches Kunstwerk ersten Ranges) zu gelten haben. Was Gottsched ferner mit seiner zweibändigen „Weltweisheit", seiner „Redekunst" und seinen zahlreichen Reden für die Entwickelung unserer Sprache und für die Vertiefung unseres geistigen Lebens geleistet; wie er mit seinen Übersetzungen hervorragender Werke Deutschland mit einer Fülle gelehrten Wissens bereicherte; wie er durch seine allgemein verständlichen naturwissenschaftlichen Arbeiten die Geister auch des Volkes zur Freiheit erzog und mit ebenso vernünftigen wie fruchtbringenden Anschauungen erfüllte; wie er durch die mühselige Übertragung des Baylischen „Wörterbuchs" einerseits der deutschen Sprache das ganze Weltreich des menschlichen Geistes eroberte, andrerseits eine Aufklärungsarbeit größten Stils verrichtete: das alles kann ich hier nur flüchtig erwähnen, wie ich es mir denn überhaupt versagen muß, den ganzen Umfang der Lebensarbeit Gottscheds unter Betrachtung zu stellen.

Wollen wir die Stellung Gottscheds in der deutschen Literatur kurz und möglichst erschöpfend kennzeichnen, so werden wir sagen müssen:

---

*) Man vgl. hierzu meine Essays „Gottsched und das deutsche Musikdrama" (Nordd. Allgem. Zeitung, Beilage vom 29. und 30. Juni 1901) und „Gottsched und Johann Adolf Scheibe" (Sammelhefte der internationalen Musikgesellschaft, Augustheft 1901).

**) Ausführliches hierüber in meinem Hauptwerke „Gottsched-Denkmal" oder auch in der biographischen Skizze „Gottsched".

Digitized by Google

daß er zu einer Zeit, in der die deutsche Sprache so ziemlich den höchsten Grad einenteils ihrer Verknöcherung, anderenteils ihrer Verwilderung erreicht hatte, daran ging, die deutsche Sprache nicht nur besonnen und geschmackvoll von allen Fremdwörtern zu reinigen, grammatisch und stilistisch zur Vollendung zu bringen, sondern auch zur allgemein herrschenden in der Literatur und der deutschen Gelehrtenwelt zu machen —

daß er die deutsche Dichtung des Opitz und seiner Nachfolger bis hinab zu Günther formell und inhaltlich auf eine höhere Stufe hob, ihr die bindenden und heilsamen Gesetze für die Zukunft gab, den Reimer zum Dichter, den haltlosen, kaum etwas Empfindung, geschweige denn Geist verbrauchenden Poeten zum sittlich hochstehenden Charakter, zum philophisch vertieften, mit Welt- und Menschenkenntnis ausgestatteten, zum Schauen befähigten Künstler erzog —

daß er das deutsche Drama auf eine vernunftvolle künstlerische Grundlage stellte, es aus den Tiefen leerer Phantasterei, nichtigen Liebeswirrwarrs und gemeiner Zotenhaftigkeit auf die Höhe einer völkisch-politischen (Cato), einer religiös-politischen (Bluthochzeit) und einer sozial-politischen (König Agis) Anschauung emporführte und ihm vor allem einen für künstlerische Zwecke geeigneten Boden schuf —

daß er die Befreiung des deutschen Geistes und Schrifttums vom Ausland, zumal von Frankreich, mit aller großzügigen Kraft anbahnte und aus diesem Grunde die kritiklose Milton- und Shakespeareschwärmerei als etwas Unheilvolles ebenso sehr bekämpfte, wie die kritiklose Schwärmerei für französische Literatur und italienischen Opernsingsang —

und daß er endlich unsere bis dahin nahezu gehaltlose Literatur mit einem Inhalt erfüllte, der sich über das ganze Gebiet der Wissenschaft, der Philosophie und aller für das Gesellschaftleben eines Kulturvolkes in Frage kommenden Werte und Verhältnisse erstreckt.

Gottsched ist, wie der erste moderne deutsche Gelehrte, so auch der erste wahrhaft moderne deutsche Schriftsteller, der erste auf dem Boden unbedingter Weltlichkeit stehende Dichter und Literaturgesetzgeber; der Schöpfer unserer klassischen Prosa und Versprache — mit ihm scheidet sich die neue Zeit von der alten. Ein Klopstock, Wieland, Herder, Lessing, Goethe, Schiller u. s. w. wären ohne Gottsched und seine allumfassende Vorarbeit undenkbar. Den

Digitized by Google

Dichter Gottsched haben seine größten dichtenden Nachfolger weit überflügelt — und gerade darin besteht einer der größten Erfolge der Lebenstätigkeit des Altmeisters. An die große literarische Persönlichkeit, an den völkischen Charakter Gottscheds reichen jedoch auch seine größten Nachfolger nicht hinan; und an der Wirkung der Lebensarbeit dieses einen großartigen Volkserziehers und Volksaufklärers gemessen, erscheint die Wirkung aller späteren Klassiker geringfügig. Es wird eine Zeit kommen, da man die Klassiker aus Gottscheds Schule nicht mehr wird lesen wollen, da man sich noch entschiedener als heute schon von ihnen abwenden und auch für die Literatur nach einem neuen großen, völkisch bedingten Inhalt (ganz im Sinne Gottscheds) verlangen wird. Die Stellung Gottscheds aber wird unverrückt bleiben; denn sie ist eben für die Entwickelung unseres Volkes von entscheidender Bedeutung gewesen; und ihre Wirkungen werden, eben weil sie allgemeine völkische Wirkungen gewesen sind, noch nach Jahrhunderten zu spüren und nachzuweisen sein.

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen."

Nur ein deutscher Mann durfte das im 18. Jahrhundert von sich sagen — nur die faustische Natur, die mit unvergleichlichen Riesenkräften einem ganzen Volke die Möglichkeit geschaffen hatte, eine höhere Kulturstufe zu ersteigen.

Es wird hohe Zeit, daß wir uns darüber klar werden.

Antik und Modern.

Von Karl Scheffler.

Immer wieder ist die Rede von den ewigen Schönheiten der Antike, von der unerreichbaren Höhe der alten Vorbilder. Und jedesmal auch regt sich dagegen der Widerspruch modern empfindender Menschen. Die offiziellen Vertreter der bildenden Kunst, die Akademiker und ihre lange Gefolgschaft, nehmen mit großer, sittlicher Geste diese „ewigen Schönheiten" für ihr Ideal in Anspruch; die geringere Zahl ursprünglich talentierter Künstler

Digitized by Google

aber, die in eine Sezession gedrängt worden sind, eifert laut gegen solche Anmaßung und gegen die so unduldsam auftretende Meinung. Dennoch kommen auch sie nicht von einer innigen Sehnsucht nach der in der antiken Kunst verkörperten Harmonie los und aus ihren Reihen gehen sogar Persönlichkeiten hervor, die das große Erbe in demselben Maße mehren und ehrlich verwalten, wie sie an selbständiger Künstlerschaft zunehmen. Die Akademiker finden zu diesem Erbe nur das Verhältnis gedankenloser, selten geschmackvoller Nutznießer, die den Schatz verbrauchen, anstatt mit ihm zu wuchern. Selbst den großen Worten dieser unproduktiven Naturen liegt aber ein wahres, eingeborenes Gefühl zu Grunde. Wenn ein Reinhold Begas überlegen von dem Streben seiner Schule nach dem Erhabenen spricht, so ist das, angesichts der von ihm gelehrten Kunst, die mehr mit trockenen Allegorien als mit freier Anschauung, mehr mit dem Modell als mit dem Ideal zu tun hat, eine oratorische Leistung, die nur heiter stimmen kann; dennoch ist die Empfindung, die diesen Künstler antreibt, von den „ewigen Schönheiten der Antike" zu reden, nicht künstlich, sondern beruht auf einer Art von innerer Nötigung. Er und die seines Geistes widersprechen sich schließlich mit Wort und Tat nicht mehr, als es etwa eine Meuniernatur tut, die, allen Kultureindrücken fliehend, auf die Stätten der Arbeit geht, um eine aus sozialem Mitleid geborene Kunst zu pflegen, und die dort, im Ruß und Qualm des Elends, etwas von jener ewigen Schönheit lebendig wiederfindet. In beiden Fällen ist das, worauf das tiefste Gefühl — dort nachempfindend, hier bildend — zielt, ein Wert, dem wirklich Ewigkeit, nach geschichtlichem Maß gemessen, innewohnt. Im akademischen Künstler bleibt dieser Kunstwert, trotzdem gerade er mit deklamatorischem Eifer dafür eintritt, unfruchtbar, wird zur Krücke der unsicher tastenden Schönheitsempfindung; im schaffenden Talent metamorphosiert er sich und treibt, fortzeugend, neue Bildungen hervor.

Gerade jetzt ist der Streit besonders heftig geworden, weil unser Kaiser oft Gelegenheiten gesucht hat, seine Kunstanschauungen mit tendenziöser Schärfe öffentlich auszusprechen. Was er sagte, ist nicht außergewöhnlich, denn ähnliches kann man heute noch auf manchem Lehrstuhl für Kunstgeschichte hören, und in den Kreisen der akademischen Künstler bildet solches Meinen ja sogar die Richtschnur für das ganze Schaffen. Es ist die Betrachtungsweise, die der selige Lübke in unzähligen Auflagen einer schlechten Kunstgeschichte über die deutschen Lande verbreitet hat. Der

Digitized by Google

Kaiser müßte eine besondere kunstkritische Begabung, einen ursprünglichen Blick für das in unserer kulturlosen Zeit so schwer zu erkennende lebendig Schöne haben, müßte mehr Zeit, als ein Regierender erübrigen kann, auf das Studium der Künste verwenden, um sich von der akademischen Meinung zu emanzipieren. Wie er aber erzogen worden ist, im engen Rahmen der geltenden Anschauungen, umgeben von den Vorurteilen artistischer Machthaber, die nur auf Grund absoluter Genielosigkeit zu ihren Posten gelangen, abgeschlossen von den Anschauungslehren des sozial sich evolutionierenden Lebens, woraus die moderne Kunst ihre beste Kraft zieht, als aus dem machtvollsten Lebenswirken der Gegenwart, kann er kaum anders empfinden, als seine Reden es aussprechen. Und bestärkt muß ihm die Meinung ja werden durch den lauten Beifall einer Majorität von Künstlern, die für die würdigsten gelten, die den aggressiven Ton seiner Rede bejubeln, weil die Spitze sich gegen ihre Feinde, die Leute von ursprünglichem Talent, richtet. Solange es Akademien gibt, wird die Tradition stets falsch verwaltet werden; und daß die Anschauung des Fürsten sich mit dem Geiste seiner Akademien deckt, darf nicht Wunder nehmen. Staatliche Kunstinstitute können nur nach Regeln unterrichten, eine Menge mittelmäßig begabter Individuen sind nur mittelst eines Systems zu erziehen. Die Persönlichkeit sieht sich stets vor der Aufgabe, ein ganzer Kerl trotz der Kunstschulen zu werden. Solange jährlich Hunderte von kleinen Handwerkstalenten zwecklos zu Brotkünstlern gemacht werden — denn das Bedürfnis der Fürsten nach guten Kunstarbeitern, das die Akademien in den Residenzen einst entstehen ließ, ist ja längst gegenstandslos geworden — und mit einer Idealität operiert wird, die weder tot noch lebendig ist, muß Tradition mit Archaismus verwechselt werden. Ohne „Anlehnung an die Meister der Vergangenheit“ würden die Impotenten einfach umfallen. Das in großen Kulturperioden genial Geschaffene wird ein Raub der Kleinen und mit der Schönheit, die heiß aus den nach innerer Freiheit ringenden prophetischen Artistennaturen einst aufstieg, drapiert die Alltagsnatur dreist und dumm ihre Handwerksarbeit. Und der Kunstbeurteiler, der Theoretiker, der nicht genug in sich hat, um neue Möglichkeiten der Schönheit im Wachsen und im Wechsel der lebendigen Erscheinungen zu sehen, stützt sich in solchen Zuständen wieder auf die geltende akademische Kunst und vertieft mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die allgemeine Unselbständigkeit.

Digitized by Google

Trotzdem: Wäre alles, was in den letzten Jahren im Namen der „ewigen Schönheit" gesagt und getan wird, ganz auf Irrtum gegründet, so hätte die verborgene aber allmächtig wirkende Wahrheit schon korrigierend eingegriffen. Das Verderbliche besteht darin, daß die Meinung, die sich auf solch großes Maß von äußerer Macht stützt, sich auf ein in Wahrheit noch lebendiges Ideal beruft, daß man vor den emphatisch ausgesprochenen Theorien schweigen muß und nur vor den einzelnen Werken des Epigonentums die Stimme erheben kann. Der Kaiser hat unrecht, Lüpke doppelt und die akademischen Künstler haben zehnfach unrecht; aber, abgesehen von der falschen Anwendung, haben sie alle in einer gewissen Beziehung auch wieder recht. Wenn an den Festtagen der Knnst mit feierlichen Worten von der Tempelschönheit antiker Kunst geredet wird, äußert sich, neben der Phrase, eine lebendig fortwirkende, unzerstörbare und darum so leicht zu mißbrauchende Empfindung, dieselbe, mit der der moderne, nur vom sichtbaren Leben lernende Künstler sich beständig herumquält und die umzumünzen seiner im Naturalismus so oft verzettelten Kraft nur selten gelingen will. Darum ist es eine der lehrreichsten Aufgaben, das bleibend Schöne der antiken Kunst zu erkennen. In solcher Untersuchung wird es sich zeigen, wie verderblich die falsche Anwendung dieser „ewigen Schönheit" ist, und wie allein das Erbe nützlich verwaltet werden sollte. Auch kann so zur Anschauung gebracht werden, welche Riesenarbeit die ernst ringenden Künstler unserer Zeit zu leisten haben, um von der Wahrheit zum Stil zu gelangen. Es wird die Rede sein von dem, was in der Kunst vom Physischen und was vom Psychischen ausgeht, von dem Widerstreit zweier Prinzipien, die der Einheit zudrängen und von denen die Kunstparteien der Gegenwart je eines antagonistisch vertreten.

Wenn man, in ganz profaner Stimmung, einen reinen Akkord auf dem Klavier anschlagen hört, wird ohne weiteres ein Wohlgefallen erregt. Die Erkenntnis bleibt aus dem Spiele, man hat es ausschließlich mit einem Reiz zu tun. Die Vibrationen der Saiten gehen auf den Hörnerven über, und deren Schwingungen erzeugen ein angenehmes, aber ganz gegenstandloses Gefühl, das schnell genug mit den Tönen wieder abklingt. Folgen sich mehrere Akkorde, ohne daß doch eine Melodie gebildet wird, so teilen sich die Schwingungswellen der Hörnerven dem ganzen Körper mit, die

Digitized by Google

physische Erregung wächst und erlangt einen Grad, daß von ihr auch das geistige Lebensgefühl wachgerüttelt wird. Die Gefühle lösen sich aus ihrer Gebundenheit und reiten auf den zitternden Nerven, als hätten sie nur der Gelegenheit zur Bewegungsmöglichkeit geharrt; durch den anhaltenden Reiz ist ein Zustand der Empfänglichkeit geschaffen. Folgt nun eine Melodie, das heißt: ein musikalisch übersetztes Gefühl,*) so wird der gegenstandlosen Erregung ein Zielpunkt gegeben, die durch Reize gesteigerte Lebensempfindung wird jenem in der Melodie kristallisierten Gefühle dienstbar gemacht.

Dieser einfachste musikalische Vorgang wiederholt sich prinzipiell in der bildenden Kunst. Eine Anzahl geometrisch angeordneter Kreise wirken aufs Auge, wie die Akkorde auf das Ohr. Wie die Hörnerven von den Vibrationen der Saiten zum Mittönen gebracht werden, weil die periodischen Schwingungen hier und dort zusammenfallen, so werden die Sehnerven von den Kreisgebilden erregt. In beiden Fällen manifestiert sich, im Ton wie im Kreis, ein Gesetz, das ein gleiches Gesetz im menschlichen Organismus grüßt. Jedes Ornament verkörpert mehr oder minder rein eine Gesetzmäßigkeit — der Kreis z. B. die des vollkommenen Ausgleiches zentrifugaler und zentripetaler Kräfte — und die wohltuende Wirkung der schönen Linie auf das Auge ist ein durch Schwingungsreize hervorgerufener Effekt. Näheres über die Natur dieser Reize erfährt man bei der Betrachtung der Ornamentkunst. In einer Weise ist eigentlich jeder Mensch Ornamentiker: In der Schrift. Auch zeichnet man, im halben Bewußtsein, wohl Liniengespinste vor sich hin, wie man eine Melodie summt oder ein Lied pfeift. Das Ornamentale der Schrift entsteht als eine unbewußte Äußerung des Temperamentes. Nun ist die Graphologie eine Wissenschaft geworden, die oft verblüffend richtig aus der Schrift auf den Charakter des Schreibenden zu schließen weiß. Sie macht ihre Analyse im wesentlichen an der Hand von fragmentarischen Ornamentlinien, die direkt aus dem Temperament fließen. So ergibt sich der Schluß, daß halbe Gefühle, unklare Empfindungen sich der Linie zum Ausdruck bedienen und daß der Empfängliche, auf Grund der Reize, die für ihn von diesen Linien ausgehen, auf dem Wege über das Orna-

*) Jedes Gefühl hat, wenn es sprachlich objektiviert wird, einen bestimmten Tonfall, der allen Menschen gemeinsam ist. Solch musikalisch gereinigter Tonfall: Das ist die Melodie.

Digitized by Google

mentale jene Geisteskräfte aufspüren kann. Wenn man der Erscheinung nachgeht, so findet man, daß es die im Organismus zuckenden, schwingenden und sich durchkreuzenden, die dort inkarnierten Gesetze sind, die sich in solchem Linienspiel manifestieren, und, wie auf hundert anderen Wegen, auch auf diesem zur Selbstbespiegelung drängen. Ebenso wie die im Körper organisch geketteten Gesetze sich im Spiel der Kunst zu objektivieren trachten, werden sie — und mit ihnen das Organ, woran sie gefesselt sind — erregt, wenn das in einem Ornament restlos kryställisierte verwandte (oder gleiche) Gesetz durchs Auge zu ihnen dringt und eine Entladung ihrer Spannung hervorruft. Beim Produzieren von Ornamentlinien reizt die Psyche die Nerven und diese verleihen dem Seelischen konkrete Gestalt; beim Empfinden von Ornamentlinien werden umgekehrt die Nerven zuerst gereizt und dieser Reiz rüttelt, je nach der Art seines Charakters, die spezifischen, den Nerven attachierten Empfindungen wach.

Das architektonisch angewandte Ornament wirkt nicht durch solchen Linienreiz allein, es hat auch die Aufgabe, das Kausalitätsbedürfnis zu befriedigen. Es gibt etwas zu stützen, zu umklammern, zu verbinden. Nur scheinbar, denn in Wirklichkeit tut es das Material. Aber das genügt dem Menschen nicht; er will nicht nur wissen, daß ein Lagerndes gestützt, ein Strebendes gehalten ist, sondern sehen, wie es geschieht. Und da der tote Stoff sein statisches Geheimnis nicht dem Auge preisgibt, so dichtet der Künstler dem Material menschliche Instinkte an, erfüllt es mit dem in seiner Körperlichkeit schwingenden Gesetz — das ja, wenn auch in anderer Objektivation, dasselbe wie das im Material wirksame ist — er vermenschlicht das Material: Das ist dann Kunst. Eine Paraphrase über die leise das Bewußtsein kitzelnden Gesetze, deren Objektivationen in ihrer Summe der menschliche Körper sind! In diesem Vorgang enthüllt sich das Wesen aller ornamentalen, das heißt aller auf Reiz beruhenden Kunst: Sie ist ein Reflex unserer sicher in sich ruhenden körperlichen Architektur. Da dieselben Kräfte unsern Organismus und alles Lebendige nach allgemeinen Regeln bauen, sehen wir in der Natur das Ornamentale überall dort, wo ein Verwandtes sich dem Auge zeigt, wo die gleichen, verschieden objektivierten Gesetze sich grüßen. Die Symmetrie ist angenehm, weil wir selbst symmetrisch gebaut sind, der Rhythmus berührt uns freudig, weil alles in uns, vom klopfenden Herzen bis zum eilenden Schritt rhythmisch ist, und weil wir dem die Zeit teilenden Tempo ein

Digitized by Google

solches, das den Raum gliedert, als Gleichnis entgegenzustellen trachten.

Dieses Spiel des Gesetzes mit sich selbst geht durch den ganzen architektonischen Teil der bildenden Kunst. Selbst die ernste Baukunst ist nur in geringem Grade auf bewußte Erkenntnis und viel mehr auf die Reizzustände der Körperlichkeit angewiesen. Der Instinkt für statisches Wirken, der selbstherrlich waltet, ist Führer des Baumeisters. Wer diesen lebendigen Instinkt durch Tabellen der Graphostatik, durch das wissenschaftliche Bewußtsein der Rechnung ersetzen zu können meint, wird nie nennenswerte Kunstformen erfinden. Architekturbildungen von bleibendem Wert werden nur mittelst des nachwägenden Instinktes, dem die im Lebensgefühl schwingenden Gesetze das Wort soufflieren, nur durch die anthropomorphosierende Phantasie geschaffen. Es ist unzweifelhaft, daß all diese von Reizen befruchteten Instinkte bewußter Erkenntnis zudrängen; artistisch schöpferisch bleiben sie aber nur, solange sie die Bewußtseinsschwelle nicht überschreiten. Erfahrung und Logik haben großen Anteil an Werken der Baukunst, denn was man einige Male gefühlt hat, wird zur Erfahrung und läßt sich hinterher fast logisch beweisen; das eigentlich Artistische am architektonischen Kunstwerke ist jedoch mittelst der Erkenntnis weder zu produzieren noch zu verstehen: Es ist angewiesen auf automatisch sich auslösende Reizzustände.

Alle Erscheinungen des Kunstgefühls dieser Art, die ich das „Ornamentale" nenne, sind Produkt des lebendigsten Lebenswillens, freudigster Daseinsbejahung. Der Zustand des Produzierenden wie der des Genießenden geht aus dem im schwingenden Lebensgefühl entsiegelten Gleichklang innerer und äußerer Gesetzmäßigkeit hervor. Zwischen Künstler und Laien besteht der Unterschied, daß bei jenem das innere Gesetz das äußere aufsucht, während bei diesem das äußere auf das innere wirkt. Ohne Erhöhung des physischen Wohlbehagens ist ein Verhältnis zur „ornamentalen" Kunst nicht denkbar; die lebhafteste Bejahung des Daseins ruft die reichsten Reizzustände und damit das höchste Kunstgefühl hervor. Wo immer eine Manifestation verwandter Gesetzmäßigkeit sinnlich erfaßt wird, entsteht eine Schönheitsempfindung. Vor einem Linienornament ist der Vorgang relativ einfach und übersichtlich; komplizierter wird er, wenn an Stelle des Ornamentes der Körper des Menschen oder des Tieres tritt. Eine Menge von sich ergänzender Gesetzmäßigkeit dringt dann ins Auge und

Digitized by Google

ruft ein ästhetisches Vergnügen hervor, das doch ganz ornamentaler Art bleibt, solange gewisse Bedingungen gelten.

Während ich dieses schreibe tummelt sich vor dem Fenster eine Schar von Tauben. Einige flattern auf, fliegen hoch im Kreise und lassen sich schwebend nieder, andere hocken auf den Gesimsen des gegenüberliegenden Hauses oder jagen sich im Spiel der Geschlechter. Ein besonderer Gegensatz fällt auf: Alle Stellungen, die rein automatisch sind, alle Gestalten des Fliegens, Schwebens, Emporsteigens und Sinkens, alle Bewegungen der im steten Ausgleich der Kräfte sich beherrschten Körperlichkeit sind dem Auge harmonisch und angenehm, wirken als Schönheit. Sobald aber eines der Tiere unter dem Zwange einer psychischen Erregung steht, wenn es, aufmerksam gemacht durch ein Geräusch, über das Gesims hinunteräugt oder im geschlechtlichen Trieb das Weibchen umkreist, zeigen sich Bewegungen, die von jenen ersten prinzipiell verschieden sind, die dem Auge nicht mehr harmonisch und schön, sondern bezeichnend — grotesk erscheinen. Die erste Gruppe der Bewegungen enthält für den Beobachter die Gestaltungen der Grazie, die Erscheinungen wirken als angenehmer Reiz, ohne das Bewußtsein zu beschäftigen: Die Dynamis schafft das Ornamentale; die zweite Gruppe aber umschließt Erscheinungsfolgen, die formal als Dissonanz wirken und zum Bewußtsein, zur Erkenntnis sprechen: Die Dynamis schafft das Charakteristische. Solange der Strom der Kräfte sich selbsttätig, aus dem instinktiven Gefühl des Tieres für Gleichgewicht, reguliert, reizt die Bewegungsfolge das Auge und ist ästhetisch; sobald sich aber der Wille des Tieres im Gehirn konzentriert und jede Bewegung unter die Diktatur einer beherrschenden psychischen Regung gebannt ist, alle Organe in der Erstarrung des furchtsamen Horchens oder Schauens gelähmt erscheinen, verflüchtigt sich jene ornamentale Schönheit. Das Bild ist nicht länger als Reiz angenehm, sondern als Erkenntnis lehrreich.

Dieser Gegensatz ist, vor dem menschlichen Körper sowohl wie vor jedem tierischen, dessen Organismus dem menschlichen in der statischen Disposition verwandt ist, zu beobachten. Wenn der nackte Mensch, im Vollbesitz körperlicher Elastizität unbewußt handelt, wenn er sich seiner Körperlichkeit freut, indem er sie gymnastisch benutzt, sich dem Motorischen ganz hingibt, sind seine Bewegungen, deren einzelne Phasen sich dem Auge linear verbinden, ornamental; wenn er aber von einem psychisch formulierten Willen beseelt erscheint, gehorchen alle Organe einseitig diesem Antrieb

Digitized by Google

und die Bewegung verliert die Reize des Schönen. In Hinblick auf den Charakter wird sie dagegen dann ausdrucksvoll. Tiere wie z. B. die Spinne oder das Schwein können als ganze Erscheinungen nie schön sein, weil nichts in uns der Architektur ihres Organismus antwortet. Je genauer die Proportionen der Kräfte im Subjekt und Objekt übereinstimmen, desto klarer ist das ornamentale Schönheitsbild; je weniger es der Fall ist, desto stärker spricht der Sinn für das Charakteristische. Dort empfindet der Mensch gedankenlos das Verwandte; hier schaut er das Fremdartige denkend an. Eine absolute Trennung findet in der Natur natürlich nicht statt, weil alle Lebenskräfte ineinanderspielen und sich gegenseitig determinieren, weil ja auch der Gegensatz nicht für das Objekt besteht, sondern nur für das anschauende Subjekt. Den Schöpfungen der Kunst gegenüber, in denen eine durchgreifende Sichtung der Anschauung vollzogen wird, ist eine Analyse aber möglich und sehr lehrreich. An der Hand solcher Analyse, die also von den Gegensätzen: Empfindung des Ornamentalen und Erkenntnis des Charakteristischen ausgeht, soll nun der Unterschied zwischen Antik und Modern gezeigt werden.

Die Griechen kannten in der bildenden Kunst fast nur das Ornamentale. Sie ließen die musikalischen Verhältnisse der Dinge auf sich wirken und suchten und fanden jene Reize, die das Lebensgefühl steigern, ohne das Bewußtsein sonderlich zu beschäftigen. Man hat viel von der Mäßigung der griechischen Künstler gesprochen, ihre Beschränkung auf weise Absicht zurückgeführt und dem jungen Kulturvolke einen Kunstverstand a priori zugeschrieben. Alle diese Annahmen können die Wahrheit nicht treffen. Hätte dieses Volk die Welt und das Leben dualistisch erfaßt, wäre ihre Anschauungsform problematisch gewesen, dergestalt, daß eine Ansicht die andere immer wieder in Frage gestellt hätte, so würde dieser innere Widerstreit zuerst in seiner Kunst Ausdruck gesucht und gefunden haben. Betrachtungsweisen, die aus dem Temperament hervorgehen, lassen sich nicht charaktervoll beschränken, ohne ihr Bestes zu verlieren; wenn sie auf die Hälfte ihrer Wesenheit zurückgeführt werden, fehlt dem aus ihnen entspringenden Kunstwerke auch die Hälfte der Wahrheit. Harmonie wird in der Kunst nicht durch Subtraktion erreicht, sondern durch Addition. Die Einheit hellenischer Kultur spricht deutlich von der Eindeutigkeit des Empfindens und Wollens.

Digitized by Google

Gewachsen in dem glücklichsten Klima, organisiert von Menschen, die nicht Furcht vor dunkeln, drohenden Gewalten kannten, in deren Bild von der Hölle sogar die Züge des Schrecklichen fehlten, die selbst das Wirken des Schicksals und die Tragödie des diesem willenlos Unterworfenen noch ornamental, als eine Schönheit höherer Art zu betrachten wußten, deren Lebensgefühl nicht in der Sehnsucht nach dem Jenseits, sondern in der rückhaltlosen Liebe zur nahrungsprossenden Erde wurzelte, entwickelt endlich unter den vorteilhaftesten sozialen Verhältnissen: so wurde diese Kultur harmonisch.

Der Grieche sah die Welt nur von sich aus, ganz subjektiv; das verbürgte ihm die Möglichkeit zur Freiheit der Objektivität. Von der Relativität alles Seins wußte er nichts; für ihn gab es nur Wirklichkeiten und er selbst war sich die erste, die zentrale Wirklichkeit. In dem gesunden, gymnastisch gestählten, von niederer Sklaven-Arbeit nicht verkümmerten Körper, in der von niederen Sklavenlüsten nicht verwirrten Seele vibrierte eine stolze Lebenskraft, klangen alle Harmonien der die Welt mit ihrem Walten erfüllenden Gesetze laut und glückverheißend wieder und jeder Reiz wurde ein Anstoß zum Gefühl der Bejahung. Das in egoistischer Gesundheit sich aristokratisierende Empfinden wandte von allem Sklavenelend verächtlich den Blick. Harmonische, ihrer selbst frohe Menschen machen nie Problemkunst, versuchen nie faustische Werke; sie sind Schöpfer ornamentaler Schönheiten, Hüter der reinlichen Anmut, Hervorbringer und Genießer des edlen, empfindungsreichen, von der Erkenntnis aber abgewandten Wohlklanges. Alles wird ihnen zur Musik: Linie und Form, Gestalt und Bewegung; das Charakteristische liegt ihrer auf die Gegenwart gerichteten Natur fern, weil sie nicht zu zweifeln und fürchten verstehen und das Irritierende abzulehnen wissen. Den Meduſenkopf stellten die Griechen nur als ernstere Schönheit dar, weil das Gräßliche ihrer gestaltenden Phantasie der Darstellung unwürdig erschien. Erfreut wollten sie von der Kunst werden, nicht erschüttert, feierlich erregt, nicht sittlich angepackt — denn das sittliche Gefühl stellte ja nichts in Frage — nur im Genuß des Tages gefördert, nicht durch Erkenntnissorgen aus dem Behagen des ästhetisch-tätigen Zustandes gerissen werden.

Eine Tanzkunst! In all ihrem Ernst war Gesang, in aller Feierlichkeit Rhythmus, in allen Linien Musik und in aller Bewegung der Schritt des seligsten Körpergefühls. Sie bekräftigte das Leben mit frohem Zuruf. Darum brauchte sie nicht das

Digitized by Google

Kolossalische der ägyptischen Kunst, die in nächtiger Unheimlichkeit aus dem strotzenden Lebensgefühl animalischer Sinnlichkeit und dem Geiste schweren religiösen Grauens hervorging, nicht das Groteske der indischen Kunst, die ganz versteinerte, mystische Philosophie war. Da ist nicht wildes Staunen vor dem Unerklärlichen, nicht fromme Demut, nicht eine Spur von religiöser Hysterie. Aber eine edle Genußsucht nach allen Lebensgütern, ein herrisches Verlangen nach dem Ichgefühl: davon geht sie aus. Jeder reine Klang, in dem ein Gesetz schwingt, findet Widerhall in den reinen Verhältnissen des wohlgebildeten Organismus; die Nerven dissonieren nicht, sondern antworten klar dem Anreiz. In dem glückseligen Spiel des Lebensgefühls im Künstlerischen subtilisieren sich die Instinkte für die Wertunterschiede verschiedenartiger Reize; die ästhetischen Empfindungen werden erzogen, indem ein ganzes Volk durch lange Jahrhunderte die Reinheit seines Reaktionsvermögens gegeneinander prüft. Die Säulenordnungen entstehen in einem Werdeprozeß, dessen Bedächtigkeit und nie vom Wege abirrende Logik nur geistig bis zum Fatalismus ruhigen Völkern möglich ist. Wäre diese Kunst geistiger gewesen, so hätten sich die Generationen nicht so willenlos in den Bann einer alles regelnden, nur die Entwickelung in der eingeschlagenen Richtung zulassenden Konvention, die wir als Stil preisen, begeben. Die Einheit entstand, weil das Schöne zum Menschen als Reizzustand kam. Die verwandte Resonanzfähigkeit so vieler beseelter Instrumente, die Rassenreinheit: das war der Stil, vor dem die folgenden Jahrtausende gestaunt haben. Die Maße des Tempels, die Gliederungen, die Verhältnisse, Formen und Formfolgen: alles wurde jahrhundertelang ausprobiert, verbessert und der Vollkommenheit entgegengeführt. Wie das Gebäude dann dastand, im Gleichmaß der Kräfteverteilung, war es ein wundervolles Ebenbild der im Innern aller Griechen — und, im weiteren Sinne, der verwandten Menschheit — schwingenden statischen Gesetzmäßigkeit.

Wie die Baukunst, verfuhr auch die Skulptur in den Grenzen ihrer Aufgaben. Suchte der Baumeister den Wohlklang der Statik, so suchte der Bildhauer den der Dynamik. Er bildete nicht psychische Zustände und die Art, wie eine Leidenschaft das Körperliche ausprägt, gab nicht die grotesk-charakteristischen Bewegungen, die unter dem Zwange einer Seelenregung entstehen, sondern beschränkte sich — nicht weise, weil aus innerer Nötigung — auf die ornamentalen Schönheiten gymnastischer Bewegungen,

Digitized by Google

auf die Unwillkürlichkeiten körperlicher Aktionen, auf das rein motorische Element, in dem das architektonische Gesetz des Körpers sich anschaulich manifestiert. Gottfried Keller hat, dem borghesischen Fechter gegenüber, das schöne Wort von „dem goldenen Zirkel von Verteidigung und Angriff, in dem das Leben sich selbst erhält", geprägt. In einem solchen goldenen Zirkel sind alle Kraftäußerungen der menschlichen Gestalt, wie die griechische Skulptur sie darstellt, eingeschlossen. Stets ist das vollkommene Gleichgewicht dynamisch gegeneinander spielender Kräfte hergestellt und als Folge aus dieser Harmonie ergibt sich, daß die nur mythologisch-konventionell gefaßte geistige Bedeutung einer Skulptur bis zur Poesie gesteigert erscheint. Die Summe der ornamentalen Reize verklärt die dürftige, uninteressante Psychologie dieser Kunst bis zu einem Grade des Weihevollen. Denn diese Reize gehen so tief, sind so reich, wechselvoll und mannigfaltig, die Musik der Gesetzmäßigkeiten tönt so klar aus jeder Einzelheit, daß der Zusammenklang symphonischen Charakter annimmt. Es gibt keine bezeichnenden Sonderzüge, keine charakteristisch sprechenden Übertreibungen, keine sozialen Determinationen und psychischen Bewegtheiten. Immer wird die Erscheinung auf das typisch Schöne zurückgeführt, auf die restlose Inkarnation des den Organismus automatisch leitenden Gesetzes. Diesem Grundsatze gehorcht auch das Beiwerk. Nie sind Gewänder genialer zur Erhöhung des dynamischen Ausdrucks verwandt worden. Ein doppelter Zweck wurde erstrebt und erreicht: einmal mußte das Gewand die Anschaulichkeit körperlicher Bewegungen unterstützen und dann sollte das Bild bereichert werden durch die im Stoff ganz ornamental zu Tage tretenden Gesetzmäßigkeiten. Wie ein Gewand halb dem bekleideten Körper und halb seinen eigenen spezifischen Eigenschaften, die sich im Fallen, Flattern, Knittern und Straffen enthüllen, gehorcht, wie es einmal, im unmittelbaren Konflikt mit der Schwerkraft, ornamentale Formen bildet und daneben, auf dem Umwege über die menschliche Dynamis, mit derselben Schwerkraft in anderer Weise einen Konflikt auskämpft und dabei neue Formbildungen produziert, wie also durch das Gewand wenige Notwendigkeiten hundertfach verschieden illustriert werden: das ist nirgend jemals so vollkommen gezeigt worden, wie in der antiken Kunst. Eine Fülle von Musik geht von einer tatlos, indifferent ruhenden, weiblichen bekleideten Gestalt aus, das Auge schwelgt in den vollkommensten ornamentalen Reizen, das Lebensgefühl erstarkt auf den Schwingungen der Nerven und

Digitized by Google

die unendlich angenehme Erregung gibt ein Gefühl reinen Daseinsglückes.

Eine Tanzkunst! Da sie nur Rhythmus und Musik wollte und nicht anders konnte, als sie tat, trat sie an psychische Probleme nie hinan. Die Skulptur wurde ganz Kind der Architektur, weil das gleiche Prinzip hier und dort waltete und zur Vereinigung drängte. Die Statue war eine Anthropomorphosierung der im Tempelgebälk verborgenen statischen Schönheiten, und die Architektur wurde der dithyrambisch fließenden Dynamik der Skulpturen zur harmonischen Unterlage, zur Folio. Eines wies aufs andere, beides ergänzte sich formal und stellte zusammen den großen feierlichen Klang her. Darum stört es die Anschauung des modernen Menschen nicht im geringsten, wenn einer antiken Statue der Kopf fehlt. Die Schönheit liegt im gegenstandlosen Ornamentalen, das im Körper, nicht im Charakteristischen, das im Kopfe den lebhaftesten Ausdruck findet. Über die einzelnen Versuche der Skulptur, das Gräßliche darzustellen, über die Höllenhunde, Seeschlangen und Drachen muß man lachen. Sie sind so wenig schreckhaft, wie die Erynnien und Meduſenhäupter. Der Grieche war absolut unfähig, das Schreckhafte oder nur Charakteristische darzustellen und darum kam er nie in Verlegenheit, die Grenzen des Grotesken und des Schönen bestimmen zu müssen.

Geschaffen von einer Sonntagslaune der Natur, konnten die Hellenen, als die Ersten, der Kunst den ursprünglichen Blütenschmuck rauben und ein Urbild der Schönheit bestimmen. Alles half ihnen: Klima, Lebensweise, der für eine Kulturbildung so günstige Zustand des Sklavenstaates, die sicher begrenzte, von Sehnsucht unzersplitterte Veranlagung, der vollkommene, in kriegerischer Tätigkeit ausgebildete Körper, die nur in solchen Verhältnissen mögliche Tracht und dann die erstaunliche Resonanzfähigkeit des bei allen im gleichen Takte schwingenden Lebensgefühls. Sie brachten die Kunst der Gesundheit hervor, entsiegelten die Schönheit der im Organismus ewig statuierten Gesetze und schufen grundlegende Beispiele einer statisch-dynamischen Harmonie. Darum konnten sie Schönheitswerte prägen, die mit dem Wort „unsterblich“ bezeichnet werden dürfen. Nicht ihre Kunst als Ganzes ist „ewig“, sondern nur das in so großer Fülle darin enthaltene Ornamentale, einerlei, ob es als Arabeske, Architekturform oder in der Darstellung menschlicher Körper auftritt. Unsterblich, so lange sich das architektonische Gesetz des menschlichen Organismus nicht ändert, in dessen Grundelementen die Griechen

Digitized by Google

vollkommene Gleichnisse gefunden haben. Mehr als Gleichklang kann es nicht geben und das ist in der antiken Kunst erreicht. Jede Kunst des sich am körperlichen Kraftgefühl entzündenden Glückes, der Gesundheit, wird mit der griechischen verwandt sein. [Fortsetzung.]

Das Rote Kreuz in seiner humanitären Bedeutung.

Von Major von Strantz.

Das den humanitären Bestrebungen unsrer Zeit in praktischer Weise Betätigung gebende Rote Kreuz stellt die Solidarität aller durch das Band der Menschlichkeit und der Nächstenliebe verbundenen Völker in ebenso feierlicher als beredter Weise dar.

Angesichts der zunehmenden Furchtbarkeit des Krieges bleibt jetzt keine Nation den Leiden der anderen gegenüber teilnahmloser Zuschauer, und selbst die weiten Entfernungen von einem Weltteil zum andern vermögen nicht der Hilfsbereitschaft der freiwilligen Krankenpflege eine Fessel anzulegen. Überall ist man, dank der fortgeschrittenen Ansichten der Gegenwart, der Meinung, daß es sich hier um eine Organisation handelt, welche, den edelsten sittlichen Regungen entstammend, ebensosehr ein Gebot der Selbsterhaltung der staatlichen wie der individuellen als der obersten Grundsätze der öffentlichen Moral und der Religion ist.

Schon die räumliche Verbreitung, welche es gefunden, stellt eine der großartigsten Schöpfungen auf dem Gebiete der menschlichen Vereinstätigkeit dar.

Das Rote Kreuz umfaßt heut einige vierzig Ländervereine mit tausendfältigen Ortsverzweigungen und erstreckt sich über beide Hemisphären, von der Südwestküste Amerikas bis zu den Ländern Ostasiens. Es sind dies alles anerkannte und vom Genfer Internationalen Komitee in die Gemeinschaft aufgenommene Organismen.

Erwägt man, daß der Codex des Roten Kreuzes, d. h. die Genfer Konvention, zugleich in den Kolonien der europäischen

Digitized by Google

Mächte in Geltung ist, so kann man wohl sagen, daß sie jetzt den größten Teil der Kulturwelt mit ihren humanitären Ideen umfaßt.

Ein sehr wichtiger Gesichtspunkt bei Betrachtung des Internationalen Roten Kreuzes ist das völkerrechtliche Moment, welches dasselbe in sich schließt. Das Völkerrecht im Kriege bietet viel mehr streitige Punkte als dasjenige im Frieden. Fast alle Kriege der Neuzeit haben zu zahlreichen und verwickelten völkerrechtlichen Fragen Anlaß gegeben. Aber auch auf diesem Gebiet haben sich die Anschauungen genähert und sind die Ansichten und Meinungen von Erwägungen diktiert worden, welche den Geist der Versöhnlichkeit atmen und nicht allein von dem Buchstaben des Gesetzes und von starren Rechtsbegriffen eingegeben sind. So hat man auf dem Wege von gemeinschaftlichen Deklarationen, von Kollektivverträgen und von Instruktionen und Reglements, welche von den kriegführenden Mächten bei Beginn eines Krieges erlassen werden, der Humanität manches Zugeständnis gemacht, und dadurch die Schrecken und Leiden des Krieges gemildert.

Zur Organisation und Gliederung der Hilfstätigkeit selbst übergehend, so hat sich dieselbe in den einzelnen Staaten in verschiedener Form ausgeprägt. Aber der allgemeine Grundzug, der dieselbe kennzeichnet, ist immer ein Vereinswesen, bei welchem teils einzelne Vereine, teils Gruppen von Vereinen die Träger des freiwilligen Dienstes sind. Die Summe von Arbeit, die von diesen Vereinen und Gruppen im Kriege zu leisten, ist eine sehr umfangreiche. Es muß daher schon im Frieden alles gehörig vorbereitet werden, damit dem militärischen Sanitätsdienst im Ernstfalle eine ausreichende Unterstützung und Hilfe durch die Organe des freiwilligen Sanitätsdienstes geleistet werden kann.

In Deutschland wird das genannte Vereinswesen von einem in Berlin funktionierenden Zentral-Komitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz geleitet, unter welchem die sogenannten Landesvereine in den einzelnen deutschen Staaten, bezüglich in gewissen zu einheitlichen Ganzen zusammengefaßten Staatengruppen (Thüringische Staaten) die Tätigkeit der ihnen unterstellten Zweig- oder Lokalvereine leiten. Nachstehend sei der Organismus des deutschen freiwilligen Hilfsdienstes, wie er im Frieden besteht, kurz skizziert.

Als der größte umfaßt der Preußische Landesverein etwa 470 Zweig-(Männer-)Vereine vom Roten Kreuz, deren Aufgabe es ist, Geld zu sammeln, Depots von Verbandstoffen, Kleidungs-

Digitized by Google

stücken, Wäsche vorzubereiten, Pflegekräfte auszubilden, Ärzte bereit zu stellen und Lazaretteinrichtungen schon im Frieden zu beschaffen, um im Bedarfsfalle sogleich Vereinslazarette zur Aufnahme von Kranken und Verwundeten herzurichten. Ebenso ist es eine Obliegenheit der Zweigvereine sich schon im Frieden mit den Eisenbahnbehörden über die Anlage von Erfrischungs- und Verbandstationen mit allen dazu gehörenden Einrichtungen auf frequenten Eisenbahnknotenpunkten zu verständigen. —

Das zweite Glied dieses Organismus sind die zum Transport und zur Begleitung der Kranken und Verwundeten eines Krieges vom Gefechtsfeld nach den Verbandplätzen, von da nach den Feldlazaretten, Eisenbahnstationen und heimischen Krankenhäusern bestimmten und ausgebildeten Trägerkolonnen, Sanitätskolonnen genannt. Diese Sanitätskolonnen, welche jetzt gleichsam eine Reserve der zur Tätigkeit auf dem Schlachtfeld berufenen Militärsanitätsdetachements bilden, sind ebenfalls den Landesbezüglich Provinzialvereinen untergeordnet und werden von diesen in Bezug auf ihre Ausbildung überwacht und geprüft. Es bestehen gegenwärtig im preußischen Vereinsgebiet gegen 500 solcher Kolonnen mit ca. 5800 verfügbaren Mitgliedern, in Bayern einige 60, in den deutschen Großherzogtümern, Herzogtümern, Fürstentümern, freien Hansestädten und in Elsaß-Lothringen gegen 200.

Die Lehr- und Unterrichtsmittel erhalten diese, mindestens 15 Mann starken Kolonnen, welche nur aus militärfreien Leuten zusammengesetzt sein sollen, von dem Zentral-Komitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz. Die Ausbildung erstreckt sich auf das Anlegen von Verbänden, von Blutstillungen, die Handreichung für Ärzte, Ein- und Ausladen von Verwundeten, sowie in der Herrichtung von Fahrzeugen aller Art für den Krankentransport mit Behelf- und Notmaterial (Improvisationen).

Auch sollen diesen Kolonnen sonstige Fertigkeiten anerzogen werden, die dem Hilfspersonal für seine Tätigkeit im Krankentransport von Nutzen sein können. Bemerkt sei hierbei, wie diese Trägerabteilungen meist aus den Kriegervereinen hervorgehen, in denen ein Personal zur Verfügung steht, das, an militärische Formen gewöhnt, mit den Lebensgewohnheiten und den Umgangsformen der jüngeren Heeresangehörigen, denen seine Hilfe einst gelten soll, vertraut und teilweise auch durch Kriegserfahrung für diesen Beruf geeignet ist.

In neuester Zeit ist den Sanitätskolonnen, die auch im Frieden bei Unfällen und Massenansammlungen sowie bei Epidemien und

Digitized by Google

anderen Kalamitäten wertvolle Dienste geleistet haben, durch eine gleichmäßige Uniformierung und Ausrüstung der Stempel größerer Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit aufgedrückt worden. Es ist zunächst eine größere Anzahl von Mannschaften, ca. 2000 Mann, designiert, die uniformiert den militärischen Formationen in das Feld folgen.

Ein drittes Glied im Rahmen des freiwilligen Hilfsdienstes ist die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger, eine ursprünglich aus den Kreisen der studierenden Jugend der deutschen Hochschulen gebildete Körperschaft, welche gegenwärtig aus allen bürgerlichen Kreisen ihre Mitglieder erhält. Nach den letzten Angaben der Genossenschaft hatten gegen 2500 Pfleger ihre Ausbildung im Lazarettdienst beendet und standen zur Verwendung im Kriege bereit. Die freiwillige Krankenpflege ist in den anderen deutschen Staaten in analoger Weise organisiert, am vollkommensten und in Bezug auf Reichhaltigkeit der Mittel am vorsorglichsten ausgestattet ist der Hilfsdienst in Bayern. Bei einer Mobilmachung folgen den bayrischen Kriegslazaretten zwei Lazarettzüge, zu deren Bedienung 50 Krankenpfleger und etwa 250 Schwestern bereit sind.

Auch die Ritterorden der Johanniter, Malteser und bayrischen Georgsritter leisten im Kriege hilfreiche Hand, indem sie im Frieden in besonders von ihnen unterhaltenen Krankenhäusern Pflegekräfte ausbilden und diese auf die von ihnen alsdann errichteten Anstalten verteilen. Einen wichtigen Anteil an den Aufgaben der freiwilligen Hilfe hat die Frauenwelt. Zum äußeren Ausdruck gelangt dieselbe in einem großen Vereinswesen, dem vaterländischen Frauenverein. Der äußere Apparat, welchen der vaterländische Frauenverein in seiner gegenwärtigen Organisation darstellt, gliedert sich in 4 Landes-, 11 Provinzial- und 2 Bezirksverbände, die zusammen gegen 900 Zweigvereine umfassen. Die süddeutschen Verbände und Vereine sind, mit Ausnahme von Elsaß-Lothringen, nicht in diesen Zahlen mit enthalten, sondern nur diejenigen von Preußen und den mitteldeutschen Staaten. Sehr vielseitig und verschiedenartig ist die von diesen Vereinen ausgehende Friedens- und Kriegstätigkeit. Einmal bereiten dieselben teils in Gemeinschaft mit den Männervereinen, teils allein und auf ihre eigenen Mittel gestützt, Vereinslazarette vor, indem sie Geld, Wäsche, Verbandmaterial beschaffen und in den staatlicherseits im Kriege errichteten Reservelazaretten den Wirtschaftsbetrieb übernehmen. Das Gebiet, dem die Tätigkeit der deutschen Frauenvereine sich am regsten zuwendet, ist die Heranbildung von Aushilfepflegerinnen

Digitized by Google

und von Berufspflegerinnen. Die in den einzelnen Zweigen des Krankendienstes geschulten Aushilfspflegerinnen vom Roten Kreuz sollen in einem künftigen Krieg vorzugsweise in den einheimischen Lazaretten Verwendung finden, während die Berufspflegerinnen voraussichtlich meist in den Anstalten des Etappenbereiches und noch weiter vorwärts, wo die schwerste Arbeit zu tun ist, verwendet werden.

Die Verfügung über das gesamte männliche und weibliche Personal der freiwilligen Hilfe ruht in den Händen des Kaiserlichen Kommissars und Militärinspekteurs der freiwilligen Krankenpflege. Um die Verwendung dieser verschiedenen, allen Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft entstammenden Hilfskräfte so nutzbringend und wirksam wie möglich zu gestalten, ist dem Kaiserlichen Kommissar eine Anzahl von Territorialdelegierten zugeteilt worden, welche die in ihrem Gebiet vorhandenen Elemente, wie sie vorstehend kurz geschildert, zusammenfassen und über die Hilfsbereitschaft derselben sich in fortlaufender Kenntnis zu erhalten haben. Diese Territorialdelegierten sind in den meisten Fällen die Verwaltungschefs (Oberpräsidenten) der ihnen unterstellten Gebiete und daher in einer einflußreichen äußeren Stellung.

Überblickt man dieses soeben kurz geschilderte Aufgebot von freiwilligen Helfern, wie es hinter der Front der deutschen Heere in einem Kriege seine Tätigkeit entfaltet, so liegt die Frage nahe, welchen Aufgaben dasselbe wohl dereinst gegenübergestellt werden wird. Hier können nur die Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges von 1870 einen ungefähren Maßstab der Schätzung abgeben. Bei einer Stärke von $1^1/_2$ Millionen Streiter und einer Verlustziffer von $12^1/_2$ Prozent hatte damals die freiwillige Hilfe vom Roten Kreuz für 75 000 Kranke mit etwa 33 000 Lagerstätten zu sorgen. Demgemäß erweitert sich die Aufgabe des freiwilligen Unterstützungsdienstes bei rund 3 Millionen, die jetzt in den Krieg ziehen, auf das Doppelte, also auf die Versorgung von 150 000 Verletzten und die Vorbereitung von 66 000 Lagerstätten. Die Militärsanität rechnet aber bei der jetzigen Bewaffnung auf eine Verlustziffer von $^1/_3$, so daß nicht 12—13 Prozent, sondern 20 Prozent Abgang sich ergeben würden, das heißt mit anderen Worten, es müßte dann für 200 000 Kranke mit 88 000 Lagerstätten vom Roten Kreuz gesorgt werden. —

Auch in den anderen Staaten von Europa hat sich das Rote Kreuz zahlreiche und gut organisierte Hilfskräfte dienstbar gemacht. Es sei hier nur auf diejenigen von ihnen hingewiesen, die an den

Digitized by Google

letzten kriegerischen Ereignissen in und außerhalb Europas teilgenommen und, dem Gebote der Menschenliebe folgend, da Hilfe gebracht haben, wo die Kräfte der Heeresverwaltungen nicht ausreichten.

In dem vereinigten Königreich von Großbritannien wirken unter einem Zentralkomitee drei Körperschaften mit ihrer eigenen Verwaltung zum Zweck der Unterstützung des Heeressanitätsdienstes.

Es sind dies 1. die Nationalgesellschaft zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger. 2. Die Ambulanz des Johanniterordens. 3. Die sogenannte Hospitalreserve.

Unter der Leitung der Zentralstelle fungieren in den 17 Militärdistrikten des Königreiches Distriktskomitees, welche aus je drei Mitgliedern der Nationalgesellschaft, drei Vertretern des Johanniterordens, einem Delegierten der Hospitalreserve, einem Generalstabsoffizier, einem höheren Militärarzt des Distriktes bestehen. Diesen aus 9 Personen bestehenden Kommissionen fallen alle auf die Vorbereitung, Sammlung, Bereitstellung von Hilfsmitteln Bezug habenden Anordnungen für die freiwillige Krankenbehandlung zu. Die Vertreter der Nationalgesellschaft beschaffen die nötigen Fonds und Geldmittel, die Johanniter sorgen für das ärztliche und Pflegepersonal und bereiten die Errichtung von Hilfslazaretten mit den erforderlichen Betten, Wäsche, Geräten, Utensilien, Instrumenten ꝛc. vor. Die Kommissare der Hospitalreserve machen in ihren Bezirken die Personen ausfindig, die sich im Ernstfall für den Hilfsdienst eignen. Die Distriktskommissionen halten das Zentralkomitee durch vierteljährliche Nachweisungen in Kenntnis darüber, wieviel und welches Personal für den Krieg der freiwilligen Hilfe dienstbar ist, und ebenso was an Material zur Ausstattung von Ambulanzen, Feldlazaretten und ähnlichen Anstalten daselbst zur Verfügung steht.

In Frankreich geht der Hilfsdienst von drei großen Vereinswesen aus, nämlich:

1. Vom Verein zur Pflege verwundeter Krieger.
2. Von der Genossenschaft der Frauen Frankreichs.
3. Von der Gesellschaft der Damen Frankreichs.

Alle drei teilen sich in die Lösung der Aufgabe, an den von den kommandierenden Generalen der Armeekorps bezeichneten Orten und in einzelnen Festungen Hilfslazarette zur Unterstützung der militärischen Krankenpflege zu errichten. Zu diesem Zweck ist in jedem Armeekorpsbezirk jeder der drei vorhergenannten Vereine

Digitized by Google

durch je einen, von seinem Vorstand gewählten Korpsdelegierten vertreten, der bei dem betreffenden Korps-Generalarzt durch den Kriegsminister beglaubigt ist. Diesen Delegierten sind die innerhalb der 18 Korpsbezirke Frankreichs bestehenden 290 Haupt- und 238 Zweigvereine der Männer und Frauen untergeordnet. Diese Vereine bringen aus ihren Mitteln das dem freiwilligen Dienst sich widmende Personal, sowie die Geldmittel für Personal und Material auf. Da wo diese nicht ausreichen, tritt der Staat ein. Aus dem so gebildeten Personal und Material werden die Stämme zur Besetzung und Ausstattung von 26 Hilfslazaretten zu je 100 Lagerstätten und von 70 Bahnhofs-Erfrischungsstationen mit im ganzen 500 Betten entnommen. Zwölf dieser Hilfsfeldlazarette können sogleich bei Ausbruch eines Krieges der Armee folgen. Die übrigen 14 sollen nach 10 Tagen ausgerüstet sein. Außer den 26 Hilfslazaretten und 70 Bahnhofsstationen sind die nötigen Geldsummen bereit, um im Lande ständige Lazarette, in denen 18000 Betten aufgestellt werden können, einzurichten. Friedensstämme sind für diese letzteren Anstalten nicht vorhanden. Zur Begleitung der Sanitätszüge sind Cadres von ausgebildeten Leuten etwa in der Stärke der zur Besetzung eines Hilfslazarettes erforderlichen Mannschaft designiert. Über die Verteilung dieser beiden Arten von Lazaretten bestimmt die Militärbehörde, ebenso übermittelt der Korpsarzt den betreffenden Delegierten alle Wünsche und Bedürfnisse der Verwaltung und überwacht deren Ausführung. Dieser feste Zusammenhang zwischen der staatlichen und der freiwilligen Organisation gewährt der französischen Kriegsverwaltung die Handhabe bei ihren Dispositionen rücksichtsloser verfahren zu können. Die ganze Hilfstätigkeit wird so ein Bestandteil der Heeresorganisation und muß sich den Regeln und Befehlen fügen, die ihr militärischerseits erteilt werden.

Rußlands Rotes Kreuz ist insofern abweichend von demjenigen der anderen Länder organisiert, als hier im Frieden keine besonderen Vorbereitungen für den Krieg bestehen. Erst wenn der Ausbruch eines Krieges bevorsteht, geschehen die erforderlichen Schritte, um einen Hilfsdienst ins Leben zu rufen, der sich ganz nach den Anweisungen der Militärbehörden an die Heeressanität anschließt. Der im Frieden feststehende Rahmen, in welchem sich die freiwillige Krankenpflege im Kriege einfügt, besteht nur in einer Zentralstelle, der fünf Bezirkskomitees untergeordnet sind. Diese gliedern sich in 75 Lokalbezirke (wovon 15 auf Sibirien

Digitized by Google

entfallen), welche ein Netz von ca. 220 Zweigvereinen hinter sich haben.

Diese Bezirke und Vereine sind aber nur Geldsammelstellen, welche Fonds für Kriegszwecke begründen. Sowie die Armee mobil wird, übernimmt eine Anzahl von 9 vom Kriegsminister vorher designierter Generaldelegierten die Leitung der freiwilligen Krankenpflege in den Rayons, in welche der Raum hinter der operierenden Armee eingeteilt wird. An die Generaldelegierten dieser Rayons gehen von der Petersburger Zentralstelle aus die erforderlichen Geldmittel und Gebrauchsgegenstände. Mit Hilfe derselben werden dann an der zum Kriegsschauplatz führenden Eisenbahnlinie Lazarette, Depots, Erfrischungs- und Verbandstationen angelegt und mit Ärzten und Pflegern besetzt. In diesen Lazaretten finden die Schwerverwundeten, die vom Kriegsschauplatz zurückkehren nach Anordnung der Militärbehörde, Aufnahme. In großem Stil wird in Rußland die Ausbildung von Kriegskrankenpflegerinnen betrieben, und zwar von der Heeresverwaltung selbst. Man geht dabei von dem Grundsatz aus, daß die Frauenhand geschickter und für den Patienten angenehmer ist, als die Wartung durch Männer. Es bestehen gegen dreißig Anstalten zur Ausbildung solcher Krankenschwestern, und außerdem einige Schulen für Krankenwärterinnen. Man rechnet, daß jetzt in Rußland mehr als 3000 solcher Pflegerinnen vorhanden sind, welche dem Dienst der Militärkrankenpflege angehören. In der Hilfskraft so vieler geschulter, dienstbereiter Pflegerinnen besitzt Rußland ein sehr wertvolles Element seiner Kriegskrankenversorgung. Auch in Rußland ist, wie in Frankreich, die feste Anlehnung des freiwilligen Sanitätsdienstes an den Heeresorganismus und die Unterordnung des ersteren unter die militärische Autorität in schärfster Weise ausgeprägt.

In Österreich bildet die Österreichische Gesellschaft vom Roten Kreuz die Spitze des freiwilligen Hilfsdienstes. Ihr unterstellt, bilden die 134 Delegierten der Landeshilfsvereine (dasselbe wie in Deutschland die Landesvereine) die Bundesversammlung mit einem Bundespräsidium.

Die Landeshilfsvereine sind in Galizien, Steiermark, Tyrol Doppelvereine, d. h. vereinigte Männer- und Frauenvereine, die sich zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben. In Böhmen, Bukowina, Dalmatien, Görz, Gradiska, Kärnten, Krain, Mähren, Nieder-Österreich, Ober-Österreich, Salzburg, Schlesien, Triest,

Digitized by Google

Istrien, Vorarlberg Männervereine und Frauenvereine, aber beiderseitig selbständig und von einander getrennt.

Unter diesen 28 Stammvereinen fungieren im ganzen 450 Zweigvereine, welche es sich angelegen sein lassen im Frieden Geld und Verbandstoffe, Wäsche, Kleidungsstücke, Utensilien ꝛc. bereitzustellen, Pflegekräfte auszubilden, Lazarette vorzubereiten und bei Ausbruch eines Krieges dem Kaiserlichen Kommissar und Generalinspekteur der freiwilligen Sanitätspflege eine Anzahl von Personen zur Verfügung zu stellen, die geeignet und bereit sind, als Delegierte des Roten Kreuzes die zweckmäßige Ausnutzung der Vereinskräfte nach den jeweiligen Bedürfnissen sowohl bei der Feld- wie bei der Besatzungsarmee in der Heimat zu vermitteln. Diese Leistungen betätigen sich auf Grund der Anforderungen, welche der Kaiserliche Kommissar bei Beginn eines Krieges, nach Maßgabe der jeweiligen Bedürfnisse, an die freiwillige Krankenpflege stellt.

Zählt man die Zahlen zusammen, welche die einzelnen Länder der Monarchie der Kriegsverwaltung offerieren, so ergibt sich (nach den letzten Angaben), daß seitens der freiwilligen Krankenpflege die Sorge für 156 Offiziere und 6000 Mann übernommen, und der staatliche Sanitätsdienst von dieser Bürde entlastet werden kann. Zur Pflege und Behandlung dieser Patienten sind in den vom freiwilligen Dienst im Inland errichteten Hospitälern und Pflegestätten za. 600 Ärzte bereit. Sanitätskolonnen wie in Deutschland zum Transport und zur Begleitung Verwundeter gibt es in Österreich nicht. Für diesen Dienst sind 31 vollständig ausgerüstete Blessierten-Transportkolonnen, die bei 31 Armeefeldspitälern eingeteilt sind, vorhanden.

Die in Ungarn bestehenden Einrichtungen sind den österreichischen analog. Die Zentralstelle wird durch die Ungarische Gesellschaft vom Roten Kreuz dargestellt, welcher die Provinzial-, Komitats- und Lokalvereine untergeordnet sind, deren Tätigkeit ganz derjenigen der österreichischen gleich ist. Die Lokalvereine empfangen von den zugehörigen Komitatsvereinen die erforderlichen Anweisungen und halten diese in fortlaufender Kenntnis von den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln und Hilfskräften.

Das ungarische Rote Kreuz stellt im Kriege sogleich ein Hilfslazarett von 800 Betten in Budapest, 5 dergleichen zu 200 Betten und 2 zu je 100 Betten der Militärverwaltung an den von jener gewünschten Orten zur Verfügung, d. h. über-

Digitized by Google

nimmt die Sorge für 2000 Kriegskranke, die es auf seine Kosten unterhält. Sehr großartig sind in Ungarn die Anerbietungen bezüglich der Verband- und Erfrischungsstationen. Hier ist die Installierung von 15 Stationen zu je 200 Lagerstätten und von 44 Stationen zu je 10 bis 12 Betten vorgesehen. An Sanitätskolonnen verfügt die Ungarische Gesellschaft über deren 11, jede ist mit 16 Krankenwagen versehen. Schließlich ist noch des mobilen, mit 20 Betten ausgestatteten Hilfslazarettes zu gedenken, das ganz nach dem Bedürfnis des Heeresführers vorgeschoben wird. Eine besondere Formation stellen die 10 Gebirgssanitätskolonnen Ungarns dar, deren Mannschaft Maultiergespanne mit Gebirgssätteln und Gebirgstragen führen. Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, wie vorsorglich das Land seine Einrichtungen für die Kriegskrankenpflege getroffen hat, und welch reiche Mittel es im Dienst der Humanität verwendet.

In Italien besteht in jedem der 12 Armeekorpsbezirke ein (Regional-) Verein, dessen Vorsitzender in naher Beziehung zu dem betreffenden militärischen Befehlshaber steht. Unter den Regionalvereinen fungieren die Sektionsvereine, welche die innerhalb eines Divisionsbezirkes errichteten Lokalvereine leiten und mit dem Divisionskommandeur Fühlung halten. Italien zählte vor kurzem gegen 400 Vereine. Diesem vielgliedrigen Vereinsnetz entstammt eine verhältnismäßig große Anzahl von Sanitätsformationen, die im Kriegsfall zur Hilfsleistung aufgerufen werden. Aus diesem Vereinsnetz heraus werden 50 Feldlazarette zu 100 bez. 50 Betten, 30 Gebirgsambulanzen, 15 Lazarett-Eisenbahnzüge, mehrere Flußambulanzen und Lazarettschiffe, die ersteren zum Transport von je 214 Verwundeten, die letzteren zu je 125 Lagerstätten, bei einer Mobilmachung bereitgestellt. Mit den vorstehend erwähnten 400 Männervereinen Hand in Hand wirken gegen 100 Frauenvereine, deren Haupttätigkeit sich auf Geldsammeln und Bereitstellung von Kleidungsstücken und Verbandmaterial, sowie ähnlichen Lazarettgegenständen beschränkt. Eine eigentlich schöpferische Tätigkeit, wie sie die deutsche Frauenwelt entfaltet, ist in Italien nicht bekannt.

Die letzten Jahre des neunzehnten und die ersten Jahre dieses Jahrhunderts haben dem Roten Kreuz besonders schwierige Aufgaben gestellt, indem sie dasselbe zur Tätigkeit auf fern gelegene und außereuropäische Kriegsschauplätze riefen, welche der Krankenpflege durch Klima, Bodenverhältnisse, Lebens- und Ernährungsweise außerordentliche Schwierigkeiten bereiteten und sie in Berührung mit Kämpfern brachte, welche in Bezug auf Kriegsgebrauch,

Digitized by Google

Kampfesweise, Organisation, Ausrüstung und Bewaffnung von europäischen Heeren sehr wesentlich verschieden waren.

Alle diese Hemmnisse und Beschwerlichkeiten haben nicht vermocht, die wackren, selbstlosen Träger der weißen Fahne mit dem Roten Kreuz weder im Griechisch-Türkischen Krieg von 1897, noch im Burenkrieg 1899/1900, noch bei der Chinaexpedition 1900/1901, davon abzuhalten dem Gebot der Menschenliebe folgend da Hilfe zu bringen, wo Menschenkunst und Menschenhand Leben und Gesundheit der Streiter zu erhalten vermochten. Im Gegenteil sind diese Männer und Frauen in edlem Wetteifer bemüht gewesen, die Stätten der blutigen Kämpfe möglichst schnell zu erreichen, um dem Tode und dem Siechtum ihre Opfer zu entreißen.

Allen anderen voran hat das deutsche Rote Kreuz auf den Kriegsschauplätzen in Griechenland, in Transvaal und in China dank seiner Kriegsbereitschaft und zweckmäßigen Organisation ein leuchtendes Beispiel von werktätiger Humanität gegeben. Als die Türkei 1897 an Griechenland den Krieg erklärt hatte, begaben sich sogleich zwei besonders ausgewählte Militärärzte nebst fünf Schwestern und zwei Wärtern über Triest nach Athen, um sich dort dem griechischen Roten Kreuz zur Verfügung zu stellen. Nach Konstantinopel ward eine Mission von drei Zivilärzten, fünf Schwestern aus Bayern und zwei Schwestern aus dem Rauhen Hause in Hamburg gesandt, nachdem der Sultan den Wunsch zu erkennen gegeben hatte, den deutschen Helfern möge eines der in Konstantinopel befindlichen Lazarette eingeräumt und sie dort ganz selbständig mit der Heilung und Pflege der Verwundeten und Kranken betraut werden. Wenngleich die wissenschaftliche Ausbeute der beiden Missionen nicht bedeutend war, da die deutschen Ärzte den Heilprozeß der Verwundungen vom Anfang bis zum Ende nicht zu beobachten vermochten, und wenn es infolge der Bewaffnung der beiden feindlichen Heere mit Gewehren älteren Systems auch nicht möglich war, über die Wirkungen kleinkalibriger Geschosse Erfahrungen zu sammeln, so haben doch beide Abordnungen voll und ganz ihren Zweck erfüllt, indem sie ihre Hülfe in den Dienst der sehr mangelhaften und nicht ausreichenden Kranken- und Verwundetenpflege stellten und von neuem das segensreiche Eingreifen des Roten Kreuzes im Kriegs-Sanitätsdienst dokumentierten. Als Kuriosität sei noch erwähnt, wie auf Wunsch der türkischen Behörden alle Abzeichen der deutschen Delegierten mit dem Roten Kreuz abgelegt werden mußten, und

Digitized by Google

daß es schwer hielt, die türkischen Verwundeten in die Dunkelkammer, in welcher die Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen stattfand, hineinzubringen, weil dieselben an teuflische Künste, die dort mit ihnen vorgenommen werden sollten, glaubten.

Nach Südafrika schiffte sich bereits Anfang November 1899 die erste aus drei Ärzten, 4 Schwestern, 5 Pflegern bestehende Expedition in Neapel nach Lorenzo Marquez ein, um den Buren Hilfe zu leisten. Ihr folgten bald darauf noch zwei Abordnungen in derselben Stärke. Von diesen erwuchsen namentlich der nach Springfontein entsandten große Schwierigkeiten. Nichtsdestoweniger gelang es dem Eifer und der Hingebung der deutschen Ärzte und Pfleger mit Hilfe der von der Regierung des Oranjefreistaates gewährten Mittel ein Lazarett zu 75 Betten von Anfang Januar bis Mitte März 1900 in ordnungsmäßigem Betrieb zu erhalten. In dem zu Jakobsdal etablierten Hospital, welches bis 130 Patienten aufnahm, walteten drei deutsche Ärzte, vier Schwestern, fünf Pfleger trotz der damit verbundenen Lebensgefahr ihres menschenfreundlichen Amtes. Wind und Wetter trotzend, suchten die ersteren, von warmer Nächstenliebe beseelt, nach den Kämpfen bei Paardeberg drei Tage und zwei Nächte das Schlachtfeld mit Ambulanzfahrzeugen ab und linderten dadurch die Leiden vieler zu Tode getroffenen, die sie dem Leben erhielten. Insgesamt sind im Südafrikanischen Kriege zum Teil unter den ungünstigsten äußerlichen Verhältnissen vom deutschen Roten Kreuz 1358 Verwundete in sorgfältige Pflege und Behandlung genommen und mit bestem Erfolg versorgt worden.

Als im Jahre 1900 der Kriegsruf ertönte, der die deutschen Heeresabteilungen und Flotten über das Meer nach China rief, um dort Sühne für die verletzten Gebote des Völkerrechts und Völkerfriedens zu erwirken, folgten ihnen auf dem Fuße die schnell mobilisierten Formationen der freiwilligen Krankenpflege. Bereits 14 Tage nach ausgesprochener Mobilmachung wurde das Lazarettschiff „Gera“, welches für die Aufnahme von 300 Patienten eingerichtet war, mit 12 Pflegern vom Roten Kreuz besetzt, zugleich wurden dem als Hospital für die Marine hergerichteten Postdampfer „Savoia“ vom Roten Kreuz vier bewährte Chirurgen und fünf Pfleger zugeteilt. Beide Fahrzeuge verließen Deutschland drei Wochen nach Abgang der ersten Truppentransporte. Die segensreichsten Dienste leistete ferner das vom deutschen Zentralkomitee an dem wichtigen Etappenpunkt Yangtsun errichtete Feldhospital zu 100 Betten, das mit vier Ärzten, sechs Schwestern

Digitized by Google

besetzt war und aus 25 Baracken bestand. In demselben fanden vom 15. November 1900 bis Anfang Mai 1901 572 Offiziere, Mannschaften ärztliche Pflege und Pflege. Unter seinen Pfleglingen befanden sich nicht nur Deutsche, sondern auch Russen, Franzosen, Inder und Chinesen. Ohne diese tatkräftige Hilfe wären der Dysenterie und dem Typhus nicht so viele Kämpfer glücklich entrissen worden. In Griechenland, in Transvaal, wie in China haben Schulter an Schulter mit dem deutschen Roten Kreuz auch die analogen Formationen des freiwilligen Dienstes aus Frankreich, England, Rußland, Holland und Griechenland gewirkt und sich mit demselben in die hohe Aufgabe geteilt, dem Genfer Humanitätswerk praktische Betätigung zu geben. Wie gute, vom Himmel gesandte Engel entfalteten sie ihre menschenfreundliche Tätigkeit zum Schutz gegen menschliches Leid und gegen menschliches Elend angesichts der furchtbaren Schrecken des modernen Krieges.

Im September dieses Jahres wird auf Einladung des Schweizer Bundesrates zu Genf eine aus Delegierten der Signatairmächte der Genfer Konvention von 1864 gebildete Versammlung stattfinden, in welcher der genannte völkerrechtliche Vertrag einer Revision unterzogen werden soll. Die seit 1864 vielfach veränderten Waffen und Geschosse, die anders gewordene Kampfesweise und Fechtart, die größere Rapidität und Energie der heutigen Kriegführung, die größere Masse der auf der Wahlstatt erscheinenden Streiter, sowie die Wandelungen und Fortschritte der medizinischen Wissenschaft und ärztlichen Kunst, das vervollkommnete Verkehrswesen, dies alles sind Faktoren, welche heutzutage ganz neue Verhältnisse zwischen zwei Kriegführenden geschaffen haben. Ihnen Rechnung zu tragen und sie dem Geist der Zeit entsprechend zu regeln, wird die ernste und große Aufgabe dieser Versammlung sein.

In wenigen Wochen aber schon, d. h. mit dem 1. Juli d. J., wird das Gesetz im deutschen Bundesgebiet in Kraft treten, welches betreffs der Erteilung der Erlaubnis, das in der Genfer Konvention zum Neutralitätsabzeichen erklärte Rote Kreuz auf weißem Grund, sowie die Worte „Rotes Kreuz“ zu geschäftlichen Zwecken, sowie zur Bezeichnung von Gesellschaften oder Vereinen, oder zur Kennzeichnung ihrer Tätigkeit zu gebrauchen, bestimmte Grundsätze aufstellt.

Der Inhalt dieses wichtigen Gesetzes läßt sich dahin wiedergeben, daß die genannte Erlaubnis künftighin nur denjenigen

Digitized by Google

Körperschaften einschließlich der Ritterorden sowie der geistlichen Orden erteilt werden soll, welche sich im Deutschen Reiche der Krankenpflege widmen, und durch eine Bescheinigung des zuständigen Kriegsministeriums nachweisen, daß sie für den Kriegsfall zur Unterstützung des militärischen Sanitätsdienstes zugelassen sind. In der Erlaubnisurkunde muß zum Ausdruck gebracht sein, daß auf Grund der Erlaubnis die Mitglieder des Vereines oder der Gesellschaft das Rote Kreuz zu ihren persönlichen Zwecken nicht gebrauchen dürfen. Die Erlaubnis soll zurückgenommen werden, wenn die Voraussetzungen, welche für die Erteilung der Erlaubnis maßgebend waren, nicht mehr zutreffen.

Es gründete sich dieses Gesetz auf das vom 7. internationalen Kongreß zu Petersburg im Juni 1902 angenommene Votum, daß zum gesetzlichen Schutz der Abzeichen des Roten Kreuzes

1. Auf Gegenstände, welche das Abzeichen des Roten Kreuzes tragen, keine Handelspatente erteilt, und Fabrik- und Handelsmarken mit dem Roten Kreuz nicht bestätigt werden sollen.
2. Daß Händlern und Fabrikanten, deren Waren bereits dieses Abzeichen tragen, eine einjährige Frist zu dessen Beseitigung gewährt wird, nach welcher Frist gerichtliche Verfolgung der Zuwiderhandelnden eintreten solle.

Das erste der Berliner „Akademischen Bühnenspiele“: Borngräbers „Giordano Bruno (Das neue Jahrhundert)“.

Von Karl Beth.

1.

Ideale — wissenschaftliche wie künstlerische, politische wie religiöse — werden von der Jugend getragen. Ein Ideal muß mit Jugendfeuer empfunden und mit Jugendenthusiasmus in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Denn das Ideal stammt aus dem jungfräulichen Reiche der ewigen Jugend; wer trotz der Jahre

Digitized by Google

jung bleibt, gehört zu diesem Reiche; sonst aber pflegt das Ideal der bejahrten Generation, welche die Alltäglichkeit des Lebens und seine Misere genugsam gekostet hat, nur Gastbesuche abzustatten. Daher ist es vor allem die an Jahren junge Welt, die auf entdeckte Ideale stürmisch sich wirft. Wenn es sich nun um weitgreifende, umfassende Ideale handelt, deren Verwirklichung eine Erneuerung unserer Lebensauffassung verspricht, so weiß sich oft die akademische Jugend berufen, die Werber- und Führerrolle zu übernehmen. In der Geschichte unserer Studentenschaft stehen viele Vorgänge dieser Art auf hellleuchtenden Blättern verzeichnet. Mit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts hat sich in den Kreisen der Berliner Studentenschaft ein neues Ringen um ein bestimmtes Ideal gezeigt: um Gewinnung einer reinen, dem Zweck der Kunst entsprechenden Dramatik.

Veranlaßt ist dieses Streben durch die niederdrückende Erkenntnis der Leere in dem Gemüt des modernen Menschen und durch die Beobachtung, daß unsere dramatische Kunst nicht nur keine Kraft aufweist, gegen die Leere erfolgreich anzukämpfen, sondern im Gegenteil den Geist immer mehr verflacht. Die in unserer dramatischen Produktion herrschende Tendenz ist von einem falschen Selbstbewußtsein der Moderne geleitet. Richtig ist an der Auswirkung dieses Selbstbewußtseins, daß sie das moderne Leben, die Menschen und Ereignisse der Welt von heute charakterisieren will. Allein dieses Ziel wähnt man durch möglichst gänzliche Lösung von der Antike zu erreichen. Die Moderne ist gegenüber der Antike stolz geworden und meint, von ihr nichts mehr lernen zu können. Was die Alten in der Kunst produzierten, ist auf den meisten — nicht allen — Gebieten der Kunst überholt worden. Das geben wir alle gern zu, und auch wir freuen uns des. Jedoch nicht die Kunstleistungen der klassischen alten Zeit sind es, die wir den Modernen zum Vorbild wiederum empfehlen, sondern die Kunstgesinnung, die Idee der Kunst, die einst zu dem damals möglichen Gipfel geführt hat. Wir vermissen, daß unsere heutige Kunst — mit einigen rühmlichen Ausnahmen! — von solchen gewaltigen Idealen getragen wird; statt der idealistischen Kunst haben wir eine realistisch-naturalistische erhalten. Nicht zum mindesten macht sich diese der modernen Geistesbildung und allgemeinen Kulturhöhe gänzlich unwürdige Kunstleistung in der Bühnenliteratur und somit auf dem Theater geltend.

Die Empfindung aller derer, die neben der verständnisvollen

Digitized by Google

Bildung für den realen Kampf des Lebens auch diejenige für die ideale Ausgestaltung der Lebensgüter und des ganzen Lebensniveaus erhalten haben, aller derer, die den Sinn für den inneren Zusammenhang aller Lebenskräfte offen halten, bäumt sich gegen jene Einseitigkeit auf. Weite Kreise beklagen daher seit lange diesen Mißstand aufs tiefste. Aber es zeigte sich kein Weg, auf dem den Angeboten von nichtssagenden, die Wirklichkeit ohne Ideal darstellenden Machenschaften zu begegnen sei. Wohl hat es nicht an guten dramatischen Schöpfungen gefehlt. Aber eben diese sind dem Publikum weniger oder gar nicht bekannt geworden, weil sie von den Bühnen nicht angeboten wurden. Unsere neuere Theaterliteratur weist vereinzelte Werke von hohem Ideengehalt auf, heroische Dramen, Weltanschauungsdramen, die weit über die modernen Zugstücke emporragen. Aber die Bühnenleiter haben sich nicht veranlaßt gesehen, dieser Stücke sich mit demselben Eifer anzunehmen, wie der Werke der materialistischen oder realistisch-naturalistischen Richtung. Freilich wollen wir den Theaterdirektoren nicht die alleinige Schuld hierfür beimessen; sie tragen bei diesem ihrem Verhalten dem Verlangen des Publikums Rechnung; in ihren Angeboten richten sie sich naturgemäß nach der Nachfrage, und hierzu sind sie zum Teil aus pekuniären Gründen genötigt. Der größere Teil des Theaterpublikums ist nun einmal, wie es scheint, seit langer Zeit den Stücken, die einen hochgetragenen Stoff zur Weltanschauung verarbeiten, entwöhnt worden, und zwar nicht allein durch die Angebote der Bühnen, sondern durch jenes unbestimmte Etwas, das man den Zug oder Geist der Zeit zu nennen pflegt. Die Aufführung der idealistischen Dramen unserer deutschen Klassiker läßt sich das Publikum noch eben gefallen; sie liegt in der Tradition, und sie zu besuchen, gehört zum guten Ton und *gilt* als Zeichen der Bildung. Aber damit sei es auch genug des Idealismus und Heroentums auf der Bühne! Nur nicht noch mehr von der Sorte! Das könnte doch gar zu langweilig werden. Daß noch heute Stücke von einer ähnlichen Kraft des Gedankens und der Lebensanschauung das Licht der Welt erblicken und von der Welt erblickt und durchspäht sein wollen, das will den Vielen schier als unmöglich erscheinen. Und wenn denn doch so etwas wirklich geworden ist, so liegt es den meisten zu fern, mit *diesem* Neuen sich ernstlich zu befassen.

Ist die eben beschriebene Stimmung die verbreitete, und steht es so, daß die Leiter unserer Bühnen aus praktischen Gründen

Digitized by Google

mit der Masse des Publikums rechnen müssen, die für ein modernes Weltanschauungsdrama kein entgegenkommendes, geschweige ein anhaltendes Verständnis an den Tag legt — so ist eine gründliche Reform des modernen Theatergeschmacks nur dann zu erhoffen, wenn diejenigen Kreise, welche die idealistische Anschauung auch dort, wo das Leben nachgebildet wird, zu sehen wünschen, sich zusammentun und ihrerseits die Aufführung echt heroischer, aus germanischer Geisteshöhenluft geborener Stücke ins Werk setzen. Von dieser Absicht haben sich mehrere Mitglieder der Berliner Freien Studentenschaft (Finkenschaft) leiten lassen. Das Präsidium derselben ist im Jahre 1902 mit dem Plan hervorgetreten, an der Besserung der bestehenden Theaterverhältnisse durch Einrichtung von „Akademischen Bühnenspielen zur Hebung germanischer Kunst und Kultur" zu arbeiten. Das Wort „akademisch" soll in diesem Zusammenhange nicht etwa besagen, daß junge Akademiker (Studenten) bei den Aufführungen aktiv mitwirken; einem solchen Dilettantentum wird auf keine Weise das Wort geredet. Vielmehr soll mit der Bezeichnung „akademisch" ein Zweifaches ausgedrückt sein: einmal, daß diese Theaterreformbewegung auf Anregung der akademischen Jugend entstanden ist und daß von der Studentenschaft alles aufgeboten werden wird, um Stimmung und Geldmittel für den guten kontinuierlichen Fluß dieser Reform zu bereiten; ferner aber soll mit jener Bezeichnung angedeutet sein, daß in allererster Linie „hervorragende Werke akademischer Dichter zur Aufführung gelangen sollen". Dieser Ausdruck ist überaus ungenau und muß daher erläutert werden. Wenn ich den Sinn, der in ihm liegen soll, recht erfasse, so ist mit ihm gemeint, daß die Werke solcher Dichter bevorzugt werden sollen, die vermöge gründlicher akademischer Bildung einen ausnehmend weiten Gesichtskreis sich erworben haben, infolgedessen sie von Einseitigkeiten möglichst frei sind und die rechte Synthesis von Realismus und Idealismus finden. Daß man sich dieser Werke sonderlich annehmen will, hat darin seinen Grund, daß sie, die aus einer umfassenden Lebensanschauung heraus entstanden sind, aus den vorher dargelegten Gründen schwerlich über unsere Bühnen gehen und daher der Unterstützung von Gesinnungsgenossen bedürfen. Erst bei Mangel an solchen Dichtungen wird man zu wertvollen dramatischen Werken einerseits zeitgenössischer, andererseits vergessener Dichter greifen. Auf diese Weise soll eine „unabhängige, von den jeweiligen Modeströmungen freie Bühne" geschaffen werden,

Digitized by Google

„auf der allein künstlerische Gesichtspunkte ausschlaggebend sein sollen“.*)

Derjenige Teil der Berliner Studentenschaft, der in dieser Absicht zusammengetreten ist, hat sich damit die hohe Aufgabe gestellt, solchen dramatischen Werken Eingang und Wohlwollen zu bereiten, aus denen ein idealer Geistesflügelschlag wie aus Himmelssphären zu uns herniederweht. Die Studentenschaft rechnet dabei mit der Tatsache, daß auch außerhalb ihrer selbst das Verlangen nach „charakteristischer Kunst“, voll warmen Empfindens und durchweht von idealem Grundton, neu erwacht ist. Die Zustimmung kann nicht ausbleiben. Denn ein jeder muß doch dem beipflichten, daß es nicht Aufgabe der Kunst sein kann, den Menschen von seiner niedrigen und erbärmlichen, das Leben von seiner elenden und häßlichen Seite zu zeigen. Wo diese Faktoren mit in Rechnung kommen, darf es nur geschehen, um durch sie das Edle klarer hervortreten zu lassen. Was aber unsere Bühnen an neuen dramatischen „Kunstwerken“ erwerben, das pflegt die Misere des Lebens als Kern zu enthalten, das wirkt nicht veredelnd, im günstigsten Falle — abschreckend. Demgegenüber lautet die Forderung der „Akademischen Bühnenspiele“: statt Lebemänner und nervloser Weiberanbeter wollen wir wiederum Helden sehen, große Konflikte, die genialisch gelöst werden, heroische Natur, überwindende und entsagende Kraft; statt farbloser Ungedanken und romantischer Verschwommenheit — Klarheit; statt des Markt- und Bier- und Skatjargons — hochdeutsche Sprachreinheit; statt der lässigen Diktion — Metrik überall da, wo sie von der Stimmung erfordert wird.

Es ist noch gar nicht so lange her — zwei Jahrzehnte mag man höchstens rechnen —, da ging eine neue Bewegung durch die Gemüter. Mit lauten Triumphfanfaren wurde uns der neue Mensch, die neue Menschheit, der Übermensch ausgeblasen — oder, das „ausgeblasen“ ist verdächtig, sagen wir angeblasen; in Verbindung damit die neue Kunst, der neue Glaube, der neue Gott. Eigentlich war's nichts Neues, sondern es war eine versuchte neue Auflage eines alten „Krebses“, der sich schon öfters

*) Das Programm dieser Richtung ist näher dargelegt in Curt L. Walter, Akademische Bühnenspiele als Bausteine zu einer deutschen Akademie und zu einem deutschen National-Theater, Berlin 1902. Der Verfasser dieser Broschüre, der die geschäftliche Leitung des Unternehmens in seinen Händen hat, teilt mit, daß diese Programmschrift gegen Einsendung einer Zehnpfennigmarke von ihm (wohnhaft in Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 26a) versandt wird.

Digitized by Google

in die dunklen Risse des wasserdurchspülten morschen Gesteins hatte zurückziehen müssen. Die Wahrheit war — und das sehen heute die Bedächtigen ein —, daß mit den alten Idealen die Ideale überhaupt entthront wurden, und daß die Menschen nunmehr haltlos irrten. Das Erhabene und Begeisternde von einst galt für verächtliches Schaumgebläs, und die, welche jetzt den neuen Schaum bliesen, dünkten sich Athleten zu sein. Das Ganze war eine Episode! Heute sind wir im großen und ganzen drüber hinweg. Wir müssen es von neuem erkennen, daß nur Ideale und Begeisterung für hehre Reinheit des Gemüts, Religion und ethische Anstrengung die Menschheit erhebt und in Zufriedenheit erhält. Auch unsere Bühne wird lernen müssen, daß die Menschheit immer tiefer sinkt, wenn die Bühnenkunst, die doch ein Hauptbildungsfaktor sein soll, von ihrer alten Aufgabe läßt, das Hohe den Menschen vor die Seele zu stellen.

Deshalb wollen wir auf unseren Bühnen nicht den vielfachen Tiefstand unseres Lebens sehen,. sondern die mögliche Höhe der Kultur und die Reinheit der Gesinnung in Verbindung mit religiöser Erhebung. Es ist anerkennenswert, daß in den programmatischen Worten zur Einführung der „akademischen Bühnenspiele" der Religion ausdrücklich ihre Stelle angewiesen ist. Die Religion bietet der menschlichen Seele die höchste Erhebung. Wir wollen durch das Theater unsre Seele füllen. Das Theater soll uns nicht eine Karikatur der Krone der Schöpfung zeigen, sondern das Ziel derselben — ein menschenwürdiges Ziel. Die Kunst, und vor allem die dramatische, soll uns den unendlichen Wert der Menschenseele vor Augen stellen und uns predigen, etwas wie Großes der Mensch ist und was der Sinn seines Lebens. Indem die Studentenschaft mit Recht hierauf allen Nachdruck legt, wertet sie die Kunst als das, was sie sein soll: als die Förderin des menschlichen Seins, der Kultur überhaupt und der Religion. Der zu Grunde liegende Gedanke ist durchaus richtig, daß neben der Kirche als ergänzendes Moment religiöser Wirksamkeit die Kunst zu treten hat, und wiederum in erster Linie die auf der Bühne gepflegte Kunst. Diese Forderung ist zudem echt protestantisch und — weil der Protestantismus die Verbindung des Christentums mit dem Germanentum ist — germanisch. Der Protestantismus hat mit dem katholischen Grundsatz gebrochen, daß die Religion nur vom Priester zu pflegen und anzuempfehlen sei. Er hat statt dessen den Gedanken des „allgemeinen Priestertums" betont, das priesterliche Recht aller

Digitized by Google

Klassen und Berufe der Menschheit. Der Protestantismus hat ferner den Nachdruck nicht auf das beschauliche, sondern auf das tätige Leben gelegt. Wenn nun gerade das letztere es ist, das uns mit Kunst auf der Bühne vorgeführt werden soll, so darf man wohl sagen, daß die Bühne dazu angetan ist, die Kunst des germanischen Geistes mit allen ihr zugehörigen Idealen, sonderlich dem religiösen, ihrer Vollendung entgegenzuführen.

Die Intendantur der „Akademischen Bühnenspiele" hat durch rührige Arbeit einen „Ehrenrat" gebildet, der die Durchführung dieser Ziele verbürgt.*) Das erste Drama, das in allernächster Zeit zur Darstellung gelangen soll, ist Otto Borngräbers Tragödie „Giordano Bruno — das neue Jahrhundert",**) die schon zu Leipzig im Juni 1900 und zu Halle im März 1901 wiederholte und mit Begeisterung aufgenommene Bühnengänge erlebt hat. Der Dresdener Charakterdarsteller Paul Wiecke, der bei den früheren Aufführungen die Titelrolle meisterhaft gespielt hatte, hat auch für Berlin die Übernahme dieser Rolle zugesagt.

2.

Der Schmetterling, wie liebt er Glanz und Gluten,
Ahnt nicht, daß er in ihnen sterben werde,
Es sucht das durst'ge Wild des Baches Fluten.
Wie wüßt es, daß der Mord auf seiner Fährte?
Der starke Ur, auf liebesücht'gen Pfaden
Mag ahnungslos ins Todesnetz geraten.

*) Der Ehrenrat setzt sich folgendermaßen zusammen: Berlin: Ludw. Barnay, Ferd. Bonn, Rud. Christians, Emmy Destinn, Louise Dumont, Prof. Dr. Dütschke, Präsident d. Akad. d. Künste Geh. Rat. Prof. Ende, Fidus, K. E. Franzos, Friedr. Haase, Graf von Hoensbroech, Ludw. Jacobowsky †, Theod. Kappstein, Gust. Kober, Prof. Max Liebermann, Emil Loezius, Harro Magnussen, Adalb. Matkowsky, Eman. Reicher, Prof. D. Dr. Runze, Wilh. Spohr, Dr. Rud. Steiner, Felix Weingartner, Dr. Bruno Wille; Bonn: Dr. Paul Holzhausen; Dresden: Consl. Prof. Baron v. Locella, Paul Wiecke; Halle: Theaterdir. Richards; Hannover: Gertrud Giers, Dr. Rich. Hamel, Dr. Adalb. v. Hanstein, Theaterdir. Rudolph; Innsbruck: Arthur Ritter v. Wallpach zu Schwanenfeld; Jena: Prof. Dr. Haeckel, Dr. Timon Schröter, Dr. Herm. Türck; Kiel: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg; Lausanne: Prof. Dr. Forel; Leipzig: Theod. Fritsch, Prof. Max Klinger, Prof. Dr. Th. Schreiber, Theaterdir. Geh. Hofrat Stägemann, Prof. Dr. Wittkowsky; Mainz: Freih. v. Zucco u. Cuccagna; München: Prof. Gabr. v. Max, Prof. Dr. Svoboda †; Wiesbaden: Theaterdir. Deutschinger, Geh. Justizrat Passarge; Zürich: Prof. Dr. Dodel.

**) Eine Tragödie und Ouvertüre zur neuen Zeit. Leipzig bei Eugen Diederichs. Preis: 2 Mark, geb. 3 Mark.

Digitized by Google

Ich weiß so wohl, daß mich die Flamme tötet,
Und liebe doch das Licht; die kühle Letze
Des Bachs, der bald von meinem Blut gerötet;
Ich kenne die verräterischen Netze,
Ich kenne sie; ich weiß, daß sie mich fangen;
Verachte sie aus heißem Glücksverlangen.

Die Flammen sind so schön, die mich verzehren,
Die Pfeile göttlich, die mich so verwunden,
Wie kann ich mich von einem Wahn bekehren,
Mit dem verwebt mein Wünschen und verbunden?
Die Flammen sind mein Herz, in mir die Pfeile
Und Schlingen, denen nimmer ich enteile.*)

Ist's nicht, als habe der Dichterphilosoph des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts seinen Flammentod geahnt? Des Scheiterhaufens Lohe im Geist geschaut? Ist der Mann von Nola mit bereitem Willen in die bluttriefenden Arme der Inquisition hineingerannt? — O nein, er liebte das Leben als das Tageslicht, in dem man wirken kann. So hat ihn Borngräber mit meisterhaften Strichen gezeichnet. Die Flammen, welche ihn verzehrten, deren sengenden Brand er lange in sich fühlte — sie waren sein glühendes Herz, das mit der Gewalt des Genies die ganze Menschheit, ja viel mehr, die Unendlichkeit der Welten in sich fassen wollte. In ihm bohrten des eigenen Strebens Pfeile, denen er die scharfen Spitzen nicht abstumpfen konnte — es wäre denn um sein eigenes Ich, um sein ganzes Wollen geschehen gewesen.

Die Pfeile stachelten und kitzelten: unruhig ward das Leben Brunos. Zu gewaltig war der Gedanke, der in ihm nach Gestaltung rang. An seinen Erstlingsarbeiten, die sich in scholastischen Bahnen bewegten, genoß er selbst bald keine Freude mehr. Seine Vorträge über die Ars magna des Raimundus Lullus, seine Anleitungen zur Übung des Gedächtnisses galten ihm wohl mehr bloß noch als Motive äußerer Einführung bei den Universitäten. Was seine Seele erfüllte, war ganz anderer Art: es war der Entdeckergedanke des deutschen Kopernikus, den nach Brunos begeisterten Worten „die Götter wie eine Morgenröte dem Sonnenaufgang der wahren Philosophie voraufgesandt haben". Aber was der deutsche Forscher mit Hilfe der mathematischen Wissenschaften fand, das ward in dem künstlerischen Geiste des

*) Giordano Bruno in den „Eroici furori". Obige Übersetzung stammt aus Heinrich von Stein, Giord. Bruno, herausgeg. von Poske. 1900.

Digitized by Google

Mannes von Nola zu einem lebenbewegenden Faktor. Wie ein Funke traf die ungeheure Neuerung seinen Geist und erhellte auf dessen Grunde eine wundersame Perspektive. Hatte Kopernikus die Erde aus dem Zentrum der Welt zur Seite geschoben und als den Mittelpunkt die Sonne erkannt, um welche die Erde samt den übrigen Planeten ihre Bahnen zieht, so genügte das dem Bruno nicht mehr. Zu eng war diesem umfassenden Geiste des Kopernikus Welt. Ein Sonnensystem — und damit hätten wir die Grenze des Alls? Nein, weiter, immer weiter dehnt sich die Unendlichkeit; eine Fülle von Sonnensystemen — das ist die Welt. Es ist die weltgeschichtliche Bedeutung Brunos, daß er als der erste auf der Kopernikanischen Grundlage die Unendlichkeit der Welt verkündigte.

Von hier aus ergab sich dem über das Mittelalter triumphierenden Denker seine Gottesanschauung. Gott ist ihm das Maximum und das Minimum zugleich; das Maximum, weil alles aus ihm, das Minimum, weil er in allem ist. Gott selbst ist das Universum, und dieses bleibt daher trotz alles äußeren Wechsels in steter absoluter Vollkommenheit. Da aber Bruno, der einerseits als Denker Gott und Universum identifiziert, doch andererseits als Verkündiger einer religiösen Erkenntnis Seelen gewinnen wollte, so konnte jener Gottesgedanke bei ihm kein abstrakter bleiben. In dem weiten Geiste dieses Mannes setzte sich alles in Leben um. Jegliche Scholastik war ihm verhaßt. Er ist — so schildert ihn das Drama — von der Gottheit wahrhaft enthusiasmiert, und himmelhochjauchzend preist er sie als den Urquell aller Wahrheit, Güte und Schönheit; der furioso eroico, der heroische Enthusiast, nähert sich ihr — nicht als nüchterner Denker, sondern — mit seligem Bewußtsein.

Dies die Triebkraft seines Wallens. Heimatlos sehen wir ihn. Genf, Toulouse, Paris, Oxford, London, Wittenberg, Prag, Helmstedt und Frankfurt genügen nicht seinem ruhelosen Wirken. Noch einmal betritt er den heimischen Boden, um auf ihm sich auszuleben.

Bei dieser Wendung nach den Penaten setzt das Drama Borngräbers ein. Das Vaterland, das einst ihn nicht verstand, aus dessen Klostermauern er geflohen war, will von neuem der Held versuchen. Wittenberg war eine Zeit lang auch seine Stadt geworden; lebte doch der Luthergeist in ihm und in ihr. Aber die Sehnsucht nach der ersten Liebe lässet auch den Großen nicht, der nicht allein über des Landes enge Grenzen, sondern über die

Digitized by Google

Welt selbst mit seinem Geiste hinauswuchs. — Einige verständige Männer sind in Italien (im toleranten Venedig) auf seiner Seite, durch seine Schriften wurden sie gewonnen. Das will der erste Auftritt uns sagen. Allein die, welche um ihn werben und auf seine Rückkehr planen, sind der Buchhändler Ciotto, der aus seinen Werken sich bereichern will, und der Graf Mocenigo, der schon im voraus seinen von Brunos Sonne erstrahlenden Palast zum Mittelpunkt der Geselligkeit werden sieht. Der Pater Medardus hingegen repräsentiert von vornherein die Gesinnung der Hierarchie, die auf des Ketzers Untergang entbrannt ist.

Bruno kommt. Er steht an der Grenzscheide des deutschen und italischen Landes. Ein Schritt — und der Würfel ist gefallen. Ja, er will vorwärts, vorwärtsstreiten, denn mit ihm ist „der neue Gott, der von Ewigkeit her die Milliarden werdender Welten durchjauchzt, der da währt in die werdenden Jahrhunderte". Eine packende Szene! Eine Mönchsprozession, die vor dem nahen Kruzifix eine Litanei singt, hebt ihn über des Entschlusses Schwere. Er sieht wieder den Jammer des äußerlichen Gottesdienstes vor sich und empfindet lebhaft seinen Gegensatz.

„Ich höre das heilige Kriegsgeheul
Meiner lauernden Feinde!
In Massen trotten sie an.
Ihr Herdenschafe! Aber seid auf der Hut!
Es naht eurer Hürde — der Leu! —"

Bruno tritt in des Grafen Haus bei festlicher Gelegenheit. Damit zugleich nahet sein tragisch Geschick — von mehreren Seiten. Der Prophet irrt, indem er seinem geahnten Ziele nachstürmt; in diesem Augenblick des Eintritts in die venezianische Gesellschaft, da alle auf ihn blicken, eilt er im wilden Ansturm über das Ziel hinaus und somit seines Wirkens und Lebens schnell'rem Ziele zu. Das Christentum scheint ihm eine Fessel. „Ich will die Welt vom Kreuz erlösen! Will Blumenkränze winden in ihr Haar statt ihrer Dornenkrone! Ja hört mich an — nicht hörtet ihr mich ganz —: Nicht Rom allein, das Kreuz — oder ich — muß fallen!" Rom ist nicht gefallen, die christliche Religion konnte nicht fallen — so fiel er, der die hierarchische und die geistige Macht der überlieferten Religion zugleich bestritt. Luthers „halbversunkener Bau", den er zum Himmel türmen wollte, war ihm schon längst nichts anderes denn ein winzig unvollkommener Anfang gewesen! So wird uns in der ersten Szene des zweiten Aktes der aller

Digitized by Google

Tradition entsagende, jedes geschichtlichen Zusammenhangs entratende Drang dieses Genies als das tragische Hauptmoment vorgestellt. Und ein weiterer Konflikt bereitet mit Schnelle sich vor. Nicht die Lehre des kühnen Propheten allein sondern dieser selbst mit allem, was in ihm webt und lebt, ist in der Gräfin Herz gedrungen.

„In Ganz-nur-Dein-gedenken
Muß sich mein Sein versenken,
Kann glauben nur an Dich!
Und, welt- und menschvergessen,
Nur Göttergröße messen
An meiner Liebe, wie sie glüht für Dich“,

monologisiert die Frau. Und so wird das fast Unglaubliche wirklich: der hochfliegende Geist des göttlichen Denkers senkt sich nieder zur bescheidenen Erdlichkeit und erkennt — für eine kurze Spanne — die Fülle seiner Welten in diesem holden Frauenleben; mit ihr und in ihr fällt er und seine Kraft. Das übermenschliche Wollen sinkt in die Schwäche des Ewig-Menschlichen herab. Er vergißt seinen hohen Beruf der Allerlösung: das zweite Moment der Tragik. Doch durch Fall und Herzenstrübung soll er geläutert werden. Die Gräfin hält ihm entgegen: „Es gibt doch eine Schuld“. Und aus seinem Munde kommt das schmerzwehe Bekenntnis: „Entgleist! Entgleist!“ Gesunken fühlt er sich — hinab „in das tiefe Meer der Schuld“. Da kommt von neuem das alte Problem ihm nahe, das seine sicher erkannte Wahrheit zu erschüttern droht: Gibt es wirklich doch eine Schuld? — Ist doch nicht alles gut, was die Natur des Menschen, und sei sie noch so hoch potenziert, hervorbringt? — Und ist jene erste Frage zu bejahen, diese zweite zu verneinen, dann ist's doch wohl nicht genug mit dem bloßen Gott-fühlen und Sich-Gott-fühlen! Dann muß es doch einen Gott geben, der Schuld vergibt — einen Gott der Gnade, wie das Christentum ihn von seinem Anfang an gepredigt und geglaubt hat, und wie ihn der — in Brunos Sinne „halbe“ — Luther festhielt! — — Doch wieder wird in Bruno diese Stimme übertönt von dem Gefühl des eigenen Gottmenschentums. Er vermag jene Linie nicht zu finden, die ihn mit der Kirche verbinden könnte; es will uns nunmehr klar erscheinen, daß er nicht mehr imstande sein wird, seine Wahrheit mit der ewigen Wahrheit des Christentums in Einklang zu setzen. In seiner Einseitigkeit wird er abstrakt. Seine Religion nimmt ihren gefühlsmäßigen Gehalt allein aus der in-

Digitized by Google

tellektuellen Anschauung, nicht aus der moralisch-praktischen Erfahrung.

Der Beichtpater Lorini hat in einer Beichte von der Gräfin den Fehltritt der beiden erfahren. Wie, wenn er dem Grafen dies Fürchterliche entdeckte! Er wird gewiß das Beichtgeheimnis nicht enthüllen; er wird es wahren — nach jesuitischen Grundsätzen. Er macht dem Grafen Andeutungen, die klar genug sind, um die Eifersucht hell auflodern zu lassen. So ist der Graf willig geworden, den verderbenbringenden Plan des Paters wider Bruno auf seine Weise zu unterstützen; er wird von nun an ein Werkzeug der Curie. Mocenigo treibt deshalb, gemäß den Einflüsterungen Lorinis, den Philosophen zur Anzettelung eines Volksaufruhrs gegen die Hierarchie. „Los von Rom!" ist der Grundton der Rede, die Bruno von des Buchhändlers Ciotto Balkone aus auf den Markusplatz hinab hält, und dieser Ton findet emsigen Widerhall.

An dieser Stelle endet das Liebesidyll von Julie und Paolo, die im Schlosse Mocenigos angestellt sind. Der alte Petrucci, einst Erzieher des Grafen, jetzt Hausinventar, ist ein um der Liebe willen dem Kloster untreu gewordener Mönch; er hat geheiratet, und Julie ist seine Tochter. Sein einstiger Mönchsstand war bisher sein Geheimnis. Nachdem er es nun der Tochter entdeckt hat, kommt auch für diese die schwache Stunde, es dem Geliebten zu vertrauen. Und der, ein eifriger Priesterknecht, weiß der Kirche keinen bessern Beweis seiner Ergebenheit zu liefern, als daß er den Schwiegervater verrät. Auf dem Markusplatz will er ihn dem Pater Medardus in die Hände spielen, denn — „die Kirche geht über die Liebe". Julie entwindet einem der Häscher des Medardus den Dolch, stößt den Geliebten nieder, danach sich selbst. Das Volk ist völlig gegen die Curie, da der rohe Medardus selbst von des Kindes Leiche hinweg den greisen Vater zerren und verhaften will. Bruno tritt dazwischen, und, wiewohl von Galilei und Campanella zur Mäßigung gemahnt, entfesselt er, von der Masse geschürt, in heftiger Rede seinen titanenhaften Groll. Man verbrennt die Indexplakate. Die Menge versteht den Redner falsch; sie eilt fort, zu verbrennen „das römische Raubgericht".

Doch unbeständig ist des Volkes Gunst. Will der Held nicht alles mit ihnen tun, so werden sie bedenklich. Zudem wiegeln Lorini und Mocenigo die Anhänger Brunos gegen ihn auf. Die Studenten sind schließlich noch die einzigen, die dem Nolaner zur Seite stehen. Nun erscheint der Großinquisitor Bellarmin, um im Namen des

Digitized by Google

Papstes von der Stadt Venedig die Auslieferung Brunos zu verlangen. Der städtische Senat bewilligt diese Forderung.

Bruno ist Gefangener des Papstes. Aber Papst Clemens VIII. erwägt in Unruhe, ob nicht aus dem Feinde der Kirche noch ein Freund zu machen sei. Der Papst schaut weiter als seine Ratgeber. Wenn auch Bruno stirbt, es lebt und bleibt sein Geist. Mehr ist Bruno als Servede, Bodin und Socin, deren Anstürme die Kirche des Vatikans überdauerte. Brunos Geist verspricht zu bleiben. Und dringt er durch, dann — „ist Gottvertreterschaft und Weltmacht Null; zum Spielball wird die Welt in seinen Welten, Ruine die Kirche und der Papst zur Puppe!" Nicht um Brunos Seele ist ihm bange, sondern für das Papsttum fürchtet er. Sollte es gelingen, Bruno selbst in den Hafen der Hierarchie zurückzubringen, „so steht der Kirche Grund auf ewig fest". — Bellarmin selbst steigt in der Neujahrhundertsnacht in den Kerker hinab: Bruno soll vor dem Volk widerrufen und dafür den Kardinalshut empfangen. Wie einen satanischen Versucher weist Bruno den Oberketzerrichter von sich — er will den Tod.

Noch zweimal wird er in dieser letzten Nacht beunruhigt. Die Gräfin Mocenigo kommt, mit ihm zu sterben; er weist sie ins Leben zurück. Und dann tritt ihm von neuem die Frage nach dem Wesen der Religion entgegen. Hier ist es der Kerkermeister, der dem Gelehrten die Botschaft von dem sündenvergebenden, gnädigen Gotte der Christen vorhält. Aber der fromme — lutherisch angehauchte — Beamte muß schließlich sagen: „Ihr sterbt, wie Ihr's verdient." Am nächsten Tage schlägt des Scheiterhaufens Lohe um den Feind der Kirche zusammen.

3.

Es ist ein kühnes Unternehmen, den Verkündiger einer erhabenen Weltanschauung zum Helden eines Dramas zu erwählen. Dem Dramatiker erwächst daraus die Aufgabe, die Mehrzahl der geschichtlichen Situationen selbst zu bilden. Die Schwierigkeit wächst, wenn religiöse Probleme auf der Bühne erörtert werden sollen. Bei Bruno war nicht, wie z. B. bei Luther, sein inneres Leben zum Leben des größten Teils eines Volkes geworden. Bruno war mehr ein stiller Denker, der seine Anschauungen auf dem Wege der Belehrung verbreitete, sei es durch Zyklen von Lehrvorträgen an Hochschulen, sei es durch einzelne Reden, sei es im Privatgespräch. Er ist zwar kein Einsiedler gewesen; vielmehr gefiel er sich in Geselligkeit, bei der er frohe Stimmung zeigte. Jedoch hat

Digitized by Google

er nicht derart gestaltend in die Massenseele hineingewirkt, wie der deutsche Reformator, so daß sein Wirken, wie die Geschichte es zeichnet, zur Folie eines Dramas ausreichend wäre. Gleichwohl hat Borngräber es verstanden, einen lebendigen Handlungsstoff um den Helden zu gruppieren und von diesem selbst, ohne daß er damit lästig würde, seine großen Ideen darlegen zu lassen.

Bei der Ausarbeitung der Brunotragödie ist der Dichter mehrfach in die Notwendigkeit versetzt worden, über das, was die Geschichte bot, hinauszugreifen und historische Situationen zu konstruieren. Das Recht für derartige Modifikationen ergibt sich schon aus dem Wesen der Arbeit des Dramatikers. Der dramatische Dichter hat nicht den Beruf, die Geschichte zu porträtieren. Indem er dramatisch tätig ist, wirkt er nicht als ein künstlerisch geschulter Historiker, sondern als ein auf der Historie fußender Künstler, der die vorliegende Geschichte nach Maßgabe der ihr oft nur verborgen anhaftenden eigentümlichen Reize zu einer lebendigen Anschauung bringt und hierbei die mannigfachen Gesetze künstlerischer Wirkung nicht vernachlässigen darf. Aus dem Charakter des historischen Bruno und aus der Eigenart seiner Lebensführung ergibt sich sodann, wie schon angedeutet wurde, die Forderung solcher Modifikationen im Fall der in Rede stehenden Tragödie. Ein stiller Denker als solcher ist für eine Bühnenrolle nicht zu verwerten; aber auch die kleine Wirksamkeit im geselligen Kreise entspricht nicht dem, was man an Handlung von dem Träger einer neuen Weltanschauung erwartet, die letztlich die alte aus den Angeln heben will. Der dramatische Held muß temperamentvoll sein und zu tatkräftigem Eingreifen wenigstens neigen. Im vorliegenden Falle muß sich auch etwas Agitatorisches in ihm regen, und ein Stück Volksleben muß zugleich sich in ihm spiegeln, ob er schon als Philosoph erscheint. Als ein Mann von dieser doppelten Beschaffenheit tritt der Bruno des Dramas vor uns hin. Er ist sowohl der in sich gekehrte Philosoph als auch der zur Leidenschaft entflammte mutige Streiter. Erfunden ist vom Dichter die bestimmte Gelegenheit der im geselligen Kreise des gräflichen Hauses entstehenden Lehrwirksamkeit insofern, als die Gräfin Virginie seine begeistertste Schülerin wird. Denn der historische Mocenigo war nicht verheiratet. Aber diese seine Wirksamkeit befindet sich im schönsten Einklang mit dem historisch verbürgten Charakter- und Lebensbild des Nolaners insofern, als er an zahlreichen Fürstenhöfen gern empfangen wurde und durch die ungezwungene Mitteilung seiner Ideen namentlich die hohen Frauen begeisterte. Die

Digitized by Google

Szenen der Volkserweckung, in denen Bruno als feuriger, wenn auch dem Volk wenig verständlicher Agitator sich zeigt, gehören aber gänzlich der Dichtung an. Ob solche Szenen mit dem Charakter des historischen Helden in Einklang stehen, ist mindestens zu bezweifeln; doch glaube ich nicht, daß man aus ihrer Konstruktion dem Dichter einen Vorwurf machen kann, denn dieser hatte eben die Aufgabe, seinen Helden zum Mittelpunkt wirklicher Aktionen zu machen.

Anders kann man urteilen über des Helden Fall in seinem Liebesverhältnis zur Gräfin Virginie. Borngräber hat diese erdichteten Szenen, in denen die Gräfin auftritt, zu den packendsten gestaltet und dazu benutzt, das Großartige und Erhebende von Brunos Weltanschauung in ungezwungener Weise zu entwickeln. Diese Szenen werden in dem Aufbau des Dramas auch dadurch zu den wichtigsten, daß in ihnen das Geschick des Helden vorbereitet wird. Man kann nun freilich nicht den Einwurf geltend machen, als habe sich hiermit der Dichter einen Eingriff in den historisch verbürgten Charakter Brunos erlaubt. Der Held könnte bei der gegebenen Situation so gehandelt haben, wie es uns im Drama geschildert wird. Giordano Bruno war nicht ein Mann, der als einsamer Denker sich gänzlich von den Freuden des Lebens zurückzog. Es ist schon gesagt worden, daß wir vom Gegenteil wissen. In dem Jahre, das er in England verbrachte, war er dort aller Orten gefeiert; von den Frauen ward ihm gehuldigt, und er war dafür nicht unempfänglich. — Was zu Bedenken Anlaß geben kann, ist der Umstand, daß das tragische Moment durch Einführung dieser Szenenkette zerrissen ist: es hat zwei Seiten erhalten, die eine zeigt uns die Schuld in der idealen Sphäre, die andre in der sinnlichen. Zunächst, auf den ersten Blick sieht jeder Beschauer deutlich, daß Bruno unterging, weil derjenige, der ihn hätte bewahren können, der durch den Beichtvater zur Eifersucht gestachelte Graf, ihn den Häschern der Inquisition preisgab. So tritt uns der Fall des Übergeistes in die von jeder Sitte verbotene Sinnlichkeit als das ausschlaggebende Moment für des Helden Schicksal und eben deshalb als das Hauptmoment der tragischen Schuld entgegen, wiewohl jener höchste und tiefste Punkt der Gemeinschaft von Bruno und Virginie vom Dichter mit ehrfurchtsvollem Schweigen bedeckt ist und nur das Ahnen des aufmerksamen Beschauers ihn errät. — Daneben steht aber deutlich das andere Moment der Schuld, das aus dem Schmerz Brunos uns gigantisch anspricht: er ist seinem allerlösenden Berufe, der ihm für die Menschheit anvertraut war,

Digitized by Google

untreu geworden, indem er sich im Gefühl seiner Herzensneigung tatenlos vergaß und Genüge darin fand, sie, die Eine, ganz mit seinem Sein zu beseelen. Dieses Abirren vom höchsten Beruf ist unstreitig vom Dichter als die eine große Schuld gemeint, die mit Menschheitslast ihn drückt. Dürfen wir da nicht fragen: War denn diese eine große Schuld, aus der doch auch nach des Dichters Intention jene erstgenannte rein sinnliche Schuld nur als ein momentaner, handgreiflicher Einzelfall heraustritt, war nicht sie an sich Schuld genug und zugleich tragisch genug, um als das Hauptmotiv der weiteren Entwickelung festgehalten und herausgearbeitet zu werden? Ist es denn nicht hinreichend tragisch, daß die Schwäche des Ewig-Menschlichen auch den „Über"-Menschen hindert, sein himmelstürmendes Ziel konsequent bis ans Ende zu verfolgen! Ist es nicht der Tragik tiefste Tiefe, wenn dem Kraftheldeu, der das System seiner Wahrheit mit Mühe ausgebaut und mit Eifer verkündet, schließlich am entscheidenden Punkte die Kraft des Willens gebricht! Und wenn denn in diesem Gebrechen der Willensenergie immer Schuld enthalten ist, wenn denn der erschlaffende Mensch diese Schwäche hernach als Schuld empfindet, wenn er, wie unser Held, sich zerknirscht in dem Bewußtsein, entgleist zu sein: ist da nicht die Schuld, die mit der Tragik sich verbindet, klar zu schauen für den, der mit offenen Sinnen die Handlung verfolgt!

Auch für den geschichtlichen Bruno wurde die letzte äußere Veranlassung seines Untergangs der Verrat, den sein bisheriger Gönner und Schüler Mocenigo an ihm übte, indem er ihn durch Vermittelung seines Beichtvaters der Inquisition anzeigte. Das geschah ohne das Motiv der Eifersucht, für die kein Grund vorlag. Warum im Drama diese Zutat der zum Ehebruch führenden Liebesleidenschaft? Sie scheint mir der Tendenz, die der Dichter in seinem Werke verfolgt, nicht ganz zu entsprechen. Denn Borngräber will im Gegensatz gegen den realistischen Zug der modernen Bühnenwerke die Ideale feiern und der Bühne wiedergewinnen! Warum also dann der sinnlichen „Liebe Verknotigung", die frei erdichtet ist, zum Hauptmoment und treibenden Motiv der Handlung erheben!

Allein, wenn schon ich mir den Ablauf der dramatischen Handlung gern anders gestalten möchte, so glaube ich doch der poetischen Triebfeder auf der Spur zu sein, und es lassen sich m. E. gute Gründe für die Borngräbersche Gestaltung des tragischen Konfliktes finden. Offenbar ist die sinnliche Leidenschaft nicht bloß eingeführt worden, um den Stoff interessanter zu machen,

Digitized by Google

sondern gewiß zu allererst aus einem dramatisch-architektonischen Gesichtspunkte; nämlich um die in der Sphäre des Idealen liegende Schuld der Pflichtversäumnis so zu schildern, daß sie mit ihren nächsten Folgen uns unmittelbarer, „menschlicher" vor die Seele tritt. Ich würde es vollauf begreifen, wenn sehr viele oder die meisten dem Dichter in diesem seinem Bestreben recht geben. Führt der Stoff des Dramas im allgemeinen uns ins Reich idealer Denkungsweise und ist demzufolge der Flug der Gedanken im großen und ganzen ein hoher, so wird es von der Mehrzahl derer, die das Stück genießen, freudig begrüßt werden, daß nun doch die Schuld des Helden eine handgreifliche ist, die auch dem, welcher das zu Grunde liegende feine Motiv der Verletzung des Pflichtgefühls im Moment nicht ganz sich zu eigen machen kann, verständlich ist. Freilich, ebenso wie das tragische Moment erscheint uns auch der Held infolgedessen unter zwiefachem Gesichtspunkt: neben den Propheten tritt der Mensch an sich; neben der Untreue am prophetischen Beruf steht die sinnliche Schuld des Menschen. Allein gerade auch dies scheint mir von Borngräber gewollt zu sein. Er wollte zeigen, daß die Idee des Übermenschen immer wieder ins Nichts versinkt, sobald er — und das ist ja unausbleiblich — mit der Wirklichkeit zu rechnen hat. Er wollte, soweit ich ihn verstehe, zeigen, daß die Idee des Übermenschen im Grunde nichts ist als eine blasse Phantasie! Auch von Goethe ist dieser Gedanke im Faust betont worden. Und was Goethe dadurch erreichte, daß er neben den idealen Höhengeist des Faust sein anderes Ich in der Person Mephistos erscheinen ließ, das hat Borngräber uns gezeigt, indem er die beiden auch im höchsten Menschen miteinander ringenden Triebkräfte in der einen Person des Helden selbst zur Anschauung brachte. Wenn es sich so verhält, so müssen wir sagen: Borngräbers selbstgestellte Aufgabe war schwieriger als die, welche Goethe sich vorgesteckt hatte, und in der Durchführung dieses Bruno- (Faust-) Problems hat Borngräber sich als Künstler gezeigt.

Nun scheint mir noch ein Punkt der Besprechung sehr wert, nämlich die Behandlung des religiösen Problems in der Bruno-Tragödie. Als das Stück seine ersten Aufführungen erlebte, sind gerade über diesen Punkt die verschiedensten Meinungen in den Zeitungen laut geworden. Bruno ist uns als „Freigeist" bekannt, und so hat man die religiöse Tendenz der Tragödie in der Proklamierung der freien „Religion der Idee" gesehen, oder in der Nietzscheschen „Religion" des Übermenschenkultus; andere

Digitized by Google

äußerten sich in dem Sinne, daß die Religion überhaupt verachtet werde; wieder andere meinten hier einen Wiederherstellungsversuch des ursprünglichen Christentums zu erblicken. Wie steht es nun um das religiöse Problem in diesem Drama? —

Die Religion, die in Bruno webte, und die aus ihm redete, war die Religion der Idee, welche auf seiner philosophischen Weltanschauung begründet war und mit dieser sich deckte. Sie hatte sich aus einer scharfen Opposition gegen die Versunkenheit seiner damaligen katholischen Kirche gebildet. In diesem Gegensatz hatte er die Beziehung zu seiner Kirche gänzlich verloren. Er war nicht der reformatorische Geist wie Luther, in dem die Liebe zur Kirche als konservativer Faktor dem liberalen Besserungsstreben zur Seite trat. Er suchte eine religiöse Befriedigung, die gelöst sei von jeglicher Schranke, wie eine Kirche sie setzt; die eben deshalb aber auch gelöst wurde von jeglicher Überlieferung der altbewährten religiösen Anschauung; er erfand seine Religion, die eine Geburt seiner freien Gedanken war. War diejenige Größe, welche die geistige Macht sein sollte — die Kirche des Papsttums, die Schützerin des Christentums — verstumpft und verdumpft, und war die lebendige Religiosität in Klostermauern vermodert: so bäumte gegen solchen Ungeist Brunos schrankenloser Allgeist sich hoch auf mit einem Allglauben und einem Gefühl, dessen Weite die ganze Welt zu umklammern strebte. Die Kirche, die ihm nur als eherne Schranke entgegenzustehen schien dem Bewußtsein, daß der göttliche Hauch allüberall gespürt werden müsse, diese Kirche streifte er ganz ab. Das war eine Reaktion ganz anderer Art als diejenige Luthers; aber ihre Motive können wir verstehen. Wieviele erlauchte Geister haben diese Anschauung geteilt! Die Religiosität Brunos erschöpft sich in dem Bewußtsein, daß der Mensch selbst ein Teil ist des alles durchzuckenden Gottes — aber nur der Mensch, der den Kellermoderduft der Zelle abgestreift hat und statt dessen sich fühlt als einen im Weltallgetriebe mitspielenden, eine bestimmte Rolle vertretenden „Hauch des allwaltenden Gottes". Gerade deshalb aber geht die Religion Brunos nicht auf in der Idee des Übermenschen, der haltlos bleibt und in sich selbst zusammenbrechen muß, weil er sich nur auf sich selbst stellen will, ohne zu empfinden, daß er an Gott hängt. Brunos Religion stellt die Forderung auf, daß wir „zu Göttern geschwellt werden".

Diese religiösen Anschauungen des Helden werden im Drama ungesucht mit Leichtigkeit uns entgegengebracht. Das Bild des

Digitized by Google

Helden erscheint uns sympathisch. Der historische Bruno war freilich außerdem getragen von einem starken Spott gegen das kirchlich-positive Christentum, durch den er sich zu Blasphemien hinreißen ließ wie die, daß Jesus als der Gottmensch ein zweigestaltiger Centauerngott sei. Solche Ausfälle hat der Dichter vermieden. Freilich, der Held empfindet vieles von dem biblischen Christentum als Fessel, und er sucht nach dem Mittel, um diese Fessel zu sprengen; er will die Religion des Geistes und der Idee aufrichten, und was er, der Held, Wiederherstellung des ursprünglichen Christentums nennt, hat wohl auf diesen Titel keinen rechten Anspruch. Aber daraus folgt nicht, daß in dem Drama ein Kampf gegen die christliche Religion durchgeführt werde. Das Gegenteil ist der Fall. Aus der Art, wie der Dichter den religiösen Kampf seines Helden malt, der fort und fort noch nach Klärung ringen muß, ohne doch ganz sich durchzuringen, wird deutlich, daß der Dichter selbst Bedenken trägt, das Positive und Eigenartige aus der christlichen Religion zu streichen. Immer wieder läßt er seinen Helden der Erkenntnis nahe kommen, daß eine Religion der bloßen Idee, welche sich nicht klammert an die Erscheinung des göttlichen Liebeswillens unter den Menschen, in der Luft schwebt. Der Dichter sagt uns das nicht mit abstrakten Auseinandersetzungen, sondern er nimmt im dritten und fünften Akt Gelegenheit, an dem Problem des Schuldgefühls diese seine Meinung zu illustrieren. Gewaltig tönt der Allgenugsamkeit des Menschengeistes, der sich mit der Versenkung ins All zufrieden gibt, der Mahnruf entgegen: „Es gibt doch eine Schuld!" Und die Konsequenz davon wird ebenfalls ausgesprochen: dann gewinnt unsere Seele nur Frieden, wenn sie einen Gott hat, der die Schuld vergibt! Von der Gräfin und von Bruno wird die Schuld zentnerschwer empfunden. Die innige Verbindung der Ethik mit der Religion, die das Christentum vor den anderen Religionen auszeichnet, wird ins helle Licht gestellt — Bruno muß bekennen, daß er hinabgezogen ist „in das tiefe Meer der Schuld". Er, der den Gott ganz fest umschlungen zu haben meinte, er, der ihn in sich selbst gespiegelt wußte, — er ahnt jetzt, daß „ein unerkannter Gott ihm eine Kette umgehängt" habe; und er, der sich selbst als Funken der Gottheit und als Gott selbst gefühlt, — er merkt jetzt, daß „im Kern des Menschenseins nicht Gott, nein, Sündenlast und Schuld" lebt, daß aber über diesem unserem Gottfernsein wacht „der Gott der Gnade — der Christen!" Erst von nun an gewinnt er die freudige Hoffnung zurück, daß dieser Gott, nachdem

Digitized by Google

er sich hat finden lassen, ihn wieder aufwärts ziehen wird zu reinerer Gestalt. — Diese Stimmung hält freilich nicht vor. Sie wird von der alten zurückgedrängt, von der Antipathie gegen die römische Kurie. Aber wieder wird zuletzt im Kerker der Prophet an seinem alten System irre; das ethische Problem drängt sich hinein in das religiöse Fühlen. Immer drängt dem strebenden Geist sich auf, daß sie beide ineinander gehören, Religion und Sittlichkeit.

Viel energisches Wahrheitsuchen wird in dem Drama Borngräbers uns vorgeführt. Es ist anschaulich und packend geschildert als das Sichleben einer historischen Person. Und doch wird jeder Zuschauer empfinden: das ist nicht allein Historie. Denn es packt uns unmittelbar, führt uns in unser eigenes geistiges Ringen hinein; wir finden uns selbst in dieser Hauptgestalt des Dramas, die so wie wir die Wahrheit sucht in dem, was da ewig zu bleiben verspricht im wechselnden Strom der Zeiten. Das ganze Werk ist wie für unsere Zeit geschrieben, das Mittelalter wird zur Gegenwart. Das Komitee der akademischen Bühnenspiele hat einen trefflichen Geschmack gezeigt, da es als erstes in der Serie der von ihm protegierten Dramen dieses erkor.

Das religiöse Problem und Tolstoi.

Von Brausewetter.

[Schluß.]

Die ideale Forderung des unverfälschten Christuswortes in ihrer höchsten Potenz stellt der nächste Roman Tolstois. Deshalb werden ihm gleich mehrere Aussprüche des Heilands als Leitworte vorangestellt: Matth. 18, 21, Matth. 7, 3, Joh. 8, 7, Luc. 6, 40.

Das religiöse Problem beherrscht, Lösung heischend, die „Auferstehung“ wie keine andere Dichtung Tolstois.

Der altbekannte Fürst Nechljudow, Tolstois alter ego, taucht hier wieder auf. Er hat als junger Offizier ein armes hübsches

Digitized by Google

Mädchen verführt. Katjuscha Maßlow, die im Dienste seiner zwei alten Tanten stand. Leichten Sinnes hat er sich über diese Episode seines Lebens hinweggesetzt. Er ist überall als eleganter Weltmann gefeiert, hat eine vorübergehende Liaison mit einer verheirateten Dame und steht im Begriff, sich mit einer jungen Aristokratin zu verheiraten. Mit einem Male sieht er die verlassene Geliebte wieder . . unter wunderbaren Umständen. Sie, die von Stufe zu Stufe gesunken, steht vor dem Schwurgerichte, des Diebstahles und Giftmordes angeklagt, und unter den Geschworenen befindet sich . . Nechljudow, ihr Verführer, der Anlaß ihres tiefen Falles. Die Maßlowa wird infolge eines groben Fehlers der Geschworenen, obwohl dieser Verbrechen unschuldig, verurteilt und zur Verbannung nach Sibirien geschickt.

Hier setzt das religiöse Problem vollwuchtig ein. Was für Pflichten hat der vornehme Aristokrat der in den tiefsten Schlamm Gesunkenen gegenüber? Oder, die Frage allgemeiner und doch präziser gestellt: Was hat der Christ in seiner Lage zu tun?

Zweierlei! Erstens: jede, auch die größte Verirrung der Gefallenen mit dem Mantel der alles duldenden und alles glaubenden Liebe zu decken. Zweitens: ihren Fall als seine Schuld nicht nur zu betrachten, sondern diese Schuld in der Buße der Tat bis zur äußersten Konsequenz, d. h. bis zur Wiederherstellung der Verführten durch die Ehe, auf sich zu nehmen.

Beides tut Nechljudow. „Auferstehung" heißt der Roman. Bis dahin hatte der junge Fürst dem Egoismus des Genusses gelebt . . jetzt steht er auf zu einer Kraft der Selbstverleugnung, die, ideal geschaut, sehr groß, psychologisch betrachtet, aber ebenso . . unnatürlich ist. Es ist der ideale, es ist aber auch der . . alte, durch Lebenserfahrungen gereifte und geklärte Tolstoi, der seine mühsam gewonnene Welt des Denkens und Wollens, sein ernstes, weises Christentum in diesen jungen Lebemann hineinpflanzt. Mag die Maßlowa den Fürsten immer wieder von sich weisen, er ist entschlossen, sie zu heiraten . . um jeden Preis! Er will und muß sühnen! So folgt er ihr, nachdem alle seine Versuche fehlgeschlagen sind, das falsche Urteil rückgängig zu machen, nach Sibirien in die Verbannung, opfert alles, was er hat, und sich selber für sie auf, bis sie schließlich . . einen anderen, einen Mitgefangenen heiratet, weil sie das ungeheure Opfer Nechljudows, den sie immer noch liebt, in seiner letzten Konsequenz anzunehmen sich nicht entschließen kann.

Zwei ausgesprochen christliche Tendenzen finden sich in diesem

Digitized by Google

Romane; die erste: Sei nicht selbstgerecht, sondern lerne vergeben, die zweite: Sei nicht selbstsüchtig, sondern lerne lieben! Und beide führt der Dichter bis zur letzten Konsequenz durch, man könnte sagen: er führt sie ad absurdum. In gewisser Beziehung haben wir auch hier wieder eine groteske Darstellung. Das ist Tolstois Art. Indem er seinen Helden nicht ohne ein psychologisches Saltomortale zur Apotheose himmlischer, nebelfreier Größe und Reinheit führt, predigt er eindringlich und mit nachsichtslosem Ernste uns allen: Ertötung der Selbstsucht, Buße, Liebe. Aber freilich: Es ergeht ihm wie allen großen Idealisten des Gedankens: Er zeigt das Ziel, doch den Weg vermag er nicht zu finden. Indem er strebt, irrt er; indem er sich in Sehnsucht verzehrt, kann er den Quell doch nicht aufdecken, der sie stillt. Sehr richtig sagt Eugen Zabel in seiner bereits erwähnten vortrefflichen Biographie, daß Tolstoi hier auf die Lehren des Urchristentums zurückgehe, die er in seiner Weise auslegt und behauptet, daß die moderne Welt ihnen zuwiderhandle. „Er ist einem Bauherrn zu vergleichen, der das Unzulängliche seines alten Schlosses begriffen hat und den Arbeitern befiehlt, es niederzureißen, ohne aber einen Plan zu haben, nach dem man aus den Trümmern ein neues und besseres Gebäude wieder aufrichten könne" (S. 124. 125).

* * *

Daß ein aufrichtiges, einfältiges Christentum die einzig mögliche Lösung des religiösen Problems bedeute, dieser Gedanke tritt am schärfsten jedoch in Tolstois Drama: „Die Macht der Finsternis" hervor. Es ist bemerkenswert, daß gerade diese Dichtung, die an Kühnheit des Realismus, an Nacktheit der naturalistischen Darstellung jedes andere seiner Werke übertrifft, in ihrem letzten Grunde auf eine Verherrlichung des Christentums hinausläuft. Nur eine sehr oberflächliche Beurteilung kann in diesem Drama eine Idealisierung des naiven Bauerntums sehen, das Akim vertritt. Sie vergißt, daß Akim vor allem ein gottesfürchtiger Mann, daß er . . Christ ist. Nicht der Bauer stellt für Tolstoi ein zu erstrebendes Ideal hin, sondern lediglich der christliche Bauer. Die überwindende Macht heißt also nicht: naives Bauerntum, wie so oft noch geschrieben wird, sondern . . gläubiges Christentum. Und nur in der Vereinigung von beiden sieht Tolstoi . . die Erlösung.

* * *

Digitized by Google

Wir sehen damit, wie der Dichter in allen seinen Werken sich immer mehr zu der einen Erkenntnis durchringt: Die Heilung aller Weltschäden und alles Weltelends ist nur durch das Christentum möglich.

Aber . . durch was für ein Christentum? Nicht etwa durch jenes Christentum, wie es heutzutage in Staat und Kirche in die Erscheinung tritt, nicht durch das von irgend einer Konfession geprägte Christentum . . Beileibe nicht! Sondern durch ein ganz anderes, durch ein Idealchristentum, für das nur eins gilt und maßgebend ist: das ohne jedes Deuteln erfaßte und buchstäblich ohne jegliche Rücksicht praktisch durchgeführte Christuswort.

Eine solche Auffassung, der sich nun bald die überquellende Sehnsucht des energisch wollenden Feuergeistes Tolstoi hinzugesellt, in diesem Sinne ein Reich Gottes auf Erden zu gründen, wie es Christus vorgeschwebt, muß ein naturnotwendiges Ergebnis zeitigen: Sie muß den Dichter zur Opposition gegen das bestehende Christentum treiben.

Das religiöse Problem könnte gelöst sein im Christentum. Aber in Wahrheit ist es hier nicht gelöst. Warum nicht? Weil diejenigen, die zu seiner endgültigen Lösung berufen waren, Staat und Kirche, es nur um so tiefer verwirrt haben. Sie haben das reine Christuswort alle verschieden ausgelegt und alle falsch, haben es verkümmern lassen in Menschensatzungen oder es geradezu . . verfälscht. So haben sie alle ein Christentum des Kompromisses geschaffen, das von dem, das Christus gewollt, himmelweit entfernt ist und nur ein unnützes, sieches Dasein führt.

In fünf Geboten stellt Tolstoi die christliche Ethik zusammen, wie sie dem unverfälschten Christuswort entsprechen würde:

Erstes Gebot: Du sollst niemand beleidigen und bei niemand Böses erregen, denn Böses erzeugt Böses.

Zweites Gebot: Du sollst mit den Frauen keine Liebschaften führen und deine Frau nicht verlassen, denn der Wechsel der Frauen bringt alle Ausschweifungen in der Welt hervor.

Drittes Gebot: Du sollst keinen Eid leisten, denn man kann nichts versprechen, weil der Mensch ganz in der Macht des Vaters ist, und Eide für böse Taten geleistet werden.

Viertes Gebot: Widersetze dich nicht gegen das Übel, erdulde Beleidigungen und tue mehr, als von dir verlangt wird. Richte nicht und werde nicht gerichtet, denn der Mensch ist selbst voll

Digitized by Google

Fehler und kann die anderen nicht belehren. Durch die Rache lehrt der Mensch nur die anderen dasselbe tun.

Fünftes Gebot: Mache keinen Unterschied zwischen deinem Landsmann und den Fremden, denn alle Menschen sind Kinder eines Vaters! (Über Gott und Christentum S. 62/63.)

Die Kirche Christi aber, zu schwach, auch nur eins dieser fünf Gebote ernstzunehmen, macht dem modernen Kulturleben die Zugeständnisse des Krieges, der menschlichen Gerichtsbarkeit, des Eides, ja der Ehescheidung. Damit sinkt ihr Christentum auf den überwundenen alttestamentlichen Standpunkt zurück und zerstört die Lehre Christi, die aufzubauen und zur Tat zu machen es berufen ist, in ihrem innersten Kern, so daß nichts bleibt als die Schale . . und die Schablone. Es begeistert sich ethisch, mehr noch ästhetisch für die Lehre Christi. Aber sie konsequent durchzuführen, dazu ist es innerlich schon zu verfallen.

Tolstoi fühlt sich berufen zum Reformator des wahren Christentums. Aber der Reformator wird Revolutionär, der sich anschickt, alles zu zertrümmern, worauf Staat und Kirche ihr Gebäude stützen. Oder wie es N. Syrkin in einer prägnanten Vorrede (Über Gott und Christentum S. 9) ausführt: Zum Anarchisten, auf religiös-christlicher Grundlage. Als solcher schrickt er vor der äußersten Konsequenz nicht zurück: Er stellt an den einzelnen die sittliche Forderung, dem Staate jede persönliche Hilfe und Unterstützung, ja jeden Dienst im Frieden und im Kriege zu verweigern.

Weshalb? Weil die Einrichtungen des Staates wider die Lehre Christi sind und wir nur in ihr die Offenbarung Gottes haben. („Das Gottesreich in Euch".)

Anarchistisch sind weiter die Angriffe, die Tolstoi in der „Auferstehung" mit einer unerbittlichen Schärfe und voll heißen Ingrimms gegen die ersten Fundamente des Staates richtet: Rechtsprechung und Gericht. Die großartige satirische Schilderung eines russischen Schwurgerichts in der „Auferstehung" zeigt uns die Männer, die über das Schicksal armer Angeklagter zu entscheiden haben, als unüberlegte Ignoranten oder höchst leichtfertige Juristen, die eine Verhandlung, bei der es sich um Leben und Tod handelt, übereilen, damit sie ihren unedelen und unsittlichen Privat-Interessen nachgehen können. Tolstoi deckt hier die Nichtigkeit einer solchen Rechtsprechung auf und stempelt das gerichtliche Verfahren des Staates zur verächtlichen Komödie oder zum . . Verbrechen. In der erschütternden Darstellung der Zustände vollends in den russischen Gefängnissen oder beim Transport der

Digitized by Google

Gefangenen nach Sibirien, wo die unseligen Missetäter in glühender Hitze gefesselt mit eisernen Ketten an Händen und Füßen vom Zentralgefängnis in Moskau bis zur Bahn gehetzt werden und einige von ihnen unter der barbarischen Behandlung ihrer Führer am Hitzschlage tot zusammenbrechen, enthüllt uns der Dichter der Menschheit ganzen Jammer und eine Welt von Elend.

Und nicht besser kommt die griechisch-katholische Kirche fort. Man lese nur den mit großer Anschaulichkeit geschilderten Gottesdienst in der Gefängniskirche, in dem das Plappern der Priester und ihre abgeschmackten Zauberformeln in schreiendem Widerspruch zu den Worten Christi dargestellt wird. „Niemandem von den Anwesenden", so heißt es wörtlich in diesem Kapitel, „kam es in den Sinn, daß alles, was hier verrichtet wurde, die größte Lästerung und Verhöhnung desselben Jesus war, in dessen Namen es geschah. Niemandem fiel es ein, daß das vergoldete Kreuz mit den emaillierten Medaillons an den Enden, das der Priester herausstrug und den Leuten zum Küssen darreichte, nichts anderes war, als die Darstellung des Galgens, an dem Christus gerade deshalb hingerichtet wurde, weil er all das verboten hatte, was hier in seinem Namen vor sich ging."

* * *

So stellt Tolstoi überall einen offenbaren, unversöhnlichen Gegensatz auf zwischen dem, was Christus gelehrt und gewollt und dem, was seine Kirche auf Erden als seine Lehre . . ausgibt. Immer eindringlicher tritt er als Prophet des ursprünglichen, wahren Christentums auf inmitten einer Welt der Verflachung und der Lüge. „Seid vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist." Dieses Ziel christlicher Vollendung geht wie eine Predigt flammender Sehnsucht durch alle seine Werke. Und nicht nur aus ihnen, aus seinem ganzen Tun und Leben spricht ein Dürsten nach Wahrheit, das etwas Ergreifendes hat. Dieses Leben hat für ihn nur ein Ziel: das Hinarbeiten für sich und andere auf das von Christus in die Welt gebrachte Ideal: das bereits von den Propheten vorausgesagte Reich Gottes. Die stete, strikte Erfüllung des Willens des himmlischen Vaters, darin besteht das Verständnis des Lebens. „Das himmlische Reich ist das Verstehen des Lebens, wie der Baum, welcher im Frühling von selbst wächst." (Über Gott und Christentum S. 84.)

Die Welt jedoch, die Gott den Menschen gegeben, die Welt, die Christus in ihrer Reinheit und Größe wiederherzustellen auf

Digitized by Google

die Erde gekommen ist, sie steht mit der Welt, wie der Mensch trotz Gott und Christus sie sich schafft, in unheilvollem Gegensatz. „Es genügt," sagt Tolstoi, „Christi Lehre zu begreifen, um zu erkennen, daß die Welt, wie der Mensch sie zu seinem eigenen Verderben sich geschaffen, ein Wahn ist und zwar der unsinnigste, der schrecklichste Wahn, der Traum eines Verrückten, aus dem man nur einmal zu erwachen braucht, um nie wieder seinen Schrecken zu verfallen." Oder noch schärfer: „Die ganze komplizierte, kochende Tätigkeit des Menschen mit ihrem Handel, ihren Künsten, ihren Kommunikationen, ihrer Wissenschaft, ihren Künsten ist zum größten Teile nur das Gedränge einer verrückten Menge an den Türen des Lebens."

Auf die Ähnlichkeit Tolstois mit Rousseau ist oft hingewiesen. Aber nicht so oft auf den Unterschied. Wie Rousseau predigt er Rückkehr zur Natur, wie dieser sieht er das Glück des Lebens nicht in der Kultur und ihrer Verbildung, sondern in der ursprünglich natürlichen Bildung des Herzens und Gemütes. Aber er unterscheidet sich ganz klar von Rousseau dadurch, daß dieser Naturzustand bei ihm eine . . ausgeprägte Verfassung hat und zwar die christliche, nicht die modern-kirchliche, sondern die ideale, urchristliche, für die nichts gilt als das Christuswort.

Ein ursprünglicher Naturzustand vereint mit einem ursprünglichen Christentum . . in dieser einfachen Formel liegt das ganze komplizierte Streben und Wirken in Wort und Tat des großen russischen Dichters einheitlich ausgedrückt.

Und hierin nur sieht Tolstoi die klare Lösung des religiösen Problems, dem ernstlich nachzudenken kein Mensch sich entziehen kann.

Wenn die von Gott geschaffene, von Christus in ihrer Reinheit wiederhergestellte Welt in ihrer ideellen Ursprünglichkeit in die Wirklichkeit und Tat unseres modernen Lebens übersetzt ist, dann ist ein für alle Male endgültig das schwerste und tiefste Problem der Menschheit gelöst, dann gibt es keine religiöse Frage mehr.

* * *

Es gibt nichts Leichteres, als einen Mann wie Tolstoi, einen Geist so ausgeprägter Eigenart von der sicheren Warte hoher Weisheit herab kühl lächelnd abzutun, das Beste, was er in der suchenden Seele getragen, in eisiger Kritik oder geistreicher Spöttelei zur Utopie zu machen. Diesen billigen Weg verachte ich. Angesichts der seichten Tagesschriftsteller oder der gedankenlosen

Digitized by Google

Herdenmenschen, die produziereud oder aufnehmend der Literatur unserer Zeit ein recht armseliges Gepräge geben, ist es bei aller entgegengesetzten Ansicht herzerquickend, einen so originellen Denker, einen so hohen Idealen nachstrebenden Geist, herzerquickend vor allem, einen von so aufrichtigem Wahrheitssuchen erfüllten Mann anzutreffen, wie den Grafen Tolstoi, der, was er gelehrt, auch gelebt hat. Und soviel er auch geirrt, er hat niemals für sich Unfehlbarkeit beansprucht. „Ich bin kein Heiliger," so schreibt er über sich selbst, „und ich habe mich nie dafür ausgegeben; ich bin ein durchaus schwacher Mensch mit lasterhaften Angewohnheiten, der dem Gott der Wahrheit dienen will, der aber beständig strauchelt. Helft mir, mich auf dem rechten Wege zu halten, wie ich bereit bin, euch zu helfen. Und dann erscheine ich tatsächlich als der, der ich wirklich bin, als ein erbärmlicher, aber aufrichtiger Mensch, der stets von ganzer Seele wünschte und wünscht, ein durchaus guter Mensch, d. h. ein guter Diener Gottes zu sein."

Mag man an Tolstoi aussetzen, was man will, grundfalsch wäre es, seiner Irrtümer wegen an den beherzigenswerten Wahrheiten, die er predigt, kalten Sinnes vorüberzugehen. Eins ist er sicher für die Gesellschaft und das Christentum unserer Tage geworden: ein unerbittlicher Bußprediger, der die Hand auf manche brennende Wunde legt. Und zum andern ein unermüdlicher Apostel der Liebe.

Und beides tut not.

Von einer Fahrt zu Peter Rosegger.*)

Von W. K. A. Nippold.

Im Reiche der Dichter ist man der Wunder gewiß.

Ist nicht auch dies ein Wunder: Zum erstenmal in unsrem Leben nahen wir gleichsam unsichren Schrittes einer Stätte, die wir nie zuvor gesehn — und finden sie so traut und so vertraut, so heimelig, wie wir daheim gern sagen.

*) Obwohl ich in der Beurteilung Roseggers in vielen Punkten mit dem Verfasser nicht übereinstimme und dem uneingeschränkten Lobe nicht beitrete, so gebe ich den Ausführungen über den in mancher Beziehung verdienstvollen Dichter gerne Raum. — D. H.

Digitized by Google

Durch eine kleine Seitenpforte treten wir hinein in einen Garten. Und dieser Garten, den wir nie zuvor gesehn, grüßt uns mit seiner Bäume Blätterrauschen und seiner Blüten Duft und seinen Vogelliedern gleich wie ein alter und guter Bekannter. Wir kennen diesen Garten doch. Das wissen wir sogleich, da wir dort eingetreten.

Durch diesen Garten kommen wir zum Hause. Und aus dem Hause kommt ein kleines Mädchen, das wir nie zuvor gesehn — und dieses kleine Mädchen ist uns dennoch, wie sie da vor uns steht, so jung sie ist, gar eine alte liebe Freundin. Wir kennen sie sehr gut. Das wußten wir, da wir sie eben erst erschauten.

Und dieses Mädchen führt uns in das Haus. Dort drinnen tritt uns einer dann entgegen und spricht: „Grüß Gott!" und reicht uns seine Hand. „Grüß Gott!" ist unser Heimatgruß, dem wir in fremden fernen Landen froh begegnen, und der aus diesem Munde, von diesem Manne zwiefach so recht willkommen uns entgegen klingt, da dieser Mann uns also sein „Willkommen!" bietet. Wir haben ihn noch nie zuvor gesehn — und da wir beide nun zusammenstehen, Hand in Hand, Auge in Auge, da kennen wir ihn, lieben wir ihn, den wir ja lange gekannt und geliebt, ehe wir ihn gesehn. Das wußten wir, da uns sein Wort begrüßte, in einem Händedruck, in einem Augenblick.

Im Reiche der Dichter ist man der Wunder gewiß.

In jenem großen Reiche, ihrem Innenleben, ihrer innersten eigensten Welt, die ihnen gehört, ihnen allein, als ihr Besitz; die groß ist, neben und über der anderen äußeren Welt; die da geheim und gewaltig ist, und voll von Geheimnis; und die sie hervorzaubern, menschlich gestalten für die anderen Menschen, die sie mit Menschengestalten beleben können. Von diesem Reiche und seinen Wundern wurden sie Lehrer, führten hinein mit sicherer Führerhand. Vieles erfahren, die ihnen folgen, des Wunderbaren viel, das in dem Dichter lebt und webt, und das er ihnen gibt in seinen Worten für alle, die den Worten lauschen. Diese Worte sind Werke, des Dichters Werke, und sind Vertraute und sind Zeugen für sein Reich.

Aber auch da scheinen Wunder zu schauen: im kleineren, allgemein menschlichen Reiche des Dichters, das ihm wie den anderen Menschen gehört: sein Stücklein Außenwelt und Außenleben.

Digitized by Google

So möcht' es der Wanderer glauben, der zu dem Dichter kommt.

Und doch: Ist dies ein Wunder — wirklich und wahrhaft ein Wunder, das dem geschieht, der zu dem Dichter kommt?

Ist's nicht vielmehr recht wahr und klar und offenbar, daß dieser Dichter auch sein Außenreich so recht lebendig zu zeichnen verstand, wie dies es wahrlich wert ist, so recht lebendig, daß wir's so gut kennen lernten, daß wir's kennen; daß er von ihm so recht innerlich innig zu erzählen wußte, daß wir's lieb gewinnen, lieb haben konnten, und daß wir's lieben?

Ja, so ist's wohl und ist ganz offenbar.

Denn dieser Mann und dieser Dichter, der uns begrüßte, heißt Peter Rosegger; dieser Garten, den wir betraten durch die kleine Pforte, ist Peter Roseggers Garten; dies kleine Mädchen, das uns zu ihm geleitete, ist Peter Roseggers Töchterlein.

Vermittler muß dem Dichterwort auf seinem Wege zu den Menschen trockener, kalter, toter Buchstabe sein — nicht eines Menschen warmer lebendiger Laut aus einer menschlich bewegten, atmenden, fühlenden Brust.

Vielleicht kann doch lebendiger denn alle seine Werke des Dichters Mund zu denen reden, die ihn, den Menschen, zu suchen kommen, die seine Werke hoch gewertet, und die nach dem Menschen, dem Manne selber verlangen.

Und seine Werke und er selbst werden noch höher gewertet werden von denen, die zu ihm selbst gekommen sind und ihn gefunden haben.

Gefunden haben: dieses ganz so, jenes auch wohl anders, als sie sich's gedacht: bei ihm, bei den Seinen, bei allem, das ihn umgibt. Im Geiste waren sie wohl schon oft bei ihm gewesen. Sie malten sich's aus, wie es sein würde, hier bei ihm. Leicht hat er's ihnen wahrlich gemacht, vieles sich auszumalen. Wahrlich, das meiste ist eben genau leiblich, leibhaftig bei ihm, wie sie sich's ausgemalt im Geiste, wenn sie, ihm folgend, zu denken und nachzumalen begabt waren. Andres und weniges möchte nicht völlig dem Bilde ähnlich und gleich sein, das sie sich gemacht, wenn nicht von allem er allen ein Bild sich zu machen verstatten mochte.

Er sprach in seinen Werken zu ihnen schon zuvor. Und doch: er selbst, den sie jetzt vor sich sehen, spricht noch ein andres

Digitized by Google

und großes, das zu der Fülle dessen, das er ihnen gegeben, Neues und Edles gibt.

Um seiner Werke, der Werke des Dichters willen, kamen sie zu ihm. Seine Werke kennen sie nun noch besser. Diese Werke reden noch mehr zu ihnen, und sie verstehen die Werke noch mehr.

Um seinetwillen, um des Menschen willen, der aus diesen Werken und durch sie redete, kamen sie. Und ihn, den sie aus seinen Werken und durch sie kannten, kennen sie nun ganz anders gut, da sie ihn selbst gesehen.

Sie kamen, auf daß sie sahen, wie seinem Innenleben, daraus all das von ihm Gegebene erblüht, all seine Werke, sich sein Außenleben eint, daraus die blühenden von dannen zogen zu ihnen. Sie kannten viel von seinem Außenleben, da sie es doch nur ahnen konnten. Sie lernten nun es selbst ganz anders gut kennen, lernten ihn selbst ganz anders gut kennen.

Er und seine Werke sind eins. Sein Außen- und Innenleben ist eins: ein einziges Leben, für ihn, und für sie, die darein Einblick gewinnen durften. Das ahnten sie schon, das wissen sie nun.

Es mag doch wohl berechtigt sein, wenn man des Dichters, dessen Worte und Werke man kennt, so oft im Geiste ausgemaltes Bild in einem Abbild schauen möchte, einem Abbild von des Dichters äußerer Erscheinung, wenn man schauen und prüfen möchte, ob es entspricht und gleicht dem ausgemalten Bilde; wenn man sodann die Schrift der Hand des Dichters zu schauen und zu deuten begehrt. Ganz anders aber spricht vor allem doch des lebendigen Dichters Mund denn solches nie lebendiges Abbild seiner Züge und seiner Gestalt, oder seiner Handschrift doch immer noch tote Führung; ganz anders er, er selbst, wenn er vor ihnen steht: der Mensch, der Mann.

Den Mann, den Menschen Rosegger, den lernten wir kennen und kennen wir; den lernten wir kennen und lieben; den kennen und lieben wir.

Dies Kennenlernen ward lange schon zum Liebenlernen. Dies Kennen ist gar rasch ein Lieben.

Wir lieben seine Werke. Wir lieben ihn in seinen Werken. Noch mehr lieben wir nun seine Werke, und noch mehr ihn.

Es ist der Mensch Rosegger, den wir vor allem lieben, der Mann Rosegger, nicht nur der Dichter.

Es ist gewiß viel wert, ein solcher Dichter sein, wie Rosegger einer ist. Aber es ist ganz unendlich wertvoll, ein solcher Mensch zu sein wie er.

Digitized by Google

Alles scheint uns vertraut hier. Alles ward uns schon lange und ist sogleich lieb, traut und vertraut — und wir so schnell vertraut hier, wo wir doch zum ersten Male wirklich und wahrhaftig weilen. Wir sind nicht fremd hier — er ist uns nicht fremd, den wir doch zum ersten Male wirklich und wahrhaftig sehen, nichts ist uns fremd hier.

Denn das Wort „fremd" hat keine Stätte hier. Es wagt sich nicht hierher, es weiß und sucht und findet keinen Weg hierher, kein Bleiben hier. „Fremd" ist hier nur das Wort vom „Fremd" sein selbst.

Unser Weg zu diesem Hause:

Über den Semmering eilt der Zug durch eine wechselreiche Landschaft Roseggers Sommerwohnsitz Krieglach zu und gleicherweise Graz, das er zu seinem Winteraufenthalt erwählt. An manchem Orte, da wir gern verweilen möchten, müssen wir vorübereilen. Nach kurzer Fahrt voll interessanter Reize, die stellenweise an die Gotthardbahn oder doch wenigstens an jene andere zum Bündner-Tale von Davos gemahnte, erheben wiederum Schneeberge sich vor unsrem Auge, die wir lange gemißt. Die heben prächtig sich in ihrem strahlend reinen Weiß ab vom tiefblauen Himmel; wir sahen manche Reisende bewundernd staunen, da wir sie dorthin ihre Blicke wenden lehrten. Dann ist der Semmering erreicht — und dann die grüne Steiermark. Mürzzuschlag fesselt uns zunächst auf kurze Zeit; sie wird verwandt zu einem raschen Gange durch den Ort, und reich wird diese kleine Wanderung gelohnt. Farben in der Landschaft, Farben allüberall, nichts scheint eintönig, öde hier, die Häuser nicht, und nicht die Menschen. Freundlich grüßende Kinder auf allen Wegen, schalkhaftes Lächeln der kleinen Mädchen, Lachen, Liebäugeln, da sie der Wandrer gewahrt, und ihrer achtet. Sonne scheint ihrer Augen Eigentum, und Sonne grüßt von ihnen zu uns herüber. Gleich auf dem Bahnhof stand ein kleiner Knirps, zehnjährig wohl; und siehe, es war Zug für Zug ein Ebenbild des Waldbauernbuben aus diesen Bergen der Steiermark. Des Waldbauernbuben, den wir so treu im Gedächtnis trugen. Zu dem wir eben heute hinübereilen wollten. Und an ihn erinnert uns der erste Schritt sogleich, der uns gemahnt, daß wir auf seinem, auf steiermärkischem Boden.

Klänge in der Landschaft allüberall! Da sitzt ein Vöglein im engen am Fenster hängenden Bauer, und sein Bauer ist kaum

Digitized by Google

zweimal so groß wie das Tierchen selbst, sodaß der kleine Gefangene gerade nur eben sich drehen und wenden, kaum einen rechten Sprung versuchen, nicht einmal hüpfen kann; und doch: er singt und singt und schmettert sein Lied hinaus in die Sommersonnenluft. Es wird ja wohl ein traurig Liedlein sein, von Sehnsucht und ihren Martern ein Singen in die Heimat und in die Freiheit hinaus aus der Gefangenschaft; und doch: dies Singen klingt nicht traurig, nicht wehmutsvoll. Auch über diesem Vöglein und seinem Sang, in ihm ist Sonne, schimmernd lichte Sonne. Ein rührend Bild, ein rührend Klingen.

Wir wandern weiter, und wir sehen so noch manches, das wohl vielleicht des Dichters Seele und des Künstlers Auge sieht und schaut, das anderen verloren wäre, ohne daß sie's besaßen, weil sie das Sehen und Schauen aufmerksamsten Blickes nicht so verstehen, nicht so frei und weit und offen vor sich, um sich haben eine farbenfrohe, leuchtend freudige Welt voll großer und kleiner Bilder, die sich scharf geprägt abheben in deutlich umgrenzten Konturen, und tief sich senken, unauslöschlich, unverlierbar in die ahnende, lauschende Seele, durch das Tor der Seele, das all' dieser Schönheit aufgetane Auge hinein.

Viel kleine Bilder grüßten uns. Wir grüßten sie. Da wurden sie zu einem einzigen, großen und herrlichen, hehren Bilde alle, erhoben aus ihrer Kleinheit, erhaben worden. Und sie sind, jedes, schlicht und bescheiden, lieb geworden dem Wanderer, der sie sich einte in Liebe zu einem stolzen und doch so lieblichen Gemälde.

Sonne und Farben und Klänge überall! Dort wiederum ein winzig Fensterlein, dran wird verkündet, hier werde Zitherunterricht erteilt. Es muß sich doch auch hinterm Fensterlein wohl herzig musizieren lassen — nicht nur, wie du's versucht, vor deinem Nachbarhause, im Sonnenscheine draußen, und doch in Kerkerhaft, du kleiner Vogel!

Sonne liegt auch auf all' den Wasserlandschaftsbildern, die sich uns bieten. Das weite Land liegt überschwemmt, durchflutet, still ruhend hier, dort wildbewegt, unter den Wassern; und doch will unserem Auge kein Grauen darüber und darin erscheinen. Vielmehr das Ungewöhnliche, das solcher Land- und Wasserwildnis eignet, will nicht Verwüstung ahnen lassen — wohl aber eine Menge eben in ihrer Ungewohntheit und Ungewöhnlichkeit zehnfach reizvoller Skizzen und Szenen.

Die bot uns schon die große Stadt, die wir jetzt hinter uns

Digitized by Google

gelassen: Wien und sein Prater, seine Donauufer, da von den fernen Höhen der Karpathen Rumäniens, die wir bergwandrungsfröhlich jüngst durchzogen, wir erst vor wenig Tagen schieden und durch die ungarische Pußta uns österreichischem Gebiete zugewandt. Da winkten schon die Wasserbilder uns zur Seite. Nun liegt die grüne Steiermark unter den Wassern. Wie wird's aussehen drüben im Tale, im Heim des steirischen Dichters?

Mürzzuschlag mahnte uns an ihn in allem; hier und dort sahen wir seine Spuren, oder glaubten doch, sie zu sehen. So gerne wir vom Semmering und seinem Fremdentrubel Abschied nahmen, so ungern gingen wir von Mürzzuschlag hinweg, aber doch Schönres noch und Besseres erwartend. Denn unser Ziel war ja Krieglach selbst, und Roseggers Haus — und dorthin trägt uns nun die Eisenbahn.

In wenigen Minuten sind wir in Krieglach.

Gern gibt ein Bahnbeamter uns Bescheid auf unsre Frage nach dem Heim Roseggers. Dort drüben gleich unter Bäumen halb verborgen liegt es in stillem Frieden, abseits von andern. „Roseggerweg" weist uns ein Schild. Aber o weh! Ein Sumpf umgibt uns dort, und Wasser blinken auch hervor aus dem uns nun nach wenigen, aber beschwerlichen Schritten schon zur Seite gelegenen Garten. Die erste Pforte ist wohl unerreichbar — wir gehen zu dem Seitenpförtchen hinüber, treten ein, in unsrem unteren Menschen leider ein wenig an Straßenräubertracht erinnernd, wie man sich solche in der Phantasie gern vorzustellen pflegt.

Das aber findet ein kleines munteres Mädel anscheinend nicht, das jetzt an des Hauses Türe steht (anstatt brüsk diese Türe vor uns zuzusperren, wie wir es schier gefürchtet), nach einem ersten prüfenden Blick uns zum Eintritt aufzufordern. Nach einem recht ernstlich prüfenden Blick und nach einer ganz forsch und zuversichtlich und siegesgewiß vorgebrachten Frage nach Nam und Art des Fremden. Gewiß es ist doch auch gar nicht zu leicht, nicht für einen jeden ganz Unbekannten, zu Peter Rosegger zu gelangen. Der Freunde des Hauses sind viele, und auch für sie hat dieser unermüdlich Tätige und dabei oftmals Leidende naturgemäß nur eine beschränkte Zeit zur Verfügung — geschweige denn für alle übrigen. Recht so und gut so! Ihrer sind viele, die kommen wollen: geprüft muß werden! Bestehen sie die Prüfung, so heißt es dann wohl um so mehr: herzlich willkommen!

Wir bestehen die Prüfung, da wir übrigens auch der kleinen

Digitized by Google

klugen Pförtnerin gegenüber uns darauf berufen konnten: eine Einladung Roseggers, zu ihm zu kommen, habe am vergangenen Abend eben uns in Wien ereilt, da wir just dort angekommen; sie habe uns veranlaßt, hier nun einzutreffen; sie habe diesem Tage speziell gegolten. Denn seine wie unsere Zeiteinteilung erforderte raschen Entschluß, und raschen Entschlusses kamen wir und standen nun da und hatten nach Herrn Rosegger gefragt; zugleich berichtet, daß ein Telegramm bereits uns angemeldet habe. Dem war nun freilich nicht so; denn ob der Überschwemmung war auch die Telegraphentätigkeit behindert, wie die der Eisenbahnen — und bald fast überall völlig abgeschnitten, was sich für uns noch allzu deutlich später fühlbar machte. Das Telegramm war also nicht an seinen Bestimmungsort gelangt — es kam wohl an, doch später als wir selbst; und also doch unangemeldet mußten wir vor Rosegger treten, und scheuten uns fast, ihm, dem Unvorbereiteten, vielleicht nicht eben recht zu kommen.

Doch wurden wir darob nun schnell beruhigt. Mit unserer Karte war die Hüterin der Türe und des Hauses ins innre Heiligtum geeilt und kam rasch wieder und ließ uns ihren Schrittlein folgen. Da stand er selber schon vor uns. Da wußten wir sogleich, daß wir doch recht ihm kamen, und recht willkommen waren.

In seinem Arbeitszimmer saßen wir, das angefüllt und doch nicht überladen war mit teuersten Erinnerungen für ihn, die er auch uns teuer gemacht. Nicht davon sei berichtet, da doch nicht alles hier berichtet werden kann, und manche Einzelheit, wohl unverloren, unvergessen, jetzt übergangen werden muß.

Wir kamen bald — das sei sogleich verraten — zu einer recht praktischen (und im Zusammensein von zwei Poeten, wie für jeden einzelnen charakteristischen) Frage Erörterung, derjenigen der Stärkung für den Leib, Essens und Trinkens. Es war schon nachmittags, der Zug verspätet eingetroffen; wir kamen unerwartet, und hatten übrigens keineswegs die Absicht, auch in dieser Beziehung Rosegger dankbar werden zu sollen — doch meinte er selbst hierin sorgen zu müssen für unser Wohl, dachte sogleich daran und auf den besten Weg dazu. Ein ander Töchterlein, ein fast ganz erwachsen Fräulein, führte uns in freundlichster Weise hinüber zu „Höbenreich".

Nicht lange darauf stand vor uns ein ebenso trefflich zubereitetes wie reichhaltiges Mahl. Das größte Beefsteak, das wir uns je besinnen gesehen und, soweit menschenmöglich, gegessen zu haben

Digitized by Google

(und für derlei Dinge haben wir wiederum recht poetenmäßiges Gedächtnis), war uns vorgesetzt worden; völlig es zu bewältigen, gelang uns trotz aller Anstrengungen nicht, so trefflich es auch war, wirklich sehr gut, desgleichen der Wein — und also gestärkt dehnten wir nun unsre Entdeckungsreisen weiter aus.

Im Zimmer, darin wir weilten, schien ein literarischer Verein für Krieglach seine Sitzungen abzuhalten, dessen Gründer und Leiter wohl Rosegger war, seinen edlen Bestrebungen ihn dienstbar machend, der gerne solcher Führung folgen wird. Auf Rosegger wiesen verschiedene Anzeichen hin: ein großes Porträt an der Wand, das Fremdenbuch auf einem Tische, darin allerhand Einträge, interessante und uninteressante — der letzteren verhältnismäßig recht wenige. Sonst bestrebt sich der moderne Kulturmensch ja ganz speziell beim Verewigen seiner mehr oder weniger, meist weniger wichtigen Person in solchen Büchern den Grad seiner Geistlosigkeit recht offenbar zu machen, in mehr oder weniger unorthographischer Prosa, mehr noch in möglichst ungereimten Reimen. (Daneben natürlich noch auf Ansichtspostkarten.) Hier aber, wie gesagt, trat dieses Element zurück. Einiges war von Trägern recht genannter Namen beigesteuert, anderes auch an sich der Beachtung wert, etliches natürlich auch von jener oben skizzierten sattsam bekannten Sorte.

Im Hause drunten manche Verwüstung durch die Wasserwogen und manche daraufhin und dagegen berechnete Arbeit offensichtlich; im Garten draußen unter schattigen Bäumen ein prächtiger alter Mann mit wallendem grauem Bart, und ein prächtiger, ebenso gutmütig blickender Neufundländer Hund. Mit beiden unterhielten wir uns recht gut. Ersterer knüpfte sofort zutunlich und gemütlich, wie wir's in unsrer Heimat gewohnt und geliebt, ein Gespräch an; leid war's uns sehr, daß wir schuld waren, wenn er schriftdeutsch sprechen mußte, anstatt steirisch loszulegen. Das hätten wir ja freilich doch nicht ganz verstanden — und ihm wäre die Bernersprache doch wohl allzufremd gewesen. So blieb zwischen den Söhnen des gleichen Gebirges der Alpen doch nur die Schriftsprache zur Verständigung übrig, und sie ist häufig gezwungen und hinderlich rechter Gemütlichkeit, wie wir denn auch am liebsten wie zu den Schweizern schweizerisch hier gesprochen hätten.

Dann wollten wir noch, bevor es zu Rosegger zurückzukehren galt, im Orte Krieglach umherstreifen. Dabei fielen uns die vielen Wirtshäuser und die vielen Schwalben auf. Letzteren

Digitized by Google

widmete Rosegger ja auch eine so recht warme liebenswürdige Schilderung — und tatsächlich haben wir an keinem anderen Orte so viele und so zutrauliche Schwälbchen gesehen.

Nun aber meinten wir es Zeit, Roseggers Garten wieder aufzusuchen. Wir hofften ihn inzwischen stärkender und nötiger Nachmittagsruhe hingegeben.

Er kam uns gleich entgegen, und in seinem Garten gingen wir nun selbander auf und ab, saßen lange auch auf einer Bank zusammen und plauderten.

Wir plaudern: Heitres und Ernstes.

Zwei Fragen standen wohl allzeit im Vordergrunde seines Denkens für Peter Rosegger; und dieser Fragen Erörterung hat er ein groß Teil, weitaus den größten, seines Lebens und Schaffens geweiht.

Zunächst die religiöse Frage.

Sie zu begreifen mit ihm, und in ihr ihn zu begreifen, müssen wir vor allem eins bedenken, *was diesem Mann sein Innenleben ist*. Dies Innenleben macht diesen Mann zu dem, der er geworden. Dies Innenleben hat dem Knaben, dem Waldbauernsohn, dem Schneiderlehrling all' sein Außenleben entschieden. Und wenn der Spruch je Geltung hat: Das Kind ist des Mannes Vater — dann hat er Geltung für Peter Rosegger. Seine Kindheit, seine Jugend — sie ist ihm alles. Sie hat er so wunderbar geistig durchlebt, durchdacht — so wunderbar für uns wiedergeschaut, wiedergegeben. Er hängt, er muß hängen an dieser seiner Vergangenheit — und wir, die wir ihn achten und lieben, wir hängen an ihr um seinetwillen. Zu dieser Vergangenheit aber gehört die religiöse Lehre, Sitte und Weise, darauf Geburt und Erziehung ihn hingewiesen haben. Gehört das Bekenntnis seiner Heimat, seiner Eltern Bekenntnis. Er machte sich langsam, stets weiter, höher schreitend, von manchem Äußren, manchen Schlacken dieses Dogmas frei; aber er will nicht aufgeben das Bekenntnis, das katholische Bekenntnis seines Alpenlandes.

Peter Rosegger ist Katholik geblieben. Und er ist recht katholisch. Welch weniger noch frevles als törichtes Wort sagte doch wieder ihrer einer aus dem Kreise der „Historisch-politischen Blätter" jüngst: „Rosegger ist nicht nur kein Katholik, sondern nicht einmal ein Christ im landläufigen Sinne." O dieser „landläufige Sinn!" Kein passender Wort kann für eine *schlechte*

Digitized by Google

Sache gedacht und gesprochen werden. Das ist das gleiche häßliche Wort der gleichen häßlichen und schlechten Sache, wenn sie von Kunst, von Schönheit „im landläufigen Sinne“ reden. Wir wissen's, wir, Künstler und Dichter, was Schönheit ist und Kunst. Die Menge weiß es nimmer. Und diese wissen's am wenigsten, die immer Feinde sind der Schönheit und der Kunst, des Wissens und des Glaubens, der Religion und ihrer Bekenntnisse.

Peter Rosegger bekennt die Religion Jesu. Zu Jesu hat er sein Verhältnis, ein enges Verhältnis, zu seinem Jesu. Was dieser Jesu, dessen Religion, die auch die Roseggers sein soll, zu tun haben mag mit irgend welchem parteiisch eingeengten Wesen des Christentums — das mag ihm wohl nicht klar sein; ihn mag es wenig in seinem Besitzrecht an ihr kümmern, daß sie in keinem rechten Zusammenhang steht mit allen Formen und Formeln aller Parteien.

Und soll man ihn „bekehren“? Hat dieser Mann nicht nachgedacht, vielleicht viel mehr, denn alle die, die zu ihm kamen, um ihn zu „bekehren“? Wie wohl ein Künstler, ein Dichter stets, unermüdlich, denkt über Leben und Welten, Erde und Menschheit, Werden und Sterben. Peter Rosegger hat nachgedacht. Denn sein ist ein gewaltig Innenleben. Er ist ein Künstler, ein Dichter.

Und er steht über den Parteien. Soll er nun das, was äußerlich vielleicht noch an ihm haften blieb von einer Partei, aufgeben, um anderes Äußerliches einer andren Partei sich anzueignen? Er hat auch über andre Parteien nachgedacht und über ihre Äußerlichkeiten. Er hat sie kennen gelernt und hat an ihnen manches lieben gelernt — von ihrem Innerlichen wenigstens — aber er ist nicht zu ihnen gegangen. Haben die, die zu ihm kamen von diesen andren Parteien, nachgedacht über die seine, vielmehr über das Innerliche und das Äußerliche dessen, das scheinbar als Partei noch an ihm haftet; haben sie dies ihnen Fremde kennen gelernt?

Peter Rosegger würde zu viel aufgeben, gäbe er dieses sein eigen auf — selbst diese Äußerlichkeiten. Wir wollen und können ihn begreifen in diesem seinen Denken und mit ihm fühlen und denken. Er würde aufgeben seine Vergangenheit, seine Jugend, seine Erinnerungen. Und was würde er dafür erhalten? Besseres? Kann man ihm bürgen, wer kann ihm bürgen dafür, daß er um solche große Gabe, solch großen Verzicht auch nur Gleichwertiges wieder erhält? —

Digitized by Google

Die andere wichtigste Frage für Peter Rosegger wie für uns, die wir in seinem Leben und in seinen Werken ihn würdigen und ihn verstehen wollen, ist eine soziale Frage, diejenige des Bauernstandes — des Bauernstandes insbesondre seiner Alpenwelt.

Wir glauben eben hier zwiefach versuchen zu dürfen, Peter Rosegger zu verstehen: wir selbst als Sohn des Hochgebirges sowohl wie auch als Enkel jener, die da seit Jahrhunderten auf ihrem eignen Boden Landwirtschaft getrieben haben. Dies beides, Bauernstand wie Alpenwelt, ist uns ans Herz gewachsen wie ihm. Was tuts bei uns zur Sache, daß jene, deren Blut unser Blut, Ritter und Herren genannt wurden und werden: ist's doch ein rechtes Land, da Bauern wirken können heute noch, dies unsrer Ahnen Land, wie jenes andre unserer Jugendzeit. Um diese beiden Lande haben wir heut' nicht Sorge — die sind noch nicht durch Industrie bedroht, durch Handel nicht verdrängt, und sollen's wohl noch lange nicht. So aber scheint's wohl allenthalben Schicksal oder doch Gefahr: der Sieg über den Bauernstand. Und dieser Sieg gilt uns Gefahr, und will uns Unheil dünken.

Und Peter Rosegger, der Bauernsohn, er lebt in seinem Bauernvolk, mit seinem Bauernlande. Wir brauchten nur sein Buch „Jakob der Letzte" zu lesen, um das zu wissen. Und dieses Buch gerade sollte zu denen gehören, die unter Roseggers Schriften zu allererst gelesen werden. [Fortsetzung.]

Und vergib uns unsere Schuld ....

Von Rudolf Stratz.

[Schluß.]

Der Kaplan verlangsamte seine Schritte. Er sah jetzt schon deutlich den wollüstigen Gruſel auf den Gesichtern der jungen Frauen und Mädchen, den finsteren Ernst auf den Zügen der Männer, die atemlose Neugier in den Augen der Kinder rings um den leeren, mitten im Dorf auf der Straße stehenden Landauer, in dem das Gericht nach Rietigheim gekommen. Die Mann-

Digitized by Google

heimer Herren saßen jetzt wohl drinnen in dem räucherigen, kahlen Amtszimmer, Papiere auf dem Tisch, halblautes Gespräch, geschäftig-geheimnisvolles Kommen und Gehen um sie her. Vor der Türe hielt ein Gendarm Wacht. Sein Helm und Gewehrlauf blinkten über die Menge. Alles schien fieberhaft auf ihn, Bonifaz Nüßle, zu warten.

Er wandte sich nach rechts. „Ich gehe in meine Wohnung," sagte er laut vor sich hin über den stillen, in der Sonne flimmernden Platz. „Wenn der Amtsrichter mich sprechen will, soll er kommen."

Er drehte den Kopf nicht rückwärts bei diesen Worten. Er wußte, daß der Schatten hinter ihm ihn doch verstand, und allein, langsam, als ein bleicher, dunkelbärtiger Mann mit seiner grauenvollen Neuigkeit auf den Lippen dem Hof des Bürgermeisters zuschritt. Und ein flüchtiges Mitleid mit dem Kirchendiener Sponagel wurde in der Brust des Priesters wach. Das war einer der Frömmsten in der ganzen Pfalz gewesen. Schon von Jugend auf, seit er als Bub das Ministrantenkleid getragen, ein rechter Beter und Wallfahrer, der schon oft in Walldürn gewesen und seit Jahren sparte, um einmal im Pilgerzug des Fürsten Löwenstein nach Rom zu reisen. Es hieß auch, daß er schon oft die Heiligen in der Kirche habe die Augen bewegen gesehen. Er sprach selbst nie davon. Aber jetzt hatte er das größte und entsetzlichste Wunder seines verschlossenen Daseins geschaut. Und dessen Last trug er nicht lange allein.

Aber hinausgerufen in das Volk konnte er das Geheimnis doch nicht haben, sondern nur scheu dem Vertreter der Staatsgewalt ins Ohr geraunt, sonst wäre dieser nicht plötzlich allein, nur von dem Sponagel begleitet, auf das Pfarrhaus zugeeilt, während der Gendarm die Neugierigen in der Ferne zurückhielt. Der Amtsrichter, ein großer, jovialer Mann mit blondem Vollbart und schlauen, kleinen Augen, ging hastig, mit ungleichen Schritten. Das narbenüberdeckte Gesicht des alten Burschenschafters war von Zorn gerötet. Er trat ohne viele Umstände ein und auf den Kaplan zu.

„Schön guten Tag," sagte er. „Das ist 'mal eine Wirtschaft hier. Ist denn die ganze Gemeind' verrückt geworden? Und Ihr Kirchendiener dazu? Das ist ja fürchterlich, was der Mann da zusammenredet."

Bonifaz Nüßle erwiderte nichts. Der Amtsrichter musterte ihn einen Augenblick scharf und fuhr dann fort. „Ich hab' ihn

Digitized by Google

gleich mitgebracht. Er soll ihnen doch 'mal ins Gesicht sagen, was er mir ins Ohr gesagt hat. . ."

„Die Anna Treiber liegt unne im Wasser, da wo der Herr Kaplan geschtanne hat," sprach Xaver Sponagel. „Sie hot net wegschwimme könne wege de Äscht. Do hot sie sich drin verfange heut' nacht. Komme se norr. Ich weis' ihne die Schtell'. No zieche mir sie 'raus'.

Der Amtsrichter stand dicht vor ihm. „Mensch — und das ist wahr?" frug er leise, atemlos.

Der schwarze Kirchendiener nickte und sagte einfach: „Jo. Sell is wohr." Er war feierlich anzusehen in seinem trüben Ernst.

„Und Sie, Herr Kaplan, was sagen Sie dazu?"

Bonifaz Nüßle nickte. „Es ist so."

„Also Sie wußten, daß die Anna ermordet worden ist?"

„Ich wußt' es."

„Und woher wußten Sie es?"

„Das kann ich nicht sagen."

Eine Sekunde lang lag es dem Kaplan auf der Zunge, zu erwidern: „Das ist Beichtgeheimnis." So weit hätte er gehen dürfen. Aber wer hätte ihm dies Märchen von einer Enthüllung im Beichtstuhl geglaubt, wo alle die Beweise sich so drückend über ihm türmten? Das wäre einfach als die letzte verzweifelte Ausflucht erschienen, als eine ihm in seiner Stellung naheliegende Notlüge, über die man mitleidig die Achseln zuckte. Und hätte man ihm geglaubt, so fiel sofort der Verdacht auf Vincenz Öttli. Dann verriet er sein Beichtkind.

Der Amtsrichter war ein ganz anderer Mensch geworden, finster, unnahbar, die verkörperte Starrheit des Gesetzes. Er überlegte, blaß, mit gefurchten Brauen. Nüßle wußte wohl was: Sollte er ihn, den mutmaßlichen Mörder, gleich verhaften lassen, oder erst, wenn die Leiche ans Land gebracht und die Tat offenkundig war? Und dann entschied der Richter als vorsichtiger Mann sich für das letztere.

„Sie begleiten uns zum Rhein?" sagte er mit schwankender Stimme. Es war halb ein Befehl, halb eine Frage.

„Nein. Ich kann nicht. Ich bleibe hier."

Wieder stutzte der andere und sann. Vorsicht! Vorsicht! Es handelte sich um den allmächtigen Klerus. Ein übereilter Schritt verdarb für immer die Laufbahn. So sagte er denn schließlich nur: „Also auf nachher" und trat rasch hinaus, gefolgt von dem Kirchendiener.

Digitized by Google

Es ward still in der Pfarrwohnung, totenstill. Aus der Ferne summte und murmelte es von vielen Menschen, es klang das Trappen und Scharren vieler Füße, aufgeregte, halblaute Rufe hallten da und dort. Nun lief alles, was im Dorfe lebte, mit hinunter an den Rhein, — selbst was sich bisher noch in den Häusern gehalten, uralte Weiblein, zahnlose greise Ausgedinger, kränkliche Frauen mit Saugkindern auf dem Arm — alles strömte hinter den Herren aus Mannheim her. Auch von den Feldern sprangen Burschen und Mädchen, Harke und Schaufel in der Hand. Und dann schrie eine Männerstimme von weither: „Hainer, nimm den Schallbaum mit. Ohne den kummscht der Treiber-Anna net bei. Des Wasser ist zu tief, sächt der Sponagel."

Daraufhin kam einer der Fischersleute vom Rhein, die vormittags den Tümpel durchsucht, mit einer langen, hakenbewaffneten Stoßstange aus der „Fröhlichen Pfalz" heraus. Zwei Metzgerknechte waren mit ihm, als die letzten Nachzügler aus dem jetzt ganz menschenleer gewordenen Dorf. Sie waren erhitzt und ärgerlich und der eine keuchte im Vorüberlaufen: „Oh, mei. Ich such' den Meischter net länger. Weiß der Guguck, wo der schteckt. Deeswege will ich des net verbasse."

Und der andere meinte in einer frohen, gierigen Aufregung: „Loss'n laafe — ich mein', er is mit'm Hersch Laubenheimer 'nüwwer nach Alt-Rietige, Vieh ansehe."

Der im Pfarrhaus kannte die beiden Knechte, die im Trab um die Ecke bogen. Es waren Vincenz Öttlis Gesellen.

Still saß er da. Draußen regte sich nichts mehr, außer Hahnenruf und Hundegekläff. Die Menschen waren fort. Und Bonifaz Nüßle dachte müde: Wenn sie nur nicht wiederkämen. Wenn sie nicht wieder bei mir einträten, und immer von neuem die Frage an mich stellten, auf die ich nicht antworten darf.

Aber sie kamen wieder. Bald. An dem Zeiger der Wanduhr konnte man die Minuten zählen. So harrte wohl ein zum Tode Verurteilter in dem Grabesschweigen des Gefängnisses seiner letzten Stunde, und wußte keine Hilfe mehr in der Welt. Morgen um diese Zeit schien die Sonne und flogen die Schwalben vor den Fenstern — nur er, der arme Sünder ruhte in dunkler Erde. Und so lag morgen auch das Dorf Rietigheim wieder im Frühlingsfrieden, nur sein Kaplan war fern, hinter den Gittern des Untersuchungsgefängnisses, ein verlorner Mann.

Ein anderer hätte Hand an sich legen können. Ein Priester konnte das nicht. Der fühlte Gottes Arm über sich und trug

Digitized by Google

seine Strafe. Ein anderer hätte fliehen können. Ein Priester konnte das nicht. Und nähme ich Flügel der Morgenröte. . . . Das Bibelwort ging durch Bonifaz Nüßles matten Kopf. Nein — seine Schuld nahm er mit sich, überall auf Erden und, wenn er sich freiwillig der Erde und seinen Feinden entzog, mit hinauf zum Himmel und hinab zur Hölle. Und diese Schuld war schwerer als die, um derentwillen ihn jetzt die Menschen anklagten und richteten. Diese Schuld mußte mit soviel bitterstem Leid gebüßt werden, als sie ihm süßeste Freuden gebracht. Und wie der Kaplan Nüßle mit blassem Antlitz und gefalteten Händen darüber sann und sann, erkannte er allgemach die Gnade des Herrn: Der legte ihm jetzt die Feuerprobe auf, zu schweigen und für einen anderen zu dulden, wo ein Wort ihn retten konnte, der hieß ihn sich selbst überwinden um seines Priestergelübdes willen, das er vorher so freventlich gebrochen, und dadurch Vergebung für seine Sünden erlangen.

Ein tiefer Friede legte sich über ihn. Die Ruhe der Erlösung. Der Sturm der Welt lag hinter ihm, die Anna war tot, das kurze Erdenglück verweht und vergessen. Der Rest seiner Tage war Vorbereitung zum ewigen Leben. Und laut betend hob er die Augen, gläubig wie ein Kind: „Herr, dein Wille geschehe. Ich trag' mein Kreuz."

Dann erhob er sich vom Boden, ernst und stark, ein gefaßter Mann. Er hatte draußen auf dem Platze vor der Kirche seinen Todfeind gesehen. Vincenz Öttli stand da, die Metzgermütze auf dem Kopf, mit weißer Schürze und langem Messer daneben, und schaute verdutzt umher. Sein Gesicht war bleich und unruhig. Er begriff nicht, wie er, von einem angeblichen Kuhhandel im Nachbarflecken, in Wirklichkeit von einem ziellosen Streifen über Stock und Stein heimkommend, das Dorf so ausgestorben vorfinden konnte.

Bonifaz Nüßle verließ das Pfarrhaus. Geradenwegs schritt er auf den Ochsenmetzger zu, der ihn mit verzerrten Zügen wie einen Geist anstarrte. Dicht vor ihm blieb er stehen und sagte: „In kurzem werden sie mich als Mörder einkerkern und richten — um deinetwillen. Du bringst mich ums Leben. Jetzt sehen wir uns zum letztenmal, ohne daß Menschen dabei sind. Da sag' ich dir: ‚Ich verzeih' dir, was du an mir tust'."

Vincenz Öttli trat einen Schritt zurück. Er blieb stumm. Der Priester fuhr fort: „Ich will noch mehr sagen: Ich bitte dich: Verzeihe du mir. Du kannst es jetzt noch nicht. Du wirst

Digitized by Google

es lang noch nicht können. Aber einmal vielleicht doch. Vielleicht, wenn ich gestorben bin. Dann denk' daran, daß ich dich in der Stunde jetzt reumütig um Verzeihung gebeten hab'. All die Schuld ist mein. Auch das, was du getan hast. Ich fühl' es wohl."

Allmählich hatte sich der andere gefaßt. Es flimmerte grünlich in seinen Augen. Seine Lippen zuckten.

„Un wenn ich hunnert Johr alt werd'," sprach er, leise, atemlos. „. . . . ich verzeih' dir net. Nie un nimmer. Und deine Vergebung brauch' ich erscht recht net. Sorg' du dich um dei' Sache. Du hoscht genug an dei'm Päckche zu trage. In zwanzig Johr freu' ich mich noch, daß ich mich an dir gerächt' hab."

„Geh in dich, Vincenz," sagte der Kaplan.

„Ah bah. Ich weiß, was ich tu'. Un du bischt verlore. Was willscht dann mache? Die Anna is weit. Die kann net widder uffschtehe und Zeugnis redde wedder mich."

Da sah ihm Bonifaz Nüßle fest ins Angesicht. Seine Stimme wurde stark. „Die Anna ist nicht weit. Sie wird von den Toten auferstehen. Sie wird wider dich zeugen. Da schau, wie da die Leute überall aus den Weiden herauskommen und aufs Dorf zu — hundert und hundert. . . . Alles ist schwarz . . . . und da in der Mitte der Gendarm und die Fischersleut' und die Herrn aus Mannheim? Weißt du, was die Männer dahinter trage . .? Das Weiße . . . . .? — das ist die Anna. Die Anna Treiber kommt ins Dorf zurück. . . . . ."

Vincenz Öttli taumelte seitwärts, mit einem gurgelnden halblauten Ausdruck des Schreckens. Sein Gesicht wurde plötzlich wie durchscheinend gelb, seine Augen verglasten sich. Er konnte kein Wort hervorbringen.

Sie standen schweigend nebeneinander auf dem sonnenhellen Platz vor der Kirche, der Priester in seinem schwarzen Kleid, der Metzger mit der langen, schneeweißen Schürze als die einzigen belebten Dinge in dem friedlichen, totenstillen Grün des Dorfes. Aber von ferne nahte sich ein unheimliches Murmeln und Summen, das Scharren von Füßen, das Raunen von Männerstimmen, Weibergeschluchze — näher und näher rückte es heran.

Vincenz Öttli hob abwehrend die Hand. „Sie darf net kumme," flüsterte er in kindischer, bebender Angst. „Ich will net. Dees will ich net. Norr dees net."

Und immer weiter zurückweichend, wiederholte er halb un-

Digitized by Google

bewußt. „Loßt se drin — ſag' ich, ihr Männer. Loßt se liege. Sie derf net 'raus."

Und noch einmal, als der Zug ſchon faſt am Dorf-Eingang war, ein aufſchreiendes: „Sie ſoll net kumme."

Aber die Anna Treiber kam doch. Langſam, unerbittlich. Hunderte von Menſchen mit ihr. Durch das Weidengeſtrüpp ſeitlich des Wegs waren ſie gebrochen, quer durch die junge Saat gelaufen, über Mauern und Hecken geſtiegen, um da vorne mit dabei zu ſein.

Der Kaplan ſtand ruhig und wartete. Aber auch die Züge ſeines Todfeindes glätteten ſich allmählich. Mit äußerſter Kraftanſtrengung hatte er ſeine Todesangſt und Gewiſſensqual niedergekämpft. Er reckte ſeine hagere, ſehnige Geſtalt in den Schultern und lächelte, wenn auch mit weißen Lippen, doch höhniſch und verwegen wie ſonſt.

„Und wann du mich zehnmal verrote hoſcht . ." ſagte er.

„Ich hab' dich nicht verraten."

„Und wann du zehnmal das Beichtgeheimnis gebroche hoſcht. . . ."

„Ich hab' das Beichtgeheimnis nicht gebrochen."

„. . . . trotz alledem . . . . du kannſcht nix gege mich mache. 's glaubt dir Keins. Do badd' nix. Du biſcht 's geweſe. Wer will dann mir was beweiſe. Wedder dich awwer — oh mei' — do hots mehr Beweiſ' als die Geſchworene in Mann'em brauche. Meinſcht, ich werd' noch lang warte und dich noch mehr unner die Leut' kreiſche loſſe vun ſellem, wo ich dir in der heilig Ohrebeicht' geſchtanne hab'? Awoll. Do bin ich flinker. Do redd ich. Do weiſ' ich uff dich. Seller war's, ihr Leut! Do biſcht geliefert. For dees bin ich dir gut."

„Tu' was du willſt." Bonifaz Nüßle ſah gar nicht nach dem andern hin, der, während er ſprach, ſchon langſam, mit ſchweren Tritten von ihm weg und dem Zug entgegengegangen war. Er bog um die Ecke. Ein dumpfer, vielſtimmiger Ausruf klang dahinter. Man hatte Vincenz Öttli erkannt. Man umringte ihn wohl tröſtend. Man ſtützte ihn unter den Armen, daß ihn nicht die Ohnmacht beim Wiederſehen mit der Toten übermanne. Man ließ ihn bleich, mit zuſammengebiſſenen Lippen, die Augen am Boden, nebenher ſchreiten, als einen Ankläger gegen den einſamen Mann, der ſtumm auf ſeinem Platze ſtehend, ſein Schickſal erwartete.

Da kamen ſie. Menſchengewirr, Menſchenſtimmen, auf-

Digitized by Google

wirbelnder Staub — tiefes plötzliches Schweigen beim Anblick des Kaplans — hunderte von schreckensweiten Augenpaaren, die gierig an ihm zu haften, an ihm zu zehren schienen — Bonifaz Nüßle sah das alles nicht. Er sah nur die vermorschte, moosgrüne, über und über nasse Stalltüre, die sie aus einem Fischerhaus am Rhein gerissen und als Tragbahre verwendet hatten und auf ihr die, die er gestern abend im Mondschein wenige Schritte von hier, vom Kirchhof aus zu ihrem letzten Gang auf Erden begleitet. Anna Treiber hatte sich noch nicht verändert. Still lag sie da, in ihrem wasserschweren, weißen Kleid, von aufgegangenem Blondhaar umrahmt, eher wie eine Wachsgestalt als wie ein wirklicher Mensch. Ihr Gesicht sah jünger aus als im Leben, jungfräulich-herbe, ernst, fast hart. Und dazu stimmte es, daß sie die herabhängende rechte Hand noch krampfhaft zur Faust geballt hielt.

Die Träger hatten die Bahre hingesetzt, mitten in den Mai-Sonnenschein, daß das Antlitz der Toten zu dem unergründlichen Himmelsblau emporgewendet war. Der Amtsrichter trat vor Bonifaz Nüßle. „Haben Sie etwas zu sagen, Herr Kaplan?“ frug er.

„Ja.“ Das tönte so schwer und laut durch das Flüstern und Murmeln, daß die Frauen unwillkürlich zusammenfuhren. Der Kaplan kniete neben der Leiche nieder. Er ließ die Arme sinken. „Hier bekenn' ich mich als Sünder vor Gott und den Menschen,“ sagte er einfach. „Ich bin ein treuloser Priester gewesen, ein unwürdiges Werkzeug unseres lieben Herrgotts. Dem seine Gebote hab' ich mißachtet, mein Gelübde hab' ich gebrochen, die Anna Treiber hab' ich verführt und in Schand und Not gebracht und den Öttli, ihren Bräutigam, um sein Lebensglück. Das hab' ich getan. Das beicht' ich hier vor meinen Beichtkindern, als ein reumütiger Sünder. Dafür mögen mich die Menschen richten und unser Herrgott im Himmel. Aber getötet hab' ich die Anna Treiber nicht .... das schwör' ich zu Gott .... ich schwöre es bei der Jungfrau Maria und allen Heiligen ....“

Auf seine Worte hin war alles still. Das durchschauerte die um ihn doch, dies feierliche Anrufen des Höchsten aus dem Munde eines Priesters. Da trat Vincenz Öttli vor. Er lachte wild.

„Wann keiner redd', redd' i ch und sag': dees is geloge. Alles, was aus so 'eme Mund kummt, is geloge. Was liegt so 'eme an 'em Meineid mehr? Der hot schon so genug Todsünd' vor unserm Herrgott zu verantworte. Der hot mir die Anna elend gemacht — der hot sie aach umbracht.“

Digitized by Google

Er beugte sich nieder und ergriff die herabhängende, geballte Faust der Toten. „Und wann die Anna noch emol schpreche könnt', sie tät die Hand uffhebe, so wie ich sie jetzt heb' un uff den da drüwwe weise un .... un schpreche .... der un kei annerer ...."

Er hörte plötzlich auf, als versagte ihm die Stimme. Seine Augen waren in jähem Schrecken auf die zusammengekrampften Finger der Toten gerichtet. Dann ließ er langsam, scheu den Arm fallen und stand auf. „So würd' sie schpreche," sagte er mit einem irren Blick nach dem Kaplan hinüber. „.... der do drüwwe, würd' sie schpreche, un kei annerer .... der .... der hot ...," wieder unterbrach er sich, und machte eine hastige Bewegung nach dem herangetretenen Gerichtsarzt. „Losse Sie dees," zischte er verzerrten Gesichts. „Losse Se."

Aber der Doktor bückte sich ruhig nieder. „Bitte. Mir kommt es jetzt auch so vor .... ich habe die Leiche ja natürlich noch gar nicht untersucht .... aber mir scheint wirklich .... sie hält da etwas in der Faust .... einen Stoffrest oder so etwas ähnliches .... sehr interessant .... vielleicht kann ich's mit der Pinzette zwischen den Fingern herausziehen .... ja .... es geht .... da haben wir's."

Er hob das Ding in die Höhe. Es war ein kaum talergroßer, ausgefranzter Tuchfetzen von weißgrauer Farbe. Alles drängte sich heran, dann gellte der jähe Aufschrei einer Frau: „Sell is doch net vum 'e geischtliche Kleid," und gleich darauf der gebieterische Ruf des Amtsrichters: „Ruhe. Sie, Schmied Sauerbeck .... was hatte der Herr Kaplan an, als er gestern mit der Treiber wegging?"

„Sei' schwarzes Kleid," antwortete ein dumpfer Baß aus der Menge. Ein Brausen, ein wirres Durcheinanderrufen hinterher. So rasch arbeiteten diese verstörten Köpfe nicht. Und dann plötzlich rief ganz von außen ein kleiner Bub hell und vergnügt einem andern zu: „Adämle — guck emol .... in so 'eme Rock is der Öttli geschtern von Bruchsal kumme ...."

Inmitten des plötzlich ausbrechenden, fassungslosen Lärms und Getümmels verstärkte der Amtsrichter seine Stimme, daß sie alles übertönte. Er stand dicht vor dem Metzgermeister, „Öttli — Sie haben die Hand der Toten aufgehoben und verlangt, die Tote soll auf den Mörder weisen. Antworten Sie mir: Kennen Sie dies Stück Tuch?"

Digitized by Google

„Dees is von mir," sagte er. „Ich hab's net emol bemerkt. Sie muß es abgeriffe hawwe, wie ich ihr den Schubs gewwe hab'!"

„Also haben Sie sie in den Rhein gestoßen?"

In den Augen des Ochsenmetzgers begann es zu leuchten, grünlich, katzenartig flimmernd. „Sie war mei' Braut und hot mich mit Schimpf und Schand betroge. Dees hot sie büße müsse. Dees tät ich heut' widder gerad so. Und der Nüßle war mei' Freund und e Geischtlicher dazu und hat mich aach betroge —

Vincenz Öttli war ganz ruhig geworden. Er war verloren. „Un for dees soll der jetzt noch büße .... Un wann's net so geht, dann so."

Mit einem Ruck hatte er das Schlächtermesser an seiner Seite aus dem Leder gerissen und war auf Nüßle zugesprungen. Der kniete noch immer mit schlaff hängenden Armen. Er hätte vielleicht noch aufstehen können, sich mit den Händen schützen. Er tat es nicht. Mit einem leisen Stöhnen empfing er die Todesstiche in die Brust .... drei .... vier .... fünf .... bis der Gendarm und die Männer den Vincenz Öttli überwanden. Der ließ sich ganz gleichgültig ohne jeden Widerstand festnehmen und durch die von Schrecken gelähmte Menge wegführen.

Bonifaz Nüßle atmete noch ein wenig. Der Arzt kniete neben ihm. Um ihn war die schwarze Menschenmauer, blasse Gesichter, leises Schluchzen. Über ihm der blaue Himmel. Und neben ihm etwas Weißes. Die Anna Treiber.

Keiner sprach und störte die Ruhe des Sterbenden. Aber von fern ertönte ein schwacher, dumpfer Schall. Ein paar Männer liefen atemlos heran und berichteten: Vincenz Öttli hatte den Gendarmen gebeten, nur noch den Geldschrank in seinem Metzgerladen absperren zu dürfen und ein geladenes Gewehr herausgeholt und sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, daß er gleich tot hinfiel ....

Wieder schwoll ein Brausen des Entsetzens in der Menge auf und ebbte wieder auf einen Handwink des Arztes. Still. Es ging auch mit dem Kaplan zu Ende. Die ganze Zeit hatte er kaum hörbar, mit zuckenden Lippen gebetet, reumütig .... mit starrem Blick, als erteile er sich selber, da kein anderer Priester zur Stelle, die Absolution. Jetzt murmelte er noch einmal, im Grauen der nahen Erlösung dasselbe, was gestern seine Schwester für ihn gebetet: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern ...."

Digitized by Google

Das waren die letzten Worte Bonifaz Nüßles, des Kaplans von Rietigheim. Bald darauf war er tot. Der Arzt stand langsam auf. „Er hat seine Ruh'," sprach er. Niemand wagte zu atmen. Und dann sagte der greise Schneider Fliegauf, das uralte Männlein, das nicht sterben konnte und so viele sterben sah. „Alle drei hawwe jetzt ihre Ruh'. Gott verzeih' ihne und uns alle . . . ."

Mutterrecht.

Im Talgang des Kaiserstuhls.

Eine Novelle

von Wilhelm Jensen.

An einem Apriltag des Jahres 1563 kam im elsässischen Städtchen Ensisheim, dem Sitz der Regierung der „Vorderösterreichischen Vorlande" ein weitgereister Brief an. Seinem Vorhaben hätten sich um nicht viel früher noch sehr erhebliche Schwierigkeiten in die Wege gestellt, und es wäre vielleicht ziemlich zweifelhaft gewesen, ob er überhaupt je an sein Ziel gelangt sein würde, denn die Beine der „gsworn louffend potten" der Stadt Freiburg drüben im Breisgrau reichten wohl zum Anfang der Donau, doch nicht bis an ihren morgenländischen Unterlauf hinüber. Aber vor einigen Jahren hatte ein Nachkomme des italienischfindigen Geschlechtes derer della torre e tassis, der Richter Bernhardus von Thurn und Taxis die Welt am Oberrhein durch eine, wie vom Mond heruntergefallene, noch kaum als wirklich und wahrhaftig begriffene Neuerung schier auf den Kopf gestellt. Allwöchentlich einmal ließ er einen „rittend knecht", einen reitenden Botenmeister von Ensisheim aufbrechen und über Breisach und Freiburg durchs Dreisamtal den Weg zur „Wagensteig" einschlagen, wo der Schwarzwald sich, ziemlich einer Mauer ähnlich, vor ihm aufschob. Wie er an dieser hinauf nach Neustadt, wieder hinunter in den Hegau und weiter, schließlich bis nach Innsbruck, dem Sitz der österreichischen Statt-

Digitized by Google

halterschaft, kam, war seine Sache, und allmal lief diese wohl nicht ohne Unkosten an Armen und Beinen oder der Verbindung zwischen Kopf und Schultern ab. Denn der Kosmograph und Professor der hebräischen Sprache in Basel, Sebastian Münster aus Ingelheim im Elsaß, schrieb um die Zeit: „der Schwarzwald ist ein rauch / birgig und winterig Land / hat vil Thennwald / drinnen Bären Wölf / Luchs und Fuchs / es seind zimlich vil stätt / dörfer / schlösser und clöster darein kommen / das einen wunder möcht nehmen / wie sie sich in der rauhen art alle betragen möchten." Von bereitbaren Straßen und Wegen dagegen teilte Sebastian, vermutlich aus reiflichen Gründen, nichts mit; die Römer hatten allerdings auf dem mons Dianae Abnobae bereits breite Heer- und Poststraßen angelegt, an ihnen auch „mansiones", Herbergsstationen für Hunger und Durst, nicht vergessen. Aber darüber waren mehr als ein Jahrtausend lang Tannen aufgeschossen, Unwetter vom Himmel, wie von beschopften Alamannen und gelbhäutigen Hunnen hingefahren und für den reitenden Boten des Ritters von Taxis nicht viel von den vorzeitlichen Bequemlichkeiten übrig geblieben. Indes zum mehr oder minder guten Ende mußte er doch wohl hindurch und hinüber kommen, denn auf die vom Oberrhein abgesendeten Briefschaften kehrten, wenn auch erst nach geraumer Zwischenzeit, Antworten aus Innsbruck und sogar aus Wien zurück, da die staunenswürdige Erfindung des neuen „Reichs-Ober-Postmeisters" ihre Wirksamkeit selbst bis dorthin weiter erstreckte. Und so war auf dem umgekehrten Wege in Ensisheim ein Brief großen Formats eingetroffen, dessen grünes Wachssiegel die Ausprägung eines kugelverzierten Helmes mit drei Federn drüber aufwies. Die Aufschrift aber lautete, sich durchaus sparsamer Kürze enthaltend: „An den Wohlachtbaren, Ehrenvesten und Hochgelahrten Dominum, ad amplissimum Doctoris gradum promotum Georgius Pictorius, Medicus Physicus der Vorderösterreichischen Regierung zu Ensisheim im Wasgau oder Elsaß, meinen werthgehaltenen Freund."

Der Empfänger, ein graubehaarter, doch noch in voller Kraft stehender Mann mit außerordentlich lebendigen und klugen Augen beschaute das Insiegel und sagte: „Der wohlgefiederte Helm des Lazarus, der wider sein Hüftgebrest beim Heiland nach Abhilfe sucht. Recipe aquam purissimam intra et extra et fuge vinum perniciosum." Doch drückte sichtbarlich eine Erfreuung sich in den Zügen des auf und ab am Oberrhein weitberühmten Arztes aus, er öffnete den Brief und las:

Digitized by Google

„Lazarus Georgio salutem!
Wohlgeachteter und Ehrenvester!
Doctissime!
Löblichster Beirather Leibes und Gemüthes!
Getreulicher Freund!

Wir Lazarus I, von Kaiserlicher Majestät Gnaden Feldoberster, neuerdings Freiherr von Hohenlandsberg, Pfandherr zu Burkheim, Kirchhofen und Tryberg, zu Kienzheim, Winzenheim und Kaisersberg, des weiter Herr von Kagran, Hirschstätten, Auersthal und Steinabrunn

erlassen dieses Schreiben an Euch aus Unserem Besitzthum bei Nagy Banya, dessen Name bis heute schwerlich an Eure rheinischen Ohren geklungen sein wird, doch wo der Wein im Ganzen und Großen letztjährig zu nicht übler Verfassung gerathen ist.

Ist hierzuland ein Sprüchwort gänge: Nullum vinum nisi hungaricum. Hat gewißlich sein Gutes, zumal wo es keinen andern giebt. Hängt jedoch von Umständen Himmels und der Erde, Durstesart und noch sonst mancherlei ab, ob ihm glaubwürdige Wahrheit beizumessen. Für den Mittagshumpen mags Richtigkeit haben, aber es geht meine Meinung dahin, für die Abendkanne sorgt der Thalgang im Kaiserstuhl besser. Nam specta: Es folgt auf jenen nur ein kleines Verdauungsschläflein, hingegen auf diese die Nacht, welche kräftigenden Schlaf bis zum Morgen gewähren soll. Est modus in rebus, sunt certi denique fines, spricht der erfahrene Horatius.

Ob die Dinge hier in gute oder üble Verfassung gerathen sind, weiß mein Quantum an Verstand nicht zu bemessen; die Kielfedern kommen nunmehr an die Reihe, und die Klinge hat vorderhand Zeit, zu rosten. Kaiserliche Majestät hat mit dem Türkensultan einen Frieden auf acht Jahre abgeschlossen, währenddeß wir das Stück von Oberungarn behalten, das mir in den letzten Jahren den Muselmännern abzuholen gelungen ist. Was sich nach dem Ablauf zutragen wird, wissen alle Klügsten nicht, so zerbreche ich mir meinen dummen Kopf nicht darum.

Es ist aber in mir unterzeiten ein Verspüren, daß ich wohl selber an meinem Knochengerüst etwas Rost anzusetzen begonnen habe und ich bin des öfteren dazu gekommen, mit mir eine Zwiesprache zu führen über die absonderliche Frage, zu welcherlei Zweck dem Menschenkind seine paar Lebensjahre von der Natur, wie Ihr's benennt, oder wie man's sonst heißen mag, zu theil werden. Das ist eine alte res controversa, über die sich muthmaßlich schon Adam und Eva in die Haare gerathen sind, und es gibt ungefähr

Digitized by Google

ſo viele Antworten drauf, als Menſchenköpfe. Dabei theilen ſie ſich in zwei castra opposita, und im erſten vermeint die Beſatzung, das Leben wäre nichts, als eine Heerſtraße, um auf ihr, ohne nach rechts und links zu ſchauen, gradaus in die für alle Ewigkeit ausreichenden Verpflegungsquartiere der ſeligen Gefilde hineinzumarſchiren. Solchen Dafürhaltens behaupten die Katholiſchen, wie die Evangeliſchen zu ſein, ebenſo, wenn auch um ein paar Handbreiten anders, die Muſelmänner, und ich glaube, desgleichen die Hebräer, deren nähere Bekanntſchaft ich zum Glück nie zu machen gebraucht habe. Aber ich bin ein zu alter Kriegsmann geworden, um mich darauf einlaſſen zu können, meinen Vormarſch auf ein Ziel loszunehmen, von dem mir kein Kundſchafter Auskunft gebracht, was da eigentlich bei'm Einrücken an gewiſſem Vorrath zu erwarten ſteht. Ihr wißt, darüber haben wir vordem bei manchem guten Thalgang-Humpen solus cum solo Discurs gepflogen, ohne einer Controverſe zwiſchen uns zu begegnen. Verbleiben die in dem zweiten castrum mit ihrer Meinung von den guten Dingen, ſo ſich auf der Erde genießen laſſen, als etwa Ruhm, Anſehn, Macht, Gnadenketten, Reichthum und was ſich ſonſt Begehrenswerthes in die Lebensſcheuer einſammeln läßt. Eheu, Georgie, ich bin ein fleißiger Hamſter geweſen, deſſen Neſt mit Gut und Geld vollgepfropft iſt, und ſonder Prahlerei darf ich vermelden, daß mir auch von Ruhm und Anſehn in der Welt Genugſames zu theil worden. Des weiteren an Macht, über Viele nach meinem Willen Herr zu ſein, und was die Gnadenketten anbetrifft, ſo iſt das ein caput quod melius non scribendum est.

Item, ne longum faciam, bin ich zu der Einſicht gelangt, daß der Menſch nicht dazu da iſt, um zeitlebens in einem eiſernen Rock zu ſtecken, ſondern daß es bei ihm ſteht, ſich ſein Kleid etwas leichter und bequemlicher anzufertigen. Es verhält ſich nach meiner gegenwärtigen Erkenntniß wohl ſo: Ich ſitze in meinem castrum für mich allein, von dem aus meine Augen die Welt und das Leben anſchauen und mir in Anbetracht deſſen, was ſie um und vor ſich gewahren, rapportiren, es ſei für mich das Einträglichſte, daß ich mich auch ſo in mein castrum am Oberrhein hinſetze, darinnen einſt einmal Carolus Magnus eine Nacht hindurch ſeinen Kopf zum Ausraſten hingelegt und zum Dank dafür, daß er guten Schlaf dort genoſſen, den armſeligen Burkheimern durch eine Spende verholfen haben ſoll, ihre in Nöthe gerathene Stadtmauer leidlich wieder auszuflicken. Es giebt aber heutigentages noch viel Anderes an Armuth, Nöthen und Schäden in Stadt, Dörfern,

Digitized by Google

Häusern und Köpfen meines Burkheimer Pfandbesitzthumes zu bessern, wozu der Aufenthalt von einer Nacht nicht ausreichend wäre. Sancta Minerva behüte, daß ich dem Hochmuthsteufel in die Krallen vergerathe, mich der Kaiserlichen Majestät anzugleichen, welche einstmals mit Schwert und Brandpfählen die deutschen Heiden zu so frommen Christen gemacht hat, wie wir sie heute überall um uns herum Ketzer auf der Folter recken und Hexen verbrennen sehen. Doch ich habe vor dem Carolo Magno voraus, daß ich gegenwärtig noch lebendig bin und mir aufgegangen ist, der Mensch lebe zu dem Zweck, um sich seines Lebens zu erfreuen. Und diese Freude könne er sich auf mancherlei Art und Weise verschaffen, nicht am geringfügigsten aber dadurch, daß er danach trachte, Denen, über die er von den Zeitläuften als Vormund gesetzt worden, durch sein Leben zu helfen und nutzen, sie zu stützen wie haltlose Rebzweige, damit in der Zukunft ein besserer Wein von ihnen geerntet werde.

Wie ich aber an diesem Winterausgang mir solchen Bescheid gegeben und Entscheid genommen, hat mir das Herz schier von den Rippen einen Sprung bis an die Lippen herauf gemacht, daß mein Mund gethan, was ihm seit der Schulbank kaum mehr eingefallen, nämlich in gereimten Worten laut ausgerufen:

Adieu Hofleben mit deiner Pracht,
Ich fahr' davon, dein nicht mehr acht;
Falschheit und Trug und Simuliren,
Die thun den ganzen Hof regieren;
Gut Wort und anderes im Herz,
Das ist zu Hof der täglich Scherz.
Ihr Art, die ist wie böser Hund,
Sie bellen nicht und beißen wund.
Der Augendienst, der ist ihr Kunst,
Damit sie destilliren Gunst.
Lang z'Hof, lang z'Fall, ein Sprüchwort ist,
Allzeit regiert der Neid und List.
Ein falsche Zung, ein böse Stund,
Die stürzt Treu, Dienst und Dank zu Grund.
Herrngunst walzt wie ein Kugel rund.
Das Unbild so das Herz anficht,
Nicht gern man stets vor Augen sicht.
Eingezogen leb' eigenem Herd,
Ein Gemüth dabei, so unverkehrt,
Ist mehr denn Hofes Undank werth.

Und mit dem Herzen hätt' auch mein Gebein einen Freudensprung in die Luft ausgeführt, wenn nur die coxa dabei mitthät', die coxa exsecrabilis ischiaca!

Digitized by Google

Am übrigen Leib aber, amice, kam's mir bei dem Beschluß, mich als Lazarus primus auf den Kaiserstuhl zu setzen, in's Gefühl, als ob ein Windstoß plötzlich zwanzig oder dreißig Jahre von ihm abgeblasen, mir den dicken Zwickel am Mund weggeschoren und den jungen Flaum wieder um's Kinn gekraust hätte. Bacchantisch kreiset das Blut mir durch den Kopf, daß ich rufe: Evan! für immer nach der alten arx von Burkheim, wo an's Mauerwerk die blauen Hummeln auf ihren Stahlflügeln aus dem italischen Land den Frühling herzutragen, wenn sonst allerorten im deutschen die Zähne noch vom Schnee klappern. Eine wahrhafte domus regia ist's, denn die Sonne hauset darin, die große Weltkönigin, und wenn dem Menschenkind das weiße Geflock auf den Kopf zu fallen anfängt, da spürt's, daß es daheim bei der alten warmen Mutter am besten aufgehoben ist.

Das fühlt' ich zwar auch schon, als unter'm braunen Haarschopf der Fuß mich zum erstenmal in den mons Brisiacus hineintrug, doch wie's solchen pueralis mit dem Flaumbart geschieht, sie verspüren's, aber wissen nicht, woher es an sie kommt, pflücken sich eine von den fremdartigen Blumen am Steig und lassen in der Sonne ihren Schatten mit sich weiter des Weg's ziehen. Muß ich indessen doch die Erinnerung dran wohl in gutem Verwahrsam mit davongetragen haben, da mir's hernach so gekommen, Kaiserliche Majestät zu bitten, wenn Sie eine Gnade auf mich ausgehen lassen wolle, mir die Pfandschaft Burkheim für meine und meines Sohnes Lebensdauer zu verschreiben. Und habe so den alten Mauerkasten, der lediglich noch ein Steinhaufen war, drin die Eulen und Fledermäuse übertagten, mich däucht, daß er sich wohl ansehen lassen kann, wieder hergestellt.

Ja, die Blumen im Kaiserstuhl! Meine jungen Augen waren damals danach beschaffen, sich an ihnen zu erfreuen, aber daß ich sie mit Namen zu heißen erlernt, habe ich erst Eurer Belehrung und Kundigkeit verdankt, doctissime, und hoffe, nunmehr durch Euren Beistand noch weiter darin vorzuschreiten. O die blauen Kuhschellen, die Knabenkräuter und Frauenschuhe, die großen Windrosen! Sie fangen jetzt an, mit ihren Knospen über die Lehmschluchten herunter zu sehen, und wenn ich von Schaffhusen her durch den Thalgang in meine Königsburg einreite, da machen sie zu den Wegseiten Parade mit tausend-abertausend weißen Gesichtern und murmeln im Wind hinter mir drein: Das ist der kluge Mann, der ostwärts her von den Sumpf- und Giftkräutern zu uns kommt, um seines Lebensrestes froh zu sein. Ge-

Digitized by Google

denkt Ihr noch, Pictorius, wie wir auf dem Bergrücken bei Achkarren, dem Keltennest, an einem Junitag die schlanke Staude mit den großen Blüthenkelchen wie aus Milch und Blut auffanden? Das war ein absonderes Gewächs, wie's wohl nur im Kaiserstuhl auftreibt, mit langen Haaren wie ein Mädchenkopf; wider die klopftet Ihr Funken an einem Stein, da schlug aus ihnen eine rothe Flamme auf und gab süßen Duft um uns her. Diptam, sagtet Ihr, benenne Gesnerius die Pflanze; vergesset nicht, seine historia stirpium mit Euch zu bringen, wenn Ihr bald auf dem Katzensprung von Ensisheim zu mir kommt. Dann wollen wir als herbarii zusammen ausziehn und uns auch erkunden, was der Franciscus Vinarius im Aquila zu Oberbergen seit dem letzten Herbst Gutes in seine Kufen eingebracht —

Wär' nur die coxa nicht, die coxa exsecrabilis!

Ich vermuthe, amicus meus et medicus wird mich mit ihr bei meiner Ankunft unter'm Badberg zu Vogtsburg oder im Bädlin zu Schelingen für eine Weile im heilsamen Wasser festlegen. Dieses mag ja wohlangebracht und nothwendig sein, wie's Euer „Badenfartbüchlein" begreiflich für die mit derlei Gebrest Behafteten darstellt, daß ich mich auch geduldig in solch' zeitweiligen Rückzug fügen werde, als vor einer Obermacht, wider die mein Kriegsvolk nicht ausreicht. Nur — ne quid intempestem moneas — lasset Euch nicht aus der Vorstellung entfallen, daß es vom Ungarlande bis zum Oberrhein ein gar weiter Weg ist, auf dem mir viel an Straßenstaub, Rauch und sonstigen Trockenheiten in die Luftröhre gerathen wird, daß ich sie, nicht abzuändern, schier übel verunreinigt und ausgedörrt mitbringen muß. Hat zwar Kaiserliche Gnaden etwas zur Abhülfe dawider mir abermalen in diesem Jahr durch Sebaldum Dagman, der Kammer in der Zips Bevollmächtigten zu Tokay, sechs gutbeleibte Fässer Heurigen zugehn lassen, jedoch wie ich angemerkt, carissime, es liegt zwischen hier und Burkheim vielerlei an Berg, Thal, wie sonstiger Wegbeschwerniß, und ich wiederhole deshalben nochmals in solcherlei Voraussicht: Ne quid intempestem moneas! Damit verbleibe ich, cum maxima aestimatione Euch zugethan,

Lazarus de Schwendi,

heute noch Kaiserlicher Majestät Feldhauptmann, hinfüro nur Euer getreulicher Nachbar als Schloßsasse zu Burgheim und Rebmann im Thalgang des Kaiserstuhls."

* * *

Digitized by Google

Diesen Brief hatte der Ensisheimer Arzt und Regierungsphysikus Georg Pictorius in Gegenwart seiner Ehefrau und Kinder laut zur Verlesung gebracht, lachte jetzt und sagte: „Das will besagen, wasche mir den Pelz, aber mache mich nicht naß. Ne quid intempestem moneas — daß Ihr mir nichts Unzeitmäßiges anratet! Ich will mich darein fügen, daß Ihr mich zur Besserung meines Hüftwehs in das heilsame Badwasser setzet, doch empfehlet mir nicht an, der Trockenheit in meiner Kehle gleichfalls durch solches Wasser abzuhelfen. O Lazare, Lazare! es richtet all deine Klugheit nichts aus, wenn sie's nicht wahrhaben will, daß es der Wein ist, der dir in der coxa sitzt, und daß Kaiserliche Majestät ratsamer dran getan hätte, dir die Fässer nicht mit Tokayer Traubensaft, vielmehr cum aqua purissima anfüllen zu lassen."

Davon mochte die Lebensgenossin des Sprechers schon zu öfteren Malen vernommen haben, jedoch seinem heranwachsenden Sohne war der Name des Briefschreibers noch unbekannt, sodaß er deshalb eine Frage an den Vater richtete. Und darauf erwidernd, versetzte der Arzt nunmehr ernsthaft umgewandelten Tones:

„Dieser Herr Lazarus de Schwendi, mi fili, ist nicht nur ein ausnehmend kluger, sondern sonst in allem ein wahrhaft weiser Mann von edelster Sinnesart und solcher Beschaffenheit, wie unsere Zeit sie nur als gar seltene Ausnahme unter denen vornehmen Adelsstandes hervorbringt. Denn er ist vor etwaig fünf- oder sechsundvierzig Jahren als ein Junker aus altem Geschlecht auf dem Schloß Schwendi drüben bei Laupheim im Schwabenlande zur Welt gekommen, hat sich als Jüngling auf der hohen Schule zu Basel eifrig mancherlei Wissenschaften zugewendet, danach jedoch sich dem Waffendienst ergeben und es als Kriegsmann in den Niederlanden und im Reich rasch zu hohem Rang nnd Ehren gebracht, insonders aber zu größtem Ansehn als kaiserlicher Heerführer wider die Türken im Ungarland, wo er erst letzthin die starken Vesten der Muselmänner Zadvar und Munkatsch eingenommen. Solchen Ruhm indessen haben sich auch andere angehäuft und mag sein Landsmann, der Feldhauptmann Schärtlin von Burtenbach ihm darin wohl noch weiter voraufgekommen sein. Jedoch, weshalb du dir seinen Namen ins Gedächtnis einprägen sollst, mein Sohn, das ist, weil kein anderer im Reich mit Wort und Tat so wie er wider Lüge, Unrecht, Pfaffentrug und Herrschgier ins Feld gezogen und als der Einzige seinem allerdurch-

Digitized by Google

lauchtigsten Herrn und Kaiser allzeit die Wahrheit gradaus ins Gesicht geredet hat. Davon gibt sonderlich sein Schriftwerk Zeugnis, das er an ihn jüngsterst, „wegen Regierung des römischen Reiches und Freistellung der Religion“ ausführlichst gerichtet, darinnen er die Kaiserliche Majestät unter vielfältiger Darlegung von Gründen inständigst vermahnt hat, den Orden societatis Jesu nicht länger im Reiche zu dulden, auch das hispanische Unwesen am Hof als eine Brutzucht von Giftottern und Skorpionen abzutun. Wir haben gegenwärtig am Maximiliano Secundo einen Kaiser, der zum Guten seinem Vater Ferdinand und seinem Oheim Carolo Quinto im Gemüte nicht ähnlich geraten, so daß vielleicht zu hoffen steht, er werde den wohlgedachten Ratschlägen seines getreuen Dieners und Freundes nicht sonder Achtsamkeit das Gehör verschließen. Aber es geht mir aus dem Schreiben des Feldhauptmanns und seinem Beschluß, sich auf seinem Schloß in Burkheim zur Ruhe zu setzen, genugsam hervor, daß er selbst nur geringe Zuversicht hegt, eine Besserung auszuwirken, und wohl fühlt, er habe unter den Jesuiten und Hofschranzen in ein Wespennest gegriffen, vor dessen Stacheln ihm nichts übrig bleibe, als das Feld zu räumen und sich in möglichst weiter Ferne und Stille in Sicherheit zu bergen. Davon werden seine Untertanen im Kaiserstuhl den besten Vorteil einernten, denn mir ist außer Zweifel, er wird dort in Stadt und Dorf ein Regiment weiser Einsicht und menschenfreundlicher Gesinnung führen, wie er's von der Kaiserlichen Majestät für das Reich zu erlangen und mutvoll zu erringen getrachtet.“

Das war eine Belehrung, die Georg Pictorius in Anlaß des gelesenen Briefes seinem Sohn zuteil werden ließ, und zugleich eine überzeugungsvolle Lobrede, wie er solche kaum auf einen zweiten Mitlebenden im Reich jemals gehalten. Danach fügte er, seiner Frau zugewandt, noch zu einiger Erläuterung bei:

„Du, will's mich bedünken, bist wohl zu keinem Mal nach Burkheim hinübergekommen, obzwar von deiner Muhme Haus zu Breisach der Blick über die Mauer gegen Mitternacht bis zu ihm hingeht. Es mögen im Reiche nicht viel Städtlein mit einer geringeren Anzahl von Bewohnern gefunden werden, gewißlich aber keines, das zur Sommerzeit so wie ein Kochtiegel mit beständig, nicht unter, vielmehr über ihm geschürter Sonnenglut daliegt. Wunder nimmt's, daß vom Maien- bis zum Septembermond dort Leute, nachdem der Tau im Schatten aufgetrocknet, ehe er am Abend wieder zu fallen anhebt, aus der Tür ihrer

Digitized by Google

Häuser hervortreten, mit Gefahr, ihr Gehirn von einem Schlagfluß betreffen zu lassen, und sie tun's auch nicht, wenigstens ist mir, wenn ich dorthin geraten, um die Tageszeit auf dem Marktplatz und in den Straßen niemals anderes als Hühner, Gänse und Schweine zu Gesicht gekommen; ich glaube, sie schlafen zu Burkheim gleich den Fledermäusen von der Morgenröte zum Abendrot und sind wachen Sinnes allein von der Dämmerung zur Dämmerung. Untertags haben sie auch eigentlich keinen Grund dazu, denn es verirrt sich kaum im Jahrlauf einmal einer, der nicht zu ihnen gehörig, in ihren abgesperrten Winkel zwischen dem Rheinwasser und dem ausgekochten alten Feuergebirg; wer von Breisach durch die faulige Waag zureiten möchte, bleibt im Sumpf stecken, und wer seinen Hals noch lieb hat, tut's gleicherweise nicht gern aus Norden her von Endingen, Sasbach oder der Limburg. Nur durch des Kaiserstuhles Mitte führet gegen Aufgang leidlich ein Weg nach Freiburg zu, von alters der Talgang geheißen, den der Brief des Herrn Lazarus des öfteren in Anführung zieht; von dem trägt seine Pfandherrschaft den Namen und schließet mit der Stadt die Dorfschaften Jechtingen, Nieder- und Oberrottwil, sowie Oberbergen ein, allesamt an ihren Rebhängen ein treffliches Gewächs zur Reife bringend. Das Burkheimer Schloß, um ein geringes vom Ort nach Niedergang belegen, darin Carolus Magnus sagenhafterweise einmal genächtet, haben die Bauern übel mitgenommen, als sie sich im Jahre 25 unter ihrem Anführer Valentin Ziller von Amoltern beim Wirt in Küchlinsbergen zum Aufstand zusammengetan. Daran gedenke ich noch wohl als an ein Geschehnis, das ich in junger Zeit miterlebt, und es hat der absonders geratene Kaiserstuhler Wein damals sein gut Teil dran gehabt, spukt nicht nur in Hüften und Beinwerk, macht mehr noch die keltischen Köpfe oft fiebig und toll. Denn mancherorten sitzen in dem kleinen Gebirg noch die Abkommen von dem alten Volk, das vor Römerzeit zuerst dorthin angezogen sein soll und Kelten geheißen; ist eine sondere Art, wohl noch von anderen zu unterscheiden, die Männer kräftig gebaut, leichtlich im Gemüt aufgeregt, und das Geschlecht der Weiber oftmalig gar wohlgebildet, behende, schlank und von einer hellen Farbe der Haut, daß sie da und dorten mit ihren Gesichtern an die großen Windröslein im Kaiserstuhl gemahnen können, welche Konrad Geßner in seiner historia stirpium mit dem griechischen Namen Anemones, von ἄνεμος, dem Wind, belegt hat. Wollte ich dir von dem Schloß zur Kenntnis bringen, daß Herr Lazarus

Digitized by Google

von Schwendi selbiges, als er in den Besitz gekommen, mit einem reichlichen Beitrag aus der kaiserlichen Truhe versehen, zu gutem Ansehn wieder hergestellt und ich, wenn er mich wegen seines schon öfteren und frühzeitigen Hüftwehs als Berater dorthin zu sich berufen, allmal wohllebige Tage bei ihm verbracht habe. Jedoch ist mir bisher, meines Gedenkens, nie durch ihn kund geworden, wovon sein heutiger Brief aussagt, daß er schon in noch jugendlichem Alter einmal nach Burkheim und in den Kaiserstuhl gekommen, so daß er von daher eine mitgenommene Zuneigung für diese Gegenden rechnet. Hinwieder ist mir seine Anhänglichkeit an den Aquila in Oberbergen nur zu wohlbekannt, denn in dieser Wirtschaft verzapfet der von ihm Franciscus Vinarius Benannte, der Franz Keller heißt, den für einen Dürstenden bestgefälligen Wein im Talgang, und das alte Fatum hat für den vortrefflichsten Mann und in Wahrheit edlen Herrn vorbestimmt, daß er täglich an großem Durst leiden und damit im Zusammenhang seinen Namen Lazarus nicht ganz sonder Berechtigung tragen solle. Wäre indessen nicht allzuschwere Bürde und zu ihrer Erleichterung bei seiner sonstig guten Leibesbeschaffenheit wohl noch mit dem Vogtsburger Wasser beizukommen, das nur ein Viertelstündlein weiter als der Oberbergener Wein aus dem Erdbauch hervorquillet, wenn er nicht ander Kreuz dabei trüge, davon ihm kein medicus als der mit der Stundenuhr nnd Hippe abhelfen mag. Denn er hat sich desleider frühzeitig und unvorbedachtsam mit Einer von Denen der Böcklin von Böcklinsau in den Ehestand begeben, es wäre ratsamer gefallen, er hätte sich von solchem Verbündnis des Bockes und der Sau in dem Namen eine Warnung ausgehen lassen. Sein Sohn Johannes, der nunmehr an die zwanzig aufgerückt sein muß, bezeuget dies nur zu sehr, als nicht nach seines Vaters, vielmehr seiner Mutter Art geschlagen und ist sicherlich nicht, wie sein Name im Hebräischen besagt, als ein Gottesgeschenk anzusehen, wohl jedoch als ein argumentum, daß man den Feldhauptmann in der Wirklichkeit als einen Lazarum in seinem Hause bedauern mag."

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Wenn man bei uns von dem ausländischen Ursprung der modernen Malerei spricht, denkt man meist an die in Frankreich zur höchsten Ausbildung gelangte Kunst des Impressionismus und vergißt, daß die Wurzeln der neuen Farbenanschauung viel weiter zurückführen: bis zu der großen englischen Kunst vom Ende des achtzehnten und vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Wir vergessen das hauptsächlich darum so leicht, weil wir in Deutschland von jeher wenig oder gar keine Gelegenheit hatten, diese klassische Malerei der Engländer kennen zu lernen; besitzt doch beispielsweise die Nationalgalerie kein einziges Bild aus dieser wichtigen Epoche! Um so freudiger wurde die Ausstellung altenglischer Meisterwerke aufgenommen, die im Salon Schulte stattfand, und um so lebhafter war die Bewunderung, die sie erregte. Es war eine glänzende Kollektion britischer Bildnisse aus dem Besitz des bekannten Pariser Sammlers Charles Sedelmeyer, in der die ganze imposante Reihe der großen Londoner Porträtisten an uns vorüberzog: Reynolds, Gainsborough, Lawrence, Romney und Raeburn, denen sich in Hoppner und Cotes zwei weniger berühmte, aber kaum weniger tüchtige Künstler anschlossen. Betrat man den Schulteschen Oberlichtsaal, dessen Wände rings von den Werken dieser erlesenen Schar bedeckt waren so hatte man unwillkürlich das Gefühl, man müsse eine Verneigung machen. Man sah sich in einer Gesellschaft von vollendeter Vornehmheit, zu der sich die Porträtierten und die Porträtisten vereinigten. Mit der stolzen alten Kultur, die aus diesen Köpfen zu uns sprach, verband sich der Zauber einer unbeschreiblich sicheren, im echtesten Sinne aristokratischen Kunst. Eine solche Verschmelzung von eindringlicher, aber nie aufdringlicher Charakteristik mit höchstem koloristischen Geschmack wird man bei einer ganzen Gruppe von Bildniskünstlern sobald nicht wieder treffen. Es war ein Fest für das Auge, zu beobachten, wie diese Menschen dasitzen und aus den Rahmen blicken, wie die Töne ihrer Haut, die Farben ihrer Haare, Augen und Kostüme zueinander gestimmt, wie dazu die Hintergründe, namentlich die landschaftlichen, gewählt, wie mit höchster künstlerischer Weisheit einzelne lebhaftere Accente in die gedämpfte Harmonie der malerischen Komposition hineingesetzt sind. Von Reynolds sah man eins seiner schönsten Werke: den Richter Dunning, einen hohen Staatswürdenträger, mit seiner Schwester. Das Paar sitzt sich an einem Tische gegenüber, John Dunning in reichem Ornat und wallender Allongeperücke, mit wunderbar fein gemaltem Ausdruck, die Dame in weißem Kleide mit schwarzem Spitzenshawl. Gainsborough war nur mit einem Bilde vertreten, aber einem seiner Meisterstücke: dem Porträt des Marquis of Lansdowne, aus dem Jahre 1773, mit rotem Rokokorock und blaßblauer Seidenweste, zu deren zartem Farbenzweiklang das gepuderte Haar eine feine Note hinzufügt. Romneys kostbares Porträt der Lady Milner zeigte in dem feinen Parkhintergrunde mit den matten blauen, braunen und grünlichen Tönen, von denen sich die sitzende Gestalt der schönen

Digitized by Google

jungen Frau im duftigen weißen Kleide herrlich abhebt, die Art der Gainsborough-Schule in einer glänzenden Probe. Besonders interessant war daneben vor allem das Porträt der Mrs. Swete von John Hoppner, das wie eine Vorahnung des Impressionismus erschien. Die junge Dame, in weißem Mullkleide mit turbanförmigem Kopfputz gegen schwarzen Velazquez-Hintergrund gesetzt, ist ganz in den lockeren, weichen, die fließende Luft um die Gestalt mit sicherer Technik festhaltenden Strichen gemalt, mit denen später Manet und die Seinen, namentlich Renoir, solche Aufgaben lösten. Unmittelbarer aber noch rief uns jene Verbindung eine Anzahl prachtvoller kleiner Landschaften von John Constable ins Gedächtnis, in deren wundersamen hellen Silbertönen die unbefangene Naturanschauung und die Luft- und Lichtmalerei des neunzehnten Jahrhunderts strahlend sich ankündigte.

Der Zufall wollte es, daß kurz nach diesen Meisterwerken der klassischen englischen Malerei eine Gruppe ganz junger Londoner Künstler sich in Berlin zum Worte meldete: der „New English Art Club", der im Salon Cassirer eine Ausstellung veranstaltete. Die Mitglieder dieser Vereinigung, die mit geringen Ausnahmen bisher bei uns völlig unbekannt waren, lieferten den Beweis, daß jetzt ein seltsamer Kreislauf eingetreten ist: die Franzosen, die das einst von England ausgegangene neue malerische Prinzip weiter ausgebildet haben, wirken nun ihrerseits auf die britische Kunst wieder zurück! Auch die englische Malerei, die in ihres Wesens Kern seit langer Zeit streng konservativ ist, kann sich dem Einfluß des modernen Impressionismus nicht mehr entziehen. Allerdings geht die Rezeption nicht so rasch vor sich wie bei uns. Die Engländer haben den Einwirkungen des Auslands eine weit gefestetere künstlerische Kultur entgegenzusetzen; sie ergeben sich den Fremdlingen nicht auf Gnade und Ungnade, wie das bei uns vielfach geschieht, sondern suchen Altes mit Neuem, Eigenes mit Allgemeingültigem organisch zu verschmelzen. Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß diese englische Art des Vorgehens empfehlenswerter und bekömmlicher ist als die deutsche. Alle diese jungen Maler, die Moffat-Lindner, William Rothenstein, Henry Tonks, Fanner, Henry, Russell und wie sie sonst heißen, verleugnen bei aller Hinneigung zum französischen Stil in keinem Augenblick ihre englische Abstammung.

Eine Zeit lang zugleich mit jenen englischen Werken waren bei Schulte die Inszenierungs-, Dekorations- und Kostümentwürfe ausgestellt, die Louis Corinth und Leo Impekoven zu der Aufführung von Maeterlincks „Pelleas und Melisande" im „Neuen Theater" angefertigt haben. Von der literarischen Seite ist diese Vorstellung schon im Theaterbericht des Mai-Heftes gewürdigt worden. Doch auch die Kunstkritik darf an ihr nicht mit Stillschweigen vorübergehen. Denn schönere Bilder hat man kaum je gesehen, als man an diesem Theaterabend von der Szene herab bewunderte. Es ist interessant, zu beobachten, wie sich zwischen Kunst und Bühne deutlich erkennbare Verbindungsfäden hin und her ziehen. Die Zeiten des historischen Dramas waren auch die der Geschichtsmalerei und der vom Meininger Hoftheater ausgegangenen, auf sorgfältigster wissenschaftlicher Kenntnis beruhenden Inszenierungskunst. Die Bilder, die sich in den Akten von Hauptmanns „Webern" entrollten, richteten sich ganz von selbst nach Gemälden etwa von Israëls oder Liebermann. Und nun, da auf allen Gebieten der Phantasietätigkeit ein neuer Idealismus aufgeblüht ist, holt man sich

Digitized by Google

im Theater für die Zwecke des modernen Dramas dieser Art bei den Malern Rat, die in starken, kühnen Farbeneffekten, in unkonventionellen Anordnungen der Komposition, in besonderen, dem jeweiligen Stimmungszweck dienenden, stilisierenden Vereinfachungen der Natur Wirkungen suchen, die man vordem nicht kannte. Jene Ausstattung des Maeterlinckschen Trauerspiels stellt den ersten gelungenen Versuch großen Stiles in dieser Hinsicht dar. In London und Paris gibt man „Pelleas und Melisande" ganz präraffaelitisch, in dem ätherischen Stil der Rossetti und Burne-Jones, und man hat darin nicht unrecht. Im „Neuen Theater" hatte man den Gedanken, sich, soweit tunlich, mehr einem modernisierten deutschen Märchenstil zu nähern, und der Erfolg zeigt, daß auch das möglich ist. An Böcklin vor allem, aber auch an Ludwig von Hofmann, an Leistikow, an Eugen Bracht und andere fühlte man sich fortwährend erinnert. In ein fernes Traumland von wundersamer Schönheit wurden wir so geführt. Wir blicken in das Dickicht eines Waldes; hohe, helle Baumstämme drängen sich schier ohne Zahl, die vordersten unter den Kronen von der oberen Linie des Bühnenrahmens durchschnitten, daß sie der angeregten Phantasie des Zuschauers noch ragender erscheinen; im Hintergrunde glüht der Himmel im purpurnen Wiederschein der untergehenden Sonne. Dann die Meeresküste: gewaltige, von dunklen Büschen bewachsene Felsen, eine tiefblau schimmernde Bucht, weißer Dünensand mit seltsamen Muscheln und fremdartigem Gestein, das die See hier ausspie, und über dem Ganzen die wechselnden Zauberlichter der Dämmerung. Dann wieder der Schloßgarten blühend im zarten Frühsommergrün, mit den plastischen, nicht nur flächig gemalten Bäumen und Sträuchern, deren blätterreiche Zweige sich bewegen und Schatten werfen, und mit dem Marmorbrunnen zur Seite, bald im goldenen Schein der Mittagssonne, bald im gespenstisch-silbernen Licht des Mondes, das Wonnen und Schauer erweckt. Dazwischen die düstern Hallen, Türme und Gemächer des alten Schlosses, aus dessen Fenstern der Blick aufs Meer hinausschweift. Und in diesen Bildern tauchen die Gestalten als Farbenflecke auf, die mit höchstem Geschmack gewählt sind: Pelleas ganz in sattem Rot, Melisande in einem Gewande aus Weiß und Hellblau, Golaud in dunkelviolettem Ritterkleide, der alte König in prächtigem Brokat, die Mägde in geisterhaftem Grau. Bewundernd saugt der Blick diese koloristischen Phantasien in sich auf.

Doch in der Zeit der malerischen „Farbenräusche" besinnt man sich allmählich wieder mehr und mehr auch auf die Form. Nicht zufällig hat sich im vergangenen Winter in der „Schwarz-Weiß-Ausstellung Amelang" der erste Berliner Salon für die zeichnenden Künste gebildet, ein Mittelpunkt für die „Griffelkunst", wie Max Klinger mit treffender Kürze gesagt hat, für Zeichnung und alle graphischen Techniken, — womit schon angedeutet ist, daß man die Farbe doch nicht prinzipiell ausschließt. Der neue Salon, der sich im ersten Halbjahr seines Bestehens allgemeine Sympathien erworben, hat sich namentlich mit Feuereifer in den Dienst der Bestrebungen gestellt, die darauf ausgehen, den Sinn für gute und vor allem einheimische Kunst in weiten Kreisen zu pflegen. So ließ er die trefflichen Künstler des „Jungbrunnen" und des „Teuerdank", dieser ausgezeichneten, vom Berliner Verlage von Fischer und Franke herausgegebenen Sammelwerke neuer deutscher Volkskunst, zu Worte kommen. Eine sehr interessante Ausstellung „Deutsche Zeichnerinnen", die bei

Digitized by Google

Amelang stattfand, gab ferner einmal einen willkommenen Extrakt dessen, was bei uns im Süden und Norden von Künstlerinnen in Zeichnung und allen graphischen Fertigkeiten Tüchtiges geleistet wird. Die letzte Darbietung des Salons brachte dann den vielbesprochenen Nachlaß des allzufrüh verstorbenen Berliner Malers Willi Horstmeyer, der im Herbst 1901 im blühenden Alter von einundzwanzig Jahren durch eine tückische Krankheit jäh aus einer künstlerischen Laufbahn gerissen wurde, die außerordentliche Hoffnungen erweckt hatte. In den Jahren seines akademischen Studiums hatte Horstmeyer die lebhafteste Bewunderung seiner Lehrer und Mitschüler gefunden; in seinen Zeichnungen, Entwürfen und Studien lebte ein so reifes und sicheres Gefühl für die Form, wie man es in diesem Alter selten oder nie antrifft. Aus allen seinen Blättern, die mit Vorliebe dem Stoffgebiet des Militärischen entnommen sind, dann andere Gebiete der Wirklichkeit ringsum, die Welt der Handwerker, der Straßenarbeiter, der Marktleute, der alten Gassen und Häuser, aufsuchen, spricht eine so frische Beobachtung, eine so unbefangene und selbständige Auffassung, eine solche Freude an der künstlerischen Tätigkeit und eine so natürliche Kraft, sich auszudrücken, daß man das ganz bestimmte Gefühl hat: Hier hat sich ein großes und echtes Talent vernehmlich angekündigt. Auffallend ist dabei die unverkennbare Verwandtschaft dieses Talents mit dem Wesen der Kunst Menzels. Denn wie Menzel in seiner Jugend, so hat auch Horstmeyer alles, was sein Auge nur zu entdecken vermochte, studiert und abgezeichnet, geradezu von einer Gier erfüllt, alle Erscheinungen der Wirklichkeit in sich aufzusaugen, ein lebendiger Spiegel alles Seienden zu werden. Wir sahen bei Amelang Horstmeyers gesamten Nachlaß (bis auf die inzwischen vom Kaiser, von den Prinzen und von der Nationalgalerie angekauften Blätter), auch die „Studien" und „Entwürfe" der Kinderzeit, so daß wir die ersten Regungen des erwachenden Talents bis zum sechsten Lebensjahre des Künstlers zurückverfolgen konnten, und es war für den Psychologen wie für den Kunstfreund gleich fesselnd, zu sehen, wie sich die große Begabung des Knaben zuerst äußerte und dann langsam entwickelte.

Ein junger deutscher Zeichner ganz anderen Schlages ist Markus Behmer, der seine merkwürdigen Blätter bei Keller und Reiner zum ersten Male vorführte. Er ist kein Realist Menzelscher Observanz, sondern ein Phantast von Geburt, voll zeichnerischen Talents bis in die Fingerspitzen, aber bizarr und grotesk bis zur Tollheit. Es ist, als hätten seine Linien Opium gegessen und tanzten nun in exzentrischen Sprüngen umher; die einen verwandeln sich im Rausch in luftig-schreckhafte Tiere, Kreuzungen aus allen Insekten- und Vogelarten, die andern werden gar zu menschenähnlichen Gebilden, die dritten zu verrückten Pflanzen. Behmer, ein wirklicher und echter „Dekadent", ist unmittelbar von dem englischen Linienphantasten Aubrey Beardsley beeinflußt, aber er hat doch seine eigene Note. Er ist naiver und drolliger als der raffinierte Brite, und er hat auch mehr Gefühl für technische Schwierigkeiten und dekorative Aufgaben. Am liebsten drückt er sich mit andeutenden Konturen aus, die er mit einem nicht gewöhnlichen Geistreichtum und einer von den Japanern gebildeten Fertigkeit behandelt.

Digitized by Google

Streiflichter.

Kaiser und Papst! Hätte es zu den Zeiten Heinrich IV. und Gregor VII., Friedrich II. und Gregor IX., Ludwig des Bayern und Johann XXII. Tageszeitungen gegeben: die Worte Kaiser und Papst wären in ihnen nicht öfter vorgekommen, als im vergangenen Maimonat.

Ja, eine Macht ist der römische Papst noch immer; noch immer gehören seine Beziehungen zu den Herrschern überhaupt und zum deutschen Kaiser insbesondere zu den wichtigsten Weltverhältnissen. Und mit Recht. Mehr als 20 Millionen katholischer Christen zählt das deutsche Kaiserreich; sie erblicken im römischen Papst ihr religiöses Haupt, und dieses Haupt selbst erstreckt seine religiöse Gewalt weit über Deutschland hinaus bis an der Welt Grenzen. So ist es natürlich, daß, wenn der politische Oberherr von 20 Millionen Katholiken und der Seelenhirte von über 130 Millionen Christen zusammentreffen, die Welt ihrer Begegnung gespannte Aufmerksamkeit schenkt.

Der Papst nennt sich den „Statthalter Christi", also den Statthalter des Mannes, der jede Beziehung mit der „Welt" als politischer Größe, als Verkörperung von materieller, irdischer Macht, irdischen Glanzes aufs sorgfältigste gemieden haben wollte, dessen ganze Aufgabe, dessen ganze Lehre buchstäblich aufging in der überweltlichen Weisung: Suchet das Reich Gottes, Mein Reich ist nicht von dieser Welt, Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich, Dazu bin ich in die Welt gekommen, um zu suchen, was verloren ist, um die irregeleiteten Schafe auf den Weg des ewigen Heiles zurückzuführen; der arm, blutarm in die Welt kam, durch die Welt ging, aus der Welt schied, der nicht hatte, noch haben wollte, wohin er sein Haupt legte, der eindringlich warnte vor dem Sammeln von Schätzen, die Rost und Motten verzehren. Der Papst nennt sich den „Nachfolger der Apostel Petrus und Paulus", also den Nachfolger der Männer, die „ein geistliches Haus, eine heilige Priesterschaft" in der Menschheit aufrichten wollten (1. Petr. 2, 5), welche die ernste Mahnung aussprachen für alle ohne Ausnahme: „Seid demnach untertan jeder menschlichen Obrigkeit um Gottes willen, sei es einem Könige als Höchstgestelltem, oder Statthaltern" (1. Petr. 2, 13, 14; Röm. 13, 1—7).

Das ist das Programm des Papstes in der Stellung, die er sich selbst gibt, als des religiösen Hauptes von Christen, die auf sein Wort hin in ihm erblicken den „Statthalter Jesu Christi", den „Nachfolger der Jünger Jesu", besonders des armen galiläischen Fischers Petrus und des weltabgewandten Zeltwirkers Paulus. Nur auf Grund dieser Stellung hin ist nun, wie schon gesagt, der Papst eine Macht geworden unter den Menschen. Denn Ungezählte haben im Laufe der Jahrhunderte zu ihm in religiöser Verehrung aufgeblickt, haben als Vater ihrer Seelen ihn anerkannt, als denjenigen, von dem, wie „der erste Papst", Petrus, selbst sagt, sie „entgegennehmen das Endziel des Glaubens: das Heil der Seelen (1. Petr. 1, 9).

Auf dieser ganz geistlichen, ganz überirdischen, ganz weltabgewandten Grundlage, die aber, eben weil sie ihren Stütz- und Schwerpunkt im Herzen, in der Seele, im Jenseitsglauben des Menschen besitzt, die machtvollste

Digitized by Google

Grundlage darstellt, die es gibt, denke ich mir — und jeder religiöse Mensch muß sie sich so denken — die Begegnung zwischen dem „Statthalter Christi“ und einem irdischen Herrscher etwa so: Ohne weltliches Gepränge, ohne Etikette und Zeremoniell — man stelle sich einmal Christus vor als Mittelpunkt höfischen Prunks, Etikettenfragen erörternd und regelnd! —; ferner absolute Schlichtheit in der äußern Form; Würde des persönlichen Auftretens, ja, aber peinlichste Meidung jeglichen fürstlichen Glanzes bis zu dem Grade, daß in der durch Kleidung und Umgebung sich ausdrückenden anspruchslosen, ich will nicht einmal sagen ärmlichen Haltung des „Statthalters“ die Armut, die Demut, die Losgelöstheit Christi wenigstens hindurchschimmert. So die Form der Begegnung von seiten des Papstes. Und ihr entsprechend der weltliche Herrscher: Er besucht nicht einen Großen dieser Erde, nicht einen reichen Potentaten; nicht gilt es Glanz und Pracht zu entfalten, Eindruck zu machen durch blitzende Helme, durch funkelnde Ordenssterne, durch goldstrotzende Uniformen — Christus hielt diesem allem das Wort entgegen: Weiche von mir, Satan! —, der weltliche Herrscher besucht einen Seelenhirten, dem Christus — machen wir einmal diese katholische Fiktion — den Auftrag gegeben hat: Weide meine Lämmer, d. h. die Lämmer des „guten Hirten“, die er aus den Dornen der Sünde und Leidenschaft loslösen und auf die Weide der Heilslehre führen soll; es gilt, die dem geistlichen Berufe, der religiösen Stellung des Papstes geziemende Ehrfurcht zu bezeigen, es gilt Worte zu wechseln, Meinungen auszutauschen, Versicherungen zu geben, die abseits liegen vom Getriebe der politischen Welt, die einzig und allein Bezug haben auf — fassen wir alles in ein Wort zusammen — das Heil der Seelen.

Das ist eine Begegnung zwischen Papst und Kaiser würdig des Kaisers, würdig des Papstes, d. h. entsprechend dem Amte, das der Papst sich, als ihm von Gott gegeben, zuspricht.

Und nun durchblättere ich die vor mir aufgestapelten Zeitungsberichte über die wirkliche Begegnung zwischen Kaiser und Papst! Wo sind die Worte, die gebührend die Unnatur, das Groteske — jede Unnatur ist grotesk — dieser Begegnung ausdrücken? Kein einziger Zug in diesem Bilde enthält Wahrheit, alles ist dort Karikatur und Entstellung. Gerade der unerhörte Pomp, den unser Kaiser bei diesem Besuche entfaltet hat, und der gleichfalls unerhörte Pomp, mit dem der Papst ihm entgegentrat, ist ein Schlag ins Gesicht, nicht etwa des evangelischen Christen — was hat denn überhaupt das Evangelium Christi noch zu tun mit der da unten herrschenden römisch-päpstlichen Entartung? — sondern es ist ein Schlag ins Gesicht jedes denkenden Menschen, der sich nüchtern vergegenwärtigt, was Religion ist und sein soll, was Christentum ist, sein will und sein muß.

Freilich, der Besuch Wilhelm II. beim Papst und die dabei beobachtete Form ist nicht der erste dieser Art. Schon lange, lange kennt die Welt solche Schauspiele, sie ist daran gewöhnt. Ja, aber ändert diese lange Gewöhnung auch nur das mindeste daran, daß solche Schauspiele antireligiös, antichristlich, ja daß sie antipäpstlich sind, insoweit nämlich der Papst sich noch zu Christus bekennen und den einzig möglichen Grund seiner eigenen Daseinsberechtigung — seine reli-

Digitized by Google

giös-christliche Stellung, seine „Statthalterschaft" Christi — noch anerkennen will?

„Liebet nicht die Welt, noch auch das, was in der Welt ist; weil alles, was in der Welt ist, die Begierlichkeit des Fleisches ist und die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens" (1. Joh. 2, 15, 16) schrieb vor 1800 Jahren ein echter Jünger und „Nachfolger Christi". Und er hatte recht, denn das Christentum Christi hat nichts mit der „Welt" zu tun. Was wir aber zwischen Papst und Kaiser sich haben abspielen sehen, hatte nichts mit Christentum zu tun, da war alles, vom christlichen Standpunkte aus betrachtet und in Erwägung der christlichen Stellung des Papstes, „Begierlichkeit der Augen und Hoffart des Lebens". Nicht ein einziges religiöses, geschweige denn ein christliches Moment ist bei dieser Begegnung hervorgetreten! Und doch waren es ein „Statthalter Christi" und ein christlicher Kaiser, die sich besuchten!

In dieser Tatsache, in dem gänzlichen Fehlen jedes spezifisch religiös-christlichen Anklanges gerade bei diesem Besuche, und in dem Nicht-Empfinden von seiten der Presse überhaupt und der katholischen Presse insbesondere gerade dieser Lücke, liegt ein so vernichtendes Urteil über das „religiöse" Papsttum, eine so scharfe Bestätigung seiner religiösen Entartung, wie sie erbarmungsloser nicht ausgedrückt werden können. Ich lasse den Bericht „des katholischen Blattes par excellence", wie Leo XIII. es selbst getauft hat, der „Germania", über den Kaiserbesuch folgen. Ausgeprägter kann selbst ich die Karikatur des Christentums, seine Prostituierung durch das verweltlichte Papsttum nicht hervorheben, als wie sie uns hier in dem Bericht „des Zentralorgans der Zentrumspartei" entgegentreten: „Im Damasushofe des Vatikans angekommen, hielt der Kaiserwagen vor dem glasbedeckten Portale, welches zur päpstlichen Wohnung führt. Bereits als der Spitzenreiter im Hofe sichtbar wurde, präsentierte die dem Portal gegenüber aufgestellte Kompagnie der palatinischen Ehrengarde das Gewehr und die wieder eingeführten Tambours schlugen einen Marsch. Gleichzeitig salutierten auch die dort aufgestellten Schweizer, die Palastgensdarmerie und die vatikanischen Feuerwehren. Der Spitzenreiter wendete sein Pferd und salutierte. Dasselbe taten auch die beiden preußischen Postillone, indem sie ihr Gesicht dem Kaiser zuwendeten. Der Großfourier der apostolischen Paläste, Marquis Sacchetti, in der spanischen Tracht des Geheimen Kämmerers, trat mit dem Seiner Majestät persönlich attachierten wirklichen Dienstkämmerer von Schönberg an den Wagen und half dem Kaiser beim Aussteigen. Dieser begrüßte die Herren aufs freundlichste und wechselte mit ihnen einige Worte in französischer Sprache. Sodann erschien der Sekretär der Zeremonialkongregation, um Seine Majestät zu bewillkommen. Innerhalb des Portals, am Fuße der Staatstreppe, wurde der kaiserliche Gast empfangen von dem palatinischen Prälaten Majordomus Cagiano di Azevedo, dem Geheimalmosenier Erzbischof Konstantini, dem Sakristan Seiner Heiligkeit und vatikanischen Pfarrer Augustinerbischof Pifferi, dem kommandierenden Hauptmann der Nobelgarde, Generalleutnant Fürsten Rospigliosi, mit den Oberoffizieren seiner Garde, dem Kommandanten der palatinischen Ehrengarde, Neffen seiner Heiligkeit, Grafen Camillus Pecci (in der Generalsuniform der Nobel-

Digitized by Google

garde mit dem Großkreuz des österreichischen Franz Leopoldsordens), dem kommandierenden Hauptmann der Schweizergarde, Oberst Meyer von Schauensee, dem Major Tagliaferri, Kommandant der Palastgensdarmerie, sowie den eigens zum Dienst für diesen Tag einberufenen deutschen Geheimen und Ehrenkämmerern, darunter auch vom Graf Voltolini. Die Vorstellung übernahm Freiherr von Rotenhan. Die dem kaiserlichen Zug voraufschreitenden und eskortierenden sechs Schweizergarden trugen die seit dem 3. März d. J. wieder eingeführten Panzer, sowie den Helm mit roter Feder. Außerdem begleiteten den Zug vier Bussolanten und eine Anzahl Parafrenieri. Der Kaiser und die Prinzen stiegen die Treppe herauf und benutzten nicht den Fahrstuhl. Im Klementinischen Saale fand die vorschriftsmäßige zeremonielle Begrüßung durch den Oberkämmerer, palatinischen Prälaten Bisleti, statt, welcher von folgenden Persönlichkeiten des päpstlichen Hofstaates umgeben war: Fürst Don Camillus Massimo, Oberpostmeister, Fürst Antici-Mattei, Geheimer Dienstkämmerer, Graf Eduard Soderini, Geheimkämmerer und „Träger der goldenen Rose", die geheimen Dienstkämmerer geistlichen Standes u. s. w. In den Vorsälen erwiesen Abteilungen der Garden die militärischen Ehren. Geheimkämmerer Misziatelli meldete Seiner Heiligkeit die Ankunft des Kaisers."

„Die Prinzen und das Gefolge blieben in der Geheimen Antikamera zurück. Leo XIII. erschien auf der Schwelle seines geheimen Audienzzimmers und ging dem Kaiser entgegen. Der Kaiser machte zwei Verbeugungen, er ergriff die dargebotene Hand des hl. Vaters und beide verschwanden im Audienzzimmer. Hier standen zwei gleiche Thronsessel bereit. Die Unterhaltung dauerte 25 Minuten."

Ohne Änderung kann dies Zeremoniell für Teheran und Peking, für Tokio und Konstantinopel dienen. Ich glaube, hätte der Dalai-Lama den deutschen Kaiser empfangen, es wäre „religiöser" hergegangen.

Triumphierend verzeichnet die „Germania" einen Ausspruch des Kaisers. Auch ich will ihn mit den Worten des Zentrumsblattes verzeichnen; denn eine stärkere Persiflage des eigenen Christentums, der „Statthalterschaft Christi" gibt es nicht: „Als der Kaiser", so heißt es da, „im Klementinischen Saale die Schweizergarde mit ihren wiedereingeführten Panzern und Hellebarden erblickte, rief er laut aus: c'est magnifique!" Was hätte wohl Christus bei diesem Anblick im Wohnhause seines „Stellvertreters" ausgerufen??

„Träumer," werden die großen „Politiker", angefangen vom Reichskanzler bis zum letzten offiziösen Preßtrabanten, mir entgegenrufen, „weißt du denn nicht, daß der Papst schon seit Jahrhunderten eine große politische Rolle spielt, daß er ein weltlicher Fürst geworden ist, umgeben von weltlichem Glanz, weltlicher Pracht?" Allerdings weiß ich das, aber ebenso weiß ich — und die Weltgeschichte gibt mir darin recht, daß diese politisch-weltliche Stellung des Papstes eine Anmaßung und ein Unheil ist; ebenso weiß ich, daß, wenn es auch nicht möglich ist, durch Gewaltmittel den Papst aus dieser unheilvollen Stellung zu verdrängen, es ein Gebot politischer Klugheit ist 1. diese Stellung nicht künstlich zu stärken und 2. sie durch geeignete Mittel, ohne Anwendung von Gewalt, mählich und mählich zu schwächen.

Digitized by Google

Ein Radikalmittel hierfür ist nun aber die Außerachtlassung, die gänzliche Nichtberücksichtigung der weltlich-politischen, fürstlich-höfischen Ansprüche des „Statthalters Christi".

Schon vor Jahren schrieb ich (Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung, 2. Aufl., S. 260 ff.): „Wäre der Papst geblieben, was er seiner religiösen Stellung nach einzig und allein ist und sein soll, der Seelenhirte der Katholiken, es gäbe keine ultramontane Frage. Aber weil er, seiner lediglich religiös-geistlichen Aufgabe uneingedenk, die herantretende Versuchung nicht von sich wies, sondern in Weltlich-Politisches sich einzumischen begann, weil er auf dieser Bahn fortschreitend zum politischen Großkönig allmählich sich auswuchs, weil er in vollständiger Verleugnung dessen, den zu vertreten er behauptet, ein weltlicher Fürst mit weltlichem Glanz und Pomp wurde, deshalb ist der bleibende Unfriede zwischen der katholischen Religion und der staatlichen Gewalt entstanden. Somit wird der Wegfall dessen, was den Unfrieden hervorgerufen hat, den Frieden wieder herbeiführen."

„Dem Papste müßte durch die Regierungen erklärt werden: Wir erkennen dich an, als das, was du bist, als geistliches Haupt einer großen Zahl unserer christlichen Untertanen; als solches wirst du stets auf unsere Achtung und gebührende Ehrfurcht rechnen können. Wenn du glaubst, deine Stimme erheben zu müssen im Interesse des geistlichen, religiösen Wohles der Katholiken, so wirst du von uns mit Aufmerksamkeit gehört werden. Jederzeit sind wir bereit, in unmittelbare oder mittelbare Verhandlung mit dir zu treten über kirchlich-religiöse Dinge. Unsere Verfassungen und Gesetze werden immer und überall die wirklichen Rechte der katholischen Religion und deine Stellung als ihres religiösen Hauptes ausgiebig schützen."

„Wenn du aber heraustrittst aus deiner religiösen Stellung, wenn du irgendwie, mittelbar oder unmittelbar einzugreifen suchst in unsere innerstaatlichen, politischen Verhältnisse, wenn du dir Hoheitsrechte über staatliche Gesetze und Verordnungen anmaßest, wenn du auftrittst als weltlicher Fürst, mit dem Verlangen nach weltlich-fürstlichen Ehrenbezeugungen in weltlich-höfischer Form und Etikette, dann existierst du für uns nicht."

Diese Erklärung und ihre Durchführung enthalten nichts, gar nichts Verletzendes weder für den Papst als „Stellvertreter Christi", als Seelenhirte der katholischen Christenheit, noch auch für die religiösen Katholiken; nicht die leiseste Antastung der katholischen Religion und ihrer freien Ausübung liegt darin.

Aber der frühere „Kirchenstaat" und die „geschichtlich gewordene" Fürstenstellung des Papstes?! Auch die nordafrikanischen Raubstaaten des Mittelalters und, um näher liegende Beispiele zu gebrauchen, auch Hannover, Kurhessen und Nassau mit ihren Staatsoberhäuptern waren „geschichtlich gewordene" Tatsachen. Die Weltgeschichte hat sie hinweggefegt und kein vernünftiger Mensch denkt mehr daran, etwa an sie sich anknüpfende Prätensionen zu berücksichtigen.

Was in der Weltgeschichte dem Ultramontanismus günstig ist, wird von ihm stets als „ein Werk der Vorsehung" bezeichnet; so ganz besonders die Entstehung des Kirchenstaates. Mir deucht, daß vom Standpunkt der Wahrheit und des Christentums aus die „Vorsehung" ein deutliches Wort gesprochen hat im Jahre 1870, als sie den elendsten aller

Digitized by Google

Staaten, den Bastard aus der Verbindung von Religion und politischer Herrschsucht vom christlichen und politischen Erdboden für immer verschwinden ließ.

Und nun kommt das Deutsche Reich — die anderen Staaten übrigens auch, aber das Deutsche Reich in hervorragender Weise — und hilft die Bastard-Stellung des „Statthalters Christi" wieder stützen, wieder aufbauen! Was sagte doch Treitschke?: „Ein Souverän, der in allen Ländern Steuern erhebt, über ein Heer von Diplomaten und Tausende ergebener Priester gebietet, der sich jederzeit wirksame Feindseligkeiten gegen andere Staatsgewalten erlauben kann und gleichwohl nicht nach den Regeln des Völkerrechts zur Rechenschaft gezogen werden darf — ein solcher „Souverän" ist eine völkerrechtliche Unmöglichkeit" (Das neue Konzil von Avignon: Preuß. Jahrbücher, Dezember 1881). Und diese „völkerrechtliche Unmöglichkeit" hat der dritte deutsche Kaiser in feierlichster Weise als zu Recht bestehend anerkannt! Unselig sind die Ratgeber unseres Kaisers, oder richtiger, da er ja ohne Ratgeber — leider! — handelt: in die Irre führend, schlecht gesteuert ist sein eigener Kurs.

Über das evangelische Empfinden beim Anblick der römischen Vorgänge will ich schweigen. Nur das eine: wie kann ein evangelischer Mann und Fürst auf diese Art einen Papst ehren, der die schwersten Beschimpfungen gegen das evangelische Bekenntnis wiederholt ausgesprochen hat, der sich absolut identifiziert mit seinen das evangelische Christentum verfluchenden, mit Feuer und Schwert verfolgenden Vorgängern?

Vielleicht liegt die Lösung des Rätsels und die Erklärung der römischen Episode in folgendem:

Fürstliche Eitelkeit ist in früheren Zeiten die Nährmutter des ultramontanen Papsttums geworden. Es schmeichelte den Fürsten dieser Welt, daß das Haupt ihrer Religion fürstlich auftrat, daß der Mann, dem sie in religiösen Dingen sich fügten, daß er nicht einer war aus der misera plebs im ärmlichen Gewande des wandernden Apostels, sondern einer ihres gleichen mit der Krone auf dem Haupte, dem Szepter in der Hand, dem Purpurmantel um die Schulter. Klug hat der Ultramontanismus diese fürstliche Sonderpsychologie ausgenutzt. Er weiß, was der Flitter wert ist in der Schätzung der Menge, wie der Mächtigen. Die violette und rote Seide, die Prunkgewänder der Kardinäle, Bischöfe, Prälaten und der übrigen vatikanischen Höflinge sind dem weltlichen Fürsten ein gewohntes, ein unentbehrliches, ein höchst angenehmes Bild — c'est magnifique! — und so ist ihm ein Papst-König bei Begegnungen lieber als ein Papst-Apostel.

20. 5. 1903. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

„Der Zweck heiligt die Mittel."

Mein Beweismaterial gegen Kaplan Dasbach.

Von Graf von Hoensbroech.

Am 1. April abends las ich in der Berliner „Germania" den Bericht über eine Rede des Kaplans und Abgeordneten Dasbach, die er am 31. März in öffentlicher Versammlung zu Rixdorf bei Berlin gehalten und worin er erklärt hatte: „ich zahle jedem 2000 Gulden, der nachweist, daß der Grundsatz, der Zweck heiligt die Mittel, sich in jesuitischen Schriften findet".*)

Der Zufall wollte, daß ich, um die Rede des Herrn Dasbach zu lesen, die Feder weglegte, mit der ich gerade beschäftigt war einen kleinen Aufsatz über diesen Grundsatz auszuarbeiten, um den mich die Schriftleitung der bekannten Wochenschrift „Die Wartburg" ersucht hatte. Dies Zusammentreffen der Dasbachschen öffentlichen Auslobung mit meinem begonnenen Aufsatz war für mich der äußere Anlaß, die ultramontane Herausforderung anzunehmen.

Am 10. April übersandte ich Herrn Dasbach einen eingeschriebenen Brief mit Rückschein, in dem ich mich zum geforderten Nachweis bereit erklärte und es Herrn D. anheim stellte, ein Schiedsgericht zu benennen. Die Personenzusammensetzung dabei überließ ich ihm, nur stellte ich als Bedingungen: die Schiedsrichter müßten ordentliche, öffentliche Professoren einer reichsdeutschen Hochschule, drei von ihnen müßten katholisch, drei evangelisch sein, und bei Stimmengleichheit solle ein Professor mosaischen Glaubens den Ausschlag geben.

*) Der Gulden- und nicht Mark-Preis des Herrn Dasbach hat darin seinen „geschichtlichen" Grund, daß vor 50 Jahren der Jesuit Roh in Süddeutschland 1000 Gulden süddeutscher Währung als Preis für den gleichen Nachweis öffentlich aussetzte. Herr D. hat, wie er selbst prahlerisch sagt, diesen Rohschen Preis „auf das doppelte erhöht".

Digitized by Google

Bei Festsetzung dieser Bedingungen leitete mich die richtige Erwägung, daß der Entscheid über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein des Grundsatzes: „der Zweck heiligt die Mittel" in jesuitischen Schriften nichts mit der Konfession zu tun hat. Es ist durchaus eine außerkonfessionelle, eine rein menschlich-ethische Frage, d. h. jeder anständige, ehrliche Mensch kann sie entscheiden, er mag einer Konfession angehören, welcher auch immer. Denn nicht das christliche, sondern das allgemein menschliche Sittengesetz verurteilt den Satz: der Zweck heiligt die Mittel.

Allein Herr D., dem die Annahme seiner frisch, fröhlich, freien Herausforderung offenbar sehr unangenehm war, dachte anders, d. h. er suchte einen Grund zum Ausweichen und fand ihn darin, daß „ein Jude über eine Frage der christlichen Moral nicht entscheiden könne; auch seien evangelische Professoren nicht imstande, die mittelalterlich-lateinische Ausdrucksweise katholischer Theologen (der Jesuiten) richtig zu verstehen". Ich wies nach, wie nichtig diese Gründe seien, ließ aber gleichzeitig, um die geöffnete Hintertüre zu verschließen, das bemängelte Schiedsgericht fallen, und stellte dafür die juristischen Fakultäten der drei größten deutschen Hochschulen: Berlin, Leipzig, München als Schiedsrichter auf. So war „das konfessionelle Moment" gänzlich ausgeschieden, und nur die Wissenschaft sollte das Wort erhalten.

Auf diesen absolut gerechten und unparteiischen Vorschlag hat Herr D. bis zur heutigen Stunde nur durch beredtes Schweigen geantwortet; dafür aber in mehreren wortreichen und gewundenen Erklärungen neue Ausflüchte gegen die Herbeiführung einer Entscheidung gesucht: meine Auslegung des Grundsatzes sei falsch, ich verschöbe den Streitpunkt, wolle etwas anderes beweisen, als was er gesagt habe u. s. w.

Die Sache drohte durch die Wortklaubereien des Herrn Dasbach ins Hornberger Schießen auszulaufen. Das sollte sie aber unter keinen Umständen. So nahm ich, um die Falle zu und Herrn D. jedes Entrinnen unmöglich zu machen, rundweg als thema probandum diejenige Erklärung des Grundsatzes: der Zweck heiligt die Mittel, an, die Herr Dasbach selbst aufgestellt hatte: „jede an sich sittlich verwerfliche Handlung ist dadurch, daß sie vollbracht wird, um als Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes zu dienen, sittlich erlaubt".

Digitized by Google

Daß dieser Grundsatz in jesuitischen Schriften enthalten ist, wird mein Beweismaterial dartun.

Soviel über das Äußerliche meiner Fehde mit dem Knappen des Herrn Korum und dem Rufer im Streite der Zentrumsfraktion. Was mich innerlich antrieb, den recht unvorsichtig hingeworfenen Fehdehandschuh des Trierer Kaplans aufzuheben, bedarf kaum der Ausführung. Einen so pikanten Reiz es auch für mich birgt, von einem Zentrumsabgeordneten aus diesem Anlaß 2000 Gulden zu erhalten, so hat die Aussicht auf die Gulden doch nicht weder die entscheidende noch überhaupt eine Rolle gespielt. Ausschlaggebend war die unbestreitbare Wahrheit, daß es von großer ethisch-kultureller und zugleich religiös-konfessioneller Bedeutung ist, ein für allemal festzustellen, daß der Hauptträger des Ultramontanismus, der Jesuitenorden, in die christliche Ethik ein Kapitel hineingeschrieben hat, das eine geradezu perverse „Moral" enthält, eine Moral, die alle Obscönitäten über das 6. Gebot und die Ehe, die sich in jesuitischen „Lehrbüchern der Moral" aufgehäuft vorfinden, an Verderblichkeit, an Unsittlichkeit weit übertrifft.

Ich sage, ein „Kapitel"; denn es handelt sich bei dem von mir vorgelegten Beweismaterial nicht etwa bloß um ein gelegentliches Aussprechen des infamen Grundsatzes durch einzelne Jesuiten, sondern mein aus jesuitischen Schriften geschöpftes Beweismaterial enthält die systematische Aufstellung, Entwickelung, Anwendung dieses Grundsatzes, kurz ein ständig in der „Jesuitenmoral" wiederkehrendes Kapitel bedeutenden Umfangs.

Dies von mir erstmalig vorgelegte Kapitel wird auch — und das ist gerade jetzt eine sehr nützliche Wirkung — zu erneutem Nachdenken anregen über die Zweckmäßigkeit der Aufhebung des Jesuitengesetzes, indem es die Frage, ob der Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, dem Jesuitenorden verleumderisch zugeschrieben wird, mit einem deutlichen „Nein" beantwortet. Dieser Grundsatz ist ein echter und rechter Bestandteil der Lehre des Jesuitenordens, und hauptsächlich durch ihn, — leider! — auch ein echter und rechter Bestandteil der ultramontanisierten katholischen Moral geworden. Christliches, Evangelisches findet sich in diesem Kapitel nichts; alles ist dort unchristlich, unsittlich.

Digitized by Google

I.

Das Beweismaterial.

Die Lehre, daß der Zweck die Mittel heiligt, findet sich, ausführlich durchgebildet, in jenem Abschnitt der jesuitischen Moral, der „von der Liebe zum Nächsten", genauer „von den Sünden gegen die Nächstenliebe" handelt. Eine Hauptsünde gegen die Nächstenliebe ist „das Ärgernisgeben", d. h. der dem Nächsten mit Bewußtsein und Absicht gegebene Anlaß zu einer Sünde.

Bei Erörterung dieser Fragen nun begegnet uns bei allen jesuitischen Moraltheologen der theoretisch verfochtene und praktisch angewandte Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel.

Aus der großen Menge jesuitischer Moraltheologen, die mir als Zeugen dafür zu Gebote stehen, wähle ich nur anerkannte, hervorragende, die auch heute noch das größte Ansehen innerhalb wie außerhalb des Ordens genießen, darunter auch solche, die gegenwärtig noch leben und lehren und durch ihre weitverbreiteten Bücher entscheidenden Einfluß ausüben auf die Heranbildung der jungen katholischen Geistlichen aller Länder — auch unseres Deutschlands.

Ferner, die Werke, aus denen die Stellen entnommen sind, stellen die Lehre des Jesuitenordens dar, indem alle ohne Ausnahme die Ordenszensur passiert haben und das Imprimatur — die Druckerlaubnis — des Ordens tragen.

Ich lasse die Stellen lateinisch und deutsch — die Übersetzung ist ausschließlich von mir selbst — folgen. Nur so ist eine genaue Prüfung und ein richtiges Verständnis möglich.

Der Jesuit Eskobar:

„Scio bonum finem aliquando excusare a peccato scandali: rogo, an excusari possit vir exhibens uxori de adulterio suspectae ad comprehendendam eam in delicto, gratia correctionis? Sanchez S. J. negat, sed alter Sanchez affirmat probabiliter, quia non est formaliter cooperari peccato, sed illud permittere materiam ministrando ad gravius damnum impediendum."

„Licetne suadere minus malum ut proximum non aliter avertibilem

„Ich weiß, daß ein guter Zweck zuweilen von der Sünde des Ärgernisses befreit (d. h. ihr den sündhaften Charakter nimmt); so frage ich denn, ob ein Ehemann entschuldigt werden kann, der seiner des ehebrecherischen Umgangs verdächtigen Gattin die Gelegenheit zu dieser Sünde bietet, um sie (ertappt) zu bessern? Der Jesuit Sanchez verneint es, der andere Sanchez aber bejaht es mit Wahrscheinlichkeit, denn das heißt nicht formell

Digitized by Google

a majori avertas? Negat Hurtado S. J., etiam Sa S. J. absolute negavit, quia non sunt facienda mala, ut eveniant bona. Attamen, memor Loth filias Sodomitis offerentis, ut eos a nefanda libidine averteret, contrariam sententiam approbo, quia non est inducere absolute, sed sub conditione, ut si paratus sit majus eligere, minus eligat, minus Numen laedendo."

„Rogo, an liceat paratum furari a paupere persuadere, ut furetur a divite? Licere asserimus. Affirmo cum Sanchez S. J., talem suaderi posse, ut ab aliquo divite indeterminate furetur.

At Vasquez S. J. etiam ait, posse determinate a tali divite furari persuaderi, qui non esset rationabiliter invitus, respectu suadentis, posito quod fur a furto pauperis aliter non posset absterreri." (Liber theolog. moralis, Parisiis 1656, p. 801, 802: Königl. Bibliothek zu Berlin, Signatur: D. 2910.)

zur Sünde mitwirken, sondern nur die Sünde zulassen, indem man Stoff (Gelegenheit) bietet, einen schwereren Schaden zu verhindern. Ist es erlaubt, das kleinere (sittlich) Böse anzuraten, um den Nächsten, der auf andere Weise nicht davon abgebracht werden kann, von dem größeren sittlich Bösen abzuhalten? Die Jesuiten Hurtado und Sa verneinen es absolut, weil man nichts Böses tun soll, damit Gutes daraus entstehe. Ich aber, eingedenk des Loth, der seine Töchter den Sodomitern anbot, um diese von ihrer abscheulichen (unnatürlichen) Begierde abzuwenden, billige die entgegengesetzte Ansicht, denn hier handelt es sich nicht um eine absolute Anstiftung (zum Bösen), sondern um eine bedingungsweise, daß nämlich derjenige, der gewillt ist, die größere Sünde zu begehen, eher die kleinere wähle, indem er so Gott weniger beleidigt."

Der Jesuit Tamburini:

„Si permittis in alio peccatum eo fine ut ipse peccet, te peccare quis ambigit? Sed difficultas est, an aliquo bono fine illud permittere tibi liceat, tibi inquam potenti illud peccatum impedire? Distinctione opus habemus, ita Sanchez S. J. Nam si permittas cum spe certa, vel valde probabili, ut proximus in peccato deprehensus resipiscat, v. gr. ut filius deprehensus a patre in furto, non amplius furetur, vel ut quis se indemnem servet, v. gr. ut maritus uxorem in adulterio adhibitis testibus comprehendat, quibus deinde testificantibus, divortium intentare possit, sine peccato permittit, quamvis impedire possit, semper tamen suppo-

„Wer zweifelt, daß du sündigst, wenn du bei einem andern eine Sünde zuläßt zum Zwecke, daß er sündige? Die Schwierigkeit ist aber, ob du, der du die Sünde verhindern kannst, sie zulassen darfst mit Rücksicht auf einen guten Zweck. Wir müssen, wie der Jesuit Sanchez sagt, unterscheiden: Läßt du die Sünde (die du verhindern kannst) zu mit der sicheren oder doch sehr wahrscheinlichen Hoffnung, daß der Nächste, in der Sünde ertappt, bereue, z. B. damit der Sohn, vom Vater auf dem Diebstahl ertappt, nicht mehr stehle, oder damit sich jemand sicher stelle, z. B. daß ein Ehemann seine Frau im Ehebruch ertappe in Gegenwart von Zeugen, auf deren Zeugnis gestützt,

Digitized by Google

nendo, alium modum non adesse, quo illi boni fines haberi queant. Ratio doctrinae datae est, quia illa spes certa et haec necessitas se indemnem servandi, dant sufficientem causam ad eam permissionem."

er dann die Ehescheidung einleiten kann, so läßt ein solcher dies ohne zu sündigen zu, obwohl er die Sünde hätte verhindern können; wobei aber stets Voraussetzung ist, daß eine andere Art (als die durch die Sünde des Diebstahls, des Ehebruches) nicht vorhanden ist, diese guten Zwecke (die Besserung des Sohnes, den durch Ehebruch erlangten Ehescheidungsgrund) zu erreichen. Die Unterlage dieser Lehre ist: jene sichere Hoffnung und jene Notwendigkeit, sich sicher zu stellen, sind genügender Beweggrund für jene Zulassung" (des Diebstahls oder des Ehebruches).

„Inquires: Quando ob bonum finem permittere licet peccatum, licebitne etiam positive occasionem offerre ad illud? Licet v. gr. patri relinquere clavem in arca, ubi sunt pecuniae, quo filius furans deprehendatur ad correctionem? Secundo, licetne marito dicere uxori, quod per aequivocationem conveniat cum amasio, ut is veniat tali hora (non posse licite dicere, ut veniat ad peccandum, quia sic clara esset acceptatio peccati, certum sit), quo sic deprehendi possit et emendari? Tertio, licetne domino convenire cum servo, ut afferat res ipsius Domini ad eum furem, qui ipsum servum ad furandum excitat, quo fur comprehendatur cum re furtiva, et sic non amplius eundem servum ad furtum sollicitet? Negant, haec et similia licita esse Sanchez S. J. et Bonacina, quia oblatio illa est tacita, imo expressa peccati volitio, seu acceptatio. Concedit licet raro (hoc est ut ego interpretor causa non levi existente) Petrus Navarra, inclinatque non parum Castropalao S. J. Prior sententia est absolute probabilis, posterior aliquo

„Du stellst die Frage: Wenn es erlaubt ist, eines guten Zweckes wegen, eine Sünde zuzulassen, ist es dann auch (eines guten Zweckes wegen) erlaubt, positiv eine Gelegenheit zur Sünde herbeizuführen? Ist es z. B. dem Vater erlaubt, den Schlüssel im Geldspind stecken zu lassen, damit der Sohn, beim Stehlen ertappt, gebessert werde? Ist es zweitens dem Ehemann erlaubt, seiner Frau zweideutig zu sagen, sie solle mit ihrem Liebhaber zusammenkommen, so daß dieser zu einer bestimmten Stunde komme (daß man nicht sagen darf, der Liebhaber solle zum Sündigen kommen, ist sicher, denn dann läge die Einwilligung in die Sünde klar vor), damit der Liebhaber ertappt und gebessert werden kann? Ist es drittens dem Herrn erlaubt, mit seinem Diener abzumachen, daß dieser von den Sachen des Herrn zu demjenigen Diebe bringe, der den Diener zum Stehlen veranlaßt, damit so der Dieb mit den gestohlenen Sachen erwischt werde und so den Diener nicht mehr zum Stehlen versucht? Daß dies und Ähnliches erlaubt sei,

Digitized by Google

modo probabilis videtur sed eam Doctorum judicio submitto, ait Castropalao S. J. Submitto igitur et ego (Tamburini S. J.). Ratio concessionis (posterioris sententiae) potissima est: illa clavis oblatio, dictum illud aequivocum etc. non sunt actiones ex se peccaminosae, sed indifferentes, nec ullo modo expressae vel tacitae peccati acceptationes, ut rem accurate consideranti patebit."

verneinen der Jesuit Sanchez und Bonacina, da jene Wegnahme ein stillschweigendes, ja ausdrückliches Wollen der Sünde oder ein Einwilligen in sie ist. Für erlaubt, wenn auch selten (wie ich es deute: bei vorliegendem nicht geringfügigem Grund) erklärt es Petrus Navarra, und der Jesuit Castropalao neigt dieser Ansicht nicht wenig zu (siehe S. 422 f.). Die erste (verneinende) Ansicht ist absolut probabel; die zweite (bejahende) Ansicht scheint irgendwie probabel zu sein, aber ich unterbreite sie dem Urteil der Theologen, sagt Castropalao. So unterbreite auch ich (Tamburini) sie (diesem Urteil). Der Grund für die zweite (bejahende) Ansicht ist: das Steckenlassen des Schlüssels, jene zweideutige Redensart u. s. w. sind nicht aus sich sündhafte, sondern indifferente Handlungen, noch auch sind sie irgendwie ausdrückliche oder stillschweigende Einwilligungen in die Sünde, wie jedem, der die Sache genau erwägt, einleuchtet."

„Invitare ad peccatum, consiliumve dare culpam esse, nullus dubitat. Sed quaestio gravis est, an interdum licite quis possit invitare ad peccatum minus, v. gr. ad furtum vel fornicationem eum, qui omnino decrevit majus committere, v. gr. homicidium vel adulterium, quando alia via non apparet, qua omnino a peccato is averti possit? Aliqui negant, ita Valentia S. J., quia illud minus peccatum peccatum est. Comparativum enim supponit positivum, ergo esset invitatio ad peccatum, quod nunquam licet. Praeterea eligere minus peccatum praetermittendo majus, culpa est, quamvis minor, ergo et illud consulere, seu ad illud invitare. Aliqui concedunt, ita Sanchez

„Zur Sünde auffordern, zu ihr raten, ist sittlich fehlerhaft, wie niemand bezweifelt. Eine schwierige Frage ist aber, ob jemand zuweilen zu einer geringeren Sünde auffordern darf, z. B. zum Diebstahl, zur Unzucht denjenigen, der ganz und gar entschlossen ist, eine größere Sünde, z. B. Mord oder Ehebruch, zu begehen, wenn kein anderer Weg (kein anderes Mittel) vorhanden zu sein scheint, ihn überhaupt von der Sünde abzubringen? Einige verneinen die Frage, so der Jesuit Valentia, denn auch jene kleinere Sünde bleibt Sünde. Denn ein Komparativ setzt einen Positiv voraus, und so bleibt es immer eine Aufforderung zur Sünde, was nie erlaubt ist. Ferner, das Auswählen einer kleineren

Digitized by Google

S. J. (l. 7 de matrim. dist. 11, n. 15), quia illud minus peccatum, quamvis in se sit et supponatur peccatum, tamen relatum ad majus, hoc est intentum ad eum finem, ne majus, committatur, concipit quandam aestimabilem bonitatem, quae est carentia majoris mali. Ad hanc igitur eligendam, si proximum in illis circumstantiis invites, ad bonum invitabis. Quare licet ratione peccantis malum absolute illud sit, quia per ipsum stat, ne malum illud etiam minus abjiciatur, non tamen ratione consulentis, seu invitantis, qui prudenter agit, avertendo proximum ab illo majori malo; aversio enim illa seu deviatio a malo bona est."

„Aliqui distinguunt: Si proximus est determinatus ad peccandum duplici illo peccato, v. gr. decrevit furtum facere et homicidium patrare, tunc licet ad minus, v. gr. ad furtum hortari, quia tunc non tu allicis ad hoc minus, jam enim ipse et hoc minus facere decreverat, sed avertis a majore. At si solum erat determinatus majus peccatum committere, non potes ad minus allicere, quia

Sünde mit Übergehung einer größeren, ist immer eine sittliche Schuld, wenn auch eine kleinere; also auch das Anraten einer kleineren Sünde oder die Aufforderung dazu. Einige gestatten es, so der Jesuit Sanchez (l. 7 de matrim. dist. 11, n. 15), da jene kleinere Sünde, obwohl sie in sich Sünde ist und als solche auch (vom Anrater) vorausgesetzt wird, dennoch, im Verhältnis zur größeren Sünde, d. h. zum beabsichtigten Zwecke, damit nämlich die größere Sünde nicht begangen werde, eine gewisse abschätzbare sittliche Gutheit erhält, die in dem Mangel einer größeren Bosheit besteht. Wenn man also den Nächsten in den genannten Umständen zu dieser Gutheit auffordert, so fordert man ihn zu etwas sittlich Gutem auf. Obwohl also mit Rücksicht auf denjenigen, der die Sünde begeht, diese kleinere Sünde absolut eine sittliche Schuld ist, weil es ja doch mit Rücksicht auf den Anrater, oder Aufforderer bei ihm steht, auch diese kleinere Sünde von sich zu weisen, so trifft das aber nicht für den Anrater oder Aufforderer zu, der vielmehr klug handelt, indem er seinen Nächsten von dem größeren Bösen abwendig macht. Diese Abkehr oder Abwendigmachung vom Bösen ist aber sittlich gut. Einige unterscheiden: ist der Nächste entschlossen, durch die doppelte Sünde zu sündigen, z. B. hat er beschlossen, Diebstahl zu begehen und Mord zu verüben, so ist es erlaubt, ihm die geringere Sünde, z. B. den Diebstahl, anzuraten; denn dann verlockst du ihn nicht zu dieser geringeren Sünde, da er selbst schon entschlossen war, sie zu begehen, sondern du machst ihn von der größeren abwendig. War er aber

Digitized by Google

alliceres ad culpam, quam ipse admittere non intendebat".

„Hae tres sententiae sunt satis probabiles ob rationes probabiles et doctos Auctores, quibus innituntur. In eo autem convenimus omnes, licite posse afferri rationes de minori malo. Explico: furari quis vult, adulterare quis appetit, occidere inimicum tentat. Possumus rationes ac motiva afferre, quae probent, usuram, fornicationem, verberationem esse minora mala, quam praedicta; nam sic nos non allicimus proximum ad malum, ne ad minus quidem, sed solum dicimus illa minora mala esse, quod verum est; caeterum ipse deinde eliget minus malum, non vero nos ad electionem incitamus."

„Dices, ex secunda sententia sequeretur, posse te licite persuadere volenti furari a paupere, ut furetur a divite; volenti furari a Petro centum ut furetur a Paulo quinquaginta; volenti furari absolute, ut furetur potius a divite quam a paupere et similia, quae sunt dura et contra justitiam, siquidem tunc fieret damnum tertio in illo minori furto. Confirmatur: quia etiam sequeretur, posse te licite persuadere volenti furari ab uno, ut furetur ab alio quamvis aequali, quod etiam contra justitiam est. Respondeo: esse contra justitiam videtur aliquibus. Sed ego sequor doctissimum Vasquez S. J. (opusculum

entschlossen, nur die größere Sünde zu begehen, so darfst du ihn nicht zur kleineren anreizen, weil du ihn zu einer sittlichen Schuld anreizen würdest, die er selbst nicht auf sich laden wollte."

„Diese drei Ansichten sind hinreichend probabel, wegen probabler innerer Gründe und wegen gelehrter Schriftsteller, auf die sie sich stützen, darin aber stimmen wir alle überein: erlaubter Weise können Beweggründe für die kleinere Sünde angeführt werden. Ich gebe die Erläuterung: Jemand will stehlen, jemand verlangt Ehebruch zu begehen, jemand versucht, seinen Feind zu töten. In solchen Fällen dürfen wir Beweggründe anführen, die dartun, Zinsnehmen (Wucher), Unzucht treiben, Durchprügeln seien geringere Bosheiten als die genannten. Denn dann reizen wir den Nächsten nicht zum Bösen an, nicht einmal zum geringeren Bösen, sondern wir sagen nur, dies seien geringere sittliche Bosheiten, was wahr ist. Auch wählt der Betreffende selbst die kleinere Bosheit, wir reizen ihn zu der Wahl nicht an."

„Du wendest ein: aus der zweiten Ansicht folgt, du könnest erlaubter Weise jemand, der einen Armen bestehlen will, anraten, einen Reichen zu bestehlen; jemand, der dem Petrus 100 stehlen will, anraten, dem Paulus 50 zu stehlen; jemand, der überhaupt stehlen will, anraten, lieber einen Reichen, als einen Armen zu bestehlen und Ähnliches, was hart und gegen die Gerechtigkeit ist, weil auch durch den kleineren Diebstahl einem Dritten Schaden zugefügt wird. Dies findet seine Bestätigung, denn dann würde folgen, du dürftest erlaubter Weise jemand, der einen bestehlen will, aufmuntern, einen andern in gleichen Vermögensverhältnissen zu

Digitized by Google

de scandalo, art. 1, num. 14), qui has sequelas concedit, quare liberat sic consulentem a peccato et a restitutione. Ratio est, quia hoc genus consilii eo tendit formaliter, ne committatur majus peccatum".

„Ad confirmationem: neganda prorsus est sequela, quia in malo aequali non apparet illa bonitas deviationis a majori malo; unde nec in materia justitiae, nec in alia consuli illud ullo modo potest".

bestehlen; das aber ist auch gegen die Gerechtigkeit. Ich antworte: Einigen scheint dies allerdings gegen die Gerechtigkeit zu sein; ich aber schließe mich dem sehr gelehrten Jesuiten Vasquez an (opusculum de scandalo, art. 1, num. 14), der diese Folgerungen zugibt und so den (zur kleineren Sünde) Anratenden sowohl frei von Sünde als auch frei von der Restitutionspflicht erklärt. Und der Grund (für diese Lehre) ist, weil diese Art von Rat die Vermeidung der größeren Sünde formell zum Zwecke hat. Was die eben angeführte scheinbare „Bestätigung" betrifft, so ist bei ihr die logische Folgerichtigkeit ganz und gar zu leugnen; denn wenn es sich um zwei Bosheiten eines gleich hohen Grades von Unsittlichkeit handelt, so ist jene sittliche Gutheit der Verhinderung der größeren sittlichen Bosheit gar nicht vorhanden. Somit kann in solchem Falle ein solcher Rat weder auf dem Gebiete des Rechtes noch sonst wo gegeben werden."

„Urges: at ex eadem sententia secunda sequeretur, posse te licite volenti occidere patrem, persuadere, ut occidat non patrem, sed v. gr. servum; volenti occidere Petrum, ut amputet brachium Paulo; multo magis volenti occidere quempiam, ut eundem tantum vulneret. Respondeo: Has sequelas esse absurdas docet Sanchez S. J. At Vasquez S. J. expresse concedit, licite posse illud de abscissione membri, quae est circa eandem personam, quae intendebatur occidi. Verum de alia persona et de praedicta occisione servi, vel non — Sacerdotis et similibus vitae nocumentis, loco aliorum, qui offendi intendebantur, non loquitur; sed ejus ratio idem videtur probare; semper enim is,

„Du wendest aufs neue ein: aus der zweiten Ansicht folgt, daß man jemand, der seinen Vater töten will, raten darf, nicht den Vater, sondern z. B. einen Diener zu töten; jemand, der den Petrus töten will, raten darf, dem Paulus den Arm abzuschneiden; und noch eher jemand, der irgend einen töten will, zu raten, irgend einen zu verwunden. Ich antwortet: der Jesuit Sanchez lehrt, daß diese Folgerungen absurd sind. Dagegen gibt der Jesuit Vasquez ausdrücklich zu, der Rat zum Abschneiden des Armes, der sich auf dieselbe Person bezieht, die getötet werden sollte, sei erlaubt. Von anderen Personen und von der Tötung des Dieners oder eines Nicht-

Digitized by Google

dum tendit formaliter ad amoliendam Dei offensam, licite agit".

Verum, quemadmodum Vasquez S. J. solum respectu ejusdem personae id resolvit, ita resolutum et ego volo; respectu enim diversarum nimis durum est, idem sine meorum lectorum approbatione velle concedere."

Priesters (statt eines Priesters) und anderen ähnlichen Schäden für das Leben, die anderen als den ursprünglich beabsichtigten Personen zuzufügen angeraten werden, spricht er nicht. Aber der von ihm angeführte Grund scheint auch für diese Fälle stichhaltig. Denn so lange der Anrater formal den Zweck verfolgt (durch sein Anraten zur geringeren Sünde) die Beleidigung Gottes herabzumindern, handelt er erlaubt. Weil nun aber der Jesuit Vasquez seine Entscheidung nur gibt (mit Bezug auf das Anraten zur kleineren Sünde) mit Rücksicht auf ein und dieselbe Person, so will auch ich nur diese Entscheidung geben. Denn eine Entscheidung zu geben (über die Erlaubtheit des Anratens zur kleineren Sünde) in Bezug auf verschiedene Personen, scheint mir ohne vorhergehende Billigung meiner Leser allzu hart."

„Puto ergo ex dictis, licitum non esse aequale, vel majus persuadere, sive designando personam, sive in genere loquendo, quia tunc semper persuaderes peccatum, nec adest excusatio deviationis a majori delicto, sed licitum esse persuadere minus modo supra explicato; quia sive personam determines, sive nequaquam, locum habet dicta excusatio."

„Nach dem Gesagten halte ich also dafür, es sei nicht erlaubt, eine gleiche oder größere sittliche Bosheit anzuraten, sei es, daß man eine bestimmte Person bezeichnet oder daß man nur im allgemeinen spricht, weil man dann stets zur Sünde anrät, und die Entschuldigung der Abwendigmachung von der größern Sünde nicht vorhanden ist; wohl aber sei es erlaubt, auf die oben angegebene Weise (zur Sünde) zu raten; denn man mag dabei eine bestimmte Person bezeichnen oder nicht, stets greift die erwähnte Entschuldigung (der Abwendigmachung von der größern Sünde) Platz."

„Atque haec de mero consilio, invitatione, persuasione. Quodsi latro poscat auxilium ad furandum minus ab hoc, secus dicat se furaturum ab alio tertio majus; vel poscat auxilium ad vulnerandum Petrum, secus occidet Paulum, esto posses modo supra dicto id con-

„Soweit über Anraten, Auffordern, Überreden (zur Sünde). Verlangt ein Räuber deine Hilfe zu einem geringeren Diebstahl bei diesem, mit dem Hinzufügen, sonst werde er bei einem andern einen größern Diebstahl begehen; oder verlangt er

Digitized by Google

sulere, non tamen potes adjuvare. Ita Sanchez S. J. Ratio est, quia consilium per se tendit ad evitandam majorem culpam; at auxilium per se tendit ad ipsum peccatum." (Theologia moralis, De praeceptis Decalogi, lib. 5, cp. 1, §. IX: Opera omnia, Tomus primus, p. 151 sqq., Editio Venet. 1726; Königliche Bibliothek zu Berlin, Signatur: Be 1682.)

Hülfe zur Verwundung des Petrus, sonst werde er den Paulus töten, so magst du auf die angegebene Weise ihm Rat erteilen, Hilfe leisten darfst du ihm aber nicht. So lehrt der Jesuit Sanchez. Der Grund ist, weil die Raterteilung zum Zweck hat, die größere sittliche Schuld zu vermeiden; die Hilfeleistung aber hat in sich die Sünde zum Zweck."

Der Jesuit Laymann:

„Altera quaestio celebris est circa scandalum proprie activum; utrum habenti certum propositum committendi peccati gravioris si aliter a proposito abduci non possit, quam suggerendo ac suadendo illi peccatum aliquod minus, suadere id licitum sit? Affirmant: Molina S. J., Sanchez S. J., Becanus S. J., Vasquez S. J. Fundamentum hujus sententiae est, quia suasor absolute non suadet modum sive peccatum, sed sub conditione: si omnino peccare decrevisti, suadeo tibi, ut derelicto peccato majore, v. gr. uxoricidio, aliud minus peccatum committas, videlicet aliam uxorem superinducas. Ergo absolute suadetur quod bonum est, siquidem ex duobus malis, si alterum eligendum sit, bonum est, eligere minus."

„In Bezug auf die Sünde des Ärgernisgebens besteht eine andere berühmte Frage, ob man nämlich jemand, der fest entschlossen ist, eine größere Sünde zu begehen, anraten darf, eine kleinere Sünde zu begehen, wenn er von seinem Entschluß (die größere Sünde zu begehen) nicht anders abgebracht werden kann, als indem man ihm irgend eine kleinere Sünde anrät und suggeriert? Es bejahen diese Frage die Jesuiten Molina, Sanchez, Becanus, Vasquez. Die Grundlage dieser Ansicht ist, weil der Anrater nicht absolut zum sittlichen Übel oder zur Sünde anrät, sondern nur unter der Bedingung: wenn du durchaus entschlossen bist, zu sündigen, so rate ich dir, daß du unter Beiseitelassung der größern Sünde, z. B. des Gattenmordes, eine andere kleinere Sünde begehst, nämlich, daß du noch eine zweite Gattin hinzunimmst. So wird absolut nur angeraten, was gut ist; da bei der Wahl zwischen zwei sittlichen Übeln, wenn eines von beiden überhaupt gewählt werden muß, die Wahl des kleinern Übels sittlich gut ist."

(Laymann selbst billigt zwar diese Ansicht nicht; fügt aber hin-

(Laymann selbst billigt zwar diese Ansicht nicht; fügt aber als eigene

Digitized by Google

zu): „Licitum est, suadere minus peccatum, si idsit pars formaliter vel virtualiter inclusa in majore peccato, quod alter perpetrare certo decrevit. Tunc enim suadens non inducit hominem ad peccatum, sed abducit a parte peccati, cum a toto avertere non possit, et suadet malum minus, non qua malum, sed qua minus, seu diminutio mali, quae bona est, quia formaliter et non comparative, opposita malo. Exempla sunt: Si quis animo decrevit adulterium committere, suaderi potest ei, ut potius cum soluta fornicetur, quia malitia fornicationis formaliter in adulterio continetur, tamquam pars in toto" (Laymann S. J., Theolog. moral., Monachii 1625, tom. I, l. 2, tract. 3, c. 13, n. 7, pag. 470 sqq.: Königl. Bibliothek zu Berlin, Signatur: D. 2550.)

Ansicht hinzu:) „Es ist erlaubt, die kleinere Sünde anzuraten, wenn sie als Teil formell oder virtuell in der größern Sünde enthalten ist, die der Betreffende zu begehen fest entschlossen ist. Dann verleitet nämlich der Anrater den Betreffenden nicht zur Sünde, sondern bringt ihn von einem Teil der Sünde ab, da er ihn von der ganzen Sünde nicht abbringen kann, und er rät das kleinere sittliche Übel an, nicht insofern es ein Übel, sondern insofern es ein geringeres Übel, eine Verminderung des Übels ist, und diese Verminderung ist sittlich gut, weil sie formell und nicht nur verhältnismäßig dem sittlich Bösen entgegengesetzt ist. Beispiele dieser Art sind: Wenn jemand beschlossen hat, Ehebruch zu begehen, so darf ihm angeraten werden, daß er lieber mit einer Unverheirateten Unzucht treibe, weil die sittliche Bosheit der Unzucht formell im Ehebruch enthalten ist, wie der Teil im Ganzen."

Der Jesuit Castropalao:

„Utrum pecces peccato scandali, offerens alteri occasionem peccandi, vel oblatam non tollis, cum possis? Si ea intentione, ut delinquat, non auferas ab illo occasionem peccandi, clarum est, te peccare ob circumstantiam pravi finis. Dubium tamen est, an si aliquo recto fine movearis a peccato excuseris? Moveri tamen potes, vel ut deprehensus in delicto puniatur, vel ut corrigatur, vel ut te indemnem servares .... Si permittas peccatum alterius ut sic deprehensus corrigatur, licite fieri potest, quia tunc videtur sufficiens causa hone-

„Sündigst du durch die Sünde des Ärgernisses, wenn du einem andern Gelegenheit zur Sünde bietest oder die gebotene Gelegenheit nicht beseitigst, obwohl du es könntest? Wenn du die Gelegenheit zur Sünde nicht entfernst in der Absicht, daß der andere sündige, so ist es klar, daß du selbst sündigst wegen des Umstandes des bösen Zweckes. Der Zweifel bleibt, ob du in dem Falle von der Sünde entschuldigt wirst, wenn du durch irgend einen rechten (guten) Zweck dabei getrieben wurdest? Angetrieben werden kannst du entweder, damit der Betreffende, in der Sünde ertappt, gestraft oder

Digitized by Google

standi permissionem correctio absoluta delinquentis .... Dico secundo, ut te indemnem serves, potes delictum permittere, qua ratione potest maritus suspicans uxoris adulterium, vel illius secreto conscius, adhibere secum testes, quibus possit adulterium probare et divortium facere. Cum enim gravissima viro irrogetur injuria, si uxor adulterium committat, et cogatur simul cum ea cohabitare, poterit hanc injuriam propulsare, et cum non appareat alia via commoda, qua propulsare possit, nisi permittendo peccatum et testibus comprobando delictum, licebit permittere et testes adhibere, et ita tradit Sanchez S. J. et Molina S. J."

damit er gebessert werde, oder damit du dich sicher stellst. Wenn du die Sünde des andern (die du verhindern kannst) zuläßt, damit er, ertappt, gebessert werde, so ist es erlaubt, denn dann scheint die (beabsichtigte) sichere Besserung des Sünders die (ohne diesen guten Zweck unerlaubte) Zulassung der Sünde zu veredeln (d. h. sittlich erlaubt zu machen). Zweitens sage ich, daß du, um dich sicher zu stellen, eine Sünde zulassen darfst (die du verhindern konntest). Aus diesem Grunde darf ein Ehemann, der seine Frau wegen Ehebruches in Verdacht hat, oder heimlich davon weiß, Zeugen mit sich nehmen, damit er den Ehebruch beweisen und die Ehescheidung herbeiführen kann. Da nämlich dem Ehemann durch den Ehebruch der Frau die schwerste Beleidigung zugefügt wird und er gezwungen ist, mit ihr zusammenzuleben, so darf er diese Beleidigung abwehren und da kein anderer gangbarer Weg für diese Abwehr sich zeigt, außer er lasse die Sünde (des Ehebruches, den er verhindern könnte) zu und erhärte sie durch Zeugen, so darf er sie zulassen und Zeugen hinzuziehen. So lehren die Jesuiten Sanchez und Molina."

„Difficultas est, an liceat ob praedictos (bonos) fines offerre delinquentibus occasionem delicti committendi? Communis sententia negat id esse licitum, quia id non est committere peccatum, sed ad malum cooperari. Ex quo inferunt, non licere marito pacisci cum uxore, ut amasio ejus castitatem violare tentanti conniveat, concedens tempus et locum, non ut adulterium perficiat, sed ut in crimine deprehendatur, quia talis oblatio est tacita imo expressa ac-

„Die Schwierigkeit ist, ob es wegen der genannten (guten) Zwecke erlaubt ist, den Sündern die Gelegenheit zur Sünde darzubieten? Die gewöhnliche Ansicht verneint die Erlaubtheit, denn das heißt nicht, eine Sünde zulassen, sondern bei ihrer Begehung mitwirken. So sei es dem Ehemann nicht erlaubt, mit seiner Gattin dahin übereinzukommen, daß sie ihrem Liebhaber, der ihre Keuschheit zu verletzen sucht, in Bezug auf Zeit und Ort nachgebe, nicht damit sie den

Digitized by Google

ceptatio adulterii intentati, quod de se est illicitum. Verum Petrus Navarra existimat licere, sed raro offerre delinquentibus occasionem peccandi. Et probari potest. Primo quia offerri potest occasio medio aliquo indifferenti, ut contingit. si pater volens deprehendere filium furantem, relinquat clavem in arca quasi oblitam, apponatque nummos eo in loco, quo commode illos possit surripere et surreptioniso convinci, tunc inquam actionem praestat differentem (soll wohl heißen indifferentem). (In gleicher Weise legt dann Castropalao dar, daß es für eine Frau erlaubt sei, ihren Liebhaber, der mit ihr Ehebruch begehen will, in zweideutiger Weise zu nächtlichem Besuch einzuladen, nicht in der Absicht, mit ihm zu sündigen, sondern in der Absicht, in ertappen, bestrafen und bessern zu lassen. Der Jesuit schließt seine Ausführungen mit den Worten:) „Hae sunt, quae aliquo modo probabilem videntur reddere supradictam sententiam" (licitumesse offeredelinquentibus occasionem peccandi ob bonos fines).

„Certum est, determinato perpetrare grave malum, licitum esse, materiam minoris mali proponere, ut sic retrahatur a majori malo committendo. V. gr. Sodomiam intentanti, licebit tibi fornicationis materiam proponere, et determinato homicidium facere, ut bona furetur, licebit tibi proponere, quomodo exercendo usuras possit bona consequi, quia

Ehebruch begehe, sondern damit sie in der Sünde ertappt werde. Denn ein solches Entgegenkommen ist die stillschweigende, ja die ausdrückliche Zustimmung zu dem beabsichtigten Ehebruch, was unerlaubt ist. Petrus Navarra hält es jedoch, wenn auch in seltenen Fällen, für erlaubt, Sündern die Gelegenheit zur Sünde darzubieten. Diese Ansicht läßt sich beweisen. Erstens kann eine Gelegenheit zur Sünde dargeboten werden durch ein indifferentes Mittel, z. B. wenn der Vater, der den Sohn beim Stehlen ertappen will, den Schlüssel wie zufällig im Geldspind stecken läßt oder Geldstücke an einem Orte liegen läßt, wo der Sohn sie leichter wegnehmen und er der Wegnahme überführt werden kann. In diesem Falle sage ich, begeht der Vater eine indifferente Handlung. (In gleicher Weise legt dann Castropalao dar, daß es für eine Frau erlaubt sei, ihren Liebhaber, der mit ihr Ehebruch begehen will, in zweideutigen Worten zu nächtlichem Besuch einzuladen, nicht in der Absicht, mit ihm zu sündigen, sondern in der Absicht, ihn ertappen, bestrafen und bessern zu lassen. Der Jesuit schließt seine Ausführungen mit den Worten:) „Das sind die Gründe, die obige Ansicht (es sei erlaubt, des guten Zweckes wegen Gelegenheit zur Sünde darzubieten) irgendwie probabel machen."

„Es ist sicher erlaubt, jemand, der entschlossen ist, ein schweres sittliches Vergehen zu verüben, ein kleineres Vergehen vorzuschlagen, damit er so von der Verübung des größern abgehalten werde. Z. B. darfst du demjenigen, der Sodomie begehen will, eine Unzuchtsünde vorschlagen, und demjenigen, der morden will, um dabei zu stehlen, darfst du

Digitized by Google

hanc propositionem non inducis directe ad fornicationem, neque ad usuras, sed solum viam ostendis, qua gravius peccatum evitari possit, et licet via mala sit, at tu non inclinas, ut illac pergat, sed solum dicis, illam esse viam gravioris mali vitandi, quod verum est, et ita tenent Valentia S. J., Sanchez S. J., Lessius S. J."

vorſchlagen, wie er durch Wucher reich werden kann; denn dieſen Vorſchlag machſt du nicht unmittelbar zur Begehung der Unzucht, noch zum Wuchertreiben, ſondern du weiſeſt nur den Weg, auf dem die größere Sünde vermieden werden kann, und, obwohl der Weg ſittlich ſchlecht iſt, ſo beſtimmſt du (den Betreffenden) nicht, daß er auf ihm voranſchreite, ſondern du ſagſt nur, das ſei der Weg zur Vermeidung der größern Sünde, was wahr iſt. So lehren die Jeſuiten Valentia, Sanchez, Leſſius."

„Difficultas ergo est, an determinato grave peccatum facere, liceat expresse consulere et persuadere, ut minus efficiat, si alia via diverti non potest? Prima sententia tenet, id licere, quia non persuades minus malum absolute, sed sub conditione, quod aliud gravius sit effecturus. Sed casu quo gravius sit effecturus bonum est illi persuadere, ut minori malo contentus sit, quia in hoc utiliter eius et Dei negotium geritur. Ergo non peccas. Et ita tenet Sanchez S. J., lib. 7, de matrim. disp. 11, n. 15; Lessius S. J., l. 2, c. 13, dub. 8, n. 19; Rebellus S. J., l. 2, qu. 13, sect. 4, n. 21; Molina S. J., tom. 2, disp. 335, n. 3 et tom. 3, tract. 2, disp. 730, n. 3; Vasquez S. J., in opuscul. de scandal. dub. 1."

„Die Schwierigkeit iſt alſo, ob es erlaubt ſei, jemand, der entſchloſſen iſt, eine ſchwere Sünde zu begehen, anzuraten und zu überreden, daß er eine kleinere Sünde begehe, wenn er auf andere Weiſe (von der ſchwereren) nicht abgebracht werden kann. Die erſte Anſicht lehrt, es ſei erlaubt, denn du überredeſt in dieſem Falle den andern nicht abſolut zur geringern Sünde, ſondern nur unter der Bedingung (Vorausſetzung), daß er die ſchwerere Sünde begehen will. Im Falle aber, daß er die ſchwerere Sünde begehen will, iſt es für ihn ſittlich gut, ihn zu überreden, daß er ſich mit Begehung der kleineren Sünde begnüge, denn dadurch wird ſeine eigene und Gottes Sache nützlich geführt. Alſo ſündigſt du (durch dies Überreden) nicht." So lehren die Jeſuiten Sanchez (l. 7, de matrim. d. 11, n. 15), Leſſius (l. 2, c. 13, d. 3, n. 19), Rebellus (l. 2, qu. 13, s. 4, n. 21), Molina (t. 2, d. 335, n. 3 und t. 3 tr. 2, d. 730, n. 3), Vasquez (in opusc. de scandalo, d. 1).

„Secunda sententia docet,

„Die zweite Anſicht lehrt,

Digitized by Google

nullo modo licere minus malum consulere parato majus efficere. Quia illud consilium et de minori malo absolute est de malo: comparativum enim supponit positivum, sed consulere absolute malum, est illicitum; ergo. Secundo, electio libera levioris mali nunquam est licita, quantumcunque a determinato gravius committere. Ergo nunquam erit licitum consilium illius. Consilium enim nunquam potest esse licitum de materia, quae nunquam potest esse licita. Ita tenet Cajetanus. Covarruvias, Sylvester, Eman. Sa, Valentia."

es sei keinesfalls erlaubt, die geringere Sünde demjenigen anzuraten, der die größere begehen will. Denn auch das Anraten der kleinern Sünde ist immerhin ein Anraten zur Sünde: ein Komparativ setzt nämlich einen Positiv voraus. Anraten aber zu etwas, was absolut sündhaft ist, ist unerlaubt; also. Ferner, die freie Wahl der geringern Sünde ist niemals erlaubt, auch wenn sie von einem geschieht, der noch so sehr entschlossen ist, die größere Sünde zu begehen. Also ist auch der Rat dazu niemals erlaubt. Niemals ist nämlich ein Rat zu etwas erlaubt, was selbst nicht erlaubt ist. So lehren die Theologen: Cajetan, Covarruvias, Sylvester, Emanuel Sa, Valentia.

„In hac re primo dicendum existimo, priorem sententiam esse veram, si consulas et persuadeas minus malum ei, qui non solum gravius sed etiam minus paratus erat efficere, quia in tali non consulis ad minus malum, sed ad carentiam praecise majoris, neque determinas delinquentis voluntatem ad minus malum, sed potius retrahis a gravi committendo: quod hoc exemplo manifestatur. Determinatus erat Petrus occidere Franciscum, ut ab illo furetur pecunias, persuades, ut contentus sit furto, intendit occidere, rogas ut contentus sit vulnerare; in hoc enim consilio nemini damnum infers, non Petro, siquidem curas, ne tot criminibus ejus anima maculetur, neque Francisco, cum utiliter ejus negotium facias. Ex quo fit, licere tibi non solum consulere furtum Petro in illo casu, sed ad eam actionem

In dieser Angelegenheit scheint mir zunächst gesagt werden zu müssen, daß die erste Ansicht (die das Anraten der kleinern Sünde für erlaubt erklärt) richtig ist, wenn man einem zur geringern Sünde rät und ihn dazu überredet, der bereit ist, nicht nur die größere, sondern auch die kleinere Sünde zu begehen. Denn dann rät man nicht das kleinere sittliche Böse, sondern das Fehlen des größern an; auch bestimmt man den Willen des Sünders nicht zum kleinern Bösen, sondern man hält ihn vielmehr ab von der Begehung der größern Sünde. Das soll erläutert werden an folgendem Beispiel: Peter ist entschlossen, den Franz zu töten, um ihn zu bestehlen. Du überredest ihn, daß er sich mit dem Diebstahl begnüge; er will einen Mord begehen, du überredest ihn, daß er sich mit einer Verwundung begnüge. Bei diesem Rat fügst du nämlich niemand Schaden

Digitized by Google

materialiter sumptam adjuvare, eo quod non adjuves in actione, quae de se illicita et mala sit, sed potius, ut a te procedit, bona et honesta est, siquidem procedit ex tacito et praesumpto consensu domini, qui ut mortem evitet, censetur tibi facultatem donare adjuvandi furem, ut tali adjutorio impediatur ejus occisio. Et ita tenet Sanchez S. J." (Operis moralis pars prima, t. 6, d. 6, p. 7, n. 9: tom. 1, p. 476 sqq., Ed. Lugdun. 1669: Königl. Universitätsbibliothek zu Tübingen, Signatur Gg 91.)

zu: nicht dem Petrus, denn du sorgst ja dafür, daß seine Seele nicht mit so vielen Verbrechen befleckt werde; nicht dem Franz, da du ja seine Sache vorteilhaft führst. Daraus folgt: es ist dir erlaubt, nicht nur dem Peter in diesem Falle den Diebstahl anzuraten, sondern auch bei der Tat (des Diebstahls) materiell zu helfen, denn du hilfst nicht bei einer Tat, die in sich unerlaubt und schlecht ist, sondern die vielmehr, so weit sie von dir ausgeht, gut und ehrbar ist, denn sie geht hervor aus der stillschweigenden und vorausgesetzten Zustimmung des Besitzers, von dem vorausgesetzt wird, daß er, um den Tod zu vermeiden, dir die Erlaubnis gegeben hat, den Dieb zu unterstützen, damit durch diese Unterstützung seine Tötung verhindert werde. So lehrt der Jesuit Sanchez."

Der Jesuit Sanchez:

„Non tantum licet proponere, sed et consulere, imo et inducere ad minus malum perpetrandum, quia tunc vere non inducitur ad malum sed ad electionem minoris mali, quae bona est." (De matrim. l. 7, disp. 11, n. 16.)

„Es ist nicht nur erlaubt, die Begehung des geringeren Bösen vorzuschlagen, sondern auch sie anzuraten, ja selbst dazu zu verleiten; denn dann verleitet man nicht zum Bösen, sondern zur Wahl des geringeren Bösen, und diese Wahl ist gut."

Der Jesuit Palmieri:

„Probabiliter Laymann S. J. docet, licere marito dare uxori ansam adulterandi, vel adultero, ut tentet uxorem. Quod confirmari potest exemplo Iudith, quae vix aliter videtur fecisse. Cum enim sciret permissionem libidinis in Holoferno fore impeditivum malorum, posuit ei occasionem nempe ornatum suum, alioqui licitum et tamen communiter cen-

„Der Jesuit Laymann lehrt probabel, es sei dem Ehemann erlaubt, seiner Gattin Gelegenheit zum Ehebruch zu geben, oder auch dem Ehebrecher Gelegenheit zu geben, seine (des Ehemannes) Gattin zu versuchen. Dies findet seine Bestätigung im Beispiele der Judith. Da sie nämlich wußte, daß das Nachgeben des Holofernes an den unzüchtigen Trieb

Digitized by Google

setur in hoc non peccasse". (Palmieri S. J., Opus theologicum morale, Prati 1892, Vol. II, p. 198 sq.: Königl. Bibliothek zu Berlin, Signatur D: 2882.)

Verhinderung von Übeln (für die eingeschlossenen Bewohner von Bethulien) zur Folge haben werde, so gab sie ihm Gelegenheit für dieses Nachgeben durch den übrigens erlaubten Schmuck ihres Leibes, und doch geht über sie die Meinung, daß sie dadurch nicht gesündigt hat."

Einige praktische Anwendung — teilweise sind sie schon im vorhergehenden berührt — vervollständigen und verdeutlichen diese theoretischen, grundsätzlichen Lehren:

Der Jesuit Tamburini:

„Solet esse quaestio de iis pueris qui, ut sonoram vocem retineant, solertis medici manu, absque morali periculo mortis, Eunuchi fiunt. De illis igitur ajo, esse probabile, quod liceat. Ratio nostra est, quia justa videtur esse causa, non deficere in Ecclesia hos sonores cantores ad divinas laudes modulandas" (De praeceptis decalogi libri decem, l. 6, c. 2, § III, n. 4: Opera omnia, Ed. Venet., Tom. primus, p. 175: Königl. Bibliothek zu Berlin, Signatur: Be 1682).

„Es pflegt die Frage aufgeworfen zu werden über jene Knaben, die, damit sie ihre klangvolle Stimme bewahren, durch die Hand eines geschickten Arztes, ohne Todesgefahr, zu Eunuchen gemacht werden. Von diesen Knaben sage ich also: es sei probabel, daß diese Entmannung erlaubt sei. Mein Grund ist: es scheint dafür ein gerechter Beweggrund darin zu liegen, daß (damit) die Kirche solche gute Sänger zum Singen des göttlichen Lobes nicht entbehre" (Tamburini S. J., De praeceptis Decalogi libri decem, l. 6, c. 2, § 8, n. 4: Opera omnia, Ed. Venet., Tom. 1, p. 175: Königl. Bibliothek zu Berlin, Signatur: Be 1682).

Der Jesuit Castropalao:

„An sit aliqua causa excusans praebentem munera concubinae judicis, ab illaque petentem, ut judicem in negotio interpellet? Probabilius censeo causam excusantem adesse posse. Si negotium grave sit videasque judicem non tibi esse propitium, speres autem intercessione concubinae gratum fore, neque alia via appareat, quo possis illum ad

„Gibt es eine Entschuldigung dafür, daß man der Konkubine eines Richters Geschenke macht und von ihr erbittet, daß sie in Bezug auf den Prozeß beim Richter Fürsprache einlegt? Nach wahrscheinlicherer Meinung halte ich dafür, daß ein Entschuldigungsgrund vorhanden sein kann. Ist nämlich der Prozeß wichtig und siehst du,

Digitized by Google

servandum tuum jus inflectere, crederem tibi licere, petere a concubina, ut in tali negotio intercedat, quia non petis aliquid, quod ipsa licite praestare non possit. Nam licet illa intercessione judex vel concubina foveant turpem amorem, hoc tu non intendis, neque illius momenti es causa. Neque etiam reputari debet inordinatum, obligatione et amore ex peccatis jam factis acquisito uti aliquando ad bonum finem, scilicet ut justitia servetur et unicuique suum jus reddatur". (Castropalao S. J., Operis moralis pars prima, tract. 6, disp. 6, punct. 15: Ed. Lugdun. 1669, tom. 1, p. 484: Universitätsbibliothek zu Tübingen, Signatur: Gg 91).

daß der Richter dir nicht günstig ist, hoffst du aber, daß er dir gewogen werde durch die Fürsprache seiner Konkubine, und ist kein anderes Mittel vorhanden, wodurch du ihn zur Wahrung deines Rechtes bewegen kannst, so glaube ich, daß es dir erlaubt ist, von der Konkubine zu erbitten, daß sie für deinen Prozeß vorstellig wird. Denn du erbittest nicht etwas, was sie nicht erlaubter Weise tun darf. Denn obwohl durch diese Fürbitte zwischen Richter und Konkubine sündhafte Liebe genährt wird, so beabsichtigst du das doch nicht und bist auch nicht die Ursache dieses Umstandes. Auch selbst das braucht nicht als sittlich ungeordnet aufgefaßt zu werden, wenn man sich der aus früheren Sünden (zwischen Richter und Konkubine) schon bestehenden Geneigtheit und Liebe (zwischen Richter und Konkubine) eines guten Zweckes wegen bedient, nämlich, damit Gerechtigkeit gewahrt und jedem sein Recht werde."

Der Jesuit Palmieri:

„Licet mortem optare haeresiarchae ob bonum commune et multorum salutem". (Opus theologicum morale, Prati 1892, tom. 2., p. 133: Königl. Bibliothek zu Berlin, Signatur: D 2832).

„Es ist erlaubt, einem Ketzerführer den Tod zu wünschen wegen des allgemeinen Wohles und des ewigen Heiles Vieler."

Der Jesuit Gury:

„Anna cum adulterium commisisset, viro de hoc suspicanti et sciscitanti respondit prima vice, se matrimonium non fregisse; secunda vice, cum jam a peccato fuisset absoluta, respondit: innocens sum a tali crimine. Tandem tertia vice, adhuc instante viro, adulterium prorsus negavit dixitque: non com-

„Anna, die einen Ehebruch begangen hat, antwortet ihrem Mann der dies vermutet und sie darüber befragt, das erste Mal: sie habe die Ehe nicht gebrochen; das zweite Mal, nachdem sie von der Sünde des Ehebruchs (im Beichtstuhl) losgesprochen worden war: eines solchen Vergehens bin ich nicht schuldig. Endlich,

Digitized by Google

Französische Verfassungsgeschichte von der Mitte des 9. Jahrhunderts bis zum Ausbruch der Revolution. Von Privatdozent Dr. Robert Holtzmann.

Englische Verfassungsgeschichte.

Grundzüge der Geschichte der katholischen und evangelischen Kirchenverfassung.

Das abendländische Kriegswesen vom 6. bis zum 15. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Wilhelm Erben.

Geschichte der neueren Heeresverfassungen vom 16. Jahrhundert ab. Von Privatdozent Dr. Gustav Roloff.

Geschichte des deutschen Strafrechts. Von Prof. Dr. R. His.

Geschichte des Straf- und Zivilprozesses. Von Prof. Dr. jur. Kurt Burchard.

Geschichte des deutschen Privat- und Lehenrechtes. Von Prof. Dr. Hans v. Voltelini.

Deutsche Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert. Von Prof. Dr. G. v. Below.

Allgemeine Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebiets bis zum Ende der Kreuzzüge. Von Prof. Adolf Schaube.

Münzkunde und Geldgeschichte. Von Prof. Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth.

IV. Hilfswissenschaften und Altertümer.

Diplomatik. Von Prof. Dr. W. Erben, O. Redlich u. M. Tangl.

Palaeographie. Von Prof. Dr. Michael Tangl.

Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit. Von Prof. Dr. Michael Tangl.

Heraldik und Sphragistik.

Archiv- und Aktenkunde.

Historische Geographie. Von Privatdozent Dr. Konrad Kretschmer.

Grundzüge der mittelalterlichen Latinität.

Deutsche Altertumskunde.

Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Alwin Schultz.

Erschienen ist soeben:

Das
häusliche Leben der europäischen Kulturvölker

vom

Mittelalter bis zur zweiten Häfte des 18. Jahrhunderts.

Von

Dr. ALWIN SCHULTZ,

Professor an der deutschen Universität zu Prag.

VIII u. 432 S. gr. 8°, reich illustriert.

Preis brosch. Mk. 9.—. In Ganzleinen geb. Mk. 10.50

Prof. Dr. A. Schultz, einer der ersten Kenner der Kunstgeschichte und der Geschichte der Privataltertümer, der diesem Stoff schon mehrere sehr ausführliche Werke gewidmet hat, faſst ihn hier in knappen und doch auch gerade dem Bedürfnis der Wissenschaft Rechnung tragenden Form zusammen.

Voraussichtlich werden sich folgende Teile des Handbuches zunächst anschliefsen:

Kretschmer, Historische Geographie.
Tangl, Paläographie.
Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters.
Immich, Geschichte des europäischen Staatensystems 1648—1789.
Baeumker, Die mittelalterliche Weltanschauung.

R. Oldenbourg, München

Digitized by Google

Hiermit können kurze literarhistorische Notizen verbunden werden. Sonst werden spezielle Belege und Ergänzungen zur Darstellung in den Anmerkungen unterhalb des Textes gegeben.

Jeder Teil ist, ebenso wie in I. v. Müllers Handbuch, mit einem alphabetischen Sachregister versehen.

Auf Grund der Erfahrungen, die die historischen Studien an die Hand geben, wird in den Darstellungen des Zuständlichen auf Anführung und Erklärung (nicht sowohl etymologische, als vielmehr sachliche) der wichtigeren technischen Ausdrücke besonderes Gewicht gelegt. Hierdurch werden die Register erhöhte Bedeutung erlangen.

Unser Unternehmen soll von vornherein in der Weise eingerichtet werden, dafs jeder Teil, gleichviel wie stark seine Bogenzahl ist, einzeln ausgegeben wird.

Wie uns bei der Vorbereitung unseres Unternehmens manch fördernder Rat von seiten der Fachgenossen zuteil geworden ist, so werden wir auch in seiner Durchführung dankbar sein für jeden praktischen Vorschlag, der noch verwirklicht werden kann.

Übersicht über den Inhalt.

(Die klein gedruckten Titel bezeichnen die Bände, über die die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen sind.)

I. Allgemeines.

Encyklopädie.

Geschichte der deutschen Geschichtschreibung im Mittelalter. Von Prof. Dr. Hermann Bloch.

Geschichte der neueren Historiographie. Von Prof. Dr. Richard Fester.

Politik auf historischer Grundlage.

Die mittelalterliche Weltanschauung. Von Prof. Dr. Clemens Baeumker.

Die Weltanschauung der Renaissance und der Reformation. Von Privatdozent Dr. Walter Goetz.

Geschichte der Aufklärungsbewegung. Von Prof. Dr. E. Troeltsch.

Die geistigen Bewegungen des 19. Jahrhunderts.

II. Politische Geschichte.

Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zum Auftreten Chlodwigs. Von Prof. Dr. Ernst Kornemann.

Allgemeine Geschichte vom Auftreten Chlodwigs (mit Rückblick auf die ältere Geschichte der Franken) bis zum Vertrag von Verdun. Von Privatdozent Dr. Albert Werminghoff.

Allgemeine Geschichte des Mittelalters von der Mitte des 9. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. H. Bresslau.

Allgemeine Geschichte des späteren Mittelalters vom Ende des 12. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts (1197—1492). Von Prof. Dr. Johann Loserth.

Allgemeine Geschichte von 1492—1648. Von Prof. Dr. Felix Rachfahl.

Geschichte des europäischen Staatensystems von 1648—1789. Von Privatdozent Dr. Max Immich.

Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution und der Befreiungskriege. Von Privatdozent Dr. Adalbert Wahl.

Geschichte des neueren Staatensystems vom Wiener Kongrefs bis zur Gegenwart. Von Prof Dr. Erich Brandenburg.

Brandenburgisch-preufsische Geschichte.

III. Verfassung, Recht, Wirtschaft.

Deutsche Verfassungsgeschichte (bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts). Von Prof. Dr. Gerhard Seeliger.

Deutsche Verfassungsgeschichte von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zur Erhebung der absoluten Monarchie. Von Prof. Dr. G. v. Below.

Deutsche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte seit der Erhebung der absoluten Monarchie. Von Prof. Dr. Heinrich Geffcken.

Digitized by Google

die Zusammenhänge der geschichtlichen Entwickelung vorführen, zugleich jedoch auch ein anschauliches Bild des dermaligen Standes der Forschung in den einzelnen Zweigen unserer Wissenschaft bieten, beides in knappster Form. Es will den wissenschaftlich ausgebildeten Historikern, wie den Studierenden und überhaupt allen Freunden der mittelalterlichen und neueren Geschichte dienen.

Dies Programm ist nicht der Ort, die Frage zu lösen, wie die Aufgabe des Historikers im allgemeinen zu bestimmen sei, die Grenzen der Geschichtswissenschaft zu ziehen. Naturgemäfs können bei einem Unternehmen, wie es die Herausgeber planen, die entscheidenden Gesichtspunkte für die Abgrenzung der zu berücksichtigenden Gebiete nur die praktischen sein. Die Herausgeber sind ihnen gefolgt mit dem Bestreben, den Rahmen tunlichst weit zu spannen. Sie haben zunächst und vor allem Bearbeitungen derjenigen Wissenszweige in den Plan des Unternehmens aufgenommen, die das berufsmäfsige Arbeitsfeld des heutigen Historikers — Historiker im empirischen Sinne — bilden. Den Bearbeitern ist es zur Pflicht gemacht worden, den grofsen Zusammenhang, in dem die einzelnen historischen Studien stehen, im Auge zu behalten. Sodann sind einige Nachbargebiete in den Plan hineingezogen, soweit es an geeigneten Hilfsmitteln für dieselben bisher mangelt. Das Nähere ergibt die beigefügte Inhaltsübersicht. Es führt in grofsem Drucke diejenigen Darstellungen auf, deren Bearbeitung bereits in festen Händen liegt, in kleinem Drucke diejenigen, für die die Verhandlungen noch nicht ganz abgeschlossen sind. Die Herausgeber haben den Grundsatz, lieber einstweilen eine Lücke zu lassen, falls sich nicht sogleich eine geeignete Kraft gewinnen läfst. Einzelne Erweiterungen des Planes können mit der Zeit vielleicht noch erfolgen.

Die Herausgeber glauben von vornherein eine Gewähr für das Gelingen ihres Unternehmens zu besitzen, indem sie sich in der allgemeinen Form der encyklopädischen Darstellung einer andern Disziplin anschliefsen, die sich bereits bewährt hat, nämlich Iwan v. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, welches ja ebenfalls den Zweck der übersichtlichen Darstellung mit dem des Nachweises über die gelehrten Hilfsmittel verbindet.

Freilich stimmen beide Unternehmungen nicht vollständig überein. Vor allem ist ein Unterschied dadurch gegeben, dafs I. v. Müllers Handbuch das Ganze der Kultur des Altertums zur Anschauung bringt, während wir, wie schon bemerkt, aus praktischen Gründen einen engeren Rahmen ziehen. Damit hängt es zusammen, dafs in unserm Unternehmen die philologischen und literarischen Fragen zurücktreten. Eine andere Abweichung hat ihren Grund in dem unvergleichlich umfangreicheren Quellenmaterial, das für die mittelalterliche und neuere Geschichte vorliegt. Dies wird öfters dazu nötigen, die Zitate aus den Quellen sparsamer zu bemessen, als es sich in einer encyklopädischen Darstellung der klassischen Altertumswissenschaft empfiehlt.

Unser Unternehmen schliefst sich, wenn der besondere Gegenstand keine Abweichungen rätlich macht, auch in der äufseren Einrichtung an I. v. Müllers Handbuch an. Es übernimmt von ihm also die durchgehende Einteilung der einzelnen Darstellungen in kurze Paragraphen und die Unterscheidung in dem Gebrauch des grofsen und kleinen Druckes. In kleinem Druck wird den Paragraphen, bezw. Unterabteilungen der Paragraphen der Überblick über die betreffende Literatur nachgestellt.

Digitized by Google

Verlagsbuchhandlung R. Oldenbourg, München und Berlin W. 10.

Handbuch

der

mittelalterlichen und neueren Geschichte.

Herausgegeben

von

G. v. Below und F. Meinecke

Professor an der Universität Tübingen. Professor an der Universität Strafsburg.

Das Zeitalter der encyklopädischen Darstellungen ist in der Wissenschaft durch ein Zeitalter der Spezialisierung der Arbeit abgelöst worden. Allein gerade die zunehmende Spezialisierung hat wiederum das Bedürfnis encyklopädischer Zusammenfassung hervorgerufen. In keiner Disziplin wird dies Bedürfnis augenblicklich weniger befriedigt als in der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Während auf den Nachbargebieten der Rechts- und Kirchengeschichte, der Philologie etc. eine Tradition in der summarischen Zusammenfassung des jeweiligen Forschungsstandes auch in dem Zeitalter der induktiven Spezialforschung lebendig geblieben ist und jeder neue Versuch encyklopädischer Darstellung den Weg schon gebahnt findet, ist auf dem Gebiete der allgemeinen mittelalterlichen und neueren Geschichte diese Tradition unterbrochen worden; die wenigen Versuche, die gewagt wurden, rühren meist von Autoren her, die nicht selbst auf der Höhe der Forschungsarbeit standen. Die Gründe für diese Erscheinung fliefsen nicht notwendig aus dem Wesen unserer Wissenschaft, sondern waren historisch bedingt durch den eigenartigen Gang ihrer Entwicklung im 19. Jahrhundert. Wir haben sie hier nicht darzulegen, sondern nur das lebhafte Bedürfnis nach encyklopädischen Hilfsmitteln festzustellen, das heute nicht nur der angehende Jünger unserer Wissenschaft, sondern jeder Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen und neueren Geschichte empfindet, wenn er den Blick von seinem engeren Arbeitsfelde auf die weiteren Zusammenhänge seiner Studien richtet, wenn er sich auch nur auf einem Nachbargebiete schnell orientieren will. Die besseren populären Darstellungen, die wir von einzelnen Gebieten besitzen, genügen diesem Bedürfnisse nicht, weil ihnen entweder der wissenschaftliche Apparat fehlt, oder weil sie schon übergehen in das Gebiet der eigentlichen Geschichtschreibung und darum den praktischen Gesichtspunkt vernachlässigen müssen.

Diese Lücke wollen die Herausgeber auszufüllen suchen. Das Ziel ihres Unternehmens soll eine streng wissenschaftliche, aber zusammenfassende und übersichtliche Darstellung sein. Es soll die Tatsachen und

Digitized by Google

misi, intelligendo adulterium tale quod tenear revelare; seu non commisi adulterium tibi revelandum."

„An damnanda Anna? In triplici memorato casu Anna a mendacio excusari potest. Etenim: in primo casu dicere potuit se matrimonium non fregisse, siquidem adhuc subsistit. In secundo casu potuit dicere, se innocentem esse ab adulterii crimine, siquidem peracta confessione et recepta absolutione, ejus conscientia ab illo non amplius gravabatur, cum certitudinem moralem haberet, illud sibi remissum fuisse. Imo potuit hoc asserere etiam cum juramento. In tertio casu potuit etiam probabiliter negare, se adulterium commisisse, intelligendo ita, ut peccatum marito revelare deberet". (Casus conscientiae, tom. 1, p. 182, 188, Parisiis 1891, Ed. octava.)

das dritte Mal, da ihr Mann in sie dringt, leugnet sie den Ehebruch ganz und gar und sagt: ich habe ihn nicht begangen, indem sie dabei denkt, einen Ehebruch, den ich offenbaren müßte; oder: ich habe keinen Ehebruch begangen, den ich dir offenbaren müßte."

„Hat Anna in einem dieser Fälle unrecht gehandelt? In diesen drei Fällen kann Anna von der Lüge freigesprochen werden. Denn im ersten Fall konnte sie sagen, sie habe die Ehe nicht gebrochen, denn die Ehe besteht ja noch. Im zweiten Fall konnte sie sagen, sie sei des Verbrechens des Ehebruches nicht schuldig; denn nach geschehener Beichte und empfangener Lossprechung ist ihr Gewissen durch diese Sünde nicht mehr beschwert, da sie die moralische Gewißheit besitzt, daß die Sünde ihr vergeben worden ist. Ja, sie konnte diese Versicherung (ihrer Unschuld) unter einem Eide abgeben. Auch im dritten Fall konnte sie nach probabeler Ansicht leugnen, einen Ehebruch begangen zu haben, indem sie dabei dachte: so (begangen), daß ich diese Sünde meinem Manne gestehen müßte."

Die gleiche Lehre, mit der gleichen Begründung ihrer sittlichen Erlaubtheit und mit den gleichen „Fällen" ihrer praktischen Anwendung, unter fortwährender Berufung auf seine Vorgänger und Ordensgenossen, Laymann, Castropalao, Tamburini (vgl. oben S. 412ff), finden sich bei dem jetzt noch lebenden „deutschen" Jesuiten (er ist Westfale von Geburt) Augustin Lehmkuhl, dessen „Moraltheologie" in neun Auflagen und vielen tausenden von Exemplaren fast in allen Priesterseminarien der katholischen Welt dem Unterrichte in der Moraltheologie zu Grunde liegt. (Vgl. Lehmkuhl S. J., Theologia moralis, Vol. I, p. 381 sqq., Friburgi 1898, Ed. 9: „Königl. Bibliothek zu Berlin, Signatur: D. 6306[9]".)

Digitized by Google

II.

Erläuterung.

Fast scheint ein erläuternder Abschnitt überflüssig. Sehr klar, sehr deutlich sind die Worte der Jesuiten Eskobar, Tamburini, Lessius, Valentia, Laymann, Castropalao, Vasquez, Sanchez, Palmieri, Güry, Lehmkuhl. Überall tritt die grundsätzliche Lehre hervor: „Der gute Zweck (nämlich die Verhütung einer größeren Sünde) heiligt — honestat vgl. oben S. 421 — das schlechte Mittel" (nämlich das Anraten einer kleineren Sünde, das Gelegenheit-Bieten zu ihrer Begehung).

Dennoch halte ich es für angezeigt, Erläuterungen beizufügen. Die verderbliche Moral, die in den Zitaten sich kundgibt, kann nicht scharf genug hervorgehoben, nicht kräftig genug, um mich so auszudrücken, herausgemeißelt werden: Wir haben es hier mit einem Angelpunkt ultramontan-jesuitischer Unsittlichkeit, ultramontan-jesuitischen Widerchristentums zu tun. Nicht also Herrn Dasbach und seinem 2000 Gulden-Preise zu Ehren ist das folgende geschrieben, sondern der Sache wegen. Sie muß ein für alle Male so klar gestellt werden, daß eine Verdunkelung des Tatbestandes fernerhin unmöglich ist.

Zunächst einige unbestreitbare Grundsätze, die der Beurteilung des Ganzen zu Grunde gelegt werden müssen:

1. Jede Sünde, die mit Bewußtsein und Absicht begangen wird, ist eine in sich sittlich verwerfliche Handlung. Auch die im Verhältnis zu einer anderen „größeren" Sünde „geringere" Sünde bleibt Sünde, d. h. bleibt in sich sittlich verwerflich. Diese Fundamentalwahrheit wird auch an verschiedenen Stellen der oben abgedruckten Zitate aus jesuitischen Schriften unumwunden anerkannt. So sagt (im Zitat aus dem Jesuiten Tamburini) der Jesuit Valentia (oben S. 415): „Auch jene kleinere Sünde bleibt Sünde; denn ein Komparativ (kleinere Sünde) setzt einen Positiv (kleine Sünde) voraus." Demselben Zugeständnis begegnen wir in den gleichen Worten beim Jesuiten Castropalao (oben S. 425).

2. Jedes absichtliche und bewußte Anraten, Anreizen, Gelegenheit-Bieten zu einer Sünde ist für den Anrater, Anreizer, Gelegenheitmacher eine in sich sittlich schlechte Handlung, d. h. eine Sünde. Auch dieses Zugeständnis findet sich in den jesuitischen Zitaten. So beim Jesuiten Tamburini (als Worte des Jesuiten Valentia): „Das Auswählen einer

Digitized by Google

kleineren Sünde mit Übergehung der größeren, ist immer eine sittliche Schuld; also auch das Anraten einer kleineren Sünde oder die Aufforderung dazu" (oben S. 415f.); so beim Jesuiten Castropalao (oben S. 424 f.): Das Anraten oder Auffordern zur kleineren Sünde, um die größere zu hintertreiben, ist „ein sittlich schlechter Weg."

3. Kein noch so guter Zweck kann die bewußte Begehung einer in sich sittlich schlechten Handlung, d. h. einer Sünde sittlich erlaubt machen.

4. Wer dies bestreitet oder das Gegenteil behauptet, spricht den berüchtigten Grundsatz aus: Der Zweck heiligt das Mittel, oder auch: der Zweck heiligt die Mittel. Denn es gibt keinen irgendwie plausibeln Grund dafür, daß nur eine bestimmte Art von Sünden, nicht aber alle Sünden als „Mittel" zur Erreichung eines guten Zweckes „geheiligt" werden können. Die „Schwierigkeit" der „Heiligung" einer Sünde liegt ja lediglich in ihrem Charakter als sittlich verwerflicher Handlung; ist diese Schwierigkeit durch den „guten Zweck" in einem Falle behoben, so liegt die grundsätzliche Möglichkeit vor, sie in allen Fällen zu beheben, und es kann sich bei der „Heiligung" von Handlungen größerer und größter sittlicher Verwerflichkeit höchstens nur um die Frage handeln, ob die „Zwecke", wegen welcher sie begangen werden, eine entsprechend größere und größte sittliche „Gutheit" aufweisen.

Bei Eskobar und Tamburini liegt die Sache am einfachsten (oben S. 412 ff.). Nachdem Eskobar den Grundsatz aufgestellt hat, daß „ein guter Zweck (bonus finis) zuweilen von der Sünde des Ärgernisses entschuldige" (excusare), fragt er, ob es nach diesem Grundsatz erlaubt sei, eine geringere Sünde anzuraten, um eine größere Sünde zu verhindern? Er führt zwei Jesuiten, Hurtado und Sa, an, welche diese Frage verneinen, „weil es nicht erlaubt ist, Böses zu tun, damit Gutes daraus entstehe." Diese Worte der beiden Jesuiten enthalten die Verwerfung des Grundsatzes: der Zweck — das beabsichtigte Entstehen des „Guten" — heiligt das Mittel — das Tun des Bösen. Wie stellt sich nun Eskobar selbst zu dieser Verwerfung des berüchtigten Axioms? In unmittelbarem Anschluß an die verurteilenden Worte seiner Ordensgenossen schreibt er: „Ich aber billige die entgegengesetzte Ansicht: attamen contrariam sententiam approbo" (oben S. 413). Also Eskobar billigt die Ansicht: Böses darf getan werden, damit Gutes daraus entsteht; und er erläutert diesen Grund-

Digitized by Google

ſatz dahin, daß ein Anraten zur geringeren Sünde, wenn der andere feſt entſchloſſen iſt, die größere Sünde zu begehen, nicht eine abſolute, wohl aber eine bedingungsweiſe Verleitung zur Sünde ſei, mit dem guten Zweck, damit Gott weniger beleidigt werde (oben S. 413).

Tamburini ſpricht nicht minder klar; ja ſeine Frageſtellung iſt, wenn möglich, noch ſchärfer zugeſpitzt, auch in ihrer wörtlichen Faſſung, auf die ſittliche Erlaubtheit des Grundſatzes: der Zweck heiligt die Mittel.

Zulaſſung einer Sünde, die man verhindern kann, als Mittel, um einen ſchlechten Zweck zu erreichen, daß nämlich ein anderer ſündigt, iſt unerlaubt. Dieſe „ethiſche Selbſtverſtändlichkeit" (quis ambigit?) ſtellt Tamburini an die Spitze ſeiner Ausführungen. Iſt aber, fragt er weiter, die Zulaſſung einer Sünde, die der Zulaſſende verhindern kann, erlaubt, wenn ſie als Mittel dient, einen guten Zweck zu erreichen? Er bejaht dieſe Frage, wenn die Zulaſſung der Sünde geſchieht zum Zwecke der Beſſerung des in der Sünde ertappten Sünders, wenn die Hoffnung auf Beſſerung entweder „ſicher" oder „ſehr probabel", und wenn kein anderes Mittel vorhanden iſt, dieſe guten Zwecke zu erreichen (quo illi boni fines haberi queant). Als ſolche erlaubte „Mittel" bezeichnet er beiſpielsweiſe Diebſtahl und Ehebruch — alſo Handlungen, die in ſich und abſolut ſündhaft ſind — und als „gute Zwecke", die ſolche Taten, unter den angegebenen Vorausſetzungen erlaubt machen, nennt er, beiſpielsweiſe: die erhoffte Beſſerung des den Vater beſtehlenden Sohnes und die Sicherſtellung des betrogenen Ehemannes für einen Eheſcheidungsgrund gegenüber ſeiner ehebrechenden Frau (oben S. 414).

Hier liegt die Billigung des Grundſatzes: der Zweck heiligt die Mittel, klar vor. Zwei Fälle ſtellt Tamburini einander gegenüber: den Fall, daß jemand eines ſchlechten Zweckes wegen eine Sünde anrät, und den Fall, daß jemand die gleiche Sünde (illud peccatum) anrät, um einen guten Zweck zu erreichen. Im erſten Fall erklärt er das Anraten für unerlaubt, weil es für einen ſchlechten Zweck geſchieht. Im zweiten Fall erklärt er das Anraten für erlaubt, weil es für einen guten Zweck geſchieht. In beiden Fällen iſt das „Mittel" zur Erreichung der beiden verſchiedenen Zwecke ein und dasſelbe, nämlich ein und dieſelbe Sünde. Alſo wird, nach Tamburini, das Anraten zur Sünde, d. h. zu einer in ſich ſündhaften Hand-

Digitized by Google

lung deshalb sittlich erlaubt, d. h. diese Handlung wird „geheiligt", weil der mit ihr beabsichtigte Zweck ein „guter" ist.

Tamburini geht noch weiter. Nicht nur das Anraten einer Sünde, nein auch das Gelegenheit-Bieten zur Begehung einer Sünde ist — wie er seinen Ordensgenossen Castropalao sagen läßt — „nach irgendwie probabeler Ansicht" erlaubt, wenn es eines guten Zweckes wegen geschieht. Als „klassische" Beispiele führt er wieder an den Vater, der dem Sohn Gelegenheit zum Diebstahl bietet — er läßt den Schlüssel im Geldspind stecken, um den Sohn zum Diebstahl zu veranlassen und den ertappten dann zu bessern — und den Ehemann, der durch eine doppelsinnige Redensart der Frau Gelegenheit bietet zur Zusammenkunft mit ihrem Liebhaber, um sie, im Ehebruch ertappt, zu bessern (oben S. 414). Allerdings begründet er in diesen beiden Fällen die Erlaubtheit des Gelegenheitmachens damit, daß er sagt, das Steckenlassen des Schlüssels im Geldspind und die doppelsinnige Redensart seien in sich nicht sündhafte, sondern „indifferente" Handlungen.

Dieser Hinweis auf die „Indifferenz" der Handlung kommt ganz in der gleichen Form auch beim Jesuiten Castropalao vor (oben S. 423). Da auch Herr Dasbach — wohl in Voraussicht der Dinge, die da kommen würden — stark betont hat, das, was ich etwa als in sich sittlich verwerflich bezeichnen werde, gelte den betreffenden Jesuiten als „indifferente" Handlung, könne also nicht zu den schlechten „Mitteln" gerechnet werden, die der gute Zweck „heilige", so ist diese erzfalsche, echt jesuitische Ausflucht kurz zu charakterisieren.

Zunächst steht wohl fest, daß es bei der Untersuchung, ob der Grundsatz: Der Zweck heiligt das Mittel, in jesuitischen Schriften sich findet, nicht darauf ankommt, was der betreffende Jesuit von der sittlichen Qualität des „Mittels" hält; ob er es „schlecht", „gut" oder „indifferent" nennt, sondern, daß es einzig und allein darauf ankommt, wie die allgemein menschliche Auffassung über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des fraglichen „Mittels" urteilt; ob sie — die allgemein menschliche Auffassung — dem Mittel „Gutheit", „Schlechtigkeit" oder „Indifferenz" zuspricht; d. h. es handelt sich um den objektiven, nicht um den subjektiven Sinn der jesuitischen Worte. Andernfalls könnte möglicherweise jede Gemeinheit, jede Schlechtigkeit ethisch neutralisiert, d. h. zur „indifferenten" Handlung gestempelt werden. Denn was ist nicht schon von einzelnen

Digitized by Google

— auch bona fide — als sittlich erlaubt erklärt worden! Wohl kein Verbrechen existiert, daß nicht von irgend jemand schon verteidigt worden wäre. Auch der Südsee-Insulaner, der seine alten Eltern totschlägt und aufzehrt, mit dem „guten Zweck", um jene von den Qualen des Alters zu befreien und seinen Hunger zu stillen, hält Elternmord und Menschenfresserei für „indifferente", also „sittlich" erlaubte Handlungen. Wer aufstellt, daß die Erklärung eines einzelnen, diese oder jene Handlung sei „indifferent", maßgebend sein soll auch für die Gesamtheit bei ihrer Beurteilung der betreffenden Handlung, stellt damit a priori die Unmöglichkeit auf, irgendwo und irgendwann in der gesamten Geschichte der Ethik den Satz vom Zweck, der das Mittel heiligt, nachzuweisen. Und zwar hat diese Unmöglichkeit nicht in der inneren Natur der betreffenden als „Mittel" dienenden Handlung ihren Grund, sondern lediglich in dem falschen ethischen Urteil desjenigen, der die Handlung als „Mittel" in Beziehung setzt zu einem „guten" Zweck. Auf diese Art ist es freilich leicht, den Nachweis vom Vorkommen des Grundsatzes, der Zweck heiligt die Mittel, in jesuitischen Schriften a priori und schlechterdings unmöglich zu machen.

Was nun die „Indifferenz" der von Tamburini und Castropalao (oben S. 415 und S. 423) genannten „Mittel" betrifft, so springt in die Augen, daß für jeden, der nicht den Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, rechtfertigen will — wie die beiden Jesuiten es wollen — von einer „Indifferenz" dieser Mittel nicht die Rede sein kann. Jede Handlung, die vollzogen wird in einer bestimmten ethisch-moralischen Absicht, erhält durch diese Absicht ihre ethisch-moralische Qualität, und kann nicht — eben weil von dieser Absicht durchsetzt — „indifferent" bleiben. Das ist ein allgemein gültiger, unumstößlicher Grundsatz der menschlichen Ethik überhaupt. Dieser Grundsatz wird, und das zerschlägt die Ausflucht der drei Jesuiten Tamburini, Castropalao und Dasbach — denn auch Dasbach ist hier „Jesuit" — vollständig, selbst von der ultramontanen Moral theoretisch wenigstens verteidigt. Es geht eben nicht anders: die Preisgebung dieses Grundsatzes wäre zu sehr gegen das allgemein menschliche Gefühl, wäre eine zu gewaltsame Unterdrückung des gesunden Menschenverstandes. So schreibt der „deutsche" Jesuit Lehmkuhl, „die größte jetzt lebende Autortiät" auf ultramontan-moraltheologischem Gebiet: „Die Moralität einer Handlung hängt

Digitized by Google

ab vom Gegenstand, von den Umständen und vom Zwecke der Handlung . . . damit eine Handlung gut sei, muß die gesamte Willensrichtung des Handelnden gut sein, d. h. sie darf von der sittlichen Norm nicht abweichen, weder in Bezug auf den Gegenstand, noch in Bezug auf die Absicht, noch in Bezug auf die Umstände; oder: wenn Gegenstand und Umstände der Handlung indifferent sind, so muß wenigstens die Absicht gut sein. Damit eine Handlung schlecht sei, genügt das Abweichen der Willensrichtung des Handelnden von der sittlichen Norm in einem der drei genannten Punkte . . . Gibt es menschliche Handlungen, die indifferent sind, d. h. die bar sind sittlicher Gutheit oder Schlechtigkeit? Daß es solche indifferente Handlungen theoretisch, d. h. wenn man nur ihre Gattung und Art betrachtet, gibt, lehren einstimmig die Theologen, obwohl Scotus anderer Meinung zu sein scheint . . . Unmöglich scheint es aber zu sein, daß eine konkrete menschliche Handlung (actus humanus in individuo) weder sittlich schlecht noch sittlich gut sein kann" (Lehmkuhl S. J., Theologia moralis Vol. 1, p. 31, 32, 35, Friburgi 1898, Ed. 9). Hier wird also, und zwar mit Recht, gelehrt, um eine Handlung sittlich schlecht zu machen, genüge, daß die Absicht des Handelnden eine sittlich schlechte ist, mag die Handlung in sich und losgelöst von der Absicht noch so „indifferent" sein; ja es wird der Satz aufgestellt, für den vernünftig und bewußt handelnden Menschen gebe es keine Handlung ohne jede moralische Qualität.

Sehen wir uns jetzt die Tamburinisch-Dasbachschen „indifferenten" Handlungen an. Tamburini schreibt (oben S. 415): „Das Steckenlassen des Schlüssels im Geldspind und jene doppelsinnige Redensart sind in sich keine sündhaften, sondern indifferente Handlungen." Sehr schön; nur ist dabei der kleine Umstand außer acht gelassen, daß das Steckenlassen des Schlüssels durch den Vater geschehen ist, mit der Absicht, damit der Sohn eine bessere Gelegenheit zum Diebstahl, d. h. zur Sünde erhalte und, in der begangenen Sünde ertappt, gebessert werde; daß die doppelsinnige Redensart vom Ehemann gebraucht worden ist, mit der Absicht, damit die Ehefrau eine leichte Gelegenheit zum Ehebruch, d. h. zur Sünde erhalte und, in der begangenen Sünde ertappt, gebessert werde (oder wie es an einer andern Stelle heißt [oben S. 414]: damit der Ehemann durch den Ehebruch der Frau für sich einen Scheidungsgrund erhalte). Mit diesen beiden Absichten aber ist die „Indifferenz" der genannten Handlungen —

Digitized by Google

Steckenlassen des Schlüssels, doppelsinnige Redensart — gründlich und dauernd beseitigt.

Ebenso klar wie Tamburini drückt sich auch Castropalao aus. Er gibt unmißverständlich eine bejahende Antwort auf die Frage: heiligt der Zweck das Mittel: „Sündigst du durch die Sünde des Ärgernisses, wenn du einem andern Gelegenheit zur Sünde bietest, oder die gebotene Gelegenheit nicht beseitigst, obwohl du es könntest? Wenn du die Gelegenheit zur Sünde nicht entfernst in der Absicht, daß der andere sündige, so ist es klar, daß du selbst sündigst wegen des Umstandes des bösen Zweckes. Der Zweifel bleibt, ob du in dem Falle von der Sünde entschuldigt wirst, wenn du durch irgend einen rechten (guten) Zweck dabei getrieben wurdest? Wenn du die Sünde des andern (die du verhindern kannst) zuläßt, damit er ertappt, gebessert werde, so ist es erlaubt; denn dann scheint die (beabsichtigte) sichere Besserung des Sünders die (ohne diesen guten Zweck unerlaubte) Zulassung der Sünde zu veredeln" (oben S. 421 f.). Wo bleibt solchen Worten gegenüber auch nur die Möglichkeit eines Zweifels über ihren Sinn?

Ganz besondere Beachtung verdienen die jesuitischen Versuche, das Anraten, das Auffordern, das Gelegenheit-Bieten zur Begehung einer geringern Sünde (peccatum minus) als erlaubtes „Mittel" hinzustellen, zum Zwecke, die Begehung einer größern Sünde (peccatum majus) zu verhindern. Der Rechtfertigungsgrund für dieses Anraten u. s. w. lautet überall fast gleichmäßig: „Jene kleine Sünde, obwohl sie in sich Sünde ist und als solche auch (vom Anrater) vorausgesetzt wird, erhält dennoch, im Verhältnis zur größern Sünde, d. h. zum beabsichtigten Zwecke, damit nämlich die größere Sünde nicht begangen werde eine gewisse abschätzbare sittliche Gutheit, die in dem Mangel einer größeren Bosheit besteht. Wenn man also den Nächsten in den genannten Umständen zu dieser Gutheit auffordert, so fordert man ihn zu etwas sittlich Gutem auf" (oben S. 416). „Diese Art von Rat (zur kleineren Sünde) ist deshalb frei von Sünde, weil er formal die Vermeidung der größern Sünde zum Zwecke hat" (oben S. 418). „Denn solange der Anrater formal den Zweck verfolgt (durch sein Anraten zur geringern Sünde), die Beleidigung Gottes herabzumindern, handelt er erlaubt"

Digitized by Google

(oben S. 419). „Der Anrater (zur kleinern Sünde) rät nicht absolut zum sittlichen Übel oder zur Sünde an, sondern nur unter der Bedingung: wenn du durchaus entschlossen bist zu sündigen, so rate ich dir, daß du unter Beiseitelassung der größern Sünde, z. B. des Gattenmordes, eine andere kleinere Sünde begehst, nämlich, daß du noch eine zweite Gattin hinzunimmst. So wird absolut nur geraten, was gut ist“ (oben S. 420). „Es ist erlaubt, die kleinere Sünde anzuraten, wenn sie als Teil formell oder virtuell in der größern Sünde enthalten ist, die der Betreffende zu begehen fest entschlossen ist. Dann verleitet nämlich der Anrater den Betreffenden nicht zur Sünde, sondern bringt ihn von einem Teil der Sünde ab, da er ihn von der ganzen Sünde nicht abbringen kann; und er rät das kleinere sittliche Übel an, nicht insofern es ein Übel, sondern insofern es ein geringeres Übel, eine Verminderung des Übels ist, und diese Verminderung ist sittlich gut, weil sie formell und nicht nur verhältnismäßig dem sittlich Bösen entgegengesetzt ist. Beispiele dieser Art sind: wenn jemand beschlossen hat, Ehebruch zu begehen, so darf ihm angeraten werden, daß er lieber mit einer Unverheirateten Unzucht treibe, weil die sittliche Bosheit der Unzucht formell im Ehebruch enthalten ist, wie der Teil im Ganzen“ (oben S. 421).

Das ist die an den bezeichneten Stellen oben im lateinischen Urtext wiedergegebene Lehre der Jesuiten Tamburini, Laymann, Molina, Sanchez, Becanus, Vasquez, Lessius, Valentia, Rebellus, denen sich mit den gleichen Worten ihr Ordensgenosse Castropalao anschließt (oben S. 422f.). Damit soll also bewiesen werden, daß das sündhafte Anraten einer (kleinern) Sünde durch den guten Zweck, wegen dessen es geschieht, den sündhaften Charakter verliert. Man lese die in Fettdruck wiedergegebenen Worte Tamburinis nach (oben S. 432); dort wird klipp und klar gesagt: die kleinere Sünde, deren Begehung angeraten wird, erlangt, obwohl sie in sich Sünde sei und bleibt und als solche auch vom Anrater vorausgesetzt wird, dennoch als Mittel zu dem mit ihr verbundenen guten Zweck (nämlich die Verhinderung der größern Sünde) „eine gewisse sittliche Gutheit“, d. h. sie wird „geheiligt“; also: der Zweck heiligt das Mittel.

Digitized by Google

Wie verfehlt diese Heiligungsversuche eines als in sich sittlich schlecht anerkannten „Mittels“ sind, liegt auf der Hand. Denn „die gewisse abschätzbare sittliche Gutheit“ der „kleinern Sünde“ im Verhältnis zur größern ist nichts als eine spitzfindige Klügelei, eine Abstraktion, die im Reiche der Wirklichkeit, d. h. bei tatsächlicher Begehung der „kleinern Sünde“ einfachhin unmöglich und widersinnig ist. Denn der Sünder begeht die sündhafte Tat, mag sie nun „klein“, „kleiner“ oder „am kleinsten“ sein. Daran ändert ihre Vergleichung mit einer „großen“, „größern“ oder „größten“ Sünde nicht das geringste; also ist und bleibt auch das Anraten dieser Tatsünde, das als „Mittel“ dient, den vorgesetzten „guten Zweck“ zu erreichen, sündhaft, und keine noch so sophistische Rabulistik, keine noch so „scharfsinnige“ Abstraktion über „verhältnismäßige Gutheit“ können das sündhafte Wesen des Anratens in sein Gegenteil, in eine sittliche Gutheit verwandeln. Ein Dreieck ist stets und unter allen Umständen eine eckige Figur, so richtig es auch ist, es im Vergleich mit einem Vier- oder Vieleck, eine weniger eckige Figur als diese zu nennen. Wer also, um die tatsächliche Zeichnung eines Vielecks zu vermeiden, die Zeichnung eines Dreiecks anrät oder veranlaßt, rät an und veranlaßt, trotz aller Vier- und Vielecke, die Hervorbringung einer eckigen Figur.

So sonnenklar ist dies alles, daß nicht wenige ultramontane Theologen und selbst einige Jesuiten in der oben (S. 425) wiedergegebenen Stelle es unumwunden zugeben. Es heißt dort: „Auch das Anraten der kleinern Sünde ist immerhin ein Anraten zur Sünde; ein Komparativ setzt nämlich einen Positiv voraus. Anraten aber zu etwas, was absolut sündhaft ist, ist unerlaubt. Ferner die freie Wahl der geringen Sünde ist niemals erlaubt, auch wenn sie von einem geschieht, der noch so sehr entschlossen ist, die größere Sünde zu begehen. Also ist auch der Rat dazu niemals erlaubt. Niemals ist nämlich ein Rat zu etwas erlaubt, was selbst nicht erlaubt ist.“

In einen auffallenden Wiederspruch mit sich selbst gerät übrigens der Jesuit Castropalao, der zwar, wie wir gesehen haben (oben S. 423f.), das Anraten der geringern Sünde im allgemeinen für erlaubt erklärt, in einem bestimmten Fall es aber als sündhaft verwirft. Seine Worte sind eine so schlagende Bestätigung meiner Ausführungen und damit eine so scharfe Abweisung des von seinen Ordensgenossen und von ihm selbst

Digitized by Google

gelehrten Grundsatzes: der Zweck heiligt die Mittel, daß ich sie abdrucke:

„Dico secundo, non licet tibi consulere minus malum ei, qui paratus non erat illud efficere. Itaque non licet tibi fornicationem suadere ei, qui paratus est committere adulterium vel sodomiam. Probo: quia jam illius peccati quod consulis, vere tu causa es, et vere peccatorem ad illud inducis etiamsi recto fine procedas. Ergo peccas. Item ille peccator non recto medio utitur ad vitandum malum grave, operando minus. Ergo neque tu recte illi consulis cum consulis operationem minoris mali, ut gravius evitet. Iis argumentis pressi Doctores primae sententiae dicunt, in persuasione minoris mali, non malum persuaderi, sed electionem seu antepositionem minoris ad majus, quae antepositio ex suppositione determinationis voluntatis ad majus malum necessario facienda est, si recte procedatur. At quis non videat, hoc esse illudere verbis; cum enim electio minoris mali quantumcunque a prava et determinata voluntate mali majoris procedat, mala sit persuasio et consilium illius mala semper erit."

„Neque obstat argumentum pro prima sententia factum. Dicimus namque, persuadere minus malum sub quacunque condi-

„Zweitens sage ich, es ist dir nicht erlaubt, die geringere Sünde einem anzuraten, der nicht entschlossen war, sie zu begehen. So ist es dir nicht erlaubt, demjenigen Unzucht anzuraten, der entschlossen war, Ehebruch zu begehen oder Sodomie zu treiben. Beweis: denn du bist in Wirklichkeit die Ursache derjenigen Sünde, die du anrätst und du verleitest den Sünder wirklich zu dieser Sünde, obwohl du aus richtiger (guter) Absicht vorgehst. Also sündigst du. Gleicherweise bedient sich jener Sünder, indem er die geringere Sünde begeht, um die größere zu vermeiden, nicht eines richtigen (guten) Mittels. Also gibst auch du keinen richtigen Rat, indem du ihm zur Begehung des geringern Bösen rätst, damit er das größere meide. In die Enge getrieben durch diese Beweise, entgegnen die Verteidiger der ersten Ansicht, daß beim Anraten des geringern Bösen nicht das Böse angeraten werde, sondern die Wahl oder das Vorziehen des kleinern Bösen vor dem größern; und dieses Vorziehen sei, unter der Voraussetzung, daß der Wille zum größern Bösen entschlossen sei, notwendig, wenn richtig vorgegangen werden soll. Allein wer sieht nicht ein, daß das mit Worten spielen heißt. Denn, da die Erwählung des geringern Bösen, so sehr sie auch ausgehen mag von einem schlechten und zum größern Bösen entschlossenen Willen, eine schlechte Geistesverfassung ist, so ist auch das Anraten dieser Wahl stets schlecht."

„Dem steht auch nicht entgegen der für die erste Ansicht beigebrachte Beweis. Denn wir behaupten, daß das Anraten eines geringern

Digitized by Google

tione fiat, esse intrinsece malum, neque honestari ullo modo posse". (Castropalao S. J., Operis moralis pars prima, t. 6, d. 6, p. 7, n. 9: tom. 1, p. 476—478, Ed. Lugdun. 1669: Königl. Universitätsbibliothek zu Tübingen, Signatur Gg 91.)

Böſen, unter welcher Bedingung auch immer es geſchieht, in ſich böſe iſt und auf keine Weiſe erlaubt gemacht werden kann."

Auch deshalb ſind dieſe Worte Caſtropalaos von großer Bedeutung, weil er an der durch Fettdruck hervorgehobenen Stelle ausdrücklich ſagt, trotz „richtiger Abſicht" (rectus finis), d. h. trotz guten Zweckes bleibe das Anraten einer Sünde ſtets ſündhaft, und die Begehung einer geringern Sünde — alſo auch das Anraten dazu — zur Vermeidung einer größern Sünde, ſei nie und nimmer „ein richtiges Mittel". Das ſagt er aber zur Widerlegung ſeiner eigenen Ordensgenoſſen, alſo urteilt er, wie jeder, der die betreffenden Stellen lieſt, urteilen muß, daß ſeine Ordensbrüder an den betreffenden Stellen die Anſicht vertreten, der „gute Zweck" mache das Anraten zur Sünde zu einem „richtigen Mittel"; oder, wie er ſich ſchon an einer andern Stelle ausgedrückt hat (oben S. 422): der gute Zweck „veredele" (honestare) das ſchlechte Mittel.

Was die praktiſchen Anwendungen des Grundſatzes: der Zweck heiligt die Mittel, in den oben (S. 427 ff.) aus jeſuitiſchen Schriften angeführten „Fällen" betrifft, ſo bedürfen ſie einer „Erläuterung" um ſo weniger, als es die gleichen „Fälle" ſind, die ſchon in den theoretiſchen Erörterungen als „Illuſtrationen" des Grundſatzes gedient haben. Nur der „Fall" mit der ehebrecheriſchen Anna (oben S. 428 f.) war uns noch nicht begegnet; und er ſpricht für ſich ſelbſt. Die Lügen und der Meineid, die dort als erlaubt erklärt werden, ſind offenbar deshalb „erlaubt", weil ſie als „Mittel" zum „guten Zweck": Erhaltung des häuslichen Friedens, Erſparung der eigenen Beſchämung, Fortführung der Ehe, „veredelt" (oben S. 422) und „geheiligt" werden.

Damit bin ich ans Ende meiner Ausführungen gelangt. Es war ein langer Weg, den wir gegangen ſind, aber er hat uns ſicher zum Ziele geführt: zum erbrachten Beweiſe, daß der Grundſatz: der Zweck heiligt die Mittel, ſich in jeſuitiſchen Schriften vorfindet.

Und jetzt zurück zu Herrn Dasbach. Höhniſch ſchrieb am 22. April die ultramontane „Germania" (3. Blatt): „Warum klagt Graf Paul von Hoensbroech nicht ſchon jetzt einfach gegen

Digitized by Google

den Abg. Dasbach die Summe von 2000 Gulden ein, da die öffentliche Auslobung doch ein genügendes Klagefundament gibt?" Ich bin dem Blatte dankbar für diesen Hinweis; denn bis dahin wußte ich nicht, daß es diesen Weg, die Sache zum Austrag zu bringen, gebe. Jetzt weiß ich es; und ich werde, auf den Rat der „Germania" hin, gegen Herrn Dasbach die Klage bei Gericht erheben, wenn er nicht freiwillig anerkennt, daß ich den Nachweis, für dessen Erbringung er den 2000 Gulden-Preis „öffentlich ausgelobt" hat, tatsächlich erbracht habe. So werden dann preußische Richter, unter Zugrundelegung des § 657 des Bürgerlichen Gesetzbuches, das endgültige Urteil fällen, ob der Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, ein jesuitischer Grundsatz ist oder nicht.

Dann wird auch in Bezug auf diese Frage das Wort gelten: Il y a des juges à Berlin.

Antik und Modern.

Von Karl Scheffler.

[Teil II Schluß.]

Nie aber wird ein Volk der Zukunft wieder Gleiches hervorbringen können, weil der Erwachsene sich nicht zum Kind machen kann. Gewiß drängt es die verwandten Rassen zur immer wiederholten Anerkennung dieser elementaren Schönheiten, eben weil sie elementarer Natur sind, aber es wandelt sich das Empfinden auch in allem, was jenseits dieser ornamentalen Reizkunst liegt; die Völker haben sich der antiken Vorbilder bemächtigt, die Zeit ist dahin gegangen, und wie die Formen von einem Geschlecht zum andern weitergegeben wurden, gestalteten sie sich, den Volksindividualitäten entsprechend, um. Je größer der Abstand wurde, desto weniger blieb vom Urbild und es gab Zeiten, wo es ganz verschwinden konnte. Die Bewohner des alten Griechenland selbst hätten nie eine solche Kunst schaffen können, wenn sie ihre

Digitized by Google

Wohnsitze im Norden gehabt hätten; die folgenden Kulturen sind aber im wesentlichen von nördlicheren Völkern ausgegangen, in einem ganz verschiedenen klimatischen und auch sozialen Milieu entstanden. Darum konnte das Ornamentale in der bildenden Kunst nie wieder zu solcher Selbstherrlichkeit gelangen. Das ruhig-heitere Lebensgefühl, die reiche Resonnanzfähigkeit fehlten unter den veränderten schwierigeren Lebensbedingungen. Im ursprünglichen Morgengefühl der Griechen erzeugte die von außen zudringende Harmonie vollen Widerklang; auf das biologisch und sozial determinierte Gefühl späterer Völker wirkte sie in wesentlichen Teilen anders. Die Empfänglichkeit für Reize nahm ab und der Mangel wurde durch das Bewußtsein ergänzt; denn genau dort, wo die rein ästhetische, instinktive Empfänglichkeit aufhörte, setzte die anschauende Erkenntnis ein. Dabei ergab es sich, daß die antike Kunst nur die Hälfte des Lebensstoffes verarbeitet hatte: sie stellte nur das automatisch sich äußernde Ornamentale, nicht das, unter dem Zwange psychischer Regungen entstehende Charakteristische dar.

Im Laufe der Zeit hat die der Poesie verwandte Malerei immer größeren Raum im Bereiche der bildenden Künste beansprucht, weil sie dem deutlicher werdenden Verlangen nach Darstellung des Seelischen mehr entgegenkommen konnte als die architektonischen Künste. Aber auch Skulptur und Architektur erweiterten ihre Gebiete, überall suchte man zwei Prinzipien zusammenzuschweißen: Das Schöne und das charakteristisch Groteske. Die ornamentalen Reize behielten die Aufgabe, den Anschauenden, durch Erregung des Lebensgefühls, in empfängliche Stimmung zu versetzen; das Charakteristische sprach dann zum angeregten Geiste von einer psychischen Wahrheit und von Dingen des menschlichen Wollens. Charakteristisch oder grotesk wirkt auf die Anschauung jede Erscheinung, die nicht a priori, im Widerklang, als Reiz empfunden wird. Die Erscheinungsformen seelischer Vorgänge werden nicht automatisch-instinktiv begriffen, sondern stehen vor dem naiv betrachtenden Auge als Dissonanzen, in denen die ursprüngliche Harmonie nach einer bestimmten Richtung verschoben ist. Die Dissonanzen kitzeln die Erkenntnislust wach, damit diese über das Unharmonische des Reizes hinweghelfe und die Frage, die in allem Dissonierenden enthalten ist, auf intellektuellem Wege beantworte. Die nackte charakteristische Erscheinung, in der die ornamentalen Bestandteile oft bis auf ein Minimum reduziert sind, würde nun aber — artistisch festgehalten — eindruckslos bleiben; der

Digitized by Google

Künstler muß eine Summe automatisch wirkender, also ornamentaler Reize suchen und sein Sujet damit heben, es verklären, ohne ihm doch seine innere Wahrheit zu rauben, damit das Charakteristische durch die spontan sprechenden Reize des Schönen sich der Betrachtung eindringlich empfehle. Hier sind die Reize also nicht der Anstoß, sondern die Folge und darum richtet sich ihre Art nach dem spezifisch Charakteristischen des Kunstwerkes: sie gehen organisch aus der Idee der Erkenntnis hervor, als deren Diener. Die freie Selbstherrlichkeit ist gebrochen, auch im Ornamentalen gewinnt die Dissonanz Ausdruckswert. Die Höhe der Kunst — wie der moderne Mensch sie begreift — wird erreicht, wenn das Charakteristisch-Groteske und das Ornamentale sich vollkommen die Wage halten und so ineinander verwebt sind, daß eine Analyse unmöglich wird.

Der vollkommene Ausgleich ist von je nur wenigen genialen Begabungen gelungen. Meist überwiegt in den Werken der bildenden Kunst, die seit der Griechenzeit entstanden sind, eine der Kräfte. Und wie in den einzelnen Werken, so auch in den Stilen, worin ganze Völker sich gefunden haben. In der Gotik dominierte das Groteske, in den Renaissancen das Ornamentale und die Moderne ist wieder vorwiegend grotesk-charakteristisch. Man vergleiche den griechischen Tempel mit der Renaissancekirche und beide mit dem gotischen Dom. Der antike Tempel ist eine reine Harmonie, sozusagen eine Normalschönheit; in der Renaissancekirche erscheint dieselbe Harmonie von sinnlicher Lebenssucht, durch geniale, aber auch willkürliche Häufung des Wohlklanges übersteigert. Im gotischen Dom tritt, neben das ornamentalharmonische Element, die Tendenz, dem Gebäude Gottes etwas Drohendes, machtvoll Erdrückendes zu geben: das Groteske. Alles Erhabene ist grotesk, weil es durch ein Übermaß wirkt, das zu fassen die Seele zu schwach ist, weil es das Harmoniegefühl durch die Kolossalität der Verhältnisse in Frage stellt, ohne es doch ganz zu zerstören. Die Griechen haben selten versucht, das Kolossale zu bilden, vielleicht nur in ihrer frühesten, religiös befangensten Zeit. Sie konnten, aus Gründen ihrer geistigen Ruhe, nicht eine Kunst haben wie die ägyptische, in der semitische Gottesangst zahllose Gebilde des Erhabenen hervorrief. Auch die Renaissancezeit, diese seltsame Periode fieberhafter, nicht griechisch gelassener Freiheitempfindung, fühlte nicht im Sinne der Gotik; ihre umfangreichsten Bauten sind wohl groß in den Maßen disponiert, doch nie eigentlich erhaben. In der romanisch-gotischen Baukunst da-

Digitized by Google

gegen ist jene Vereinigung der ornamental-architektonischen Schönheit mit dem Erhaben-Grotesken oft zur Tat geworden. — In Skulptur und Malerei wiederholt sich dasselbe. Die Renaissancekünstler hielten sich im wesentlichen noch an das Ornamentale der menschlich-tierischen Dynamis und charakterisierten psychologisch erst in zweiter Linie. Immerhin ist hier die feste Stilgrenze der Antike längst durchbrochen, der Ausdruck des Seelischen ist oft so stark berücksichtigt, daß ein fehlender Kopf, der bei antiken Statuen nicht stört, dem Kunstwerk die Dominante rauben würde. Der der gotischen Kunst entwachsene Donatello begann mit einem Übergewicht des Charakteristischen und endigte mehr im Ornamentalen; der genialere Michel Angelo umschrieb eindeutig starke Leidenschaften mit großen Linien der Schönheit. Bei ihm herrschte das Formgefühl, determiniert vom wilden Temperament, entschieden vor. Die christliche Charakterisierungslust, die in der Gotik so seltsam schöne Gebilde ornamental-grotesker Kunst gezeitigt hatte, und die in der Renaissance fortwirkte — in der nordischen mehr als in der romanischen — wurde von diesem Künstler am vollkommensten überwunden, wie sie denn in der Folge in der rein formalen Barockkunst ganz erlosch.

Um den Weg des Ornamentalen und den des Grotesken durch die Kunstgeschichte zu verfolgen, genügt nicht der Raum eines Essais. Alle Beispiele müssen tendenziös entstellt erscheinen, wenn im Individuum nicht die Bedingungen und Wechselwirkungen der beiden artistischen Kräfte, ihre Trennung, scheinbare Verschmelzung und die Fülle gegenseitiger Determinationen verfolgt werden. Hier kommt es nur darauf an, den Dualismus aller nachgriechischen Kunst zu konstatieren und zu zeigen, warum die Einheit der Antike nachher nie wieder erreicht werden konnte, wie es die Künstler trotzdem stets drängte, entweder selbständig oder in der Abhängigkeit vom Urbilde, zu der heiteren Ruhe des Lebensgenusses, aus der die Schönheit organisch schon einmal erwachsen war, zu gelangen und wie die großen Menschheitsfragen, die philosophischen, religiösen und sozialen Probleme, doch diese Ruhe von vornherein immer wieder illusorisch machten. Man hat sich vor Augen zu halten, daß jeder Künstler seit der Antike, seinem Zeitmilieu entsprechend, nach dem Maße seines Talentes und der Stärke seiner fragenden Sehnsucht, die allein schon eine ewige Unruhe bedingt, zwischen zwei Forderungen hängt. Vom Temperament des Volkes oder des Individuums bedingt, überwog fast stets eine der nach Ausgleich strebenden Kräfte.

Digitized by Google

Die Antike war während dieser ganzen langen Zeit ein Born für Schönheitswerte, aber sehr oft machte der daraus schöpfende Künstler die so gefundenen, oder vielmehr: wiedergefundenen und nervös detaillierten elementaren Schönheiten zu Werkzeugen der das Charakteristische anschauenden Erkenntnis. Oft wurden diese Werkzeuge schlecht und töricht benutzt, oft wieder, sensibel raffiniert, zum Selbstzweck gemacht und zuweilen kam ein begabtes Volk, eine geniale Persönlichkeit auch im beschränkten Umfange aus eigener Kraft zu ähnlichen Ergebnissen wie einst die Hellenen: stets aber führte der Strom der Zeit die künstlerische Tätigkeit der Völker wieder neuen Aufgaben der Erkenntnis zu und erneuerte so im Anschauenden immer wieder den Drang, das Charakteristische bewußt anzuschauen. Nachdem das Auge einmal dieses Charakteristische erkannt hatte und die Kunst erweitert worden war, es aufzunehmen, nachdem der Geist neben dem Wohlklang die Idee fordern gelernt hatte, gab es kein Zurück mehr: die eine Vollkommenheit starb mit der antiken Kultur; die nächste kann nur in Synthesen des seitdem herrschenden Zwiespaltes erreicht werden. Wenn es hier und da einigen Genies gelungen ist, den Dualismus zur künstlerischen Einheit zu zwingen, so mag die Frage, ob einem ganzen Volke in einer allgemeinen Kulturform je Ähnliches gelingen kann, offen bleiben. Voreilige, nach Griechenglück lüsterne Künstler haben die Harmonie oft zwingen wollen und nichts erreichen können, als einen trockenen Mechanismus. Die Überschätzung der konkreten Kunstformen, die die Antike uns überliefert hat und denen ja viel Zufälliges neben dem Bleibenden anhaften muß und die unselbständige Nachempfindung haben stets nur tote Kulturversuche machen können. Die schlechteste Kunst, soweit sie nur lebendig war, hat der Entwickelung in ihrer Weise gedient; aber die klassizistischen Zeiten haben jeden gesunden Fortschritt geradezu unterbrochen, weil sie die wichtigsten Kräfte — das sind die auf Anschauung des Charakteristischen angewiesenen Kräfte der Erkenntnis — ignorierten, um einem künstlichen Ideal zu leben. Es läßt sich kein Hindernis aus der Wirklichkeit hinwegträumen, um aber zum Geist der „ewigen Schönheiten" zu gelangen, zu den Bedingungen dieser sonnigen Kultur, bedarf es mehr als des Willens. Es bedarf solcher Prämissen in sozialer, religiöser und sogar biologischer Hinsicht, wie sie, menschlicher Voraussicht nach, auf Erden nie wieder eintreten können. Und es wäre nötig, daß die Menschheit die Erkenntnisschmerzen zweier Jahrtausende vergäße. Wie könnte das aber je möglich sein!

Digitized by Google

Sucht man die treibenden Kräfte moderner Kunst zu erkennen, so findet man eine Zwiespältigkeit, wie sie nur werdenden oder absterbenden Kulturen eigen zu sein pflegt. Der Dualismus: der eine Drang zum Ornamentalen, der andere zum Charakteristischen, ist aus der Persönlichkeit hinausgetreten und erscheint verkörpert in zwei gegeneinander stehenden Parteien. Den modernen Künstlern pflegt die Kraft zur Synthese selbst im einzelnen zu fehlen; sie entscheiden sich, je nach Anlage und Neigung entweder ganz für das Ornamentale, oder nur für das Charakteristische. Jede Partei stützt sich auf besondere Weltbegriffe, auf Grund derer die Gruppierung der Talente stattfindet, und es zeigt sich, daß die Spaltung in den Begriffen der höchsten Menschheitsfragen, eine Spaltung in der Kunst nach sich zieht. Die moderne Kunst mit ihren bezeichnenden Schwächen und Vorzügen weist zurück auf das Geistesmilieu, auf die besonderen Verhältnisse der Gegenwart, wie die antike Kunst auf ihre Zeit zurückwies.

Die modernen Künstler, die das Charakteristische bilden, empfinden das Leben als eine ewige Relativität. Vom hellenischen Geiste ist in ihnen nicht mehr eine Spur, es sei denn die Konsequenz, wonach sie ihren Empfindungen vertrauen. Sie stehen der Welt gegenüber als Menschen, die angesichts blinder Notwendigkeiten keinen Willen, sondern nur Willenskraft und Erkenntnismöglichkeiten haben, deren wollendes Lebensgefühl in allen befreienden Hoffnungen resigniert hat und sich bescheidet, über das Warum und Wieso der Erscheinungswelt mit nüchterner wenn auch unendlich subtiler und reicher Anschauungskraft zu denken. Ein tiefes, fast religiöses Erstaunen haben sie sich aus dem tätigen Pessimismus — ein Widerspruch, der allein die Fortentwickelung und Überwindung des jetzigen Zustandes verbürgt —, gerettet; mit andächtigem Wundern nehmen sie wahr, in welcher mannigfaltigen Weise sich die Bilder des Lebens im Auge spiegeln und mit feinsinnigem Bewußtsein belauern sie die Regungen und Zuckungen ihrer verborgensten Instinkte. Die konkrete Welt ist ihnen nur Form, Kleid einer großen, dunkeln Notwendigkeit. Aus der Erscheinungswelt bemühen sie sich, das Wesen dieser Notwendigkeit abzulesen und registrieren darum im Kunstwerke alle Momente, die etwas davon zu offenbaren scheinen. Wenn den Griechen das Leben zweifelloseste Realität war, so ist es den Modernen nur relative Erscheinungsform. Und weil die Künstler der Gegenwart alles in Zweifel stellen, befragen sie die Wirklichkeit um das kleinste Geheimnis: sie sind Naturalisten, d. h. Charakteristiker.

Digitized by Google

Die Arbeitsweise der modernen Künstler, die das Ornamentale bilden, ist aus einer Reaktion gegen solch bedingtes Lebensgefühl hervorgegangen. Die subjektiveren, sanguinischen Naturen sehen das musikalische Element immer mehr verkümmern und beeilen sich, es in ihren Werken nachdrücklich zu betonen. Sie stimmen die Kunst wieder ganz auf Form und Klang; aber da ihrem Wesen notwendig die große, glückliche Gelassenheit der Griechen fehlen muß, gelangen sie nie zu so reinem, tiefem Gefühl für das Gesetz, wie diese. Ihre ganz relative Empfindungsform zwingt sie, die ornamentale Temperamentslinie unter dem Einflusse dissonierender, oder einseitig entwickelter Gefühle zu ziehen, die ursprüngliche Harmonie tendenziös nach bestimmter Richtung zu verrenken. Die Anschauung des Ornamentalen erscheint gebrochen, in dem Maße wie der bewußte Wille zu künstlicher Naivetät drängt; das Musikalische wird intellektualisiert, es herrscht nicht mehr das eine centrale Schwingungsverhältnis, sondern ein Nebeneinander kleiner Harmoniecentren, die in dem nervös degenerierten Organismus mit den Stimmungen wechseln und sich gegenseitig bekämpfen. Es zeigt sich, daß die Schönheiten der Antike auf diese differenzierten Naturen immer noch stark wirken, daß daneben aber ein Wandel in der Anschauung stattgefunden hat. Die lange Lehrzeit der Erkenntnis hat zur Entdeckung all jener Reize geführt, die zugleich an der Grenze des Harmonischen und des Dissonierenden stehen, die dem vollen Klang der Schönheit eine schrille Note hinzufügen und das Schöne selbst charakteristisch erscheinen lassen. Das Gesetz spiegelt sich im erschütterten Organismus mit einer Beimischung vom Grotesken, ein Abglanz pessimistischer Anschauungsform fällt auch auf die sanguinische Seele und bricht die Harmonie.

Dazu kommt, daß die Anschauungsbilder ihre Reinheit verloren haben. Der Architekt baut nicht mehr Tempel und Opferstätten, die hohen, idealen Zwecke, die für antike Gebäude allein maßgebend waren, haben ganz profanen, praktisch bestimmten Zwecken weichen müssen. Die Grundrißbildung und Konstruktion eines modernen Gebäudes ist in den meisten Fällen von äußerlichen Bedürfnissen genau bestimmt. Wenn der Künstler auf Grund dieses Gegebenen Kunstformen entwickelt, so kann er es nur, indem er sich an die Funktionen der ihm vorgeschriebenen Bauglieder hält. Da die ideale Zweckmäßigkeit des griechischen Tempels aber der profanen Zweckmäßigkeit weichen muß, so können aus der Begegnung dieser Profanzwecke mit dem statisch-orna-

Digitized by Google

mentalen Kunstgefühl des Baumeisters nur Formen hervorgehen, die grotesk wirken. Zwischen der Kleinlichkeit der Disposition und der künstlerisch freien Größe des Kunstgefühls, daß sich doch — wie sollte es anders — der Disposition beugen muß, klafft ein Widerspruch und daraus geht das Groteske hervor, das — in Hinblick eben auf den sozial zu erklärenden Widerspruch — charakteristisch ist. Eine Ausnahme erleiden nur die wenigen reinen Repräsentationsbauten. Doch ist deren Anzahl so gering, daß sie nicht in Frage kommen. Der Akademiker freilich zieht sich einfach genug aus dem Dilemma. Er läßt den Profanzweck des Gebäudes für sich bestehen, kümmert sich weiter nicht um die Disposition der Massen, die eine eigene künstlerische Logik doch dringend verlangt und verziert das Äußere mit einer Fülle von Kunstformen, die fertig der Antike oder ihren Renaissancen entnommen sind. Und er bildet sich ein, auf solcher Eselsbrücke die „ewigen Schönheiten" in eine Gegenwart hinüberretten zu können, der doch die grundlegende Bedingung der antiken Baukunst fehlt: der soziale Grundriß. Die Verschiedenartigkeit der Prämissen wird noch bedeutungsvoller durch die Verwendung verschiedenen Materials. Seitdem das Eisen im Gerippe des Hauses notwendig geworden ist, kann das statische Kunstgefühl nicht hinter den Tatsachen zurückbleiben. In demselben Maße aber, wie sich die Grundlagen der Baukunst sozial verändern, wie der Geist des profanen Bedürfnisses, also des Tages, Einfluß gewinnt, müssen auch alle jene Kunstformen, die in der Reibung des Gefühls für ewige Gesetze mit dem Gefühl für die ganz einseitige profane Inanspruchnahme dieser Gesetze entstehen, grotesker werden.

In der Skulptur ist es nicht anders. Wo findet der Bildhauer, den es treibt, die schöne Dynamis der menschlichen Gestalt darzustellen, noch würdige Modelle! Der Kleiderzwang hat die natürlich freie Haltung des Körpers längst verkümmert. Will der Künstler mit der Griechenschönheit auch hier wetteifern, so muß er aus zehn Modellen zusammenkonstruieren, was der Grieche in freier Anschauung im Gymnasium, im Bad oder gar auf der Straße täglich sah. Und stellt er das Wahre unserer Tage mächtig dar, so gelangt er wieder zum Charakteristischen. Meunier zeigt den menschlichen Körper nicht im gymnastischen Spiel, in der Kampfbewegung oder Heroenruhe wie die Griechen, sondern in der schweren Arbeit des Tages, weil das Leben seinem Auge andere starke Wahrheiten nicht zu bieten vermag. Im Anblick junger, arbeitender Körper sieht er nun, wie die einseitige Anstrengung des Berufes,

Digitized by Google

die Inanspruchnahme des Körpers nach einer ganz bestimmten Richtung hin, die Harmonie der ursprünglichen Dynamis verschoben hat. Die Urharmonie des Körperlichen tönt noch immer laut genug durch; daneben aber sind deutliche Dissonanzen wahrnehmbar, die durch Überanstrengungen weniger Körperteile, durch die lange Gewohnheit ganz einseitiger Kräfteentfaltung hervorgerufen werden, und da der Künstler an diesen Erscheinungen nicht vorbei kann, ist er gezwungen, das Dissonierend-Charakteristische zu bilden. Ja, dieses Groteske der Arbeitsdynamik wird ihm sogar zur Hauptsache, weil es redend auf die sozialen Ursachen zurückweist, die es hervorrufen. Die Erkenntnis bemächtigt sich der Anschauung, die Tendenz spricht dem Künstler in die Bildnerlust hinein, und sein Werk vereinigt die ewige Harmonie der ursprünglichen Dynamis mit dem zeitlich Charakteristischen der in sozialer Arbeit determinierten Dynamis. Die erste wirkt als ornamentaler Reiz und erhöht den Genuß einer Erkenntnis, die aus dem Anschauen des zweiten hervorgeht. Meunier wählt den Arbeiter; andere Künstler suchen ihre Motive in anderen Stoffkreisen. Immer aber ist der Gegensatz derselbe: die ursprüngliche Harmonie wird in Verbindung gebracht mit einem irgendwie erklärlichen — es braucht nicht immer sozial zu sein — Charakteristischen. Man denke an Klinger, der in seinem Beethoven die geniale Leidenschaftlichkeit eines modernen Menschen darstellen wollte und dieses Groteske — denn das Psychische ist immer grotesk — mit ornamentalen Reizen ganz hellenischer Art in Verbindung gebracht hat, wobei ihm die organische Einheit freilich nicht geglückt ist. Oder an Rodin, der die ganze Skala psychischer Expressionen ornamental zu umschreiben weiß. Der Akademiker aber macht es sich auch hier leicht. Er kennt nur den photographischen Naturalismus oder den griechischen Formalismus. Ihn berührt die Harmonie der Antike als Reiz; diesen, der dem Leben der Gegenwart gegenüber so schwer zu entdecken, so schwer künstlerisch zu übersetzen ist, vermag er nicht in den Dissonanzen des Charakteristischen zu finden, sondern nur in den fertig geprägten Beispielen alter Kunst. Das kommt: weil er keine Liebe für die redenden Erscheinungen des Lebens hat und sich's am Wohlklang, der über zwei Jahrtausende weg automatisch in seine dürre Seele fällt, genügen läßt.

Auch in der Malerei kehren dieselben Erscheinungen wieder. Nur erweitert sich hier das Gebiet des Schönen wie des Charakteristischen ins Ungemessene. Maler wie Millet und

Digitized by Google

Böcklin braucht man nur mit Meunier und Klinger zu vergleichen, um das Prinzip moderner Kunst bestätigt zu finden, wonach jedes Talent gehalten ist, auf dem weiten Wege über die anschauende Erkenntnis — die Tiefe der Künstlernatur bestimmt es, wie weit der Weg genommen wird — zu einer eigenen Schönheit zu gelangen, zu einer Vereinigung der beiden Kunstprinzipien in einem Stil. Die Impressionisten, als Vertreter der ganz relativen Anschauungsform, stimmen ihre Kunst am meisten auf das Charakteristische, so sehr, daß sie auf die ornamentale Form ganz verzichten müssen und sich nur mit Reizen der Farben begnügen, während eine zugleich so modern und griechisch empfindende Natur wie Böcklin der Antike fertige ornamentale Bildungen entnehmen konnte, ohne sich doch seiner artistischen Selbständigkeit zu begeben. Die Farbe kann, in ihrer Beziehung zur Kunst, nicht im Rahmen dieses Essais behandelt werden. Es kann nur gesagt werden, daß auch ihr gegenüber die Unterscheidung des ornamental Harmonischen und charakteristisch Dissonierenden ihr Recht behält. Der Beobachter wird finden, daß alle Maler, in deren Werken das Ornamentale überwiegt, auch im Kolorit die volle Harmonie — das Schöne — wählen, daß die Charakterisierer aber dissonierende Farben — das Bezeichnende — bevorzugen müssen. Es kommt immer darauf an, ob der Künstler von der Erkenntnis ausgeht oder vom erregten Lebensgefühl. Im ersten Falle muß er seine artistischen Reizmittel dem Geiste des Stoffes entsprechend determinieren; im zweiten Falle richtet sich der Stoff nach den a priori empfundenen ornamentalen Schönheiten, die dann Hauptsache bleiben.

Der Lebende, der die Kunst ernst nimmt, weiß nach alledem sehr wohl, daß das vom bejahenden Lebensgefühl produzierte Ornamentale über lange Zeiträume seine lebendige Kraft bewahrt, daß dem Charakteristischen aber, weil von zeitlichen Faktoren abhängig, auch nur eine vergängliche Wirkungsfähigkeit eigen sein kann; er weiß, daß die aus dem unbewußten Gefühl fließende Kunst leichter die Menschen, die ja am kräftigsten und schnellsten vom Instinktiven zusammengeschlossen werden, in einem Stil kulturell vereinigt, als die auf Erkenntnis gegründete Kunstanschauung. Dennoch kann er nicht schwanken im Urteil. Indem eine Kunst in den vergänglichen, relativen Erscheinungen das Ewige sucht, den Kreis der Ausdrucksfähigkeiten erweitert und das ganze Leben zu umfassen strebt, geht sie den einzigen Pfad, der wieder zum Hervorbringen „ewiger" Werte führen kann, ohne doch in die Ver-

Digitized by Google

gangenheit zurückzubiegen. Ein halbes Gelingen in solchem Wollen ist fruchtbarer, als leere Nachempfindung energieloser Seelen, die für Vollkommenheit ausgegeben wird. Wer zur Höhe bleibender Schönheit gelangen kann, indem er doch dem Leben der Gegenwart nicht um einen Schritt ausweicht, hindurch schreitet, es im wesentlichsten darstellen lernt und, erfüllt vom Geiste der Wirklichkeiten, den ewigen Sinn im Zeitlichen entdeckt: Der soll uns der größte Künstler heißen. Solange er fehlt, achten und lieben wir das große Wollen dieser Art. Aus tausend halbgelungenen Werken, in denen allen derselbe Drang lebt, leuchtet uns dann etwas hervor, das wohl unsterbliche Schönheiten aufzuwiegen vermag. —

Und darum können die pathetischen Festredner der Akademien uns nicht eine Spur von Hochachtung abnötigen, obwohl sie im Grunde Wahres verkünden. Ja, die Antike ist eine „ewige" Schönheit. Rassenverwandte Menschen, am meisten die Gesunden, Lebensvollen, werden sich stets zu dieser Elementarschönheit der Gesundheit hingezogen fühlen. Und lange noch werden darum die Temperamentlosen, Unproduktiven und artistisch Femininen, die, deren Seelenfrieden von keiner bangen Frage der Menschheitsgeschicke getrübt wird, sich an den automatisch wirkenden Reizen ergötzen und für Sittlichkeit ausgeben, was im Grunde nur eine unbegriffene Instinktsregung ist. Sie werden sich fernerhin Christen nennen und für eine große Heidenkunst, die nur aus Heideninstinkten erklärlich ist, untüchtig schwärmen und daneben einem engen, kleinlichen und gemeinen Naturalismus huldigen. Von den Lehrstühlen herab wird das Ringen ernster, männlicher Künstler um eine Wiedergeburt der Schönheit aus dem Geiste der Wahrheit, verächtlich und lächerlich gemacht, den kühnen Versuchen genialer Pfadfinder stets ein Hindernis in den Weg gelegt und den Selbstlosen die Lebensmöglichkeit erschwert werden: Alles im Namen der Kultur und der „ewigen Schönheiten". Ehrfurcht vor den großen Traditionen sollen wir von denen lernen, deren Kunst uns nie, um ein Geringes nur, aus dem Staub des Tages, aus den toten Begriffen der Schule, hat erheben können; die sittliche Macht der Kunst sollen wir erfahren, wenn wir sehen, wie ein unerhört reiches Erbe von einem kläglichen Parvenuegeschlecht schamlos verschleudert wird!

O nein! Wir ziehen es vor, die Unvollkommenheiten der Zeit in den Kauf zu nehmen, mit keiner erborgten Harmonie die eigene Schwäche dekorativ zu verhüllen. Mit dem modernen Künstler bemühen wir uns um Erkenntnis und um eine Schönheit, die aus der

Digitized by Google

eigenen sehnsüchtigen Seele zaghaft hervorwächst. Zu je größerer Freiheit die Anschauung des Lebens und damit das Daseinsgefühl sich erheben, desto verwandter fühlt sich der Geist den großen Hervorbringern der Vergangenheit und desto besser auch lernen wir die Ehrfurcht vor dem stolzen Lebenswerk der Alten. Es ist die Ehrfurcht des Unabhängigen, die so viel mehr wert ist, als die des Sklaven. Ergriffen von dem Widerklang des stolzen, bejahenden Lebensgefühls, der über die Jahrhunderte zu uns spricht, begeistert von der Fülle tiefgründiger Schönheiten, wenden wir uns dahin, wo ernst schaffende Künstler um neue Wahrheiten und neue Schönheiten und um das Eine, das zugleich Wahrheit und Schönheit ist, ringen. Was in faustischer Arbeit geschaffen wird, lebt sicher nach den folgenden Geschlechtern, wenn die Taten derer, die sich als Priester der „ewigen Schönheiten" gebärden, längst mit ihren Gebeinen vermodert sind.

Religiös-kirchliche Einigung.

Von Albert von Bamberg.

Solange und soweit Christen sich bewußt sind, durch Jesus Christus und das Fortwirken seines Geistes mit Gott zu inniger Lebens- und Liebesgemeinschaft verbunden zu sein, wissen sie sich untereinander im Herzpunkt der Religion einig und reichen sich gern über alle Schranken hinweg die Hand. Aber wo sie sich auf Grund ausgeprägter Kirchenordnungen und formulierter Bekenntnisse und ausgebildeter Lehrsysteme unter sich zusammenschlossen, waren solche kirchliche Gemeinschaften von jeher versucht, sich gegen einander abzuschließen und indem sie überschätzten, was sie unterschied, ihres gemeinsamen Lebensgrundes zu vergessen. Ein Blick auf die gegenwärtige kirchliche Lage Deutschlands läßt eine Einigung der Kirchen auf religiöser Grundlage fast als ein Unding erscheinen.

Theoretisch ebenso allseitig zugestanden als in der praktischen Kirchenpolitik tatsächlich nur zu oft verkannt ist vor allem, daß

Digitized by Google

eine religiös-kirchliche Einigung der vom Ultramontanismus beherrschten römisch-katholischen Kirche und der andern christlichen Kirchen für jene wie für diese gleich unmöglich ist.

Nur sehr Kurzsichtige konnten sich über die wahre Bedeutung der Einladung täuschen, die im Herbst 1879 ein römischer Missionar in der Mark Brandenburg unter Berufung auf des Johanneischen Christus hoheprieſterliches Gebet an die Christen des Deutschen Reichs ergehen ließ. Wenn er seine Monatsschrift „Ut omnes unum, Auf daß alle eins seien" als ein „Korrespondenzblatt zur Verständigung und Vereinigung unter den getrennten Christen" ankündigte, das er „unter Mitwirkung hervorragender Männer aus beiden Konfessionen" herausgebe, so konnte es ja scheinen, als werde es sich um Verhandlung konfessioneller Streitfragen zwischen solchen handeln, welche sich gegenseitig als gleichberechtigt anerkännten und, im tiefsten Grunde sich einig fühlend, zusehen wollten, ob sie nicht innerlich unberechtigte kirchliche Trennungen zu überwinden helfen könnten. Aber schon die Probenummer ließ keinen Zweifel, daß die Verständigung nur im Sinne einer allmählichen Bekehrung zu der unabänderlichen Lehre der alleinseligmachenden Kirche gemeint war und in Hoffnung auf den Kleinglauben evangelischer Rechtgläubigkeit und auf einseitige Hingabe des deutschen Volksgeistes an weltliche Machtinteressen Vereinigung aller deutschen Christen unter der Alleinherrschaft des Papstes zum letzten Ziele hatte. Der römische Missionar in dem Kernlande preußisch-deutscher Macht konnte ja auch nichts andres wollen, und es war nicht seine Schuld, wenn er Christi Wort von dem Einssein seiner Jünger im römischen Sinne deutete.

Als wenige Jahre später unter der Nachwirkung der erhebenden Erfahrungen des Lutherjubiläums und unter dem Druck des Rückzugs des preußischen Staates vor der römischen Kirche und dem Zentrum der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen, der auch allen Bestrebungen wahrer Katholizität und christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche die Hand zu reichen versprochen und dies gegenüber den Altkatholiken zu tun begonnen hatte, rasch zu großer Bedeutung angewachsen war, hielten es die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe für geboten, in dem Fuldaer Hirtenbrief vom 20. August 1889 den deutschen Volksgenossen die römisch-katholische Kirche in möglichst hellem Lichte erscheinen zu lassen. Aber so deutlich die Absicht war, der Hirtenbrief mußte doch den ent-

Digitized by Google

scheidenden Anspruch der römischen Kirche festhalten und ihr Wesen dahin bestimmen, daß sie das Reich und „der geistige Leib Christi" sei. Ihre äußere Verfassung beruhe darauf, daß Christus zur Erhaltung seiner Lehre, zur Verwaltung seiner Gnadenmittel, zur Leitung seines Reiches den in Petrus als dem Fundamente und obersten Hirten geeinigten Apostolat gestiftet und mit dem hierzu notwendigen Gnadenbestande ausgerüstet habe, weshalb auch das Wesen und die Verfassung der Kirche unwandelbar fortdauere bis zum Ende der Zeiten. Wohl wiesen sie die Behauptung, daß sie Andersgläubige haßten, verachteten oder für verdammt hielten, und die Verdächtigung „mit Abscheu" zurück, daß sie sie nicht als Christen anerkännten, aber indem sie sofort bekannten, daß jeder Getaufte Christo und seinem „geistigen Leibe" einverleibt sei, nahmen sie eben doch alle Evangelischen für ihre Kirche in Anspruch. Dem werden die einzelnen deutschen evangelischen Christen, wie es 1889 in Eisenach die Generalversammlung des Evangelischen Bundes getan hat, unentwegt den Protest Kaiser Wilhelms I. entgegensetzen: „Der evangelische Glaube gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen." Die deutschen evangelischen Kirchen aber werden der römischen Kirche gegenüber Zurückhaltung bewahren müssen, solange von dem Satze des Vatikanums von 1870: „Verflucht ist, wer behauptet, daß die Intoleranz, mit welcher die katholische Kirche alle religiösen Sekten, die von ihrer Gemeinschaft getrennt sind, verwirft und verdammt, nicht durch das göttliche Recht vorgeschrieben werde," sich nicht wenigstens die römisch-katholischen Erzbischöfe und Bischöfe im Deutschen Reiche einmütig und feierlich losgesagt haben.

Aber auch wenn es zu einer solchen Lossagung, etwa im Zusammenhang mit der Durchführung des Programms des „Febronius", wider alles Erwarten kommen sollte, würde doch die Möglichkeit einer religiös-kirchlichen Einigung der deutschen evangelischen Landeskirchen mit einer selbständiger gewordenen deutschen Provinz der römischen Weltkirche noch keineswegs gegeben sein. Eine solche Einigung könnte doch nur entweder eine Sicherung des gemeinsamen Glaubens oder gemeinsame Förderung religiös-sittlicher Einwirkung auf das deutsche Volk zur Aufgabe haben; aber eine gewisse Übereinstimmung in der fides, quae creditur, ist noch nicht eine Übereinstimmung in der fides, qua creditur, und römische und evangelische Sittlichkeit sind

Digitized by Google

in ihrer Begründung zu sehr verschieden, als daß die beiden Kirchen auf diesem Gebiete zusammenwirken könnten. Blinden Glauben und knechtischen Gehorsam können die Kirchen der Reformation nicht predigen, ohne von ihrem Ursprung abzufallen.

Weit eher kann an eine religiös-kirchliche Einigung der evangelischen Kirchen mit den katholischen Kirchen der holländischen, schweizerischen, österreichischen und deutschen Altkatholiken gedacht werden, in denen nach der Erklärung des Bonner internationalen Altkatholikenkongresses von 1902 der religiöse Katholizismus im Unterschiede von dem politischen Ultramontanismus organisiert ist.

Die altkatholische Kirche ist von Rom völlig und endgültig losgelöst. Die Verschiebung einer durchgreifenderen „dogmatischen Reform" bis zur Verwirklichung des Ideals eines die Gemeinschaft aller Gläubigen, nicht bloß den Klerus rechtmäßig vertretenden allgemeinen Konzils, bis wohin an den Lehren der wirklich allgemeinen christlichen Kirche der ersten fünf Jahrhunderte festgehalten werden soll, bewahrt sie vor der Versuchung, die Fragen der Lehre über die Fragen des Lebens zu stellen. Die Gestattung der Ehe macht ihren Priestern möglich, was die römischen nicht vermögen, auf dem Gebiete des Familienlebens, der Grundlage gesunder Volkssitte, mit der Macht des eigenen guten Beispiels zu wirken. Eine verständige Kirchengemeindeverfassung stellt diesen Priestern einen Kirchenvorstand helfend zur Seite. Und die altkatholische Kirche hat es nicht an dem Ausdruck der Bereitwilligkeit fehlen lassen, mit den evangelischen Kirchengemeinschaften in gewissem Sinne sich zu einigen. Der zweite internationale Altkatholiken-Kongreß in Luzern hat an die Mitglieder aller christlichen Kirchen die dringende Einladung gerichtet, das angeblich christlich-religiöse System des Ultramontanismus als ein bildungs-, volks- und staatsfeindliches politisches System zu entlarven. Sie sollten alle unter Hintansetzung ihrer untergeordneten Differenzen zur Verteidigung sich einigen gegen diese disziplinierte und gewaltige Macht, welche jetzt insbesondere die sozialen Fragen zu ihrem Vorteil ausbeute, nicht um eine einzige zu lösen, sondern um die Arbeiterwelt sich untertan zu machen, wie sie sich ehedem der Fürsten und Vornehmen bemächtigt habe. Dieser an einzelne gerichtete Aufruf bezeichnet eine Aufgabe, über deren gemeinsame Lösung auch die altkatholischen Kirchen und die evangelischen Kirchen als solche in dem Glauben, damit ein Gebot Christi zu erfüllen, sich

Digitized by Google

einigen könnten. Wenn die deutschen evangelischen Kirchen, wie jetzt bestimmt gehofft werden kann, sich ein Gemeinschaftsorgan schüfen, das stets bereit und befähigt wäre, den Kampf der Abwehr gegen Rom zu führen, so würde früher oder später die deutsche altkatholische Kirche sehr zum Nutzen der Sache daran beteiligt werden können. Sie würde dazu tiefere Kenntnis und damit vollere Bürgschaften für den Sieg mitbringen, zugleich aber auch sorgen können, daß nicht ohne Not gesund religiöse Gefühle verletzt würden.

Aber der Luzerner Kongreß sprach sich noch für eine andere Betätigung eines religiös-kirchlichen Gemeinschaftsgefühls aus. Er würde es, erklärte er, mit großer Freude begrüßen, wenn Angehörige verschiedener christlicher Gemeinschaften sich brüderlich vereinigten zu Zwecken der Erbauung, der Wohltätigkeit, der gegenseitigen Unterstützung und Förderung guter Werke ohne konfessionellen Charakter. Er erinnerte ferner daran, daß die Altkatholiken von Anfang an den Simultangebrauch ihrer Kirchen und Kapellen angeboten hätten und in aller Aufrichtigkeit ferner anböten — unter der einzigen Bedingung einer ebenso aufrichtigen Gegenseitigkeit. Er lege auf diesen Punkt um so größeres Gewicht, je mehr er davon überzeugt sei, daß die Benutzung der gleichen Kirchen durch Angehörige verschiedener Gemeinschaften ein Zeichen gegenseitiger Achtung und Liebe wäre und sehr viel dazu beitragen würde, den religiösen Frieden zu befestigen und die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu schützen. Auch hier könnte, was zunächst von einzelnen gemeint ist, vielleicht auf die untersten Stufen kirchlichen Lebens, auf die Kirchengemeiden als solche, angewendet und auf diese Weise die Grundlage zu einer religiös-kirchlichen Einigung gewonnen werden.

Aber auch die altkatholische Kirche Deutschlands würde solche Einigung nur als eine Zwischenstufe zu einem höheren Ziel betrachten. Sie hält den Anspruch fest, ein Glied der eigentlichen alten katholischen Kirche zu sein und damit bei aller Bescheidenheit, zu der ihre noch geringe Ausdehnung sie nötigt, auch das Streben, alle Deutschen in einer katholischen Nationalkirche zu vereinigen. Sie bietet eine Kirchenverfassung an, die dem Ideal vieler Evangelischen entspricht. Sie gründet sich zuletzt auf die Versammlung der selbständigen männlichen Gemeindeglieder. Dieser ist die Wahl des Pfarrers wie des Kirchenvorstandes und der Abgeordneten für die Synode anheimgegeben, wie der Synode die Wahl des Bischofs und der Synodalrepräsentanz, in der wie

Digitized by Google

in der Synode das Laienelement der Zahl nach überwiegt. Aber daß diese Kirche zu dem Staate in keinerlei näherer Beziehung steht, empfiehlt sie zwar manchem, der nur die Schattenseiten des Landeskirchentums beachtet, wird aber andern, die in diesem eine heilsame Zügelung bildungsfeindlicher Engherzigkeit und hierarchischer Gelüste erblicken, vielmehr als ein Mangel erscheinen. Noch mehr aber fällt ins Gewicht, daß die altkatholische Kirche nicht eine aus dem ursprünglichen Lebensgrunde des Christentums hervorgegangene kirchliche Neuschöpfung ist. Während sie nur den Boden frei gemacht hat für ein neues religiös-kirchliches Leben, hat Luther auch einen neuen fruchtbaren Lebenskeim gepflanzt. Er entdeckte ihn in der paulinischen Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben, die er nirgends zu schönerer Darstellung gebracht hat als in dem goldenen Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen. Hier erscheint sie nicht als starres Dogma, sondern als leichte Gedankenhülle für einen triebkräftigen religiösen Lebenskern. Der Glaube ist nicht ein totes Fürwahrhalten von Tatsachen, die außerhalb unsers eigenen Bewußtseins liegen, sondern Glauben heißt Christo in festem, frischem Vertrauen sich ergeben, und die Rechtfertigung ist nicht ein Akt, der sich außerhalb des menschlichen Herzens vollzieht, sondern die beseligende Empfindung der durch die Gnadenverkündigung des Wortes Gottes vermittelten, die Sünde überwindenden Lebensgemeinschaft mit Christus und durch ihn mit Gott. In so lebensvoller Auffassung zum Lebensgrund gemacht, kann die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben kein anderes Ergebnis haben, als die durch Gottes Gnade frei gewordene christliche Persönlichkeit, die die stärksten, nachhaltigsten und wirksamsten Triebkräfte zu einem reinen und selbstlosen Wirken in der Welt in sich trägt und doch niemals versucht ist, sich irgend eines Verdienstes zu rühmen, sondern überall Gott die Ehre gibt. Auf liebevolles Verständnis und fruchtwirkende Aufnahme dieser aus der Unklarheit deutscher Mystik durch Luther herausentwickelten lichten Gestalt rein religiösen, unmittelbar zu Christus führenden herzinnigen Christentums ist und bleibt doch die evangelische Kirche ganz anders angelegt als die altkatholische, die bei ihrem Festhalten an der Dogmatik der ersten fünf Jahrhunderte der Gefahr eines Rückfalls in den römischen Katholizismus ausgesetzt bleibt.

So wird denn auch zwischen den evangelischen Kirchen und den altkatholischen eine auf positive Ziele gerichtete religiös-kirchliche

Digitized by Google

Einigung, die sich auf sie als ganze große Kirchenkörper erstreckte, nicht zustande kommen, wenn der Altkatholizismus nicht noch eine tiefer gehende Evangelisierung erlebt.

Vorher müßte ja auch eine Einigung der evangelischen Kirchen in Deutschland zur Tatsache geworden sein.

Der deutsche Protestantismus ist von vornherein auf nichts weniger angelegt als auf Bildung großer kirchlicher Gemeinschaften. Er dankte es ganz wesentlich einer von außen an ihn herantretenden geschichtlichen Notwendigkeit, daß er mit dem Schutze und der Fürsorge der sich ihm zuwendenden Reichsstände zugleich ein Prinzip seiner Zusammenfassung gewann, das von der Ausgestaltung evangelischer Kirchenlehre unabhängig war. Allerdings brachten es die politischen Verhältnisse Deutschlands in der Reformationszeit mit sich, daß sich dieses Prinzip im Gegensatz zu der Reichseinheit auswirkte. So hat die Reformation, die nach ihrem innersten Wesen und nach den Wirkungen, die Luthers urdeutsche Natur auf der Höhe ihrer Entfaltung ausübte, befähigt und berufen erschien, das deutsche Volk in einer einmütigen religiösen Erhebung innerlich zu einigen, infolge der ablehnenden Haltung des Kaisers vielmehr die partikularistischen Triebe, die schon lange vor der Reformation gearbeitet hatten, noch weiter stärken und zur Zerstörung des alten römischen Reichs deutscher Nation von innen heraus mithelfen müssen. Jenes Prinzip hat aber auf eben diesem Wege auch wiederum den preußischen Staat in die Lage gebracht, einen großen Teil des evangelischen Deutschlands kirchlich zu vereinigen, während im Laufe der Zeit auch außerhalb Preußens mit der Zahl der souveränen Staaten auch die Zahl der selbständigen evangelischen Landeskirchen abnahm.

Dieser Prozeß der territorialkirchlichen Vereinigung hat nach den Ereignissen von 1866 eine Unterbrechung erfahren, indem sich Preußen seine neuen Provinzen nicht auch landeskirchlich einverleibte. Daß es dazu nicht kam, hat seinen Grund zuletzt darin gehabt, daß ein vollberechtigter Versuch religiös-kirchlicher Einigung, den Preußen in großer Zeit in großem Sinne unternahm, doch in seinem weiteren Verlauf einen nachhaltigen konfessionalistischen Widerstand hervorrief.

Der dem Protestantismus eingeborene Trieb zu mannigfacher Ausgestaltung des Bekenntnisses hatte gerade in Bezug auf das Abendmahl, „jenes heilige Symbol der Liebe“, das nach Melanchthons Ausspruch am wenigsten hätte gezwungen werden dürfen, „Grund und Anlaß zum Gezänk zu sein“, die Kraft gewonnen,

Digitized by Google

die Territorialkirchen in lutherische und reformierte zu scheiden. Wäre der Streit auf dem gemeinsamen Boden des Schriftprinzips vor einem Schiedsgericht vorurteilsfreier Exegese zur Entscheidung gebracht worden, so würde die Scheidung verhindert oder wieder aufgehoben worden sein. So aber stießen in dem Streitpunkt, in Bezug auf den Luther gegen das Ende seines Lebens selbst bekannt hat, viel zu viel getan zu haben, tiefere Gegensätze aufeinander, die in den Naturen des deutschen und des schweizerischen Reformators scharf genug ausgeprägt waren und nun in der territorialen Trennung der Gebiete, die sie sich gewonnen hatten, Anlaß und breiteste Möglichkeit fanden, sich zu vertiefen und zu verfestigen. Sie zu überwinden oder doch einander friedlich zu stimmen, mußte gewünscht werden, wo der Gang der politischen Geschichte lutherische und reformierte Territorien unter einem Landesherrn vereinigte, nicht weniger aber, so oft lutherische und reformierte Reichsstände sich gegen einen gemeinsamen Feind zu verbinden aufgefordert waren. Dann begegneten sich wohl erleuchtete und religiös erwärmte Landesfürsten mit Theologen vom Schlage Melanchthons in denselben kirchlichen Einigungsbestrebungen; aber der oft betretene Weg der Religionsgespräche führte, weil man nicht bis zu der Quelle wahrer christlicher Frömmigkeit, zu dem Lebensgrund aller christlichen Gemeinschaft vordrang, sondern in der Theologie stecken blieb, nicht zu der gesuchten Einigung. Dagegen drängten der Pietismus, in anderm Sinne später die freie Entfaltung des allgemeinen Geisteslebens und dann wieder die religiös-sittliche Erhebung des deutschen Volkes wider die napoleonische Fremdherrschaft die konfessionellen Gegensätze im allgemeinen Bewußtsein so weit zurück, daß König Friedrich Wilhelm III. glauben konnte, eine reife Frucht zu pflücken, als er in den Tagen der 300jährigen Reformationsfeier die Union der beiden reformatorischen Bekenntnisse in Gottesdienst und Verwaltung einleitete. Es schien damit nur ein Streben zum Ziele gekommen zu sein, das dem brandenburgisch-preußischen Staat durch seine konfessionelle Gestaltung zur Pflicht gemacht war, seit Johann Sigismund nach seinem Übertritt von dem Bekenntnis der großen Mehrheit seiner Untertanen zu dem reformierten das Kirchenregiment über die lutherische Landeskirche beibehalten hatte; aber der fromme König, den jenes Wort des hoheprieſterlichen Gebetes Jesu Christi „auf daß sie alle eins seien“ im tiefsten Herzen ergriffen hatte, der in dem Abendmahlstreit neben dem schlichten Bibelglauben des ursprünglichen Christentums nur eine unfrucht-

Digitized by Google

bare theologische Spitzfindigkeit sah, der sich freute, daß sein geliebter Bischof Borowski, der glaubensstarke Lutheraner, der Union als einer Rückkehr zu dem Geiste des Evangeliums ebenso zuneigte wie sein reformierter Lehrer Sack, gab im Bunde mit Schleiermacher, dem geistesfreien Erneuerer evangelischen Christentums auf dem Boden einer fortgeschrittenen Kultur, der Einführung der Union den ausgesprochenen Charakter einer ohne jeden Zwang sich vollziehenden religiös-kirchlichen Einigung.

Leider entsprach dem glücklichen Anfang der Einigung der Fortgang gar wenig. Die doch von weltlichen Beweggründen nicht ganz freie kirchliche Unionspolitik weckte das Sonderbewußtsein eines religiösen und theologischen Tiefsinns, welcher nur in der lutherischen Ausprägung des evangelischen Christentums volle Befriedigung und ausreichenden Schutz gegen rationalistische Verflachung fand. Dieses Sonderbewußtsein wurde zu nachhaltiger Gegnerschaft gesteigert durch die noch heute in der Erinnerung schmerzlich empfundene oder doch mit Vorliebe ins Feld geführte bureaukratische Härte und Gewalttätigkeit der Durchführung der von dem König mit der Union in so enge Verbindung gebrachten Agende und weiterhin durch die vermittelungstheologischen Versuche über gottesdienstliche und kirchenregimentliche Gemeinschaft hinaus zu einem Gemeinschaftsbekenntnis zu gelangen. So verband sich außerhalb Preußens in den Gebieten ausschließlich oder überwiegend lutherischen Bekenntnisses mit politischer Abneigung gegen den vorstrebenden Staat der Hohenzollern ein kräftiger kirchlicher Widerstand gegen die preußische Unionskirche, und während jene Abneigung 1866 den preußischen Waffen unterlag, blieb dieser Widerstand Sieger. König Wilhelms I. religiöses Zartgefühl und Bismarcks Politik erließen den neuen Provinzen die Unterordnung unter den Berliner Oberkirchenrat und begnügten sich, das Territoralprinzip durch Unterstellung der in ihrer Selbständigkeit erhaltenen neuen Provinzialkirchen unter den Königlichen Summepiskopat zu wahren. Die Freunde der Union mußten froh sein, daß dieses religiös-kirchliche Einigungswerk nicht dem konfessionalistischen Ansturm erlag, der auf nichts Geringeres hinauslief als auf Sprengung der Union und Auflösung der preußischen Landeskirche in ihre lutherischen, reformierten und unierten Bestandteile.

Wie aber Preußen, nachdem es das ganze übrige Deutschland, soweit es sich ihm nicht angeschlossen, militärisch überwunden hatte, aus der eigenen Zügelung seines territorialistischen Aus-

Digitized by Google

dehnungstriebes für seine weltgeschichtliche Aufgabe, die Errichtung eines neuen deutschen Reiches, reichen Gewinn zog, so lag auch für die preußische Landeskirche der alten Provinzen die Entschädigung für die ihr versagte Erweiterung ihres eigenen Gebietes in der Bedeutung, die sie für die Gesamtheit der deutschen evangelischen Kirchen gewinnen sollte. Sie mußte nur den Wink verstehen, der für sie darin lag, daß das Kirchenwesen der neuen Provinzen, entgegen den alten Überlieferungen, anders behandelt worden war als ihr Staatswesen. Es hatte dabei doch auch das seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts immer deutlicher gewordene Bewußtsein mitgewirkt, daß Staat und Kirche, wenn auch aufeinander angewiesen, doch ihrem Wesen nach verschieden seien und evangelisches Kirchentum aus der Verquickung mit der Politik gelöst und nach seinem eigenen Lebensgesetz gestaltet sein wollte. Es ist in vieler Beziehung verhängnisvoll gewesen, daß die preußische Landeskirche nicht mit der Union auch eine auf gesunder Grundlage ruhende lebenskräftige Gemeindekirchen- und Synodalverfassung erhalten hatte und die außerordentliche Generalsynode von 1846 auch in dieser Beziehung ohne unmittelbare Wirkung geblieben war. Abgesehen von Rheinland und Westfalen, wo seit 1835 eine vorbildliche Presbyterial- und Synodalverfassung in Segen wirkte, war 1866 die preußische Landeskirche hinter andern Landeskirchen, auch der Hannoverschen, zurückgeblieben. Auch als nach dem großen Kriege im Oktober 1871 in der Versammlung deutscher evangelischer Männer in der Garnisonkirche in Berlin der kirchliche Einigungsgedanke, der seit der Zeit der Befreiungskriege und der Reformationsjubelfeier immer wieder, namentlich im Jahre 1848, hervorgetreten war, in dem Vortrag von Brückner über die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen sich zu der Forderung eines aus Vertretern der Landeskirchenregierungen und Landessynoden zu bildenden Gemeinschaftsorgans zuspitzte, entbehrte gerade die größte der Landeskirchen noch immer einer wahrhaft kirchlichen Gesamtverfassung. Aber bald fand Kaiser Wilhelm I. in Emil Herrmann den Mann, der in Verbindung mit Falk das Werk der kirchlichen Organisation der preußischen Landeskirche glücklich durchführte und mit der Generalsynodalordnung vom 20. Januar 1876 zum Abschluß brachte. Sie gewährte dem lutherischen und dem reformierten Bekenntnis dieselbe Sicherheit wie der Union und wies die Landeskirche über ihre eigenen Grenzen hinaus, indem sie der Generalsynode ausdrücklich aufgab, von den Beziehungen der

Digitized by Google

Landeskirche zu den übrigen Teilen der deutschen evangelischen Kirche Kenntnis zu nehmen, über die der weiteren Entwickelung ihres Gemeinschaftsbandes dienenden Einrichtungen zu beschließen und sich durch von ihr gewählte Abgeordnete an etwaigen Vertretungskörpern der Deutschen evangelischen Kirche zu beteiligen. Diese Bestimmung ist im Herbst 1882 von der „Landeskirchlichen evangelischen Vereinigung" der alten Provinzen Preußens, die Herrmanns Gedanken am treuesten festhielt, und auf den Generalsynoden von 1891 und 1897 von Kahl und Beyschlag in mahnende Erinnerung gebracht worden. Sie wird, wenn nicht schon, wie anzunehmen ist, dem Generalsynodalvorstand, so doch der Generalsynode von 1903 die Möglichkeit geben, zu dem Ergebnis der neuesten und erfolgreichsten kirchlichen Einigungsbewegung Stellung zu nehmen.

Diese Bewegung, die ich in dem Vortrag „Der Evangelische Bund und der Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen"*) im Zusammenhang mit ihren Vorgängerinnen in großen Zügen dargestellt habe, ist unleugbar der Initiative des Evangelischen Bundes zu danken; aber ich hätte nicht gewagt, ihn zum Vorgehen anzuregen, wenn ich nicht in der Geschichte und Verfassung der preußischen Landeskirche die innere Gewähr für das Zustandekommen eines deutsch-evangelischen Kirchenbundes gefunden hätte, der alle Eingriffe in innerkirchliche Bekenntnis- und Lehrfragen ausdrücklich ablehnend, nur solche Aufgaben übernähme, welche sich als allgemeine deutsch-evangelische aus denen der preußischen General-Synode herausschälen ließen. Es war aber klar: wenn den durch Delegation aus den einzelnen Landeskirchen heraus zu bildenden Kirchenbundorganen aufgegeben wurde, alle über die Gebiete der einzelnen verbündeten Kirchengemeinschaften hinausgreifenden Werke der christlichen Nächstenliebe, insbesondere der inneren und äußeren Mission und der Fürsorge für die deutsch-evangelische Diaspora des In- und Auslandes, ohne irgendwelche Einschränkung der freien Vereinstätigkeit wirksam zu fördern und ihnen entgegenstehende Hindernisse nach Möglichkeit hinwegzuräumen, die Gemeinschaft der verbündeten Kirchengemeinschaften untereinander und mit anderen Teilen der evangelischen Gesamtkirche unbeschadet der Selbständigkeit der einzelnen zu pflegen und die ihnen gemeinsamen Rechte und Freiheiten auf Grund der geschichtlichen Bedeutung des

*) Gotha 1902, Fr. A. Perthes.

Digitized by Google

evangelischen Christentums für das deutsche Staatswesen zu wahren und zu verteidigen und zu interkonfessioneller Verständigung der christlichen Kirchen zu helfen, insbesondere aber auf die Behandlung der zwischenkirchlichen Rechtsverhältnisse (Eingehung und Scheidung gemischter Ehen und Erziehung der Kinder aus solchen Ehen, Konfessionswechsel, öffentliche kirchliche Aufzüge, Feste und Feiertage an Orten mit gemischter Bevölkerung, sogenannte „Missionen", Kollekten für kirchliche Zwecke in andersgläubigen Gebieten oder Häusern, Errichtung von Klöstern und Niederlassung ordensähnlicher Kongregationen, das zulässige Maß öffentlicher Kritik der Lehre und der Einrichtungen der christlichen Kirchen im Hinblick auf die mit dem § 166 des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs gemachten Erfahrungen) zu achten und wenn es not tue, eine gerechte Regelung durch Reichs- oder übereinstimmende Landesgesetze vorzubereiten und zu betreiben,*) so war dies lediglich eine folgerichtige Weiterentwickelung der preußischen Landeskirche, an welcher die anderen deutschen evangelischen Kirchengemeinschaften ohne jede Einbuße an Bewegungsfreiheit auf ihren eigenen Wirkungsgebieten freudig teilnehmen konnten. Nun ergaben die durch meinen Entwurf veranlaßten Verhandlungen in den Kreisen des Evangelischen Bundes, daß dessen Mahnung sich zunächst an die Eisenacher Kirchenkonferenz wenden müsse, die seit 1852 alle zwei Jahre Abgeordnete der deutschen evangelischen Kirchenregierungen an bedeutungsvoller Stätte zusammengeführt hatte, um bei voller Wahrung des Bekenntnisstandes der einzelnen Landeskirchen eine engere Gemeinschaft unter ihnen zu pflegen. Die von dem Gesamtvorstand des Evangelischen Bundes am 12. Oktober 1899 in Nürnberg beschlossene Eingabe an die Konferenz, die auch allen einzelnen Kirchenregierungen und den Landessynoden mitgeteilt wurde, die Zustimmung, die sie bei diesen Instanzen fand, die Bemühungen der S.-Gothaischen Staatsregierung, den Gedanken in den Kreisen des evangelischen Landesfürstentums lebendig zu machen, die Kaiserliche Kundgebung in der Antwort auf die Anregung, die der Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg bei der Feier des 300jährigen Geburtstages Ernsts des Frommen gab, ein von S.-Coburg-Gotha eingebrachter Antrag an die Konferenz, dies alles hat zu dem einstimmigen Beschluß der Eisenacher Kirchenkonferenz vom 31. Mai 1902 geführt, zur Bearbeitung der Angelegenheit eines engeren Zusammen-

*) v. Bamberg, Der deutsch-evangelische Kirchenbund. Berlin 1898, Julius Springer.

Digitized by Google

schlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen einen besonderen Ausschuß einzusetzen, der der Konferenz für eine außerordentliche Tagung im Jahre 1903 eine Vorlage machen sollte.

Der Ausschuß hat unter dem Vorsitz des Berliner Oberkirchenratspräsidenten seine Arbeiten kraftvoll aufgenommen und bereits beendigt. Welches Ergebnis sie gehabt haben, entzieht sich vor der Hand der öffentlichen Kenntnis. Es ist aber nicht schwer, darüber nach den in den Protokollen der Kirchenkonferenz veröffentlichten Anträgen und nach den Ausführungen des langjährigen hervorragenden Mitgliedes des Berliner Oberkirchenrats Th. Braun in der Schrift „Zur Frage der engeren Vereinigung der deutschen evangelischen Landeskirchen" einigermaßen sichere Vermutungen aufzustellen. Es wird sich darum gehandelt haben, die Eisenacher Kirchenkonferenz dahin auszugestalten, daß zur Erfüllung ganz bestimmter Aufgaben ein stetig wirkendes Gemeinschaftsorgan gewonnen wird. Th. Braun hat diese Aufgaben mit der Sicherheit des Sachkenners dahin festgestellt, daß es gelte:

„die Stellungnahme anderer Kirchengemeinschaften und Religionsgesellschaften zur evangelischen Kirche zu beachten, Angriffe auf diese und ihre Einrichtungen zurückzuweisen, zur Abstellung von Gesetzwidrigkeiten Anträge an die zuständigen Behörden zu richten oder die Stellung solcher Anträge seitens der zuständigen landeskirchlichen Behörden anzuregen;

„der Entwickelung der Reichsgesetzgebung auf dem das kirchliche Leben berührenden Gebiete sowie der Handhabung der Reichsgesetze fortdauernde Aufmerksamkeit zuzuwenden, zu erwägen, ob durch gesetzgeberische Vorlagen oder durch Maßnahmen der Behörden bei der Ausführung erlassener Reichsgesetze oder durch die Rechtsprechung der Gerichte evangelische Interessen gefährdet werden, und in diesem Falle durch Anträge an die zuständigen Reichsbehörden auf die Fernhaltung bezw. Abstellung der befürchteten Schäden hinzuwirken;

„der seelsorgerischen Bedienung der Evangelischen in den deutschen Schutzgebieten sowie an Plätzen des außerdeutschen Auslandes, wo eine Mehrheit von evangelischen Deutschen lebt und Einrichtungen für evangelische Seelsorge nicht bestehen, seine Fürsorge zuzuwenden, nach Bedarf die Bildung evangelischer Gemeinden anzuregen und wegen Übernahme der Versorgung solcher Gemeinden seitens einer der deutschen Kirchenregierungen eine Verständigung herbeizuführen."

Digitized by Google

Über diese Aufgaben wird sich der Ausschuß jedenfalls leicht geeinigt haben. Dagegen bleibt abzuwarten, wie jenes ständige Gemeinschaftsorgan gestaltet werden soll. Indessen ist schwer zu glauben, daß dabei der Preußischen Landeskirche die ihr nach Brauns schlagenden Darlegungen nicht sowohl als ein Recht, als vielmehr als eine Pflicht zukommende führende Stellung etwa nicht sollte zugedacht worden sein. Daß eine Heranziehung von Delegierten der Landessynoden nicht beschlossen worden ist, muß als sicher gelten; es darf aber erwartet werden, daß der bei der Verschiedenheit der Verfassungen der einzelnen Landeskirchen und ihrer Stellung innerhalb der Landesrechte nicht leicht auszuführende Gedanke einer Bundessynode, die aus Vertretern der Kirchenregierungen und der Landessynoden zu bilden wäre und etwa alle 6 oder 10 Jahre zusammenzutreten hätte, um von dem ständigen Gemeinschaftsorgan Rechenschaft entgegenzunehmen und ihm mit der Wucht einer legitim bestellten Vertretung der evangelischen Mehrheit des deutschen Volkes den Rücken zu stärken, nicht grundsätzlich für alle Zeit ausgeschlossen werden soll.

Eine in so bescheidenen Grenzen gehaltene Einigung wird die Zustimmung der Eisenacher Kirchenkonferenz und nachher der einzelnen Kirchenregierungen finden. Wird sie aber auch als eine religiös-kirchliche Einigung begrüßt werden dürfen?

Von einem Zusammenschluß der Landeskirchen wird, streng genommen, so lange nicht die Rede sein können, als die Einigung sich wie die Eisenacher Kirchenkonferenz lediglich in der kirchenregimentlichen Sphäre hält und diese Beschränkung nicht von den Landessynoden als vorläufig notwendig anerkannt ist. Aber rein kirchlich im Sinne von unpolitisch wird sie sein. Sie wird allerdings ihr Gebiet durch die Grenzen des deutschen Reiches bestimmt sein lassen und der Reichs- und der Staatsgewalt gegen römische Übergriffe dann und wann erwünschten Rückhalt gewähren; aber wie sie nicht der Absicht entsprungen ist, die Reichseinheit zu verstärken oder sie, wie gesagt worden ist, kirchlich zu verankern,*) so ist auch sonst durch ihre ganze Natur ausgeschlossen, daß das zu schaffende Gemeinschaftsorgan jemals auch nur dazu neigen könnte, für nicht kirchliche Interessen einzutreten. Hinter der Union wird sie freilich zurückbleiben, sofern sie weder Abendmahls- noch sonstige gottesdienstliche Gemeinschaft einschließen und gemeinsame Verwaltung nur für ganz bestimmte Aufgaben enthalten

*) Gußmann, Der Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen = Hefte zum „Alten Glauben" 6. Leipzig 1902. Wallmann.

Digitized by Google

wird, die von den Landeskirchen in ihrer Vereinzelung überhaupt nicht oder nur unvollkommen gelöst werden könnten. Aber eben diese Aufgaben sind von der Art, daß sie von einem lebendigen kirchlichen Gemeingefühl gestellt werden und daß ihre Erfüllung notwendig wiederum dieses Gemeingefühl stärken muß. Daß diesem auch etwas von Liebe zum deutschen Volk beigemischt ist, mindert seinen religiöskirchlichen Wert nicht. Wie der unsichtbare Herr unserer Kirche der Erlöser der Welt wurde, indem er seinem Volk das Heil darbot, so werden sich auch die deutschen evangelischen Kirchen in dem Bewußtsein der Verpflichtung einigen dürfen und müssen, dem deutschen Volk im Vaterland und draußen in der weiten Welt die Segnungen der größten seiner Geistestaten zu bewahren, um sie dann um so kräftiger auch andern Völkern vermitteln zu können. Als eine religiöse haben diese Verpflichtung wohl alle empfunden, die für eine solche Einigung eingetreten sind, nicht zum wenigsten der Kaiser, als er sie auf dem Friedenstein mit dem Weihnachtsfest in Verbindung brachte und an das Gleichnis des Johanneischen Christus von dem Weinstock und den Reben gewiß in dem Sinne erinnerte, in dem er drei Jahre vorher in Palästina so kräftig gemahnt hatte, die trennenden Unterschiede der Lehre zu vergessen gegenüber der Pflicht, Christi Geist in Werken der Liebe für das Leben fruchtbar zu machen.

Fruchtsalz, Bleistift und Zündholz.

Eine betrübliche Betrachtung.

Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Motto: Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu.

Auf dem Tische vor mir befinden sich, durch Zufall einander gesellt, drei Gegenstände: eine Flasche englisches Fruchtsalz, ein Bleistift und eine Schachtel Zündhölzer.

Auf der Fruchtsalz-Flasche klebt ein Zettel mit der fettgedruckten Aufschrift: „Eno's Fruit Salt“. Unter dieser Aufschrift

Digitized by Google

steht ebenfalls in englischer Sprache ein längerer Satz, in dem alle die Leiden aufgezählt werden, gegen die das Fruchtsalz angeblich helfen soll. Das Papier, in dem die Flasche eingewickelt war, enthält dieselbe Anpreisung in allen Kultur- und verschiedenen Unkultursprachen; der Leser kann dort fast alle existierenden Schriftarten bis zum Arabischen und zum Sanskrit studieren.

Hier haben wir den nationalbewußten, meerebeherrschenden Briten. Er fabriziert ein Genußmittel, gibt ihm einen englischen Namen und eine englische Aufschrift und, da er die stolze Überzeugung trägt, daß sein Fabrikat in allen Erdteilen begehrt werden wird, so läßt er sich gerade nur herbei, auf der Umwickelung der Flasche die ausgezeichneten Eigenschaften seines Salzes auch in den Sprachen nichtbritischer Käufer zu verkünden.

Der Bleistift auf dem Tische trägt die Marke: „Koh-I-Noor; made by Hardtmuth in Austria"; auf einer anderen Fläche des mehrkantigen Bleistiftholzes liest man: „British Graphite Drawing Pencil; compressed Lead." Als ich dies zum erstenmal sah, mußte ich mich erst besinnen, was es bedeuten soll. Die englische Bezeichnung verführte mich, an irgend eine Stadt Namens Austria, in England oder Schottland zu denken, bis ich mich lachend besann: „Ach, der Mann meint Österreich!" Der Bleistift Koh-I-Noor ist von Hardtmuth in Österreich gefertigt, und um dies den Käufern zu verkünden, bedient sich der Fabrikant der englischen Sprache. Dies ist ein Mangel an Nationalbewußtsein, wie er vielleicht nur in einem gemischtsprachigen Staate, wie dem lieben Österreich, vorkommen kann. Doch nein! Haben wir in Deutschland nicht Ähnliches? Ich mußte an „Eau de Cologne" denken. Freilich fand ich hier eine halb entschuldigende Erklärung. Das Kölnische Wasser ist älter, als das neue deutsche Reich. Es wurde ursprünglich in einer Zeit hergestellt, da der selige Bundestag noch in Frankfurt tagte und Deutschland noch nicht viel mehr war, als ein geographischer Begriff. Zumal am Rhein herrschten damals noch vielfach französische Erinnerungen und französische Sympathieen, und so suchte der erste Herr Farina seinem Duftwasser unter französischer Bezeichnung wahrscheinlich den sichersten Weg zu bahnen. Warum die vielen Farina-Firmen aber heute noch die alte Warenbezeichnung beibehalten, warum nicht eine von ihnen den Mut hat, mit dem alten Schlendrian zu brechen und kühn auf ihr Fabrikat nur die beiden deutschen Worte zu setzen: „Kölnisches Wasser", das weiß ich nicht; vielleicht fürchtet man bei der unleugbar bestehenden Einbürgerung der französischen Be-

Digitized by Google

zeichnung durch deren Änderung eine Verminderung des Absatzes herbeizuführen. Warum nun aber die um vieles jüngere österreichische Firma ihre Bleistifte englisch bezeichnet, wo doch niemals in Österreich eine englische Invasion und Herrschaft bestanden hat, das bleibt ein Rätsel, das vielleicht die Fabrik selbst nicht überzeugend zu lösen vermag.

Verstimmt wollte ich mir eine Zigarre anzünden und griff zur Zündholzschachtel. Da fielen mir schwarz auf gelb die Worte in die Augen: „Säkerhets-Tändstikor“ mit dem bekannten kleiner gedruckten Zusatze, den der Lustigmacher als Text zu einer ebenso bekannten Gavotte zu singen pflegt. Ein Seufzer der Erleichterung befreite meine Brust. Es giebt doch noch Menschen, die sich ihrer Abkunft nicht schämen und die auch ohne Verleugnung ihrer Nationalität im Welthandel Geschäfte zu machen wissen. Dieser brave schwedische Fabrikant setzt kühn und gottesfürchtig seine Firma und seine Warenbezeichnung in schwedischer Sprache auf die Schachteln und druckt in roten Lettern noch das Wort: „Impregnerade“ quer über den Text der Aufschrift, und obgleich kaum ein Mensch in Deutschland, Frankreich oder England diese schwedischen Worte ganz richtig zu lesen weiß, haben die Jönköpings doch alle Kulturländer erobert und ihren Siegeszug rund um die Welt vollendet, so daß auch der Mongole und die Rothaut den Wert schwedischer Zündhölzer schätzen lernten. Hier haben wir das naive, ganz selbstverständliche, durch keines Gedankens Bläße angekränkelte Nationalbewußtsein eines Schweden, der ganz genau weiß, daß eine Ware, wenn sie nur vorzüglich und preiswert ist, sich selbst empfiehlt und keiner fremdsprachlichen Bezeichnung bedarf, um sie auch für den Ausländer begehrenswert zu machen. Beim Engländer sehen wir dasselbe Nationalbewußtsein; nur, da sein Fruchtsalz kein so unentbehrlicher Gegenstand ist, fügt er als geborener und vielerfahrener Welthändler Empfehlung und Gebrauchsanweisung gleich in einem Dutzend Sprachen handeltreibender Völker bei. Die österreichische Firma zeigt den Tiefstand des Nationalbewußtseins, und der Deutsche — —?

Nun, der Deutsche, wir müssen es anerkennen, hat in den letzten Jahrzehnten sein Rückgrat doch ein wenig steifen gelernt, und viele, sehr viele Fabrikanten bringen ihre Waren schon ausschließlich unter deutscher Bezeichnung auf den Weltmarkt. Aber hier oder da hapert es damit doch immer noch, und dem unbewußten Streben des Volkes nach Reinhaltung unserer Sprache fehlt leider noch gar zu sehr die Förderung durch unsere gesell-

Digitized by Google

schaftlichen Oberschichten. Ich denke hier nicht nur an unseren hohen und höchsten Adel, sondern auch an den besitzenden und gebildeten bürgerlichen Landwirt, Beamten, Kaufmann und desgl. Während mancher aus diesen Kreisen früher mit französischen und oft falsch angewandten Brocken zu prunken und seine vermeintliche Bildung dadurch zu bekunden suchte, hat sich jetzt eine bedauerliche und täglich wachsende Vorliebe für englische Wörter und Redensarten wie eine Pest verbreitet, und daran trägt hauptsächlich der Sport und das Netzballspiel die Schuld. So lange deutsche Rennstallbesitzer es sich nicht zum stolzen Gesetze machen, bei der Ausübung ihres Sports — (wir sind nicht kleinlich und haben gegen dieses eingedeutschte Wort gar nichts einzuwenden) — möglichst nur deutsche Bezeichnungen zu gebrauchen, und so lange unsere jungen Herrlein und Fräulein vom „Schläger" nicht grundsätzlich auf dem Ballplatze deutsch sprechen und deutsch zählen, so lange wird unser kaum geborenes Nationalbewußtsein immer noch in den Windeln stecken bleiben. Der Professor Dunger hat in seiner klassischen Schrift „Wider die Engländerei in der deutschen Sprache" mitgeteilt, daß vor einem Jahrhundert nur zwölf englische Fremdwörter vom gebildeten Deutschen gebraucht wurden, daß aber im Jahre 1879 bei einer Zählung der bei uns eingewanderten englischen Ausdrücke schon 148 festgestellt worden sind. Diese Zahl ist bis heute sicher noch um das Zwei- bis Dreifache gestiegen, und die widernatürliche läppische Sucht, selbst das deutsche Kind „Baby" zu nennen, ist leider schon vielfach bis in die Kinderstube unseres guten unverbildeten Bürgerstandes vorgedrungen.

Bis vor einem Jahrhundert war es noch ritterliche Pflicht des Adels, die Kämpfe gegen die Landesfeinde zu führen und die heimatlichen Grenzen zu verteidigen. Heut ist diese ritterliche Pflicht auf die Schultern eines jeden unbescholtenen Deutschen gelegt. Auch die deutsche Sprache ist ein Nationalheiligtum, das geschützt sein will. An unsere Gebildeten aller Kreise, an die Aristokraten der Geburt, des Besitzes, der Gelehrsamkeit und des Handels richte ich diese Zeilen: Helfen Sie den Kampf aufnehmen gegen alle und jede Sprachsudelei, sei es auf dem Rennplatz oder beim Netzballspiel, im Tanzsaal oder beim 5 Uhr-Thee, auf der Speisekarte oder bei der Taufe ihrer Pferde und Hunde, im Geschäftszimmer oder im kaufmännischen Briefwechsel. Wir sind Deutsche, wir sprechen deutsch und nennen das, was wir lieb haben, mit deutschem Namen. Wenn Sie, meine Damen und

Digitized by Google

Herren, die Vertreter der Bildung und des Besitzes, das Beispiel geben, dann wird Ihnen das Volk, das gern und zu jeder Zeit zum Guten und Verständigen geleitet werden will, mit Freuden nachfolgen, dann werden auch unsere Gasthöfe und Wirtshäuser wieder deutsche Namen führen und die greulichen Worte „Restaurant“ und „Restauration“ von den Straßenschildern verschwinden lassen. Wo ist der Berliner Bierwirt, der mit gutem Beispiel voran geht und das ehrliche, deutsche, im mittelalterlichen Berlin allein gebräuchliche Wort „Trinkstube“ wieder über seine Haustür setzt? Ein einziges solches Vorgehen würde Wunder wirken nnd zahllose in Sprachsudelei verkommene Deutsche wieder zur Selbstbesinnung bringen. Und wenn erst die kaufende Menge unter sich das stillschweigende Abkommen träfe, Waren grundsätzlich nicht einzuhandeln, die eine fremdsprachliche Bezeichnung tragen, oh, wie schnell und gründlich würde den Herren Fabrikanten der Staar gestochen sein, wie überzeugend würde ihnen die Einsicht aufgehen, daß eine gute Ware sich auch des deutschen Namens nicht zu schämen brauche. Deutscher Michel, schüttle den Wahn, in den dich das politische Elend deiner Vorfahren eingelullt hat, endlich von dir ab; erwache zum stolzen Bewußtsein deiner herrlichen Sprache und deines reckenhaften Volkstums. Wolle nur! Wenn du willst, dann lernt der Fremde deutsch, um die Bezeichnungen deiner mustergiltigen und auf dem Weltmarkte die erste Stelle innehabenden Fabrikate zu verstehen, und du hast nicht mehr nötig, in geradebrechtem Englisch oder Französisch eine vermeintliche Bildung vorzutäuschen, für die der Fremde nur ein spöttisches Lächeln hat. Ein tüchtiger Oberkellner spricht meist ein besseres Englisch, als irgend ein deutsches höheres Töchterlein, das sich auf dem Netzballplatz mit englischen Brocken quält. Ein deutscher Herrenreiter, der sein Rennpferd etwa „Rautendelein“ tauft, statt „Swallow“ oder „Arrow“, gewinnt mehr als ein Wettrennen, er gewinnt eine Schlacht gegen die Verwälschung unserer Muttersprache. Deutscher Michel, erwache! Denke daran, daß nur der wahrhaft Gebildete ein reines gutes Deutsch zu sprechen und zu schreiben vermag, während die Viertel- und Achtelbildung ihre Gedanken in einem französisch und englisch durchsetzten Zirkusdeutsch schauderhaft vorzustümpern gezwungen ist. Deutscher Michel, erwache! —

Digitized by Google

Die Kabale der Frömmler.*)

Von Raoul Allier.

In der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts, ganz insbesondere aber in den Denkwürdigkeiten und in den Briefen aus jener Zeit, findet man häufig einen Hinweis auf die „Kabale der Frömmler". In seiner Eingabe an Ludwig XIV. beschuldigt Molière die „Kabale", das Verbot seines „Tartuffe" durchgesetzt zu haben, und Colbert versichert, daß genau dieselbe „Kabale" niemals aufgehört habe, den unredlichen Fouquet zu verteidigen: aber keiner der Zeitgenossen hat jemals die „Kabale" näher zu charakterisieren verstanden. Man fühlte undeutlich das Vorhandensein und die Eingriffe einer unbekannten und verborgenen Macht, aber man war unfähig, diese irgendwie zu fassen. Man beargwohnte zuweilen diese oder jene Persönlichkeit, bei den Machenschaften der Frömmler beteiligt zu sein, aber man war weit davon entfernt, zu ahnen, daß es sich hier tatsächlich um einen überaus kräftig organisierten Geheimbund handelte, der sich in mehr als 50 Zweigniederlassungen über ganz Frankreich verbreitete — mit einem Vorstande an der Spitze, der so mächtig und gewandt war, um bei allen mildtätigen wie religiösen Unternehmungen sich in erster Reihe geltend zu machen und um in allen staatlichen wie kirchlichen Verwaltungen die Leitung ganz im stillen an sich zu reißen. Bis auf den heutigen Tag ist diese furchtbare Kraftäußerung des frömmelnden Katholizismus im 17. Jahrhundert noch niemals historisch beleuchtet worden. Es mangelten eben die Quellen dazu. Erst die neuerliche Auffindung dieser — darunter vornehmlich „les annales de la Compagnie du Saint-Sacrement" von René Voyer d'Argenson, einem der Leiter des Geheimbundes, die in der Bibliothèque nationale zu Paris verborgen lagen — haben es ermöglicht, viele Ereignisse in Frankreich, die sich da zwischen 1630—1666 abspielten, endlich in ihrem wahren Lichte zu sehen.

---

*) Dieser Aufsatz behandelt denselben Gegenstand, über den sich der Herr Verfasser, Professor an der protestantischen Fakultät zu Paris, in seinem soeben erschienenen Buche: La cabale des dévots (librairie Armand Colin. Paris 1902) in völlig erschöpfender und ungemein interessanter Art und zwar als erster verbreitet hat. D. Red.

Digitized by Google

I.

Der Geheimbund zum „heiligen Sakrament“ war endgültig im Jahre 1630 gegründet worden. Schon einige Jahre vorher hatte sich der Herzog von Ventadour, der damals noch Laie war, späterhin aber Priester wurde, mit der Idee dazu getragen. Der Kapuzinerpater Philipp d'Angoumais, der Jesuit Suffren und der Ordensgeneral des Oratoriums de Condren waren dabei mittätig gewesen, diese Idee zu verwirklichen. Ventadours Plan war einer der eigenartigsten, die jemals ersonnen wurden.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts hatte die Zahl der wohltätigen und religiösen Gründungen in Frankreich unaufhörlich zugenommen. Alle neugegründeten Orden zeigten jedoch weit mehr Neigung für ein tätiges als für ein beschauliches Leben: sie widmeten sich mit Vorliebe den Kranken, den Bedürftigen, den Unwissenden. Es war unter dem Einflusse dieses ganz allgemein entfalteten Eifers, daß der Herzog und seine Freunde in sich das Bedürfnis zu einer neuen apostolischen Berufung aufkeimen fühlten. Sie hatten dabei aber kein besonderes Ungemach im Auge, dem Abhilfe geschafft werden sollte, ihr Traum war vielmehr: „alles nur möglich Gute und alles nur möglich Schlechte auf einmal, allerorten und aller Welt gegenüber zu unternehmen und zu beseitigen.“ Die Gesellschaft, welche sie träumten, sollte „keine andern Grenzen und Schranken kennen als jene, die Klugheit und Einsicht bei solcher Tätigkeit vorschreiben.“

Im ersten Augenblick machen diese ungemessenen Ziele den Eindruck der Vermessenheit. Aber Ventadour und seine Freunde meinten mit ihrem Programme keineswegs, daß der neugegründete Geheimbund sich nun einfach auf den Platz irgend einer der schon bestehenden Gesellschaften zu stellen hätte — sie wollten ganz im Gegenteil, daß ihr Bund vielmehr Stellung über allen anderen vorhandenen nähme, durch seine Agenten in diesen alles in einem einheitlichen Sinne leitete, sodaß, dank dieses unsichtbaren Einflusses, das Gute sich allmählich allerorten auf Grund eines gemeinsamen Verfahrens offenbaren möchte. Auf solche Art würden selbst Vereine, die in ihren Bestrebungen auseinandergingen oder doch eifersüchtig aufeinander wären, ohne es zu wissen, zu einer erfolgreichen Gemeinarbeit veranlaßt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus gründete der Geheimbund selbst in allen Parochien von Paris Vereine für verschämte Arme, die aber unter dem Einflusse von Männern standen, die neben der Mildtätigkeit zugleich auch die Ausrottung der Ketzerei zu ihrer

Digitized by Google

Lebensaufgabe gemacht hatten. Die Mitglieder des Bundes erklären ihre Aufgabe selbst mit folgenden Worten: „Der Geheimbund betätigt sich nicht in seinem Oberhaupte, noch als Behörde, noch als Körper, sondern einzig durch seine Mitglieder, indem diese sich in geistlichen Dingen an die Prälaten, in weltlichen an den Hof und die Gerichte wenden; er fordert zudem unablässig, alles nur möglich Gute zu unternehmen und alles nur möglich Schlechte zu beseitigen, alle diejenigen auf, die er dafür geeignet erachtet, ohne sich selbst jedoch als solcher irgendwie dabei zu offenbaren."

Man muß hier auf die Worte achten: ohne sich selbst dabei zu offenbaren. Der Geheimbund nennt sich nicht umsonst „la Compagnie du Saint-Sacrement de l'autel". Er wünschte in der Welt zu sein, wie Christus beim Abendmahle: im höchsten vollkommensten Sinne mittätig und ebenso völlig unsichtbar. Er wollte sich an allem Guten in der Welt beteiligen und selbst die vornehmste Veranlassung zu demselben sein, aber er wollte auch mit gleicher Entschiedenheit und für immer, ähnlich Gott, jedem profanen Blicke entzogen bleiben. So weit dieses Bekenntnis für sich allein reicht, wird man natürlich nur bewundern können. Aber zu seinem Unglück war der Geheimbund, ähnlich allen anderen Gründungen dieser Art, nicht in der Lage, bloß demütig sein zu dürfen. Er wußte, daß die Menschen nicht bloß am Gängelbande geleitet sein wollen, sondern selbst nach Macht dürsten. Wer solche wie Gliederpuppen an Fädchen gängeln will, darf es ihnen nicht vorher sagen. Um ein Maximum von Einfluß auszuüben, mußte sich also der Geheimbund stets im Verborgenen halten. Aber es war nur natürlich, daß sich im Gefolge dieser obersten Sorge denn auch recht bald bei den Mitgliedern Heuchelei, Intrigue und geheime Machenschaften einstellten; und daß unter dem schützenden Dache des frommen Geheimnisses Spionieren und Erpressung schnell genug in voller Arbeit waren. Die Mitglieder wiederholten gern, wie zu ihnen gehörig, das Wort: ama nesciri — aber der Verfasser der „Nachfolge" hat schwerlich bei diesem Spruche an eine Tätigkeit solcher Art gedacht.

Wie leicht begreiflich, unterhielt der Geheimbund Agenten in allen gesellschaftlichen Schichten. Er hatte in seinen Reihen Priester, vermöge derer er die Tätigkeit in den Parochien wie die Versammlungen der Bischöfe gleichmäßig beeinflußte, und von denen einige sogar, wie Bossuet, ihm allein die Beförderung

Digitized by Google

auf einen Bischofssitz verdankten. Er zählte unter den Eingeweihten eine ganze Anzahl Bischöfe, die ihn ganz insbesondere auf den Generalversammlungen des Klerus zu vertreten hatten; daneben aber auch Laien, zahlreiche Parlamentarier — darunter, um nur einen zu nennen, den ersten Präsidenten der Kammer, Guillaume de Lamoignon, den Freund Boileaus — ferner Staatsräte, viele vom höchsten Adel, wie den Herzog von Liancourt und den Prinzen von Conti und endlich noch Bürgerliche, die man den Hilfsvereinen beiordnete. Der Abbé du Ferrier, der zu den eifrigsten Mitgliedern dieses Bundes gehörte, stellt ihm folgendes Zeugnis aus: „er setzte sich aus Geistlichen und aus Laien aller Stände zusammen; es gab da Priester und Weltgeistliche, Fürsten und Staatsräte, Präsidenten und Kaufleute, Adlige und Bürgerliche; und der Eifer unter all diesen in Werken der Demut und Liebe war so groß, daß er gleichsam den Geist des frühesten Christentums wiederzuspiegeln schien."

Den Satzungen nach waren alle Mitglieder gleich. Man setzte sich in den Versammlungen ohne Rücksicht auf Rang oder Geburt; die Zuerstgekommenen nahmen die ersten Plätze ein — schon um unnötige Zeremonien und Zeitverlust zu vermeiden, aber für die ausübende Gewalt selbst kam dagegen nur eine ganz kleine Gruppe von Personen in Betracht, der die „Offiziere" des Bundes entnommen wurden: der Vorsitzende (ein Laie) mit einem geistlichen Beirat, eine Anzahl Räte und der Schriftführer. Diese „Oberen" waren mit einer nahezu uneingeschränkten Macht bekleidet. Sie mußten im voraus über eine jede Frage unterrichtet werden, die ein Mitglied der Versammlung vorzulegen gedachte; und sie hatten die Macht, auf eigene Faust und unwiderruflich über Annahme oder Verwerfung jener zu entscheiden. Selbst die Namen solcher Personen, die Aufnahme in den Geheimbund verlangten, mußten ihnen zuvor mitgeteilt werden, über deren Abweisung sie alsdann ohne Angabe der Gründe eigenmächtig beschließen konnten. Wenn man die Geschichte dieses Geheimbundes genauer studiert, so kommt man bald dahinter, daß die Mehrzahl seiner Mitglieder nur ein gefügiges Werkzeug in den Händen weniger Macher war.

Diese wenigen nun hatten ihre Unternehmungen nicht bloß auf Paris beschränkt; es gab Zweigniederlassungen des Bundes noch in mehr denn 53 anderen Städten Frankreichs, die genau nach dem Programme des Hauptsitzes eingerichtet waren und dazu von den „Oberen" der Hauptstadt in voller Abhängigkeit ge-

Digitized by Google

halten wurden. Denn nur dieſe gründeten eine jede Niederlaſſung. Der Name eines jeden neuangemeldeten Mitgliedes mußte nur dieſen auch aus der Ferne ſtets zuvor unterbreitet werden; und ſobald der Zweigbund endgültig gegründet war, erhielt er den Befehl nur mit dieſen und mit keiner anderen Niederlaſſung Verkehr zu unterhalten. Auf ſolche Weiſe wollte man nicht bloß das Geheimnis gegen etwaige Unvorſichtigkeiten ſchützen, man wollte auch vor allem die immer höher anwachſende Macht uneingeſchränkt allein in den Händen behalten.

Der Geheimbund war natürlich auf reichliche Unterſtützungen angewieſen. Die Freigebigkeit ſeiner Mitglieder führte ihm große Summen zu. Es gab da Geſchenke und Vermächtniſſe. Aber man ging dabei äußerſt vorſichtig zu Werke. Der Geheimbund geſtattete es nie, daß ſein Name in irgend einem öffentlichen Dokumente erſchien. Wollte ihm jemand irgend etwas ſchenken oder hinterlaſſen, ſo mußte dieſer zu Erben drei Mitglieder einſetzen, welche die „Oberen“ für gut befunden hatten; und ſtarb einer der Dreien, ſo hatten die zwei zurückgebliebenen wieder einen Dritten zu wählen, aber auch das nur nach vorheriger Genehmigung jener „Offiziere“. Im Jahre 1645 überſah einer der Mitglieder dieſe Vorſchriften. Er hinterließ in ſeinem Teſtamente dem Geheimbunde als ſolchem ein beträchtliches Vermögen. Die „Oberen“ desſelben verzichteten aber lieber auf die reiche Erbſchaft, als daß ſie das Geheimnis ihrer Macht darangegeben hätten.

Dieſe Sorge, nur ja verborgen zu bleiben, überherrſchte alles andere. In jeder Sitzung wurden die Mitglieder an die Pflicht erinnert, ihre Tätigkeit ja ganz im geheimen auszuüben. Die Papiere des Geheimbundes waren in einem Kaſten verwahrt, der einem der Mitglieder anvertraut wurde. Aber man mußte darauf achten, daß im Falle des Todes jener nicht in unrechte Hände geriete; darum heftete man ihm eine kleine Inſchrift an: „Dieſer Kaſten und alles, was darin, gehört dem Herrn N., der den Schlüſſel zu ihm hat, und der ihn mir in Verwahrung gegeben.“ Der Inhaber des Kaſtens unterließ es dann nie, dieſe Tatſache in ſeinem Tagebuch zu vermerken oder davon in einem Dokumente, das nach ſeinem Tode veröffentlicht wurde, zu ſprechen. So geſchah es, daß man am 1. Februar 1658 auf den Kaſten den Namen des Herrn von Lamoignon, des ſpäteren Kammerpräſidenten, notierte.

Dieſer ewig wachen Vorſicht allein hat es der Bund zu danken, daß ſein Geheimnis bis auf den heutigen Tag gewahrt blieb.

Digitized by Google

Erst neuerdings beginnt man allmählich genauer jene Persönlichkeiten zu unterscheiden, die ehemals in seinem Schatten verborgen so viel schöne wie häßliche Dramen in Szene zu setzen verstanden.

II.

Es ist erstaunlich, wie in dem Leben dieser maskierten Persönlichkeiten das Bewundernswerte und das Abscheuliche einander ablösen. Sie zeigten einen grenzenlosen Eifer, das Reich des Heilandes schon auf dieser Erde zu begründen. Sie entfalteten eine wahrhaft apostolische Tätigkeit in Frankreich wie in den fernsten Ländern. Man weiß, in welch' jammervollem Zustande sich der Katholizismus zu Anfang des 17. Jahrhunderts befand. Die Mitglieder des Bundes haben alles getan, um zunächst im eigenen Lande die Wünsche des Konzils von Trient zu erfüllen. Sie erbauten Kirchen überall, wo solche fehlten; sie stellen allerorten die in Ruinen zerfallenden Kapellen her. Sie bringen von neuem Ordnung in die heiligen Zeremonien. Sie entfernen alles aus dem Innern wie aus der Nähe der Kirche, was die Sinne und den Geist beleidigen möchte. Sie zeigen sich bestrebt, den gesamten Klerus zu reformieren. Den Mönchen rufen sie den Ernst ihrer Ordensregeln ins Gedächtnis zurück. Sie bringen eine ganze Zahl Klöster dahin, ein wenig lebhafter dem Ideale ihrer Stifter nachzueifern. Sie achten darauf, daß durchweg weniger unwissende und pflichttreuere Pfarrer angestellt werden. Sie gründen allerorten Seminare. Sie schaffen Mißbräuche ab, die den Kapiteln ganz besonders am Herzen liegen. Sie dringen darauf, daß Geistliche, die durch ein skandalöses Leben ihren Beruf schänden, bestraft werden. Sie organisieren über das ganze Königreich hin Missionen, denen die Aufgabe zufällt, sowohl die Gleichgültigkeit der Rechtgläubigen wie die Irrlehren der Ketzer zu bekämpfen. Ihr apostolischer Eifer läßt sich nicht einmal mehr an den Grenzen des eigenen Landes genügen: Sendlinge müssen ihren Glauben auf den Hebriden, in Schottland, England und in der Berberei predigen. Schon frühzeitig beschäftigen sich ihre Gedanken mit dem fernen Orient. Bereits im Jahre 1638 lassen sie das Evangelium den Persern verkünden. Ein wenig später bringen sie große Opfer an Geld wie Menschen, um Kanada dem Heilande zu gewinnen: sie sind an der Gründung der Stadt wie der Missionen von Montreal gleichmäßig beteiligt. Sie sind es endlich, die nach acht Jahren angestrengter Arbeit die Gesell-

Digitized by Google

schaft und das Seminar der ausländischen Missionen begründen helfen.

Kein Ungemach der Welt läßt die Mitglieder des Bundes zum „Heiligen Sakrament" ungerührt. Es gibt keines, dem sie nicht abzuhelfen versuchen. Sie steigen in die Gefängnisse hinab, um die Gefangenen zu trösten und sie gegen gewissenlose Kerkermeister zu schützen; sie pflegen die Galeerensträflinge; sie suchen die verschämten Armen auf; sie gründen in den Kirchensprengeln mildtätige Vereine, die den Bedürftigen beispringen sollen; sie stehen den durch den Krieg mit der Fronde ausgehungerten Parisern bei; sie gewähren reichliche Unterstützungen der Picardie und der Champagne, die durch feindliche Truppen verwüstet waren; sie kämpften schon damals gegen den schmählichen „Handel mit den Weißen", indem sie nach Ankunft der Wagen und Schiffe die jungen Bäuerinnen in Empfang nahmen, die nach Paris kamen, um Arbeit zu suchen, und gleich bei ihrem ersten Schritte der auslugenden Verführerin in die Arme liefen, welche sie dann der Unzucht auslieferte. Mit einem Worte: sie ließen nichts unversucht, um der Bedürftigkeit in jeder Gestalt materielle und moralische Hilfe zu bringen.

Nun gibt es aber einen Namen, in dem sich die ganze wohltätige Bewegung des katholischen Frankreichs im 17. Jahrhundert gleichsam wie zu ihrem Symbole zusammenzudrängen scheint, und dieser Name ist der des heiligen Vincent de Paul. Man fragt sich natürlich, welches denn eigentlich die Beziehungen dieses Heiligen zu dem so geheimnisvollen Bunde gewesen sein mögen, und die Antwort, die man jetzt darauf zu geben vermag, ist von geradezu verblüffender Natur. In einer großen Menge von Fällen ist Vincent de Paul einfach der Sendling und der Vertreter des unsichtbaren Bundes gewesen. Viele Werke, die man einzig ihm zu verdanken glaubte, sind zuerst in einer Geheimsitzung des Bundes erwogen und vorbereitet worden, so daß er nur öffentlich ausführte, was andere zuvor im stillen beschlossen hatten. Gewiß, schon lange vor Gründung des Geheimbundes hatte sich der Heilige mit dem Lose der Galeerensträflinge beschäftigt; aber von dem Jahre 1623 ab hatte er doch seine ganze Kraft der Ausgestaltung seines Ordens — les Prêtres de la Mission — zugewandt und darüber alles andere vernachlässigt. Gleichwohl war seit 1630 die Gesellschaft zum Wohle der Sträflinge in erneutem Aufblühen begriffen. Man schrieb dies der Tätigkeit des Heiligen zu; aber das ist ein Irrtum. Es ist dies

Digitized by Google

vielmehr der Geheimbund zum „Heiligen Sakrament", der diese Bestrebungen ganz im stillen wieder aufgenommen hatte; und die Mitglieder des Bundes von Marseille waren es, denen die Galeerensträflinge ihr Krankenhaus zu verdanken hatten.

Die Legende hat aber eine so allgemeine Verbreitung gefunden, daß es vielleicht gut ist, hier noch mit ein paar anderen Angaben aufzuwarten. Für gewöhnlich schreiben die Historiker auch die Gründung des allgemeinen Krankenhauses für Bettler dem Heiligen zu und verlegen den ersten Anstoß dazu auf das Jahr 1654. In Wirklichkeit aber hatte sich der Geheimbund schon im Jahre 1631 mit dieser Angelegenheit beschäftigt, hatte in seinen Sitzungen die Pläne entworfen und alle vorbereitenden Schritte getan, und Vicent de Paul war nur einer seiner öffentlicher Hilfsarbeiter. Der Legende nach soll der Heilige einigen seiner Mitarbeiter, die Parlamentarier waren, den Wunsch zu erkennen gegeben haben, die Gefängnisse zu besuchen und die Gefangenen zu trösten: aber in Wirklichkeit waren diese Parlamentarier eben Mitglieder des Bundes zum „Heiligen Sakrament", die ihn nur ausführen ließen, was sie zuvor beschlossen hatten. Und wieder ist es der Geheimbund zum „Heiligen Sakrament", der Vincent de Paul veranlaßt, für die in Paris verwahrlosten Priester in Saint-Lazare ein Asyl und für die durch die Wirren der Fronde nach Paris verschlagenen Mönche Unterkunft und Nahrung zu schaffen; es ist immer wieder der Bund, der den Heiligen anspornt, in den Vorstädten und dem Weichbilde von Paris, in den Provinzen des Königreichs, ja selbst bis in die Berberei hinein das Werk der inneren Mission zu beginnen.

An dieser Stelle nun drängt sich folgende Betrachtung auf: Die Legende vom heiligen Vincent de Paul gleicht nicht den anderen dieser Art. Für gewöhnlich bereichern und vervollständigen sich solche erst mit den Jahren. Je weiter die Ereignisse zurückliegen, um so reichlicher pflegt die Fülle der Berichte zu sein. In diesem Falle jedoch das volle Gegenteil! Die Legende dieses Heiligen steht schon an seinem Todestage unabänderlich fest. Diese Erscheinung hat beim ersten Blicke etwas ganz Unbegreifliches; sieht man jedoch genauer zu, so begreift man bald das Phänomen. Das Leben des Heiligen ist von einem seiner Zeitgenossen, Louis Abelly, geschrieben worden, der zugleich einer der eifrigsten Mitglieder des Geheimbundes war. Dieser kannte mithin vollkommen den Anteil des Heiligen wie des Bundes an jedem einzelnen Werke und hat die Sache gleichwohl bewußt

Digitized by Google

entstellt. Sollen wir ihn darum einen Lügner heißen? Das wäre vielleicht zu derb gesprochen. Louis Abelly ist natürlich ganz verwachsen mit den Grundsätzen des Geheimbundes gewesen.

Die Mitglieder desselben wollten wie Christus beim Abendmahle, allgegenwärtig und lebendig sein und doch nicht gesehen werden. So arbeiteten sie in der Praxis stets verborgen hinter den Schultern eines Vorgeschobenen. Sie wollten nie als Führer erscheinen, immer nur als gefügige Werkzeuge. Sie hätten nie gestattet, daß der Schleier, der sie den Augen der Zeitgenossen verbarg, vor der Nachwelt gelüftet würde. Wenn darum Abelly die Geschichte des heiligen Vincent schrieb, so durfte er leicht begreiflich bei allen Taten nur von ihm sprechen und mußte über die Anordnungen des Bundes stillschweigend hinweggehen. So erschien das Werkzeug im Glorienscheine des Schöpfers. Der Heilige selbst hat sich nichts angemaßt, nur der Geheimbund hat es für gut befunden, seinem obersten Grundsatze getreu, demütig hinter einer einzelnen Persönlichkeit zu verschwinden.

Man möchte wünschen, daß dem Geheimbunde nichts Schlimmeres zur Last gelegt werden könnte als solche Dinge, denen einer seiner Mitglieder die Heiligsprechung verdanken sollte. Das Unglück aber will es, daß seine Liebeswerke sehr oft die Form eines wilden und gewissenlosen Fanatismus annehmen. Um die Straßen von leichtfertigen Dirnen zu reinigen, richtet er, wider alles Gesetz, geheime Gefängnisse ein, wohin alle, die sich eines schlechten Lebenswandels verdächtig gemacht haben, ohne jede weitere Prüfung eingeliefert werden. Man spürt gleichmäßig dem Tun der Männer wie Frauen nach, und man zögert keinen Augenblick, gegebenen Falles selbst durch anonyme Briefe die Saat des Unfriedens und der Verzweiflung in die Familien zu werfen. Die Wohltätigkeitsvereine des Bundes entarten oft genug zu Sitzungen der Geheimpolizei. Er zwingt der Gesetzgebung des Landes gegen die Gotteslästerer jene grausamen Strafen (Verstümmelung der Lippen, Ausreißung der Zunge u. s. w.) auf, welche die Könige Frankreichs bislang noch immer zurückgewiesen hatten. Um nur die Bestrafung solcher Sünder durchzusetzen, schreckt er selbst vor den schlimmsten Gemeinheiten nicht zurück. Einer seiner Agenten, Desmarets de Saint-Sorlin, führt die niedrigste Komödie auf, um nur endlich dem Illuminaten Simon Morin beikommen zu können. Er spielt sich als der überzeugteste Jünger des Häretikers auf; er häuft Lüge auf Lüge; er schreibt und unterzeichnet mit eigener Hand Erklärungen, von denen er

Digitized by Google

auch kein Titelchen selbst glaubt — und alles das unter Billigung seiner Oberen; und glaubt sich schließlich mit all solchen Nichtswürdigkeiten den Himmel verdient zu haben an dem Tage, an welchem er sein Opfer auf dem Scheiterhaufen erblickt.

Die Mitglieder des „Heiligen Sakraments" leben in dem Glauben, daß Gott sie dazu bestimmt habe, alle jene auszurotten, die sie für Feinde des Herrn Jesus halten und meinen in der Ehrlichkeit ihres wüsten Fanatismus, daß ihnen tatsächlich alles in diesem Kampfe erlaubt sei. In diesem Sinne beschließt man auch den Untergang von Port-Royal und verfolgt den Jansenismus mit allen nur erdenklichen Mitteln. Und in dem gleichen Sinne geht man auch gegen den Protestantismus vor. Man bemüht sich leidenschaftlich um die Aufhebung des Edikts von Nantes; und da man nicht sofort dahin gelangt, versucht man wenigstens in jesuitischer Manier die Schutzartikel Heinrichs IV. in ihr reines Gegenteil umzukehren. Man stellt allerorten Aufsichtsposten und Spione aus; man sucht nach Möglichkeit die Gewissen zu bestechen und zu erkaufen, man leitet um ein Nichts eine ungeheuere Menge von Prozessen gegen die Gläubigen der protestantischen Kirche ein; man versteht es dabei fast immer, die Richter zu einem „guten" Urteil zu vermögen, und wo der Spruch einmal „schlecht" ausfällt, müssen ihre Agenten in dem Staatsrate dafür sorgen, daß eine solche „Mißwirtschaft" die erwünschte Abänderung erfahre. Jeder Doppelsinn erscheint den Mitgliedern des Bundes als die heiligste Sache von der Welt, falls er nur zum größeren Ruhme Gottes — in ihrem Sinne angewandt wird.

III.

Man fragt sich natürlich begierig, welches denn eigentlich die Beziehungen dieser Gesellschaft zu den Behörden gewesen sein mögen.

Sogleich in der Entstehungszeit des Bundes trifft man da auf eine wunderliche Tatsache. In einem Briefe nämlich vom 27. Mai 1631 hatte Ludwig XIII. dem Erzbischofe von Paris die Mitteilung gemacht, daß er den Mitgliedern vom „Heiligen Sakrament" die Berechtigung zuerkannt hatte, sich im geheimen zur größeren Ehre Gottes, zum Besten der Armen und zum Wohle des Staates zu versammeln. Es ist aber sehr zu bezweifeln, ob der König bei diesem Anlasse wirklich genau über die Ziele der „Kabale" unterrichtet war, und ob die Mitglieder

Digitized by Google

derselben, die ihm darüber Vortrag hielten, auch in der Tat im Sinne ihrer Oberen gehandelt haben. Ludwig XIII., der dem Bunde so eine mit dem großen Staatssiegel versehene Urkunde bot, hat natürlich nicht wissen können, daß es sich dabei um eine Verschwörung handelte, sämtliche Behörden des Landes dauernd ihren geheimen Zwecken dienstbar zu machen, oder er hätte ganz sicher diese Gunstbezeugung unterlassen. Übrigens verzichtete man auf die Entgegennahme dieser Urkunde, und der König mochte sich einbilden, daß dies aus Bescheidenheit geschehen, oder daß die Gesellschaft es aufgegeben, sich tatsächlich zu bilden — umsomehr als der Erzbischof von Paris, dem er sie so angelegentlich empfohlen, das Unternehmen mißbilligt hatte. Der Geheimbund war mithin den Staatsbehörden gegenüber im vollen Schatten des Geheimnisses geblieben, aber das hinderte ihn keineswegs, sich in die Tätigkeit jener unablässig einzumischen.

Soll man d'Argenson glauben, so hat es nie eine königstreuere Gesellschaft gegeben. In einem gewissen Sinne ist dies wahr; nur wird man gerade hier höchst sorgfältig auf das distinguo der klerikalen Politik achten müssen. Für die Mitglieder des Bundes war das Staatswohl und die Überherrschaft der Kirche stets ein und dasselbe, und sie hielten sich darum gerade dann für die besten Mitarbeiter des Königs, wenn sie einzig zum größeren Ruhme ihres — Gottes arbeiteten. Sie waren sich bewußt, oft genug dem besonderen Willen des Königs entgegen zu handeln: Aber wäre dieser nur besser informiert, so würde er sofort erkennen, daß gerade sie, die ihn anscheinend bekämpften, seine wahren Freunde sind. So beruhigte der Geheimbund mit der angeblichen Reinheit seiner Absichten sehr bald und jedesmal sein zweifelndes Gewissen.

Es ist auch heute noch unmöglich, genau die Rolle zu bestimmen, welche die „Kabale" während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. gespielt hat. Der einzige Zeuge hierfür ist bislang d'Argenson geblieben, der zudem nicht unbefangen genug erscheint. Auf den Dokumenten, die dazu bestimmt sind, eines Tages diese ganze Epoche völlig aufzuhellen, ruht vorläufig noch der hundertjährige Staub unbekannter Archive. Aber so viel weiß man doch: Daß der Geheimbund vom ersten Tage ab der unversöhnliche Feind des Kardinals Mazarin gewesen ist, der in seiner Politik mehr die Interessen des Staates als die der Kirche bedachte; und man besitzt von M. Olier, dem Gründer von Saint-Sulpice, zwei Briefe, die dieser an Anna von Österreich

Digitized by Google

richtete, und in denen die Regentin höchst energisch aufgefordert wird, ihren Minister zu entlassen.

Die Mitglieder vom „Heiligen Sakrament" mögen noch so laut ihre Königstreue preisen, sie haben gleichwohl nie aufgehört, gerade solchen Ministern beständig Knüttel zwischen die Beine zu werfen, die das Staatswohl nicht den Interessen der Kirche unterordnen wollten. Wie gegen Mazarin, so intrigieren sie auch gegen Colbert. Sie können es ihm nicht vergessen, daß auf seinen Antrieb die Zahl der Klöster herabgemäßigt und für das Ordensgelübde ein reiferes Alter festgesetzt wurde. Sie zeigen sich aufs äußerste erbittert gegen ihn, als er darangeht, das Übermaß der kirchlichen Feiertage einzuschränken, während denen jede Arbeit im Lande verboten war; und als Colbert seinen Kampf gegen Fouquets unredliche Finanzwirtschaft beginnt, erheben sich alle Frommen der „Kabale" wie ein Mann, um das angebliche „Opfer" in Schutz zu nehmen.

Aber diese Verschwörung der „Kabale" richtete sich nicht bloß gegen Staatsmänner, die sich nicht ihren pfäffischen Interessen unterwerfen wollten, sondern merkwürdigerweise auch gegen nicht wenige kirchliche Würdenträger. Wie schon erwähnt, hatten die Gründer des Geheimbundes schon seit 1627 ihre Pläne zu verwirklichen begonnen, ohne jedoch hierzu die Billigung des Erzbischofs von Paris einzuholen. Als sie endlich im Jahre 1631 daran dachten und sogar den König dazu vermochten, bei Jean-François de Gondi ein gutes Wort für sie einzulegen, verweigerte dieser die Genehmigung, da es ihm wenig rätlich schien, einem Geheimbunde neben sich unbegrenzte Machtbefugnisse einzuräumen. Diese Ablehnung verdutzte zunächst. Die Furchtsamen meinten, der Billigung seitens der obersten Kirchenbehörde für ihre Arbeit doch nicht wohl entraten zu können; aber der kirchliche Beirat im Vorstand wußte diesen bald genug zu erklären, daß ja ihrerseits alles nur zum größeren Ruhme Gottes geschehe: Und die aufgestörten Gewissen gaben sich darüber zufrieden.

Ähnlich verlief die Sache in den meisten Diözesen. Nur sehr wenige Bischöfe waren als solche dem Geheimbunde beigetreten, die meisten von ihnen waren schon Mitglieder, bevor sie zu ihrem Bischofssitze gelangten. Und nicht bloß die weltlichgesinnten Bischöfe, die wenig apostolischen Eifer zeigten, waren es, die so dem Bunde ferngehalten wurden. Die „Kabale" zeigte die gleiche Abneigung auch solchen gegenüber, die völlig aufgingen in der Arbeit für das geistliche Wohl ihrer Sprengel.

Digitized by Google

Die Tätigkeit des Bischofs von Grenoble unter anderen, dem ganz vornehmlich die Dauphiné die Erneuerung ihres religiösen Lebens zu verdanken hat, wurde von der „Kabale“ gleichwohl mit großem Mißtrauen überwacht — wahrscheinlich, weil dieser Kleriker nicht ganz in der letzteren Sinne fanatisch gläubig war. Sie gründete neben ihm und ohne sein Wissen eine Zweigniederlassung ihres Bundes, die ihn zu beobachten, zu leiten und, wenn nötig, gegen die Feinde der Kirche anzuspornen hatte. In Grenoble sowohl wie in allen anderen Diözesen Frankreichs, wo es solche Niederlassungen des Geheimbundes gab, wurden so die Bischöfe zu bloßen Gliederpuppen, die ein selbständiges Leben zu führen glaubten, während die hinter der Kulisse verborgene „Kabale“ sie tatsächlich nur nach ihrer Pfeife am Fädchen tanzen ließ. Als es dann später zur Enthüllung der „Kabale“ kam, waren es gerade solche Bischöfe, welche zugleich mit der Staatsbehörde am entschiedensten Front gegen diese klerikale Verschwörung machten.

[Fortsetzung.]

Letzte Fahrt.

Der Alte fühlte sein Sterben,
Da schied er vom windschiefen Haus.
Er ließ nicht Söhne, nicht Erben,
Nicht Tränen noch Trauerschmaus.

Er schritt zum alten Schiffe,
Fester gefügt als er;
Er ruderte los vom Riffe,
Fuhr weit und weit ins Meer.

Da hieb er ein Loch in die Wände:
So fuhr er in den Tod.
Sie fanden zusammen ihr Ende,
Er und sein treuliches Boot.

Oswald Meyer.

Digitized by Google

Julius Mosen.

Von Ludwig Geiger.

Am 8. Juli wird der hundertste Geburtstag von Julius Mosen gefeiert werden, in der Art, wie in Deutschland solche Gedenktage begangen zu werden pflegen. Zunächst soll in seinem Geburtsorte, im Dorfe Marieney im sächsischen Voigtlande, der Grundstein zu einem Denkmal gelegt und damit, aus Furcht vor dem Aufhören der papierenen Unsterblichkeit, seine steinerne fixiert werden. Dann werden einzelne Journalisten, besonders die auf Gedenktage geaichten, mit Hilfe des guten Gottschall und auf Grund eines unwilligen Herumblätterns in den Werken des leider noch nicht bei Reklam aufgenommenen Dichters Feuilletonartikel schreiben und nach einem kurzen Aufflackern wird die nur noch schwach glimmende Ruhmeskerze gänzlich verlöschen.

Wie gering ist jetzt der Ruhm des einst so gefeierten Mannes. Vor seinem sechzigsten Geburtstage wurde aus dem deutschen Volke heraus, durch besonderes Bemühen der Turnerschaft der Gedanke einer Nationalsubskription auf Mosens gesammelte Werke angeregt und fand überall, soweit die deutsche Zunge klingt, freudigen Widerhall. Gewiß mochte von den 3000 Subskribenten mancher durch die Kenntnis des schweren körperlichen Leidens des Dichters zur Teilnahme an einer ihm gleichgültigen Sache sich veranlaßt fühlen, mancher auch durch die irrige Meinung bewogen worden, es würde damit dem materiellen Elend gesteuert; denn die Meinung war irrig, da sich Mosen stets in geordneten Vermögensverhältnissen befand und durch eine anständige Pension vor Mangel geschützt war. Wenn also auch manche Wohltätigkeitspflege mit Literaturförderung zu vereinigen suchten, immerhin sind 3000 eine so stattliche Zahl, daß sie eine wirkliche Anteilnahme an den Dichtungen voraussetzt. Auch die Tatsache, daß 1880 eine neue sechsbändige Ausgabe der Werke erscheinen mußte, spricht für die Bedeutung des Namens und für die Anteilnahme der Menge.

Seit diesen 23 Jahren dagegen ist keine Gesamt- oder Einzelausgabe seiner Schriften erschienen, sein Ruhm wird in keinem Liede eines zeitgenössischen Dichters festgehalten, soweit uns wenigstens Imelmanns Sammlung: „Deutsche Dichtung im Liede“ belehrt; in den letzten 14 Jahren, über die uns die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte ausführliche willkommene

Digitized by Google

Kunde geben, ist nur eine einzige Separatschrift über Mosen veröffentlicht worden und diese betrifft nur seine Jugendzeit bis 1825; sonst haben in dieser ganzen Zeit wohl Memoirenschreiber seiner Persönlichkeit kurz gedacht, wie Pecht und Hanslick, oder der Einwirkung seiner Poesien, wie Fontane; D. F. Strauß tadelte herbe sein Dresdener Galleriewerk und F. Wehl erklärte seine Dramen für beachtenswert. Gelegentlich ist in einer Briefsammlung oder einer Zeitschrift eine Epistel von ihm gedruckt, in Anthologien oder Übersetzungen ein Gedicht von ihm aufgenommen worden.

An einem Erinnerungstage wie dem 8. Juli darf man wohl die Frage aufwerfen: Verdient Mosen solche Vergessenheit? Erfüllen die Hüter deutscher Literatur ihre Pflicht, wenn sie ihm 100 Jahre nach seiner Geburt sein mageres Deputat von Ruhm zumessen, oder darf der Poet, dessen Huldigungsgedicht für Karl August an dessen Universitätsjubiläum 1824 von Goethe als das beste erklärt und mit einem für jene Zeiten höchst stattlichen Preise (6 Dukaten) gekrönt wurde, stärker fortleben, als dies in der Halbexistenz der Anthologien geschehen kann?

Mosens Leben ist rasch erzählt; selbst die Mitteilung dieser wenigen Daten gewährt kaum einen Beitrag zum Verständnis seiner Dichtungen: sein Studium, seine Lebenstätigkeit als Jurist haben auf seine poetischen Werke ebensowenig eingewirkt, wie sein langes Siechtum, jenes hat ihn nicht veranlaßt, die praktischen Seiten zu berühren, dieses nicht den Hauch der Melancholie über seine Dichtung gebreitet.

Julius Mosen ist am 8. Juli 1803 zu Marieney im sächsischen Voigtlande geboren. Sein Vater war, wie die Mosens seit Generationen, Dorfschullehrer, aber von regem Geist und einer Bildung, die weit über die Erfordernisse seines Lehramts hinausgingen. Einer Bildung, die ihn befähigte auf seine Söhne einzuwirken, sie in ihren Studien und selbständigen Arbeiten zu fördern. Julius, der älteste, besuchte das Gymnasium in Plauen, studierte Jurisprudenz in Jena, wo er in Professor Hand einen verständigen und tätigen Gönner fand und sich auch an dem frischen Treiben der Burschenschaft beteiligte. 1823 unternahm er eine Reise nach Tirol, die sich infolge des Zusammentreffens mit einem reichen Freunde zu einer langen Italienfahrt ausdehnte. Sie wurde von größter Bedeutung für sein Leben, noch 20 Jahre später schwelgte er in der Erinnerung jener seligen Jahre.

Damals, 1845, als einer seiner vertrautesten Freunde Italien aufsuchte und dort eine wirkliche Wiedergeburt erlebte, charakeri-

Digitized by Google

sierte er seinen Aufenthalt in Rom folgendermaßen: „Welches wunderbare Jahr habe ich dort erlebt, wo die Meister der alten Welt aus ihren Götterbildern heraus mich zum Dichter geweiht haben. Ich hatte dorthin nichts weiter mitgebracht als ein warmes Gemüt und ein formendurstiges Auge. Alle meine Nerven geraten in freudebebende Schwingungen, wie die angeschlagenen Saiten einer Zither, denke ich an jene Zeit zurück, welche jetzt wieder neu sich auf Dich rieselnd wie Frühlingsregen herabsenkt. Ich sehe schon in Deinem Gemüte junge grüne Blättchen sich strecken und dehnen zu hohen Gedankenpalmen. Wäre ich doch in dem Augenblick an Deiner Seite, wo Dir zuerst sich das Geheimnis der alten Kunst als plastische Lyrik erschließt und alle die wunderbaren Gruppen und Figuren als versteinerte Balladen vor Dir stehen und vor Deinem Zauberworte zu singen und zu klingen beginnen. Frage den armen sterbenden Fechter auf dem Kapitol nach der Ursache seines Leides, das mit dem Todesschmerz in seinem Gesichte zusammenklingt, und Du wirst eine Klage vernehmen, welche gräßlicher ist, als wie in der altenglischen Ballade „Eduard, was ist Dein Schwert so rot!“ Eine Klage vom Kampf mit seinem Bruder, gezwungen dazu als Sklave und um Lohn und von seinem Sterben auf der Arena zum Schauspiel der Götter auf der Erde. Er ist ein Pole, sein Bruder, der Messerschleifer, der Russe steht in der Tribuna zu Florenz. Dort wirst Du auch den schönen Tod in allen Nüancen, den Tod der hellenischen Welt in den Gruppen der Niobe und ihrer Kinder sehen; eine Totenklage, die nie verstummen wird. Das schöne Heidentum siehst Du hier in seiner höchsten Blüte und im Momente seines Untergangs in Marmor festgebannt.“

Und noch einmal die traurige Gegenwart mit der frohen Vergangenheit vergleichend: „Mir ist jene Zeit eine in das Meer versunkene Vineta, wenn die Wogen meines Lebens sich zuweilen glätten, blicke ich über den Rand meines Schiffes hinunter in dieses verlorene Märchen mit seinen Palästen, Domen und Türmen und alles ist noch so wie es war, nur ich bin ein anderer geworden. Damals war ich ein Kind, das keine Ahnung von allen Kämpfen hatte, welche mir bevorstanden. Das Regiment meiner Gedanken marschierte so blank wie aus der Schneiderwerkstatt, seinem Feind entgegen, voran die Fahne, welche die Königin Phantasie trug.“

Aber es waren nicht bloß die Menschen und Kunstschätze, die ihm wohlgefallen hatten, sondern auch die geschichtlichen Stoffe,

Digitized by Google

die Landschaft machten einen außerordentlichen Eindruck auf ihn. Eine Volkssage : Il Cavaliere senso wurde die Quelle für seinen „Ritter Wahn", italienische Luft atmet man in den aus italienischen Quellen geschöpften Dramen: Otto III., Rienzi, die Bräute von Florenz und in seinem Roman: der Kongreß von Verona.

Nach mehrjährigem Aufenthalte kehrte er zurück. Das ungebundene Kunstleben, das Schwelgen in vielseitigem Genuß wurde abgelöst durch den harten Frohndienst der unlieben Berufsarbeit. Zunächst beendete er sein juristisches Studium, legte sein Examen ab, machte seine Referendarzeit, wie wir heute sagen würden (damals hieß es Akzeß), in Markneukirchen ab, wurde 1831 Aktuar in Kohren und 1834 Anwalt in Dresden. Schon diese Akzessisten- und Aktuarzeit waren der lyrischen, epischen und den Anfängen der dramatischen Dichtung (Heinrich der Finkler) günstig. In Dresden aber begann für den Dichter, trotz der oft sehr mühsamen, freilich auch lohnenden Arbeit, eine Zeit gesegneter dichterischer Tätigkeit und das Zusammenleben mit gleichgesinnten Genossen. Schon bevor er sich am 4. Januar 1841 mit Minna Jungwirth verheiratete, besonders aber nach dieser Verbindung führte er in Strehlen bei Dresden ein behagliches Leben, an dem Dichter, Schriftsteller, Buchhändler, Künstler wie Ruge, Echtermeyer, Semper, Rietschel, Weyrauch, J. K. Bähr und durchreisende Poeten gerne teilnahmen. Über den Besuch des bedeutendsten unter diesen, Ludwig Uhland, sprach sich Mosen in einem bisher noch nicht bekannten Briefe (10. Juni 1843) so hübsch aus, daß diese Stelle hier folgen mag: „Mit berühmten Leuten ist schwer umzugehen und einem Genius muß man manches zu gute halten. In diesen Tagen hat uns L. Uhland iu Strehlen besucht. Görg von Frunsberg (so pflegte Mosen scherzhaft seinen ältesten Sohn zu nennen) hat ihm einen Maiblumenstrauß überreicht. Er war bei uns heiter und gesprächig, kommt aber jeden Augenblick in Verlegenheit, wenn man schnell und in geläufigen Sprachwendungen sich mit ihm unterhalten will. Er ist ein ganz inwendiger Mensch — so ein schwäbischer Weinkrug, unansehnlich von außen, doch voll von köstlichen Weines, den man fast freilich schon ausgetrunken hat."

Einen besonders engen Freundschaftsbund schloß Mosen mit Adolf Stahr, der trotz der gemeinsamen Freunde Ruge und anderen bei seinem ersten Aufenthalt in Dresden 1840 keine Berührung mit Mosen gesucht und gefunden zu haben scheint, bei seinem zweiten längeren 1842 sich enge an den Dichter anschloß und

Digitized by Google

bestimmend in sein Leben eingriff. Vorher hatte Stahr trotz seiner ausgebreiteten Literaturkenntnisse vermutlich nichts von dem Dresdener Poeten gekannt, aber nun auf ihn hingewiesen, würdigte er mit seinem freundschaftswarmen Herzen den Menschen und pries mit seiner ganzen Begeisterungsfähigkeit den Dichter. Denn dieser hatte sich gerade in der Dresdener Zeit schön entwickelt. Mehrere Novellen und der schon genannte Roman gehören dieser Epoche an; die Gedichte waren schon 1836 in einer Gesamtausgabe erschienen, die meisten Trauerspiele damals gearbeitet. Diese dramatische Tätigkeit ungestört von ermüdender Berufsarbeit fortzusetzen und mit einer dramaturgischen zu vereinigen, war Mosens Sehnsucht. Wenn er auch den materiellen Erfolg und die vielseitigen Anregungen des praktischen Berufs nicht gering achtete und den schönen Dresdener Aufenthalt mit seinen Naturreizen und Kunstgenüssen ungern aufgab, so folgte er doch eiligst der durch Stahr vermittelten Einladung, als Dramaturg nach Oldenburg zu gehen. Dem jungen Theater, dem ein kunstsinniger Fürst Mittel und Gunst gewährte, dessen Schauspieler der vielfach gebildete, durch seine Gelehrsamkeit nicht pedantisch gewordene und durch eine natürliche Anlage auch dem Praktischen im Schauspielerberufe zugeneigte Stahr einlernte und vorbildete, widmete Mosen seine Kräfte. Aber sie wurden sehr bald schwach, denn er trug den Keim einer tötlichen Krankheit in sich.

1844 war er nach Oldenburg gelangt, er konnte noch mit Stahr Faustaufsätze schreiben, dessen Oldenburger Theaterschau durcharbeiten und bevorworten, ein Drama „Johann von Österreich“ und ein Novellenbuch vollenden; zu fernerem reichte seine Kraft nicht aus: „Kriemhild und Cromwell“ blieben Fragmente wie „die Erinnerungen“ und manches Novellistische. Seit 1846 begann eine lange Nacht, unterbrochen durch helle Tage, oft nur durch klare Stunden, in denen zwar manche Lieder an Gedenktagen großer deutscher Männer, zu Festzeiten seines geliebten Jena und der Burschenschaft entstanden, aber größtenteils war er zu geistiger Untätigkeit gezwungen. Ein qualvolles Leiden hatte den Dichter heimgesucht, das trotz mancher Kuren beständig fortschritt und den ganzen Körper lähmte. In der langen Zeit furchtbarer Qual, in der es ihm oft ganz unmöglich war zu sprechen und zu schreiben, genoß er der treuesten Pflege der unermüdlich mit Ruhe und Heiterkeit sorgenden Gattin und deren Schwester. Das schöne Wort, das er am Anfange seiner Krankheit schrieb (29. Oktober 1845) mag als Ehrendenkmal für die allzeit Getreue hier stehen:

Digitized by Google

„In dem verwichenen Halbjahre, wo meine Minna Tag und Nacht sorgte, mich hegte und pflegte, und mein Leben einer häßlichen Kaktusstaude glich, war es ihre Liebe zu mir, welche daraus so manche Wunderblume, die schöne Königin der Nacht zur Blüte herauslockte.“ Dem entsetzlich Gequälten fehlten auch Freunde nicht, die sich während der kurzen Zeit seines Oldenburger Aufenthalts um ihn geschart hatten: hohe Beamte, Künstler, Buchhändler. Behagen ward ihm bereitet durch das Fortschreiten seiner Kinder, durch die Anerkennung seiner Zeitgenossen, durch mannigfache Ehrungen, die ihm durch einzelne Persönlichkeiten und Vereine bereitet wurden. Er empfand Erquickung, wenn er die politische Entwickelung seines Vaterlandes verfolgte und sie mit der Spannung der Revolutionszeit und dem trüben Eindruck der Reaktionsjahre verglich. Und doch war sein Tod am 10. Oktober 1867 eine Erlösung; fast 13 Jahre später am 22. März 1880 folgte ihm seine treue Lebensgefährtin im Tode nach.

Mosen ist Dramatiker, Epiker, Lyriker. Die Dramen sind nach kurzem Gange über die Bühnen, der nur in Dresden und Oldenburg einem Siegeslaufe zu gleichen schien, endgültig von ihnen geschwunden. Sie mögen, nachdem ihre Titel schon oben genannt waren, hier unbesprochen bleiben, umsomehr als ich sie an einem anderen Orte zu würdigen gedenke. Nur ganz wenige Worte seien hier gestattet. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die Dramen mit nur zwei Ausnahmen: Wendelin und Helene und Johann von Österreich, die in Prosa geschrieben wurden, in Versen und zwar in fünffüßigen Jamben gedichtet sind; sodann darauf, daß diese Dramen, wie schon ihre Titel angeben, nicht etwa bürgerliche Augenblicksverhältnisse behandeln, sondern historischen Inhalts sind, trotz dieses Inhalts aber durch die politischen Verhältnisse der Zeit, in der der Dichter lebte, eingegeben wurden, und die Gefühle, Gedanken, Befürchtungen jener Epoche zum Ausdruck bringen; endlich darauf, daß je weiter der Dichter in seiner freilich so kurzen Poetenlaufbahn fortschritt, er desto reifer wurde, fähiger den italienischen Einfluß abzustreifen und sich mit allem Nachdruck der deutschen Geschichte zuwandte.

Dieses Gegenwartsstreben, das in den historischen Dramen lebt, war für den Dichter auch in seiner Lyrik und Epik bestimmend. Er schrieb darüber einmal an seinen vertrauten Freund (2. Februar 1845). „Ich ging im wesentlichen davon aus, in der Poesie plastisch meine Zeit zur Erscheinung zu bringen, mithin

Digitized by Google

mein Ich zu erweitern für die ganze Welt des Daseins. Das erste, was daraus hervorging, waren die Balladen der nächsten Vergangenheit, soweit die Gegenwart noch darin lebt, und die in die Zukunft hinausgreifende Gegenwart. Soweit der lyrische Dichter. Im „Ritter Wahn", in „Ahasver" kamen die religiösen Konflikte, ehe sie noch real in die Geschichte traten, wie in prophetischer Ahnung zur Erscheinung. Soweit der Epiker."

Mosen ist Lyriker, manche seiner Lieder haben sich noch heute als Volkslieder erhalten. Die meisten seiner Gedichte sind frisch und stimmungsvoll, durchaus einfach in Versbehandlung und Reimstellung. Künstliche Maße, auch metrische Spielereien werden zumeist vermieden. Kommen sie doch gelegentlich vor, so klingen sie lieblich und melodisch, z. B.

Viele liebliche Blüten stehn daran,
Linde,
Winde
Kommen sie herzlich zu umfahn.

Er wirkt nicht durch die Form, sondern durch den Inhalt. Der Dichter ist mit der Natur vertraut, er versteht das Rauschen der Blätter und die stumme Sprache der Berge, die Bäume schenken ihm auf grünen Blättern ihre Lieder, das Rehlein und die Tiere des Waldes sind seine Freunde. Wie schön weiß er den Frühling zu verkünden, er vermag sich kaum auszudenken, wie er „die Erde und den ganzen Himmel tragen kann". Er ist ein Meister im Ausmalen des Kleinlebens der Natur: den Nußbaum, das Röslein führt er lebendig vor. Der Sommer sagt ihm weniger als der Frühling. Der genußfrohe Dichter weiß dem Herbst und dem Winter keine dichterische Seite abzugewinnen.

Andere Dichter brachte die Naturbetrachtung zu frommen Schilderungen und Erregungen, ihm erzeugt sie das Gefühl zur Freude, Liebe und Freiheit. Denn eigentlich religiöse lyrische Gedichte hat er nie gemacht, wenn er auch wohl Weihnachten preist, die bibellesende Alte respektvoll nennt oder das Kind, das früh seinen Vater verlor, sehnsüchtig nach dem Himmel als der Wohnung der Seligen schauen läßt.

Wie nach dem Verschwinden des Winters der See still und ruhig steht, so erhebt sich sein Herz zur Freude nach dem Leid; der Mond verkündet der Liebsten Bild. Es sind nicht immer eigene Erlebnisse, die er erzählt; die Sennerin, zu der er „Morgens früh zu guter Zeit geht" und die Eva, die „einen Apfel mit ihm

Digitized by Google

teilt" sind wahrscheinlich ebenso Geschöpfe seiner Phantasie, wie die Warnung an den Junggesellen, „vor den Netzen, vor den Garnen, vor den Mädchen aller Zeit" nur schalkhaft nicht ernst ist. Aber gewiß hat auch ihm die „brennende Liebe ringsum geglüht", gewiß hat auch er gebangt, traurig Ade gesagt, Vater und Mutter gehaßt, die das Mädchen peinigen und sich nach ihren Küssen gesehnt. Manche kleine Abenteuer, zu denen ihm in Italien Gott Amor verhalf, hat er in seinen Gedichten dargestellt und wehmütig die schöne Zeit wieder zurückgesehnt. Lieber jedoch als den Schmerz verkündet er die Seligkeit der Liebe.

Ich saß zu ihren Füßen,
Ich hielt wohl ihre Hand,
Ich hätt sie mögen küssen;
Mein Herz hat heiß gebrannt
Vor Liebe.

Sie sah herab so wonnig,
Es war um mich geschehn;
Ich sah den Himmel sonnig
In ihren Augen stehn
Vor Liebe.

Mondschein, Nachtigall, Rosenduft sind seine Boten, für die Geliebte ebensowohl wie für seine Gattin. Es sind nicht alle Philister, die außer der verzehrenden Jugendleidenschaft die stille beruhigende Liebe des Ehestandes besingen; auch Mosen ist keiner, wenn er nach 9jährigem Ehestand mitten in seiner Leidenszeit die treue Pflegerin und Gefährtin preist:

Es bringt der Lenz die zarten Blumen wieder
Und Deinen schönen Tag zurück;
O brächte, wie die Lerche ihre Lieder
Er einen Klang vom alten Glück!

Aus meinen Augen wollen Tränen dringen
Zum Dank der treuen Pflegerin;
Laß mit den Kindern Dich von mir umschlingen,
Da ich doch glücklich durch Euch bin.

Ein deutscher Dichter soll ja, wie einmal ein berühmter Kritiker gesagt hat, Trinklieder schreiben, um seine Poetenberechtigung zu erweisen; Mosen tat dies auch, aber sein acht Gesänge umfassender Cyklus „Der Zecher", in denen dieser als Naturphilosoph, Mystiker, Doktrinär, Revolutionär u. s. w. geschildert wird, ist doch mehr eine Spielerei als aus dem Herzen kommende Poesie.

Aber mit ganzer Seele ist er Patriot. „Er sucht und kann

Digitized by Google

nicht finden das alte Vaterland." Das ist die Klage, die er bei Erzählung alter Sagen, bei Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht erklingen läßt. „Ist kein Dalberg da?" frägt auch er wehmütig, wenn er die neuen Schwächlinge mit den Starken der alten Zeit vergleicht. Aber darum verzweifelt er nicht an der Zukunft und ist nicht trübe in der Gegenwart. Er fühlt es mit den Deutschen, die in der Fremde Glück und Ruhm genossen, wie Karl Maria von Weber, daß doch das Vaterland die Ruhestätte ist, die sie ersehnen. Den ehemals von Arndt angestimmten Klang „Das ganze Deutschland soll es sein" ahmt er in seinem „Lied der Deutschen" nach, in dem er mindestens Sachsen, Bayern, Schwaben, Lothringer auftreten läßt. Wie später den Dichtern der vierziger Jahre, so gilt auch ihm schon in den dreißigern Ulrich Hutten als Vorbild. Den Helden, die für das Vaterland gestorben, klingt sein Lied. Aber nicht nur den Deutschen, sondern, wie er seinen Roman mit einem Hoch auf Griechenland geschlossen, so singt er Polens Ruhm und Ende („Die letzten Zehn vom vierten Regiment; Polonia"). Er verflucht den Verräter Donay, der den Andreas Hofer preisgegeben und rühmt den Sandwirt von Passeier in einem unvergessenen Liede („Zu Mantua in Banden"). Er verherrlicht den „Trompeter an der Katzbach", der mit Aufbietung aller seiner Kräfte das fliehende Leben festhält, um den Sieg zu verkünden und von Blücher die schönste Grabrede erhält. Nicht zur Revolution ruft er auf. Wohl deutet er an, daß die Armen wider die Reichen, die Bedrückten gegen die Herrschenden aufstehen werden („Der Schafhirt"), aber nicht die Schwerter sollen die Schlacht gewinnen, sondern der Geist („Zum Gutenberg-Fest"). Seine politische Stimmung kommt vielleicht am besten in den Versen zum Ausdruck

Willst Du ein Mann sein? Stehe zum Vaterlande
Und willst Du groß sein in der kleinen Zeit?
Lös Deiner blöden Zunge feige Bande
Und kämpfe für die Wahrheit edlen Streit
Wagst Du zu brechen deine eigenen Ketten,
So kannst Du mehr, Dein eigenes Volk erretten.

Wer beseligt in die Natur und zum Vaterlande schaut, wer die Liebe als köstliches Gut besitzt und gelegentlich den Trunk verherrlicht, der kann nicht düster und trübe einherschleichen. Wie in seinen Epen, so herrscht in seinen Gedichten die „Freude am Leben". Nur selten und mehr in der Jugend als im Alter klagt er, daß sein Leben „nebelhaft umzogen sei und nirgendwo das

Digitized by Google

helle Feuerzeichen strahle;" nicht häufig malt er grauenhafte Bilder („Vision"). Wie er in der Jugend sich und den Seinen den Zuruf dichtet „Das Haupt empor, sei unverzagt, brich Deine Bahn, treu bis zum Tod, nur stark voran, stark, starr und stolz", so blieb er ein Dichter heiterer froher Lebensauffassung während aller Tage, die ihm beschieden waren.

Nicht zum eitlen Selbstruhm erniedrigte er seine Verse, mißbrauchte sie nicht zu schnöder Polemik gegen seine Feinde und gefiel sich nicht, wenige Ausnahmen abgerechnet, in Verherrlichungen seiner Gönner und Fürsten. Er lebte froh in seiner Zeit und suchte das Gute zu verklären, das ihm und seinen Volksgenossen begegnete. Die Leiden seiner „Matratzengruft" verschloß er in seinem Herzen. Nicht auf das Kleinliche, sondern auf das Große richtete er den Sinn; nicht zur Spielerei, sondern zur Erhebung sollte ihm und anderen die Dichtung dienen:

Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum!
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeist eins wie jeder Regung
Fühl' er des Daseins leiseste Bewegung.

Es wäre schade, nicht für den Dichter, sondern für das deutsche Volk, wenn ein so vielseitiger, gedankenreicher und formgewandter Poet nur an seinem 100. Geburtstag eine kurze Auferstehung feierte; vielleicht tragen auch diese Zeilen dazu bei, seine Werke aus dem Todesschlaf zu neuem Leben zu erwecken.

Zum 400. Geburtstage des Kurfürsten Johann Friedrich.

Akademische Festrede: Jena, 30. Juni 1903.

Von Friedrich Nippold.

„Ohne Jena kein Sedan." Wer von uns kennt nicht das geflügelte Wort des Fürsten Bismarck aus den unvergeßlichen Tagen,*) in welchen er der Einladung der Stadt und der Universität gefolgt war, nachdem der Urias-Brief des Reichskanzlers von Caprivi

*) 31. Juli und 1. August 1892.

Digitized by Google

nach Wien*) das deutsche Volksgemüt in seinen tiefsten Tiefen erregt hatte? Unser größter Staatsmann hat den Namen „Jena“ hier in dem typischen Sinne der schweren Niederlage gebraucht, die den Zusammenbruch des fridericianischen Preußens zur Folge hatte. Nur aus diesem Zusammenbruch des — nach dem Zeugnis der Königin Luise auf seinen Lorbeern eingeschlafenen — Staatswesens hat die preußische Reformzeit erwachsen können, welche das gleiche Preußen in den Stand setzte, den deutschen Befreiungskrieg siegreich durchzuführen. Wohl sind dem werdenden deutsch-nationalen Gedanken dann noch eine Reihe ernster Krisen vorbehalten gewesen. Zwischen die Namen Jena und Sedan stellt sich für die Geschichte Preußens noch der ähnliche Gegensatz von Schmach und Sühne in den Namen Olmütz und Königgrätz. Aber für den allgemein deutschen Gesichtspunkt treten dieselben hinter jenen anderen typischen Namen zurück:

„Ohne Jena kein Sedan.“ Es ist eine Antinomie, die keiner Auflösung bedarf. Denn es ist die gleiche, welche in der Aufeinanderfolge von Charfreitag und Ostermorgen jenen Christusglauben begründet, der aus der alttestamentlichen Offenbarung die letzte Schlußfolgerung zog: „Mußte nicht Christus Solches leiden, um zur Herrlichkeit einzugehen“? Und kein früheres Jahrhundert unserer Volksgeschichte hat diesen Christusglauben so sehr als unzerstörbare Grundfeste unseres Kulturlebens erprobt, als dasjenige, an dessen Schwelle die Niederlage von Jena steht, und dessen Höhepunkt die Erstehung des Deutschen Reiches gebildet hat, die dem Siege von Sedan wie mit Naturnotwendigkeit folgte.

Aber der Name Jena ist gottlob nicht bloß typisch für jene Niederlage. Seinen guten Ruf nicht nur im eigenen Volke, sondern in allen Weltteilen verdankt dieser Name doch seiner Universität. Die Stiftung dieser Universität aber ist aus der gleichen Erkenntnis erwachsen, deren tiefste Begründung das schon eben angeführte Wort Christi zu den Emmausjüngern enthüllt. Und auch die Bismarcksche Formulierung dieser Art von „Naturgesetz im Himmelreich“ läßt sich ebenfalls mit dem gleichen Rechte dahin umkehren: „Ohne Mühlberg kein Jena.“ Ohne die Mühlberger Niederlage des Kurfürsten Johann Friedrich, die ihn um seine Kurwürde und sein Wittenberg brachte, wäre es nicht zur Stiftung der neuen ernestinischen Universität gekommen, deren ungewöhnliche Nachwirkung auf alle folgenden Jahrhunderte sich auf den voraus-

*) 5. Juni 1892.

Digitized by Google

schauenden Blick des Fürsten zurückführt, dem der Name des Konfessors, des Bekenners im altkirchlichen Sinne, schon frühe zu teil wurde. An seinem 400jährigen Geburtstage ziemt uns daher in seinem Jena wohl keine andere Frage so sehr, als diejenige nach dem Verhältnis von Weissagung und Erfüllung in der Schöpfung dieses Konfessors.

Ausreichend beantworten läßt sich jedoch auch diese Einzelfrage nur dann, wenn sie von jenem allgemeinen Hintergrunde aus beleuchtet wird. Und so muß wenigstens beiläufig vorher noch die prinzipielle Frage gestreift werden: Wie kommt es, daß der eigentliche Herzschlag der Völkergeschichte im Martyrium liegt, daß kein bedeutsamer Fortschritt im Werdegang des Völkerlebens sich ohne solches Martyrium vollzogen hat?

Es ist das gleiche Grundgesetz, welches in dem Leben der einzelnen, wie im Geschick der Völker zu Tage tritt. Die schwersten Leidenszeiten sind uns Erdenkindern zugleich zu den Segenszeiten gesetzt, in welchen die Staubentsprossenen sich der Verbindung mit der unsichtbaren Welt, mit dem ewigen und heiligen Gott, den schon die Offenbarung des Alten Bundes gelehrt hatte, oder, um mit dem Wortlaut des Evangeliums zu reden, der Führung des himmlischen Vaters am tiefsten bewußt werden. Ist es aber etwa anders bestellt um die Leidenszeiten im Leben der Völker? Gewiß — es ist die religiöse, es ist die vollbewußt christusgläubige Geschichtsbetrachtung, die in diesem Bekenntnisse liegt. Aber sie trifft durchaus nicht bloß zu in der Kirchen-, in der Religionsgeschichte. Gerade das Werden des deutsch-nationalen Gedankens, von dem wir in Bismarcks Geleise ausgingen, gemahnt uns alsbald zugleich an die zahlreichen Opfer, die derselbe gefordert, und nicht am wenigsten in den Trägern des alten Jenaer Geistes gefordert hat. Am Beginn des 20. Jahrhunderts hat ein deutscher Reichskanzler das Vorbildliche des Wartburgfestes von 1817 gepriesen. Aber die Teilnehmer dieses Festes haben schwerste Opfer zu bringen gehabt.

In noch ganz anderer Weise aber als die politische Geschichte stößt die Religionsgeschichte durchweg auf diese Bedeutung des Opfers, des Opfers des einzelnen für das Ganze. Freilich nur die allseitige, die von jedem Dogmatismus und Konfessionalismus befreite Religionsgeschichte. Denn das alte Wort von dem Blut der Märtyrer als dem Samen der Kirche und die wieder modern gewordene These: Via crucis via lucis (von dem Wege des Kreuzes als dem Wege des Lichtes) werden von dem schlecht ver-

Digitized by Google

ſtanden, der ſie auf ſeine eigene kirchliche Gemeinſchaft beſchränkt. Nicht die objektive Wahrheit, ſondern nur die ſubjektive Wahrhaftigkeit wird durch das Martyrium bezeugt. Es wird ſchwerlich eine kirchliche Gemeinſchaft geben, die nicht ihre Märtyrer hätte. Und man braucht ſich daneben nur die geiſtesmächtige Rede Döllingers in der Münchener Akademie über die Juden im Mittelalter vor Augen zu halten, um der allſeitigen Tragweite des Martyriums gewiß zu werden. Nur daß unſere heutige Spezialanwendung dieſes prinzipiellen Geſichtspunktes ſich doch wieder ganz beſonders an den altkirchlichen Sprachgebrauch anlehnen darf. Derſelbe unterſcheidet nämlich die drei Klaſſen der martyres, die ihren Glauben mit dem Tode bezeugten, der confessores, die andere ſchwere Opfer für denſelben gebracht hatten, der professores, die in der Stunde der Gefahr ihre Überzeugungstreue bewährten. So haben die mannhafteſten unſerer Jenaer Profeſſoren alſo zugleich in dem fürſtlichen Konfeſſor, der eben als ſolcher zum Begründer der Univerſität wurde, ein auf die fernſte Zukunft hinaus nachwirkendes Vorbild. Es iſt eine zwar nicht leichte, aber lohnende Aufgabe, uns dieſes Vorbildliche vor Augen zu halten.

Lebensgang und Charakterbild Johann Friedrichs zeigen uns, um das gleich vorwegzunehmen, keinerlei hervorragende Züge. Er iſt keiner der die Zeit führenden Geiſter. Wohl aber iſt ſeine ganze Perſönlichkeit vorzüglich dazu angetan, jenes bekannte Zerrbild der großen Zeitwende ad absurdum zu führen, welches die Triebkraft der Reformation auf die Begehrlichkeit der Pfaffen nach Weibern und der weltlichen Fürſten nach kirchlichen Gütern zurückführt. Johann Friedrich der Großmütige hat keinen jener Vorteile erſtrebt, wie ſie die päpſtliche Politik den ihr huldigenden Dynaſtien in ſo reichem Maße verbürgte. Noch weniger gleicht er ſeinem Vetter Moritz in dem Streben, die große Geiſtesbewegung nur daraufhin anzuſehen, wie ſie ſich für materielle Zwecke ausnutzen laſſe. Johann Friedrich iſt überhaupt keine ſelbſtiſche, ſondern eine ſelbſtloſe Natur. Die Echtheit ſeiner Frömmigkeit hatte ſich längſt in ſeinem häuslichem Leben bewährt, bevor die Stunde der Verſuchung Anlaß bot, ſie ſpeziell als Glaubensfeſtigkeit zu bewähren. Es iſt nicht etwa eine ſpezifiſch theologiſche Redeweiſe, welche bei dem fürſtlichen Bekenner obenan dieſe ſeine Glaubensfeſtigkeit bezeugt. Dieſelbe läßt ſich vielmehr am zutreffendſten definieren mit der näheren Umſchreibung jenes religiöſen Begriffs durch den Univerſitäts-Kurator Seebeck in ſeiner Rede vom 15. Auguſt 1858 . . . .

Digitized by Google

Der Zusammenbruch der Politik des Kurfürsten ist ebenfalls — um auch hier mit der Kritik zu beginnen — nicht ohne eigenes Verschulden erfolgt. Schon die Ausstoßung der schweizerischen Reformation aus dem werdenden schmalkaldischen Bunde ist mit auf den Antrieb des damaligen Kurprinzen erfolgt. Daß der Kölner Kurfürst in der gleichen Weise allein gelassen und in den Untergang getrieben wurde, ging besonders von seinem sächsischen Standesgenossen aus. So ist Johann Friedrich schließlich in der Tat auf jenes von dem großen Brandenburger Kurfürsten etwas klarer erkannte beneficium Polyphemi angewiesen gewesen, als der Letzte aufgefressen zu werden. Und wie kläglich erscheint noch in den Monaten vor der Schlußkatastrophe seine Unbehülflichkeit gegenüber der mit allen Hunden gehetzten Diplomatie seines Rivalen Moritz.

So liegt eine herbe Tragik in Johann Friedrichs Geschick. Aber ist es nicht die gleiche wie bei jenem preußischen König, der seinen Staat in der Doppelschlacht von Auerstädt und Jena zusammenbrechen sah? Unterliegt nicht die Politik Friedrich Wilhelms III. in der Zeit vor 1806 genau den gleichen Bedenken, wie diejenige Johann Friedrichs vor der Katastrophe von 1547? Aber mit gutem Grunde ist der preußische König, als auch ihn das gleiche Los wie den sächsischen Kurfürsten getroffen hatte, in die Schule des letzteren gegangen. In der Begründung der Berliner Universität im Jahre 1809 ist das Vorbild des Jahres 1558 buchstäblich befolgt. Und wie vielfach wirkt dasselbe auch sonst nach bis auf den heutigen Tag!

Aber mit der Zusammenstellung einzelner persönlicher Daten wäre die Aufgabe schlecht erfüllt, die der heutige Tag an uns stellt. Es bedarf deren auch nicht, da hierfür das Material reichlich geboten ist. Es freut mich, die Festschrift Rogges als eine ihrer Aufgabe in hohem Grade entsprechende bezeichnen zu können. Aber auch die bei der Enthüllung des Denkmals unseres „Hanfried" und dem Säkularjubiläum seiner Stiftung gehaltenen Reden verdienen es, in dankbare Erinnerung gerufen zu werden, sowohl die schon eben erwähnte des Kurators Seebeck, als diejenige Rückerts. Daneben wird die dramatische Aufführung die mit- und gegeneinander handelnden Persönlichkeiten Ihnen selber vor Augen gestellt haben oder noch stellen. So beschränken wir uns denn an dieser Stelle auf die durch Bismarcks geflügeltes Wort angeregte geschichtsphilosophische Parallele: Woher die Katastrophe

Digitized by Google

von Mühlberg? und was hat die Begründung von Jena als neues Zukunftsferment ihr gegenüberstellt?

Nicht scharf genug läßt sich unterscheiden zwischen der unser gesamtes Volk umfassenden Bewegung der Reformation und dem ersten kirchlichen Niederschlag des großen Gährungsprozesses. Die große nationale Ära hat ihren Höhepunkt in Luthers Bekenntnis auf dem Wormser Reichstag. Mit dem Wormser Edikt, mit der durch außerdeutsche Faktoren bedingten Stellungnahme des „römischen Kaisers deutscher Nation", beginnt die Spaltung. Der von der politischen Acht getroffene Führer der religiösen Bewegung mußte aus der Öffentlichkeit verschwinden. An die Stelle der Reformation Luthers setzten Karlstadt und Münzer die Revolution und die Gegner Zwinglis in Zürich die Wiedertaufe. Wohl sind auch die Lehren dieser radikalen Geister nicht ohne Wahrheitsmomente gewesen. Männer wie Schwenkfeld und Denk und Frank sind in mehr als einem Punkt die Pioniere einer später allgemeiner durchgedrungenen Anschauung geworden. Aber mit der während Luthers Exil auf der Wartburg begonnenen Sturm- und Drangperiode ist der Keil hineingetrieben in die bis dahin einheitliche Bewegung. Eine Reihe der Führer des Humanismus ziehen es schon bald vor, ihren Frieden mit dem Papsttum zu machen. Ritter- und Bauernkrieg haben in den Untergang der Sonderbündler auch zahlreiche treue Seelen verstrickt. Bald genug hat der unselige Abendmahlskrieg die Reformatoren selber in feindliche Lager auseinandergerissen. In dem Kappeler Kriege ist dann zuerst das Rezept angewandt worden, welches im schmalkaldischen Kriege nur wiederholt wurde.

Es sind das alles allbekannte geschichtliche Daten. Zu ihnen aber tritt das eigentlich tragische Moment hinzu in dem Geschick gerade desjenigen deutschen Fürstenhauses, welches der national-religiösen Bewegung zuerst den Schutz bot, den ihr ein Kaiser versagte, welcher auch in seinem deutschen Nebenreich und in seinen niederländischen Erblanden geschichtlich nur als König von Spanien begriffen werden kann. Diese Tragik beginnt nun aber nicht etwa erst mit dem schmalkaldischen Kriege. Sie hebt vielmehr schon an mit dem vorzeitigen Tode Friedrichs des Weisen. Er ist in der Tat die hervorragende, die führende Persönlichkeit unter den deutschen Fürsten gewesen, die ihn nicht ohne Grund statt der ausländischen Thronbewerber zu ihrem Kaiser erheben wollten. Auch der religiösen Bewegung gegenüber hat der weise Fürst niemals die staatsmännische Aufgabe aus der Hand gegeben. Vor

Digitized by Google

Bann und Acht hat er seinen Wittenberger Professor geschützt. Für sein persönliches religiöses Leben hat er von der Erneuerung des Evangeliums Gewinn gezogen. Aber so lange er lebte, hat er beispielsweise den Bruch mit dem reformfreundlichen Teile der deutschen Bischöfe verhütet. Unmittelbar nach seinem Tode erfolgten dagegen von Wittenberg aus eine Reihe von Maßnahmen, die deutlich bekundeten, daß die persönlichen Rücksichten weggefallen waren, die sogar ein Luther auf einen Fürsten wie Friedrich genommen hat.

Ob man Luther liebt oder haßt, — das ist zweifellos, daß es seine Persönlichkeit ist, welche seinem Zeitalter die gleiche Bedeutung für alle folgenden Geschlechter gegeben hat, die das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts durch Bismarck erhielt. Daher die immer neuen Paralleliſierungen der beiden Gewaltigen, die über das gewöhnliche Menschenmaß so hoch hinaus gerückt wurden. Aber auch der gewaltigste Genius hat seine Schranken. Sobald er über die ihm von Natur gesteckten Grenzen hinaustritt, d. h. sobald er auch anderswo nach den gleichen Maximen handelt, welche auf dem ihm eigenen Gebiet seine Größe bedingen, beginnt ein schweres Verhängnis. Luther ist der religiöse Genius, wie unser Volk keinen größeren kennt. Wo er auf dem religiösen Gebiet handelnd eingreift, bewährt er sich durchweg als der Erneuerer des Evangeliums seines Herrn. Wo er dagegen in die Politik hineingezogen wird, ist er allerdings auch ein Kind Gottes geblieben, aber die Politiker von Handwerk haben ihn ihrerseits im Vergleich mit ihrem Meister Macchiavell und seiner Gefolgschaft in Rom als ein nicht einmal durch die Lehrlingszeit hindurchgegangenes Kind angesehen. Wie sehr auch hier die Parallele mit Bismarck zutrifft, können Sie sich leicht selber ausmalen. Denn die gleichen Maximen, die seine einzigartige Größe als Staatsmann bedingen, haben versagt und mußten versagen, sobald sie auf religiöse, auf kirchliche Fragen angewandt wurden. So hat unsere eigene Zeit genau das Gegenteil dessen erlebt, was als unausbleibliche Folge eintrat, als die Nachfolger Friedrichs des Weisen den Wittenberger Reformator auch in denjenigen Fragen zur Autorität machten, wo von seinem ausschließlich religiösen Gesichtspunkte aus der Natur der Dinge nach kein zutreffender Rat zu erwarten war.

Sie werden es mir nachfühlen, wie gerne ich diese paradox erscheinende These im einzelnen begründete. Denn gerade die persönliche Geschichte Johann Friedrichs läßt sich nur von jenem all-

Digitized by Google

gemeineren Hintergrund aus geschichtlich verstehen. Aber wir müssen seine frühere Regierungszeit heute durchweg außer Betracht lassen. Es ist nur der Weg von Mühlberg nach Jena, den wir mit demjenigen von Jena nach Sedan zu vergleichen uns anheischig machten.

Bevor wir jedoch auf die Tragweite des Entschlusses eingehen, das verlorene Wittenberg durch Jena zu ersetzen, muß auch das noch offen ausgesprochen werden, daß die Begründung der neuen Universität selbstverständlich ebenfalls noch an die dogmatischen Schranken gebunden blieb, in welchen der religiöse Genius Luthers selber seinen Ausdruck gefunden hatte. Dem unter dem neuen Herrscher in Wittenberg verbliebenen Melanchthon ist in Jena das unvermischte Lutherthum der Amsdorf und Flacius gegenübergestellt worden. In unmittelbarer Folge davon weist denn auch gleich das erste Jahrzehnt unserer Universität mit seiner dreimaligen Umwandlung des theologischen Lehrkörpers ein wahrhaftig typisches Bild auf von der dogmatistischen Selbstzerfleischung des jungen Protestantismus. Und es sind alsbald die nächsten Nachfolger Johann Friedrichs gewesen, die noch mehr als er selbst durch diese inneren Wirren in Mitleidenschaft gezogen wurden. Man denke nur an die von den klügeren Jesuiten sofort sorgsam ausgebeuteten Händel über variata und invariata, an die Grumbachschen Händel, an den gerade von Weimar aus betriebenen Prozeß gegen den Kanzler Krell. In der gleichen Zeit aber mit diesen inneren Spaltungen der Protestanten unter einander ist die Inquisitionspolitik, die Karl V. in seinen niederländischen Erblanden von jeher befolgt hatte, von seinem Sohne Philipp II. erst recht auf die Spitze getrieben. Und sein Erbe in der konsequenten Durchführung der Gegenreformation wird bald genug von Ferdinand II. angetreten, und dann nochmals von Ludwig XIV.

Aber lassen wir auch diesen weiteren Gang der Dinge noch völlig beiseite, so stellen uns doch schon gleich die unmittelbaren Folgen der Niederlage von Mühlberg vor das lehrreichste aller Probleme des Reformationsjahrhunderts: Wie ist es überhaupt möglich gewesen, daß die armen, unter die Füße getretenen evangelischen Kleinkirchen sich in einem derart harten Kampf ums Dasein zu behaupten vermochten? Stand doch nicht blos der überall siegreiche Kaiser auf dem Höhepunkt seiner Macht, als er ihnen das Interim aufzuzwingen beschloß; sondern es hatte inzwischen auch eine ungeahnte Neukräftigung der Zentralgewalt im

Digitized by Google

römischen Katholizismus begonnen: durch das Tridenter Konzil sowohl wie durch die Fülle der neuen Orden, nicht am wenigsten denjenigen Loyolas.

Jede quellenmäßige Erforschung der allgemeinen Lage um die Mitte des 16. Jahrhunderts muß nach wie vor ihren Ausgangspunkt nehmen in dem fruchtbaren Werk Döllingers über die Reformation. Er hat die polemische Grundthese siegreich durchgeführt von der allgemeinen Enttäuschung gegen Ausgang der ersten Generation, obenan bei den Reformfreunden selber. Nur derjenige, welcher den gesamten nachmaligen Entwickelungsprozeß weiter verfolgt in der beständigen Vergleichung der Zustände in den Ländern der Reformation einer-, der Gegenreformation andererseits, bis zum fridericianisch-josephinischen Zeitalter, kann jener These des jugendlichen Döllinger, die ein Janssen in so viel geistloserer Art kopierte, den Stachel ausbrechen. Aber die ersten Jahre nach der Niederwerfung des schmalkaldischen Bundes drängen uns durchweg die Frage auf: wo liegen die Ursachen, daß das nicht mehr von diesem politischen Bunde beschützte religiöse Werk nicht völlig untergegangen ist?

Mit den politischen Ursachen des Umschwungs haben wir es natürlich an dieser Stelle nicht zu tun. Weder mit der päpstlichen Politik, die schon jetzt für den ihr zu mächtig gewordenen Karl V. die gleichen Hemmnisse schuf, wie für seine ebenso eifrig römisch-katholischen Nachfolger im 30jährigen Kriege. Noch mit dem Doppelverrat des die Gewissensfragen in völlig moderner Art nur als Gegenstand von Kuhhändeln benutzenden Moritz. Um so mehr aber lohnt es sich, die religiösen Ursachen einmal an und für sich zu betrachten. Denn diese haben ihren recht eigentlichen Träger in dem gefangenen Kurfürsten. Freilich aber treten die nachmaligen Ergebnisse seines Lebenswerkes nur dann deutlich ins Licht, wenn wir diejenigen seiner triumphierenden Gegner ihnen gegenüberstellen . . . . .

Man kann diese Folie nicht entbehren, weil nur derjenige, welcher sich die ganze Tragweite der Nachwirkungen durch die Jahrhunderte hindurch vergegenwärtigt, nunmehr auch imstande ist, das Ergebnis von Johann Friedrichs Lebenswerk mit demjenigen seiner siegreichen Gegner zu vergleichen. Denn der Besiegte, der Gefangene hat in ganz anderer Weise wie jene die gesamte Zukunft beeinflußt.

Schon das völlige Fiasko des Interim und damit der moralische Zusammenbruch derjenigen Tendenz, welche dem Kaiser

Digitized by Google

das, was Gottes ist, zuweist, ist in erster Reihe das Verdienst des fürstlichen Bekenners . . . . .

Was in Seebecks Schilderung dieses Verdienstes in großen Zügen vorgeführt wird, wird in der Roggeschen Biographie durch eine Reihe bezeichnender Besonderheiten illustriert. Ich erwähne davon wenigstens die Klage des kaiserlichen Beichtvaters, daß der gefangene Fürst mehr Schaden tue als Luther und Melanchthon (S. 89); die Antwort Johann Friedrichs auf die Forderung, seine Söhne zur Unterwerfung zu mahnen (S. 91); die Briefe an seine ihm gleichgesinnte Gemahlin Sibylla aus Brüssel (S. 94) und Mecheln (S. 95/96); sein während des Herumschleppens in den Niederlanden eigenhändig niedergeschriebenes „Christliches Bekenntnis wider das Interim" (S. 99); die in einem Atem mit der Klage über die Roheiten der spanischen Wache verbundene tapfere Erklärung in Augsburg (S. 104); endlich seinen Entscheid hinsichtlich der politischen und der kirchlichen Forderungen nach dem Passauer Vertrag (S. 115).

Was für ein Elend das Interim über die evangelischen Kirchen gebracht, was für ein Verhängnis durch die Glaubenstreue aller derer, die in Johann Friedrich ihr Vorbild fanden, abgewandt wurde, das zu zeichnen würde uns zu weit abführen. Denn wichtiger noch, als das Negative in der endlich erreichten Abschaffung des Interim, ist die positive Tatsache, daß erst von da an die rechtliche Existenz jener Kirchen sichergestellt wurde. Nunmehr erst konnte der in ihrem irdenen Gefäß geborgene himmlische Schatz sich als der Hort eines gesunden Volkslebens bewähren. Die deutsche Bibel, das deutsche Kirchenlied, das deutsche Pfarrhaus haben selbst durch alle die Entsetzlichkeiten des 30jährigen Krieges hindurch ihren unzerstörbaren Segen über unser Volk ausgeschüttet. Darum aber hat man auch in Nord und Süd gleich sehr die Bekenntnistreue geehrt, der man so Großes verdankte. Und wie sein eigenes Volk die Treue seines Fürsten mit Treue gelohnt hat, dafür bewahren die Überlieferungen von der „Fröhlichen Wiederkunft" und dem „Fürstenbrunnen" rührende Züge.

Keine dieser Überlieferungen aber ist größer, als diejenige, die von seinen vorbereitenden Maßnahmen für die Begründung unserer Universität zu berichten weiß. Mit Recht bezeichnet Seebeck sie als „die hohe Schule, die er zur Zeit der schwersten Bedrängnis in nicht rastender Sorge für das geistige Heil der

Digitized by Google

Seinen, ohne vorauszusehenden Erfolg, doch mit getrostem Gottvertrauen begründete".

Noch bevor jenes Umherschleppen des Gefangenen von Ort zu Ort begann, welches speziell bei seinen stets erneuten Erklärungen wider das Interim nie außer acht bleiben darf, hat er die Neubegründung einer Universität ins Auge gefaßt. Bei der letzten Zusammenkunft mit seinen Söhnen vor seiner Abführung, noch im Jahre 1547, hat er den Plan mit ihnen verabredet und die ersten Güter dazu angewiesen. Es ist dann zunächst versucht worden, Melanchthon für die neue Anstalt zu gewinnen. Seine Weigerung hat den Groll der Söhne Johann Friedrichs über seine Schwäche in den interimistischen, den adiaphoristischen, den synergistischen Händeln auch persönlich verschärft. Aber weder sie noch ihr Vater haben dadurch in ihrem großen Zukunftsgedanken sich irre machen lassen. Die Bemühungen des Vaters, die kaiserliche Bestätigung zu erlangen, sind allerdings noch vergeblich gewesen. Johann Friedrich ist am 3. März 1554 gestorben, nachdem Sibylla ihm wenige Wochen vorher, am 21. Februar, vorhergegangen war. Aber wenn auch erst die Söhne die Erhebung der Schule zur Universität durchsetzen konnten, so haben sie und alle ihre späteren Nachkommen doch stets den Vater als den wirklichen Begründer geehrt.

Auch von der jungen Universität gilt nun allerdings — genau so wie von der damaligen Gestalt des protestantischen Kirchentums überhaupt — wiederum das Wort von dem irdenen Gefäß für den himmlischen Schatz. Jenes entsetzliche erste Jahrzehnt, dessen wir schon einmal gedachten, ist durch die wiederholte Austreibung auch der von den — wechselsweise abgesetzten — Professoren gebildeten Pfarrer und Lehrer für den ganzen deutschen Protestantismus verhängnisvoll geworden. Am verhängnisvollsten für den österreichischen, für welchen die aus Thüringen vertriebenen Flacianer die Vorkämpfer gegen die immer gewalttätiger vordringende Gegenreformation geworden waren. Auch die sprichwörtlich gewordene Bitte der Pfarrfrau, als ihr Mann abermals eine neue — die bisherige verwerfende — Formel unterzeichnen soll: „Schreibet, lieber Herre, schreibt, daß ihr bei der Pfarre bleibt" ist aus diesen Wirren hervorgegangen. Um so großartiger aber ist schon für die Periode der durch die Konkordienformel in sich abgeschlossenen Orthodoxie die zentrale Stellung Jenas geworden, gegen das sogar Wittenberg und Leipzig zurücktraten. Und dabei genügt es auch in dieser Zeit so wenig wie früher und

Digitized by Google

später, den Blick auf das Gebiet der einen oder anderen Konfession zu beschränken. Für das 17. und 18. Jahrhundert darf es beispielsweise niemals außer Betracht bleiben, was aus Heidelberg und aus Breslau während der Jesuitenherrschaft geworden war.

Der größte Vertreter jener Orthodoxie, welche für alle Zeiten darin vorbildlich bleibt, daß sie für das allgemeine Zeitbedürfnis den zutreffendsten wissenschaftlichen Ausdruck gefunden hat, ist der Jenenser Johann Gerhard. Auch die andere Zeitwende der Abwendung von der Orthodoxie zum Pietismus hat abermals in Jena die großen Führer gefunden, die über die Unterschiede der theologischen Schulen hinaus die gemeinsamen Aufgaben derselben in den Vordergrund stellen lehrten. Zumal der Kirchenhistoriker wird es niemals vergessen dürfen, bei Männern wie Sagittarius und Buddeus, sowie bei Vater und Sohn Walch in die Schule zu gehen.

In der Werdezeit der Brüdergemeinde hat Jena ebenfalls einen bedeutenden Einfluß geübt, und die Nachfolger Zinzendorfs und Spangenbergs legten darum nach wie vor auf ihre Beziehungen zu unserer Universität besonderen Wert. Höher noch aber als in allen früheren Perioden steigt die Bedeutung der Jenaer Theologie in den Tagen der Aufklärung. Griesbach und Gabler, Paulus und Baumgarten-Crusius haben unverlierbare Schätze für alle nachfolgenden Generationen gehoben. Als dann gar auch der deutsche Protestantismus der heute allerseits gerichteten trübsinnigen Reaktion anheimfiel — der gleichen, in welcher innerhalb des Katholizismus die jesuitisch geschulten Germaniker sich aufs neue der Bischofsstühle und der Lehranstalten bemächtigten, — in welcher aber auch die protestantischen Fakultäten fast ausnahmslos der kirchenpolitischen Restauration zur Beute wurden, — da ist es die Eigenart Jenas geblieben, den inneren Zusammenhang zwischen den Errungenschaften des 16. und des 18. Jahrhunderts zu pflegen. Aus der isolierten Stellung heraus, zu welcher diese Eigenart führte, hat Rückerts glaubensstarke Festrede von 1858 ein Bekenntnis ihrer Zukunftsaufgabe abgelegt, welches den gleichen Geist atmet, wie Johann Friedrichs unerschütterliche Verwahrung gegen das überall sonst vordringende Interim.

Die Namen, die ich eben aus vielen anderen herausgriff, stehen unter den Theologen aller Richtungen noch heute in besonderem Ansehen. Über diesen Kreis hinaus sind sie natürlich

Digitized by Google

verschollen. Sogar die Tafeln, welche im Jubeljahr 1858 an den Häusern angebracht worden waren, sind gerade bei Männern wie Sagittarius und Buddeus wieder verschwunden. Und auch diejenigen, welche noch übrig geblieben sind, dürften die ernste Lehre für alle Gelehrteneitelkeit einschließen, wie rasch all solcher Menschenruhm doch vergeht. In ihrer geschichtlichen Reihenfolge aber illustriert ihr innerer Zusammenhang trotz alledem so recht das eigentliche Geheimnis der unzerstörbaren Kraft des Protestantismus. Denn noch jedesmal, wenn eine alt gewordene Richtung ihre Kraft erschöpft hatte, hatte sich im stillen eine neue herausgebildet, auf deren Schultern das folgende Geschlecht so lange zu stehen vermochte, bis die ewigen Glaubenswahrheiten unter allen den einander ablösenden Formulierungen hindurch zu abermaliger Anerkennung gelangt waren.

So hat nach Überwindung der ersten Kinderkrankheiten die Jenaische Theologie ihre innere Kraft stets in derselben festen Überzeugung wie der kurfürstliche Bekenner gefunden, daß die an dem einen Ort unterdrückte Wahrheit an einem anderen um so kräftiger emporblüht. In der Geschichte der Gesamtuniversität aber hat naturgemäß die Theologie im Wechsel der Zeiten, wie durchweg, so auch hier, hinter anderen aktuelleren Aufgaben zurücktreten müssen. Dafür hat jedoch jene große Zeit der Aufklärung, von der wir schon vorher geredet, nicht nur für die Universität, sondern für das ganze Land Johann Friedrichs die denkbar größten allgemein nationalen Schöpfungen seit den Frühlingstagen der Reformation gezeitigt. Sein Nachkomme Karl August steht mitten inne zwischen dem fridericianischen und dem josephinischen Zeitalter, und das kleine Weimar wurde durch ihn in viel höherem Sinne wie Berlin und Wien zum Mittelpunkt des deutsch-nationalen Geisteslebens. An diesem Ruhm aber hat das Jenaer Professorat Schillers seinen reichlichen Anteil. Und gleichzeitig wurde durch Wielands Schwiegersohn Reinhold unsere kleine Hochschule der Ausgang für den Siegeslauf der Kantischen Philosophie. Wie dann der Reihe nach Fichte, Schelling, Hegel von hier ausgegangen sind, wie die Pflege der grundlegenden Geisteswissenschaft hier stets in hohen Ehren gestanden hat, wie sich die Blüte der Naturwissenschaft zu ihr gesellte, daran braucht es an dieser Stelle keiner Erinnerung. Und für jenen Gang der Dinge, von welchem Hase so oft mit Vorliebe gezeugt, findet jeder andere nur abschwächende Worte.

Dessenungeachtet ist aber meine heutige Aufgabe noch nicht

Digitized by Google

vollständig zu Ende. Denn wir dürfen uns auch damit nicht genügen lassen, die Linien zu ziehen, die von Johann Friedrich bis zu Karl August führen, sondern müssen daneben noch der seitherigen Verschmelzung der beiden klassischen Zeitalter gedenken. Diese Verschmelzung dessen, was uns das 16. und das 18. Jahrhundert gegeben hat, ist sicherlich in keiner anderen Persönlichkeit so innig vollzogen gewesen wie in unserem hochsinnigen Großherzog Karl Alexander. Bei der seitens unserer Universität ihm gewidmeten Gedächtnisfeier sind eine Reihe fürstlicher Kundgebungen angeführt worden, in welchen der Nachkomme Johann Friedrichs wie Karl Augusts keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß ihm die Errungenschaften beider gleich sehr am Herzen lagen. Darf ich noch einige Worte daranreihen, die mir persönlich in dankbarer Erinnerung geblieben sind? So mit Bezug auf die ersten Nachfolger Friedrichs des Weisen, d. h. obenan auf Johann Friedrich: „Streben wir darnach, ihre Ideale zu erhalten, aber uns vor ihren Fehlgriffen zu hüten!" Und mit Bezug auf den inneren Zusammenhang der beiden gleich großen Perioden: „Wir dürfen in den Weimarischen Landen niemals vergessen, daß wir die Lutherkanzel und die Herderkanzel zugleich zu schätzen haben." In der Tat schließt ja gerade Herders Name neben demjenigen Goethes den unzweideutigsten Erweis dafür ein, daß der ganze geistige Aufschwung des 18. Jahrhunderts in den Ländern der Gegenreformation einfach undenkbar gewesen wäre.

Unter den unmittelbaren Nachkommen Johann Friedrichs ist es aber überdies noch vielen anderen vergönnt gewesen, die Ideale, für die ihr Ahn gelitten, in Wirklichkeit umzusetzen. Ernst der Fromme von Gotha lebt in der Geschichte ebenso ruhmvoll fort, wie Bernhard der Große von Weimar. Auf die weitere Entwickelung des deutschen Kulturlebens haben Meiningen nnd Hildburghausen bedeutsam einwirken können. In dem Aufblühen desjenigen Standes, dessen Wohlfahrt die Kraft des ganzen Landes bedingt, steht Altenburg mit in vorderster Reihe. Alle thüringischen Gaue ausnahmslos aber wissen, wie sie gerade ihre höchsten Güter der fürstlichen Bekennerstreue verdanken. Und auch das Großherzogtum Baden, dessen edler Karl Friedrich mit Weimars Karl August gewetteifert hat in der Verwertung der Ideale der Aufklärungszeit, reiht den Erhalterstaaten Jenas in diesem Dankgefühle sich an.

Aber immer noch ist es ein zu enger Kreis, auf welchen sich unsere bisherige Rundschau beschränkte. Schon Seebeck hat ihn

Digitized by Google

geweitet, indem er auf die Abkunft der Herrscherfamilie Großbritanniens von Johann Friedrich hinwies. Uns Heutigen aber liegt gottlob ein anderer Ausblick noch näher. Oder hat nicht in dem zweiten unserer deutschen Kaiser seit der Neubegründung des Reiches der unmittelbare Nachkomme des Besiegten von Mühlberg den Thron seines Siegers bestiegen? Es ist Kaiser Friedrich nicht vergönnt gewesen, seine hohen Ideale auch auf dem Kaiserthrone selbst zur Durchführung zu bringen. Aber um so heiliger ist die Pflicht der Treue gegen diese Ideale: zumal mit Bezug auf das, was den Gliedern aller deutschen Kirchen gleich sehr aus der großen nationalen Bewegung des 16. Jahrhunderts erwachsen ist. Als die Segnungen der Reformation hat er Gewissensfreiheit und Duldung bezeichnet. Es war an demselben Grabe Luthers, an welchem Karl V. als Sieger verweilte, während er die Gewissensknechtung und Unduldsamkeit des Interim plante, und wo nun im Lutherjahre 1883 der zukünftige Kaiser die Wahrung der höchsten Güter jedes einzelnen an die Stelle setzte. Im Jahre 1892 hat dann der jetzt regierende Kaiser an derselben Stelle einem Lieblingsgedanken unseres Großherzogs Karl Alexander inmitten der anderen evangelischen Fürsten in gemeinsamem Bekenntnis Folge gegeben.

Speziell von Kaiser Friedrich, mit welchem das Geschlecht Johann Friedrichs diese höchste Würde erlangt hat, würde noch manches nicht minder bezeichnende Wort angereiht werden können aus eingehenden Unterredungen, in denen ich Unvergeßliches lernte. Aber es wäre heute des Guten zu viel. Und so sei denn nur noch das eine erwähnt, daß auch dieser Nachkomme Johann Friedrichs den Anteil Jenas an der Entwickelung unserer gesamten nationalen Entwickelung wie wenige zu werten verstand!

Hat es sich nicht, wenn wir uns das Unsichtbare einmal in sichtbarer Verkörperung denken, an den Erben Johann Friedrichs buchstäblich bestätigt, das allbekannte Lied:

> „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib,
> — Laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn, das Reich
> muß uns doch bleiben."

Der entthronte Kurfürst hat den Seinigen wenige von den Schätzen hinterlassen, die Motten und Rost fressen. Aber das, was er für seinen Herrn aufgeopfert, hat dieser an den Seinen durch ewige Güter gelohnt.

Digitized by Google

Die Berliner Sommerausstellungen.

Von Max Osborn.

Wenn man bisher in einer Zeitschrift die beiden großen sommerlichen Kunstveranstaltungen Berlins, die „Große Ausstellung“ am Lehrter Bahnhof und die kleinere der „Sezession“, in einem einzigen Aufsatz „zusammenfassend“ behandelte, so geschah das meist lediglich aus redaktioneller Raumersparnis und aus Rücksicht auf die Leser, die man davor bewahren wollte, daß ihnen die rauschende Flut der Kunstberichte über dem Kopf zusammenschlage. In diesem Jahre aber liegt neben solchen äußeren Gründen, die ihre Berechtigung nicht verloren haben, noch eine innere Veranlassung dazu vor, die von besonderem Interesse ist. Denn es zeigt sich plötzlich mit überraschender Deutlichkeit, daß die künstlerischen Ziele, die man hier wie dort verfolgt, nicht mehr so weit auseinander liegen wie vordem, daß sie sich vielmehr sehr viel näher gerückt sind, ja in gewisser Beziehung bereits decken. Nicht allein daß beide „Parteien“, wenn man so sagen darf, nach ihrer subjektiven Überzeugung ehrlich dem gleichen Ideal dienen: der deutschen Kunst zu nützen; auch objektiv betrachtet weisen sie dabei Berührungspunkte auf, die vordem fehlten: ihre Wege zu jenem Ideal fangen an sich zu berühren. Die moderne Kunstlehre, welche früher die Sezession der Großen Ausstellung gegenüber vertrat, wird von dieser nicht mehr prinzipiell befehdet, und die neuen Ausstellungsprinzipien, die man in Charlottenburg entwickelte, werden nun auch in Moabit anerkannt und, soweit möglich, angenommen. Soweit möglich! Dieses beschränkende Einschiebsel deutet schon darauf hin, daß von einer völligen Übereinstimmung nicht die Rede sein kann. Die Sezession ist die unabhängige Vereinigung eines verhältnismäßig kleinen Kreises Gleichgesinnter, die sich um Gott und die Welt nicht zu kümmern braucht. Die Große Ausstellung aber ist ein komplizierter Organismus, der nach den verschiedensten Seiten „Rücksichten“ zu nehmen hat. Jene ist eine Institution, begründet, um ganz bestimmten künstlerischen Anschauungen und ganz besonderen Ausstellungsansprüchen zum Siege zu verhelfen; diese ist eine gemeinschaftliche Veranstaltung der Akademie und des „Vereins Berliner Künstler“ — d. h. einer durchaus uneinheitlichen Schar von Männern — und hat überdies eine Art offiziellen oder wenigstens offiziösen Charakters. Dort kann man sich den Luxus leisten, lediglich dem eigenen künstle-

Digitized by Google

rischen Gewissen zu folgen; hier sind fortwährende Kompromisse zwischen diesem künstlerischen Gewissen und den Anforderungen aller Art, die von dem Geschmack maßgebender hochgestellter Persönlichkeiten, von den Traditionen der Akademie, von dem Interesse der Vereinsmitglieder gestellt werden, unabweisbar. Aber das erkennt man nun doch: das künstlerische Gewissen der Sezession und der Ausstellungsleitung im Glaspalast ist dem Wesen nach kaum mehr verschieden; höchstens daß das der letzteren ein bischen „weiter" ist als das der ersteren.

Im Grunde jedoch ist es nicht ganz richtig, wenn man sagt, die Ziele der beiden Veranstaltungen seien „sich näher gerückt". Richtiger müßte es heißen: Die Große Ausstellung hat sich der Sezession genähert. Die überzeugende und werbende Kraft der sezessionistischen Gedanken, die sich allenthalben in Deutschland so machtvoll bewährt hat, beginnt auch in Berlin sieghaft durchzudringen. Was hat man nicht in den Kreisen, die der Großen Ausstellung nahe stehen und ihren Charakter unmittelbar oder mittelbar entscheidend beeinflussen, über den modernen Impressionismus, wie er in Frankreich begründet und ausgebildet, dann als ungeheurer technischer Fortschritt von allen Völkern und schließlich auch von der jüngeren Generation in Deutschland angenommen worden ist, gespottet und sich entrüstet! Und jetzt? Jetzt holt man Monet und Sisley, Renoir und Pissarro und Cézenne und die Ihren mit ausgezeichneten Proben ihrer Kunst selbst nach Moabit und richtet dort ein französisches Impressionistenkabinett ein, das ganz den Stempel Durand-Ruel-Cassirer-Sezession trägt. Wie hat man sich auf der künstlerischen „Rechten" nicht gegen moderne, die Tradition verlassende Strömungen in der Plastik gewehrt — und jetzt hat eine Bronze von Constantin Meunier, der ein Ehrenmitglied der Berliner Sezession ist, am Lehrter Bahnhof einen Ehrenplatz! Wie hat man gegen die „Ausländerei" unserer Jüngeren gewettert — und jetzt ist ein sehr großer Teil der weitaus besten Plätze im Glaspalast mit Werken fremder Maler besetzt! Wie hat man sich gegen das Elite-Prinzip und gegen die neuartige Ausstattung der Ausstellungsräume gestreubt, die von den Sezessionen, nicht nur in Berlin, sondern ebenso in München, Dresden und Wien, ins Feld geführt wurden — und nun ist man mit allem Eifer daran gegangen, den „Revolutionären" auf diesen Wegen zu folgen, indem man die repräsentativen Säle der künstlerischen Nenner von denen der Nullen nach Möglichkeit schied und sich mit einer Umgestaltung und neuen

Digitized by Google

dekorativen Ausschmückung des schlimmen Landesausstellungsgebäudes heiße Mühe gab!

Kein Einsichtiger wird darüber Klage führen, daß der Erfolg aller dieser Bemühungen in der Großen Ausstellung nur Stückwerk geblieben ist. Im Gegenteil: es kann für das Berliner Kunstleben nur von Vorteil sein, wenn das retardierende Element der konservativ-reaktionären Künstlergruppe vorläufig nicht ganz ausgeschaltet wird. So hemmend dies Element vielfach in den Gang der Entwickelung eingreift, und so verhängnisvoll besonders die einseitige Protektion wirkt, die es seitens der führenden Mächte im öffentlichen Leben genießt, es kann doch demjenigen, der einen höheren Standpunkt als den der Partei einnimmt, auch recht wohltätig erscheinen. Nicht etwa weil es an sich für unsere Kunst und für das Kunstgefühl des Publikums irgend einen Wert hätte, sondern weil es die ohnehin schon vorhandene Neigung zu überstürzter Hast ein wenig in Schranken hält, den „novarum rerum cupidis" des Kunstlebens Schwierigkeiten bereitet und sie dadurch mäßigt, weil es durch alles dies dazu beiträgt, daß sich der unabweisbare Umwandlungsprozeß unserer Kunstangelegenheiten mehr organisch und weniger sprunghaft gestaltet, daß, mit dem Goethe der klassischen Walpurgisnacht zu reden, an Stelle des „Vulkanismus", der auf diesem Gebiete in Berlin heimisch zu werden droht und bereits üble Folgeerscheinungen gezeitigt hat, der „Neptunismus" trete, und vor allem — weil es dafür sorgt, daß der Kampf, der Vater aller Dinge, sobald nicht aufhört. Den Kampf brauchen wir! Es würde uns nichts nützen, wenn wir plötzlich auf der ganzen Linie in Sezessionismus und Modernität stürzten. Das wäre ein Pyrrhussieg der überzeugten Anhänger der neuen Kunst, der die gefährlichsten Resultate zeitigen könnte, und vor dem uns alle neun Musen in Gnade behüten mögen. Langsam, Schritt für Schritt, müssen wir uns den Weg bahnen, erkämpfen. Nur was in jahrelangem schwerem Ringen erworben ist, darf auf Bestand hoffen.

Doch wenn man es aus allen diesen Gründen keineswegs bedauern wird, daß die Große Ausstellung dem Ideal, das man ihr aufstellen, und das sie, wie man jetzt sieht, selbst erreichen möchte, vorläufig nur ein klein Stückchen näher gerückt ist, so kann das nicht hindern, daß man andererseits auf die Halbheit ihrer Resultate und ihre noch vorhandenen Mängel hinweist. Es soll durchaus nicht der Eindruck erweckt werden, als sei der jetzige Zustand ein zufriedenstellender. Die

Digitized by Google

Kritik hat die Pflicht, auf jenes Ideal immer wieder nachdrücklich hinzuweisen; wie die Dinge in Moabit liegen, ist keine Gefahr vorhanden, daß man sich darum im Vorwärtsarbeiten einem allzu wilden Tempo hingibt. Was zunächst die Umgestaltung der Räumlichkeiten betrifft, deren bisheriger Zustand mit Recht als das Haupthindernis einer zeitgemäßen Entwickelung des ganzen Unternehmens angesehen wurde, so ist damit nur etwas Fragmentarisches erreicht worden. Man hat die großen Seitensäle der Kuppelhalle durch stoffüberzogene Holzeinbauten sehr hübsch verändert, so daß ein intimer Raum für den „Verband deutscher Illustratoren" und eine in den Farben warm und angenehm wirkende Halle für Architektur und Kunstgewerbe entstanden sind. Man hat ferner eine Reihe von anderen Räumen mit recht brauchbaren neuen Wänden versehen, die einen guten Hintergrund für die Gemälde abgeben, und der junge Berliner Architekt A. J. Balcke hat schließlich mit außerordentlichem Geschmack drei frühere Säle mit Benutzung von Münchener, Dresdener und Wiener Anregungen zu einer weiten, imposanten, durch zwei gute Bogendurchgänge in drei Teile sich gliedernde Halle im Stil einer barocken Antike umgebildet, zu einem schönen und festlichen Raume, der mit seinen Reliefriesen und dekorativen Malereien, mit seinen Lorbeerbäumen und dem prachtvollen Dunkelblau des die ganze Bodenfläche bedeckenden Teppichs — er hat die allgemein angenommene Bezeichnung „der blaue Saal" hervorgerufen — auch koloristisch vortrefflich wirkt.

Bedauerlich aber ist es, daß neben diesen Ausnahmen das ganze Elend der anderen Räume geblieben ist. Die Kuppelhalle selbst hat ihren alten überladenen Formelkram beibehalten, und von den willkommenen neuen Ausstellungszimmern und Festhallen gelangt man ohne Übergang in die treibhausartige Glas- und Eisenumgebung der übrigen Säle und Gänge. Und in der Ausnutzung des „blauen Saales" hat man den unbegreiflichen Fehler begangen, seine Wände mit Bildern zu behängen, die seinen Größenverhältnissen nicht entfernt gewachsen sind, statt daß man ihm die Rolle einer Skulpturenhalle gegeben hat, zu der er geradezu geboren ist. So finden sich allenthalben Widersprüche und „Unstimmigkeiten", für die allerdings die Ausstellungsleitung und ihr überaus rühriger Präsident Prof. Arthur Kampf nur zum Teil verantwortlich ist. Denn man weiß, daß ihre weitergehenden Reformpläne durch einen Einspruch, gegen den es in Moabit keine Appellation gibt, verhindert worden sind.

Digitized by Google

Indes man soll bei Kunstausstellungen nicht in den Fehler mancher Bibliophilen verfallen, die bei einem Buche mehr den Einband und das Vorsatzpapier als den Inhalt beachten; man soll dem äußeren Gewande, so wichtig es ist, keine ungebührliche Bedeutung beimessen. Schließlich ist doch das, was in dem Kleide steckt, das Wichtigere. Es ist allerdings zu bemerken, daß im vorliegenden Falle zwischen diesem Inhalt und seinem Gefäß eine Wesensverwandtschaft besteht. Auch die Masse der Kunstwerke in der Ausstellung bildet keine Einheit. Auf der einen Seite ist der alte Stil geblieben: eine ungeheure Menge mittelmäßiger und wertloser Produkte, trotz der beträchtlich gesteigerten Strenge der Jury ganze Saalreihen, die man kalten Herzens, starren Sinnes durchmißt, ohne aufgehalten zu werden; die es bewirken, daß die Ausstellung doch wieder in manchen Partien schlechthin ein Verkaufslager bildet, nicht einen Extrakt des Besten, was das Jahr hervorgebracht hat. Zu den charakteristischen Erscheinungen dieses alten Stils gehört auch der militärisch-höfische „Ehrensaal", in dem sich der ganze Jammer unserer offiziellen Kunst peinvoll offenbart. Ringsum starrt hier alles von den Waffen, dem Pulverdampf, den Uniformen, blitzenden Helmen und Knöpfen belangloser Soldatenbilder, die sich nicht über das Niveau eines trockenen Chronistenberichtes erheben, und in der Mitte steht — ein schier unglaublicher Anblick — Rudolf Maisons Modell zum Berliner Kaiser Friedrich-Denkmal, der erschütterndste Beweis für die Tatsache, daß selbst ausgezeichnete Bildhauer Schiffbruch leiden, wenn sie sich mit dem ausgeleierten Instrument der monumentalen Porträtplastik abgeben.

Auf der andern Seite aber findet man dann am Lehrter Bahnhof eine ganz stattliche Reihe von Arbeiten, die mit den eben angedeuteten nichts gemein haben als das Dach des Hauses, das sie beherbergt. Und hier, wo die Große Ausstellung tatsächlich Beachtenswertes bietet, steht sie ihrer ganzen künstlerischen Haltung nach der Sezession recht nahe. Das gilt nicht nur von dem französischen Impressionistenkabinett und den in seiner Nachbarschaft befindlichen dekorativen Gemälden von Puvis de Chavannes, sondern auch in den sonstigen ausländischen Abteilungen, wo neben vereinzelten Italienern, Spaniern (wie Sorolla y Bastida) und Engländern (wie Walter Crane) hauptsächlich Belgier und Amerikaner vertreten sind, die ganz und gar nichts mit der akademischen Schablone zu tun haben: aus Belgien sind da Frederic, Leemputten, Gilsoul, Mathieu, Khnopff, Laermans erschienen, lauter Repräsen-

Digitized by Google

tanten der entschiedenen malerischen „Linken", und von den Bildhauern außer Meunier Jules Lagae, der von Rodin angeregte junge Künstler, dessen wundervolle Büsten die gesamte landläufige Berliner Plastik in den Schatten stellen; aus Amerika vor allem die glänzenden Porträtisten Shannon, Dannat und Wiles, deren Arbeiten nach ihrer ganzen Auffassung wie ihrer Mache ruhig in jeder Sezession hängen könnten. Und nicht minder gilt das oben Gesagte von den Hauptstücken der Berliner Abteilung. Hier nehmen zunächst die beiden Säle der ehemaligen Sezessionisten, d. h. der im vorletzten Winter aus der Sezession, der sie bis dahin angehört hatten, ausgeschiedenen sechzehn Künstler, unbestritten den ersten Platz ein. Diese Säle, in denen die O. H. Engel, Uth, Looschen, Lippisch, Oskar Frenzel, Schlichting, Höniger, Freudemann, Langhammer, Julie Wolfthorn und die Bildhauer Schauß und Lederer, der Schöpfer des Hamburger Bismarckdenkmals, eine Brücke zwischen moderner und älterer Auffassung schlagen, sind die einzigen der Ausstellung, die als Ganzes befriedigen, die ein tüchtiges, sympathisches, am Maßstabe der anderen Räume gemessen recht hohes, wenn auch nicht überragendes Gesamtniveau aufweisen. Unter den übrigen Berliner Malern ist dann einer, der einen überraschenden, auf die ehrlichste Weise errungenen „großen Erfolg" zu verzeichnen hat: der Präsident der Ausstellungskommission, Arthur Kampf, diese frische Kraft, die erst vor wenigen Jahren von Düsseldorf her in den Lehrkörper unserer akademischen Hochschule berufen wurde und uns diesmal beweist, daß sie nicht nur außergewöhnliche organisatorische Fähigkeiten besitzt — Kampf ist die Seele aller erreichten Reformen gewesen —, sondern auch künstlerisch einen hervorragenden Faktor bedeutet. Seine beiden neuen Bilder, ein „lachender Philosoph" und mehr noch eine aus Velasquez-Anregungen entstandene Tingeltangelszene „Die beiden Schwestern": zwei entzückende kleine Chansonetten, die auf einem Podium halb gleichgültig-gelangweilt, halb frühreif-routiniert zur Begleitung eines auf der Guitarre klimpernden Alten ihre Gassenhauer singen, sind malerische Leistungen ersten Ranges. Und in gleicher Weise sind die farbenfrohen Bilder von Skarbina, die holländischen Straßenszenen von Hans Herrmann, die prächtigen Blicke auf den Hamburger Hafen von Friedrich Kallmorgen, die feinen und interessant stilisierten Frauenbildnisse Karl Zieglers durchaus Zeugnisse von dem Reichtum und der packenden Kraft der unbefangenen, von den Fesseln der Konvention befreiten malerischen Anschauung unserer Zeit.

Digitized by Google

In ihrer ganzen Fülle zeigen sich freilich dieser Reichtum und diese Kraft erst auf der Ausstellung der Sezession, die nie so gut war wie in diesem Jahre. Die Berliner Sezession hat in der jüngsten Zeit mit Energie und nicht ohne Rücksichtslosigkeit alle diejenigen ihrer früheren Freunde abgeschüttelt, die sie entbehren zu können glaubte. Sie ist dadurch nicht schwächer, sondern stärker geworden, die „Dezimierungen" sind ihr vortrefflich bekommen, und die Ausstellung hat an Ruhe und Übersichtlichkeit bedeutend gewonnen. Jede verstimmende und verwirrende Überfülle ist geschwunden, die Wände laden zu behaglichem Genießen, und die Anordnung ist logischer und künstlerischer als je vorher. Die führenden Persönlichkeiten treten dadurch viel wirksamer hervor: Max Liebermann mit ein paar lustigbunten Blicken aus der Papageienallee des Zoologischen Gartens von Amsterdam und einem Selbstporträt von tiefschürfender, unerbittlicher Charakteristik; Leistikow mit neuen Landschaften, märkischen und nordischen Motiven, in denen er stärker als früher die Lichtmalerei des Impressionismus angenommen hat, ohne seinen persönlichen Stil dabei zu opfern; Ludwig von Hofmann mit einem großen „Sündenfall", einer wundervollen, farbenglühenden Umdichtung der biblischen Szene in eine deutsche Sage; Louis Corinth mit einer Arbeit von schlagendem Effekt, einer kecken modernen Variation des Europa-Themas: einem fetten, famos gemalten Monstrestier, den ein dralles Mägdelein lachend an einem rosa Bande regiert; Max Slevogt mit dem flott hingesetzten Reiterporträt eines Dragonerleutnants. Das Bildnis feiert überhaupt auf dieser Sezessionsausstellung Triumphe. Reinhold und Sabine Lepsius, Konrad von Kardorff, Leo von König, Philipp Klein, Erich Hancke und Robert Breyer sind mit Porträts erschienen, die eindringliche Charakteristik mit eleganter Freiheit der Pinselführung und verfeinertem malerischem Geschmack in immer anderer persönlicher Mischung mit einander verschmelzen.

Das Ausland fehlt natürlich nicht auf dieser Sezessionistenschau. Aber es spielt durchaus keine beherrschende Rolle, wie das früher öfters geschah; man hat es doch für gut gehalten, den mahnenden Stimmen Gehör zu schenken, die auf das Mißliche einer solchen zu weit gehenden Gastfreundschaft hinwiesen. Was man jetzt an fremden Arbeiten sieht, steht mehr als Studienobjekt und großes Beispiel dort. Dieses Quintett erlesener Stücke Eduard Manets, Studien verschiedenen Charakters von fabelhaftem Farbengeschmack und unvergleichlichen technischen Qualitäten, diese ge-

Digitized by Google

waltige, nicht ganz vollendete Trias aus dem Nachlaß Segantinis, in der der herrliche Meister von Maloja seine ganze Art und Kunst monumental zusammenfassen wollte, diese genialisch-grotesken Pariser Schilderungen des aristokratischen Montmartre-Bohemiens Toulouse-Lautrec mit dem unerhörten Raffinement ihrer schnell charakterisierenden Zeichnung, diese Proben der bei uns fast ganz unbekannten modernen russischen Kunst, Bilder von Somoff, Seroff, Böhrich, Wrubel und vor allem Maljavine, dessen Riesenbild „Das Lachen" schon 1900 in Paris allgemeine Bewunderung erregte — alle diese Dinge können den jungen und alten deutschen Malern, dem Publikum und der Kritik nur zu genießen, zu lernen und zu denken geben. Zu lernen, wieweit wir an den großen internationalen Errungenschaften der modernen Kunst teilnehmen können und müssen, wenn wir nicht ins Hintertreffen geraten wollen; zu lernen auch, wo für uns in der Benutzung ausländischer Vorbilder die Grenze liegt, jenseits derer wir in Gefahr geraten, unsere deutsche Eigenart zu verlieren.

In der Plastik ist auf der Großen Ausstellung von dem fortschrittlichen Geist, der sonst zu vermerken war, leider wenig oder nichts zu spüren. Sieht man von einzelnen Ausnahmen ab, wie Lederers schlankem „Fechter" für den Universitätsbrunnen in Breslau und Brütts schöner „Diana", so bleibt ein Massenaufgebot von Skulpturen übrig, in dem das anständige Mittelgut und die banale Phrase das große Wort führen. Hier hat die Sezession, die sonst als Erzieherin so guten Einfluß ausgeübt hat, noch viel zu mahnen und zu lehren. Sie selbst ist diesmal in der Zahl der ausgestellten Bildhauerwerke sehr bescheiden gewesen, aber sie bringt zwei Meisterschöpfungen Rodins auf den Plan und zeigt in der „Salome" von Fritz Klimsch, zu welchen Leistungen auch die Berliner Plastik emporschreiten kann, wenn sie sich von dem fabrikmäßigen Denkmalsbetriebe fernhält. Das ist's: die Sezession darf sich der Freiheit erfreuen und hat darum den Beruf, den Weg zu bahnen; der Großen Ausstellung fällt das Amt zu, den Troß zu ordnen und nachzufolgen. Die Rollen sind gar nicht übel verteilt.

Digitized by Google

Von einer Fahrt zu Peter Rosegger.

Von W. K. A. Nippold.

[Teil II Schluß.]

Wahrlich, wir dachten, und denken es heute: Wenn ich nicht ich wäre, möchte ich Peter Rosegger sein!

Peter Rosegger ist ein glücklicher Mensch. Er macht andere glücklich, viele: Nähere, Fernere, die eignen Seinen, und die so übergroße Zahl derer, die auch zu den Seinen gehören möchten!

Sein ist ein Außenleben, eine Außenwelt, die sehr viel wert ist. Ein rechtes eigenes Gebiet, drauf er mit festem Fuße steht, darin er mächtig wurzelt, der Heimatboden im Alpenland! Die Menschen des Heimatlandes! Ein kleines Gebiet vielleicht, und eine beschränkte Welt: und doch — wie glücklich, der eine solche hat! Die haben die Großstadtkinder nicht, und deren Welt ist so unendlich klein der Welt Roseggers gegenüber. Wahrlich, die große Dichtung, und die großen Dichter werden uns nicht von der Großstadt, nicht in Berlin und Wien gegeben. Wir dürfen, müssen hoffend aufsehn für die Dichtung, für die Kunst: zu den Bergen, „von dannen die Hilfe kommt". Auf die Literaten, Schriftsteller, Journalisten, Redakteure u. s. w. der großen Städte paßt nur zu leicht das Wort unter dem Titel: Habent sua fata libelli:

„Er trägt's aus Büchern erst in sich hinein,
Und dann sich selbst in andre Bücher nieder.
Sein nachempfunden Nachbild wird allein
Zehn andern vorempfundnes Vorbild wieder . . .
. . . Und aufgeschlagen liegt ein Buch für sie,
Ein großes, weises Buch: Wieviele dürften's nie,
Sie dürften's lesen: doch — seltsame Toren!
Das Buch Natur scheint einsam und verloren." —

— Wir kennen ja die Alpenwelt. Uns ward dort unser „Alpenmärchen".

Solch' eine Welt, eine große Welt, hatte ein Größter, auch ein Sohn des Berglandes: Jeremias Gotthelf. Und von ihm gilt vielleicht in noch höherem Grade denn von Rosegger das Wort: Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. Ob auch Rosegger selbst diesem Gewaltigen, diesem Jahrtausendmenschen ganz gerecht geworden ist? Er vergleicht ihn wohl zu leicht, wohl zu oft mit anderen, Heutigen, Lebenden,

Digitized by Google

stellt ihrer einen wohl gar, wenn auch nur in beschränktem Sinne, über ihn. Solcher aber, wie Jeremias Gotthelf, wurden seit den Tagen des Homer nur wenige geboren, kaum im Jahrhundert einer; ihm zur Seite stellen könnten sich in deutschen Landen als seiner Art verwandt höchstens Grimmelshausen und Anzengruber. [Vgl. über Gotthelf im „Deutschen Wochenblatt" (1897) u. a. (1894).]

Solch' eine Welt für sich hat auch unter den jüngeren Schweizer Dichtern vor allen Ernst Zahn (Vgl. über ihn „Berner Heim", 1899.) in seinen Bergen des Gotthard. Der ist der schweizerische Rosegger — wenn man einmal vergleichen will.

Und Rosegger — in seinem Innenleben! Wie doch unendlich wertvoll ist ihm dies, und uns, geworden!

Wir haben Roseggers Buch über sein Himmelreich nicht gelesen — vielleicht mit Absicht nicht. Das ist so ganz sein Innenleben, kann nicht das anderer sein, nicht Großer, und nicht Kleiner. Doch aber hat er das voraus vor vielen anderen, vielleicht vor allen Lebenden: daß das von seinem Innenleben, das andern, vielen sich vertrauen darf und soll, von vielen anderen in warmer, dankbarer Liebe empfangen und umfangen wird. Im rechten, schönen, starken — nicht „landläufig" schwachen — Sinne des Wortes ist Rosegger der liebenswürdigste, der liebenswerteste Poet der Gegenwart.

Wer ihn verstehen will, braucht nicht durchaus in seine Lande selbst zu gehen: er muß es nicht, aber er tut sehr wohl daran. Jeremias Gotthelf ist viel schwerer verständlich, und seine Menschen und sein Land sind viel schwerer verständlich — für Fremde. Aber wem es gegeben ist, selbst einen Blick in Roseggers Leben zu tun, der wird viel lieber nachdem wieder und wieder einen Blick in dieses Lebens Werke tun, um ein Gesamtbild dieses Lebens und dieser Werke sich zu gewinnen. Als großes Ganzes wollen diese Werke betrachtet sein wie wohl die aller rechten Dichter. Wer da Roseggers Leben kennt, wird ausgehend von seiner Kenntnis dieses Lebens drin einen rechten Schlüssel haben zur Offenbarung aller dieser Werke.

Sein „Weltleben" hat ja Rosegger selber auch beschrieben, für die große Zahl derer zumal, die ihn nicht selber kennen lernen können. Wie greift die Schilderung ans Herz, die er von seinem Vater, seiner Mutter gibt! Wie hat er seinen Vater wieder uns gezeichnet, und auch sich selbst gezeichnet, in „Heidepeters Gabriel". Er hat gewiß hier nicht geschmeichelt. Manches erinnert an Dickens' Art, der seinem prächtigen Mister Micawber manchen Zug gegeben

Digitized by Google

haben soll von seinem eigenen Erzeuger; allein wir gewinnen, vielleicht nur um so mehr deshalb, diesen Mann lieb. Roseggers erster Frau hat der Dichter ein herrlich Denkmal gesetzt; von seiner zweiten Frau schweigt die Geschichte bisher im allgemeinen. Und diese zweite Frau wie seine Kinder — wie sind sie doch der Dichtung und des Dichters wert! Sein Gretchen — ja über das muß man die treffliche, humorvolle Schilderung nachlesen im „Schelm aus den Alpen" (II). Nur eines sei von ihr citiert, wie sehr uns mahnend an manch' ähnliche, selber erlebte Kindergeschichte (S. 372/73):

„Manchmal, wenn Gretchen gut gelaunt ist, und ich ein wenig auf dem Sofa ruhe, hat sie die Absicht, mich zu unterhalten. Sie erzählt mir kleine Geschichten von dem schlimmen Fritz und vom Bären, oder vom Wolf, die allemal eine tragische Pointe haben. Als ich das Mädchen eines Tages bat, mir doch auch einmal eine lustige Geschichte zum besten zu geben, erzählte es folgendes:

Wa einmal ein baver Fitz, und der hat sagt, er wird nicht in Wald dehen, und ist richtig nicht in Wald dangen. Und da ist danz plötzlich kein Wolf kommen und hat den Fitz nicht gefessen."

Wie gern vergleichen wir mit solchen Früchten aus „Roseggers Werken jene Szene, da er für uns erzählt („Weltleben" S. 41), wie er „zu seiner Frau kam"", wie er zuerst sie sah: „Das war kein fremdes Fräulein"; „das war ein trauter Mensch"; „das war sehr lieb". Lernt man sich so auf Bällen kennen, in „Gesellschaft"? — —

Wie fröhlich war der traute Gang mit den drei Töchtern Roseggers durch Wald und Feld von Krieglach aus am Nachmittag. Wie wertvoll doch der Abend im stillen Kreise der Familie, da auch Roseggers jüngerer Sohn uns gleich ein guter Kamerad geworden. Wir dachten mancher Stunde, die wir mit so manch' andrem Dichter schon erbracht: in Ernst v. Wildenbruchs Berliner Heim, beim greisen Rudolf v. Gottschall, in Otto v. Leixners Groß-Lichtenfelder Burg; bei Widmann, Spitteler und Zahn im Schweizer Land. Wir freuten uns, bei Rosegger zu sein.

Wir hätten ihm am liebsten immer nur gelauscht, nur zugehört. Doch mußte ihm auch manches berichtet sein. Wir wollten freilich schweigen, ihn berichten zu lassen, nicht zwar als Interviewer, wie wir gleich gesagt und auch nicht als

Digitized by Google

Schriftsteller, als Literat, oder Journalist oder Redakteur. Einzig und allein als Dichter, nichts als ein Dichter, dem der Dichter hier von sich erzählte.

Gemeinsam war uns manches wohl, selbst in der äußerlichen Abstammung. Bei Graz, da er aufwuchs, auf Schloß Wildon saßen vordem unsere Ahnen; von dort kam unsre Urgroßmutter an das Meer von Holland. Wir dachten Siebenbürgens: und dorthin ward eine Karte gesandt mit einem deutschen Gruß von Rosegger.

Dann wieder erzählte Rosegger uns von einer Fahrt im Steirerlande auf der Eisenbahn. In ein Coupé, das schon erklecklich voll, war noch ein einzelner, stiller und schlichter Reisender gestiegen, bescheiden sich in eine Ecke drückend. Das half ihm nichts: ein junges Bürschlein murrte laut, von ihm beengt zu sein, gestört im wichtigsten und angenehmsten Lesen. Und der sein Nachbar unfreiwillig ward, machte sich immer dünner in seinem Winkelchen, um ja nicht jenen noch mehr zu hemmen. Wie froh war der andre aber doch, da die gemeinsame Fahrt ihr Ende gefunden, darin er nicht zum rechten Genuß von einem Buche — Peter Roseggers kam, das ihm so wichtig und so angenehm zu lesen war, daß er um dieses Buches willen nicht nur den Nachbar am liebsten nicht beachtet hätte, sondern ihn ganz mißachtet hatte, gar nicht erfreut und nur erbost ob dessen Gegenwart, der Gegenwart — Peter Roseggers selbst, des Dichters dieses Buches! Ja: wenn er das gewußt hätte! Wenn mancher Mann eben wüßte, wer mancher Mann wär' u. s. w. u. s. w. — — —

Nicht alle Gäste, die da kommen, wie schon erwähnt, können ihm liebe Gäste sein. Es gibt ihrer manchen recht unangenehmen und zudringlichen auch, der zu Rosegger kommen will. Mag wohl Bedeutung für ihn haben, wie für uns, das Wort, das er zu uns gesprochen: Werden Sie nur nicht populär! Berühmt — mag sein: aber ja nicht populär! — Er hat wohl Grund, also zu sprechen. Doch hat's für uns damit nicht Not!

Er ist oft leidend, Reisen wird ihm immer schwerer. Und er muß sich schonen: sein Leben, seine Gesundheit sind wie ihm und seinen Nächsten Tausenden unersetzlich.

Er hat Feinde, im eigenen Lande zumal, natürlich, und man kennt diese Feinde. Selber sein Sohn hat ihre Gegnerschaft und ihre Niedrigkeit erfahren müssen, wie er uns erzählte. —

Digitized by Google

Gewiß: es ist nicht Mode einzig, was Peter Rosegger zum weltberühmten Mann gemacht. Wir sagen's freilich offen, wie wir's zu ihm gesagt: gegen solche Mode, gegen jede Mode, auch wenn sie ihm galt, wenn sie einzig Mode war, nur Tagesschöpfung, hätten wir uns erhoben. Aber Rosegger ist ja keine Tagesgröße. Es ist schon oft geschehen, daß Tagesgrößen ausgeschrieen worden: irgend eine „pikante" Seite ihrer Erscheinung ward oft in den Vordergrund gestellt, wirkte entscheidend, daß sie Mode wurden. Wohl ähnlich ist's bei Rosegger geschehn, nur mit dem Unterschiede eben, daß er seine äußre Erhöhung verdient, daß er die Mode überdauert hat, und lange überdauern wird. Anders, ganz anders, liegt es bei andern, bei den meisten, bei fast allen; ganz entgegengesetzt sogar. Carmen Sylva und Johanna Ambrosius sind deß so recht Exempel. Die eine: ja wenn sie nicht Königin wäre, nicht Prinzessin war — wer würde sich um diese Dilettantin kümmern? Sie ist der Typus einer Dilettantin; sie hat kein Bürgerrecht, geschweige denn ein Fürstenrecht im Gottesgnadenreich der Kunst; nur unter den Menschen ein menschlich verliehen, äußerlich Fürstentum. Sie mag eine gute Königin sein; deshalb, weil sie Königin, ist sie noch keine gute Dichterin, ist sie nicht Dichterin überhaupt; und sie ist auch nicht Dichterin. — Johanna Ambrosius: wir hoffen sehr, daß sie eine gute Bäuerin ist; denn mit der Dichtkunst hat ihr Wirken, das sie reich und berühmt gemacht, unter dem Protektorat einer gekrönten Laiin, während manch' großer Dichter durch die Schuld der Menschen unterging: genau so viel zu tun wie eines, vielleicht in seinem Fache hervorragenden Anstreichers Tätigkeit mit Rafaels und Böcklins Schaffen: und er wie diese sind doch Maler. Kein Innenleben schuf ihr Denken und Dichten, nichts nahm sie aus sich selbst, alles nur aus der Außenwelt um sie: das Lesen nur von Gartenlaubenbänden, die andere „gedichtet", machte sie zur „gelesenen" Dichterin. Und solcher „Bauernpoeten" sind viele, und alle sollen, so will's die Mode, Poeten sein, weil sie Bauern sind! Wie hat doch auch Ernst Zahn mit stillem Lächeln uns gegenüber die treffende (nicht nur für ihn, sondern auf viele noch treffende) Bemerkung getan: Ja, wenn nur meine Kritiker einmal, wenn sie vom Dichter Zahn erzählen, nicht gleich hinzusetzen würden: Und denkt Euch: wie merkwürdig, daß dieser Dichter — Bahnhofswirt ist! — Sie, diese Kritiker, schildern allerdings gar oft mehr und auch wirklicher und wahrer Zahns Tätigkeit, wie er die Suppe schöpft, als seines Dichtens große Schöpfer-

Digitized by Google

taten. Was hat denn eigentlich um Himmelswillen mit seinen Suppenschüsseln sein Dichteramt zu tun? Indes: es ist ja so pikant; „pikant" ist eben auch bei Rosegger zumal seine Vergangenheit eines Handwerkers — eines Schneiders. Das war er aber doch nur äußerlich. Das sahen sie alle an ihm: nicht sahen sie, bis er zu sehen zwang, sein Innenleben, seine große Kunst, die alle ihre Außenwelt um viele Menschenalter überdauern wird.

Der Kunstwert einzig soll entscheiden über eines Dichters Werk. Wenn Carmen Sylva und Johanna Ambrosius Dichterinnen wären, dann wäre es ganz gleichgültig, ob diese Bäuerin, und jene Königin. Und wenn ein König seine Ansicht ausspricht über Dinge, die außer seinem Amte liegen: über die Kunst etwa, die nicht von Menschen, nicht von Königen verliehen und bestimmt sein kann: dann spricht er nur als Laie, hat ein Recht, wie jeder Laie, seine Meinung zu sagen; aber ein Urteil, ein entscheidendes Urteil, hat er deshalb, weil er König ist, durchaus nicht mehr als jeder andere Laie: viel weniger als jeder Künstler. Er spricht als Mensch zu Menschen dann; allein entscheidend im Gebiet der Kunst ist nur die Kunst. — Wenn die Parteien ihrer eigenen Cliquen Angehörige und Untertanen einzig rühmen und überschätzen, so liegt das eben leider wohl im Wesen der Partei, und wird, wo leider die Parteien herrschen, auch nicht besser werden; wenn aber vielleicht Schriftsteller deshalb nur berühmt, nur aus dem einen Grund in vieler Munde sind, weil sie israelitischer Rasse oder hochorthodoxer Konfession angehören; wenn den Magyaren z. B. Madach eo ipso größer als Goethe, Jokai als ein Riese, Michael Lieb aus Munkácz der größte Maler aller Zeiten gilt, weil sie Magyaren (oder vielmehr gewöhnlich magyarisiert, wie alle jene Größen dort, zu ihren Lebzeiten, oder nachträglich): dann ist das so betrübend freilich wie zugleich lächerlich. —

Rosegger wird trotz aller Mode, gegen die Mode, wahrlich bestehen bleiben und sein Werk. Ob ihn Parteien erheben — er steht doch über den Parteien! —

— Wie viel gab doch der deutschen Kunst, Literatur und Dichtung Österreich! Die Schweiz und Österreich: die zwei zusammen wiegen zum mindesten seit Goethes Tode Deutschland auf. Dort Gotthelf, Arnold Böcklin, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Leuthold, Hodler und so viel andere — hier Grillparzer und Anzengruber, Lenau, Hamerling, Rosegger, Marie von Ebner-Eschenbach und so viel andere! Welche Lebenden, zu ihrer Zeit Lebenden könnte den Zweien, die aus gleichem Lande,

Digitized by Google

aus gleichem Orte geboren: den Meistern Gottfried und Conrad Ferdinand Deutschland entgegenstellen und vergleichen? Wer ist, da Kleist und Goethe starben, außer Mörike und Hebbel und Wilhelm Raabe in Deutschland jenen ersten beiden obengenannten Österreichern gleichzustellen?

Und welche wundergroße Zahl von großen guten Büchern gab uns nicht einzig Rosegger. Wir nennen heute und an dieser Stelle nur neben seinen schon erwähnten Werken „Mein Weltleben“ und „Heidepeters Gabriel“, beide mehr autobiographisch, und ganz von dieser Art das erste, neben „Jakob der Letzte“ den wunderschönen Roman „Erdsegen“, „Das ewige Licht“, das „Buch der Novellen“, 3 Bände, „Waldheimat“, 2 Bände, „Schelm aus den Alpen“, 2 Bände, „Als ich jung noch war“; vor allen natürlich auch sein erstes großes Buch „Die Schriften des Waldschulmeisters“, sodann „Peter Mayr, der Wirt an der Mahr“. Viele andere Schriften noch gesellen sich würdig zu diesen obengenannten. Es ist in ihnen, und in ihnen allen, ohne Ausnahme, ein Hausschatz geboten, der in der Bibliothek, wie sie der rechten Familie ziemt, einem rechten Hausherrn, einer ernsten denkenden Frau, herangewachsenen wie heranwachsenden Kindern, gleich nach den Werken Goethes und Kleists, und mit den Werken Raabes, Gotthelfs, Mörikes und Anzengrubers, Kellers und Meyers einen Ehrenplatz verdient. Roseggers Schriften sind nicht nur „Unterhaltungsliteratur“, und sind doch rechte Unterhaltung; und sie sind Kunstwerke zugleich. Das ist so selten, ist fast nie vereint. Und solche Werke soll man [— müssen wir das auch hier ausdrücklich sagen? Wir fürchten: es wird doch wohl dringend nötig sein! —] kaufen, nicht leihen und verleihen; man wird sie gerne zweimal, dreimal, öfter und öfter lesen!

Wir greifen einzelnes heraus: Wie herzlich lachen werden wir doch alle können beim Genusse der Erzählung „Der Hinterschöpp“ (Geschichte dreier zweifelhafter Personen, „Buch der Novellen“ II). Es ist das gleiche Thema, nur umgekehrt behandelt, wie in des von der heutigen und gestrigen Mode wieder einmal gern unterschätzten Friedrich Halm „Wildfeuer“. Dessen Renée sieht freilich hier ganz anders aus. Dann: „Die Geschichte vom Hektor“, der in höchst verdächtiger Weise — Strumpfbänder verkauft, im „Schelm aus den Alpen“ (II); „Das Haus auf der Höhe“ („Novellen“ I), eine großartige Würdigung des Rechtes der Feuerbestattung (die vielleicht am ehesten ein Recht hat, wenn man von „Recht“ hier reden will), und auch zugleich von künst-

Digitized by Google

lerischer Welt- und Lebensanschauung. Daneben auch etliche (wir zählten drei) etwas ermüdende Geschichten von Pfarrern, deren Lebenspfad just so im Sande sich zu verlaufen scheint, wie auch in Wirklichkeit manche von ihnen geleitete Bewegung selbst. — Ähnlich gemütstief, aber ebenso in der äußeren Handlung weniger fesselnd ist auch das noch nicht angeführte Buch „Die Gottsucher". Alle diese Leute, die da geschildert werden, sind gemütstief. Oft zu gemütstief vielleicht. Und dann grübeln sie. Ihr Dichter grübelt. Das ist viel weniger der Fall in den ersten und überhaupt auch späterhin im allgemeinen in den kleineren Erzählungen Roseggers, wo neben dem „Milieu" auch der Handlung ihr Recht vollkommen gewahrt ist: jene sind kräftiger — frischer — mächtiger.

Rosegger — oder Rossegger, wie er ja ursprünglich hieß (so wurde aus Hammerling Hamerling, und aus Conrad Meyer, Ferdinands Sohn, wenn wir nicht irren, erst lange nach der Taufe aus bestimmten Gründen noch ein Ferdinand) — wird just in diesem Jahre 60 Jahre alt. Ihm graut schon jetzt vor diesem Jubiläum. Und doch: des Zaubers, der von ihm ausstrahlt, mag er sich wie in diesem noch durch manch' andere Jahre freuen, wenn dieses Zaubers Wirkung ihm auch nicht immer angenehm ist. Er muß es eben leiden. Vielleicht mag er auch zürnen, daß der Nicht-Interviewer nun doch noch, freilich erst nach etlichen Jahren, auch zu der Schar derer gegangen, die über den Schreiber schrieben. Er muß auch das erleiden.

Der Name Rosegger ist eben populär wie kein zweiter unter den Dichternamen unserer Tage. Wir denken auch des Morgens, da wir Krieglach verließen (ohne in die Lage gekommen zu sein, der freundlichen Wirtin eine Rechnung bezahlen zu dürfen, und so gewiß auch dieser letzteren Eigenschaften nur rühmen zu können, wie alles im Hause Höbenreich: Roseggers Gast durfte nichts zahlen, so wollt' es unser Gastfreund, um auch leiblich also uns zu verpflichten!), da wir in unsern Zug gestiegen, Roseggers Sohn uns das Geleit gegeben. Wir fuhren ab, und winkten noch, und riefen unserm freundlichen Begleiter scheidend zu: „Auf Wiedersehn, Herr Rosegger!" Gleich stürzten in dem überfüllten Wagen wie in anderen eine Masse Leute ans Fenster, Männlein und Weiblein; und die unsrer habhaft werden konnten, bestürmten uns mit Fragen: Ach, sagten Sie nicht, sagten Sie nicht: Rosegger — Rosegger: ist das vielleicht gar ein Verwandter von dem berühmten Rosegger? Wir mußten dies nun freilich zugestehn, sogar die ganz nahe Ver-

Digitized by Google

wandtschaft seines eignen Sohnes mit Rosegger bestätigen; und da wir durch den Umstand, daß dieser Sohn zum Bahnhof uns das Geleite gab, allerdings hinreichend der Bekanntschaft mit Roseggers Hause verdächtig waren, so sollt' es nun an ein Erzählen von ihm und seinem Hause gehen. Alle wollten sie von ihm alles wissen.

Ja: Rosegger ist populär. Er wird wohl gerne, wie bei Gelegenheit des oben erwähnten Intermezzos, „incognito" reisen. Er kann da noch manch' Ähnliches erfahren. Wir aber meinten schließlich: Da er nun doch einmal so populär ist, kann es ihn doch nicht allzusehr verdrießen, wenn wir nicht jenen Wenigen nur im Eisenbahnwagen, sondern auch andern, die vielleicht noch einiges von ihm erfahren wollten, erzählten über ihn?

Er kann's doch nicht mehr ändern: er ist nun einmal populär. Und leider müssen wir's sagen: er wird's von Tag zu Tag noch mehr. Er wird sich aber mit Geduld, so denken wir, fügen ins Unvermeidliche.

Und ob er's anders haben möchte, sein Erdenlos, dazu doch nun einmal dies Unvermeidliche gehört? Wir glauben: nein! —

Mutterrecht.

Im Talgang des Kaiserstuhls.

Eine Novelle

von Wilhelm Jensen.

[Teil II Fortsetzung.]

Weniger eine Mitteilung in Gesprächsweise war's gewesen, als eine enarratio und oratio über die im Briefe Lazarus de Schwendis angezogenen Gegenstände, die Georg Pictorius seiner Ehefrau gehalten. Er stand im achtundsechzigsten Lebensjahre und geriet nach Weise des Alters gern dazu, sein Wissen von Dingen, die er in Rede nahm, auszuschöpfen und in ziemlicher Breite zum Vortrag zu bringen. Jetzt faltete er das Schreiben aus dem Ungarlande wieder zusammen, doch ließ dabei den Blick

Digitized by Google

noch einmal über die letzte Seite gehen und fügte, mit dem Kopf nickend, seinen Erläuterungen nach:

„Ja, der Diptam — Dictamnus benennet Gesnerius die absonderliche Pflanze — ich besinne mich wohl, daß wir sie bei Achkarren, dem Keltennest, auf einem Waldwege zusammen auffanden. Sie trägt einen süßen Duft in ihrer Blume und seltsamliche Entzündbarkeit, wenn ihr langes Staubgefäß von einem Feuerfunken getroffen wird, allsogleich in eine hervorschnellende Flamme aufzuschlagen, weswillen sie auch den Namen Ascherwurz führt; ist aber in ihrem Wurzelsaft von einem täubenden, bitterwürzigen Geschmack. Sie gleichet die Beschreibung in dem Briefe nicht sonder Zutreffen einem der keltischen Mädchengesichter wie aus Milch und Blut an, denn die fünf weißen Blätter der Blume, nicht unähnlich schmächtigen Wangen, sind von purpurfarbigen feinen Adern durchzogen, und die überaus lang vorragenden Staubfäden können desgleichen an Mägdleinhaare gemahnen; auch ist die Pflanze sonderlich schlank aufgebaut in Art des Wuchses einer Jungfrau. Es gehört zum Wesen des Herrn Lazarus, darin er von dem aller mir sonstig bekannt Gewordenen seines Geburtsstandes abweicht, daß er solche Zuneigung für die Blumen des Gebirges und Waldes in sich hegt, wie seine Freundschaft für mich niemals den Abstand meiner bürgerlichen Herstammung angesehen, und ich verhoffe, ihn trotz dem Francisco Vinario in Oberbergen so weit seines malum coxae ledig zu machen, daß wir noch wieder mitsammen als herbarii durch die verwundersamen Schluchtwege des Kaiserstuhles zu seinen sonnenoffenen oder grünüberwaldeten Anhöhen hinaufzuwandern vermögen."

* * *

Ja, im Aprilmonat war's, und drüben in Schwarzwald trugen die großen Herren, der Feldberg, Belchen und Kandel noch den vollen winterlichen Hermelin um die Schultern, wie gleicherweise ihre hohen Standesgenossen westwärts vom Rhein über der langen Reihe der Wasgauberge; auch weit niedrigere Vasallenköpfe und -Rücken unter ihnen, auf die sie hoheitsvoll herabblickten, zeigten sich noch ebenso in der weißen Tracht. Zwischen den beiden machtvollen Mauerwällen zur Rechten und Linken des breiten Stromes hatte dagegen die Sonne auch von den drei obersten Angipflungen des kleinen Kaiserstuhlgebirges, dem Totenkopf, der Eichspitze und dem Katharinenberg bereits seit einer Woche die letzten Fetzenreste des Wintermantels weggeschafft. Die Eichen raschelten wohl noch

Digitized by Google

im braundürren Vorjahrslaub, und kaum lag da oder dort ein erster leisgrüner Schimmer über den Buchen, dicht jedoch flochten diese ein Gitternetz schwellender Knospen am Gezweig. Die purpurnvioletten Kuhschellen überdeckten auf weiten Strecken wie ausgebreitete Teppiche offene Berghänge, von den Talrändern her zog überall der Atem mit der Luft die zarte Duftwürze von tausend und abertausend Veilchenblüten ein, und am sonnenheißen Gemäuer des Burkheimer Schlosses schossen im taumelnden Flug die schwarzen Hummeln des italischen Himmelsstriches hin und wieder, als trügen sie summend und leuchtend auf ihren Schwingen aus Süden den Frühling heran. Nicht eigentlich zu jener Gattung gehörten sie, eine große dunkelstahlblau geflügelte Holzbiene war's, doch an Art und Behaben der Hummel gleichend; so schwebte und jagte sie vielfach über den blaurötlichen Blütentrauben der Perlblumen oder Weinberghyazinthen, die sich schon aus dem heißen Boden zwischen den kahlen Reben um das Schloß her aufgereckt. In der Stadt Burkheim aber war die Außenseite des ostwärts gegen den Kaiserstuhl gerichteten Torturmes mit Fichten- und Kieferzweigen verziert, und vor dem Tor mit einer Anzahl anderer Stadteingesessener stand in seiner Amtstracht der Schultheiß Huk Greifenstil, den Namen seiner Vorväter mit Berechtigung tragend, da er, wie sie's getan, gemeiniglich tagsüber den Stiel seiner Rebhacke umgriff, für den Herbst ein möglichst gutes Erträgnis des gelockerten Bodens einzukeltern und zu kellern. Doch gegenwärtig hielt seine Hand einen umfangreichen Silberpokal, den der Feldhauptmann Lazarus von Schwendi, als er vor acht Jahren seine Pfandherrschaft hier angetreten, der Stadt zum Geschenk gemacht hatte. Mit dem, von dessen Grunde ein eingelassenes Medaillonbildnis des Schloßherrn aufsah, stand der Schultheiß, seit einer Stunde erwartungsvoll gegen Osten ausblickend, aber er mußte geduldig noch eine weitere zuharren, denn es gab gar mancherlei zum Anhalt und Aufenthalt Nötigendes an der staubigheißen Straße von Freiburg nach Burkheim, und vorderhand zeigte sich noch keine Regung zwischen den Rebgeländen, wo der Talgang von Niederrottwill her gegen die Stadt ins Freie ausmündete.

Der andere, schon über die Siebzig hinausgekommene Reiter hatte genug an seiner Alterslast, sich ihre Bürde nicht unnötigerweise noch durch ein eisernes Rüstkleid zu erschweren. Er trug eine weite Pelzschaube bürgerlicher Art und ein befedertes Sammetbarett, unter dem das aschgraue Haar auf den mächtigen, an einen Stier erinnernden Nacken fiel, ebenso stieß vorn ein ge-

Digitized by Google

waltiger Vollbart von der gleichen Farbe bis über die Bruſtmitte herunter. Doch ſaß er ſteil aufrecht im Sattel, man ſah, er müſſe ſein Leben auf dem Pferderücken zugebracht haben, und aus allem an ihm ſprach unverwüſtliche Körperbeſchaffenheit. Auch in ſeinem mehr breitgedehnten Geſicht ſtanden, wie in dem Schwendis hellgraue Augen, doch anderen Ausdrucks, ein hartes Licht, dem Widerſchein einer Stahlklinge ähnlich, ging von ihnen aus. Gleichfalls ein Sohn der ſchwäbiſchen Erde war's und ein ehemaliger Feldhauptmann, der ſeinen gegenwärtigen Begleiter wie an Jahren an reichhaltigem Kriegsruhm noch übertraf, der Ritter Sebaſtian Schertlin von Burtenbach. Als Jüngling hatte er ſich auf der Tübinger Univerſität dem geiſtlichen Beruf zugewandt, dieſen jedoch bald mit dem Kriegsrock vertauſcht und ſeine Studien vier Jahrzehnte lang auf allen Schlachtfeldern Europas fortgeſetzt. Anfänglich im Dienſt des Kaiſers Karl des Fünften, dann in dem der Reichsſtadt Augsburg und, zum Proteſtantismus übergetreten, gegen jenen; ſo hatte er ſich in der Schlacht von Pavia ſchon hervorgetan, mit dem Connetable von Bourbon Rom erſtürmt, war Heerführer des Schmalkaldiſchen Bundes und des Königs von Frankreich geweſen, überall begehrt und vom Gegner gefürchtet, ſowohl für die Sache, die er verfocht, wie für hohen Sold furchtfremd ſein Leben in die Schanze ſchlagend. Nun ſaß er, altgeworden und ſchlachtenſatt, im Weſten von Augsburg am Mindelfluß auf ſeiner Herrſchaft Burtenbach, wo er die lutheriſche Lehre zur alleinigen Geltung gebracht, und anders als in der ſturmwilden Zeit ſeiner Jugend und ſeines Mannesalters lag die im Reich friedfertig gewordene Welt um ihn. Wohl etwas allzuruhig für ſein noch lebendig kreiſendes Blut, dem auf die Dauer die Stille und Einförmigkeit der Tage auf dem Burtenbacher Schloß doch nicht ſonderlich zuſagte; da und dort hatten vormals die Kriegsläufte ihn mit Lazarus von Schwendi zuſammengeführt, ſo daß ſie trotz der Verſchiedenartigkeit ihrer Jahre und ihres Weſens in gute Befreundung zueinander getreten. Und wie ſein weitberufener ſchwäbiſcher Landsmann nun auf dem Zug von Wien her für eine Nacht bei ihm vorgekehrt war, hatte es nicht vieler Überredungskunſt bedurft, Sebaſtian Schertlin zu veranlaſſen, daß er zur Abwechſlung noch einmal wieder auf den Sattel geſtiegen, um Schwendi zum Hinüberritt in ſeine Kaiſerſtuhlherrſchaft Geleit zu geben. Zumal, da der Ruf ihres Traubenſaften weit durch die ſchwäbiſchen Lande ging, und einen guten Trunk hatte der Herr von Burtenbach ſein Lebelang nicht minder zu

Digitized by Google

schätzen gewußt, als der Herr von Burkheim. Das gleiche lange Kriegshandwerk war's, das beiden die Kehle mit dem gleichen, nicht leicht stillbaren Durst behaftet hatte.

So kam das, worauf die Burkheimer warteten, obwohl am Morgen von Freiburg aufgebrochen, erst in der vierten Nachmittagsstunde langsam die lange Wegsteige herauf, an deren Seiten die Häuser des Dorfes Schaffhusen sich vom Osthang des Kaiserstuhls zur Rheinebene, aus der Ferne gesehen wie ein Geröll von großen Steinblöcken, niedergossen. Ein ganz ansehnlicher Zug von Berittenen und Fuhrwerken war's mit einem Dutzend gewappneter Knechte an der Spitze; über einem Bannerträger in ihrer Mitte bauschte der Wind leicht ein seidenes Fähnlein, das einen blauen Schild mit goldnem Querbalken und daran drei silberne Wecken unterscheiden ließ, als eingewirkte Schrift stand darüber: „Maximiliani imperatoris Bellidux summus in Ungaria". Nicht mehr neuen Aussehens war die Fahne, tat kund, daß schon seit mancher Zeit Sonne und Regen über sie, vermutlich als Standarte eines Kriegsgezelts hingewechselt sein müsse. Hinter den Kriegsknechten folgten nebeneinander auf kräftigen Pferden zwei Reiter, einer noch in mittlerem, der andere, um ein Vierteljahrhundert weiter vorgerückt, bereits in hohem Alter. Der erstere trug vom Hals bis zu den Füßen volle, mit fein eingesetzten Ornamenten bedeckte Panzerrüstung und einen Helm, dessen Kleinod drei schwarze Federn verzierten. Aus dem hochaufgeschlagenen Visir trat der größte Teil des Gesichtes deutlich hervor; etwas länglich gestreckt, zeigte es den feingebildeten Mund von starkem Knebelbart halb überschattet, ein kurzer, zugespitzter Kinnbart zog sich von der Unterlippe herab, mit einzelnen grauwerdenden Haaren durchsprenkelt. Neben der gradlinigen, nur an der Spitze ein kleinwenig aufgebogenen Nase standen die Augen als helle, beinah silbergraue Sterne, nicht gewöhnlichen Ausdrucks, auf eigenartiges Leben im Kopfinnern hinter ihnen deutend. Sie vereinigten in ihrem Blick etwas männlich Festes, sicher Stetiges mit einer heitern Lebendigkeit, die gleich den gesundfrischen Zügen drumher noch einen Jugendrest forterhalten; über den Brauen jedoch, schien's, strecke sich ein Gegensatz dazu aufwärts. Das Helmdach ließ zwar von der Stirn nicht viel gewahren, aber ihr nicht verdecktes Unterstück durchquerten ein paar sichtbare Schattenstriche, den Eindruck von Schlupfwinkeln regend, die mancherlei Lebenserfahrungen und Sorgen sich ausgeriffelt und in die sie hineingekrochen, beharrlich drin eingenistet, von den mutig-frohsinnigen Augen nicht daraus

Digitized by Google

zu vertreiben. Ab und zu ging einmal um den rechten Mundwinkel ihres Inhabers ein kurz-unwillkürliches Zucken, und zugleich zog sein rechtes Bein sich mit ähnlichem Zucken etwas im Bügel herauf; doch entstammten die Stirnfalten offenbar nicht von der schmerzhaften Hüfte her, denn das gelegentliche Reißen in ihr hatte nicht Macht, eine muntere Rede oder ein Lachen auf seinen Lippen zum Abbruch zu nötigen. So ritt der kaiserlichen Majestät gewesener Feldoberster, der Freiherr von Hohenlandsberg, Herr Lazarus von Schwendi im sechsundvierzigsten Lebensjahr aus dem fernen Ungarland her über den Kaiserstuhl seinem weltentlegnen Burkheimer Schloß zu, in diesem als Rebbauer den Rest seiner Erdentage zu verbringen.

Hinter den Beiden ritt ein anderes Paar, dessen Gesichter die Übereinstimmung zeigten, daß sich gleichmäßig in ihnen kundgab, der Zug in die abgeschiedene Einsamkeit des Kaiserstuhls stimme wenig mit ihren Neigungen überein. Doch auch sonst lag viel gleichartiges in den Zügen, ließ beim ersten Anblick auf Mutter und Sohn schließen. Die erstere ward von einem reichgeschirrten Maultier getragen, auf dem sie, wenig reisegemäß, in der vollen Prunktracht einer Frau vornehmen Standes und Ranges saß. Ein farbenbunter Brokatrock umgab die untere Hälfte ihres Körpers und die obere ein panzerartig enganschließendes purpurnes Mieder mit ungeheuren, saatgrünen Puffärmeln über den Schultern; der Kopf hob sich aus einem mühlsteinrunden und -großen, spitzenbesetzten Halskragen, das ganze überwogte eine gekrauste weiße Federnmasse des breiten, turbanähnlichen Hutes, und allerlei Geschmeide glitzerte da und dort von der Kleidung auf. Vor ein paar Jahrzehnten mußte das Gesicht des Edelfräuleins Notburg Böcklin von Böcklinsau eine kalte Schönheit zur Schau getragen haben, jetzt trat aus den frühgealterten, scharfausgeprägten Zügen der Freifrau von Hohenlandsberg und Schwendi neben dem Ausdruck des Mißvergnügens hauptsächlich ein hochmütiger Stolz zu Tage. Beides klang gleicherweise auch aus den kurzen Worten, die sie dann und wann im Verein mit einer geringschätzigen Handdeutung an ihren Begleiter richtete. Sie wies auf etwas ihr offenbar als äußerst mißächtlich Erscheinendes am Wege hin und knüpfte gemeiniglich die Bemerkung dran: „Das sagt dem Geschmack deines Vaters zu, dem in Wien nichts gefiel; deshalb ziehen wir aus der Kaiserstadt hierher in den Kaiserstuhl. Woher zwar hätte ihm ein anderes Begreifen, ein Unterscheiden des Feinen und Vornehmen vom Gemeinen kommen sollen, da er im Burg-

Digitized by Google

ſtall ſeines Vaters wie ein ſchwäbiſcher Bauernſohn aufgewachſen iſt. Er kann allerdings nicht dafür, denn ſeine Vorfahren werden zuerſt als in Ochſenhauſen ſeßhaft genannt."

Das wiederholte Frau Notburg von Schwendi, vormalig Böcklin von Böcklinsau, ſo oder ähnlich lautend, mehrmals mit gedämpfter Stimme und übellaunig-ſpöttiſcher Miene, und ihr zwanzigjähriger Sohn, der Junker Hans Wilhelm von Schwendi nickte beipflichtend zu ihren Äußerungen. Der Ritt hierher machte ihn noch verdroſſener als ſie; auch er war unterwegs von ſeinem Vater mitgenommen worden, aus Tübingen, wo er ſeit bald zwei Jahren den Rechtswiſſenſchaften obgelegen, das hieß, mit wüſten Kumpanen in Saus, Braus und Lotterei ſeines Vaters Geld vertan gehabt. So hatte der ihn, ſeine Schulden begleichend, von dort weggeholt, um ihn in Burkheim unter Augen zu halten, und wie widerwillig auch, mußte der Junker Hans ſich zu der Ortsänderung bequemen, denn für eine Fortſetzung ſeines Treibens hielt Herr Lazarus ihm einſtweilen den Beutel zugeſchnürt. Damit lag der Knüppel beim Hunde oder dieſer an der Halsleine; ſo gutherzig und faſt zu weichen Sinn's der Feldhauptmann ſich in ſeinem Hauſe erwies, zu offener Auflehnung gegen ſeinen Willen getrauten ſich doch weder Frau noch Sohn, taten ihre Gemütsübereinſtimmung nur durch Getuſchel hinter ſeinem Rücken kund. Hans von Schwendi ritt gleich der Mutter in prahleriſchem, junkerhaftem Aufzug, dick befederten Huts, in bauſchendem Wams mit kurzen, grellfarbigen Pluderhoſen drunter, ein goldverbrämter Mantelkragen reichte ihm bis an die Hüften, an deren Gurt ein langer Raufbolddegen niederhing. Ein junger Mann war's, der den ſtattlichen Wuchs des Vaters überkommen hatte, Züge, Ausdruck und Augen dagegen trug er ganz von ſeiner Mutter, und da ſie in ihrer Jugend ſchön geweſen, konnte man auch ihm dies jetzt nicht abſprechen.

Weiter drein folgte in einigem Abſtand noch ein halbes Dutzend älterer und jüngerer Reiter, ritterbürtigen Ausſehens, augenſcheinlich höher geſtellte Dienſtleute des Burkheimer Schloßherrn, und gleicherweiſe weibliche Dienerſchaft aus beſſerem oder niedrigerem Stand. Dem erſteren gehörte ſichtlich trotz der ſehr einfachen Kleidung die vorderſte an, ein Mädchen im Anfang der Zwanziger, mit einem etwas blaſſen Geſicht unter hellblondem Haar; man konnte die Augen an ihrer beſcheiden ſtillen Erſcheinung vorbeigehen laſſen, ohne dran Beſonderes, geſchweige Auffälliges wahrzunehmen. Doch entſtammte ſie edler Abkunft, ſogar einem

Digitized by Google

sehr alten Geschlecht derer von Zimmern, indes einem verarmten Seitenzweig und war frühzeitig zur Waise geworden. So hatte sie, um ihr Leben zu fristen, einen Dienst suchen gemußt, den ihr vor einigen Jahren ein Zufall bei der Frau von Schwendi eingebracht. Sie stand den Mägden vor, trug die Bürde und Verantwortung der Wirtschaftsführung und ward „Jungfrau" angesprochen, von ihrer Herrin jedoch vollständig als Dienerin behandelt. Ihr Rufname, den jene aus Eleonore in Lore verkürzt, bedeutete, griechischen Ursprungs, „die Mitleidige"; das legte Frau Notburg als zutreffend dahin aus, sie habe aus mitleidigem Erbarmen die Verlassene bei sich aufgenommen, der die Schuldigkeit aufliege, dies täglich vom Morgenanfang bis zum Abendschluß abzuverdienen. Trotzdem sprach aus den hellblauen Augen Eleonores von Zimmern kein Hader mit der Ungunst ihres Lebensgeschickes, ruhig ertragende Bescheidung lag in ihnen, unter der sich sogar etwas wie ein stiller Frohsinn zu bergen schien. Wenigstens gegenwärtig, wenn ihr Blick sich hierhin und dorthin über die Landschaft umher aufschlug. Er gab zu erkennen, ihr bereite es kein Mißvergnügen, in die Abgeschiedenheit von Burkheim hinüber zu sollen, vielmehr ließ sich in ihrem Gesicht eine schweigsame Freude an der eigenartigen kleinen Gebirgswelt des Kaiserstuhls und dem überall heimlich aus ihm aufblickenden Frühlingsbeginn lesen.

Wohl ein Dutzend mit Segelleinwandplanen gegen Wetterunbill überspannter und mit Hausrat aller Art beladener Wagen knarrte hinter den Berittenen drein, den Schluß des Zuges machte wiederum ein Trupp reisiger Knechte. Ein großer Herr wars, der nach seinem Burgsitz übersiedelte, und besonders die künftige Schloßherrin führte von Wien her vieles an vornehmen Einrichtungsstücken zur Ausstattung ihrer Gemächer mit sich. Auf einem der Lastfuhrwerke ruhten auch wohlbehütet die von Kaiserlicher Munifizenz dem Feldhauptmann zugespendeten sechs großen Fässer mit edelstem Tokayerwein, deren Anblick vielleicht auf den Entschluß Herrn Sebastian Schertlins von Burtenbach, sich dem Zug nach Westen anzuschließen, nicht ganz ohne Einwirkung gewesen sein mochte; jetzt näherten die beiden vordersten Reiter sich dem Oberende der Ansteigerung, auf die von rechtsher die dicht und dunkel überwaldete Eichspitze heruntersah, und Lazarus von Schwendi sagte, zu ihr aufdeutend: „Dort oben zwischen dem Eichengestrüpp wächst die absonderliche Aronswurzel, wie Gesnerius die Pflanze benennt, mit den schwarzgefleckten Blättern und dem

Digitized by Google

purpurfarbigen Blütenkolben, der gleich dem Stabe eines Nekromanten aus der grünen Trompetenröhre hervorragt."

Sebastian Schertlin warf der deutenden Hand einen kurzen Blick nach, in dem sich zweifellos kundgab, daß er weder mit dem Namen Gesnerius noch der Aronwurzel irgend eine Vorstellung verbinde und sämtliche Pflanzen auf der Erde ihm etwas überaus Gleichgültiges seien. Mindestens insoweit sie nicht als ein Zugemüse verwendbar waren, denn er fragte, merkbar weniger aus Wißbegier, als aus Höflichkeit, um etwas zu erwidern: „Kann man sie kochen?"

„Das würde dem, der sie verspeiste, nicht übel Leibschneiden machen, als führe ihm eine Stückkugel ins Gedärm," meinte Schwendi lachend, „denn sie trägt bösgiftigen Saft in sich und verlocket auch schwerlich durch sonderen Wohlgeschmack."

„Da erscheint sie mir von der Beschaffenheit eines schlimmen Weibsbildes zu sein. Ausgraben, rein Haus machen!"

Das letzte war eine Redewendung, die der Ritter Sebastian bei mancherlei Anlaß mit Vorneigung vom Mund gehen ließ, nicht zum wenigsten gern, wenn es in Verknüpfung mit dem weiblichen Geschlecht geschehen konnte. Denn seine Anschauung von diesem war keineswegs dadurch verbessert worden, daß er viele Jahre lang eine Hausfrau besessen und von ihr Nachkommenschaft eingebracht erhalten hatte, vielmehr führte er über die andere Menschheitshälfte völlig Rede nach Art eines Hagestolzen, den angeborene Klugheit davor behütet, selbst sich an jener mißliebige Erfahrungen einzusammeln. Sein Begleiter aber rief jetzt, den Pferdezügel anziehend, frohstimmig aus: „Der Waldrand hier auf der Höhe trägt von alters den Namen des „Vogelsangs" — und horchet — da ruft auch schon eine Amsel vom Baum herab, die erste, die mein Ohr in diesem Frühjahr hört."

Die Stelle mochte mit altem Recht so benannt sein, denn außer der Schwarzdrossel schmetterten auch ein paar Finken ihren Schlag aus dem Geäst am Abhang der Eichspitze nieder und noch andere, feinere Zwitscherstimmen mischten sich drein. Offenbar jedoch verursachte Vogelgesang Sebastian Schertlin ebensowenig einen Ohrenschmaus, als ihm durch Pflanzen eine Augenweide bereitet wurde, aber vor seinen Blick geriet gegenwärtig etwas, das ihm Anlaß zur Wiederholung seines Lieblingssatzes gab, denn statt auf den flötenden Ton der Amsel zu horchen, sagte er: „Solltet das Haus hier rein machen, Schwendi".

Das konnte nicht wohl wörtlich gemeint sein, da sich ringsum

Digitized by Google

keinerlei Gebäude befand, indes dem so Ermahnten bliebs nicht unverständlich, denn die Rechte des Sprechers wies nach einem, dem Brauch gemäß auf der Höhe des kleinen Paßsattels am Wegrand aufgerichteten Heiligenbilde hin. Und im Verband mit dieser Handdeutung besagten seine Worte zweifellos: Ihr solltet, wie ich in meiner Herrschaft Burtenbach, in Eurer Herrschaft Burkheim den römischen Götzendienst nicht fortdulden, sondern Eure Untertanen zu lutherischen oder sonst welchen Protestanten umschaffen."

Um die Mundwinkel des Angesprochenen ging ein halb lächelnder, halb ernsthafter Zug, und er entgegnete: „Seid Ihr des Glaubens, Herr Ritter", — diese Anrede besaß für das Ohr Sebastian Schertlins den besten Wohlklang — „der wittenbergische Besen verhelfe zu besserer Reinlichkeit? Das mag da und dorten in einem Patrizierhaus zutreffen, aber in denen der Bauern bringt's, wie ich dafürhalte, geringes an Vorteil, von den Wänden ein weniges der Spinnhudeln wegzukehren, denn in die Ecken reicht der Besen nicht hinein, hats auch nicht in seiner Absicht, und dort bleibt der dicke Unflat, den Jahrhunderte drin zusammengetragen. Der läßt sich solcherweise nicht im Handumdrehen ausräumen, daß es wirklich allerenden blank und sauber würde; ich bin auch ein Rebbauer und hab's an mir selbst ausgekundet, damit kommt man nicht zum Richtigen. Zudem stünds mir nicht an, denn Ihr wißt, ich hab's nicht gleich meinem Bruder Wilhelm gemacht, der in den Dienst des Brandenburger Kurfürsten gegangen und zum Luthertum übergetreten; vielmehr bin ich im katholischen Bekenntnis verblieben, dem meine Eltern angehangen und darin ich erzogen worden."

„Begreife ich nicht," versetzte brummenden Tons der Burtenbacher, „habt doch einen hellen Kopf. Glaubt Euch auch keiner, daß Ihrs in Eurem Innern seid, der Euer Schreiben an Kaiserliche Majestät wegen Freistellung der Religion im Reich gelesen hat. Habe bei mir alles von Grund aus rein gemacht."

„Wohnt bei Euch noch die Augsburger Luft, Herr Ritter, die anderer Beschaffenheit ist, als meine im Kaiserstuhl, und wer sein Fahrzeug wider den Wind ans Ziel bringen will, darf sichs nicht verdrießen lassen, oftmalen die Segel umzulegen und langsam vorwärts zu kommen. Evoë! nunmehr geht's niederwärts zum Talgang! Holla, ihr Trompeter! Blast den weißen Windrosen unsere Ankunft, daß sie den Schlafrest abschütteln und ihre Augen aufmachen!"

Das Bild der Gegend hatte sich zur anderen Seite der er-

Digitized by Google

reichten Höhe völlig verwandelt, die bisherige Einförmigkeit des Anstiegs lag abgeschwunden; zwischen den waldbedeckten Angipflungen der Eichspitze zur Rechten und des Todtenkopfs zur Linken senkte der Weg sich in ein engeingeschnittenes, von eigentümlich gerundeten, ganz kahlen Bergkuppen umlagertes Tal hinunter, aus dessen Tiefgrund einige Häuser der alten Ortschaft Bockesberg, die allmählich ihren Namen in Vogtsburg umgeändert, heraufsahen. Sonst nahm der Blick nichts von Menschenbehausungen gewahr, sie bargen sich unsichtbar in den zahlreichen Senkungen und Falten des alten, erstarrten Feuergebirgs; eine reglose Einsamkeit überbreitete die Hochwölbung des Kaiserstuhls, nur von der Höhe des Katharinenbergs weiterhin zur Rechten schaute, mit silbergrauem Schindeldach in der abendlich schrägen Sonne flimmernd, eine Kapelle her. Sie schien einen gewohnten Nachtgruß zum mächtigen Lindenwipfel hinüber zu winken, unter dem schon in grauer Vorzeit auf der Gipfelhöhe des Todtenkopfs ein Kaiser — ob ein altrömischer oder ein deutscher, wußte die Volksüberlieferung nicht sicher zu bestimmen — Gerichtssitzung abgehalten haben sollte; keinem Zweifel aber unterlag's, daß von diesem Ereignis oder solcher öfteren Gepflogenheit her der Name Kaiserstuhl entstammte. Nun setzten nach dem Geheiß mehrere Trompeter unter den voraufreitenden Kriegsknechten die Mundstücke an ihre Lippen, bliesen die Backen auf, und von weithin durch die einsame Stille schmetternden, im Widerhall an den Talwänden umlaufenden Fanfaren vorauf verkündigt, wand der Zug sich zu den Dächern von Vogtsburg hinab. Das lag unter den Steilhang des „Badbergs" hingedrückt, aus dessen vulkanischem Felsenschoß das heilsame, vom Ensisheimer Arzt Georg Pictorius in seinem „Badenfahrtbüchlein" manch' einem dringlich anempfohlene Wasser entquoll, doch Herr Lazarus von Schwendi fühlte sich vom Anblick desselben merklich nicht sonderlich angezogen. Vielmehr hielt er die Augen von dem Badhäusle mit seinem „gut in Kästen gefaßten" Heilborn abgekehrt, grüßte nur kurz die vor ihre Türen herausgelaufenen Dorfinsassen und ritt mit einer gewissen hastigen Beflissenheit vorüber, als ob er von großer Eile gedrängt werde. Diese verlor sich jedoch bald wieder und schlug zum Gegenteil um, als nach einer Weile abermals Häuser in der Talenge auftauchten, die eines langhingestreckten, ansehnlichen Dorfes, des uralten Berga, jetzt bereits seit mehr als einem Jahrhundert Oberbergen benannt. Vor ihm reihte der etwas auseinandergefallene Zug sich geschlossener zusammen, denn hier begann der „Talgang", das Grund- und Boden-

Digitized by Google

eigentum des in seine Herrschaft einziehenden Schloßherrn von Burkheim.

Augenscheinlich hatte das Dorf Kunde vom Bevorstehenden und es schien von den Greisen bis zu den ersten Anfängern ihres Daseins hinunter oder umgekehrt von diesen bis zu jenen hinauf kein Menschengeschöpf Oberbergens nicht draußen auf den Beinen zu sein. Dicht geschart standen beide Geschlechter zu den Seiten des inmitten der Ortschaft sich weiter ausbuchtenden Weges, wem's möglich gefallen, in einer Festtagstracht; schmucke junge Dirnen mit frischsauberen Busentüchern oder genestelten Brustlatzen hielten große Veilchensträuße in den Händen, einigen fielen hellblonde, andern braune Zöpfe lang über den Rücken herab; man sah, Abkunft von verschiedenem Blut mischte sich durcheinander, ebenso auch bei den jungen Burschen, die sich mehr an den Häuserrändern zurückhielten. Quer an der sackartig erweiterten Gasse lag ein stattlicher Bau, vor welchem über den Treppenzugang von grauem Klingstein ein aus Eisen geschmiedeter kaiserlich-doppelköpfiger Adler den geöffneten Schnabel vorreckte, daran ihm ein grüner Fichtenkranz herabhing, und unter den trat nun beim herantönenden Trompetengeschmetter ein noch jüngerer, doch wohlbeleibter Mann mit einem mächtigen, bis zum Rand goldhell angefüllten Zinnhumpen vor die Tür auf die Steinstufen hinaus. Alsbald aber klang ihm die lautrufende Stimme des Herrn Lazarus zu: „Eheu! Ecce aquila Bergensis! und der Franciscus Vinarius will den Wanderer, der seinem Haus vorbeiziehet, nicht dursten lassen! Solchen Willkomm, aus dem eigenen Boden aufquellend, bietet Euch Euer Burtenbach nicht entgegen, Herr Ritter."

Über das Gesicht Franz Kellers, des Winzers und Weinwirts zum schwarzen Adler ging ein von frohgemuter Sinnbeschaffenheit zeugendes Lachen, hurtig trat er zu dem erharrten Ankömmling hinan und sagte, den Pokal aufreckend: „Verschmähet nicht den Willkomm, Herr Feldhauptmann, an Eurer Herrschaft Eingang! Er ist nicht übel geraten im Vorjahr, möge Euer Edlen Verbleiben bei uns es ihm viele Jahre lang gleich tun!"

Doch Herr Lazarus streckte, obzwar sichtlich sich etwas mühsam bezwingend, die Hand nicht nach dem lockenden Gefäß, sondern versetzte: „Mich geleitet ein in allen Landen weitberufener Gast, Francisce, dessen Alter und Ehren gebühret vor mir der Willkomm aus Eurem Verließ."

Nun bot der Wirt, ob auch merkbar mit verminderter Freudigkeit, Herrn Sebastian Schertlin den Humpen dar, wandte

Digitized by Google

dabei suchenden Umblicks den Kopf und rief zurück: „Dagulf, Ihr wisset Bescheid, habet die Gefälligkeit und zapfet einen andren Becher für den Herrn Feldhauptmaun, doch irret Euch nicht im Faß!“

Einem hochwüchsigen jungen Gesellen galt's, der sich nicht mit den Übrigen im Freien angesammelt, sondern bei einem Trunk in der Schänkstube verblieben, gegenwärtig jedoch ausschauend unter den Türbogen des Wirtshauses hervorgetreten war. Sein Gesichtsausdruck bekundete nicht sonderliche Bereitwilligkeit zur Vollziehung des ihm nicht zukommenden Auftrags, indes er tat doch nach dem Geheiß, verschwand und kehrte bald mit einem wohlgefüllten Zinnpokal wieder, den er unter einer kurzen Verneigung dem Burkheimer Schloßherrn darreichte. Sebastian Schertlin hatte den seinigen zuwartend in der Hand gehalten, sagte jetzt: „Euch zum Wohlbekommen, Schwendi, daß Euer Bodengrund Euch einträgt, was Ihr begehrt“, und er leerte den gewaltigen Humpen auf einen Zug bis zum letzten Tropfen aus. Darin stand ihm aber Herr Lazarus um keine Haarbreite nach, tat zugleich im nämlichen Zeitverlauf dasselbe und sprach danach in einem Ton voller Befriedigung und Überzeugung: „Habet recht, Francisce, der Eurige ist besser, als was aus dem Steinspund in Vogtsburg herausfließt, und mich bedünkt, zudem heilsamer, daß er den Gliedmaßen köstliche Leichtigkeit einflößt. Wenn mich Beschwer in ihnen anfällt, erscheint's mir am besten ratsam, ihr in Eurem Bad abzuhelfen.“

Sich etwas im Bügel auf dem rechten Bein hebend, d'rin er augenscheinlich zur Zeit keinerlei Schmerz verspürte, gab er dem vor ihm stehen gebliebenen jungen Mundschenk das leere Gefäß zurück und fragte, den Blick vom Sattel auf ihn niederrichtend: „Seid Ihr aus Bergen oder sonstwoher zum Talgang gehörig?“

Ein kraftvoll gebauter, hübscher junger Mensch, wohl um die Zwanzigermitte, war's, braun von Haar und Augensternen, deren Blick sich nicht vor dem des großen Herrn niederschlug. Scheulos-Selbständiges, beinah etwas Trotziges sprach aus seiner Haltung, zu der Frage schüttelte er nur kurz mit dem Kopf. So erwiderte Franz Keller statt seiner: „Er benennt sich Dagulf Herling, Herr Feldhauptmann und ist der Feder kundig, daß ihn Jakob Ruckeisen, der Ratsschreiber in Endingen sich zum Gehilfen auserwählt hat. Aber er kehrt, wenn ihn der Weg bringt, gern bei mir im Adler vor, denn ihm gefällt, gleich Euer Edlen, der Oberbergener am besten im Kaiserstuhl.“

Digitized by Google

Mit einiger Genugtuung stellte der Inhaber des schwarzen Adlers diesen weiteren Beleg für die Güte seines Kellerinhalts fest, während über die Züge Sebastian Schertlins ein Ausdruck ging, der entnehmen ließ, daß er ziemlich geringschätzig von Federfuchsern im allgemeinen und dem Wert ihrer Weinbeurteilung im besonderen denke. Halbverständlich brummte er: „Hat ordentliche Knochen im Leib, sollt' sich besser gute Schienen auf Arm und Bein legen." Daraufhin flog ihm kurz ein eigentümlicher Blick aus den dunklen Augen Dagulf Herlings ins Gesicht, Herr Lazarus dagegen sagte: „Meine Hand hat auch mit der Feder angefangen und es kann ein Gänsekiel von richtiger Art wohl einmal eine Lanze in den Sand strecken. Stehet also nicht in Burkheimer Pflicht, so dank ich Euch, daß Ihr Mundschenkamt an mir versehen, und kommt Ihr unter heißem Tag am Schloß vorbei, will ich auch Euch nicht dursten lassen."

Der Blick Schwendis schien an dem wortkargen jungen Burschen, der sich unverkennbar nicht um Gunst bei ihm mühte, trotzdem ein Gefallen zu finden, doch was sich sonst umher befand, wartete, jetzt auch eine Beachtung von dem aus morgenländischer Ferne eingetroffenen Herrn zu finden. Mehrere der älteren Dorfinsassen erkannte er von früheren kurzen Aufenthaltzeiten in Burkheim her wieder, und ein vortreffliches Gedächtnis ermöglichte ihm, sie mit ihren Namen anzusprechen; der ganze Reisezug hatte nun auf der platzähnlichen Dorfstraße Halt gemacht. Die jungen Mädchen kamen mit ihren Veilchensträußen heran und trugen sich offenbar mit der Absicht, diese dem Feldhauptmann aufs Pferd zu reichen; doch obwohl seine Augen freundlich auf ihnen hafteten, getraute sich keine, zuerst den Schritt bis an ihn hinan vorzusetzen, und so standen sie, etwas einer sich gleichmäßig zusammenhaltenden jungen Gänsetrift ähnlich da. Nur eine faßte sich ein Herz, die einzige, welcher kein Zopf über den Rücken niederhing, sondern das kastanienbraun glänzende Haar fiel ihr in dichtem Wellenfluß ungebunden auf den Nacken herunter. Auch sonst hob sie sich trotz ähnlicher und ärmlicher Bekleidung anders von den übrigen ab, sowohl durch Form und Farbe des Gesichts, als mit schmächtigerer oder schmeidigerer Gestalt; ihr Alter mochte kaum über siebzehn Jahre hinausgehn. Ein Unterschied lag gleichfalls darin, daß sie keine Veilchen in der Hand hielt, sondern ein halbes Dutzend langgestielter weißer Blumen, wohl die ersten in einem heimlichen Sonnenwinkel aufgegangenen Blüten der besonderen großen Anemonenart des Kaiserstuhls, und im Gesicht des Herrn

Digitized by Google

Lazarus kennzeichnete sich eine Erfreuung über ihren Anblick. Ihnen wie lieben Bekannten zunickend sagte er: „Hast du schon von den Windrosen gefunden? Die ersten sind's, die ich sehe, und du trägst selbst etwas von ihrer Art an dir."

Auf die freundliche Anrede hin trat das Mädchen näher herzu, blickte scheulos mit goldbraunen Augen zu ihm auf und hob die weißen Blumen mit schmalen Fingern seiner Hand entgegen. Er sah sie noch an, schüttelte einmal den Kopf und sprach dazu: „Nein, von ihnen nicht, mehr ähnelst du einer Pflanze, die Gesnerius Diptam benannt hat. Das verstehst du nicht, ob du sie auch vielleicht von Ansehen kennen magst, doch ihren Namen wirst du nicht wissen. Wie ist dein Name?"

Sie antwortete: „Rigola", und er fragte nochmals: „Bist du von hier im Dorf?"

„Nein, drüben in Schelingen bin ich Magd am Frauenbad."

Von Westen her warf durch die Öffnung des Talgangs die beinah untergehende Sonne noch einen Goldstreif grad auf den Fleck, wo das junge Ding stand. Darin nahm sich's in der Tat nicht unähnlich einer schlank vom Boden aufgeschossenen Staude aus, das verschossene blaßgrünliche Gewand stimmte damit überein. Schwendi beschloß nun die kurze Wechselrede: „Da gehörst du also auch nicht zu meinen Leuten, ich bin dir zu Dank, daß du mich doch mit den Blumen empfangen gewollt hast. Aber die sind nicht für Haare, Kind, darauf sich Asche zu legen beginnt, gib sie der Jungfrau dort mit den Augen gleich dem Ehrenpreis, ihrem Frühling eignen sie besser."

Seine Hand wies nach Eleonore von Zimmern, die ihren Maulesel etwas seitwärts angehalten, und das Mädchen folgte dem Geheiß, reichte die Anemonen dem bedienstеten jungen Edelfräulein, dessen Wangen bei der Annahme eine leis rote Färbung überflog. Herr Lazarus aber sagte jetzt, dem Adlerwirt die Hand reichend: „Auf baldiges Wiedersehen, Francisce, wir müssen weiter, denn die zu Burkheim erwarten uns und der Abend kommt. Habet insgesamt Dank, die ihr mich hier begrüßt! Binnen kurzem kehre ich zu euch, zu vernehmen, wer für mein Gehör einen Notfall oder sonstigen Bedarf auf dem Herzen trägt."

Kein Herr war's, der sich in gemachter Leutseligkeit von seinen Untertanen verabschiedete, sondern als ein zweifellos echter Ton menschenfreundlich zu Beihilfe bereiter Güte klang's, und die Reiter setzten sich wieder in Bewegung. Der Junker Hans von Schwendi hatte, seine Augen auf die Rigola verwandt haltend,

Digitized by Google

einmal halblaut zu seiner Mutter gesprochen: „Die stammt wohl von dem Keltenvolk her, das hier in den Schlüften gehaust, und dünkt mich, wär nicht übel für Euch als Kammermagd, muntrer von Blut, als die flachsköpfige Lora.“ Darauf war ihm von Frau Notburg die Erwiderung geworden: „Gefällt dir die braune Dirn? Sie ist uns nicht hörig, hat dein Vater gesagt; aber du wirst zu Burkheim wohl lange Zeit haben und kannst sie ja einmal in Schelingen aufsuchen und fragen, ob sie zu mir in Dienst will.“ Nun trieben auch die Beiden ihre Tiere wieder an, doch im Abreiten drehte Hans Schwendi den Kopf herum und übermusterte das Mädchen nochmals mit dem Blick. Für seine jungen Jahre waren ihm schon viele junge Dirnen sehr genau und nah zu Gesicht gekommen, aber seine Miene schien auszudrücken, diese Art übe einen besonderen Reiz auf ihn und habe er noch nicht kennen gelernt.

Rasch ging's jetzt den Talgang weiter abwärts zum stattlichen Dorf Oberrottwil, wo die Bewohnerschaft gleicherweise das Eintreffen des Zuges erwartete. Hier ragten zwischen den Bauernhäusern mehrere von jahrhundertelangem Bestand redende Bauwerke empor, und vor einem dieser, das verwahrlost daliegend, doch noch mit starkem Mauerwerk dem Verfall getrotzt hatte, fand die Begrüßung statt. Über dem Rundbogen des Tors war ein Stein mit einem, von Wind und Wetter verwaschenen, nicht mehr erkennbaren Bildwerk eingelassen, dem abgebrochen in der Luft schwebenden Flügel eines Vogels sah's am meisten ähnlich, die Augen Sebastian Schertlins suchten während des Anhaltens vergebens herauszubringen, was es ehmals vorgestellt habe. Erst beim Weiterritt erhielt er auf eine Frage von seinem kundigen Begleiter Auskunft, der alte Bau sei ein Schloß Derer von Uesenburg gewesen und das ausgemeißelte Steinbild ihr Wappen, ein blauer Lerchenflügel auf weißem Feld. Als ein großmächtiges Dynastengeschlecht hatten sie fast ein halbes Jahrtausend lang die Herrschaft über den ganzen Kaiserstuhl, wie über den größten Teil des gesamten Breisgaus besessen, doch seit zwei Jahrhunderten war es mit einem letzten, der den gleichen Namen „Hesso“ wie der erste geführt, ausgestorben. Leute heißunbändigen Bluts mußten sie gewesen sein, unabläßig mit der Panzerrüstung angetan und gegen alles weitum, besonders die Stadt Freiburg, in blutigem Kampf liegend; ihr Stammschloß Uesenburg hatte drüben, dicht nordwärts von der Stadt Breisach auf einer Felsklippe gestanden, war jedoch schon in grauer Vorzeit, ohne eine Spur

Digitized by Google

zu hinterlassen, verschwunden. Nichts gab Nachricht, ob bei einer Hochflut vom Rhein unterwühlt und niedergeschlungen oder durch was sonst; nur eine dunkle Überlieferung im Volk redete davon, daß die Burg „als ein stäter Schlupfwinkel gegen Gott und den Kaiser" aus Auftrag des letzteren von den Breisachern bei Nacht überfallen und weggetilgt worden. Doch hätten sie dafür nach dem am Westrand des Kaiserstuhls, halbwegs zwischen Breisach und Burkheim, den Uesenburgern auf einem steilen Bergkopf die Burg Höhingen wieder erbauen müssen, welche die Bauern vor dreiundvierzig Jahren bei ihrem Aufstand unter Valentin Ziller in Asche gelegt. Wohl als sicher sei anzunehmen, daß jene auch im Burkheimer Schlosse bereits gesessen, obzwar sich an ihm kein blauer Lerchenflügel auffinden lasse, doch wie's aus einigem zu schließen, noch der letzte Hesso, dessen Tochter Agata von Uesenburg das wilde, hochfahrende Geschlecht zu Grabe gebracht, wie sie gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts als letzte Äbtissin des Benediktinerinnenklosters zu Waldkirch nach einem urkundlichen Bericht, „in amara paupertate" verstorben sei.

Diese Auskunft gab Lazarus von Schwendi, der sich soweit es ihm erreichbar gewesen, auch in der Vorgeschichte seines Besitztums umgetan hatte, beim Weiterreiten dem Ritter Sebastian, und bald sah sich nun auch der Schultheiß Huk Greifenstil von seinem Harren vor dem Burkheimer Osttor erlöst. Trompetenrufe gaben ihm das ersehnte Zeichen, daß er den Silberpokal mit dem besten Erzeugnis der städtischen Reben anfüllen lassen durfte, und um einige Minuten später leerte der herangekommene Inhaber der Talgangherrschaft auf die Zukunftswohlfahrt Burkheims auch diesen nachhaltigen Trunk bis zum Grund aus. Dann ging's mit schmetternden Klängen auf kurzem Weg durch die winzige, fast nur aus dem Stadthausplatz bestehende Ortschaft dem nah westwärts von ihr etwas erhöht belegenen Schlosse zu. Die Sonne hatte sich drüben hinter den hohen Wall der Wasgauberge niedergesenkt, und die schwarzen Hummeln mit den blauen Stahlflügeln schwirrten nicht mehr, sondern saßen unsichtbar zur Ruhe geduckt. Doch in linder Schönheit lag der Aprilabend über dem breiten Rheintal und der westliche Himmelsrand hielt sich bis hoch empor wie mit einem Purpurvorhang bedeckt. Aus unendlicher ferner Zeit kam's Herrn Lazarus ins Gedächtnis, so war's auch gewesen, wie er zum erstenmal an einem Frühlingstag als Baseler Student in diese weltabgeschiedene Stille des Kaiserstuhls gekommen und nicht geahnt hatte, er werde einmal als kaiserlicher Feldoberster in

Digitized by Google

den verfallenen Burgsitz der Leſenburger einziehen, ſich d'rin, zum Herrn der Landſchaft umher geworden, zu beſchaulicher Ruhe niederzulaſſen. Nicht wie ein Menſchenalter, eher gleich der Dauer von zweien, dehnte ſich ihm ein Leben blutiger Kämpfe auf nicht zählbaren Schlachtfeldern in vieler Herren Ländern zwiſchen dem heute und jenem Tag, den ein Dämmerungsgeſpinnſt überwob, wie drunten der Nebel den feuchten Tiefgrund um die Altwaſſer des Rheins. Doch in dieſem Augenblick kehrte die ferne Erinnerung ihm gleich einem plötzlich aufleuchtenden Strahlenwurf zurück: Ja, ſo hatte damals in dem anderen Leben die purpurne Abendröte auch wie ein Königsmantel den Horizont hier überwallt, und ſeinen ruhmreichen Gaſt und ſein Geleit vergeſſend, hielt er, ein Weilchen reglos im Sattel verbleibend, vor dem Schloßportal an und blickte ſchweigſam nach dem glühenden Farbenſpiel des Himmels hinüber.

* * *

Noch weiter dehnte der rote Glanz ſich für den Blick droben auf der Höhe des Kaiſerſtuhls. Die Rigola hatte Oberbergen verlaſſen, um nach Schelingen heimzukehren, doch ging ſie nicht auf dem nächſten Weg durchs Tal, ſondern ſtieg vom Dorfrand ſteil aufwärts zu einem langgeſtreckten, kahlen Bergrücken hinan, der von alters den Namen „die Mondhalde" trug. Ein ſteinigter Ziegenpfad war's nur, aber die Zehen ihrer bloßen Füße hielten ſich mit behender Sicherheit an den vorſpringenden Felsrippen und ihre Bruſt atmete nicht mühſamer; von drunten in der Ferne ſah's aus, als kletterte ein braunköpfiger Grünſpecht am jähen Mattenhang empor. In einer Viertelſtunde hatte ſie das Oberſte erreicht und blieb umblickend ſtehen, eine unermeßliche Rundſicht breitete ſich nach allen Richtungen. In der Nähe die Kuppen und tiefen Einſchnitte des Kaiſerſtuhls, an dem im Süden gleich einem letzten Zipfel ſtolzbetürmt die Stadt und uneinnehmbare Veſte Breiſach auf ihrem Felſenſturz zu hängen ſchien; da und dort warf ein Stück des Rheins wie eine Rubinflut den Widerſchein des glühenden Abendhimmels zurück. Gegen den ſtand im Weſten als grauperlender Schattenriß nicht im einzelnen unterſcheidbar, der endloſe Mauerwall der Vogeſen, während ihnen gegenüber, ebenſo unabſehbar hingeſtreckt, der Schwarzwald noch voll überhellt lag, deutlich in der klaren Luft ſeine niedrigeren Vorſtufen von den Hochgipfeln abgliedernd. Aus der Ebene gen Norden ſah wie ein kleiner dunkel aufragender Pfahl der mächtige Turm des Straßburger Münſters herüber, deſſen Stelle am ſüd-

Digitized by Google

lichen Horizont ein farbenlicht anders geartetes Widerspiel einnahm. Dort schimmerte es am äußersten Rand gleich weißrosig emporsteigenden Wölkchen, doch sie blieben unverrückt an Größe und Gestalt, denn keine wechselnden Luftgebilde waren's, sondern wandellose Firnhäupter der höchsten Alpenberge, in ihrer Äthereinsamkeit noch von den Strahlen des für alles übrige versunkenen Sonnenballes überflammt. [Fortsetzung.]

Streiflichter.

Ein König und eine Königin werden auf die scheußlichste Weise ermordet, Militärkapellen spielen dazu lustige Weisen, Freudenfahnen flattern von den Dächern, ein Volk jubelt und singt in den Straßen. Das ist die Kultur, die Bildung unseres Zeitalters; das ist europäische Zivilisation! Freilich diese Brutalitäten, diese Gesinnungsroheiten sind geschehen „dahinten weit in der Türkei", in Serbien; aber — und das ist das Unbegreifliche, das wahrhaft Unheimliche an den grausigen Vorgängen: die crême de la crême von Bildung: die Regierungen, die Diplomatie der Kulturstaaten haben fast noch kein Wort des Abscheues, der Entrüstung über die blutigen Metzeleien, über die ehrlosen Mordbuben gefunden. Die berüchtigte fait accompli-Theorie scheint auch diesen Schandtaten gegenüber siegreich zu sein.

Alexander und Draga haben gewiß nicht meine Sympathien; aber Menschen waren auch sie, doch wie Tiere sind sie hingeschlachtet worden, und zwar von ihren eigenen Untertanen. Denn es waren gekrönte Menschen, die man auf bestialische Weise ermordet hat. Und die übrigen Gekrönten Europas?? Ein gewaltigeres Mene Tekel ist ihnen seit den Tagen Ludwig XVI. nicht an die Wand geschrieben worden. Aber sie schweigen und lassen auch ihre Regierungen schweigen. Ja sie beglückwünschen in langen Telegrammen — Rußland, Italien, Österreich — den neuen König von Serbien, der doch tatsächlich durch das Blut hindurch und über die verstümmelte Leiche seines Vorgängers hinweg den Thron besteigt. Alexander war sicherlich ein schlechter, unwürdiger Fürst und Draga die Karrikatur einer Königin. Aber konnten sie nicht gezwungen werden, abzudanken? Mußten sie ermordet werden, und zwar auf solche Weise? Ihre Hinschlachtung ist und bleibt eine unerhörte, eine himmelschreiende Untat. Daß das übrige Europa dieses Geschehnis so aufnimmt, wie es von ihm aufgenommen worden ist, bringt mit erschreckender Deutlichkeit die beschämende Wahrheit einmal wieder zum Bewußtsein, daß Politik und Moral, Politik und Ethik, ja selbst Politik und Menschlichkeit himmelweit von einander verschiedene Dinge sind. Eines sollten aber die das laisser-faire und das laisser-

Digitized by Google

aller praktizierenden Fürsten und Regierungen nicht vergessen: die Brutalität der Politik, die sie, der Roheit und der Niedertracht gegenüber schweigen heißt und beglückwünschen läßt, kann auch bei ihnen selbst zur Anwendung kommen. Heute mir, morgen dir, ruft der ermordete Serbenkönig warnend seinen schweigenden und beglückwünschenden Mitkönigen zu.

Ob die südöstliche Politik infolge des Blutbades von Belgrad andere Bahnen einschlagen wird, ist schwer vorauszusagen. Alles hängt dort von Zufälligkeiten, von Eigentümlichkeiten der Personen, von ihren Fehlern und Schwächen ab, weit mehr als vom Gang der Ereignisse. Bevor nicht Peter I. von Serbien und seine Minister sich auf ein Programm verpflichtet haben — und was bedeuten „da unten" Verpflichtungen? —, läßt sich über die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten der dort kommenden Dinge nichts sagen. Eines muß aber noch gesagt werden. Der neue König von Serbien hat mit einer blasphemischen Lüge sein Manifest an das serbische Volk begonnen: „Durch die Gnade Gottes zum Throne gelangt"!!! Angesichts der Leichen und des Blutes steht man starr vor diesen Worten.

Wir haben einen neuen Reichstag! Neben dem schwarzen Banner, das bisher vom Reichshause wehte, flattert jetzt die rote Fahne. Ein entscheidender Sieg der Sozialdemokratie auf der ganzen Linie ist das Ergebnis der Wahlen. Ein Königreich, Sachsen, ist ganz sozialdemokratisch vertreten; alle großen Städte senden „Genossen" in die Volksvertretung und auch das platte Land hat in erheblichem Maße „rot" gewählt. An 100 Sitze fallen der Sozialdemokratie sicher zu. Der Ernst dieser Tatsache läßt sich nicht verkennen. Aber je ernster sie spricht, um so mehr gilt es, ruhiges Blut zu bewahren. Schon jetzt werden Stimmen laut, die nach Ausnahmegesetzen, nach Abänderung des Wahlrechts verlangen, und dieser Chor der „Scharfmacher" wird zweifellos noch anschwellen. Hoffen wir, daß der gesunde Sinn und der politische Takt des deutschen Volkes vor solch verhängnisvollen Wegen uns behüten.

Ich selbst liege als „Toter" unter dem Siegeswagen der Sozialdemokratie. Bei 33780 Wahlberechtigten bin ich im 22. Sächsischen Wahlkreis — Auerbach - Kirchberg - Reichenbach — mit 13944 Stimmen unterlegen gegen 19048 Stimmen, die für meinen sozialistischen Gegner abgegeben wurden. Wochenlang habe ich das Vogtland durchzogen, in 32 Städten und Dörfern habe ich Versammlungen abgehalten und gesprochen. Kurz: ich habe die Sozialdemokratie gründlich kennen gelernt und nicht nur mein „Durchfall" ihr gegenüber, sondern auch ihre gegen mich angewandte Kampfweise hätte mich, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, zu ihrem erbitterten Gegner machen können. Aber eben weil ich sie gründlich kennen gelernt habe, ist meine Überzeugung unerschütterlich geworden, daß Ausnahmegesetze und Gewaltmaßregeln gegen die Sozialdemokratie der Gipfel der Torheit wären. Wir stehen nun einmal vor der Tatsache, daß die Sozialdemokratie eine tiefgründige Volksbewegung darstellt. Daran ändert die andere, von den „Scharfmachern" hervorgekehrte Tatsache nichts, daß in der sozialdemokratischen Partei, weit mehr wie in allen anderen Parteien gewissenlose Hetzer und Verführer, echte und rechte Volksbetrüger tätig sind, die den Klassenhaß schüren, die systematisch die Unzufriedenheit züchten, deren Broderwerb und Lebensunterhalt auf Lüge und Entstellung aufgebaut ist. Aber trotz allem und allem haben wir es in der Sozialdemokratie mit einer,

Digitized by Google

ich wiederhole, tiefgründigen Volksbewegung zu tun; einer Bewegung, die — und das ist für ihre Beurteilung und für die Wahl der Abwehrmaßregeln gegen sie das Entscheidende — in bestehenden Mißständen ihren Ursprung und in der Erreichung berechtigter Forderungen ihr Ziel hat. Mißleitet, verhetzt ist der sozialdemokratische Teil unseres Volkes in vielem, gewiß; aber diese Wahrnehmung darf uns nicht verhindern, anzuerkennen, daß unsere wirtschaftlichen, unsere sozialpolitischen Zustände der Besserung bedürftig sind, und diese Besserung will — das ist die Wahrheit — die Sozialdemokratie. Jahrzehntelang haben die sogenannten herrschenden Parteien schwer am Volkswohl gesündigt; ihren Fehlern und Sünden ist das ungeheure Anwachsen der Sozialdemokratie zuzuschreiben. Man werfe nur einen Blick auf das Königreich Sachsen. Daß über diesem ganzen Lande jetzt die rote Fahne weht, ist die Schuld der sächsischen konservativen Partei. Sie hat durch ihre jämmerliche Finanzwirtschaft die Steuerlasten bedeutend vermehrt; sie hat vor allem durch das neue sächsische Drei-Klassen-Wahlsystem eine Erbitterung im Volke erzeugt, die ihren naturgemäßen Ausdruck in den Reichstagswahlen gefunden hat. Unsere Parteien wandeln unentwegt, unbekümmert um den Wechsel von Zeiten und Verhältnissen, altgewohnte Pfade. Ob sich das Alte, was sie als Fetisch verehren, „konservativ“ oder „liberal“ nennt, tut nichts zur Sache: es ist versteinerte Masse, eine dem Leben entfremdete, der Schablone dienende Theorie. Daß so etwas keine Werbekraft besitzt, liegt auf der Hand. Partei-Konservativismus und Partei-Liberalismus haben abgewirtschaftet; sie haben keinen Boden mehr in den breiten Schichten des Volkes. Das Volk der Gegenwart will Fortschritt, will Aufklärung; wo es diese findet, dorthin wendet es sich und nimmt dabei Auswüchse, Entartungen mit in den Kauf.

Diese Wahrheiten sind deutlich durch die Wahlen zum Ausdruck gebracht. Werden sie beherzigt, so sind die diesjährigen Wahlen eine gute Tat. Aber es ist Zeit, daß die nationalen Parteien sich auf sich selbst und auf ihre Aufgaben besinnen.

19. 6. 1903. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX

Das Urchristentum nach O. Pfleiderers gleichnamigem Buch.

Von Professor H. Holtzmann.

I.

Anwendung der religionsgeschichtlichen Methode auf die Erforschung der biblischen Religion, insonderheit des Urchristentums: in diesem Schlagwort kündigt sich heutzutage überall am verständlichsten an, was und wie es eine von praktischen Nebenrücksichten unberührte, von kirchlich bedingten Hintergedanken unbeeinflußte, eine aufrichtig an das Problem der Religion herantretende Theologie meint, will und hält. Damit ist zwar noch keineswegs unvermeidlich auch die radikale Forderung gestellt, daß sich etwa die theologischen Fakultäten sofort in religionsgeschichtlicher Richtung um- und auszubauen hätten, wohl aber ein allgemeines Regulativ gewonnen für alle innerhalb derselben betriebene Arbeit streng geschichtlicher Natur, also vorzugsweise auch für die der israelitisch-jüdischen Religion und dem Urchristentum geltenden Studien. Über alle von einem beschränkteren Standpunkte aus dagegen erhobenen Einsprachen ist die fortschreitende Wissenschaft tatsächlich da bereits hinweggeschritten, wo es sich um die Entwickelung des alttestamentlichen Gottesgedankens handelt. Was hier Bestes und Dauerhaftestes seit einem Menschenalter geleistet wurde, das ist und heißt heute „alttestamentliche Religionsgeschichte", und erreicht wurde dieses Ziel nur auf dem Wege eines immer intimer und unlöslicher sich gestaltenden Einvernehmens mit dem auf dem ganzen, weiten Gebiet der orientalischen Studien statthabenden Arbeitsbetrieb.

Mit ebenso unverkennbarer Deutlichkeit liegt nun aber auch die andere Tatsache vor, daß gleichzeitig die Arbeit am Neuen Testament sich rückwärts in die Erforschung des sogenannten Spätjudentums und seiner Theologie, vorwärts in eine Wissenschaft

Digitized by Google

um die Entstehung der alten katholischen Kirche fortgesetzt hat, wie denn die Lehrbücher der sogenannten Einleitung in das Neue Testament und der sogenannten neutestamentlichen Theologie unbeschadet ihrer nächsten Abzweckung auf Einführung in das Verständnis der kanonischen Urkunden einen immer unwiderstehlicher werdenden Zug und Drang aufweisen, nach beiden Seiten hin auszuwachsen und „das Dogma vom Kanon", wenn nicht in der Form, so doch in der Sache außer Kraft zu setzen. Auch hier werden unter dem Feldgeschrei „Absolutheit des Christentums" unternommene Hemmungsversuche wenig mehr ausrichten, da sie durch die bereits zu Tage geförderten Ergebnisse im voraus lahm gelegt sind. Was der alttestamentlichen Forschung recht war, wird der neutestamentlichen billig erscheinen. Aber auch an sich klar und selbstverständlich sollte es sein, daß die christliche Persönlichkeit, so gewiß sie an ihrer Religion einen absoluten Besitz zu haben sich bewußt ist, so gewiß auch eben damit über alles, was im Bereich der geschichtlichen Forschung als erreichbar und festlegbar gelten kann, hinausgreift, um sich auf ein der wissenschaftlichen Diskussion sich entziehendes und darum gleichsam übergeschichtliches Asyl des religösen Erlebens zu begeben; denn ein absoluter Faktor kann in die Reihe der geschichtlich bedingten Faktoren nur mit dem Erfolg eintretend gedacht werden, daß er den gesamten geschichtlichen Rahmen auch sofort auseinandersprengen und die ganze Arbeit der geschichtlichen Forschung mit Einem Schlage zum Stillstand bringen würde. Wo man zu einer solchen Annahme sich entschließen kann, da allerdings „hat das Dogma die Geschichte überwunden", und die Geschichtsphilosophie des Infallibilismus ist dann die einzig vernünftige.

Mit unserem Verzicht auf einen geschichtlich faßbaren und darstellbaren absoluten Inhalt ist selbstverständlich zugleich ein Verzicht auf absolute Resultate gegeben. Wir sind wie überall, so auch auf dem Boden der urchristlichen Forschung in der Lage, nur mit variabeln Größen rechnen zu können. Solches gilt in hohem Maße gleich von den Quellen. Teils sind dieselben, wie die meisten schriftlichen Urkunden, längst gegeben und bekannt, dann aber noch fortwährend in Bezug auf ihren Sinn und Gehalt, auf ihr gegenseitiges schriftstellerisches Verhältnis, auf ihre Integrität, Datierung und theologische Stellungnahme Gegenstand der Kontroverse; teils sind gerade im Verlaufe des letzten Menschenalters neue Entdeckungen, welche das kirchliche Altertum im weiteren Sinn des Wortes berühren, in so unverhoffter Anzahl hinzugetreten,

Digitized by Google

daß wir auch noch weiterhin auf neuen Zuwachs rechnen dürfen. Auch ohne gerade in die apostolische und unmittelbar nachapostolische Zeit hinaufzureichen, kann doch jedes in orientalischen Klöstern neu aufgefundene Schriftwerk, jede neu entzifferte klein-asiatische Inschrift, jeder aus ägyptischem Staub ausgegrabene Papyrus das ohnedies noch nicht in einen festen Rahmen gebrachte Bild des Urchristentums in seinen Detailzügen verändern und zu neuen Fragestellungen Anlaß geben. Unser Wissen um die Verhältnisse der kleinen Oase des Urchristentums trägt den Charakter des Provisorischen vielfach erheblich mehr, als dasjenige um die weiten Steppen der alttestamentlichen Religionsgeschichte, durch welche wenigstens einige bestimmt und deutlich umrissene Verkehrswege sicher hindurchführen. Jahrhunderte sind eben leichter nach ihrer verschiedenen Färbung zu unterscheiden und gegeneinander abzugrenzen, als Jahrzehnte. Solcher aber umfaßt die Geschichte des Urchristentums, wenn man dasselbe soweit als möglich, nämlich bis zum sicheren Bestand der katholischen Großkirche ausdehnt, höchstens fünfzehn (30—180), während der Faden der alttestamentlichen Religionsgeschichte sich durch ebenso viele Jahrhunderte, lange freilich in sehr dünner Gestalt, hinziehen dürfte.

Unter solchen Umständen braucht kaum noch daran erinnert zu werden, daß jede Darstellung des Urchristentums, zumal wenn sie dasselbe im größeren religionsgeschichtlichen Zusammenhang behandelt, irgendwie den Charakter des Versuches aufweisen wird. Denn der Hintergrund, auf welchen das Bild aufgetragen werden soll, setzt sich aus so mancherlei verschiedenartigen und auseinanderliegenden Forschungsgebieten zusammen, daß der einzelne Gelehrte sie unmöglich alle mit gleich selbständiger Arbeitsleistung zu umfassen vermag. Er ist schlechterdings genötigt, sich zur Ergänzung des Grundstocks eigener, selbständiger Studien mannigfacher Vor- und Beiarbeit fremder, also vorzugsweise klassischer und orientalischer Gelehrsamkeit zu bedienen, und Sache eines gewiegten Urteils und geschulten Geschmacks wird es sein, hier die richtigen Vertrauensmänner zu finden und etwaige Privatmeinungen und Lücken der Beweisführung von solchen Errungenschaften zu unterscheiden, die auf allgemeine Wertung Anspruch erheben können. Die Überzeugungskraft derselben wird sich dann zumeist nach ihrer inneren Zusammenstimmung und Kompatibilität richten. Welcherlei konkrete Gestalt die entwickelten regulativen Gedanken in der Ausführung annehmen, wie sie in der Anwendung sich ausnehmen können, dafür liegt jetzt eine mustergültige Exemplifikation vor in der

Digitized by Google

jüngsten großen Leistung auf dem Gebiete urchristlicher Forschung, dem neuesten Werk von Otto Pfleiderer.*)

Eine knappe Reproduktion seines Inhalts dürfte trefflich dem hier vorschwebenden Zweck entsprechen, solchen, welche diesen Dingen ferner stehen, aber lebendiges Interesse dafür hegen, ein Bild von dem Umfang und Ziel der Arbeit zu geben, welche auf dem fraglichen Gebiet heute geleistet wird. Auf Vergleichung mit den Resultaten anderer gleichgerichteter Arbeiten muß an diesem Orte Verzicht geleistet werden. Es handelt sich um Veranschaulichung an einem hervorragenden Muster, und nur mit sehr beschleunigten Schritten können wir den Gang durch ein so ausgedehntes Geschichtsfeld unternehmen wollen. Bekanntlich gehört der Verfasser noch zu den wenigen überlebenden persönlichen Schülern des großen Tübinger Altmeisters F. Chr. Baur, und seine Forschungsweise verleugnet diese illustre Abkunft nirgends. So weit auch die seither durch so mannigfache Vermittelungen hindurchgegangenen, den ganzen Ertrag fortgesetzter eigener und fremder Studien verarbeitenden Ergebnisse abstehen von dem alttübingischen Geschichtsschema, so tiefgreifende Modifikationen und Korrekturen letzteres schon in der früheren Auflage des vorliegenden Werkes erfahren hat, es liegt doch. entschieden auf der vor einem halben Jahrhundert in Tübingen eröffneten Linie und kann als eine reife Frucht der Fortbildung bezeichnet werden, welche die damals zuerst in durchschlagender Weise auf die Genesis des neutestamentlichen Schrifttums angewandte streng historische Betrachtungsweise erfahren hat. „Wenn auch die Art, wie Baur sich diese Entwickelung im einzelnen gedacht hat, nicht ganz richtig war, wie wir heute alle wissen, so bleibt doch das Prinzip der Entwickelung, das er in die theologische Geschichtsforschung eingeführt

*) Das Urchristentum, seine Schriften und Lehren in geschichtlichem Zusammenhang beschrieben von O. P. Zweite, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, G. Reimer, 1902. Der 1. Band zerfällt in die beiden Abschnitte „Der Apostel Paulus“ (Persönlichkeit, Briefe, Theologie) und „Geschichtsbücher“ (Markus, Lukas, Matthäus, Jesus und die Urgemeinde); der 2. bringt die Titel „Hellenismus und Gnostizismus“ (jüdischer Hellenismus, Synkretismus und Gnostizismus, apokryphische Apostelgeschichten und Evangelien), „kirchliche Lehr- und Mahnschriften“ (pauliniſche Schule, johanneische Schriften, katholische Briefe, Clemens-Literatur) und „urchristliche Apologetik“ (die einzelnen Schriftsteller und ihre gemeinsame Theologie). Es folgt ein Verzeichnis der besprochenen Stellen. Im ganzen XIII und 1410 Seiten 8°. Die erste, 1887 einbändig erschienene Auflage bot VIII und 891 Seiten.

Digitized by Google

hat, in seinem unbestreitbaren Recht; daran wird auch die zeitweilig aufgekommene rückläufige Strömung des Traditionalismus und dogmatischen Positivismus garnichts ändern können." Hatte nun aber schon der Bahnbrecher die Anfänge des Christentums als eine gesetzmäßige Entwickelung aus den mannigfachen Faktoren des religiösen und sittlichen Völkerlebens der Zeit zu verstehen gesucht, so ist ihm der heutige Vertreter desselben Standpunktes auf dem Wege von Jahre lang emsig betriebenen religionsgeschichtlichen Studien gefolgt, um schließlich ein Ziel zu erreichen, das vielfach weit über den früheren Gesichtskreis hinausliegt. Gelehrte, welchen er sich dabei gern anschließt, sind, was spätjüdische Theologie betrifft, besonders Weber, Dalman, Schürer, Beer, Bousset; in Bezug auf Leben Jesu Brandt, auf klassische Philologie Rohde und Norden, auf Parsismus Cumont und Stave, auf Buddhismus Rhys Davids, Foucaux und Seydel, auf Apokryphen Lipsius, Wright, Harnack, Gunkel und Corssen, auf apostolische Väter Hilgenfeld und Lightfoot.

Während aber diese und andere Gelehrte wieder für Gelehrte geschrieben haben, empfiehlt sich vorliegendes Werk auch weiteren Kreisen dadurch, daß es, durchaus im Stil edler Popularität gehalten, jedem höher Gebildeten eine ebenso belehrende wie genußreiche und fesselnde Lektüre bietet. Nur ganz ausnahmsweise verirren sich einmal griechische Buchstaben in den durchsichtigen deutschen Text. Gelehrtes Beiwerk und Zitate, auch polemische Bemerkungen haben in knappen Anmerkungen Platz gefunden. Überdies hat der Verfasser auch Wiederholungen nicht gescheut, wo solche dem Zweck dienen, die einzelnen Abschnitte in sich abzurunden und ihnen zu einer gewissen Selbständigkeit zu verhelfen. Diese Abschnitte brauchen daher keineswegs gerade in der einmal gewählten und durchgeführten Abfolge gelesen zu werden, und auch wir dürfen uns deshalb des Vorteils bedienen, unsere Übersicht des Gesamtinhaltes mit einigen Betrachtungen zu eröffnen, welche teilweise schon den späteren Teilen des Ganzen gelten.

II.

Ohne sich im einzelnen von apologetischen Absichten leiten zu lassen, hält doch der Verfasser dafür, daß es schwerlich eine großartigere und solidere Apologie des Christentums geben könne, als eine Auffassung, welcher zufolge dasselbe ein notwendiges Entwickelungsprodukt des religiösen Geistes der Menschheit darstellt, auf dessen Bildung die ganze Geschichte der Alten Welt

Digitized by Google

hinstrebt, in dessen Ausgestaltung alle geistigen Erträgnisse des Orients und Okzidents ihre Verwertung und zugleich Veredelung, ja ihren harmonischen Ausgleich gefunden haben. Einem solchen Nachweise dient das ganze Werk, indem es dem Leser auf allen Stationen, über welche die Reise führt, einerseits immer den Rückblick auf die primitiven Vorstellungen einer animistischen Volksmetaphysik offen läßt, andererseits den Aufblick zu den Höhen einer auf solider Grundlage sich erbauenden Religion des Geistes und der freien Sittlichkeit ermöglicht. Gleich der erste Abschnitt führt uns mit seiner Darstellung der Person, Wirksamkeit und Lehre des Apostels Paulus auf eine Höhe, von der aus die Anfänge und die Zielpunkte des ganzen Prozesses gleichermaßen in Sicht treten. Seine Anthropologie ist nichts anderes, als eine christliche Modifikation jener populären Anschauungsweise des Altertums, die wir als „Animismus" zu bezeichnen pflegen. Was hier Seele oder Geist heißt, bildet ein für gewöhnlich unsichtbares, aber darum doch nicht ganz unstoffliches, vielmehr im Raum bewegliches, teilbares und ausdehnbares Wesen für sich, welches zum Leibe in einem so losen Verhältnisse steht, daß es zeitweise aus ihm ausfahren kann, sowie auch andere Geistwesen in ihn einzufahren und darin zu hausen vermögen. Man denke nur an die das ganze Urchristentum gleichmäßig beherrschende Vorstellung von der Besessenheit. Mit gelegentlicher Kundgebung solcher Ansichten steht somit der Schöpfer der christlichen Gedankenwelt nicht allein, sondern wurzelt als helleniſtischer Jude ganz und gar im Boden seiner Zeit, nur daß seine pharisäische Vergangenheit das allgemein antike Weltbild wieder eigentümlich ausgestalten half. So besteht seine Versöhnungslehre in ihrer juristisch orientierten Gestalt im Grunde einfach aus Anwendung der in der pharisäischen Theologie üblichen Ansicht vom sühnenden Wert des unschuldigen Leidens und Sterbens der Gerechten, welches ihren minder gerechten Volksgenossen zur Gutmachung ihrer Versäumnisse und Vergehungen zugerechnet wird, auf den Spezialfall des Todes Jesu. Freilich ist dies nur die eine Seite an der Sache. „Paulus sah im Tode Christi doch nicht bloß den Rechtsakt einer Sühne zur Genugtuung für die Gerechtigkeit und das Gesetz, sondern er sah darin auch und wesentlich die typische Offenbarung der heiligen Gottesliebe, die die Sünder rettet, indem sie die Sünde richtet, wegschafft und gutmacht, und die der Welt ein Pfand und eine Bürgschaft ihres rettenden Heilswillens gegeben hat in der Sen-

Digitized by Google

dung und Hingabe des eigenen Sohnes, des göttlichen Ebenbildes und menschlichen Urbilds." Noch durchgreifender als die jüdischen Sühnevorstellungen wirkte jene populäre Geistertheorie, welche als Gemeingut aller Völker und Zeiten gelten kann und gleichmäßig zur Erklärung aller außerordentlichen Erscheinungen in Natur und Menschenwelt herhalten muß. So bedingt ist beispielsweise die antik realistische Methode, nach welcher sich dem Paulus die Prinzipien des religiösen Bewußtseins der vorchristlichen Menschheit zu Engeln und Geistwesen verdichten und überhaupt begriffliche Abstraktionen zu konkreten Wesenheiten werden. So, wenn die Sünde als ein dämonisches Geistwesen erscheint, welches ein für allemal vom Leibesstoffe der menschlichen Gattung Besitz ergriffen hat, im Fleische haust und den Menschen in seinem Bann gefangen hält, bis er durch die überlegene Macht eines höheren, vom Himmel gekommenen und in menschliches Fleisch gekleideten Geistwesens aus dieser Knechtschaft befreit wird und seinen Dienstherrn wechselt. In so altertümlichen Schalen mußte unter den historischen Bedingungen seines Auftretens der Apostel seine bekannten Erfahrungen bergen vom Zwiespalt zwischen seinem realen und seinem idealen Wollen, von der inneren Krisis, wie er sie als Ergebnis des sittlichen Prozesses unter der Zucht des Gesetzes schildert, aber auch von der übergreifenden und überwältigenden Macht des neuen Ideales, wie es ihm auf dem Angesicht Jesu entgegenstrahlte. „Der antike Animismus, der Bewußtseinszustände zu Geistwesen hypostasiert und diese aus dem Ich heraus- und ihm gegenüberstellt, bedingt notwendig einen strikten Supranaturalismus, für den es keine innere stetige Entwickelung des persönlichen Lebens, sondern nur Aktionen der verschiedenen Geistwesen gibt, deren wechselnde Wirkungen der Mensch passiv an sich erfährt. Daraus erklärt sich der eigentümliche Zwiespalt, daß wir in den Lehren des Paulus von Sünde und Gnade einerseits zwar tiefe sittlich-religiöse Wahrheit, wunderbar feine Beschreibung immer wiederkehrender Erfahrungstatsachen finden, andererseits doch von seiner theologischen Einkleidung derselben uns immer fremdartig angemutet fühlen, umsomehr, je genauer wir den unmittelbaren Wortlaut seiner Sätze ins Auge fassen." In der Tat begründet es einen besonderen Vorzug dieser Darstellung der paulinischen Theologie, daß die religiösen und sittlichen Motive der darin fixierten Gedankenarbeit ebenso genau wahrgenommen und gewürdigt sind, wie andererseits redlich die ganze Kluft ausgemessen wird, welche unser evolutionistisch, psycho-

Digitized by Google

logisch und monistisch gerichtetes Denken von dem Begriffsapparate trennt, auf welchen sich der Apostel kraft seiner jüdisch-griechischen Bildung gewiesen sah. Wir können mit Vorstellungen, welche vom Standpunkt des antiken Animismus zu begreifen sind, nichts mehr anfangen, wofern wir sie nicht im Sinne unserer heutigen Psychologie umzudeuten vermögen. „Pauliniſchen Lehrbegriff" zu predigen, ist heutzutage für jeden Theologen, welcher die geschichtliche Bedingtheit desselben durchschaut hat, unmöglich. Alles will erst aus dem Anfang des ersten in das Ende des zweiten Jahrtausends nach Christus übertragen und übersetzt sein, um eine entsprechende Wirkung auf das Geschlecht unserer Gegenwart üben zu können. „Haben wir einmal den Grund der Schwierigkeit in dieser zeitgeschichtlich bedingten Vorstellungsform erkannt, so können wir dann um so leichter, von dieser abstrahierend, des bleibenden Kerns der pauliniſchen Ethik uns erfreuen. Ihre Grundgedanken „Stirb und werde" — „Werde was du bist" enthalten für alle Zeiten die tiefste Wahrheit."

Eine weitere Bestätigung des Gesagten mag noch ein Blick auf die sogenannte Lehre von den letzten Dingen (Eschatologie) liefern. Auch die griechische Unsterblichkeitslehre in ihrer platonischen, später neupythagoreischen und endlich philonischen Gestalt hat ihre letzte Wurzel in der animistischen Volksmetaphysik, ihren nächsten Entstehungsgrund aber in jenen religiösen Erfahrungen der Mysterienkulte, die man „Enthusiasmus" nannte und als Erfülltsein des Menschen mit göttlichem Geist und Leben beurteilte. Was hier der Enthusiasmus der Mysterien, das leistet bei Paulus der Enthusiasmus einer mystischen Verbindung mit dem zum absoluten Geistwesen verklärten Christus, der sich zum Menschen Jesus verhält, wie die goldene, aufstrebende Ähre zum dunkeln, ersterbenden Weizenkorn. War doch auch diese Christusverbindung für ihn mit mystischen Kultusakten verknüpft; er ist der Schöpfer der sakramentlichen Ausgestaltung von Gemeindebräuchen wie Taufe und Herrnmahl. Hier nämlich werden in gut antiker, zumal an das Mysterienwesen erinnernder Weise subjektive Erfahrungen des religiösen Menschen in bestimmten Akten objektiviert, fixiert und an den Vollzug derselben gebunden. Schließlich handelt es sich dabei um Anteilnahme an den Kräften des ewigen Lebens, um die Unsterblichkeit, wie mit den Griechen der jüdische Alexandrinismus sagte, um die Auferstehung des Fleisches, wie mit dem Parsismus das Spätjudentum in Palästina meinte, um die Verklärung und Vergeistigung des Leibes, darin

Digitized by Google

im Zusammenhang mit seiner Lehre vom Geiste Paulus die vorgefundenen Gegensätze überwunden und das letzte Problem gelöst fand. „Der Enthusiasmus war das Lebenselement des Urchristentums von Anfang an gewesen; die glühende Erwartung der nahen Wunderkatastrophe, die dem jetzigen Weltzustande ein Ende machen, eine Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse herbeiführen und eine neue Welt- und Gesellschaftsordnung begründen werde, hatte jene fieberhafte Spannung der Gemüter erzeugt, die sich in Ekstasen und Wundern aller Art äußerte, die auch zu heroischer Askese in freiwilliger Armut und Weltentsagung trieb, aber für die gegenwärtige Welt gleichgültig machte und von der Pflicht geordneter Arbeit sich entbunden fühlte. Diese zügellose und die menschliche Gesellschaft zersetzende Schwärmerei hat Paulus durch seine Geistlehre und seine Ethik überwunden. Ohne die apokalyptische Perspektive fallen zu lassen, hat er doch das Schwergewicht des Erlösungsglaubens von der Zukunft in die Gegenwart verlegt, in das neue Leben, das nicht erst mit dem Weltende beginnen werde, sondern schon da sei in den Herzen derer, die den Geist der Kindschaft haben und damit Frieden mit Gott, Freiheit von der Welt, Liebe zu den Brüdern. So hat er durch seine Geistlehre den urchristlichen Enthusiasmus gezügelt und ethisiert, die ungesunde Weltflüchtigkeit gemäßigt und dem „vernünftigen Gottesdienst“ in treuer Erfüllung der sozialen Pflichten den Boden bereitet.“

III.

Neben dem „Animismus“ sind es vorzugsweise die Kategorien des „Hellenismus“, „Synkretismus“ und „Gnostizismus“, welche als bestimmende Faktoren des hier dargelegten Geschichtspragmatismus auftreten. Schon das zeitgenössische Judentum zeigt in seiner essenischen Abart Beeinflussung durch orphisch-pythagoreische Mystik und Askese; der jüdische Alexandrinismus vollends führt im Buche der „Weisheit Salomos“ orphisch-platonische Unsterblichkeitsgedanken, in den Schriften Philos die neupythagoreische Anthropologie, die stoische Ethik, die platonische Ideenlehre, den durch mannigfache Vermittelungen bis auf Heraklit zurücklangenden Logos in die jüdische Theologie ein; dazu auch die stoischen „Kräfte“, welche, mythologisch hypostasiert und den alttestamentlichen Engeln gleich gesetzt, als letzten Hintergrund wieder die Geistwesen des Animismus erkennbar werden lassen und diese ihre Herkunft aus naiver Volksmetaphysik auch nie ganz verleugnen.

Digitized by Google

Nie darf man bei der Beurteilung von Mittelwesen, wie die Weisheit und ihr männliches Seitenstück, der Logos samt seinen Teilerscheinungen, den sogenannten Logoi oder Kräften, vergessen, daß den Alten unsere Scheidung zwischen geistigem und dinglichem Sein noch keineswegs geläufig, daher unser Begriff von „Persönlichkeit" eigentlich fremd, also auch auf jene zwischen Gott und der Welt und ebenso auch zwischen Mythologie und Metaphysik, religiösem Supranaturalismus und philosophischem Rationalismus schwebende Wesen nicht anwendbar ist. Wenn demnach dem philonischen Logos die Aufgabe zufällt, die übernatürlich enthusiastische Offenbarung der Mystik und die natürlich vernünftige der Philosophie in harmonischer Einheit darzustellen, so ist daraus schon im voraus die Bedeutung zu entnehmen, welche derselbe, von Philo in die urchristliche Theologie übergegangene Logos auch noch für die christlichen Apologeten des zweiten Jahrhunderts behaupten sollte.

Mit der individualistisch-transzendenten Eschatologie, wie sie im Anschlusse an die platonische Unsterblichkeit vom alexandrinischen Hellenismus ausgebildet worden ist, verbindet und kreuzt sich nun aber in der palästinischen Theologie die das Spätjudentum erlabende und kennzeichnende Erwartung einer durch Wunderkatastrophen eintretenden Heilszeit des jüdischen Volkes, die traditionell gewordene Hoffnung auf eine messianische Ära. In ihr wirkte zwar noch das altprophetische Zukunftsideal nach, aber doch seit dem Erscheinen des, die apokalyptische Literatur eröffnenden, Buches Daniel so, daß es über den natürlich geschichtlichen Boden, auf welchem die älteren Propheten sich noch gehalten hatten, in die Übernatürlichkeit entrückt und zu einem halbwegs transzendenten ward. So stoßen in den jüdischen Apokalypsen, deren die unmittelbare vorchristliche und unmittelbar nachchristliche Zeit, das Urchristentum selbst mit eingeschlossen, so viele hervorbringt, der hellenistisch-spiritualistische Glaube an die jenseitige Seligkeit der Frommen und der nationaljüdische Glaube an die irdische Heilszeit des Gottesvolkes im Reich des Messias zusammen und erzeugen eine reiche Welt von Phantasmagorien, unter welchen die Vorstellung vom tausendjährigen Reich, der sogenannte Chiliasmus, am bekanntesten geworden und innerhalb der alten Christenheit erst in Folge des Kampfes gegen den Montanismus allmählich zurückgedrängt worden ist. Damit im Zusammenhang stehen dann wieder die Vorstellungen von einem im Himmel präexistenten Messias, dem den siegreichen und gerechten König der älteren

Digitized by Google

Propheten ersetzenden „Menschensohn", weiterhin von der Auferstehung zunächst der Märtyrer und der Frommen, dann auch aller Menschen; letzteres wegen des über Böse wie Gute abzuhaltenden Weltgerichtes, welches aus den Händen Gottes im Laufe der apokalyptischen Entwickelung in diejenigen des Messias übergeht.

Die Apokalyptik, der wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden mußten, weist nun aber sowohl in ihrer spätjüdischen wie in ihrer urchristlichen Gestalt auf die große religionsgeschichtliche Erscheinung des sogenannten Synkretismus (Religionsmischung) hin, welcher schon in den letzten Jahrhunderten vor Christus und nicht minder in den ersten der christlichen Ära wie eine gewaltige Sturmflut die alten Volksreligionen auflösen und den Boden für religiöse Neubildungen vorbereiten sollte. Unser Verfasser interessiert sich in dieser Beziehung besonders für den persisch-babylonischen Mithradienst, welcher ja auch in seinen „Wiedergeburt für ewig" beschaffenden Mysterien (Sakramenten) manche sprechende Analogie zu gewissen Vorstellungen und Vorkommnissen in der alten Kirche bietet. Mehr noch verdient für die frühere Zeit Beachtung, was die zarathustrische Religion als die erste, welche einen ethischen Monotheismus mit dem alten Animismus zu verbinden suchte, in Hypostasierung abstrakter Begriffe zu himmlischen Geistern durch Ausbildung der Vorstellung von Gottes Thron umgebenden Erzengeln hier, von bösen Dämonen und ihrem satanischen Oberhaupt dort, endlich auch von Auferstehung und ewigem Leben in Ahuras Lichtreich geleistet hat. „Es ist der uralte animistische Geisterglaube, der in Israel durch die Jahvereligion in den Hintergrund gedrängt worden war, der jetzt unter dem mitwirkenden Einfluß heidnischer Dämonologie wieder hervortritt und als Engelglaube mit dem Monotheismus sich verbindet."

Aber dieselbe johanneische Apokalypse, welche eine sprechende Illustration zu diesen Sätzen liefert und vielleicht manche hoch in das persisch-babylonische Altertum zurückreichende Traditionen in sich aufgenommen hat, kämpft bereits auch gegen Menschen, welche „die Tiefen des Satans erkannt haben" wollen und antinomistische Lehren verbreiten, ja durch Ausübung von allerlei Zuchtlosigkeit auch gleich praktisch machen. Wie in dieser, so sehen wir bekanntlich auch in anderen neutestamentlichen Schriften, zumal in den Pastoralbriefen, in den johanneischen Briefen und im Judasbrief, Gegner der apostolischen Lehre auftreten, welche sich als Vertreter und Anhänger jener vielgestaltigen und buntfarbigen

Digitized by Google

„Gnosis“ zu erkennen geben, die unzweifelhaft älter ist, als das Christentum selbst, mit welchem ihre geschichtlich deutlichsten Formen sich befreundet und gewissermaßen identifiziert haben. Unser Verfasser legt auf den Nachweis dieser Priorität besonderen Wert und läßt die ältesten gnostischen Sekten aus demselben babylonischen Mythus schöpfen, welchem auch der Mithradienst und andere Mischreligionen, wie der Manichäismus, entstammt sind. Noch vor dem Christentum ist das Judentum hier und da in den synkretistischen Wirbel hineingezogen worden. Aber auch Paulus war sich bewußt, in seinem Evangelium eine Art Gnosis, eine Tiefkenntnis göttlicher Heilsgedanken zu bieten, und mit seiner Hypostasierung des Christusgeistes waren zweifellos die Ansätze zu einer gnostisierenden Christologie gegeben. Überdies mußte seine Erlösungslehre schon ihrer antinomistischen Tendenz wegen die richtigen Gnostiker sympathisch anmuten, und die Lehre von einem Gottessohn, der zur Erlösung der Menschen vom Himmel herabgestiegen und als Sieger über angelische und dämonische Mächte, über Grab und Hölle wieder in den Himmel zurückgekehrt ist, fand ihre Anknüpfungspunkte an mehr als einem babylonischen Mythus, wie sie denn auch immer die entscheidende Peripetie in dem von den großen christlichen Gnostikern gedichteten Weltdrama gebildet hat. Aber auch jene eigentliche Heldin dieser Dichtungen, welche schon bei den Ophiten, dann hauptsächlich bei Valentinus unter dem Namen der Sophia auftritt, bekennt in ihren Taten und tragischen Schicksalen nur wieder die Herkunft aus einer Verbindung der babylonischen Istar- und Tiamat-Mythen mit der jüdischen Lehre von der weltschöpfenden Weisheit.

Die Bedeutung des Beitrages, welche die Gnosis zum Aufbau einer christlichen Theologie im nachapostolischen Zeitalter geliefert hat, ergibt sich aus reichhaltigen Auszügen, welche aus den gnostischen Evangelien und Apostelakten gegeben sind. Sie dienen unserem Verfasser zum Erweis seines Hauptsatzes, daß das Grundmotiv der Gnosis nicht sowohl, wie man bei Ableitung derselben aus der griechischen Philosophie annehmen mußte, ein theoretisches Verlangen nach Welterkenntnis, als vielmehr das praktische Verlangen nach Rettung der Seele gewesen ist. Immer handelt es sich dabei um die Bewahrung der Seele vor den finsteren Geistesmächten, welche sie nicht blos im Leben, sondern hauptsächlich auf dem Übergang in das Lichtreich bedrohen. Auf diesem Punkte begegneten sich die Gnostiker des Ostens und des Westens, die Genossen der Mysterien des Mithra, des Sabazios und der Isis

Digitized by Google

mit den kirchlichen wie mit den häretischen Christen. Um die Seele gegen diese Gefahr sicher zu stellen, dazu vor allem mußte ein göttliches oder halbgöttliches Wesen als Heiland aus dem Lichtreich auf die Erde, ja sogar in das Totenreich herniedersteigen, wie Istar und Hibil Ziwa, Herakles und Orpheus. „Der in den gnostischen Kreisen zuerst herrschend gewordene Glaube an die Gottheit Christi beruht also nicht sowohl auf einem geschichtlichen Wissen und Urteilen über die Person Jesu, als vielmehr auf der aprioriischen Forderung desselben religiösen Bedürfnisses, das auch die Mysten der verschiedenen Mysterienkulte zur Verehrung je ihrer besonderen Heilsgottheit, und das die Untertanen Roms, besonders im Osten, zur Verehrung des römischen Kaisers als des göttlichen Weltheilandes trieb." Auf letztere Tatsache ist ja neuerdings durch den, an das lukanische Weihnachtsevangelium anklingenden, Wortlaut der Inschriften von Priene und Halikarnassus ein besonderes scharfes Schlaglicht gefallen. „Um aber der Seele die Rettung vor den finsteren Todesmächten zu verbürgen, mußte der Gott-Heiland nicht blos aus dem Himmel, dem Orte ewigen Lebens, stammen, sondern er mußte auch die dämonischen Mächte der Finsternis und des Todes in ihrer eigenen Heimat und festen Burg, im Hades, angegriffen und besiegt haben. Daher trat den Höllenfahrtsmythen der heidnischen Mysterien an die Seite der ganz gleichartige Glaube an die Höllenfahrt Christi, der in den gnostischen Kreisen zuerst aufgekommen ist und hier ungefähr dieselbe Bedeutung hatte, wie in den kirchlichen Gemeinden der Glaube an die leibliche Auferstehung Christi, die dem gnostischen Doketismus widerstrebte." Seinen Gläubigen aber wird die Teilnahme an diesem Triumph über die Todesmächte durch das sinnlich-übersinnliche Mittel der Taufe und der Kommunion verbürgt. So wird in der Seele durch die gnostische Offenbarung die schlummernde Erinnerung an ihre himmlische Heimat geweckt; und gestärkt und gewaffnet durch den Herz und Phantasie fesselnden Zauber des Mysterienkultus tritt sie endlich ihre glorreiche Heimreise an.

IV.

Damit hätten wir etwa die Faktoren namhaft und verständlich gemacht, aus deren Zusammenspiel nach dem hier befolgten Bauplan die Geschichte des Urchristentums bis zur fertigen Ausgestaltung eines katholischen Kirchentums zu begreifen ist. Denn „die Auseinandersetzung mit der Gnosis, die Bekämpfung ihrer gefährlichen Extravaganzen, aber zugleich die Aufnahme ihrer wertvollen Ideen

Digitized by Google

und die Vermittelung derselben mit dem Messiasglauben der Urgemeinde, das war die große Aufgabe der Kirche im zweiten Jahrhundert. Unter diesen Kämpfen und Vermittelungen der verschiedenartigsten Elemente hat das Christentum sich zur allgemeinen Weltreligion entwickelt, die eben darum alle anderen Religionen zu überwinden vermochte, weil sie aus allen das Beste in sich aufgenommen und ihrem eigentümlichen Prinzip so assimiliert hat, daß sie, ohne ihre Einheit und Eigenheit zu verlieren, doch der Betrachtung die verschiedensten Seiten zeigte und die mannigfachen Bedürfnisse der menschlichen Natur zu befriedigen vermochte." Es konnte ja nicht ohne bedeutsame Rückwirkungen auf das Christentum selbst bleiben, wenn die Gnostiker sich seit Kerinth und Basilides der christlichen Erlösergestalt bemächtigten, an der sie eine fest umrissene, geschichtliche Größe gewannen, anstatt irgend welches mythischen Heros, der einmal in der Urzeit die Pforte des Todes gesprengt und der Seele den Aufstieg zum Himmel gebahnt haben sollte. Auf keinen Fall konnte die Kirche in der Anerkennung des göttlichen Wesens ihres Erlösers hinter der Gnosis zurückbleiben; wohl aber begriff sie es als ihre Aufgabe, die schon von Paulus her überkommene ideale Betrachtungsweise mit der historischen, wie sie in der ältesten Gemeindetradition gegeben war, in der Art zu vermitteln, daß beide Seiten in einer gottmenschlichen Person zu ihrem Rechte kamen: eine Aufgabe, welche schon in der ignatianischen Briefliteratur bestimmt in Sicht tritt, um endlich in der großen Lehrschrift, genannt „Evangelium nach Johannes", eine geistvolle und vorläufig abschließende Lösung zu erfahren. Als Vermittelungen und Übergangsformen kommen Schriftstücke in Betracht, wie der Hebräerbrief mit seiner eigentümlichen, durch den Alexandrinismus modifizierten Ausbildung der paulinischen Theologie, die Briefe an die Epheser und Kolosser mit ihrer gnostisierenden Fortbildung der paulinischen Christus- und Erlösungslehre auf kosmischem Hintergrund, endlich die Pastoralbriefe (an Timotheus und Titus), welche schon die ganze Katholizität in nuce enthalten und mit ihrem Kirchenbegriff und ihren Bemühungen um feste, die häretisch-gnostische Gefahr ausschließende Verfassungsformen ganz nahe an die Ignatianen und deren episkopale Tendenzen heranreichen, ja diesen, wenn sie von Ignatius herrühren, zeitlich sogar erst nachfolgen dürften. Gleichfalls in polemischer Auseinandersetzung mit der Gnosis behandeln derselbe Ignatius von Antiochia und sein Zeit- und Gesinnungsgenosse Polykarp von Smyrna das christologische Problem, indem sie vor allem darauf

Digitized by Google

dringen, daß der Sohn Gottes im Fleisch gekommen sei, in Wirklichkeit geboren worden und gestorben sei, während der aus der Verachtung des materiellen Daseins entsprungene Dualismus der Gnosis es nur zu einem Scheinkörper und Scheinleiden kommen ließ. Darüber, nicht etwa über die Gottheit Christi (bei Ignatius heißt Christus einfach „unser Gott"), stritten sich Kirche und Gnosis, und zwar heftigst, so daß es zu einem völligen Bruch kommen mußte, wie diesen neben den Pastoralbriefen vornehmlich die unter dem Namen des Johannes gehenden Briefe konstatieren. Das vierte Evangelium selbst aber unternimmt die, diese Polemik ergänzende, positive Aufgabe, die Vorstellung von der Fleischwerdung des göttlichen Logos im Heiland der Christenheit zum Thema einer Geschichtsdarstellung zu machen, welche im einzelnen zeigen sollte, daß und wie die Herrlichkeit des göttlichen Logos in dem Helden der evangelischen Tradition wirklich gewohnt habe und Gegenstand der Anschauung, der tatsächlichen Erfahrung seitens der Gläubigen geworden sei.

Damit war nicht bloß Philo überboten, welcher ja an eine Fleischwerdung seines in der begrifflichen Wolkenhöhe schwebenden Logos gar nicht denken konnte, sondern auch die ganze ältere Evangelientradition, welche von einem göttlichen Vordasein des auf Erden aufgetretenen Jesus noch nichts gewußt hatte. Die johanneische Theologie ist somit weder im Anschlusse an den älteren Gemeindeglauben, noch unmittelbar aus der Religionsphilosophie Philos zu verstehen, sondern sie hat ihre nächsten Grundlagen einerseits in dem unter dem Einflusse des Hellenismus weiter entwickelten, dem sogenannten deuteropaulinischen Christentum der kleinasiatischen Kirche (Epheser- und Kolosserbriefe), andererseits in der gnostischen Religion, wie dieselbe sich zur Zeit Hadrians besonders in den Schulen des Basilides und des Kerinth ausgebildet hatte. „Insofern kann man wohl sagen, daß die johanneische Theologie die reichste Frucht des von Paulus teilweise begründeten und durch den Deuteropaulinismus weiter entwickelten christlichen Hellenismus sei; nur daß dabei nicht zu übersehen ist, daß zu dieser Entwickelung die synkretistische Mysterienweisheit und Gnosis Vorderasiens Wesentliches beigetragen hat; ohne Berücksichtigung dieses Hauptfaktors, der den nächsten Anlaß zur Entstehung der Johannesschriften gegeben hat, läßt sich die johanneische Theologie mit ihren vielfachen Anklängen an Gnosis und Mysterien nicht richtig verstehen." In solchen Sätzen spricht sich die Eigentümlichkeit der Stellung, welche unser Verfasser

Digitized by Google

in dem Lager der historischen Kritik von heute einnimmt, am deutlichsten aus. Obwohl aus der Tübinger Schule hervorgegangen, hält er es darum auch für verfehlt, wenn an die Erzeugnisse einer Epoche, welche außer den Johannesschriften auch die Jakobus-, Clemens- und Barnabasbriefe, den Hirten des Hermas und die petrinische Literatur hervorgebracht hat, nur immer wieder die Frage gestellt wird, ob sie judenchristlich oder paulinisch seien. So war es beispielsweise ein heute kaum mehr zu begreifender Irrtum, wenn man die im Jakobusbrief bevorzugten Armen für Judenchristen halten oder dem Märtyrer Justinus eine judenchristliche Richtung zuschreiben wollte. Seine scharfe Beurteilung des Judentums als Volk und Religion und die zentrale Bedeutung, die er dem Glauben an Christus als den göttlichen Logos beilegt, macht ein solches Urteil einfach unmöglich. Tritt der Verfasser beispielsweise auf diesem Punkt der Auffassung Ritschls näher als derjenigen Schweglers, so äußert er sich andererseits aber auch mehrfach abschätzig über die, von der „modernen" Theologie beliebten, erzwungenen Deutungen und verkünstelten Zurechtrückungen unzweideutiger Aussagen des vierten Evangelisten in apologetischem Interesse; weiterhin auch über die vielfach zu beobachtende Unsitte, die sogenannten apostolischen Väter (Clemens, Barnabas, Ignatius u. s. w.) und Apologeten (Justin vornehmlich) nach dogmatischen Maßstäben modernsten Ursprungs abschätzig zu beurteilen. „Man verkennt das Gesetz der Entwicklung, von dem das geschichtliche Leben so gut wie das natürliche beherrscht wird, wenn man den urchristlichen Lehrern die Aneignung religiöser Ideen aus ihrer Umwelt zum Vorwurf macht, als ob sie damit eine Verkümmerung und Erkrankung des Wesens des Christentums bewirkt hätten, statt anzuerkennen, daß sie ebendamit das christliche Prinzip von den engen Schranken des urchristlichen Messiasglaubens befreit und zur weltüberwindenden kirchlichen Religion erhoben haben." Damit im Zusammenhang steht endlich auch die billigere Beurteilung jener gemeinkirchlichen Erbauungsschriften, welche man um ihres sehr merklichen Abstandes von der religiösen Höhenlage paulinischer Intuitionen und um ihrer mehr moralisierenden Tendenzen willen gern unter dem Gesichtspunkt der Verflachung, der Abschwächung gebracht hat. Indessen gehört es doch zu den allgemein anerkannten Errungenschaften der heutigen Theologie, wenn dem Paulinismus teils um seiner Subtilitäten, teils aber auch um der klaffenden Inkongruenzen und Antinomien willen, die er in sich birgt, die Eigenschaft der Verständlichkeit und Brauchbar-

Digitized by Google

keit für ein kirchliches Durchschnittsbewußtsein aberkannt und weder seinem Glaubensbegriff noch seiner Freiheitslehre ein namhafter Einfluß auf die Vorstellungswelt der altchristlichen Literatur beigelegt wird. Ungleich mehr entsprechen in dieser Beziehung den pädagogischen Bedürfnissen der werdenden Weltkirche die wegen ihres dürftigen dogmatischen Gehaltes oft sehr herabgesetzten Pastoralbriefe. „Überhaupt läßt sich nicht leugnen, daß das hier empfohlene Christentum der schlichten, praktischen Frömmigkeit, welches die leeren Wortstreitigkeiten und die asketischen Überstiegenheiten der Häretiker bei Seite läßt, eine „gesunde Lehre" zu heißen verdient und kirchlich brauchbarer war und ist, als der zwar mehr idealistische, aber auch an theoretischen und praktischen Schwierigkeiten überreiche Paulinismus." Ähnliches gilt aber auch von den spekulativen Gedanken des christlichen Hellenismus, sofern in den Epheser- und Kolosserbriefen die praktischen Resultate des Paulinismus, Gesetzesfreiheit und Universalismus, festgehalten, seine Streittheologie aber mit ihren schwierigen Vermittelungen beseitigt sind. Eine gleiche Rückbildung der Theologie hat im ersten johanneischen Brief durch Auflösung der Logostheorie des Evangeliums und Ausschaltung ihrer Konsequenzen stattgefunden, bei welcher das religiöse Interesse doch keineswegs zu kurz kam, sondern das Verhältnis des Christen zu Gott vielmehr einfacher und enger erscheint als dort, wo durchweg das Zwischeneintreten des Logos-Christus Berücksichtigung verlangt. Aber selbst Schriften, die im Vergleich mit Paulus und Johannes mehr auf der Peripherie des Christlichen stehen, wie Hermas und Jakobus, kommt diese Rücksicht auf das Bedürfnis der großen, von der Kirche zu bändigenden Massen zu Gute. Daß über dem mystischen Gott-Christus des Morgenlandes die moralische Abzweckung des Christentums nicht verloren ging, war ein unermeßlicher Gewinn, welchen die Kirche dem praktischen Sinn der Römer, wie er im Hirten des Hermas zum Ausdruck kam, verdankt, und nicht minder weist der Jakobusbrief auf eine Epigonenzeit, wo man allen Grund hatte, sich der Überwucherung dogmatischer Spekulation zu erwehren und die sittlichen Grundsätze des Christentums gegen eine jetzt allmählich auftauchende Gefahr der Verweltlichung sicher zu stellen. Eben damit hängt es dann freilich auch zusammen, wenn ein der spekulativen und mystischen Elemente des Paulinismus entleertes Christentum, wie die katholische Heidenkirche des zweiten Jahrhunderts im Abendlande es darstellt, sich nur noch wenig von dem vorchristlichen Hellenismus unterscheidet und insofern allerdings

Digitized by Google

den Eindruck der Dekadenz hinterläßt. So ausgedehnt aber auch das Gemeingut an religiösen und sittlichen Grundgedanken erscheinen mag, immer hat der christliche Hellenismus, wie er uns beispielsweise im zweiten Clemensbrief begegnet, vor dem vorchristlichen dies voraus, daß der religiöse Glaube an Gott und Ewigkeit und der von ihr getragene sittliche Idealismus seine geschichtliche Stütze findet in dem Kernpunkt aller christlichen Verkündigung, der Offenbarung Gottes durch Christus.

V.

Unsere bisherige Betrachtung konnte das Bild eines unpersönlichen Waltens und Schaffens geschichtlicher Mächte hervorrufen, und selbst die nachgehende Erinnerung daran, daß es doch Jesus von Nazaret gewesen ist, welcher den Anstoß zu der ganzen Bewegung der Geister gegeben hat, ist begleitet von dem Eindruck, daß diese Bewegung sich in Regionen fortgepflanzt und Elemente mobil gemacht habe, welche außerhalb des Gesichtskreises seines Denkens und nicht minder auch außerhalb der Tragweite seines Willens gelegen haben. Der Strom, welcher sich nach Aufnahme zahlloser Nebenflüsse und Bäche dem Meere zuwälzt, sieht anders aus als seine Silberquelle im Alpenschnee. Man wäre insofern versucht, von einer Gelegenheitsursache zu reden und sich beispielsweise auf den Logos zu berufen, der als das eigentliche Kraftcentrum des werdenden Dogmas, die Keimzelle der altkirchlichen Theologie gelten darf. Schon in vorchristlicher Zeit war ja aus jener animistischen Vorstellungsweise, welche menschliche Bewußtseinszustände zu übermenschlichem Geistwesen zu hypostasieren liebte, die Personifikation des stoischen Logos in dem Götterboten Hermas hervorgegangen, an die sich Philos Lehre vom Logos als göttlichem Offenbarungsmittler anschloß. Aber auch aus der Spekulation Philos konnte die neue Religion keineswegs gleichsam von selbst hervorgehen. „Es bedurfte dazu einer solchen sittlich imponierenden Persönlichkeit, die sich als die Trägerin des Ideals, als Verkörperung oder „Fleischwerdung" des göttlichen Logos anschauen ließ, und die damit zum Kryställisationspunkt wurde, an der die dominierenden Ideen der gärenden Zeit sich anschließen und so zum neuen Weltbild sich ordnen konnten, das vor dem philonischen den einen ungeheuren Vorzug hatte, daß es auf dem mächtigen Eindruck einer erhabenen sittlichen Persönlichkeit und ihrer tragischen Geschichte beruhte." So gewann der im Logos repräsentierte sittliche Idealismus an Jesu Lehre und Vorbild erst

Digitized by Google

eine feste Norm und ein mit nachhaltiger Kraft wirksames Motiv. Niemals vorher konnte es einem Philosophen beifallen, den Logosgedanken zu personifizieren und mit einer geschichtlichen Persönlichkeit, für deren Leben, Wirken und Sterben Augenzeugen zu gewinnen waren, zu identifizieren. Eine parallellaufende Betrachtung drängt sich auf, wenn wir schon in der jüdischen Apokalyptik die hellenistische Idee von einem göttlichen Mittelwesen und das altprophetische Ideal eines menschlichen Messiaskönigs auf eine gegenseitige Verschmelzung hinstreben sahen, zu welcher es gleichwohl nicht kommen konnte, so lange das bindende Mittelglied noch fehlte. Sobald ein solches aber gegeben war in dem geschichtlichen Jesus, wie er in der urapostolischen Verkündigung als durch Tod und Auferstehung zum himmlischen Herrn eines neuen Gottesvolkes erhoben erschien, vollzog sich auch jener Verschmelzungsprozeß, und konnte das entscheidende Wort gesprochen werden: „Der Logos ward Fleisch und wohnte unter uns.“ Der johanneische Evangelist hat es rund und bündig formuliert. Der gleichfalls alexandrinisch gebildete Verfasser des Hebräerbriefs mit seiner Lehre vom himmlischen Hohepriester hat es vorbereitet. Auch Philo hatte den göttlichen Logos den großen Hohepriester genannt, der als der Fürsprecher der Menschen ihnen die göttliche Gnade zuwende. „Aber bei Philo blieb dies doch immer nur eine abstrakte Theorie, ein mehr metaphysisches als religiöses Mittlerverhältnis, dem keine religiös erwärmende Kraft zukam. Erst als der christliche Alexandriner diesen himmlischen Hohepriester der Spekulation mit dem Menschensohn Jesus, dem Sünderheiland der Geschichte, in Eines zusammenschaute, da war der Gegensatz der beiden Welten, deren Kluft auch Philo nicht zu überbrücken vermochte, versöhnt, war für das nach Gottes Gemeinschaft sich sehnende religiöse Gemüt der freie Zugang zum Thron der Gnade geöffnet.“

Die Person Jesu, auf die wir uns schließlich zurückgewiesen sehen, ist uns nur so zugänglich, wie sie im Rahmen der teils geschichtliche, teils aber auch entschieden lehrhafte Zwecke verfolgenden Evangelien erscheint. Hier erst haben wir ein unentbehrliches Gegengewicht gegen den Idealismus der pauliniſchen, in den drei ersten insonderheit auch ein solches gegen den spekulativen Flug der johanneischen Theologie; hier erst einen nachhaltig wirksamen Schutz gegen die Gnosis mit ihren mythischen Göttern und philosophischen Begriffshypostasen vor uns. Eine eingehende Analyse dieser Schriften führt unsern Verfasser zu Resultaten, welchen zufolge ein aramäisches Urevangelium als gemeinsame Quelle für

Digitized by Google

die auf uns gekommenen Evangelien, unter diesen aber wieder Markus als das früheste zu gelten habe. Die Frage, ob auf diesen Matthäus oder Lukas folge, wird zu Gunsten des Letzteren entschieden. Die Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit der schöpferischen Persönlichkeit Jesu erhellt aus der Mannigfaltigkeit der Beleuchtung, unter welcher sie erscheint: bei Markus als heroischer Reformator und Bekämpfer des im Pharisäismus erstarrenden Judentums, bei Lukas als barmherziger Heiland der Sünder und Freund der Armen unter charakterischer Betonung eines entsprechenden sozialen Programms seitens des auch in seiner schriftstellerischen Freiheit und Originalität gewürdigten Evangelisten. Matthäus endlich stellt eine Evangelienharmonie dar, in welcher das Bewußtsein der werdenden Weltkirche in der Richtung auf Dogma, Moral und Verfassung einen ersten und zugleich klassischen Ausdruck gefunden hat; daher sein Christus als neuer Gesetzgeber auftritt für eine aus allen Völkern gesammelte Gemeinde. Gleich aber bleibt er sich in jeder dieser drei Darstellungen als Prediger eines nahenden Gottesreiches oder vielmehr einer Gottesherrschaft (diese Bezeichnung entspricht dem Begriff genauer), d. h. eines Glückszustandes, welcher vom Himmel her den Frommen, den Duldern, den Sanftmütigen, den Friedfertigen, den um des Guten willen Leidenden geschenkt werden soll, während die politischen Hoffnungen, welche das vulgäre Judentum mit dem Gedanken an die messianische Zeit verband, ignoriert werden. Aber mehr noch als im Inhalt bestand das Neue und Durchschlagende an Jesu Verkündigung in der Art dieser Verkündigung oder vielmehr des Verkündigers selbst. Er hat in den Massen seines Volks nicht sowohl verdammungswürdige Gesetzesübertreter, als vielmehr die erbarmungswürdige, mißhandelte und preisgegebene Herde ohne Hirten gesehn, hat den Zusammenhang ihrer religiösen Verwahrlosung mit dem ökonomischen Notstand dieser „Armen" zu würdigen und den in ihren Herzen glimmenden Funken frommen Hoffens und Sehnens nach Erlösung und Erhebung durch das sanftmütige Entgegenkommen suchender und helfender Liebe anzufachen verstanden. Alles das im wohltätigen und beglückenden Gegensatz nicht bloß zu dem hochmütig sich abschließenden und verurteilenden Gebaren der pharisäischen Musterfrommen, sondern auch zu der herben Bußpredigt des Täufers Johannes. „Es war die Wiederbelebung des besten Geistes der Propheten, eines Hosea und Jeremia vorzüglich, und doch wieder anders als damals, weil auf dem Hintergrund einer anderen Zeit, einer Zeit fieberhafter Span-

Digitized by Google

nung, in der die Verzweiflung am Alten und die Erwartung der apokalyptischen Katastrophe ihren Höhengrad erreicht und die Massen aufs Tiefste erschüttert hatte. Daß diese Glut des apokalyptischen Hoffens sich in Jesu Seele verband mit der stetigen Wärme und praktischen Energie der barmherzigen Liebe zu den Armen und Elenden und Sündern, darauf beruhte der Zauber seiner Persönlichkeit, das Enthusiastische und Heroische seines Auftretens, seine hinreißende Gewalt über die Massen wie seine anziehende und fesselnde Macht über die einzelnen, zumal weiblichen Seelen; darauf aber auch seine Kollision mit den herrschenden Mächten seines Volkes und der Welt; kurz, darauf beruhte das Schicksal wie der Erfolg seines Lebens."

Zunächst also das Schicksal! Die furchtbare Tragik desselben wirkt um so erschütternder, wenn Jesus, wie hier wahrscheinlich befunden wird, seinen Tod am Kreuz nicht vorausgesagt, überhaupt gar nicht in Aussicht genommen hätte, sondern gegenteils nach Jerusalem gezogen wäre, um als Messias über die Hierarchen zu siegen und eine religiös-soziale Neuordnung des Gottesvolkes herzustellen. Angerufen für eine solche, übrigens bisher keineswegs unerhörte, Konstruktion werden Worte, wie bei Lukas die Aufforderung zum Schwertkauf, bei Matthäus und Markus der letzte Ruf der Gottverlassenheit. Aber der Nachtseite des Geschicks entspricht die Lichtseite des Erfolgs. „Er ließ die Seinen nicht los." „Sein persönlicher Enthusiasmus des Glaubens und Liebens, der sie von Anfang an ihn gefesselt hatte, wirkte jetzt als neubelebende Kraft in ihren Seelen fort", und das so erwachsene Bild einer jetzt mit bekannten geliebten Zügen ausgestatteten himmlischen Messiasgestalt warf seine Strahlen auch auf das Erdenleben zurück und stattete dasselbe mit einem hochpoetischen Wunderglanz aus, dessen Farben meist aus dem mit neuen Augen und mit begeistertem Prophetenblick gelesenen Alten Testament entnommen waren. So wurde aus dem Jesus der Geschichte der Christus des Glaubens.

Einen bewußten Bruch mit dem jüdischen Gesetz hat Jesus selbst nicht vollzogen, wenn er sich auch in gehobenen Momenten der prophetischen Inspiration, des messianischen Hoffens auf eine neue, von Gott beherrschte Welt innerlich über die gesetzliche Schranke hinausgehoben fühlte und dieselbe mit sieghaften Grundsätzen einer überlegenen Sittlichkeit auch tatsächlich durchbrochen hat. Eben damit hat er schon der apostolischen Gemeinde jenen Übergang aus der apokalyptischen Asketik in eine rationale Ethik

Digitized by Google

ermöglicht, welchen dann infolge der befreienden Tat des Paulus die Kirche vollzogen hat. „Die Umwandlung des urchristlichen Enthusiasmus in Glauben und Sitte der Kirche ist der Angelpunkt der Geschichte des Urchristentums, deren Verständnis man sich ebendaher überall verbaut, wo man in den Anfang schon das zurückdatiert, was erst aus der späteren Entwickelung hervorgegangen ist." Den Anfang mit solchem Zurückdatieren macht freilich schon dasjenige Geschichtsbuch, welches dem Neuen Testament selbst angehört und an historischem Wert sonst unvergleichlich hoch über den apokryphen und häretischen Apostelakten des zweiten Jahrhunderts steht. Aber auch der Verfasser dieser unserer kanonischen Apostelgeschichte gab seine Berichte so und konnte sie als Kind seiner Zeit nur so geben, wie sich der Hergang in seinem und seiner Zeitgenossen Geist darstellt und wie sie ihm den Zwecken der Erbauung seiner heidenchristlichen Leser einerseits, der Verteidigung des Christentums nach außen andererseits zu entsprechen schien. Auch hier also sehen wir uns, wie bei aller und jeder Geschichtschreibung, vor die Aufgabe gestellt, eine uns nur unter dem Schein einer später aufgesetzten Beleuchtung sichtbar werdende, Vergangenheit wieder unter ihren selbsteigenen Voraussetzungen zu verstehen, eine in den Quellen mehr oder weniger schief, wenn nicht falsch reflektierte Geschichte durch künstliche Berechnung der Strahlenbrechung wieder auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückzuführen. Wie und mit welcherlei Mitteln das bewerkstelligt werden und zu welcherlei Resultaten es unter bestimmten Voraussetzungen der Forschungsmethode führen kann, dafür bietet die besprochene Leistung des Berliner Theologen einen ungemein wirksamen und bildsamen, zugleich einen fest zusammenhängenden und lückenlos fortschreitenden Anschauungsunterricht.

Digitized by Google

Kritische Betrachtungen zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reichs.

Von Oberstudienrat Dr. Gottlob Egelhaaf.

Vorbemerkung.

Zu den nachfolgenden Erörterungen haben drei Werke Anlaß gegeben, die im Laufe der letzten zwei Jahre ans Licht getreten sind. Über das eingehendste und in seiner Absicht grundstürzende, das von Lorenz, wird auf den folgenden Seiten oft genug zu sprechen sein. Über die beiden anderen aber möge hier ein Wort vorausgeschickt werden. Die Denkwürdigkeiten

des Grafen Bray-Steinburg (Leipzig, S. Hirzel, 1901, S. S. 208),

sind von Professor Dr. Heigel in München herausgegeben; sie bestehen aus eigenhändigen Niederschriften des Ministers und einem sie verbindenden Text. Man mag über Brays politische Haltung urteilen, wie man will, so nachsichtig und nachfühlend wie Heigel oder so herb verwerfend wie Lorenz: daß seine den Ereignissen selbst zur Seite gehenden Aufzeichnungen uns unmittelbar in die Dinge einführen und über sie Aufklärung aus erster Hand bieten, das kann niemand bezweifeln wollen; sie gehören für alle Zeiten zu den Quellenschriften über die Jahre, von denen sie handeln. Max Lenz' Geschichte Bismarcks (Leipzig, Duncker und Humblot, 1902, S. S. 455) ist zur Zeit wohl die erste Biographie unseres großen Staatsmannes; sie führt zum Teil Bismarcks persönliche Entwickelung, mehr aber seine politische Tätigkeit dem Leser in großen Zügen vor. Manchmal möchte man den Ausdruck klarer wünschen: was eigentlich Bismarck 1848 von der nationalen Strömung schied, was er selbst erstrebte, das muß sich der Leser, der es nicht schon vorher weiß — und für solche ist das Buch doch nicht geschrieben — mit einiger Mühe erst aus Lenz' Darstellung herausuchen. Aber das Buch zeugt auf jeder Seite davon, daß es von einem Manne verfaßt ist, der sich sehr in Bismarcks Persönlichkeit und Werk vertieft hat, der die Risse und Sprünge in der Überlieferung, auch in der auf Bismarck selbst zurückgehenden, so genau kennt wie der geübte Bergsteiger seine Gletscher, und der Großes groß zu erfassen und darzustellen versteht. Bedauerlich ist nur, daß Lenz noch nicht zu

Digitized by Google

dem vielen Neuen hat Stellung nehmen können, das erst nach ihm Lorenz veröffentlicht hat; ohne Lenz' Verschulden sind dadurch einige Partien seines Buches unvollständiger beleuchtet, als wir jetzt die betreffenden Vorgänge sehen.

I. Sybel und Lorenz.

Es ist anerkannt, daß das Werk Heinrich von Sybels: „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.", dessen erste Bände 1889 ans Licht traten, heute noch das hervorragendste Werk über den darin behandelten Stoff ist, und zwar sowohl inhaltlich, weil wenigstens die ersten fünf Bände auf dem gewaltigen und unschätzbaren Material beruhen, das die preußischen Staatsarchive und die Registratur des auswärtigen Amtes darbieten, als auch formell, weil Sybel auch in den vorgerückteren Jahren, da er dieses sein zweites Hauptwerk schrieb, im wesentlichen immer noch über die Gestaltungskraft verfügte, die sein Werk über die französische Revolution auszeichnet. Auch heute noch muß jede Darstellung der Jahre 1862—1866 von Sybel ausgehen. Aber es ist nur natürlich, daß im Laufe der vierzehn Jahre, die seit dem Erscheinen seiner ersten Bände dahingegangen sind, die Kritik manche der Sybelschen Hauptsätze angefochten hat und daß durch neuere Veröffentlichungen urkundlichen Materials teils Ergänzungen zu Sybel geliefert, teils Berichtigungen angebracht worden sind. Seit langem war schon bekannt, daß namentlich der Professor der Geschichte an der Universität Jena, Ottokar Lorenz, das Sybelsche Werk scharf anfechte;*) in seiner Sammlung „Staatsmänner und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts" (Berlin 1896) S. 177 spricht er mit Ironie von dem „vielgepriesenen Geschichtswerk", „das alles getreulich nachbete, was in Protokollen und Depeschen zu finden war", ohne daß Sybel der Gedanke kam, daß in „den schönen Ministerialakten" oft gerade das Wichtigste nicht stehe; „die Tagebücher Leopolds von Gerlach stoßen den ganzen ersten und zweiten Band seines Werkes um." Lorenz wirft Sybel vor, daß er die Denkwürdigkeiten Beusts, Vitzthums und Ernsts von Coburg ganz unbeachtet gelassen habe und daß er deshalb ein ganz schiefes Bild von gewissen Dingen und Vorgängen entworfen habe. Lorenz hat mittlerweile die Möglichkeit erhalten,

*) Die Kritik, die hier das Lorenz'sche Buch erfährt, ist eine wohlverdiente, aber m. E. ist sie noch lange nicht scharf genug. Lorenz ist ein kleinlicher, nörgelnder Verkleinerer Bismarcks und seines Werkes. Eine schöne Aufgabe für einen deutschen Hochschullehrer! D. H.

Digitized by Google

vor allem durch das Entgegenkommen des Großherzogs Friedrich von Baden, wertvolles amtliches und persönliches Material zu durchforschen, das Sybel nicht bekannt war; ebenso durfte er für die von Herzog Ernst nur im Abriß behandelte Zeit von 1866—71 dessen Auszüge, Diktate und Tagebücher benutzen, und auch der Herzog von Meiningen hat Lorenz seinen Briefwechsel mit Herzog Ernst zur Verfügung gestellt und ihm auf einige Fragen Auskunft gegeben. Da nun die Eröffnung außerpreußischer Archive, welche eine umfassende und gründliche Darstellung ermöglichen würde, in absehbarer Zeit nicht zu erwarten steht, so entschloß sich Lorenz den ihm vorliegenden Stoff zu einer Gesamterzählung zu verwerten, die im Herbst 1902 unter dem Titel „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches 1866—1871", 634 Seiten stark, bei Gustav Fischer in Jena erschienen ist.

Fragt man nach dem treibenden Beweggrund, der Lorenz zur Abfassung seines schon durch den Titel sich als Gegenschrift gegen Sybel ankündigenden Werkes veranlaßt hat, so kann man ihn am schärfsten auf S. 122 ausgesprochen finden: „es macht auf Leute, welche die Dinge noch miterlebten, einen unendlich tragikomischen Eindruck, wenn die jugendliche Geschichtschreibung Deutschlands nachträglich die Dinge so darstellt, als wären die nächsten Jahre nach 1866 lediglich eine vergnügliche Ruhepause gewesen, wie im Tanzsaal, wo alles schon zum Cotillon vorbereitet und ganz in der Ordnung gefunden war, wie wenn die Uhr ihre Stunden schlägt". Dieses Urteil wird ergänzt durch die Sätze auf S. 95: „der geschichtliche Treppenwitz tut so, als ob die Antwort auf die Frage (was nach 1866 Deutschlands Schicksal sein werde) niemand unklar gewesen wäre. Es werde eben ein bißchen Krieg mit Frankreich geführt werden, und da wird die Einheit Deutschlands von selbst gemacht sein. Und da der Krieg wirklich kam, so ist alles gleichsam vorhergesehen und voraus berechnet gewesen". In Wahrheit hat nach Lorenz aber „der edelste und menschlich so tief empfindende Staatsmann", Bismarck selbst, auf einen solchen Krieg gar nicht gerechnet und gehofft. Wenn nun noch 1866 die bleibende Zerreißung Deutschlands möglich erschien, so ergibt sich, daß das Werk von 1866 eigentlich nicht Bewunderung verdient, sondern Tadel, und dieser Tadel zielt offenbar über den Kopf der so hart angelassenen „jugendlichen" Geschichtschreibung — welche auf Sybel fußt — hinweg gegen Bismarck selbst. Dieser wird direkt dafür verantwortlich gemacht, daß 1866 nicht mehr erreicht wurde als die Erstreckung des preußischen Ein-

Digitized by Google

flusses bis zum Main, und so oft auch Lorenz von Bismarck in Ausdrücken hoher Anerkennung spricht (z. B. S. 66, 73, 75 u. s. w.), so machen diese doch einigermaßen den Eindruck theoretischer Liebeserklärungen, während das praktisch von Bismarck Erreichte als recht ungenügend erachtet wird. Im Gegensatz zu dem großen Staatsmann erscheint König Wilhelm dagegen als die Persönlichkeit, welche 1866 ganze Arbeit zu tun wünschte, und zwar nicht aus einem dunkeln und staatsmännisch bedenklichen Drang, sondern aus bewußter politischer Größe heraus. S. 65 werden ihm (in einem fühlbaren Gegensatz zu Bismarck) „Geistesklarheit und politische Bestimmtheit" zugeschrieben und „der echteste uneingeschränkte Reichsgedanke" „als Eigentum des großen Königs" bezeichnet, „in einem viel stärkeren Maße als es bei den Räten und insbesondere auch bei Bismarck für diesen Augenblick (Juli 1866) der Fall war, da er diesen Gedanken zunächst als unausführbar gehalten hat".

II. Begründung der Lorenzschen Ansicht.

Worauf beruht nun diese Auffassung?

Lorenz beruft sich eben S. 65 darauf, daß nach einer Mitteilung Sybels (V, 220) der König am 5. Juli, also unmittelbar nach dem Sieg über die Österreicher bei Königgrätz, gefordert habe: „Annexion von Schleswig-Holstein an Preußen; deutsche Bundesreform unter preußischer Leitung oder Suprematie über ganz Deutschland". „Darnach hat der König schon am ersten Tage der Verhandlungen über den Frieden das Programm des ganzen geeinigten Deutschlands unter Preußens Suprematie als seinen Wunsch und seine Hoffnung zu erkennen gegeben. Wer diesen Wunsch vielleicht teilte, nicht aber die Hoffnung, war Bismarck. Vermöge des Umstandes, daß Napoleon als Vermittler davon ausging, daß er eine den preußischen Erwerbungen entsprechende Entschädigung erhalten müsse" — was übrigens erst anfangs August hervorgetreten ist — hielt es Bismarck für besser, durch den Botschafter in Paris, den Grafen Goltz, schon am 11. Juli (lies 13. Juli, Sybel V, 238 ff., 255 ff.) den Verzicht auf die deutsche Einheit unter Preußens Führung gegenüber dem Kaiser aussprechen zu lassen. Der Grund dieses Rückzuges war, daß „bald der Minister Drouyn de Lhuys, bald Prinz Napoleon" — in Wahrheit aber auch Napoleon selbst; Sybel V, 256 — sich sehr besorgt auf die öffentliche Meinung in Frankreich beriefen, welche eben nichts mehr als die Vereinigung

Digitized by Google

von Deutschland fürchte. „Das war aber lediglich ein von den Zeitungen aufgerichtetes Gespenst, hinter denen wieder nur die ultramontanen Kreise steckten, welche in der Wiener Staatskanzlei ihr Hauptquartier hatten“ (Lorenz S. 69). „Wenn man das Pariser Geschrei revanche pour Sadowa! auf seinen Ursprung untersuchen wollte, so würde man die Quelle in Wien und in den ultramontanen Hauptquartieren in Regensburg oder in München, ganz gewiß aber nicht in den Tuillerien (lies: Tuilerien) zu suchen haben“ (S. 91). Wenn aber auch Napoleon äußerstenfalls alles an alles gesetzt hätte, so wäre er militärisch gar nicht imstande gewesen, viel auszurichten; Bismarck hat von den Berichten über die Desorganisation des französischen Heeres, das noch nach Niels Reformarbeit 1870 so schlecht vorbereitet war, nicht die Notiz genommen, welche er hätte nehmen können, und so nur glaubte er vor Frankreich einen Schritt zurückweichen zu müssen. Daß er hierin sich täuschte, daß Wilhelm I. und seine Generale, die an eine Gefahr von Frankreich her nicht glaubten, richtiger sahen als „der Meister der hohen Diplomatie“, das ist auch die Ansicht von Max Lenz (a. a. O. 319).

III. Preußens Politik 1866.

Was ist nun über diese Auffassung der Dinge zu sagen?

Zunächst möchten wir es als keineswegs sicher ansehen, daß der Gegensatz zwischen dem König Wilhelm und Bismarck in der Zeit vom 5. Juli bis zum 13. Juli so tief war, als Lorenz annimmt. Wenn der König am 5. Juli die Durchführung der „Bundesreform unter preußischer Leitung oder Suprematie über ganz Deutschland“ als sein Ziel aufstellte, so ist es möglich, daß er, der doch vorwiegend Militär war, darunter nichts anderes verstand, als was schließlich durch die Schutz- und Trutzverträge erreicht wurde: die Unterordnung aller deutschen Streitkräfte unter preußischen Oberbefehl. Das war z. B. im Juli 1859 seine Forderung gewesen, und das war mehr, als Bismarck im März 1866 oder im Mai desselben Jahres in Aussicht genommen hatte, wo er bereit gewesen war, den Oberbefehl über die süddeutschen Truppen Bayern oder Österreich zu überlassen (Sybel IV, 317 u. 380—383). Daß Wilhelm I. sich sehr für Errichtung eines deutschen Parlaments interessiert haben sollte, erscheint uns wenig wahrscheinlich; ihm war die Hauptsache, daß die deutsche Heeresmacht zweckmäßig organisiert und einheitlich befehligt wurde und daß dabei Preußen das erhielt, was es bean-

Digitized by Google

sprechen durfte und mußte, die Verfügung über mindestens Norddeutschlands Wehrkraft. Wurde ihm gar der Oberbefehl über ganz Deutschland zu teil, so war die preußische „Suprematie" doch gewiß erreicht.

Doch selbst davon abgesehen, ob der König mehr politische als militärische Ziele verfolgte — kann man zugeben, daß er, wenn er es tat, über seinem Minister stand, daß dieser von der Erreichung des hohen Zieles eigentlich ohne Not Abstand nahm? Lorenz ist der Ansicht, daß der Grund, der für Bismarck maßgebend war, die Besorgnis vor einem Krieg mit Frankreich, in Wahrheit gar nicht hätte schwer ins Gewicht fallen sollen. Nach seiner Ansicht lag den Franzosen, insbesondere dem Kaiser Napoleon, gar nicht viel an dem Schicksal der Süddeutschen; ob diese vollends ganz unter preußische Leitung gerieten, war ihnen nicht wichtig, und Krieg hätten sie ihretwegen gar nicht begonnen. Dem gegenüber ist auf die ausdrückliche Erklärung zu verweisen, welche Napoleon Goltz gegenüber am 13. Juli abgab (Sybel V, 256): „er lege besonderen Wert auf das Recht Süddeutschlands als einer selbständigen Staatengruppe, Bündnisse zu schließen und Kriege zu führen. Dazu nötige ihn die öffentliche Meinung in Frankreich, welche durch die Besorgnis vor der Gründung eines Deutschen Reiches unter preußischer Hoheit beunruhigt sei." Man nehme dazu die Rede, die Thiers am 3. Mai 1866 im gesetzgebenden Körper gehalten hat und worin er — was die Geschichtschreiber des Ursprungs des Krieges von 1870 beachten mögen — unter Hinweis auf das Bündnis Preußens mit Italien von dem neuen Reiche Karls V. gesprochen hat, das seinen Sitz in Berlin haben und sich ebenso auf Italien stützen werde, wie Karl V. sich auf Spanien gestützt habe (de Mazade, monsieur Thiers, Paris 1884, S. 292). — Äußerungen, die in Frankreich so wohl gehört und beachtet wurden, daß sie geradezu das Leitmotiv für die kriegslustige Presse Frankreichs zwischen 1866 und 1870 geworden sind. Weiterhin ergibt sich aus der lehrreichen Darstellung Rothans (la politique française en 1866, Paris 1879) mit schlagender Deutlichkeit einmal, daß es Mühe genug kostete, die französische Regierung dahin zu bringen, daß sie die zwei wesentlichsten Forderungen, die Preußen stellen mußte (ib. S. 252), nämlich die Errichtung des Norddeutschen Bundes und die Vereinigung der zwei getrennten Hauptteile der preußischen Monarchie durch gewisse Gebietserwerbungen, allmählich zugestand. Dann aber ergibt

Digitized by Google

sich aus Rothan (S. 210, 300, 318—327), daß noch eine andere Macht sich Preußen recht unfreundlich zeigte, nämlich Rußland. Davon sagt Lorenz nicht ein Sterbenswörtchen; und doch hatte Gortschakoff noch kurz vor dem Abschluß der Nikolsburger Verhandlungen die Unverschämtheit, durch den Gesandten Oubril in Berlin erklären zu lassen, daß Rußland keine der politischen und territorialen Veränderungen, die Preußen in Deutschland vorzunehmen sich anschicke, als gültig ansehen werde, wenn sie nicht der freien Erörterung einer internationalen Konferenz unterstellt würden! Man darf nicht vergessen, daß der soeben umgestürzte Zustand Deutschlands auf den Wiener Verträgen beruhte, also die Unterzeichner dieser Verträge ein formelles Recht hatten, bei dem Umsturz dieses Zustandes ihre Stimme zu erheben. Rußland war noch überdies durch seine Verwandtschaft mit dem Großherzog von Hessen, dessen Schwester die Zarin war, und mit dem König von Württemberg, dessen Gemahlin Alexanders II. Schwester war, am Schicksal dieser Fürsten dynastisch interessiert. Es lag nur an der Weigerung Frankreichs, wenn der von Rußland ungestüm geforderte Kongreß nicht zu stande kam (Rothan S. 212 ff.). Angesichts dieser Lage war es das einfachste Gebot der Politik, daß Preußen seine Beziehungen mit Frankreich so vorsichtig als möglich behandelte; und daß Bismarck es gelungen ist, für Preußen einen Gewinn von über vier Millionen Untertanen und den Abschluß des Norddeutschen Bundes zu erreichen, ohne darüber Frankreich ins Lager seiner Feinde zu treiben, das ist eine staatsmännische Leistung ersten Ranges, für die wir ihm ewig den wärmsten Dank schuldig sind. Hätte er Frankreich durch die Forderung der Ausdehnung des Bundes auch auf den Süden zum Eintritt in den Krieg gezwungen, so würden alle Feinde Preußens und Deutschlands sofort auf der Bresche erschienen sein: iam, sagt Sallust Catil. 52, omnes feroces aderunt! Allerdings konnte Frankreich, wie der Kriegsminister Marschall Randon selbst schließlich (Rothan 192) zugestehen mußte, zunächst nur 40 000 Mann ins Feld stellen: aber hatte der Marschall so Unrecht, wenn er später behauptete, daß man in einem Monat durch Einberufung der Reserve hätte 450 000 Mann aufbringen können? (ib. 219.) Die Zahl mag sehr, mag um die Hälfte übertrieben sein, und Rothan gibt S. 207 selbst zu, daß ein Mann wie Moltke sich auf der Höhe aller Schwierigkeiten befunden haben würde. Moltke selbst hat bekanntlich die Möglichkeit des Krieges mit zwei Fronten damals bejaht: aber daß dadurch eine überaus gefährliche

Digitized by Google

Lage entstanden wäre, bei der leicht alles Gewonnene wieder verloren gehen konnte, das mag leugnen, wer den Mut dazu hat; Bismarck, der allezeit furchtlose, hat die Verantwortung für ein so verwegenes Spiel mit Recht damals abgelehnt und hat noch nach Jahren im Reichstag wiederholt diesen Standpunkt vertreten. Endlich ist noch zu bedenken, daß Bismarck es für politisch richtiger hielt, zunächst den Norden ohne den Süden zu organisieren, weil es so möglich war, einheitlichere Einrichtungen zu schaffen, die sich später unschwer auf den Süden ausdehnen ließen, wenn sie erst einmal im Norden Wurzel gefaßt hatten. Bekanntlich hat ein so warmer Patriot wie Heinrich von Teitschke noch am 7. Dezember 1870 in den „Preußischen Jahrbüchern" geschrieben (zehn Jahre deutscher Kämpfe, 2. Auflage, Berlin 1879, S. 349): „Wir haben uns nie darüber getäuscht, daß die Aufnahme des Südens im gegenwärtigen Augenblick das schwerste Opfer sein würde, das unser Norden jemals für die deutsche Sache gebracht hat. Wir waren darauf gefaßt, viele kühne Reformpläne, die der jugendlich rüstige Entwickelungsgang des norddeutschen Bundes zu Tage gefördert hatte, für jetzt oder für immer zu begraben." Es leuchtet ein, daß, was 1870 galt, 1866 noch in weit höherem Grade Wahrheit hatte.

IV. Deutschland 1866—70.

Wenn Lorenz mit dem Abschluß des Krieges von 1866 unzufrieden ist, weil er die Mainlinie bestehen ließ, so ist er noch unzufriedener mit dem Gang der Dinge von 1866—1870. Nach seiner Auffassung war Deutschland, das aus dem Krieg zerrissener als je hervorging (wirklich?), das Gespött der ganzen Welt; die Abneigung gegen die Herstellung der politischen Einheit war in Württemberg und Bayern so groß und wurde von Wien aus durch den berüchtigten Herrn v. Beust als österreichischen Reichskanzler so systematisch geschürt, daß es wesentlich der unentwegt nationalen Haltung des Großherzogs Friedrich von Baden, seiner Räte und der großen Mehrheit seines Volkes zu danken war, wenn der im Prager Frieden vorgesehene Südbund und mit ihm die Organisation der Trias nicht zustande kam. Irgend ein namhafter Fortschritt in der Richtung der Einheit ist in den vier Jahren nach Lorenz so wenig gemacht worden, daß selbst der unbedingt verpflichtende Charakter der Schutz- und Trutzverträge von Württemberg und Bayern fortwährend angefochten werden konnte (S. 77, 83), und daß hart vor dem Ausbruch des

Digitized by Google

französischen Krieges die bayerischen Patrioten nicht bloß die souveräne Stellung Bayerns zu erhalten, sondern in ein feindliches Verhältnis gegen Preußen einzutreten hoffen konnten (S. 221). Daß es soweit kommen konnte, daran trug vor allem die unbegreifliche Rücksicht Schuld, welche Bismarck von Anfang der deutschen Krisis an gegen Bayern geübt hatte. Er hätte im März 1866 diesem Staat den militärischen Oberbefehl über den Süden zugestanden, wenn er sich gegen Österreich an Preußens Seite geschlagen hätte; er ließ es zu, daß der Staat, dessen Armee sich 1866 als würdige Nachfolgerin der bei Roßbach geschlagenen Reichstruppen erwiesen hatte, zur Meinung kam, er dürfe als Ersatz für eine ihm abgeforderte Gebietsabtretung an Preußen diesem Staat ein Schutz- und Trutzbündnis gegen das Ausland anbieten; und Bismarck trug auch durch sein zurückhaltendes Benehmen dazu bei, daß der bayerische Größenwahn und der bayerische Partikularismus immer mehr sich befestigten. Diese Rücksichtnahme auf Bayern wurde aber vollends verhängnisvoll bei den Verhandlungen, die im Herbst 1870 in Versailles mit den süddeutschen Staaten über ihren Eintritt in den Norddeutschen Bund geführt wurden. Bismarck gewährte hier Bayern solche Zugeständnisse, daß nach der Äußerung des badischen Ministers, Herrn v. Freydorfs (S. 379), für Bayern auf alle Zeit eine Ausnahmestellung im Reich geschaffen war und von einem Fortschritt zu größerer Vereinheitlichung des Bundes auf verfassungsmäßigem Wege nie mehr die Rede sein konnte. Dabei nahm der bayerische Minister Graf Bray gar noch den Eindruck von Versailles mit nach Hause, daß künftig, wenn einmal „der gewaltige und unerforschliche Staatsmann" vom Schauplatz abgetreten sein werde, noch auf eine Vermehrung des Einflusses des „Königreiches" zu hoffen sei — während Bismarck seinerseits hoffte, daß das Schwergewicht der nationalen Entwickelung die bayerischen Sonderbestrebungen mit der Zeit zurückdrängen werde.

Auch diesen Ausführungen von Lorenz können wir in der Hauptsache nicht beipflichten. Er hat allerdings nicht ganz Unrecht, wenn er bei der Betrachtung der Ereignisse zwischen 1866 und 1870 auch die Kehrseite der Münze zur Anschauung bringt und gegenüber der etwas sub specie aeternitatis gehaltenen und deshalb zu rosigen Darstellung Sybels zeigt, wie hart doch im Süden die Köpfe waren und wie schwer die Idee des nationalen Staates damals mit ihren Gegnern südlich des Mains zu ringen gehabt hat. Wir, die wir jene Jahre noch

Digitized by Google

aus eigener, wenn auch jugendlicher Erinnerung und überdem als Süddeutsche genau kennen, wissen heute noch, mit welchem Unmut alle national fühlenden Württemberger an jenem 24. März erfüllt wurden, da bei der Zollparlamentswahl in 17 Wahlkreisen nicht ein nationaler Abgeordneter durchdrang; da ein Intimus des Ministers Freiherrn v. Varnbüler unter dem Jubel seiner Zuhörer das Wort sprach, in Preußen heiße es nur Steuer zahlen, Soldat sein und Maul halten; da die demokratische und die kgl. hannoversche Presse in partibus infidelium ausrief, der Nordbund sei ein Mordbund, und man die Massen zu dem Gefühl zu erziehen suchte: lieber französisch als preußisch! Aber wir wissen auch, daß trotz alles Wütens der Ultramontanen und Demokraten die Anhänger des werdenden deutschen Staates von dem frohen Gefühl aufrecht erhalten und befeuert wurden, daß der Wind der Geschichte ihre Segel schwelle und die Zukunft ihnen gehöre, wie das der tapfere bayerische Abgeordnete Völk in der Sitzung des Zollparlaments vom 18. Mai 1868 in die frohen siegesgewissen Worte kleidete: „es ist doch Frühling geworden in Deutschland!" Unter dem Eis des Partikularismus war eine Unterströmung, die von Jahr zu Jahr stärker anschwoll und die z. B. in Württemberg im März 1870 mit dazu beigetragen hat, daß der an sich milde und scharfem Vorgehen von Natur nicht zugeneigte König Karl gerade dem heftigsten Ansturm der Opposition gegen die deutsche Einheit trotzte und die Minister entließ, welche entweder als die eigentlichen Vertrauensmänner der antipreußischen Parteien galten (wie Golther) oder der Schwäche gegenüber den wilden Agitationen beschuldigt wurden (wie Geßler). Ohne diese Unterströmung wäre es ja ganz undenkbar, daß 1870 (wo Frankreich nach Beusts Rat einen Kriegsvorwand gefunden hatte, der mit der nationalen Frage zunächst gar nicht zusammenhing, ja eine dynastische Angelegenheit zu betreffen schien) doch sofort, als der gallische Übermut sich an den ehrwürdigen König von Preußen heranwagte, das nationale Empfinden mit elementarer Wucht durchschlug und die Massen von dem Gefühl elektrisiert wurden, daß man Preußens Schmach als die eigene ansehen müsse und die norddeutschen Brüder in dem Kampf gegen den Erbfeind nicht allein lassen dürfe, sondern ihnen beizustehen habe ohne Rücksicht darauf, daß gerade der Süden zunächst der Kriegsschauplatz zu werden schien. Gewiß darf man es aussprechen, daß der Umschwung, den die große Zeit über Nacht heraufführte, von länger her vorbereitet gewesen sein muß und demgemäß auch

Digitized by Google

ohne den französischen Krieg — dessen Eintreten übrigens trotz Sybel und Lorenz jedermann damals mit Sicherheit erwartet hat, wenn schon den Zeitpunkt niemand vorher angeben konnte — in nicht zu ferner Zeit in Erscheinung getreten wäre, nur in weniger gewaltiger und weniger plötzlicher Weise.

Dies das eine. Was aber dann die Klage angeht, daß Bismarck 1866 und 1870 auf Bayern zu große Rücksicht genommen habe, so waren doch nur zwei Wege möglich. Entweder man verzichtete überhaupt darauf, Bayern in das Reich einzubeziehen, oder man wußte die Dinge so zu leiten, daß es freiwillig und ohne Bitterkeit sich anschloß. Das erste hat s. Z. Gustav Adolf ins Auge gefaßt, als er 1632 das evangelische Deutschland und die zu evangelisierenden Reichsprälaturen ohne Österreich und Bayern unter seiner Leitung zu einem „corpus formatum bellicum politicum mit einem capo“ zusammenzufassen gedachte (s. meine Schrift Gustav Adolf in Deutschland, Halle 1901, S. 101, und meinen Aufsatz Deutsche Rundschau 111 [1902] 421). Gewiß würde durch diese Beiseitelassung Bayerns unser heutiges Reich mit noch 50 Millionen Seelen kaum weniger mächtig in der Welt dastehen und mancher inneren Schwierigkeit, mit der es heute kämpft, überhoben sein. Aber es wäre doch um einen kernhaften Volksstamm ärmer, der 1870 und 1871 sein Anrecht auf Zugehörigkeit zum Reich mit Vergießen teuren Blutes bekräftigt hat, und es wäre dem nationalen Staat schlecht angestanden, in seiner Geburtsstunde freiwillig auf ein altes Glied der deutschen Familie zu verzichten. Wollte man dies aber nicht tun, so blieb doch wohl, wie schon gesagt, nichts übrig, als Bayern unter solchen Bedingungen aufzunehmen, daß es kein gezwungenes, sondern ein gutwilliges Glied des Reiches wurde. In diesem wahrhaft staatsmännischen Sinne hat Bismarck von Anfang an seine Aufgabe gegenüber Bayern aufgefaßt; er wollte es, um einen berühmten Ausspruch Kimons über Athen und Sparta hier zu verwenden, zum Nebenroß Preußens am Wagen Germanias machen, und solange seine zugleich starke und schonende Hand das Steuerruder des Reiches lenkte, hat diese Politik auch niemals versagt. In welchem Grade er namentlich das Vertrauen König Ludwigs II. besessen hat, und zwar ohne Wanken bis an des Königs Tod, das ist zu bekannt, als daß es hier wiederholt werden müßte.

Wir fügen hier noch ein paar Bemerkungen zu gewissen Einzelheiten an. Lorenz S. 77 stellt den Abschluß des Friedens-

Digitized by Google

vertrages zwischen Bayern und Preußen vom August 1866 so dar, als ob Bayern nach der Ansicht seines Unterhändlers, Grafen Bray, damit einen diplomatischen Erfolg ersten Ranges errungen habe, und er drückt sich sogar S. 79 so aus: die bayerischen Unterhändler seien mit einer Art von Herablassung auf die Schutzverträge eingegangen. Ich habe die Aufzeichnungen Brays S. 99—117 mit der Aufmerksamkeit durchgelesen, die eine so hervorragende Quelle verdient, und ich muß sagen, daß ich keine Spur von einer solchen Auffassung, von einer Überschätzung Bayerns und seiner Erfolge habe dort finden können. Bray ist S. 105 sich bewußt, daß der Wert des Bündnisvertrags schon am 13. August sehr gesunken war, weil damals die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen Preußen und Frankreich schon wieder geringer geworden war; er erzählt S. 102, daß Freiherr v. d. Pfordten gleich zu Anfang erklärt habe, Bismarck solle die Erinnerungen an die napoleonische Zeit lieber unterdrücken; Bayern wünsche nationale Politik zu treiben, und aus S. 107 und 109 sehen wir, daß Pfordten immer wieder von sich aus die Idee des Bündnisses in den Vordergrund schiebt, als eines Mittels, wodurch Bayern der Gebietsabtretung überhoben werden könne; es stellte das Bündnis offenbar in seinen Augen einen Ersatz für Preußen dar, das nicht direkt, wie im Fall einer Abtretung, über einen Teil der bayerischen Machtmittel, aber indirekt über alle die Verfügung gewann. Dieser Gedanke hat etwas so Gesundes, daß man in der Tat nicht begreift, wie Lorenz das auch nur einen Augenblick verkennen kann. Bayerns Bündnis mit Preußen hart nach einem Krieg stellte einen großen Triumph der nationalen Idee dar; das Bündnis mußte allen Hoffnungen auf neue Rheinbündeleien eine schwere Enttäuschung bereiten; und auch materiell war Bayerns Hilfe doch etwas wert, sobald an Stelle der bisherigen schlaffen militärischen Zucht eine bessere Ausbildung trat. Die 128000 Bayern, welche 1870/71 allmählich nach Frankreich hineinmarschiert sind, haben bei Weißenburg, Sedan, Paris und Orleans tüchtig mitgeholfen; ohne sie wäre es gewiß auch gegangen, aber sicherlich sehr viel schwerer.

Gewiß sind die Forderungen, die damals von Bayern vertreten wurden, zum Teil in hohem Grade ungeeignet, ja verwerflich gewesen; namentlich für König Ludwigs II. „eigensten Gedanken", den der Erwerbung der badischen Pfalz ohne Heidelberg und Mannheim — wofür das Elsaß an Baden fallen

Digitized by Google

sollte — ist auch das schärfste Wort noch mild (aus Gründen, die ausführlich zu entwickeln nicht notwendig ist); und es ist eines der vielen großen Verdienste des Großherzogs Friedrich, daß er Graf Bray hierüber reinen Wein einschenkte (Lorenz S. 372ff.). Wenn aber Lorenz S. 368 behauptet, Bayern habe seinen Eintritt in den deutschen Bund als eine Konzession seinerseits angesehen, und man sollte endlich aufhören, die Sache so darzustellen, „als ob Bayern in den deutschen Bund hinein wollte", so können wir auch diese Auffassung nicht als zutreffend anerkennen. Bayern war sich darüber klar, daß die Dinge nicht so bleiben könnten, wie sie am Vorabend des Krieges gewesen waren; Bray S. 189 sagt ganz deutlich, daß ohne die Errichtung eines alle Deutschen umfassenden Bundes die Agitationen nicht aufgehört hätten — Lenz S. 365 hebt richtig hervor, daß vielmehr „der ganze Schwall der nationalen Agitation" auf Bayern gelenkt worden wäre —, und Ruhe davor wollte und mußte man in München haben, wo die Regierung dem Druck einer national tief erregten hauptstädtischen Bevölkerung unmittelbar gegenüberstand. Allerdings hat Bray zunächst versucht, einen weiteren Bund zwischen dem Norddeutschen Bund und dem Süden, bezw. Bayern zustande zu bringen, wodurch Bayern eine größere Selbständigkeit sich bewahrt hätte. Daß Bray, als alter Göttinger Dutzbruder des Herrn von Beust (Lorenz S. 344), auch Österreich hat in diesen Bund hineinbringen wollen, wie Lorenz S. 343 als „offenbar" angibt, läßt sich aus seinen eigenen Aufzeichnungen nicht erhärten; hierfür hätte Lorenz erst noch die Belege beizuschaffen. Jedenfalls mußte sich Bray überzeugen, daß der Weg des weiteren und engeren Bundes nicht gangbar war; Bismarck sagte ihm ganz direkt, daß diese Lösung die deutsche Nation nicht befriedigen werde (Bray S. 182), und so entschloß er sich, in den — vorher allerdings abzuändernden — Norddeutschen Bund einzutreten. Daß er hierin kein Zugeständnis sah, sondern eine herbe Notwendigkeit, ergibt sich aus den Worten, die er am 25. November nach Abschluß des Vertrags an seine Frau schrieb (ib. S. 170): „Das ist der Anfang des neuen Deutschland und das Ende Altbayerns. Es wäre nutzlos, sich darüber täuschen zu wollen." Gewiß, das klingt ganz anders, als die hochgemuten, jeden Deutschen erquickenden Worte, mit welchen der Großherzog Friedrich und seine Badener dem neuen Reich freudig Opfer an ihrer Selbständigkeit brachten. Aber es dünkt uns Pflicht des Historikers, den Unterschied nicht zu vergessen, der zwischen Baden und dem dreimal größeren Bayern bestand, das

Digitized by Google

sich naturgemäß viel schwerer zu den Opfern für das Ganze entschloß — tout comprendre, c'est tout pardonner, und Spinozas Mahnung bleibt ewig des Historikers Richtschnur: neque detestari res humanas oportet neque ridere, sed intelligere. Das Begreifen und Verzeihen scheint Lorenz einigermaßen dadurch erschwert worden zu sein, daß er seinen Hauptquellen gemäß die Dinge durch die badische Brille sieht, und München und Karlsruhe verstanden sich 1814—70 nicht zum besten.

V. Kaiserfrage.

Es ist uns nicht möglich, dem ganzen Buche des Professors Lorenz in allen seinen Teilen zu folgen. Wenn wir bisher gegen eine Grundanschauung des Buches haben Stellung nehmen müssen, so möchten wir damit nicht den Anschein erwecken, als ob der Historiker von dem Buche nur durch den Widerspruch lernen könnte, zu dem es vielfach reizt. Es enthält auch Partien von mehr darstellender Art, durch die wir tiefere Einblicke in den Hergang der Dinge gewinnen, als wir bisher zu tun in der Lage waren. Hierher rechnen wir, um nur eines zu erwähnen, die Erzählung von der Art, wie der Kaisertitel endlich zustande kam (S. 390—466). Man weiß ja schon lange, daß der König von Bayern in dieser Sache nicht der Schiebende, sondern der Geschobene war, daß sein Brief vom 30. November nichts weniger als seinem eigensten Herzensantrieb entsprang (obschon Lorenz S. 422 auch seiner hochherzigen Seite gerecht wird). Bis zu welchem Grade aber der bayerische Widerstand auch nach dem 30. November getrieben wurde; wie das bayerische Verlangen, der Titel dürfe nicht „Kaiser von Deutschland" lauten (was einen Territorialanspruch ausdrücken würde), sondern Deutscher Kaiser, fast die Feier vom 18. Januar verhindert hätte — davon haben wir vor Lorenz, selbst nach Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", keine so klare und niederdrückende Erkenntnis besessen. Manches läßt Lorenz uns auch jetzt nur andeutungsweise ahnen, wie S. 428 zu lesen steht: „Wenn König Wilhelm die Reichstagsdeputation zu empfangen zauderte, so hatte er auch dazu die triftigsten Gründe, die vielleicht später eine sehr erstaunliche Aufklärung erhalten werden." Hierzu muß man die Stelle auf S. 436 hinzunehmen: „Die Deputation mußte vom Kanzler vermöge der bayerischen Seitensprünge dahin beschieden werden, daß der Empfang nicht alsobald stattfinden könne." Es scheint also, daß Bayern, für das Lorenz S. 445 mehr „das unsagbar ekel-

Digitized by Google

hafte Benehmen" des Grafen Bray (Worte Robert v. Mohls) als den König verantwortlich macht, dem beabsichtigten Empfang der Deputation des Reichstags sich widersetzt und darin einen Druck gesehen hat, der es nur noch halsstarriger machte. Solche Dinge machen es allerdings einigermaßen begreiflich, daß Lorenz' antibayerischer Standpunkt so scharfe Formen annimmt.

Lorenz verteidigt das Benehmen König Wilhelms I. in dieser ganzen Sache mit sehr viel Wärme, und wir können ihm dabei vielfach, obschon nicht durchweg, beistimmen. Recht aber hat er sicherlich, wenn er S. 467ff. in einer allgemeinen Betrachtung ausführt, daß der Anteil König Wilhelms an der Gründung des Reiches durch Sybels Werk nicht entsprechend hervortrete; bei dem Neben- und Gegeneinander der Generale und Politiker, der verschiedenen Ministerien und Ämter aller Art, der einzelnen Regierungen und ihrer Vertreter in Versailles, hatte der König schließlich immer wieder im letzten Grunde die Entscheidung zu treffen. Das war fürwahr nicht leicht und besonders dann nicht, wenn — wie man jetzt zum ersten Male recht erfährt — die Männer, denen der König mit Grund jedem auf seinem Gebiet das größte Vertrauen schenkte, wenn Moltke und Bismarck über die Frage, ob auch nach dem Fall von Paris noch Krieg geführt werden solle oder nicht, sich fast unheilbar entzweiten (S. 473ff.). Daß König Wilhelm sich überall für das Richtige entschied, daß er auch hier schließlich Bismarck beipflichtete und sein Wort für sofortigen Frieden abgab (S. 513), das sichert ihm allerdings Ruhm und Anerkennung seiner persönlichen Leistung bis auf ewige Zeiten; er verstand Bismarck nicht nur zu berufen, sondern schuf ihm auch freie Bahn.

Im Augenblick, da ich diesen Aufsatz schließe, erscheint ein Buch des bekannten englischen Schriftstellers Sidney Whitman, „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck" (deutsch in Stuttgart, Union, 1902, S. 241). Es ist aufgebaut auf den Wahrnehmungen, die Whitman bei einer Reihe von Besuchen in Varzin, Friedrichsruhe und Kissingen 1891—96 gemacht hat. Mit sicherem Stift zeichnet Whitman den großen Mann, einige seiner Freunde wie Bucher, Heinrich von Sybel, die Fürstin, und mit feinem Takt und Verständnis weiß er aus den Gesprächen, die geführt wurden, die herauszugreifen, welche uns Bismarcks Auffassung von großen Problemen der Zeit vergegenwärtigen. Der

Digitized by Google

künftige Historiker Bismarcks wird an diesem Buche nicht vorübergehen dürfen. Für unsern Stoff wähle ich nur zwei Stellen aus.

S. 85. „Meine beiden größten Schwierigkeiten im Jahre 1866 waren, zuerst den König Wilhelm nach Böhmen hinein, und dann, ihn wieder herauszubekommen. Als der König einmal die Süßigkeit des Erfolgs gekostet hatte, wurde er schwieriger zu leiten, und war besonders abgeneigt, den Sachsen und Österreichern die Bedingungen zu bewilligen, die ich vorgeschlagen hatte. Er war auch voll von reaktionären Ideen. In dieser Richtung wurde er von Herrn von Kleist-Retzow beeinflußt. Auf unserer Rückreise von Prag nach Berlin hatte ich alle Hände voll zu tun, um den König zu meiner Denkweise umzustimmen. Der Kronprinz war bei uns im Wagen und versuchte seinen Vater zu meinen Ansichten, mit denen er übereinstimmte, zu bekehren. Eine reaktionäre Regierung wäre ein Treibhaus für österreichische Intriguen in jeder kleinen deutschen Hauptstadt gewesen." (Oktober 1891.)

S. 107. „Eines Morgens erschien Prinz Ludwig von Bayern mit zweien seiner Töchter unangemeldet in Lenbachs Atelier. Nachdem er die verschiedenen Gemälde und Skizzen betrachtet hatte, kam die Unterhaltung bald auf den Fürsten Bismarck. Der Erbe des bayerischen Thrones gab seiner großen Hochachtung für ihn Ausdruck und erkundigte sich besorgt nach seinem Befinden. Lenbach nahm den Prinzen vertraulich beiseite und erzählte ihm, daß Fürst Bismarck eine Rede, welche Prinz Ludwig vor kurzem über öffentliche Angelegenheiten gehalten hatte, und die in der deutschen Presse lebhaft kommentiert worden war, sehr warm anerkannt habe. Das gefiel dem Prinzen sichtlich, und als er erfuhr, daß ich im Begriff sei nach Friedrichsruh zu reisen, beauftragte er mich, ihn dem Fürsten bestens zu empfehlen." (Januar 1892.)

Der Leser sieht sofort, zu welchen Stellen unserer Darlegungen diese Äußerungen Bismarcks Bezug haben. Die erste bringt ja gewiß nichts an sich Neues, zeigt aber doch mit ungewöhnlicher Schärfe, wer der weitsichtigere und staatsmännisch Veranlagtere war, König Wilhelm I. oder Bismarck. Die zweite läßt uns erkennen, wie sehr der Reichskanzler bis an die Schwelle des Todes daran festhielt, daß Bayern innerhalb des Reiches seine Bewegungsfreiheit gebühre und wie sehr es seine Überzeugung blieb: Das Reich wird föderativ sein in all seiner Einigkeit, oder es wird nicht sein.

Digitized by Google

Die Kabale der Frömmler.

Von Raoul Allier.

[Schluß.]

IV.

Zuletzt noch die unwichtige Frage: Wer waren die eigentlichen Anstifter dieses außerordentlichen Unternehmens? Man denkt unwillkürlich dabei an die Jesuiten, und dies nicht ohne Grund. Zunächst hat es den Anschein, als ob der Geheimbund ganz nach dem Muster der Gesellschaft Jesu gebildet worden sei: Eine im geheimen aufgebrachte Mannschaft; eine unerbittliche Disziplin; ein Verein, in dem jeder eigenwillige Schritt mit Mißtrauen verfolgt wird, und in dem fast alles nur auf Befehl der Oberen geschieht. Zudem ist das Ziel genau dasselbe, das die Truppen Loyolas verfolgen: Die ruhelose Bekämpfung des Protestantismus nämlich und zwar ad majorem Dei gloriam. Und auch noch darin erweist sich der Geheimbund gänzlich unter dem Einflusse der Jesuiten, daß gerade er den Kampf gegen den Jansenismus in die Hand nimmt und diesen auch bis zum endlichen Falle von Port-Royal unentwegt durchführt. Alles das ist richtig, aber doch nicht die ganze, die eigentliche Wahrheit. Der Tatbestand weist weit verschlungenere Fäden auf.

Die Jesuiten haben wohl ganz zuletzt den Bund zum „Heiligen Sakrament" überherrscht, aber sie haben ihn nicht gegründet. Wenn man genauer zusieht, so hat dies nichts Überraschendes: Denn im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts standen sie noch weit ab von der Macht, die sie sich späterhin erobern sollten. Sie hatten zu der Zeit gerade eine ziemliche Zahl recht schwieriger Unternehmungen auf dem Halse, insbesondere in England. Sie waren zudem dem Parlamente verhaßt, das sie im Jahre 1625 gezwungen hatte, öffentlich die Schriften Santarellis zu verleugnen. Ein älterer Orden schien sich damals vornehmlich zu dem Kampfe gegen den Protestantismus zu rüsten. Es waren dies die Kapuziner, die in allen Parochien des Landes durch Missionen auf die Laien einzuwirken gedachten; während der jüngere Orden der Oratoristen, den der Kardinal Bérulle gegründet, sein Augenmerk dem gebildeten Klerus zuwandte. Man erinnert sich wohl noch, daß der Herzog von Ventadour bei der Schaffung des Geheimbundes einen Kapuziner, einen Oratoristen

Digitized by Google

und einen Jesuiten als Mitarbeiter zur Seite hatte. Waren darum die Jesuiten bei der Gründung des Geheimbundes beteiligt, so waren sie es doch nur zu einem Drittel; ja ihr Einfluß sank sogar in der ersten Zeit noch weit unter dieses Drittel herab.

Der Jesuitenpater Suffren, einer von den drei Genannten, verließ 1631 im Gefolge der Maria de Midicis als deren Almosenier Frankreich. Seinen Einfluß erbte der Oratorist de Condreu, dessen Bedeutung im Bunde allmählich so in die Höhe wuchs, daß viele der weniger Eingeweihten ihn sogar für den eigentlichen Gründer dieses hielten. Die Oratoristen waren es, die dem Geheimbunde in der Provence seit 1637 zu einer ungeahnten Blüte verhalfen. Der Ritter de la Coste, der in Aix eine Zweigniederlassung gründete, war der unermüdliche Jünger des Paters de Condreu; und in Marseille war es der Bischof selbst, der als Oratorist den Geheimbund unter seine besondere Obhut nahm. Alles das läßt wohl die Annahme zu, daß während der ersten Zeit gerade die Oratoristen an der Spitze des ganzen Unternehmens standen, nicht bloß in Aix und Marseille, sondern auch in Clermont, Avignon, wahrscheinlich auch in Rennes und den meisten anderen Städten.

Man begreift leicht, daß dieses Übergewicht eines rivalisierenden Ordens die Jesuiten allmählich zu beunruhigen anfing. Wäre das Unternehmen mittelmäßig oder schwächlich geartet gewesen, so hätten sie sich nicht weiter darum bekümmert; von dem Augenblicke aber, da sie es mächtig in die Höhe schießen sahen, trachteten sie danach, sich seiner zu bemächtigen. Doch versuchten sie zu diesem Zwecke keineswegs, dem Geheimbunde in größerer Anzahl beizutreten, sie verfielen vielmehr auf ein weit genialeres Mittel. Sie regten nämlich die Betrachtung an, ob es für das „Gedeihen des Bundes nicht zuträglicher sein möchte, wenn diesem nur Weltgeistliche und keine Ordensbrüder mehr angehörten. Der Gründe, die Orden von der Beteiligung auszuschließen, wären zwei und dazu schwerwiegende. Es ginge schwerlich an, daß Männer, die zu jeder Zusammenkunft erst die Genehmigung ihres Oberen bedürften, als Mitglieder einer Gesellschaft beitreten, deren oberstes Gesetz das Geheimnis sei; und weiterhin wäre doch zu befürchten, daß ein jeder dieser Männer den überaus natürlichen Versuch machen würde, in dem Bunde selbst die besonderen Wünsche seines Ordens zu verwirklichen, anstatt einzig und allein dem allgemeinen Nutzen der Kirche zu dienen."

Diese erste Anregung hatte nicht sofort den so heiß ersehnten

Digitized by Google

Erfolg. Im Gegenteil! Kapuziner und Jesuiten zogen scheinbar sogar das kürzere Ende, denn beiden war es gleich unmöglich zu beweisen, daß sie nur Weltgeistliche seien. Dafür triumphierten die Oratoristen. Die Jünger des Kardinals de Bérulle legten tatsächlich kein Gelübde ab. Sie behaupten heute noch genau so wie vor 300 Jahren, daß sie lediglich einfache Priester sind. Sie also verblieben im Bunde, während Kapuziner und Jesuiten ausgeschlossen wurden. Die letzteren trösteten sich unterdes mit dem Sprüchlein: daß, wer zuletzt lacht, am besten lache. Und so kam es denn auch. Am 5. August 1649 faßte der Geheimbund in Paris, in dem die Oratoristen zur Zeit nur schwach vertreten waren, den Entschluß, den Begriff des Wortes: Weltgeistlicher — genau zu fixieren. „Man entschied sich dahin," so berichtet d'Argenson, „unter einem Weltgeistlichen einen solchen zu verstehen, der in seiner geistlichen Angehörigkeit keinem Generale unterworfen sei." Nun hatten aber die Oratoristen an ihrer Spitze einen General; so blieb also auch ihnen nichts anderes übrig, als aus dem Bunde zum „Heiligen Sakrament" in Paris wie in allen Zweigniederlassungen des Landes auszuscheiden.

Nachdem so das Feld von allen Ordensbrüdern glücklich gereinigt war, gab es für die Jesuiten nur ein einziges, aber höchst wirksames Mittel, sich die Herrschaft in dem Geheimbunde vollständig und dauernd zu sichern: sie mußten den Versuch machen, die Beichtväter der „Offiziere" zu werden und damit auch zugleich den Bund mit ihren Beichtkindern zu bevölkern. Der Plan glückte über alles Erwarten. Wer sich Mühe gibt, die Sache genauer zu verfolgen, wird leicht wahrnehmen können, daß von 1650 ab die Jesuiten durch ihre Einwirkung auf die Laien die eigentlichen geistigen Leiter aller Unternehmungen im Bunde waren, und daß sich vornehmlich aus ihren Jüngern fortan die Gesellschaft rekrutierte. Sie hatten schon vordem allerorten Männervereine unter Anrufung der heiligen Jungfrau gegründet und fuhren damit ohne Aufhören fort. Der Geschichtsschreiber des Edikts von Nantes, Elie Benoît, hat sehr wohl die außerordentliche Rolle begriffen, die diese Vereine während des 17. Jahrhunderts in Frankreich gespielt haben: „Es traten da," so erzählt er, „Leute aus allen Ständen ein — Adlige und Bürgerliche, Offiziere, Richter, Kaufleute, Handwerker, selbst die Hefe des Volkes, die vermöge der Niedrigkeit in ihrer Lebensstellung sich allerorten einstellen und Dinge beobachten konnte, die man wohl vor Vornehmeren, aber nicht vor so kleinen Leuten zu verbergen

Digitized by Google

pflegt, weil man dererseits für gewöhnlich keinen Mißbrauch befürchtet." Die Jesuiten erfuhren auf diese Art von allem, was sich in den Familien zutrug: weder die Zwietracht, die diese spaltete, noch die Schulden, die sie drückten, weder die Geschäfte, die diese beunruhigten, noch die besonderen Neigungen der Eheleute blieben ihnen verborgen. Die Mitglieder dieser Brüderschaften waren wunderbar darauf eingeschult, den Geheimbund in allen seinen Unternehmungen zu unterstützen. Diejenigen, welche sich hierbei durch selbständigen Unternehmungsgeist, durch unermüdliche Tatkraft und erfindungsreichen Fanatismus auszeichneten, wurden über kurz oder lang dem Geheimbunde eingereiht, der mit seinen Fäden das ganze Königreich umstrickt hielt.

Eine Verschwörung, die allmählich eine so ungeheuere Menge von Personen beschäftigte, konnte natürlich nicht lange dauern. Mazarin und Colbert konnten fast stündlich wahrnehmen, daß Unbekannte ihre Wege und Pläne auf Schritt und Tritt durchkreuzten. Die königliche Polizei erhielt zuletzt den Auftrag, die „Kabale der Frommen" zu umzingeln. Am 13. Dezember 1660 erließ das Parlament das Verbot des Geheimbundes. Vergebens versuchte dieser sich den Nachstellungen der Polizei zu entziehen. Gegen 1669 beschloß er selbst seine Auflösung. Noch vor seinem Tode hatte er einen Teil seines Besitzes gewissen Vereinen vermacht, die er gegründet hatte, und die sich in vollster Öffentlichkeit betätigten: so den Vereinen zum Wohl der Gefangenen, der Kranken, den auswärtigen Missionsvereinen u. s. w. Doch bleibt es ungewiß, ob mit dem Falle des Hauptsitzes in Paris auch die Zweigniederlassungen in den Provinzen ihre Tätigkeit sofort einstellten. Die von Dijon scheint noch bis zum Jahre 1678 gelebt zu haben; und soll man d'Argenson glauben, so haben sich andere selbst bis nach 1698 erhalten.

Ich hatte am Schlusse meines Buches die Worte gebraucht: „Es ist unmöglich, genau die Zeit zu bestimmen, in der die „Kabale der Frommen" tatsächlich ihr Ende gefunden. Man hat darin ein Epigramm entdecken wollen. Nichts lag mir ferner. Aber wenn man darauf bestünde, so müßte ich doch sagen, daß meines Bedünkens der Geheimbund zum „Heiligen Sakrament" in der Tat weit tiefere Wurzeln geschlagen hat, als man gemeiniglich glaubt. Es hat noch während des ganzen 18. Jahrhunderts in Frankreich in einer Menge von Städten und ganz insbesondere in den bischöflichen Seminaren geheime Gesellschaften gegeben, die für gewöhnlich unter der Leitung von Jesuiten standen.

Digitized by Google

Ihre Satzungen enthielten folgenden Artikel: „Das Geheimnis ist stets als die Seele der Gesellschaft zu betrachten. Die Mitglieder müssen sich darum in ihrem Gewissen gebunden erachten, ihr ganzes Leben lang das unverbrüchlichste Geheimnis zu bewahren — soweit die Gesellschaft, deren Mitglieder, Versammlungen, besondere Gewohnheit und ganz vornehmlich deren Vorhandensein in Frage kommen. Der Präsident, der mit Recht von einer Entdeckung, ja sogar von dem bloßen Verdachte schon die unheilvollsten Folgen für sie befürchten darf, löst sie darum ipso facto auf, sobald einem ihrer Mitglieder eine Frage vorgelegt werden sollte, in deren Beantwortung zugleich ein Eingeständnis läge; so daß der Vernommene ohne Zögern und ohne Furcht, damit eine Lüge auszusprechen, in solchem Falle antworten könne und müsse: die beargwohnte Gesellschaft bestünde seines Wissens nicht. Derselbe habe darauf von diesem Vorfalle seinen Oberen Bericht zu erstatten, damit diese zur Neubildung der Gesellschaft, die nicht mehr besteht, die nötigen Schritte tun."

Ist es da zu verwundern, daß, Dank eines solchen Machiavellismus, die Spuren der klerikalen Verschwörungen so schwer aufzufinden sind?

Emil Frommel.

Von Dr. Carl Busse.

Er hat die Blumen lieb gehabt und die helle Fröhlichkeit. Er hat Freude gepredigt und auf der Sonnenseite des Lebens gewohnt. Er hatte das gläubige Kinder- und das leicht bewegliche Künstlerherz — mehr: er hatte jenes große reine Menschenherz, vor dem wir uns am liebsten und am tiefsten beugen und das der letzte und festeste Grund aller echten Größe ist.

Er war ein Pastor im höchsten Sinne des Wortes, ein Hirt, dem auch die folgen, die der offiziellen Kirchlichkeit abhold sind. Es gibt, hat er einst gesagt, verschiedene Hirten. Der Schafhirt geht voraus und die Schafe ihm nach; er zieht sie nicht am Strick,

Digitized by Google

noch schlägt er sie. Bei der anderen Herde aber gehen die Schweine voran und der Treiber mit der Peitsche hinterdrein. Und er war ein Pastor, kein Treiber; er führte den Hirtenstab, an den er wohl den Blumenstrauß steckte, nicht die Peitsche. „Jesus", heißt ein anderes feines Wort von ihm, „hat nicht gesagt: selig sind, die reiner Lehre sind, sondern selig, die reines Herzens sind." So hat er das Menschliche immer über das Theologische gestellt. Ein Prediger, mahnt er, muß sieben mal Mensch sein; es müssen die beiden Stimmen in ihm klingen, die sich in großen Orgeln finden: die vox humana und die voix céleste.

Deshalb ist es nicht nötig, daß man Theologe ist, um Emil Frommel zu erfassen und sein Bild zu zeichnen. Vielleicht ginge gerade dann sogar das Beste verloren. Denn alle die Männer, die Bleibendes geschaffen und die tiefsten Wirkungen ausgestrahlt haben, erhoben sich soweit über das speziell Fachliche, daß ihre engeren Kollegen ihnen am wenigsten folgen konnten. Sie alle haben gegen die „Zunft" gekämpft. Unsere dem Herzen teuersten Dichter befanden sich in ewigem Gegensatz zur Literatengilde; unsere besten Gelehrten — Jakob Grimm, Treitschke, Curtius — wurden in Fachkreisen nicht ganz ernst genommen und befehdet. Die zünftige Diplomatie entsetzte sich vor dem „Laien" Bismarck. Und von der alten Regel macht die theologische Fakultät keine Ausnahme. Zwar promovierte sie Emil Frommel im Lutherjahre zum Ehrendoktor, aber der Kirchenhistoriker Semisch sagte dabei trocken zu ihm: „Um die theologische Wissenschaft haben Sie sich zwar keine besonderen Verdienste erworben." Worauf Frommel replizierte: „Aber ein Verdienst habe ich, lieber Herr Kollege, nämlich daß ich mir bei allem theologischen Tief- und Unsinn, den ich mir aneignen mußte, den gesunden Menschenverstand bewahrt habe."

Und wenn man im Leben dieser Vollmenschen forscht, gleichviel ob sie Staatsmänner oder Gelehrte, Künstler oder Priester waren — man kommt dann bald auf den springenden Punkt. Sie alle haben die starke Verbindung mit ihrem Volke, dem sie mit allgewaltiger Liebe dienen. Sie verlassen die Zunft und die Zelle und treten mit dem, was sie gefunden haben, hinaus, um ihrem Volke Führer und Sprecher zu sein. Sie kommen aus der Mönchszelle und aus dem Studierzimmer, vom grünen Tisch und aus der Dichterklause und tragen ihr Herz unter die Menge, um aus ihrem Kreise heraus und je nach ihren Gaben und der sittlichen Kraft, die sie einzusetzen vermögen, ihres Volkes Fesseln

Digitized by Google

zu lösen, ihres Volkes alte Sehnsucht zu erfüllen, Befreier zu sein durch unsterbliche Taten, Lieder oder Gedanken. Keiner will eine Kluft zwischen sich und dem Volke; sie selbst sind Volk. Wir brauchen nicht nur an die drei großen Befreier deutschen Wesens Luther, Goethe, Bismarck zu denken. Es ist nicht gut, an große Berge zu erinnern, wenn man von kleineren reden will. Aber auch die Männer von stillerer Bedeutung, die in unsere Entwickelung griffen, haben immer die gleiche Tendenz. Was ihren Fachgenossen Ziel ist, ist ihnen nur Voraussetzung. Sie wollen nicht nur eine Lampe anzünden, sondern sie auch hinaustragen, daß die Brüder sich daran wärmen und daß sie ihnen leuchte. Luther kam nicht für die Theologen, Goethe nicht für die Literaten, Bismarck nicht für die zünftigen Politiker. Mit denen mußten sie kämpfen; sie kamen für ihr Volk. Ihr „Menschentum" ist nicht sieben mal, sondern siebenzig mal sieben mal größer als alles übrige.

Aber der „Kantönligeist" war noch immer zu kurzsichtig, um den andern, der weitere Ziele verfolgt, begreifen zu können. Das mußte auch Emil Frommel manchmal erfahren. Der Kirchturm war für ihn nicht, wie für manche seiner Amtsbrüder, das letzte und äußerste. Er vermeinte vielmehr, daß der Berg Zion höher sei, denn alle Kirchtürme der Erde. Und sein ceterum censeo: Der Priester darf nicht geschieden werden vom Volk. Er ist nichts besseres. Durch seinen schwarzen Rock ist er dem lieben Gott nicht näher.

Er bestimmte auch, daß man ihn nach dem Tode nicht im Talar aufbahre. Es war ein Kleid, das um ihn herumhing wie alle Orden und Ehren.

Aber das Kreuz wollte er auf der Brust haben. Doch nicht eins aus kaltem Metall, sondern — ganz charakteristisch für ihn — eins aus Blumen. Die Blumen und das Leben hatte er so geliebt, aber den Tod scheute er nicht. „Warum seht Ihr mich so traurig an?" waren seine letzten Worte, „seid froh, daß ich heimfliegen darf."

Und einen weißen Sarg wollte er, keinen schwarzen. Niemand sollte traurig sein, niemand eine Rede halten.

Und so stand denn vor dem Altar der Berliner Garnisonkirche am 12. November 1896 ein weißer Sarg. Darauf nur ein blumenumranktes Kreuz aus gespaltenem Birkenstamm.

Die beiden kaiserlichen Prinzen hatten es ihrem alten Lehrer gearbeitet.

* * *

Digitized by Google

Es sind vor kurzem zwei Werke erschienen, die — so unähnlich sie in ihrer äußeren Art sind — sich für den nachsinnenden Geist zusammenstellen. Werke, deren jedes das Lebensbild eines Mannes zeichnet und das Herz mit Liebe und Ehrfurcht sättigt. Man geht von ihnen fort mit dem Gefühl einer reinen Erhebung, beschämt von einem herzlichen und sittlichen Streben, und doch auch davon durchstrahlt und in seinem eigenen Streben gestärkt.

Zwei Männer, die aus ganz verschiedenen Kreisen kommen. Der eine, Ernst Curtius, aus dem Norden, aus Lübeck; der andere, Emil Frommel, aus dem Süden, aus Karlsruhe. Beide aus einem Hause stammend, in dem die Bibel das Buch der Bücher war; in dem ihnen der ehrenfeste bürgerliche Sinn eingepflanzt war, den sie bewahrten auch später im Königsschlosse; in dem der reine Glaube, die Herzensfrömmigkeit ihnen mitgegeben ward, die durch keinen Zweifel gekränkt sie begleitete durch ein köstliches und arbeitsames Leben. Sie haben beide in bitterem Weh vor dem Münster im französischen Straßburg gestanden, eh' der erste Flaum ihnen auf der Lippe sproßte. Sie haben beide, als ihr Volk sie rief, ihre Zelle verlassen, trotz allem, was sie zurückhalten wollte. Curtius, zum Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm berufen, ringt mit seinem Gotte, bis er ruhig wird: „Ich habe kein Recht, meine Kraft zu verweigern, wenn das Vaterland ruft." Und Emil Frommel, den pietistische Angehörige in die „Möncherei" drängen wollen: „Ist das Wohl des Vaterlandes, meines großen Volkes ein Nichts, eine reine Illusion, die am Ende noch sündhaft ist? Heraus aus den Zellen in das stürmische Leben!" Und beide jubeln, als das Münster, zu dem sie in der Jugend aufgeschaut, wieder deutsch ist. Es ist ihnen, als ob nun ewig Sonntag wäre. Curtius, der Historiker, wird Dichter und singt Siegeslieder. Zum Dichter wird Emil Frommel, der Prediger. Die Kirche, in der er konfirmiert ist, liegt da, ein Trümmerhaufen, in Brand geschossen. Aber im deutschen Straßburg, bestürmt von Erinnerungen der Kindheit, hält er die deutsche Dankpredigt. In Berlin finden der Norddeutsche und der Süddeutsche ihre Heimat. Viele Ehren und Orden regnen herab auf sie; sie wissen, daß sie nur so an ihnen herumhängen und stecken die Orden wohl in die Tasche. Sie waren volkskonservativ, keine Parteimänner, keine Nackenbeuger. Bei Curtius tadelte man, daß seine Verbeugung gegen die höchsten Herrschaften nicht tief genug ausfalle. „Sie merken", meint er selbst, „den steifen Nacken des Republikaners" (d. h. des Lübeckers). Von Emil Frommel

Digitized by Google

sagt sein Biograph und Schüler: „Der Tropfen süddeutsch-demokratischen Öles, mit dem er gesalbt war, erschien mir manchmal für einen Hofprediger ziemlich groß.“ Mit schwärmerischer Liebe hingen sie an dem alten Kaiser. Sie waren nicht nur Lehrer, sie waren auch Freunde der Hohenzollern. Wilhelm I. wollte nicht ohne seinen Hofprediger nach Gastein; wie nahe sie standen, beweist, daß er sich ihm gegenüber sogar über sein Verhältnis zur Kaiserin Augusta und über seine Jugendliebe, die Prinzessin Radziwill, aussprach. Curtius war den Hohenzollern noch länger verbunden, er hat die bösen vierziger Jahre mit ihnen durchgemacht, er war auch einer der letzten, die zu dem todkranken Kaiser Friedrich gerufen wurden, der nicht mehr sprechen konnte, der seinen alten Lehrer nur umarmte. Dem Schüler von Curtius hielt Emil Frommel die Gedenkrede; die Enkel des Schülers von Ernst Curtius hat er in Plön zuletzt unterrichtet. Beide Männer hatten zur Kaiserin Augusta kein rechtes Verhältnis; sie hatten aber fast eine Abneigung gegen die Kaiserin Friedrich. Im Jahre 1896, das uns auch Treitschke entriß, neigten sie beide das Haupt. Der Jugend hatte bis zuletzt ihre Liebe gegolten.

Das nord- und süddeutsche Wesen prägte sich in beiden stark aus. Wenn man sie vergleicht, so scheint fast der Theologe das Weltkind zu sein. Frommel wollt' ja auch erst Medizin studieren, und Curtius Theologie. Dieser selbst als Student streng und herb gegen sich, unbeirrbar in seinem Gange, unverrückt vorwärtsstrebend, noch als hoher Siebziger von sich bekennend: „Ich könnte mir gar kein Wohlsein denken ohne Spannung des Geistes auf ein zu erreichendes Ziel; man muß jeden Augenblick etwas vor Augen haben, dem man nachstrebt.“

Frommel dagegen viel weicher, leichter hingenommen, süddeutsch-temperamentvoll, fröhlicher, pflichttreu, aber ohne diesen starren Pflichtbegriff. Als Student weitab von der sittlichen Schwere und Strenge eines Curtius; ein herzlich genießender fröhlicher Bursche in Couleur, den Manichäern und Nachtwächtern nicht fremd, immer bereit, „auch nach zehn Uhr abends auf der Straße noch einen kleinen Witz mit Gesang aufzuführen.“ Der Norddeutsche geführt und gehoben durch seine sittliche Kraft, ganz Gewissen, ganz männlich, ohne Umweg, ohne Schwanken den steilen und rauhen Pfad zur Höhe steigend. Der Süddeutsche viel langsamer, auf freundlicheren Wegen emporwandelnd, Blumen pflückend, ein Lied auf den Lippen, viel weiblicher, sich gern Stärkeren anschmiegend, und vor Irrwegen bewahrt durch ein

Digitized by Google

goldenes Herz, das ihm von Anfang an die Liebe und das Lächeln der Menschen erwarb.

Gleich aber sind die beiden in ihrer frommen, nie aufdringlichen Gläubigkeit, in ihrem offenen Bürgersinn, ihrer kräftigen Lebensbejahung, in der Lauterkeit ihres Wesens, in der Weite des Blicks, der über Fach und Beruf hinausging. Dryander konnte am Grabe von Ernst Curtius ausführen, wie Christentum und Griechentum für den stillen Schläfer keine Gegensätze gewesen seien. Und Emil Frommel hat allen Anfechtungen zum Trotz immer gemeint, daß Christentum und Humor sich gegenseitig ebensowenig ausschließen wie Christentum und Bildung, Christentum und Kunstfreude. Wie sich all das harmonisch in ihnen vermählte, das ist das Große. Das machte sie zu den Vollmenschen, zu den Persönlichkeiten. Und so Schönes sie hinterließen: sie selbst waren eben doch mehr als alle ihre Werke. Das trifft auf Curtius zu, und vielleicht mehr noch auf Frommel. Gerade der persönliche Zauber aber liegt in den lebendigen Einzelzügen, wie Frommel oft gepredigt hat. Und flüchtige Briefe, ein erlauschter Moment bewahren ihn besser als die ganzen Werke. Deshalb sind die beiden Bücher, die uns jene Männer so nahebringen, nicht große wissenschaftliche Monographien. Sondern der Sohn von Ernst Curtius hat nur seines Vaters Briefe zusammengestellt, aus denen uns nun in aller Frische der große Historiker grüßt. (Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von seinem Sohne Friedrich Curtius. Berlin 1903.) Und das neue Frommelbuch,*) das uns hier besonders angeht, ist auch ein ganz persönliches Werk, in das ein Schüler, der mit treuer Liebe an seinem alten Pastor hängt, eine solche Überfülle jener lebendigen Einzelzüge verwoben hat, daß auch der alte Frommel mit dem goldenen Herzen noch einmal unter uns wandelt und daß viele, die den Lebenden nicht gekannt, sich nun grämen, aber den Hauch seines Geistes hier aus den Blättern zu spüren meinen.

Das ist vor allem unser Dank an Theodor Kappstein, daß er selbst sich zurückgehalten hat, daß es ihm nicht geht wie vielen und gerade den begabtesten Schriftstellern, die ihren Helden nur als die Leiter benutzen, an welcher sie selbst in die Höhe klettern zu eigenem Ruhm, sondern daß überall Frommel selber sprechen, grüßen, wärmen kann. Und doch hat auch Kappstein sein bestes

*) Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch von Theodor Kappstein. Leipzig 1903. Hermann Seemanns Nachfolger.

Digitized by Google

und persönlichstes gegeben. Dank und Liebe des Schülers haben hier fast alles mit schöner Herzlichkeit gefärbt; und wie die feinsten und eindrucksvollsten Züge herausgehoben, an die rechte Stelle gesetzt und verbunden sind, das zeigt den vortrefflichen, gewandten und seiner Wirkung sicheren Schriftsteller, der sich von der stofflichen Überfülle nicht erdrücken läßt, sondern sich die freie Souveränität davor bewahrt. Bekanntlich wird auch von der Frommelschen Familie ein Gedenkwerk herausgegeben — aber es ist auf 10 Bände berechnet und man muß sich fragen, wer das lesen soll. Kein Zweifel, daß dieses Kappsteinsche Frommel-Buch das Familienwerk schlagen wird — vielleicht noch leichter, wenn eine zweite Auflage stärkeres Gewicht auf eine feste Komposition legt. [Fortsetzung.]

Der erste Hofbuchdrucker in Berlin.

Aus Papieren des Geheimen Staats-Archivs.

Von Ernst Consentius.

Der Kurfürst Joachim Friedrich hatte den Buchdrucker Christoph Runge und dessen Sohn, Georg Runge, aus dem Thamm in der Neumark (Neudamm bei Küstrin) nach seiner Residenzstadt gerufen. Die Buchdruckergeschichte Berlins nahm seitdem Jahrzehnte hindurch eine ruhige Entwickelung. Und die Familie Runge, von der drei Generationen hintereinander an der Buchdruckerpresse in Berlin gestanden, hatte typographische Leistungen aufzuweisen, die sie mit Stolz den Arbeiten holländischer Drucker an die Seite stellte.

Die Runges erhielten im Grauen Kloster, wo ehemals die Franziskaner ihren Platz gehabt hatten, und wo Leonhard Thur-

Digitized by Google

neisser's Presse gestanden, freie Wohnung. Erst Christoph Runges Enkel, Christoph Runge, der jüngere, mußte sie nach mehr als fünfzig Jahren räumen, weil „diejenige losamenter im Closter, welche der Drucker, Christoph Runge bißhero bewohnet, zu andern behueff præpariret . . . . werden solten." — Das Vorrecht der freien Wohnung für die Druckerei und seine Familie hatte seinerzeit Christoph Runge, der ältere, nicht in einem formellen Privileg verbrieft erhalten. Er war vom Kurfürsten gerufen worden, weil der Kurfürst einen Drucker brauchte. Da ums Jahr 1600 — abgesehen von der Arbeit, die der Hof zu vergeben hatte, und die er gut bezahlte — nur ein geringes Bedürfnis nach einer Druckerei in Berlin vorhanden war, so bestand damals keine Gefahr, daß ein anderer Drucker sich neben Runge in Berlin festsetzen und ihm Konkurrenz machen würde.

Diese Verhältnisse erklären es, daß Christoph Runge, der ältere, kein ausdrückliches Privileg für seine Druckerei erhielt.

Kurfürst Joachim Friedrich, der die Runges nach Berlin gezogen, war gestorben; und auch Christoph Runge, der ältere, war tot. Hatte sich seine Stellung auf persönliche Beziehungen zu Joachim Friedrich gegründet, so suchte jetzt sein Sohn Georg bei dem Wechsel im Regimente um ein Privileg nach, das ihm Georg Wilhelm am 19. Dezember 1621 erteilte: „. . . Privilegiren, demnach Ihn vnd seine Erben, krafft dieses vnsers Brieffeß, dergestalt vnd also, das neben Ihnen kein ander Buchdrucker, sich in diesen vnseren beyden Residentzstädten Berlin vnd Cölln, niederlassen vnd das Buchdrucken treiben, sondern er, gedachter Runge vnd seine Erben, dessen allein hinfort befugt vnd berechtiget sein sollen . . ." — Auch damals war „die Arbejt an diesem Ort so häuffig nicht", daß zwei Drucker davon hätten leben können. Aber Georg Runge mußte doch damit rechnen, daß sich mal ein unternehmungslustiger Mann fände, der da meinen könnte, er würde nicht zu Grunde gehen, wenn er eine zweite Druckerei in Berlin errichtete. Diese Erwägung hatte Georg Runge veranlaßt, um das Privileg von 1621 zu bitten.

Weder Christoph Runge, der ältere, noch sein Sohn Georg haben irgendwie den Titel: „Churfürstlich brandenburgischer Hofbuchdrucker" geführt. Sie waren die „Buchdrucker alhier". Es gab keinen anderen Drucker, vor dem sie durch die Verleihung eines besonderen Charakters hätten ausgezeichnet werden können. Statt des Titels hatten beide die Gnade der Kurfürsten, die „so löbliche Bezahlung (ohn welche sich auch hier ein Buchdrucker an-

Digitized by Google

fangs schwerlich würde haben erhalten können, und noch nicht wol kan) je und je verordnet, als so leicht an einem andern Orte wol nicht geschehen mag, und wie ich von meinen Vorfahren vernommen, so ist meinem seligen Vater noch dazu, als die Zeiten schwerer worden, auch die Zahlung der Arbeit verbessert . . ." — wie es in einer Eingabe Christoph Runges, des jüngeren, vom Jahre 1668 heißt. Und das gnädige Wohlwollen des Kurfürsten schützte Georg Runge in dem vollen Besitze des Privilegs vom 19. Dezember 1621. Wiederholt wurde ihm Schutz zugesagt, wenn etwa ein anderer sich um ein gleiches Privileg für Berlin und Cölln bewerben sollte. Noch 1637 vertrat der Kurfürst die Ansicht, daß eine zweite Druckerei in den Residenzstädten nicht nötig wäre, da die eine „mehrer Zeit ohne arbeidt" sei.

Es hatte sich bei diesem Entscheide darum gehandelt, daß Johann Kalle mit seinem Sohne eine neue Druckerei anlegen wollte. Dem hochfahrenden Manne, der zudem als Buchbinder und Buchhändler privilegiert war, wurde es verwehrt. Als Georg Runge starb, war er der allein privilegierte Buchdrucker Berlins gewesen. Sein Privileg ging 1643 auf seine Witwe und ihre Erben über.

Ein Sohn des Verstorbenen, Christoph Runge, der jüngere, kaufte seinen Miterben das Privileg ab und übernahm die Druckerei allein, die sich so vom Vater auf den Sohn und den Enkel forterbte.

Von diesem Christoph Runge, dem jüngeren, ist in den Akten des Geheimen Staatsarchivs mehr überliefert, so daß sein Bild deutlicher wird, als das seines Großvaters und Vaters, der sich selbst am Ende seines Lebens einen „armen alten Mann" nannte, und als Kalle — wie gesagt — Anstalten zu einer zweiten Druckerei machte, klagte, er würde dadurch „. . . zu grunde vnd boden gehen, alldieweil ich den vergangenen Sommer vnd Herbst nichts zuthun gehabt, vnd noch nichts weiß . . ." (Eingabe vom 14. Februar 1637). — An den Schulden, die er mit seiner Druckerei hinterlassen, hatte Christoph Runge, der jüngere, noch zehn Jahre zu zahlen, daneben hatte er eigene Schulden. Einige seiner Gläubiger drängten ihn hart um Zahlung; da aber „die ietzigen Zeiten nicht zulassen, daß er solches in der hast und mit einst thun könte", so verwilligte ihm der große Kurfürst „ein moratorium auf drey jahr . . . dergestalt, daß er inner solchen Zeit mit keinen exemtionibus beleget, auch die iennige, so albereit angeordnet, hinwieder suspendiret werden sollen" (Verfügung vom

Digitized by Google

22. März 1654). — Runges Gläubiger hätten damals die Druckerei zum Stillstand bringen können. Das wurde verhindert: „weil S. C. D. gleich ietzt vnterschiedene hochnötige Sachen bei ihm drücken lassen".

Jedenfalls arbeitete sich Christoph Runge aus dieser geschäftlichen Krisis wieder herauf; ließ „zu der Jülischen Deductionschrifft" „4. unterschiedene Schrifften giessen", so „daß sie sich verhoffentlich gegen Holländische Arbeit wird dörffen sehen lassen". Runge schaffte dann weitere sieben Sorten Buchstaben an, ja erwartete noch „mehr neue Schrifften" und war im Begriff „nebst den vorigen 2. Pressen noch die dritte anzurichten" (Eingabe von 1658).

Gerade wie Runge so seine Druckerei vergrößerte, mußte er den Platz, an dem die alten Pressen über fünfzig Jahre gestanden hatten, räumen. Ein Gewölbe ward ihm mit Gewalt genommen; denn sein „Logement" im grauen Kloster sollte nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges „zu einem Magazin und Zeughause . . . verbraucht werden" (1658).

Neben der Vergrößerung der Druckerei ist es ein Beweis seines wachsenden Wohlstandes, daß sich Runge jetzt ein eigenes Haus kaufen konnte. Zwar hatte der Große Kurfürst verordnet, daß ihm in der Nähe des Schlosses ein zur Druckerei bequemes Haus gekauft oder eingeräumt werden sollte. Da sich aber die Ordnung seiner Wohngelegenheit verzögerte, hatte sich Runge eher angekauft, als die Kurfürstlichen Räte ihm eine neue Wohnung ausgesucht hatten. Später vergrößerte Runge sein Haus noch durch einen Anbau. Zur Entschädigung für den Verlust der freien Wohnung befahl der große Kurfürst trotz des Widerspruchs des Magistrates, daß Runges Haus „so lang er und die Seinige sich der Druckerey darin gebrauchen von allen contributionibus, Einquartirung und von der Miliz dependirenden beschwerungen befreyet bleiben möge". Als Gegenleistung wurde nur gefordert: Runge solle „es mit deme, was er vor Unß auch dem Magistraat trücket, zur pilligkeit machen, und Unß und denselben darin nicht übersetzen".

Das Jahrzehnt nach dem dreißigjährigen Kriege war für Runges Druckerei die beste Zeit. Mit acht Gesellen förderte er die Arbeit, die ihm, dem alleinigen Buchdrucker in den Residenzstädten Berlin und Cölln, aufgetragen wurde. In der Tat hätte man den Buchdrucker von Berlin, der in der Kurfürstlichen „Geheimen Canzley, der Verschwiegenheit halber in eydtliche pflicht genommen" war, einen Hof- und Magistrats-Drucker nennen

Digitized by Google

können. Da ward der alten Rungeschen Druckerei eine neue an die Seite gesetzt und dem neuen Drucker gleiche Rechte und ein gleiches Privileg, wie es Runge ererbt hatte, verliehen. Dieser neue Buchdrucker, Georg Schultze, maßte sich bald weit größere Rechte an, gab sich den Titel eines Brandenburgischen Hofbuchdruckers und ward als solcher anerkannt. Er war der erste Hofbuchdrucker Berlins.

Georg Schultze hatte die Druckerei bei Christoph Runge, dem jüngeren, gelernt, als Geselle eine vermögende Witwe geheiratet, von ihrem und ihrer beiden Söhne Gelde sich drei Jahre unterhalten, dann eine Buchdruckerei in Guben betrieben. Er stand in dem Rufe, ein stiller, verständiger und arbeitsamer Mann zu sein, „der sich weder ümb pracht, oder andere Vanitäten bekümmert, und nur seinem thun oblieget" — der Kurfürstliche Bibliothekar Johann Nauber hatte zum wenigsten diese günstige Meinung von ihm und ebnete ihm den Weg, daß Runges einstiger Gesell „seine gantze Typography" nach Berlin verlegen konnte.

In einer Eingabe vom 9. Juni 1664 sprach Johann Nauber eingehend von dem Vorteil, welcher der Churfürstlichen Bibliothek daraus erwachsen würde, wenn eine besondere Druckerei mit ihr verbunden würde. Eine „Typography" sei „die nohtwendige- und Nutzbareste Stück . . . wodurch die Bibliotheken nicht allein in der Welt berühmbt, sondern zugleich an Büchern auf mancherley art- und weise, reichlich können vermehret werden". Schultze hatte dem Bibliothekar versprochen, wenn er nach Berlin käme, mit dem Druck der orientalischen Manuskripte aus des Kurfürsten Bibliothek zu beginnen; ferner, zu seinen deutschen, lateinischen und griechischen, hebräischen und syrischen Buchstaben auch äthiopische und samaritanische sich anzuschaffen; endlich, „die Holländische Manier an papieren, Druck und ihren Literen auf seine unkosten imgleichen anzunehmen". — Bei solchem Anerbieten konnte der Kurfürstliche Bibliothekar das ihm persönlich vorgetragene Gesuch Schultzes nur günstig aufnehmen. Er wurde deshalb sein Fürsprecher, führte aus, daß sich „dieses orts auch zweene Buchdrücker, wegen vieler Arbeit, ehrlich und woll, imfall Sie nur selbst wollen hindurchbringen, und unterhalten können", während ein einziger Buchdrucker nicht alles bestreiten könne, so daß die Arbeit aufgehalten würde, „ia aus dem Lande gar, an frembde Örter gebracht werde, do mann doch vielemehr dohin zutrachten, ursach hette, außwertige Sachen zum Nutz des Vaterlandes, durch Vermehrung der Buchdruckereyen anhero zuziehen". Man erkennt, er sah in

Digitized by Google

Schultzes Vorschlage eine „erwüntschte occasion", und wenn der Kurfürst Schultze mit einem gleichen Privileg wie Runge begnadigen wollte, sah der Bibliothekar „aus einer zu anfangs mittelmäßigen Typography ein großes Werck, ohne Ew. Churf. Durchl. sonderbahre unkosten" sich entwickeln.

Diese Vorstellung, bei der Nauber immer an die raren und bisher nicht edierten Schriften dachte, die er in der Bibliothek verwahrte, hatte die gewünschte Wirkung. Schon am 17. Juni 1664 erhielt Georg Schultze das begehrte Privileg. Georg Schultze und seine Erben wurden vom großen Kurfürsten „zu Unserer Bibliohtec-Buchdruckerey angenommen undt bestellet". „Neben ihm undt Christoff Rungen — sollte nach dem Wortlaut des neuen Privilegs — kein ander Buchdrucker sich in diesen Unsern beiden Residentz-Städten Berlin undt Cöln niederlaßen undt das Buchdrucken treiben, sondern er, Georg Schultze und gedachter Runge deßen alleine in allen stücken undt Clausulen gleich undt ebenmäßig befuget undt berechtiget" sein.

Die Zeiten, in denen nur Runge in Berlin drucken durfte, waren ein für allemal vorüber. Als das Privileg für den Bibliotheks-Drucker ausgefertigt war, befahl der Große Kurfürst zwar sogleich in einem Dekret, daß sich beide Drucker vor Kommissarien wegen der Hofarbeit vergleichen sollten; denn der eine sollte nicht mehr Rechte als der andere haben; aber es kam zu keinem Vergleich. Und als der neue Drucker ins Schloß gezogen war und dort seine Typographie eingerichtet hatte, brachte er fast die ganze Hofarbeit an sich, so daß Runge das Nachsehen hatte. Für ihn begann eine Zeit beständigen „Sollicitirens", das im Wesentlichen erfolglos blieb. Den Konkurrenten konnte er nicht mehr verdrängen, und der „arbeitsame" Mann überließ dem älteren Drucker auch nicht die Hälfte der Hoffachen zum Druck.

Über vierzehn Jahre, vielleicht so lange, wie Christoph Runge lebte, hat sich dieser Streit hingezogen. Von Runge gingen stets die Bitten aus, ihm einen Teil seiner früheren Arbeit wieder zuzuwenden; er war der Benachteiligte. Aber vierzehn Jahre lang hatten seine Vorstellungen keinen Erfolg. Schultze ging einer gütlichen Einigung beharrlich aus dem Wege; er hätte dabei nur verlieren können.

Am 9. November 1665 hatte im Geheimen Rate ein Verhör zwischen Runge und Schultze stattgefunden, und es war auch dort — wie Runge sagt — „der Fürschlag gethan, daß wir uns wegen der Churfl. Ordinari Hoff-Arbeit coram Commissariis mit ein-

Digitized by Google

ander vergleichen solten, und auch also verabscheidet; . . . . die Sache aber nie fürgenommen". Auch 1674 war es immer noch nicht zu dem gütlichen Vergleich „vermittels eines gewissen recellus", den die Geheimen Räte für beide Drucker am vorteilhaftesten hielten, gekommen; denn Schultze wollte „derjenigen weisung, so ihm . . . . im geh. Rathe geschehen", nicht nachkommen. Zwei Jahre später, 1676, sollte Schultze vom Kammergericht vernommen werden; Schultze stellte sich nicht dem Gericht. 1677 sollte der Kammergerichtsrat Rüdiger Christian von Wedel die streitenden Drucker nach dem Inhalt ihrer Privilegien in der Güte vergleichen, „oder da besagter George Schultze sich zum gütlichen Vergleich einzulaßen ferner verweigern sollte", Bericht und Gutachten zu weiterer Verordnung einschicken. Vor dem Kammergerichtsrat von Wedel sagte Schultze dann, daß er es schon zufrieden wäre, wenn Runge die gebetene Arbeit bekäme, ja ihm „wol ein mehres gönnen wollte", wenn er's nur vom Kurfürsten „würde erhalten können".

Diese durch Jahre fortgeführte Streitigkeit der beiden Drucker lassen sich aus Klageschriften Runges und aus einzelnen Verordnungen der Geheimen Räte erkennen. Eine Rechtfertigungsschrift Schultzes fehlt. Hätte aber Runge in seinen Klagen die Sachlage völlig falsch vorgestellt, so hätte sich Schultze sehr wahrscheinlich mit einer Gegenvorstellung gemeldet, und sie wäre ebenso bei den Akten zu finden, wie Runges Eingaben. Und — hätte er sich nicht schriftlich gemeldet, er wäre bereitwillig einer Vorladung gefolgt, um mündlich seine berechtigten Ansprüche zu begründen. Aber sein ganzes Verhalten in einer Zeit von vierzehn Jahren zeigt, daß er keine Änderung wünschte. Waren beide Buchdrucker nach dem Inhalt seines Privilegs gleichberechtigt, und sollten sie sich nach dem Willen des Großen Kurfürsten in die fortlaufenden Hof- und Staats-Arbeiten teilen — tatsächlich hatte der Bibliotheks-Drucker fast die ganze Hofarbeit allein und dachte nicht mehr daran, freiwillig einen Teil davon abzutreten. Daß sie ihm genommen werden könnte, fürchtete er bei der jahrelangen Gewöhnung an diese Verhältnisse nicht mehr.

Für diese eigentümliche Tatsache, die Schultzes Druckerei zur ersten machte und Runges ältere in den Hintergrund drängte, gibt es wohl eine doppelte Erklärung. Einmal befand sich Schultzes Offizin im Schlosse selbst, wo sich auch die Mehrzahl der Kurfürstlichen Kollegien zu ihren Sitzungen einfanden; der Weg zu Runges Druckerei in seinem Hause neben der Parochial-Kirche

Digitized by Google

war weiter. Und dann, Schultze druckte billiger als Runge. Weil in dem alten Rungeschen Privileg stand, Runge solle die Edikte und Mandate, und was ihm sonst aufgetragen würde, „vmb vorige vnd bißher bräuchliche Zahlung vngesäumbt, vnd auffs schleunigste verfertigen" (Privileg Runges von 1621), so war Christoph Runge, der Jüngere, auch als die Zeiten billiger geworden, bei den Preisen geblieben, die während des dreißigjährigen Krieges gezahlt waren. Er mußte hören, daß er den Kurfürsten mit der Arbeit „übersetzet". Etwas derartiges mag von Übelwollenden dem Kürfürsten berichtet sein — meinte Runge treuherzig — während er sich doch nur nach der Vorschrift seines Privilegs gerichtet hätte. Und deshalb — wie Runge meinte — mag Schultze sein Privileg bekommen haben und sei ihm „dermassen vorgezogen, daß ich in gäntzliche Beschimpffung, tanquam remotus ab officio, et cum infamiâ fermè, möchte gesetzet werden". (Runges Eingabe vom Jahre 1668.)

Was Runge zehn Jahre später 1678 erbat, war der Druck der Patente und der Sachen, die von der Geheimen- und Kriegs-Kanzlei ausgingen, dazu die „Helffte von den Post-Carten und Stunden Zettulen", auch die „Arbeit, so H. Schultze fürgegäben, daß ich solche noch hätte". Schultze dagegen sollte nach Runges Vorschlage „alle andere . . . Arbeit im Consistorio, Amts-Cammer, Hoff-Rentey und Bibliothec und sonst behalten".

Als dem Großen Kurfürsten Runges bewegliche Bitte zur Entscheidung vorgelegt wurde, war die Schlacht von Fehrbellin geschlagen, die Schweden aus der Mark vertrieben, und der Kurfürst lag in Pommern gegen seine Feinde im Felde. Er nahm einen festen Platz Pommerns nach dem anderen in Besitz. Es war der Sommer, bevor er über das Eis des Frischen und Kurischen Haffs ging, um den Feind bis nach Riga hin zu verfolgen. Damals verordnete Friderich Wilhelm in Wolgast am 23. Juli 1678: beide Buchdrucker sollten „in der güte aus einander gesetzet" werden, und jemand, der „des wercks verständig", sollte „die sache dergestalt zu componiren" suchen, daß „ieder sein stück brodt haben könne". Falls aber „kein gütlicher vorschlag verfangen wolte", so sollte ein Gutachten abgegeben werden, „wie die sache nach billigkeit zuentscheiden sey".

Es bleibt zu bezweifeln, ob diese Kurfürstliche Verordnung die von Runge erhoffte Wirkung gehabt hat. Denn einem gütlichen Vergleich hatte sich Schultze bisher stets mit Erfolg zu widersetzen verstanden, „sich rotundè erkläret, daß er sich . . . .

Digitized by Google

nicht vergleichen wolte" (Runges Eingabe 1678). Runge selbst starb nicht lange darauf, im Jahre 1681. Seine Witwe wird kaum den langen, vergeblichen Kampf um einen Teil der Hofarbeit zu einem glücklichen Ende geführt haben; denn in späteren Privilegien wurde dem jeweiligen Hofbuchdrucker stets die gesamte Hof- und Staats-Arbeit übertragen. — Was Georg Schultze sich eigenmächtig angemaßt hatte, verblieb seinen Nachfolgern als ein besonderes Vorrecht. „Bescheiden", wie der Bibliothekar Johann Nauber geglaubt hatte, ist Georg Schultze nicht gewesen. Wie er sein Privileg erlangt hatte, und der Streit mit Runge, seinem früheren Meister begann, hatte Schultze zweifelnd gefragt, ob Runge das seiner Mutter 1643 bestätigte Privileg nach deren Tode auch für seine Person habe renoviren lassen, und — wenn es nicht geschehen — so stellte er dahin, ob sein alter Meister sich des Privilegs nicht überhaupt verlustig gemacht! Hatte Runge geklagt, daß er sich öffentlich einen Hofbuchdrucker nenne, wo er doch nicht mehr als ein Bibliotheks-Drucker sei, so sagte Schultze, davon hätte der Kläger doch keinen Schaden, und: er habe ja auch zu drucken, was vom Hofe käme.

Der Einwand, Runge hätte versäumt, bei der Lehnskanzlei die Bestätigung des Privilegs nachzusuchen, als er die Druckerei angetreten, war in der Tat nicht grundlos. Aber eben in Schultzes Privileg war das Rungesche anerkannt und konfirmiert worden. Daß Schultze einen solchen Einwand allen Ernstes geltend zu machten suchte, läßt ihn in keinem günstigen Lichte erscheinen.

Runge hatte als Drucker so viel geleistet, wie keiner im ganzen Kurfürstentum vor ihm. Runge hatte sich auch „allerhand Orientalische Schrifften, als Ebreisch, Syrisch, Arabisch, Aethiopisch, Samaritanisch und Griechische mit schweren schulden und Unkosten" angeschafft, als Georg Schultze nach Berlin gekommen. Er wollte hinter ihm nicht zurückstehen. Aber was Schultze dem Bibliothekar seiner Zeit versprochen, und was der Länge nach in seinem Privileg aufgezählt sei, das hätte er nicht gehalten, „auch die Holländische maniren . . . . bis dato nicht eingeführet" und am wenigsten etwas für die Bibliothek gedruckt. Er habe also „ein unnöthiges Privilegium . . . außgewirket, unter dem Schein, daß zu E. Churfl. Durchl. Bibliothec eine besondere Buchdruckerey nöthig" sei; in Wahrheit aber nur Runges „Untergang . . . machiniret". Hatte Runge, ehe Schultze gekommen, acht Gesellen halten können, so konnte hernach keiner der beiden Drucker so viel Gesellen annehmen

Digitized by Google

und deshalb auch nicht so viel leisten, wie vordem Runge allein; denn „ohne viellheit der Gesellen keine arbeit kan beschleuniget werden“ (Eingaben Runges von 1678).

Runge hatte ein Recht sich zu beschweren. Neben der fortlaufenden Klage, daß Schultze sich die ganze Hofarbeit angeeignet, war Runge, so lange er lebte, wegen anderer Mißhelligkeiten vorstellig geworden. Da hatte Schultze ihm seinen besten Setzer abspenstig gemacht, seine Gesellen zum Unfleiß und Aufstand angeregt; da war Schultze zu Runges Nachbarn gegangen, hatte seinen alten Meister verächtlich gemacht, den Leuten vorerzählt, Runge dürfe kein Buch mehr drucken. Es waren unerfreuliche Zustände. Doch am kränkendsten war für Runge — neben dem Verlust der Hofarbeit — daß der Bibliothek-Drucker sich vor aller Welt, auch in seinen Drucken, einen Kurfürstlichen Hofbuchdrucker nannte, und daß dieser Titel, an den man sich gewöhnt hatte, von den Geheimen Räthen ohne Widerspruch anerkannt wurde. War doch Georg Schultze in seiner höchsten Armut und Dürftigkeit von Runges Mutter aufgenommen worden; und von Christoph Runge selbst war Schultze „in der Buchdruckereykunst treulich unterwiesen und loßgesprochen worden“, daher wäre er Runge „nechst Gott, alle Danckbarkeit zu erweisen schuldig“. Schultze aber täte so, als wäre Runge seines „Ambtes entsetzet“ (1678).

Am Ende seines Lebens konnte Runge klagen, daß er „in grosse Verachtung eine Zeithero hiedurch gerahten, da ich doch diese meine in Deutschtand bereit weitberühmte Officin, so ich anfangs nur in zwo Pressen und sechzehen Schriftkasten stark gefunden, anitzo aber durch Gebät und fleiß, mit Gottes Hülffe und guthertziger Leute Fürschub, in 3. und beynahe 4. Pressen und vier und neuntzig Schrifftkästen, so fast alle mit neuen Schrifften angefüllet verbessert, auch solch mein werck desto rühmlicher fortzusetzen einige Jahr auff der Universitet Frankfurth an der Oder und anderswo meine studia fleissig fortgesetzet . . .“; um ihn wieder in seine alte Achtung zu setzen, bat er, da ihm der Große Kurfürst einst „beständige“ und 1666 „eine sonderbare Gnade“ versprechen lassen, um die hohe Gnade, ihm „den titul E. Churfl. Durchl. Ober-Hoff- und Estats-Buchdruckers nebst einem rühmlichen Range am Hofe zu geben.“

Die eben angeführte Bitte um Verleihung eines Titels, der Runge schon äußerlich über seinen ehemaligen Gesellen stellen sollte, findet sich in des alten Druckers letzter Eingabe, die das Geheime Staats-Archiv verwahrt, in eben jener Eingabe, die der Große

Digitized by Google

Kurfürst aus Wolgast beschied. „Waß . . . . wegen des Tituls und rangs gesuchet wirdt, darauf ist als auf ein ungewöhnliches eben keine große reflexion zumachen".

Später, um Runges Druckerei von anderen, neu hinzugekommenen, zu unterscheiden, hieß man ihren Inhaber den Gazetten-Drucker; denn das Privileg, die wöchentlichen Berliner Zeitungen zu drucken, blieb Jahrzehnte hindurch mit der Rungeschen Offizin verbunden.

Georg Schultzes aufsteigender Lebensgang ist ein Muster, wie in jener alten und redlichen Zeit ein armer Teufel sein Glück machte und durch den wirksamen Fürspruch eines Gönners befördert wurde. Das Geld, das der Druckergesell mit seiner Frau erheiratete, war ihm, als er sich in Guben selbständig machte, ebenso nützlich, wie später bei der Hofbuchdruckerei in Berlin. Außer dem Gelde, das Frau Regina Gernemann, geborene Brunkow, ihm zubrachte, brachte sie ihm auch zwei Söhne aus ihrer früheren Ehe mit: Conrad und Ernst Friedrich Gernemann. — Keiner von ihnen hätte sich für die Hantierung des Stiefvaters interessiert. Ernst Friedrich Gernemann wollte die Malerkunst lernen; aber seine Mutter Regina, jetzt die Frau des Hofbuchdruckers, wünschte, daß ihr Sohn seinem Stiefvater in der Offizin folgen sollte; denn ihre zweite Ehe blieb ohne Kinder. Darum lernte Ernst Friedrich Gernemann auf „Begehren" seiner Mutter beim Stiefvater „die Kunst der Buchdrückerey", wurde im Formschneiden unterrichtet, hatte sich auch in der Fremde umgesehen, bis er in Brandenburg an der Havel eine eigene kleine Buchdruckerei auftat. Den anderen Bruder Conrad ließ der Stiefvater „das Schneider Handtwerck lernen und das Meisterrecht gewinnen".

Solange ihre Mutter lebte, war immer gesagt, daß der eine Sohn einmal die ganze Hofdruckerei erben sollte. Ernst Friedrich Gernemann wurde auch stets zur Unterstützung des Stiefvaters in die Hofbuchdruckerei gerufen, wenn Münz-Edikte zu drucken waren, damit er die Formen schnitte.

Als Regina Schultze krank wurde, „auch eine Zeithero bettlegerig gewesen" und darum „richtigkeit machen" wollte, daß zwischen dem Stiefvater und ihren Söhnen bei ihrem Tode kein Unfriede entstünde, da waren die beiden Brüder mit einem geringen Erbteile zufrieden; denn sie hatten es so oft gehört, daß der eine von ihnen später des Stiefvaters Druckerei haben sollte, die mit von ihrem Gelde errichtet war. Sie taten überaus dankbar und zufrieden, als ein „unwiederrufflicher Erbvergleich" am

Digitized by Google

24. September 1675 „gerichtlich abgeredet und geschloßen“ wurde. Ihnen versprach Georg Schultze darin nur, und zwar „mit Consens . . . seiner Hauß Frauen und dero erbetenen beystandes Herr Andreæ Leporini wenn Sie Frau Regina Brunckows . . . diese Weld . . . gesegnen solte, daß Er alßdan ihren zween Söhnen . . . an Vater und Mutter Erbe eines vor alles an bahren gelde wolle geben Einhundert und Viertzig Thllr. in 2 gleiche Theile unter sich zutheilen. Und iedweden 25. ehlen fein flachsen leinwand und Ein gut entweder Ober- oder Unterbette, auch iedweden ein Trauer-Kleid, so gut es Herr Schultzen nach seiner discretion zugeben belieben wird . . .“ Aber er verhieß seinen Stiefsöhnen auch fernerhin „alle väterliche affection“, und versprach ihnen „an die Hand zugehen“, wenn auch sie ihm „der gebühr nach begegnen“ würden.

In diesem nicht sehr bestimmt gehaltenen Versprechen mag Ernst Friedrich Gernemann die Wiederholung des früher oftmals Zugesicherten gesehen haben; er rechnete auf die Nachfolge in der Hofbuchdruckerei; hatte der Stiefvater das doch auch seinen Vettern und nächsten Unverwandten, zwei Gebrüdern Krüger, gegenüber „etliche mahl erwehnet“.

Am 30. November 1675 zahlte Georg Schultze seinen Stiefsöhnen ihr bescheidenes Erbteil aus. Frau Regina Schultze war gestorben.

Daß sich der Hofbuchdrucker mit seiner Dienstmagd Elisabeth Ludewig wieder verheiratete, änderte nichts an seinem Versprechen. Von seiner neuen jungen Frau bekam er auch keine Kinder, und sie wußte, daß er dem Ernst Friedrich Gernemann „die gantze Typographie nach seinem Tode versprochen“. In ihrer Gegenwart hatte Gernemann dem Stiefvater in die Hand versichern müssen, den „stammernden“ Druckergesellen, weil er so lange in der Druckerei gewesen, zu behalten und Zeit seines Lebens nicht zu verstoßen. Und als die beiden brandenburgischen Prinzen Albert und Carl sich vom Hofbuchdrucker seine Druckerei zeigen ließen und dabei fragten, wer sie nach seinem Tode bekommen sollte, da hatte der alte Schultze noch kurz vor seinem Ende wieder gesagt, daß sein Stiefsohn ihm folgen würde. Georg Schultze hatte es seinem Stiefsohn so oft versprochen, daß er nicht mehr daran zweifelte — leider hat er sein Versprechen niemals niedergeschrieben.

Das sollte zu einem erbitterten Streite führen, als Georg Schultze zu Ende des Jahres 1684 die Augen schloß.

Digitized by Google

Noch am Todestage seines Stiefvaters meldete sich Gernemann in einer Eingabe beim Kurfürsten, der ihm daraufhin die Hofbuchdruckerei verlieh.. Aber der Hofapotheker Reichenow suchte durch Vorstellungen diese Gnade „wiederumb wendig zu machen" und auf die junge Witwe des Stiefvaters „zu deriviren". Gernemann schrieb eine neue Eingabe und führte aus, es sei „wie beckant, die Witwe der capacität nicht, daß sie sothane Officin versehen, undt derselben gebührendt vorstehen solte, zugeschweigen, daß sie hiernegst affection zur Heyrath auff einen werffen wirdt, er stehe Ew. Churfl. Durchl. undt Dero Hoffe an oder nicht."

Schultzes Witwe konnte sich ihrerseits auf den gerichtlichen Vertrag berufen, durch den die beiden Brüder ein für allemal abgefunden seien, und leugnete, daß der Hofbuchdrucker jemals seinem Stiefsohn die Druckerei zugesagt. Sie bat, ihr die Offizin zu lassen „angesehen auch dieser Gernemann albereit wol in seiner Nahrung zu Brandenburg sitzet, Ich armes verlassenes Weib aber, wann Ich hier solte verstoßen werden, solche erstlich wiederumb suchen muste."

Am 8. Januar 1685 ward zwei Kammergerichtsräten befohlen, den Streit zu entscheiden, ob die Witwe oder der Stiefsohn Georg Schultzes nächster Erbe sei und ein Recht auf die Hofbuchdruckerei habe. — Es war kein Testament nach Schultzes Tode produziert worden; Gernemann konnte nichts Schriftliches über das Versprechen seines Stiefvaters vorweisen, doch erbot er sich den Beweis zu führen, daß ihm die Druckerei trotzdem versprochen sei; die Witwe gestand aber vor den Kammergerichtsräten nichts davon. Die Entscheidung datiert vom 2. Februar 1685. Der Witwe blieb die Druckerei „iedoch mit dem bedinge, daß Sie eine tüchtige person, so das buchdrücken erlernet, schaffe, od. einen solchen heyrate, so der buchdruckerey vorstehen, und selbige vollig versehen könne"; wolle Gernemann jedoch gehörigen Orts erweisen, daß der verstorbene Hofbuchdrucker ihm die Nachfolge zugesichert „und bey solchem seinen letzten willen" geblieben wäre, so sollte ihm sein Recht werden.

Er hat diesen Beweis nicht geführt, sondern kehrte wieder in seine Druckerei nach Brandenburg an der Havel zurück, die zu klein und unbedeutend war, um über den engsten Kreis der Stadt hinaus im wissenschaftlichen Leben oder in der kulturgeschichtlichen Entwicklnng der Mark eine Rolle zu spielen.

„Des Verstorbenen seel. nachgelaßene Wittib" aber — der

Digitized by Google

Gernemann gleich nach dem Begräbnis seines Stiefvaters eine gewisse „affection zur Heyrath" nachsagte — hielt sich wörtlich an den Befehl des Kurfürsten. Sie fand an Ulrich Liebpert, einem Gesellen in der Hofbuchdruckerei, Wohlgefallen. Vorsichtiger Weise erkundigte sich Liebpert zuvor, ob die Lehnskanzlei auch auf ihn das Schultze'sche Privileg übertragen würde. Wie er hierüber am 28. September 1685 die erwünschte Zusage erhalten, stand der Liebe zwischen der verwitweten Frau Hofbuchdrucker und ihrem Gesellen kein Hindernis mehr im Wege. Beide wurden ein Paar. Nur war es ein Tropfen Wermut, der sich in ihr Glück mischte, als sie beide gemeinsam das Schultzesche Privileg lasen und sahen, das darin mit keinem Wort der schöne Titel: Hofbuchdrucker Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg zu finden war. Aber der „Buchdrucker" Ulrich Liebpert bat an der richtigen Stelle, und am 17. Dezember 1685 ward ihm der Bescheid, daß der Lehnskanzlei befohlen sei, „dem supplicanten bey ausfertigung seines privilegii das prædicat des Hofbuchdruckers zugeben."

Ulrich Liebpert war der zweite Hofbuchdrucker in Berlin. Er wurde recht alt. Da er öfters an „Stickflüssen" zu leiden hatte und später nicht mehr alle Geschäfte besorgen konnte, erhielt er auf seine Bitte seinen Gesellen Friedrich Block zum Adjunkten. Kinder hat er wohl nicht gehabt.

Wolfgang Kirchbachs „Mosaischer Schöpfungsbericht".

Kritisch beleuchtet

von H. Gunkel.

Eine Entgegnung zu schreiben ist keine angenehme Sache, wenigstens nicht für einen Schriftsteller, der dem Streit gern aus dem Wege geht. Auch würde ich schwerlich diese Entgegnung abgefaßt haben, wenn nicht einer der ständigen Mitarbeiter dieser Zeitschrift mich dazu aufgefordert und es mir ins Gewissen geschoben hätte.

Digitized by Google

So sei es denn getan, ganz ohne Ansehen der Person, nur im Interesse der Sache; denn die Sache fordert es allerdings, daß wir Theologen es uns nicht ohne weiteres gefallen lassen, wenn Männer, deren fachmännische Bildung große Lücken zeigt, dem Publikum ihre mehr als zweifelhafte Weisheit mit großer Zuversicht verkündigen.

Zunächst ist schon der Titel des Kirchbachschen Aufsatzes eine Verirrung. Alle kritischen Forscher, aber freilich nicht alle Laien, wissen, daß die Schöpfungserzählung von Genesis 1 mit der Person des Moses nichts, schlechterdings nichts zu tun hat. Es heißt nur, einen alten Irrtum konservieren, wenn man diese Erzählung, ohne ein ganz deutliches Wort der Kritik hinzuzufügen, „mosaisch" nennt. Vielmehr hätte Kirchbach seinen Lesern sagen müssen, daß diese Erzählung, so wie sie gegenwärtig vorliegt, aus der spätesten, nachexilischen Quelle des Pentateuch stammt.

Kirchbach hat zunächst eine Übersetzung des Stückes gegeben, die nach seiner Absicht „sprachlich-getreu" sein soll. Ich muß aber leider der Wahrheit gemäß feststellen, daß diese Übersetzung nicht sprachlich-getreu ist und auch mäßigen Anforderungen an Genauigkeit nicht entspricht. Ich führe einige Beispiele an: šamajim heißt „Himmel" und nicht, wie Kirchbach behauptet, das „All". Tehom sind nicht die „Abgründe", sondern das Wort bedeutet „das Urmeer". Raqiac (Kirchbach transskribiert falsch raqija) bedeutet nicht „den stereometrisch empfundenen Raum, die Expansion, die Ausdehnung", sondern, wie alle modernen Forscher übereinstimmen, die Himmelsfeste, d. h. die als eine feste Masse gedachte Wölbung des Himmels: die alte Tradition, die Kirchbach bestreitet, ist darin völlig im Recht. Das Wort, das Kirchbach Vers 24 „Bodentiere" übersetzt, heißt dort in Wirklichkeit „wilde Tiere"; u. s. w.

Auch die Auffassung der syntaktischen Verhältnisse ist bei Kirchbach wiederholt recht ungenau oder geradezu verkehrt. Man darf nicht übersetzen: Gott schuf die Himmel „und auch die Erde";*) vielmehr besagt der Text einfach: Himmel und Erde. Es heißt in Vers 14 von den Gestirnen nicht: sie seien Zeichen der Zeiträume, der Tage und Jahre, sondern: sie sollen dienen zu Zeichen, Zeiträumen, Tagen und Jahren. Ganz merkwürdig ist die Übersetzung in Vers 29 „alle Pflanzen, die säbar sind und Samen entwickeln": von der Säbarkeit enthält der Text nichts. In

*) Der Herr Herausgeber der Zeitschrift hat mit Recht an dieser Übersetzung Kirchbachs Anstoß genommen.

Digitized by Google

Vers 30 ist es Kirchbach gar passiert, daß er aus Versehen Dative als Akkusative genommen hat, wodurch der ganze Sinn des Textes verändert wird. Auf andere Ungenauigkeiten in Vers 8. 12. 20 u. a. sei nur hingedeutet.

Als Hebraisten kann man Kirchbach also auch bei größter Milde und Nachsicht des Urteils nicht gelten lassen. Statt eine eigene Übersetzung zu wagen, hätte er entschieden besser getan, wenn er einfach die von Kautzsch zu Grunde gelegt hätte. Diese Übersetzung, die Kirchbach nicht erwähnt, sei auch bei dieser Gelegenheit als die treueste, die wir augenblicklich haben, aufs wärmste empfohlen.

Weiter macht Kirchbach einen bedenklichen Fehler, indem er das Stück falsch abgrenzt. Kap. 2 Vers 4b gehört — und darin stimmen wiederum alle Kritiker überein — nicht zur Schöpfungsgeschichte von Kap. 1, sondern ist der Anfang der folgenden Erzählung. Wie leicht hätte sich Kirchbach hier orientieren können, wenn er etwa Holzingers Tabelle zur Hand genommen hätte! Das genügt für den Nachweis, daß Kirchbach auch in der Quellenkritik nicht genügend Bescheid weiß.

Beiläufig bemerkt, ist es ein Mißbrauch, wenn Kirchbach an dieser Stelle (2, 4b) „der Ewige (Jehova)" sagt. „Jahve" — so heißt der Name — ist ein Eigenname, sollte also überhaupt nicht übersetzt werden; ferner, ob Jahve wirklich „der Ewige" bedeutet, ist sehr fraglich; die Aussprache „Jehova" aber ist nur ein Versehen des 16. Jahrhunderts und sollte nicht immer wieder fortgepflanzt werden.

Nun ein Wort über die Bemerkungen, die Kirchbach dem Text hinzufügt. Zunächst behauptet er, der Text (1 26. 27) sage gar nicht, daß der Mensch nach dem „Ebenbilde" Gottes geschaffen sei, das betreffende Wort (selem) bedeute vielmehr „Schattenbild"; es solle nur die Schattenhaftigkeit des menschlichen Daseins gegenüber dem ewigen Wesen betont werden. Hiergegen ist zu sagen: ob selem ursprünglich das „Schattenbild" heißt, ist keineswegs sicher, sondern wird neuerdings bestritten; aber auch wenn es sonst so hieße, so heißt es jedenfalls an dieser Stelle einfach „Bild, Ebenbild" ohne den Nebenbegriff des Schattenhaften. Das geht aus Kap. 5 Vers 3 deutlich hervor: wie Gott den Menschen nach seinem „Bilde" schuf, so zeugte sich Adam seinen Sohn nach seinem „Bilde" (hier steht dasselbe Wort wie 1 26. 27, selem); das soll doch nicht heißen, daß der Sohn nur ein Schatten seines Vaters war, sondern vielmehr, daß er seinem Vater glich;

Digitized by Google

der erste Mensch war Gott ähnlich, dem ersten der zweite und so fort: so pflanzte sich das Ebenbild Gottes in der Menschheit fort.

Besonders ausführlich behandelt Kirchbach die Frage, woher es komme, daß die Gestirne erst am vierten Tage erschaffen worden seien, sogar erst nach den Pflanzen, die am dritten Tage entstanden sind. In der Tat hat man einstweilen für diese auffallende Tatsache bisher keine befriedigende Erklärung gefunden. Kirchbach glaubt, die Sache einfach dadurch erledigen zu können, daß er den Text umstellt: er setzt die Schöpfung der Gestirne unmittelbar hinter die des Lichtes an, also noch vor die Entstehung des Himmels. Das heißt allerdings den verwickelten Knoten mutig zerhauen! Leider ist aber diese verwegene Auskunft ganz unmöglich, da es bei der Schöpfung der Gestirne ausdrücklich heißt, daß sie von Gott an die Feste des Himmels gesetzt seien (Vers 17 vgl. auch Vers 14. 15); die Entstehung der Gestirne ist also — dies kann unmöglich bestritten werden — der Schöpfung des Himmels gefolgt, nicht vorausgegangen. — Kirchbach aber hat seine Gründe. Er beruft sich für die von ihm vermutete Reihenfolge auf Jesus Sirach 43, wo die Werke der Schöpfung aufgezählt und gepriesen werden; dort, behauptet er 1., fände sich eben die von ihm vorgeschlagene Reihenfolge; und 2. Jesus Sirach sage ausdrücklich, daß er die Weltschöpfung so dargestellt habe, wie er es in den heiligen Schriften selbst gelesen habe (Jes. Sir. 42, 15); 3. der Verfasser dieses Buches aber sei, wie die griechische Vorrede der Übersetzung des Werkes besage, speziell um Textüberlieferung bemüht gewesen. Alles dies beruht auf Irrtum. Zunächst ist das Kap. 43 des Jesus Sirach keineswegs eine poetische Paraphrase von Gen. 1 und hat auch eine ganz andere Reihenfolge der Geschöpfe, so daß also aus Jes. Sir. für Gen. 1 gar nichts hervorgeht. Was den zweiten Punkt betrifft, so ist Kirchbach, wie es scheint, hier der Lutherschen Übersetzung, deren Fehler oder vermeintliche Fehler er an anderen Stellen aufzudecken so eifrig bemüht ist, zum Opfer gefallen; hätte er den hebräischen Text jener Stelle, den wir ja seit einigen Jahren besitzen, verglichen, oder hätte er auch nur Ryssels Übersetzung in dem bekannten Sammelwerk von Kautzsch nachgesehen, so würde er sich überzeugt haben, daß jene Stelle gar nichts von der Lektüre des Verfassers in den heiligen Schriften sagt. Auch der dritte Punkt beruht auf Mißverständnis; hier hat Kirchbach nun wieder den griechischen Text der Vorrede falsch gedeutet, der in Wirklichkeit von Textvergleichung kein Wort sagt; das richtige Verständnis der Stelle hätte Kirch-

Digitized by Google

bach bei Ryssel finden können; Unglück also über Unglück! — Sicher ist dagegen dies, daß Ps. 104 mit Gen. 1 in einigen Einzelheiten und auch in mancher Beziehung in der Reihenfolge übereinstimmt — eine bekannte Tatsache, die Kirchbach leider entgangen ist — und daß hier die Gestirne an derselben Stelle stehen wie Gen. 1. Neuerdings wird sogar die Frage erwogen, ob nicht auch schon das Babylonische dieselbe auffallende Reihenfolge der Werke wie Gen. 1 besessen hat; vgl. Zimmern in Schraders „Keilinschriften und das Alte Testament", 3. Aufl., S. 510 A. 1.

Es würde den Leser ermüden, wenn wir alles Einzelne, worin Kirchbach augenscheinlich irrt oder nicht genügend orientiert ist, nennen wollten. Hier nur noch einige Beispiele.

Kirchbach redet von den „wissenschaftlich gebildeten Chaldäern", die gewisse Beobachtungen am Himmel „sehr früh" gemacht haben. Der Kenner bemerkt, daß Kirchbach dabei (so wie es früher allgemein geschah) Chaldäer und Babylonier verwechselt. Wir wissen aber jetzt, daß die (semitischen) Babylonier (wenn nicht die ihnen vorausgehenden nicht-semitischen Sumerer) jene großen wissenschaftlichen Entdeckungen gemacht haben, daß dagegen die Chaldäer ein ganz anderes Volk sind und erst „sehr spät" Babylonien beherrscht haben und mit den Babyloniern verschmolzen sind.

Ein Fehler wider die Grammatik ist der geistreiche Einfall, wenn Kirchbach den Geist der Gottheit, der das Chaos bebrütet, mit dem Männlichen vergleicht, das zeugend über dem Empfangenden liegt. Leider ist nur das hebräische Wort für „Geist", ruah, ein femininum.

Ebensowenig ist es möglich, die sieben „Tage" der Schöpfungswoche von sieben Perioden zu verstehen. Diese, übrigens sehr alte, allegorische Erklärung ist schon tausendmal widerlegt worden und sollte nicht immer wieder aufgewärmt werden. Daß diese „Tage" eben Tage sind und nichts anderes, geht aufs schlagendste daraus hervor, daß der siebente Tag, an dem Gott geruht hat, eben ein Tag, nämlich der Sabbath ist. Es ist doch nicht die siebente Weltperiode, die von Gott zum Schluß geheiligt wird.

Doch genug des Einzelnen! Die Grundtendenz Kirchbachs ist, nachzuweisen, daß die moderne Naturwissenschaft mit dieser Schöpfungserzählung nicht im Widerspruch steht. Zu Gunsten dieser Tendenz behauptet er sogar, daß selbst die moderne Theorie, daß Art sich aus Art entwickele, nicht gegen Gen. 1 sei! Solche Versuche, Naturwissenschaft und biblische Schöpfungserzählung zu vereinigen, sind seit langer Zeit unzählige gemacht worden. Aber die wissenschaftliche Theologie hat längst erkannt, daß alle solche

Digitized by Google

Unternehmungen im Prinzip verfehlt sind. Für jeden, der geschichtlichen Sinn hat, ist es ja selbstverständlich, daß jene Antike ein anderes Weltbild hatte als die Moderne, und daß daher auch die Anschauung von der Entstehung der Welt im Altertum notwendigerweise eine andere gewesen sein muß als in der Gegenwart. Man lasse also endlich die Versuche, zu harmonisieren, was doch unmöglich harmonieren kann! Man begnüge sich festzustellen, daß Gen. 1, wenn es auch seinem naturwissenschaftlichen Stoffe nach längst veraltete Anschauungen enthält, doch, was die Religion betrifft, überaus ehrwürdig ist und bleibt, ja einen Markstein in der Weltgeschichte darstellt.

Für uns Theologen ist es ja sehr erfreulich, wenn sich auch Männer, die nicht fachmännisch gebildet sind, für unsere Stoffe interessieren; wir können aber den Wunsch nicht unterdrücken, die Dilettanten möchten ihr Interesse für unsere Wissenschaft doch lieber lesend als schreibend offenbaren. Und speziell aus dem Kirchbachschen Aufsatz gewinnt man den lebhaften Eindruck, daß es gewiß noch sehr viele gute Bücher moderner Theologen über das Alte Testament gibt, die ihm bisher entgangen sind. Dafür würde es ihm niemand verargt haben, wenn er die allerdings stark veralteten Franckeschen Erklärungen im Register mancher Bibelausgaben nicht gelesen hätte.*) An diesen hat die heutige Wissenschaft keinen Anteil.

Maria von Magdala im Neuen Testament.

Von Theodor Kappstein.

Die Kunst des deutschen Volkes wird ihrer besten Kinder beraubt. Denn Paul Heyse hat in dieser seiner Dichtung, deren sich die Zensurbehörde so liebevoll angenommen, nicht nur der Göttin Poesie einen Strahlenkranz von innig-stiller Leuchtkraft gewoben, sondern es hat der Poet der sonnenheiteren Lebens-

*) Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Erklärungen, wenn sie denn überhaupt noch wieder abgedruckt werden sollen, von einem Fachmann gründlich revidiert würden.

Digitized by Google

bejahung, der helleniſch geſtimmte Anwalt der Kinder der Welt*) hier den künſtleriſchen Tatbeweis für das Nazarenertum erbracht. Man ſtelle ſich vor: ein moderner Meiſter will die überlegene Kraft des Chriſtentums aufzeigen; wird er nicht von ſelbſt von der dogmatiſchen Beweisführung hinweg ſich zu einer ethiſchen Argumentation wenden? Die Stadtdirne ſieht und hört den Propheten aus Nazareth. Und aus iſt's mit dem nächtlichen Leben der Schande, ſeit ſie den ſuggeſtiven Blick dieſer Feueraugen auf ſich ruhen fühlt. Sie weiß ſich neu geboren. Dieſe Exproſtituierte kommt in die Lage, den Meiſter vom ſicheren Tode retten zu können, wenn ſie ſich bereit finden läßt, für eine einzige Nacht noch einmal in das Luſtleben von früher unterzutauchen. Sie kämpft den heißeſten Kampf — Dem die Güte in etwas vergelten, der ihr ſo wohl getan, der ſie ſich ſelbſt zurückgegeben —; ſie iſt endlich bereit, dem Neffen des römiſchen Landpflegers ihre Kammer zu öffnen, der zum Dank, noch eh' der nächſte Morgen heraufdämmert, im Namen des Oheims den Wachen den jüdiſchen Gefangenen entwinden und ihn ins ſichere Verſteck bergen wird: da tritt ſein Bild fragend vor ihr geiſtiges Auge, und die Erinnerung an die Szene im Hauſe Simons macht ſie unfähig zu werden, wie ſie einſt war. Sie bricht zuſammen, der Angebetete geht den Kreuzesweg. Die Macht der Wahrheit, die aus ihm heraus auf die Umgebung eindrang und ihre befreiende Wirkung offenbarte, iſt ſtärker als der zärtlichſte Wunſch, ihm perſönlich das Leben zu erhalten, wenn dieſe Wahrheit, die in ihm Geſtalt gewonnen, dabei zu Schaden kommen müßte. Eine Religion, die das vermag, hat den höchſten Erweis ihrer ethiſchen Kraft geboten. So glänzt über dieſem religiöſen Drama Heyſes das tiefſinnige Wort des vierten Evangeliums: „So jemand will des Willen tun, der mich geſandt hat, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſei." An ſeinen Früchten wird der Baum erkannt. Die ſittliche Schönheit des Evangeliums kann nicht tiefer gefaßt werden.

Des Dichters Richter haben geltend gemacht, anſtößig für das religiöſe Gefühl ſei die Beziehung zwiſchen dem Erlöſungstode des Meſſias und dem Gewerbe der Dirne; ſie haben überſehen, daß Heyſe ſelbſt dieſe Verknüpfung in doppelter Weiſe wieder löſt. Einmal tritt Maria ihrem Retter nicht helfend-

*) Dem Urteil des Herrn Verfaſſers über den poetiſch-litterariſchen Wert der Heyſeſchen Dichtung vermag ich mich nicht anzuſchließen.
D. H.

Digitized by Google

hindernd in den Weg, ſondern bleibt ihm in der Stille ihrer Kammer treu, ob ihr auch das Herz zerſpringen will. Sodann aber: die letzte Szene des fünften Akts führt Maria und Flavius, der in der entſcheidenden Nacht vergeblich an ihre Kammer klopfte, für Augenblicke nochmals zuſammen. Maria klagt ſich und ihn der Schuld am Tode des Meiſters an; er entgegnet mit der Frage: „Wer ſagt dir, daß er (Jeſus) die Hand des Retters ergriffen hätte, ſtatt als ein Märtyrer und Held in den Tod zu gehen?“ und ſie läßt ſich von Simon, der einſt ausſätzig geweſen und im Umgang mit dem Nazarener den Phariſäerhochmut verlernte, zu der kleinen Gemeinde der Hoffenden geleiten, die ſeines Auferſtehungstages harren. Dieſes Palliativ, das der gutmütige Römer der verzweifelten Jüngerin darreicht, hätte den letzten Argwohn beheben ſollen, als wollte der Dichter die chriſtliche Erlöſungslehre höhnen.

Zu dem leidenden Meſſias tritt nun aber als eine Leidensgeſtalt gar eigener Art die Heldin des Dramas, Maria hinzu. Wellhauſen ſchreibt in ſeiner israelitiſchen und jüdiſchen Geſchichte, die man nicht genug rühmen kann: „Jeſus hat einen heiligen Zorn auf die Anmaßung der Separatiſten, auf ihre Neigung zu richten, auf ihre Scheu vor Berührung mit den Sündern. Er ſchämt ſich ihrer nicht, ſondern wendet ſich ihnen zu, wenn ſie ſeiner bedürfen. Seine Vorliebe für ſie ſcheint manchmal etwas weit zu gehen.“ Noch weiter aber geht die Verwirrung der Begriffe, die ſich an den ehrlichen Namen der neuteſtamentlichen Maria von Magdala geheftet hat. Das dritte unſerer Evangelien hat ein Erlebnis Jeſu im Hauſe eines Freund gewordenen Phariſäers aufbewahrt: eine notoriſche Sünderin netzt, während er zu Tiſche ſitzt, ſeine Füße mit ihren Reuetränen, küßt ſie und trocknet ſie mit ihrem herabwallenden Haar. Der Gaſtgeber iſt ungehalten über den peinlichen Zwiſchenfall; der Prophet der neuen Lehre gibt ihm jedoch an einem auf ihn gemünzten Geſchichtchen zu verſtehen: wie Liebe zu Fall kommen kann, ſo wird, nachdem ſie in der Sinnesänderung ſich geläutert, die einſt Gefallene auch das Höchſte und Heiligſte von opfernder Hingebung leiſten, wie ſonſt keine Kraft der Seele darüber gebietet. So darf gerade ſie vor die reinſte Liebe hintreten und ſich eines gnädigen Richters getröſten; verziehen ſind ihr die Sünden, die vielen, denn ſie hat viel geliebt; wem aber wenig vergeben wird, deſſen Liebe iſt gering.

Dieſe begnadete Sünderin iſt nicht Maria von

Digitized by Google

Magdala. Man hat der biblischen Maria aus dem galiläischen Magdala fremde Sünden aufgeladen, mit denen sie nichts zu schaffen hat, indem man sie mit der namenlosen Dirne bei Lukas (Kap. 7) identifizierte. Sie ist ebenso wenig identisch mit Maria von Bethanien, der Schwester des Lazarus und der geschäftigen Martha, die zwei Tage vor dem letzten großen Osterpassa dem Hausfreund das Haupt salbt aus einem Alabasterglas voll kostbarer Narde (Joh. 12), ahnungsvoll seinem nahen Tode entgegen. Ja, der Dichter hat in seine biblische Frauengestalt auch noch Züge aus einer weiteren ähnlichen Erzählung des vierten Evangeliums hineingetragen (Kap. 8): man schleppt vor Jesu Tribunal ein Weib, das beim Ehebruch ertappt ist und begehrt seinen Spruch. Jesus indessen bückt sich zur Erde nieder und schreibt in den Sand, nachdem er den Anklägern das Wort zugerufen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie." Er wiederholt diesen Zeitvertreib noch einmal — das einzige, was der Nazarener nachweislich geschrieben, hat er in den Sand geschrieben —, dann blickt er auf. Die Kläger sind fort. „Hat dich niemand verdammt?" — „Nein." „So verdamme ich dich auch nicht; sündige hinfort nicht mehr." Das Gesetz bejahend — werft den Stein, der der Ehebrecherin gebührt! — und es mit der verzeihenden Güte einend — wer ist unter uns ohne Sünde, um dieses Gesetzes würdiger Richter zu sein; also verdamme ich auch nicht —: so löst Jesus den Konflikt, an dem sein großer Vorläufer fast zu Grunde gegangen ist.

Maria aus Magdala war nicht die sogenannte große Sünderin, auch nicht das ehebrechende Weib und nicht einmal die salbende Freundin: wer war sie denn? Maria aus Magdala wird im dritten Evangelium (Luk. 8, 2) unter den ständigen Begleiterinnen des Nazareners aufgezählt, die den Meister und seine Jünger für ihre äußeren Bedürfnisse versorgten; als Grund ihrer dankbaren Nachfolge lesen wir dort, Jesus habe „sieben Dämonen von ihr ausgetrieben" — das soll doch wohl heißen: sie aus einem Zustande körperlich-seelischer Gebundenheit befreit, wobei sich ihr unter Zwangsvorstellungen leidender geschwächter Wille an seinem ungebrochenen, über den Organismus der Kräfte frei gebietenden Willen zur Höhe des dem Leben vertrauenden Selbstgefühls zurückfand. Das johanneische Evangelium erzählt poetisch von ihrer Begegnung mit dem auferstandenen Rabbi in Josefs Garten (Kap. 20); das berühmte „Noli me tangere" betont die Herrschaft des Geistes über die Materie.

Digitized by Google

Die Legende hat ſich ihrer bald bemächtigt. Wir hören von Marias Überfahrt nach Gallien, von ihrer Landung in Marſeille und dem Büßerleben, das ſie in einer Höhle am Berge Pilon geführt habe. Dieſer altkatholiſchen Tradition, die ſie — wie jede katholiſche Handpoſtille im Heiligenkalender auf den 22. Juli nachweiſt — ſchon frühzeitig mit den Büßerinnen des Neuen Teſtaments verwirrt hat, ſteht die morgenländiſche Sagenbildung entgegen, die ſie in Epheſus bei dem Presbyter oder dem Apoſtel Johannes leben und ſterben läßt. In den Myſterien des Mittelalters darf die wirkſame Geſtalt nicht fehlen: die ausgelaſſene Dirne hält es mit Luzifer, ſie verachtet alle ernſte Mahnung ihrer Schweſter Martha, bis eine Begegnung mit Jeſus ſie zur Umkehr bringt und zur reuigen Büßerin wandelt. Auf zahlloſen Gemälden haben die Künſtler aller Zeiten und in den verſchiedenſten Ländern die büßende Magdalena verewigt, zumeiſt nach dem probaten Rezept: ein ſehr lückenhaft bekleideter üppiger weiblicher Akt, ein Salbengefäß, Totenkopf und Kreuz dazu geſtellt — die Büßerin kokettierend mit ihren verwaiſten Reizen, die ſchwerlich auf die Dauer ein herrenloſes Gut bleiben werden. Im Gegenſatz dazu malt uns Heyſe im Eingang des vierten Aktes die geläuterte Sünderin in ihrem Gemach, auf dem Ruhebett ſitzend, vertieft in eine Schriftrolle, die farbigen Bilder des Hohenliedes nach der Manier der alten Chriſten auf Den übertragend, „des Wort ein Brunnen, nie auszuſchöpfen, des Blick wie Sonnenglanz über den Palmen der immer grünen Oaſe. Was bedarf ich mehr? Durch ihn erfuhr ich, was Glück iſt, Glück, dem nichts Irdiſches mangelt, das den Hunger der Seele ſtillt und Frieden gibt."

Der Dichter hat ſeine Heldin auch mit Judas zuſammengeführt, dem Verräter. Die Jünger nennen ihren Prediger aus Galiläa den Propheten und glauben, er ſei der Meſſias, den ſie erwarten, der Helfer und Heiland in aller Not, unter dieſen ſchlichten Leuten aus dem Volk mit den guten ſtillen Geſichtern iſt einer, der hat „einen finſtern trotzigen Blick, ein Falk unter den Tauben, aber ſeine wilde Miene trügt. Er iſt der Zahmſten einer. Einen Wechſlertiſch hatt' er, und ſaß unter der Vorhalle des Tempels mit ſeinem Gewerbe. Da trat jener Prophet heraus aus der Tempelpforte und ſchwang die Geißel über die Krämer und Händler, die dort ihre Ware feil hielten. Dieſem Judas aber ſtieß er ſeinen Tiſch um, daß die Münzen die Tempelſtufen hinab auf die Gaſſe rollten und die Knaben ſich darum balgten." Dieſe Verflechtung des Lebens des

Digitized by Google

Judas von Karioth mit dem Nazarener ist in ihrer Motivierung freie Erfindung des Dichters. In dem Bemühen, dem Verrat des Jüngers ein der Tat entsprechendes niedriges Motiv unterzulegen, lassen die Evangelien ihn die gemeinsame Kasse verwalten mit der Verdächtigung, er habe sich in diesem Ehrendienst schadlos zu halten gewußt. Heyse geht darüber noch hinaus, indem er Judas beruflich zum Finanzmann macht, dem Jesus im jerusalemischen Tempelvorhof bei einem der großen Feste das Geschäft gestört habe. Diese „Schmach", wie Flavius sagt, hat Judas demütig eingesteckt, „mit gesenkten Ohren" schleicht er sich hinweg, dem Manne nach, „der ihn vergewaltigt hatte," und folgt seinen Fersen wie ein geprügelter Hund. Judas selbst aber hat anders über seine Nachfolge des Nazareners gedacht als der spottende Römer. Leidenschaftlich redet er auf Maria, seine Geliebte, ein: „Erniedrigt sich, wer einem Höheren dient, einem Helden und Könige, der verheißt, uns groß zu machen, daß wir teilhaben an seiner Macht? Wenn du den Blick gesehen hättest, mit dem er mich entwaffnete dort in der Vorhalle des Tempels, einen Blick wie des Jägers, der den Löwen in der Wüste bändigt, daß ich ihm folgen mußte und alles hinter mir lassen, mein Geschäft, mein Haus und mein Teuerstes: dich, Maria! Ich aber trat vor ihn hin und fragte ihn: bist du der, den die Propheten verkündigt haben, der Heilige des Herrn, der das Joch seines Volkes zerbrechen wird? Da sprach er: ich bin's. Ich bin gekommen, das Reich meines himmlischen Vaters aufzurichten, der Welt den Frieden zu bringen, die Mächtigen von ihren Stühlen zu stoßen und zu erhöhen die Armen und Niedrigen. Da ich das hörte, jauchzte mir das Herz und ich sprach: nimm mich hin und laß mich mithelfen an deinem hohen Werk!" Aber es wechseln Depressionen ab mit diesen Hochgefühlen — als habe er sich getäuscht in ihm: „Noch immer zögert er, sein Banner zu entfalten und das Volk aufzurufen zu seiner Befreiung." Er wird irre an dem Unergründlichen, Liebe und Haß ringen um die Herrschaft — „eine Hölle, die mein Innerstes verzehrt." Er warnt vergeblich die Geliebte vor dem, der nie ein Weib berührt, dessen Seele hoch über aller irdischen Freude schwebt. Sie schüttelt das ehrlose Anerbieten des Hohepriesters Kajaphas, den Rabbi durch ihre Buhlkünste zu verderben, geekelt von sich und tritt in seinen reinen Bannkreis. Judas entwickelt sich zentrifugal, Maria zentripetal. Auch an ihn macht sich Kajaphas; er lehnt das Ansinnen, den Meister zu verraten, als eine Selbst-

Digitized by Google

schändung ab; aber als ihm Jesus beim festlichen Einzug in Jerusalem „schmachmütig und feige“ erscheint, dem das Säuseln der Milde mehr gefällt als der Sturm des Zornes, der die Schmach hinwegfegen würde, da will er hintreten vor ihn und ihm sagen, daß er das Band zerreiße, das sie verbunden. Marias seelische Umwandlung glaubt er nicht; sie steigert seine Entfremdung von dem, der ihm auch in diesen gesicherten Besitzstand hineinbricht. „Lege Erz um deine Brust, Judas, daß nicht die Pfeile seiner Blicke und Worte hindurchdringen und du dennoch knirschend dich ihm wieder beugst!“ Den letzten Anstoß gibt Jesu Duldung den Feinden gegenüber, es sind die Klänge aus Sudermanns „Johannes“; „nicht dulden bloß, dazu helfen, daß wir das Knechtesjoch ferner ertragen in liebender Demut, zu Scham und Gram unserer Väter im Grabe, zu ewigem Fluch unseren Enkeln? Bei Gott dem Allmächtigen, dahin soll's nicht kommen, solange Judas lebt!“ So bekommt seine Tat ein nationalfanatisches Gepräge, das sie über das schmierige Geldgeschäft hinaufhebt in reinere Luft. „Wie der Mann im Weinberg die Natter zertritt, die sein Weib und Kind in die Ferse stechen könnte, so soll er zertreten werden, der Judas Seele sich selber abtrünnig gemacht hat. Die Narren! Sie wähnten, mich locke das Blutgeld, das sie mir boten. Ich warf es ihnen vor die Füße. Alle Schätze von Gold und Silber, die im Tempel aufgehäuft sind, wögen mir das Siegesbewußtsein nicht auf, daß ich die Fessel zerbrochen habe, die mich an ihn schmiedete, daß ich es bin, der Israel vor der Schmach bewahrt hat, einen seiner Söhne, den sie den Heiligen nannten, den Staub küssen zu sehen von den Füßen des Imperators!“ Nachdem die Tat geschehen, bricht er zusammen, ein „bleicher Verbrecher,“ mit Nietzsche zu sprechen, dem die vollzogene Tat das andere Gesicht zeigt, und erhängt sich an einem Feigenbaum in Marias Garten. Er hat erst mit ihr flüchten wollen, weit fort von Jerusalem, er hat sie erdolchen wollen, als sie jede Gemeinschaft mit ihm aufhob; „ich habe an ihm gefrevelt wie nie ein Mensch, der einem Könige den Dolch ins Herz stieß — ich habe mir selbst gelobt, ich will mein eigener Richter sein.“ Die Linie des Römerhasses der Juden ist durch und durch echt herausgekommen, und das Ineinanderwirken des Marien- und des Judasmotivs haben — über die Andeutungen des Neuen Testaments und der Apokryphen weit hinausführend — das Merkzeichen dichterischer Wahrheit für sich.

* * *

Digitized by Google

Gerhart Hauptmann trug sich als Werdender mit dem Plan, ein biblisches Epos „Jesus“ zu schreiben; es war gedacht als ein Tagebuch des Judas! Ich bin im allgemeinen mißtrauisch gegen Dichtungen in Form von Tagebüchern — sie sind zumeist nur Dokumente von der Faulheit ihrer Väter, die sich die Mühe der geschlossenen Komposition bequem machen wollen. Im Falle Hauptmann mache ich eine Ausnahme. Möge er die Jugendabsicht als Gewordener noch verwirklichen! Aber um des Zensors willen: kein Drama . . .

Aus Alt- und Neu-Griechenland.

Von Eduard Sokal.

In der leicht zugänglichen Literatur über Griechenland herrschen die Angaben über Architektur und Kunst einseitig vor. Für die anderen Dinge, die zeitweise Menschen kaum weniger interessieren, bleibt selten Raum und die Fragen nach den Menschen, die der Welt das Vermächtnis der klassischen Kultur hinterlassen haben, nach ihrem Leben und Treiben, treten zurück und werden nach überkommenen, oft ganz falschen Lehrmeinungen schablonenmäßig erledigt. Und doch wimmelt die Literatur gerade in diesen Fragen von Irrtümern. Besonders hat das Durcheinanderwerfen der Rassen- und Sprachwanderungen seitens der vergleichenden Sprachforschung das Urteil vielfach in Irrgänge geführt, aus denen oft kaum ein Entkommen möglich scheint. Sicher hat diese Wissenschaft bis jetzt den hierzu völligen Ariadnefaden noch nicht gesponnen. Es handelt sich eben um Gebiete, in denen das biologische Wissen und Können zeitlich zu spät einsetzt, wie in der Rassenfrage, oder in denen es überhaupt unzugänglich ist, wie in den technischen Fragen. Man muß es daher mit Dank begrüßen, daß der bekannte Hygieniker Prof. Hueppe in einem kürzlich erschienenen Werke über die „Rassen- und Sozialhygiene der Griechen im Altertum und in der Gegenwart“ den Versuch unternommen hat, mit dem Rüstzeug exakter Forschung an diese Probleme heranzutreten. Seine Ausführungen werden sicherlich den vorgesetzten Zweck erreichen, „ein natürliches Verständnis für die alten und neuen Rassenmischungen in dem Wetterwinkel

Digitized by Google

zwischen Europa, Asien und Afrika anzubahnen und dadurch vielleicht auch manche schiefe Urteile über die modernen Griechen zu beseitigen."

In manchen Punkten schöpft Hueppe aus eigenen Beobachtungen, in anderen knüpft er an weniger bekannt gewordene Mitteilungen der Schliemannschen Expedition an. Es war eine glückliche Tat Schliemanns, daß er bei seinen Ausgrabungen auch Techniker heranzog. Waren dabei zunächst nur die Gesichtspunkte der Architekten maßgebend, so waren dies doch immerhin allseitig technisch geschulte deutsche Architekten, welche eine für alle Völker mustergültige Methode der Ausgrabungen schufen, und bei denen die meisten technischen Befunde wirklich sachverständig klargelegt wurden. Besonders Dörpfeld hat es verstanden, die Technik der Antike im weitesten Sinne des Wortes für uns zu erschließen. Durch die arktische Verwertung der Dörpfeldschen Mitteilungen gelangt Hueppe beispielsweise zu dem interessanten Ergebnisse, daß die herkömmliche Angabe, nach welcher eigentlich nur die Römer im Altertum große hygienische Techniker gewesen sind und daß sie besonders in der Wasserversorgung allein nachahmenswerte Werke geschaffen hätten — ein ehrwürdiger Irrtum ist. Allerdings hätte hierbei schon der Hinweis auf die Ägypter genügen sollen, um vor Übertreibungen zu schützen. Aber von den anderen Völkern, von Assyriern, Persern, Phöniziern und Griechen wußte man so wenig, daß man aus dieser Unwissenheit auf der einen Seite, aus den weithin sichtbaren, in grobverständlicher Lapidarschrift sprechenden Werken der Römer, auf der anderen Seite glaubte schließen zu dürfen, daß nur das technische Genie der Römer in diesen Dingen Großes geschaffen habe. Und doch ist diese Ansicht nach Hueppe grundfalsch und wie in fast allen anderen Dingen, waren die Römer auch hierin nur die Schüler der anderen Völker, welche sie oft nicht einmal geschickt nachahmten, vielfach nur durch die Großartigkeit ihrer Anlagen übertrafen.

Seinen Erörterungen schickt Hueppe einige klimatologische Mitteilungen voraus und warnt gleichzeitig von der neuerdings in Schwung gekommenen Überschätzung klimatischer Einflüsse auf die Kultur. Die Bezeichnungen „erschlaffendes" und „anregendes" Klima sind nur cum grano salis aufzunehmen, wenn auch der Umstand, daß das Klima der Mittelmeerländer im Altertum kühler war, als jetzt, sicherlich nicht ohne Bedeutung für den Gang der Geschichte gewesen ist. Wir wissen, daß noch zu Zeiten der Römer der Nil regelmäßig im Winter etwas Eis zeigte. Bei dem Feldzuge in

Digitized by Google

Böotien ging Sokrates zum Erstaunen seiner Bekannten barfüßig im Schnee. In Eretria wurden mit Holz gefütterte, unter der Sohle ähnlich wie Kapruner Steigeisen einmal gegliederte Bronzeschuhe mit scharfen großen Randstiften gefunden, so daß man fast an antike Alpinisten denken könnte. Die olympischen Spiele konnten als nordische Sonnenwendfeste zur Zeit der Hundstage dort unten gefeiert werden. Erst allmählich trat — von den kleineren periodischen Schwankungen abgesehen — eine Zunahme der Wärme ein, welche gegen das Jahr 1000 n. Chr. für Europa ihren Höhepunkt erreichte, um dann allmählich wieder zu sinken. Es ist nach Hueppe nicht undenkbar, daß beim Untergange der alten Kultur diese Zunahme der Temperatur und eine dadurch herbeigeführte erschlaffende Wirkung des Klimas mit beteiligt sein kann. Doch ist er viel mehr geneigt, den Niedergang der alten Kulturwelt in allererster Linie dem allmählichen Untergang des arischen Rassenelementes zuzuschreiben, das sich gegenüber der Mehrzahl der ligurischen und alarodischen Mischrassen des Mittelmeeres, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, nicht rein zu erhalten vermochte. Die alten Kulturvölker gingen in diesen Mischungen aus Mangel an Nachschub aus den nördlichen Gegenden auf und unter, nachdem sie als Kulturferment unter den zeitweise glücklicheren Verhältnissen von Griechenland und Italien die hohe Blüte der beiden Länder herbeigeführt hatten. Nachdem auch Ägypten und die asiatischen Kulturstaaten arischer, semitischer und fethitischer Rasse und Sprache untergegangen waren, drangen nach Griechenland und Italien nur noch rohe Völker aus Asien und Barbaren aus Europa. Wenn auch Ägypten und die großen mittelasiatischen Kulturstaaten im Altertum ein kühleres Klima hatten als jetzt, so war die indische Kultur der Arier stets eine Tropenkultur und Ägypten hatte auch schon im Altertum ein sehr mildes subtropisches Klima. Und die Barbaren? Dieselben traten zunächst der ganzen alten Kulturwelt feindlich gegenüber, um später vorübergehend eine neue Blüte herbeizuführen und schließlich endgültig dem Süden fern zu bleiben. Jedenfalls werden auch die begeistertsten philhellenischen Schwärmer sich der Einsicht nicht verschließen können, daß die gegenwärtigen Bewohner von Griechenland nur einen sehr geringen Einschlag althellenischen Blutes besitzen. In dieser Beziehung haben sich die Anthropologen lange Zeit von der vergleichenden Sprachforschung irreführen lassen. Ein nur englisch sprechender Neger ist deshalb kein Germane und ein nur albanesisch sprechender Türke kein Arier.

Digitized by Google

Wirkliche Nachkommen der alten Griechen gibt es kaum noch und selbst die reinsten, die Mainoten, sind nach den Kriterien der Gesichts- und Schädelbildung durch Kreuzung mit slavischen Völkerstämmen vermischt.

Von der niedrigen Temperatur abgesehen, wird wohl das Klima Altgriechenlands dem jetzigen sehr ähnlich gewesen sein. Die stärkere Bewaldung der Höhen mag wohl für viele Quellen einen wirksamen Schutz abgegeben haben. Trotzdem hat Griechenland im Gebirge entschieden noch genügend Wald und Hain, um den Wassergehalt der Quellen zu sichern. Attika war schon im Altertum wegen seiner Wald- und Quellenarmut verrufen und die ölbaumspendende Athena hatte es nicht schwer mit dem quellenversprechenden aber nichtliefernden Poseidon, der sich nur als Erechtheus, als Erderschütterer dafür um so unangenehmer im Gedächtnis zu erhalten wußte, siegreich um den Vorrang im Lande zu kämpfen. In einem Lande, welches nur sehr wenige, stets wasserführende Flüsse hat, deren Wassermenge jedoch von spärlichem Gerinne bis zu reißenden Hochwässern wechselt — wie erst im Oktober 1890 der Ilisses eine Überschwemmung des Piräus herbeiführte — in welchem verhältnismäßig wenig Regen fällt, ist das Wasser etwas Heiliges und die Pflege der Quellen geradezu von der Natur geboten. Der beste Beweis für die ständige Wasserarmut ist daher die Sorgfalt, mit der schon die Alten und zwar vor den Hellenen schon die Achäer und Pelasger, die Quellen sicherten und durch Zisternen ergänzten.

Daß aber die Zustände, welche in den von Homer besungenen Zeiten herrschten, bis zu der Neuzeit annähernd gleich geblieben sind, ergibt sich daraus, daß nach den Pelasgo-Achäern die klassischen Hellenen, nach diesen die Römer, nach diesen die Venetianer und Türken und nach diesen die Neugriechen dieselben Quellen benutzten und an denselben Orten zu deren Ergänzung Zisternen anlegen mußten. Dies spricht auf jeden Fall stark dafür, daß trotz der heute teilweise stärkeren Entwaldung der Wasserreichtum Griechenlands immer ein geringer war. Es erklärt sich dies einfach dadurch, daß trotz der säkularen Änderungen in der Wärmeverteilung die Lage zu den allgemein bestimmenden meteorologischen Faktoren seit vorgeschichtlichen Zeiten unverändert geblieben ist. —

Wie haben sich nur bei dieser Wasserarmut des Landes zunächst die ältesten Bewohner, die Pelasgo-Achäer beholfen?

Die Besiedelung der Burg von Korinth, Akrokorinth, reicht eben noch in diese Zeiten zurück, da an der Landenge im Gebiete

Digitized by Google

von Megara und Korinth sich die vom Norden kommende pelasgische Rasse mit den aus dem Osten von der See herkommenden semitisch-alarodischen Mischrassen der Phönizier und Karier traf. Die Sage vom Sisyphes und der Kultus der sidonischen Astarte auf der Burg sprechen für das hohe Alter dieser Besiedelung der Burghöhe in vorhellenischer Zeit. Die Burg ragt auf schroffem Felsen 575 Meter über das zu ihren Füßen sich ausdehnende Meer empor, und ihre Ersteigung erfordert gegen anderthalb Stunden Zeit. Etwa eine Viertelstunde unterhalb des Gipfels findet sich die gleichmäßig ergiebige Quelle Peirene, die die Besiedelung der Burg ohne weiteres ermöglicht hatte. Ein Hufschlag des Pegasus soll sie aus dem Felsen hervorgezaubert haben, da man sich so dicht unter dem Gipfel das Entstehen einer Quelle aus natürlichen Gründen wohl schwer erklären konnte. Bei der Erweiterung der Burg reichte die Quelle nicht aus und die Römer erbauten noch eine zirka 30 Meter lange, 10 Meter breite, und 5 Meter tiefe Zisterne; der Waldreichtum der Umgebung hatte ihnen nicht mehr Wasser verschafft, als sich dort jetzt vorfindet. Am Fuße der Burg, der Stätte des mächtigen, alten Korinth, wo jetzt nur ein elendes Dörfchen besteht, finden sich mehrere Quellen, von denen die eine aus einem uralten, gemauerten Gange hervorbricht und dem Bade der Aphrodite entspricht. In ähnlicher Weise kommt in der Nähe der Proria, einer Vorstadt der Nauplia, bei dem jetzigen Nonnenkloster Hagra Meri ein Laufbrunnen aus einem uralten Stollen, der früher die Quelle Karathes zutage förderte. Diese Quelle ist, wie Hueppe hinzufügt, medizinisch hochinteressant, weil dort Hera alljährlich im Frühling sich ihre jungfräuliche Reinheit zurückerbadete. Die Ebene von Argos ist im Westen bei Myli wasserreich, sogar zu wasserreich. Um nur ihre Fruchtbarkeit auszunützen sind an den anderen Stellen, wo kein sichtbares Wasser vorhanden ist, über die ganze Ebene zahlreiche Brunnen mit Göpelwerken zerstreut, die das Grundwasser auf die Felder heben. Diese Einrichtung scheint uralt zu sein und zeugt von großem Verständnisse für die Hebung der Landwirtschaft durch Wasserversorgung.

In der mykenischen Periode und zum Teil wahrscheinlich sogar noch weiter zurückreichend, finden wir demnach in Bezug auf die Technik der Wasserversorgung bei den Pelasgo-Achäern, dem ersten thrakischen Schube der Rassen und Sprachstämme, aus dem später die Hellenen hervorgingen, bereits sorgfältig hergestellte

Digitized by Google

Zisternen, gute Quellfassungen und unterirdische Leitungen von Quellen. In der kyklopischen Mauer von Tiryns finden sich außerdem merkwürdige, durch Verkragungen der großen Steine mit Spitzgewölben abgeschlossene Galerien mit Seitenkammern, welche man mit Dörpfeld als kellerartige Magazine für Lebensmittel auffassen muß. In Troja fanden sich schon in der zweiten Kulturperiode, dem vorhomerischen Troja, in besonderen Räumen hinter der Stadtmauer riesige, mannshohe Krüge, welche zum Teil frei aufgestellt, zum Teil jedoch derart eingegraben und mit Erde umgeben waren, daß ihre Mündungen in der Ebene des Fußbodens lagen. Diese ganz einfachen, garnicht oder nur höchst einfach ornamentierten Krüge waren sicher zum Magazinieren von Getreide und Wein bestimmt.

Während die homerischen Helden pokulierten und schmausten wie germanische Bärenhäuter, sollen die modernen Griechen überaus genügsam geworden sein. Eines ihrer Sprichworte lautet sogar, daß wo ein Esel verhungere, ein Grieche noch satt werde, und Bädeker sagt wörtlich:

„Eine Handvoll Oliven, ein Stück schlechten Brotes, ein Glas Wein dienen dem griechischen Bauer als Mittagsmahl, Kaffee und Tabak sind die einzigen Genüsse." Solche Legenden halten sich mit großer Hartnäckigkeit und die populäre Literatur weiß ähnliches von Japanern, Chinesen, Hindus zu melden, die sich jahraus, jahrein von einer Handvoll Reis, von Arabern, die sich von einer Handvoll Datteln ernähren. Mit Recht verweist Hueppe derartige Berichte ins Reich der Fabel. Ihrer Körpergröße, ihrem Gewicht und ihrer Arbeit entsprechend, müssen alle Menschen eine genügende Menge Ersatzstoffe und eine ausreichende, in Wärmeeinheiten ausdrückbare Menge Kraft bildender Stoffe aufnehmen. Die Griechen arbeiten eben nach den Beobachtungen Hueppes nur, wenn sie müssen, und würden am liebsten den Kerl, der die Arbeit erfunden hat, am nächsten Baume aufknüpfen. Daraus erklärt sich nach ihm ihre scheinbare Mäßigkeit. Die Bauern und Hirten leben in Griechenland sogar besser, als die kleinen Bauern und Landarbeiter in manchen deutschen Gegenden. Wie für diese ist Fleisch für sie ein Leckerbissen an Feiertagen. Aber als Hirtenvölker benützen sie die Produkte der Herden selbst, weil sie nur wenig absetzen können, während die deutschen Bauern Butter, Milch und Käse verkaufen. Für die einheimische Bevölkerung ist gegenwärtig in ganz Griechenland das Lamm tatsächlich das einzige Fleischtier. Da hatten die homerischen Helden es aller-

Digitized by Google

dings ein gutes Stück besser! Neben dem Schafe spielte das Rind und das Schwein eine bedeutende Rolle, wie auch die Knochenreste aus Ilios ergeben, und neben Hammelrücken waren auch Roastbeef und Schweinerücken sehr beliebt. Mit diesen drei Fleischarten läßt sich schon eine ganz hübsche Speisenfolge zusammenstellen; welche die homerischen Helden noch mit Austern einleiteten und mit Käse beschlossen. Dabei läßt sich schon leben. Auch die Erfindung der Blutwurst verdanken wir den Pelasgo-Achäern. Die alten Kretenser hielten die Bärenhäutersitten aus homerischer Zeit länger in Ehren, so daß die späteren verfeinerten Hellenen sie als „faule Bäuche" bezeichneten und ihr übler Ruf sogar vom Apostel Paulus vermerkt wurde.

Eine bedeutende Rolle spielt im Leben der alten und neuen Griechen der Wein. Auf Weinkarten, in den Ankündigungen der Kaufleute wird Wein noch immer *vinos* geschrieben, aber es wird krasi gesprochen. Die Alten mischten den Wein mit Wasser und so diente schließlich das Wort für Mischung in verballhonnisierter Form als Ausdruck für Wein. Im Altertum verehrten nur die Bewohner von Phigalia in Arkadien den Dionysos Akratophoros, den ungemischten Wein spendenden Gott und waren deshalb übel berüchtigt. Jetzt ist das in Paolitza, einem von Weinbergen umgebenen Bergdorfe an Stelle des alten Phigalia noch ebenso, aber auch die anderen Griechen trinken jetzt den Wein ungemischt, so daß der jetzige Name im Stile des lucus a non lucendo gebildet ist.

Großartig gering ist nach Hueppe bei den Griechen das Bedürfnis nach Waschen; man läßt sich aus einem kleinen Kruge einen Schuß Wasser in die Hände gießen zur Reinigung derselben, ein zweiter Schuß dient dann für das Gesicht, andere machen es umgekehrt, aber in beiden Fällen wird nicht mehr verabreicht als zwei Hohlhände Wasser. Damit kommt der Grieche aus. Die Reinlichkeit der homerischen Helden ist spurlos verschwunden. Die Auffassung eines vor etlichen Jahren verstorbenen militär-ärztlichen Schriftstellers, der seinem Unmute über die Brausebäder Luft machte, indem er meinte, daß dadurch die „konservierende Speckschichte" beseitigt würde, besteht in Griechenland noch in Kraft.

Am Schlusse seiner Studienskizzen bringt uns Hueppe einige interessante Mitteilungen über Athen und insbesondere über den als Seuchenherd zu einer traurigen Berühmtheit gelangten Stadtteil Limni. Infolge der Durchlässigkeit des Terrains vermag das-

Digitized by Google

selbe viele Infiltrationen zu übernehmen, ohne übersättigt zu werden, so daß man der Beseitigung der Fäkalien wenig Sorgfalt widmete. Die Ausdünstungen eines solchen Bodens mußten aber schließlich die Widerstandsfähigkeit der Bewohner herabsetzen, ihre Krankheitsanlage erhöhen. Dazu kommt, daß bei der Nähe der Brunnen von den oft unmittelbar daneben liegenden Kanälen für die Ausbreitung der Keime durch Infektion des Trinkwassers Verhältnisse vorlagen, wie sie gleich ungünstig so leicht nicht vorkommen. Die Verhältnisse zur Verbreitung einer Epidemie waren dort ebenso gegeben, wie die Bedingungen einer Trinkwasserinfektion und diese Ermittelungen dürften zum ersten Male das Verständnis für die berühmte durch Thukydides und Diodor geschilderte Pest bieten.

Von solchen vereinzelten Fällen abgesehen, sind jedoch die Wasserversorgungsanlagen in Griechenland, welche weit zurückreichen, ehe die Römer auch nur die ersten Anfänge dieser Art zeitigten, nach Hueppes Ansicht geradezu geniale Anpassungen an die gegebenen, meist sehr ungünstigen Verhältnisse. Um kein Wasser zu verlieren und das erquickende Getränk in der ursprünglichen kühlen Beschaffenheit zu erhalten, wurde es überall in unterirdischen Leitungen zugeführt, bei denen nicht nur kurze Stollen, sondern selbst lange Tunnels durch die Felsen getrieben wurden. Eine Anlehnung an fremde Vorbilder ist nirgends wahrnehmbar; überall machen die Anlagen den Eindruck des Originalen. In voller Würdigung dieser Tatsache schließt Hueppe seine geistvollen Ausführungen mit den Worten: „Ist auch die alte Lehre des „ex oriente lux“ nach vielen Richtungen hinfällig geworden, so hat der Orient doch an Interesse nichts eingebüßt, und vielleicht ist in dem vorliegenden Werke der Nachweis gelungen, daß in der öffentlichen Gesundheitspflege die alten Kulturvölker mehr geleistet haben, als man bisher angenommen hat. Allerdings in der eigentlichen Technik sind wir in dem letzten Jahrhundert bedeutend weiter gekommen, die Berechnung der Quellen, Flüsse ꝛc., das Maschinenwesen, die Verteilung des Wassers in den Häusern kann mit den analogen Arbeiten der Alten nicht auf eine Stufe gestellt werden. Aber immerhin war erst diese ganze modernste Technik der letzten Dezennien dazu nötig, um die Antike wirklich zu übertreffen und dies muß unsere Achtung vor den Leistungen der alten Völker nur erhöhen.“ —

Digitized by Google

Eduard v. Hartmann und die moderne Theologie.

Von Arthur Drews (Karlsruhe).

Wer die theologische Literatur des letzten Jahrzehntes verfolgte, der mußte sich wundern, wie geringe Beachtung von seiten der offiziellen Vertreter des Christentums einem Philosophen zuteil wurde, der nicht nur, als einer der bedeutendsten und tiefsten Denker aller Zeiten, gerade die Theologie wegen seiner Stellung gegenüber der modernen antireligiösen und antimetaphysischen Zeitrichtung hätte interessieren müssen, sondern besonders auch als sogenannter Gegner des Christentums die allerentschiedenste Berücksichtigung verdiente. Ist doch Hartmanns „Religion des Geistes" der erste und bis jetzt einzige Versuch, den Inhalt der Religion rein aus dem Wesen des religiösen Bewußtseins zu entwickeln, und in diesem Sinne die erste wirkliche Religionsphilosophie, die wir besitzen, und führt doch dieser Versuch in den wichtigsten Punkten so weit ab von demjenigen, was die Theologie als „absolute Religion" bestimmt, daß eine gründliche Auseinandersetzung mit diesem Gegner, wie man meinen sollte, als eine einfache Forderung der Selbsterhaltung hätte angesehen werden müssen.

Seit dem Erscheinen seiner „Selbstzersetzung des Christentums" im Jahre 1874 hat Hartmann nicht aufgehört, die Probleme der Religionsphilosophie immer wieder durchzuarbeiten und den Wert seiner Aufstellungen an den religionsphilosophischen Veröffentlichungen der Zeit zu prüfen. Er hat sich mit dem spekulativen Protestantismus eines Biedermann, Pfleiderer und Lipsius nicht weniger gründlich auseinandergesetzt, als mit Harnacks „Wesen des Christentums" und durch den Nachweis der religiösen und philosophischen Unzulänglichkeit aller dieser Versuche die Gegner immer von neuem zum Kampf herausgefordert. Er hat in seinen „Ethischen Studien" sowohl seine Einwände gegen die christliche Religion wie seinen eigenen neuen Standpunkt des konkreten Monismus in eine Anzahl von Thesen zusammengefaßt, die so scharf formuliert waren und so bestimmt diejenigen Punkte hervorhoben, um welche es sich in der ganzen religiösen Frage der Gegenwart letzten Endes handelt und um welche allein gestritten werden kann, daß man erwarten durfte, der Kampf würde nun endlich einmal auf der ganzen Linie entbrennen und der Gegner,

Digitized by Google

der mit den denkbar schärfsten Pfeilen angeschossen war, aus seiner bisherigen Reserviertheit heraustreten. Konnte ihm doch die Sache offenbar nicht leichter gemacht werden.

Trotzdem rührte sich, nachdem in den achtziger Jahren der spekulative Protestantismus seinen Kampf mit Hartmann ausgefochten, auf theologischer Seite kaum ein Glied, und die paar Stimmen, die vom gegnerischen Standpunkte aus dem Philosophen zurückschallten, bewiesen am Ende nur so viel, daß man ganz einfach keine Lust habe, sich in seiner affektierten Ruhe stören zu lassen. Das war aber um so auffälliger, als die ganz unqualifizierten, in ihrer Maßlosigkeit weit über das Ziel hinausschießenden und daher im Grunde ziemlich ungefährlichen Angriffe Nietzsches gegen das Christentum auf theologischer Seite die größte Beachtung fanden und sofort eine ganze Schar von Zionswächtern auf die Wälle riefen.

Woher diese Verschiedenheit des Verhaltens? Erkannte man die unendlich viel größere Bedeutung der Hartmannschen Ausführungen gegen die bisherige Religionsauffassung nicht, oder glaubte man sie ignorieren zu können, weil Hartmann zufällig nicht Mode war und man darum von dieser Seite her keine unmittelbare Gefahr besorgte? Fast möchte man glauben, die so viel größere Leichtigkeit, den Angriff Nietzsches zurückzuschlagen, und das Bewußtsein, diesem dezidierten Antichristen und Religionsverächter gegenüber den höheren Standpunkt zu vertreten, hätte auf theologischer Seite den Mut gestählt und jenem so viele Widerlegungen eingebracht. Der völligen Verständnislosigkeit für religiöse Dinge und Christentum gegenüber sich zum Verteidiger des letzteren aufzuwerfen, das war am Ende kein großes Kunststück, und es war ein billiger Ruhm, der in diesem Kampfe gewonnen wurde. Aber einen Philosophen zu widerlegen, der im Grunde mit den Theologen auf demselben Boden steht und nur die entgegengesetzten Konsequenzen aus den gemeinschaftlichen Voraussetzungen entwickelt, — da schien man es vorzuziehen, sich überhaupt jede Widerlegung zu ersparen. Konnte doch die Theologie sich bei diesem Verhalten auf die zeitgenössische offizielle Philosophie berufen, die es auch meist nicht der Mühe wert hielt, sich mit Hartmann auf eine Erörterung der prinzipiellen Fragen einzulassen, sondern ihn einfach als „abgetan" betrachtete und den Boden der Bewußtseinsphilosophie ruhig fortbeackerte, als ob es keine Philosophie „des Unbewußten" gäbe. Es war bisher kein Ruhm für die protestantische Theologie, daß sie den Kampf mit

Digitized by Google

dem Hartmannschen konkreten Monismus allein ihren katholischen Gegnern überließ, wie denn Schell meines Wissens der Einzige ist, der in der jüngsten Zeit sich wirklich ernsthaft mit Hartmanns religiösen Ideen auseinandergesetzt hat. Sie lud dadurch für die Außenstehenden den Vorwurf auf sich, daß ihr das Interesse für spekulative Fragen überhaupt abhanden gekommen sei, ja, daß sie es unter dem Einflusse des modernen Positivismus vielleicht sogar verlernt habe, den Gegner mit den gleichen Waffen aus der Rüstkammer der metaphysischen Dialektik zu bekämpfen.

Sollte sich hierin nun endlich eine Wendung zum Besseren vollziehen? Fast möchte man es glauben angesichts des Aufsatzes über „E. v. Hartmann und das Christentum", den Max Christlieb im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher" (1902)*) veröffentlicht hat. Der Verfasser empfindet, als Theologe, selbst das Verhalten seiner Fach- und Amtsgenossen Hartmann gegenüber als ein schweres Unrecht. Er weist auf die Verwandtschaft der Hartmannschen Anschauungen mit gewissen unaufhebbaren Grundpositionen der christlichen Weltanschauung hin und betont ihre große Verwendbarkeit für die christliche Theologie und Philosophie gegenüber dem modernen Atheismus und Naturalismus. Er wirft den Theologen vor, keine genauere Bekanntschaft mit der Hartmannschen Philosophie zu besitzen, und klagt sie an, diesen Gegner so lange unterschätzt zu haben. Ja, er selbst vertritt die oben ausgesprochene Ansicht, daß es „billige Lorbeeren" waren, welche die Theologen in den Kämpfen gegen den Materialismus und Nietzsche erworben haben, und macht aus seiner Ansicht kein Hehl, daß der eigentlich gefährliche Gegner des Christentums, der „Antichrist" im wahren Sinne dieses Wortes nicht Nietzsche, sondern Hartmann ist. Daß es dringendste Pflicht der modernen Theologie ist, die Einwände Hartmanns gegen das Christentum noch einmal nachzuprüfen und den konkreten Monismus nach seiner religiösen Bedeutung zu würdigen, davon zeigt er sich aufs Tiefste durchdrungen, ja, sein ganzer Aufsatz verfolgt offensichtlich keinen anderen Zweck, als die Aufmerksamkeit seiner Amtsgenossen auf Hartmann hinzulenken und sie zur Nachholung des bisher Versäumten aufzufordern. Aber er gibt sich auch zugleich darüber

*) Seitdem ist freilich auch schon wieder ein Jahr vergangen, ohne daß eine weitere Stimme sich zu dem Thema geäußert hat. Es wird eben im theologischen Lager halt „fortgewurstelt", und „Babel und Bibel" muß als willkommener Anlaß dienen, um die Aufmerksamkeit von dem „Einem, was not tut", abzulenken.

Digitized by Google

keiner Täuschung hin, daß eine Abweisung des Hartmannschen Angriffes von seiten der Theologie heute, nachdem Hartmann seine Position inzwischen soviel mehr verstärkt hat, ganz anderen Schwierigkeiten begegnet, als vor zwanzig Jahren. Und in der Tat wird keiner, der die Verhältnisse kennt, sich mit der Ansicht trösten können, daß über Hartmann und seine religionsphilosophischen Ideen in jener Zeit schon das letzte Wort gesprochen sei. Es ist vielmehr dringend wünschenswert, daß in dem Durcheinander der Meinungen, wie es gerade jetzt wieder über das religiöse Problem entfesselt ist, auch die Stimme eines Denkers nicht unberücksichtigt bleibt, der mit einem Ernst und einer Klarheit ohnegleichen das Wesen der Religion entwickelt, durch den Tiefsinn, die Weite und Großartigkeit der von ihm entwickelten Weltanschauung den Vergleich mit den gewaltigsten Trägern des religiösen Gedankens in unserem Volke, den alten Mystiken, einem Eckhardt, Ruysbroek und Boehme, nicht zu scheuen braucht nnd durch die Entwickelung aller bei jenen enthaltenen wertvollen Gedankenkeime das Werk der letztgenannten zum Abschluß gebracht hat.

Alles kommt der Hartmannschen Gedankenwelt gegenüber darauf an, den richtigen Gesichtspunkt der Beurteilung einzunehmen, und da bietet nun gerade die erwähnte Abhandlung Christliebs einen willkommenen Anlaß, um in dieser Beziehung einiges Grundsätzliche hervorzuheben. Diese Abhandlung bringt mit großer Klarheit eine Anschauung zum Ausdruck und stellt sie den Hartmannschen Ideen gegenüber, die auch sonst vielfach in Theologenkreisen der Gegenwart vertreten ist. Sie unternimmt es, von einem Standpunkt aus eine Bresche in das Hartmannsche System zu legen, gegen welche dieses, wie es scheint, nicht gewappnet ist, und versucht es, die christliche Ideenwelt, wie Christlieb dies selbst in Bezug auf die Ritschlsche Theologie bemerkt, in ein Gelände hinüberzuführen, „wohin ihr die Hartmannschen Truppen weder folgen noch auch nur sie aus der Ferne beschießen können."

Ich sehe dabei von den Einwänden ab, die Christlieb gegen Hartmanns Auffassung Jesu von Nazareth erhebt. Ein christlicher Theologe kann selbstverständlich nicht zugeben, daß Jesu Lehre, — denn nur von dieser ist bei Hartmann die Rede, während der Philosoph es jedem frei stellt, sich von Jesu menschlicher und religiöser Persönlichkeit ein Bild zu machen, wie es ihm beliebt, — sich prinzipiell nicht über den allgemeinen Standpunkt

Digitized by Google

ihrer Zeit und ihres Volkes erhebt, daß sie in vielen, und zwar wesentlichen Punkten, wie der Messiasidee, dem Festhalten am jüdischen Gesetze und der Annahme des unmittelbar bevorstehenden Weltendes, mit den örtlichen und historischen Bedingungen ihres Entstehens steht und fällt und daß sie in anderen wichtigen Beziehungen, wie hinsichtlich ihrer metaphysischen Voraussetzungen, sowie ihrer transzendent-eudämonistischen Begründung der sittlichen Gebote durch die nachfolgende Entwickelung weit überholt ist. Ihm muß selbstverständlich der metaphysische und ethische Kern von Jesu Lehre als der unüberschreitbare Höhepunkt des religiös-ethischen Bewußtseins der Menschheit gelten, eine Auffassung, welche auch die „wissenschaftliche" Theologie mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten bestrebt sein muß, wenn sie nicht aufhören will, auf Christlichkeit Anspruch zu erheben.

Es hat zweifellos etwas Rührendes, zu sehen, welche Wege in unserer skeptischen Zeit das christliche Bewußtsein einschlägt, um sich das Idealbild, das es sich von der Persönlichkeit und der Lehre seines Stifters gemacht hat, durch kritische Einwendungen nicht trüben zu lassen, wie es immer wieder Mittel zu finden und immer neue Gesichtspunkte herbeizuschaffen weiß, um die Persönlichkeit Jesu von Nazareth womöglich über alles gewöhnliche irdische Maß hinauszurücken. Wer jedoch mit rein historischem Interesse der Frage gegenübertritt, dem wird es schwerlich entgehen können, wie viel Anteil bei der Rekonstruktion des historischen Jesus das gläubige Gemüt besitzt, wie an der Überlieferung gefeilt, hier Unbequemes fortgelassen, dort Nebensächliches und Zufälliges in den Vordergrund gerückt und gehörig unterstrichen werden muß, um auch nur eine ungefähre Übereinstimmung zwischen dem innerlichen idealen und dem historischen Christus zustande zu bringen. Haben doch in diesem Sinne alle Zeiten und Völker an dem Christusbild gearbeitet und sich denjenigen Christus aus den Evangelien herauskonstruiert bezw. in sie hineingelesen, den sie gerade für ihre Zwecke brauchten. Warum sollte es nur dem Philosophen verwehrt sein, sich gleichfalls seinen Christus zu gestalten? Und wenn dies Bild in wesentlichen Zügen anders ausgefallen ist, als dasjenige der Christusgläubigen, wer wollte sich darüber wundern angesichts der Tatsache, daß Hartmann für seine Person keine Veranlassung hatte, überall nur Licht erblicken zu wollen und von Zügen der Überlieferung abzusehen, welche die Gegenpartei für ihre speziellen Zwecke als störend empfinden mußte. Schließlich hängt ja bei der Auffassung einer historischen

Digitized by Google

Persönlichkeit alles davon ab, wie Licht und Schatten verteilt, auf welche Züge der Nachdruck gelegt und wie die überlieferten Tatsachen angeordnet werden, und dies ist viel mehr eine Sache der persönlichen Stimmung und Empfindung, als die meisten sich dessen klar bewußt sind. Wie dies bei allen historischen Persönlichkeiten der Fall ist, so hat jeder auch eben nur denjenigen Christus, den er haben will; darüber aber, welchen er haben will, entscheiden letzten Endes nur die bewußten und unbewußten Zwecke eines Menschen.

In diesem Sinne kann Hartmann den Vorwurf der „Befangenheit" seinen Gegnern mit dem gleichen Rechte zurückgeben. Einen direkten objektiven Maßstab, um zu entscheiden, auf wessen Seite die Wahrheit ist, gibt es nicht — herrscht doch bekanntlich selbst unter den Theologen über die richtige Auffassung Jesu keine Einheit, so daß neuerdings ein protestantischer Theologe, wie Kalthoff, um dem endlosen Streite über die Persönlichkeit Jesu zu entgehen, die historische Existenz des letzteren überhaupt bestreitet.*) Was aber den indirekten Maßstab anbetrifft, daß nur eine richtige Auffassung von Jesu Persönlichkeit imstande sei, die nachfolgende Entwickelung zu erklären, so dürfte der Nachweis schwer zu liefern sein, daß nicht auch Hartmanns Auffassung ebenso gut, wie diejenige eines Holtzmann oder Harnack, die Entwickelung der christlichen Religion erklären könnte. Aus diesem Grunde hatte Hartmann auch gar keine Veranlassung, seine eigene Auffassung von Jesu Lehre an der Hand etwa der genannten Theologen umzuändern. „Historische Tatsachen", welche ihr „direkt entgegen stehen", gibt es gar nicht; da auch weder Holtzmann, noch Harnack, noch Weizsäcker u. s. w. den gegebenen Stoff durch eine neue historische Tatsache von zweifelloser Beschaffenheit bereichert haben, die Deutung aber, welche Jesu Lehre von seiten jener berufenen Sachverständigen erfahren hat, auch bei ihnen ganz offenbar durch den Zweck bestimmt ist, die absolute Gültigkeit dieser Lehre in ein möglichst helles Licht zu rücken. Wer darüber noch irgend welchen Zweifel hat, den braucht man nur auf Harnacks „Wesen des Christentums" hinzuweisen, in welchem Jesu Persönlichkeit von allen historischen und kulturellen Bedingungen in einem solchen Maße losgelöst ist, daß dies selbst vielen Theologen zu weit gegangen erscheint und sie im Interesse der „historischen Wahrheit" gegen die abstrakte Idealität dieser Anschauungsweise protestieren.

*) Vgl. dessen Schrift: „Das Christusproblem" (1902).

Digitized by Google

Aber gesetzt auch, der Philosoph wäre in der Tat dem religiösen Genie eines Jesus wirklich nicht gerecht geworden, was beweist das in religiöser Hinsicht? Doch höchstens nur, wie überaus schwankend der historische Boden ist und wie schlimm eine Religion daran ist, die sich genötigt sieht, sich in der Hauptsache auf die Autorität einer historischen Persönlichkeit zu stützen. Gerade daß selbst ein so vorurteilsloser, klarer und nüchterner Geist, wie Hartmann, nicht imstande ist, eine „richtige" Vorstellung von Jesus zu gewinnen, sollte denjenigen zu denken geben, die neuerdings die ganze christliche Religion in einer schwärmerischen Verehrung der menschlichen Persönlichkeit Jesu aufgehen lassen möchten. Die sog. „geschichtlichen Tatsachen" sind ein schlechter Überzeugungsgrund für diejenigen, die nun einmal nicht überzeugt sein wollen, und eine Religion, die ihre letzte Karte auf die „geschichtliche Wahrheit" setzt, ist damit völlig dem subjektiven Belieben und dem zufälligen historischen Verständnis ihrer Anhänger ausgeliefert. Über geschichtliche Tatsachen kann man ins Endlose streiten; die Aufgabe der Religionsphilosophie muß aber gerade darauf gerichtet sein, die Religion auf einen Boden zu stellen, wo sie allen bloß historischen und damit zufälligen Einwendungen entrückt ist. Wenn Hartmann in seinem Bemühen, diese Aufgabe zum ersten Male wirklich zu lösen, die Bedeutung von Jesu Lehre unterschätzt haben sollte, so wäre das ebenso begreiflich, wie es das anerkannte Recht eines jeden Neuerers ist, im Interesse seiner eigenen Bestrebungen diejenigen seiner Vorgänger und Konkurrenten abzuweisen. Ein Vorwurf könnte hierin nur in dem Falle gefunden werden, daß er sich absichtliche Entstellungen hätte zu schulden kommen lassen, was Christlieb selbst sicherlich der letzte sein wird, zu behaupten, und wenn in Hartmanns Position in dieser Beziehung eine „Schwäche" liegt, so kann sie meiner Ansicht nach höchstens darin gefunden werden, daß Hartmann sich überhaupt auf eine so heikle Sache, wie eine Kritik von Jesu Lehre eingelassen hat, wozu er doch als Philosoph gar nicht verpflichtet gewesen wäre.

Eine philosophische Erörterung des Wesens der Religion kann von sich aus niemals auf Jesus kommen, zu welchem vielmehr einzig auf historischem Wege zu gelangen ist, und am wenigsten kann sie darauf verfallen, den religiösen Gedanken der Gottmenschheit mit dem Leben und der Lehre einer einzelnen historischen Persönlichkeit zu verknüpfen. Es ist also durchaus nur eine argumentatio ad hominem, wenn Hartmann gegen

Digitized by Google

Jesus oder vielmehr gegen die gewöhnliche theologische Auffassung des letzteren polemisiert; seine eigene Auffassung der Religion dagegen ist gänzlich unabhängig davon, daß Jesus ihm weder in seiner Auffassung des religiösen Verhältnisses überhaupt, noch auch in seiner Ethik genügt. Was Hartmann gegen die letztere hauptsächlich einwendet, nämlich daß sie der Idee einer Kultur nicht gerecht wird und einseitig durch die als unmittelbar bevorstehend angenommene Aufhebung der Welt bestimmt sei, das pflegt ja mehr und mehr auch von den heutigen Theologen zugegeben und, wie die häufige Behandlung des Verhältnisses von christlicher Ethik und Politik in Theologenkreisen beweist, von ihnen selbst als einen schweren Mangel empfunden zu werden. Was aber den Vorwurf des Eudämonismus anbetrifft, den Hartmann jener Ethik macht, so trifft dieser Vorwurf einen von denjenigen Punkten der Lehre Jesu, über welchen man es auf theologischer Seite in der Regel vorzieht, sich auszuschweigen. Wozu also dem Philosophen seine Auffassung Jesu entgegenhalten, da — trotz Harnack — gerade auch in dieser Beziehung die moderne Theologie sich in einer Lage befindet, daß man das bekannte Bild des Glashauses und des Steinewerfens nicht umhin kann, auf sie selber anzuwenden?

Will man Hartmanns religiöse Auffassung treffen, so muß man vor allem seinen Standpunkt des konkreten Monismus widerlegen und dessen religiöse Unzulänglichkeit nachweisen. Denn die unerbittliche Kritik der theistischen Auffassung des religiösen Verhältnisses mit ihrem prinzipiellen Dualismus und die Behauptung, daß nur auf monistischem Boden die religiöse Sehnsucht erst ihre wahrhafte Erfüllung findet, das ist der Kernpunkt von Hartmanns Religionsauffassung. Zwar hat Hartmann in diesem Punkte selbst christliche Theologen, wie Biedermann, auf seiner Seite, doch unterscheidet er sich dadurch von allen übrigen Religionsphilosophen, daß er die Unbewußtheit und damit die Unpersönlichkeit Gottes als die unerläßliche Bedingung der konkret monistischen Religion behauptet und damit das letzte Band zwischen seiner eigenen religiösen Weltanschauung und derjenigen des Christentums zerschneidet. Durch alle Religionen aller Zeiten und Völker geht das Streben nach Monismus hindurch. Selbst das Christentum hat diesem Streben in dem Gedanken des Gottmenschen und der Einwohnung des heiligen Geistes bezw. der Gnade in den Menschen einen unverkennbaren Ausdruck verliehen. Allein immer wieder scheiterten bisher alle diese Bestrebungen teils an dem

Digitized by Google

Umstande, daß die naiv populäre Auffassung sich Gott als ein vom Menschen verschiedenes Wesen vorstellte und damit vom angeborenen Naturalismus nicht loskam, teils daran, daß der Monismus, wo er, wie von den germanischen Mystikern des Mittelalters, wirklich erreicht wurde, die Einheit des göttlichen Wesens nur auf Kosten seiner Erscheinung zu behaupten wußte und mit der Leugnung der Weltwirklichkeit das religiöse Verhältnis des Menschen zu Gott zerstörte. Aller Monismus, der bisher hervorgetreten ist und sich eine religiöse Bedeutung beigelegt hat, war abstrakter Monismus und damit religiös ebenso unzulänglich, wie der dualistische Theismus. Hartmann zuerst hat diesen Mangel nicht bloß als einen solchen, sowie die tiefste Ursache des letzteren durchschaut, sondern er hat auch vermittelst seines Prinzips des Unbewußten einen konkreten Monismus begründet, der auch die Wirklichkeit der Welterscheinung trotz ihrer substantiellen Einheit mit dem göttlichen Wesen festhält und damit erst wirklich imstande ist, den berechtigten Anforderungen des religiösen Bewußtseins ebenso, wie denjenigen des wissenschaftlichen Bewußtseins gerecht zu werden.

Alle Einwände, die von theologischer Seite gegen den Pantheismus vorgebracht zu werden pflegen, sind, wie Hartmann nicht müde wird, zu betonen, diesem Standpunkte gegenüber bedeutungslos. Denn dasjenige, was das religiöse Bewußtsein am abstrakten Monismus mit Recht vermißt, nämlich die Realität des Menschen und der Welt, als unerläßliche Bedingung eines religiösen Verhältnisses, hat jener Standpunkt auch, und was den Theismus für die unbefangene wissenschaftliche Betrachtung unhaltbar macht, die unauflöslichen Widersprüche und Schwierigkeiten, worin er sich mit seiner dualistischen Trennung von Gott und Welt verwickelt, davon ist der konkrete Monismus frei. Der konkrete Monismus hat, was der Theismus als solcher nicht besitzt, nämlich die substantielle Einheit des Menschen mit Gott; aber er beschränkt dieselbe nicht, wie das Christentum, auf eine einzige historische Persönlichkeit, sondern erweitert die Idee des Gottmenschen zu derjenigen der Gottmenschheit. Er behauptet, damit zugleich auch über die Schwierigkeiten hinaus zu sein, worin sich das Christentum dadurch verwickelt, daß es jene Idee nicht metaphysisch und logisch, sondern nur historisch zu begründen weiß, und die Fesseln einer Überlieferung abgestreift zu haben, deren Unsicherheit die christliche Auffassung des Gottmenschen allen skeptischen Einwänden ihren Gegnern wehrlos preisgibt. Kein Wunder, wenn dieser

Digitized by Google

Standpunkt sich herausnimmt, auf das Christentum als auf eine überwundenen Anschauung herabzublicken. Kein Wunder aber auch, wenn die Gegner sich vor allem gegen seine metaphysische Gotteslehre kehren, worauf der ganze Standpunkt beruht, und die religiöse Unzulänglichkeit des unpersönlichen und unbewußten Gottes zur Hauptzielscheibe ihrer Angriffe machen.

Auch Christlieb wendet sich vor allem gegen diesen Punkt und sucht den Hartmannschen Monismus durch Bestreitung seiner Gotteslehre aus den Angeln zu heben. Er findet, daß „man" derselben „keinen Geschmack abgewinnen" könne. Nun, über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Indem er sich auf den Geschmack beruft, zeigt Christlieb, daß er gar nicht ernsthaft willens ist, sich mit dem Philosophen auf eine Diskussion über seinen Standpunkt einzulassen. Er nimmt von vornherein eine Stellung außerhalb der Hartmannschen Gedankenwelt ein und vermag daher auch gar keine positive, sondern nur eine rein negative Kritik des Gegners zu liefern, bei der es auch nur wieder vom Geschmack abhängt, ob man ihr zustimmen oder sie verwerfen will. Dabei hat nicht etwa die Besonderheit der metaphysischen Bestimmungen, dasjenige an Hartmanns Gotteslehre, was man ihren „gnostischen Dualismus" genannt hat, den Grund zu dem abweisenden Geschmacksurteile Christliebs geliefert. Daß der Dualismus bei Hartmann nur ein scheinbarer ist und ein Monismus, der nicht einen Dualismus der Weltprinzipien als aufgehobenes Moment in sich enthält, zur Welterklärung überhaupt unfähig ist, in dieser Hinsicht zeigt vielmehr Christlieb sich den meisten übrigen theologischen Gegnern Hartmanns entschieden überlegen. Sollte doch auch gerade die Theologie mit diesem Vorwurfe Hartmann gegenüber etwas vorsichtiger sein, da die Zweiheit der göttlichen Attribute Idee und Wille ja auch von ihr selber anerkannt wird und die Behauptung einer Verselbständigung dieser beiden Attribute bei Hartmann zu besonderen Wesenheiten alles andere als eine genauere Kenntnis der Hartmannschen Prinzipienlehre verrät.

Nein, der Grund, weshalb Christlieb die Hartmannsche Gotteslehre ablehnt, ist der Zweifel und die Verzweiflung an der Möglichkeit, das innere Wesen Gottes überhaupt zu erkennen und über Gott bestimmte Aussagen machen zu können. Christlieb spricht dabei ausdrücklich im Namen jener „modernen Menschen", die in den metaphysischen Bemühungen der Menschheit nur noch die kindliche Beschäftigung einer unreifen Epoche zu erblicken ver-

Digitized by Google

mögen, die konsequenterweise auch für einen Platon, Plotin, Spinoza, Leibniz oder Hegel nur ein überlegenes Lächeln übrig haben und die sich einbilden, wunders wie auf der Höhe der Zeit zu stehen, wenn sie selbst über die „Nebelwelt der Spekulation" hinaus sind.

Nun, wir kennen diese Modernität. Sie tritt uns ja heute auf Schritt und Tritt entgegen. Wir stoßen auf sie nicht bloß in den Feuilletons unserer Tageszeitungen und Journale, sondern begegnen ihr auch sonst überall in der schönen Literatur, ja, selbst die wissenschaftlichen Abhandlungen unserer philosophischen Zeitschriften sind von ihr nicht weniger erfüllt als die Aufklärungsphilosophie unserer populärisierenden Naturforscher. Wir kennen sie als die Frucht einer Zeit, die nach dem Zusammenbruche der bisherigen philosophischen Prinzipienlehren sich vergeblich nach einem neuen Leitstern umschaut und die nun aus der Not eine Tugend macht, indem sie ihre eigene Unfähigkeit zur Spekulation mit der Unfruchtbarkeit und Zwecklosigkeit aller spekulativen Bemühungen überhaupt entschuldigt. Wir haben im Neukantianismus und Positivismus die wissenschaftliche Formulierung dieses „modernen" Agnostizismus erlebt, der sich selbst für den Höhepunkt der philosophischen Erkenntnis ansieht, und wir begreifen, daß eine Theologie, deren Dogmengebäude bei dem Emporkommen jeder neuen metaphysischen Weltanschauung in ihrem Grunde kracht, nur zu bereit ist, sich dieser „modernen Richtung" anzuschließen. Aber wir haben auch schon zu oft das Schauspiel mit angesehen, daß die Theologie nur deshalb sich mit dem Agnostizismus befreundete, um für sich selbst in den getrübten Gewässern der verflüssigten metaphysischen Begriffe zu fischen und die Risse und Sprünge ihrer Dogmen durch einen neuen Anstrich zu verdecken, als daß wir nicht auch in diesem Falle sehr auf der Hut sein müßten, wenn ein Theologe sich mit seiner „modernen" d. h. agnostischen, Gesinnung brüstet.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Mutterrecht.

Im Talgang des Kaiserstuhls.

Eine Novelle

von Wilhelm Jensen.

[Fortsetzung.]

Hier auf der windbestrichen ungeschützten Mondhalde hatte der Frühling seine volle Macht noch nicht üben können, die hochstieligen Anemonen standen erst in verschlossenen Knospen, leuchteten nicht mit weißem Antlitz, nur das suchende Auge nahm sie gewahr. Doch tausendfältig drängten sich überall Halme und Blättergeflecht, Blüten verheißend, aus dem Boden; ein großer goldfarbiger Schmetterling flatterte noch langsam drüberhin, ließ sich tagesmüd nieder und schlug die Flügel zur Nachtrast zusammen. Die einzige Lebensregung war's gewesen und weggeschwunden, weitum lag Schweigen, nur ein leichtsummender, linder Windhauch ging und spielte mit einzelnen braunen Haarfäden am Stirnrand des barhäuptigen, südwärts nach den rosenfarbigen Schneegipfeln hinüberschauenden Mädchens. Aus den großblickenden Augen sprach's wie ein Staunen über das Bild der Weite, obwohl dies schon oftmals so vor ihnen gelegen, denn sie war ein Kind der ihr von kleinauf vertrauten Bergwelt umher. Doch in diesem Frühling kam sie zum erstenmal aus der Talenge zur freien Höhe empor, der Winter hatte lang angedauert, und wohl altbekannt, aber zugleich doch auch seltsam wie mit einem fremdveränderten Gesicht anschauend, hob sich das glanzhelle wolkenhafte Gebild der Ferne am Horizont vor ihr auf.

Nun jedoch klirrte hinter ihr ein anderer Schritt am Gestein und eine Stimme sagte: „Hast du Flügel unterm Kleid, da spann' sie auf und flieg' hin!"

Halb spöttisch klang's, sie wandte den Kopf um uud sah in Dagulf Herlings Gesicht. Kurz ohne Erwiderung, dann kam ihr vom Mund: „Was gehst du mir nach?"

„Geh ich dir nach, wenn ich gradzu nach Endingen zurück will? Warum bist Du auf meinem Weg?"

Mit einem kurzen Ruck die Schulter aufwerfend, gab er's zur Antwort, und sie versetzte: „Da geh' weiter."

Ihr Fuß trat ein paar Schritte seitwärts vom Pfad ab,

Digitized by Google

dort wölbte das Basaltgestein ein graues Stück über den Grund in die Höh, darauf setzte sie sich nieder. Einen Augenblick stand er, doch tat danach das Gleiche auf einem andern, unweit gegenüber aus dem Boden wachsenden Block. Nun sagte sie: „Was willst du da?“

„Was mir gefällt, mich ausruh'n. Bist du die Herrin hier, zu heißen, was ich tun soll?“

Sie entgegnete nichts mehr, brach einen langen Halm neben ihrem Sitz und zog ihn zwischen ihren kleinen, weißen Zähnen hin und wieder. Ebenso saß Dagulf verstummt, von seinem Mund kam ein Ton, doch nicht Worte, die Lippen pfiffen nur halblaut vor sich hin. Fast bis über die Köpfe der beiden reckte der Himmel seinen Purpurmantel hinauf.

Sie kannten sich natürlich seit langem oder von jeher, denn sie stammten gleicherweise aus der Mitte des Kaiserstuhls. Doch hatten sie sich anfänglich nie um einander bekümmert, er war acht Jahre älter und schon großaufgeschossen, als sie noch ein kleines Ding gewesen, dann nach Endingen hinüber auf die Stadtschule und danach in den Dienst bei dem Ratsschreiber gekommen. Als Kinder mochten sie dann und wann bei einer Begegnung sich ein Wort zugerufen haben, sonst hätten sie sich einander wohl nicht von Ansehen bekannt erhalten, doch eine Erinnerung daran war ihnen nicht geblieben. Erst davon, daß er sie im vorigen Frühling einmal auf dem Bergrücken über Schelingen getroffen und angesprochen hatte, dann noch einigemal im Sommer und Herbst, immer in einer halbspöttischen Art, als mache er sich über sie lustig, Dinge redend, wie zu einem einfältigen Kind. Das erregte ihr Verdruß und sie bog aus, wenn er ihr wo entgegengeriet; zwar konnte sie's manchmal nicht, weil er unvorhergesehen dicht vor ihr stand, denn seit einem Jahr kam er oftmals zum Adler nach Oberbergen herüber; dann gab sie auf sein Gerede wortkarg Erwiderung und ging davon. Nicht nur die Art, wie er zu ihr sprach, regte ihr Mißmut, auch in seinem Behaben lag etwas Hochfahriges, wie wenn er sich besseres dünke als sie, und dazu hatte er, wie sie wußte, nicht Fug und Grund. In diesem Frühling traf sie heute zum erstenmal wieder mit ihm zusammen, und ihr kam's vor, als sei er noch höher aufgewachsen. Das war freilich wohl Täuschung, sie hatte ihn nur ganz flüchtig angesehen und hielt danach die Augen an ihm vorbei in die Weite zum Schwarzwald gerichtet. Auch seine Frage, ob sie Flügel unterm Kleid trage, war von der Narretei gewesen, die er mit

Digitized by Google

ihr betrieb. Aber gegenwärtig blieb sie auf ihrem Steinsitz, sich hier von seiner Anmaßung wegtreiben lassen, wollte sie nicht; dagegen sträubte sich auch in ihr ein Selbstgefühl.

So saßen sie eine Zeitlang beide schweigend und Dagulf pfiff nur vor sich hin. Dann fragte er einmal plötzlich:

„Hast du dem Burkheimer Schloßherrn die Windrosen gesucht, weil du denkst, daß er dir einen neuen Rock dafür gibt? Von anderswo kriegst du wohl keinen, Rigola Waldrebe?"

Ihr Hausname war's, doch daß der Sprecher diesen in unbräuchlicher Weise hinzufügte, legte Absichtlichkeit zu Tag. Denn der Name gab zu erkennen, sie führe ihn, weil ihr ein anderer, der eines Vaters gefehlt, er stamme von der Waldrebenpflanze, die als Wildgerank sich am Waldgesträuch aufschlang. Drüben am Nordende des Kaiserstuhls in der Nähe des Ortes Riegel, der vormals Rigola geheißen, hatte eine Bauersfrau aus Schelingen ein Ding von erst wenig Monaten am Pfad unter einer weißflockigen Waldrebe aufgefunden und, da sie kinderlos gewesen, sich seiner erbarmt und es mit sich genommen. Danach war das namenlose Mädchen so benannt worden.

So kam's wie ein ritzender Dorn aus der Nachfügung ihres Hausnamens und gab ihr Anlaß zu zeigen, sie sei, ob auch gemeiniglich schweigsam, doch nicht auf den Mund geschlagen. Denn sie versetzte jetzt: „Ich könnte sagen, du hättest ihm wohl den Wein gebracht, weil du gern ein Junkerwams an dir trügst. Den Namen gibt keiner sich selbst, und nicht jeder hat ihn von seiner Mutter Dagulf Herling."

Aus seiner Frage und ihrer Antwort ging hervor, daß sie wechselseitig auf ihr Tun vorm Adler in Oberbergen acht gegeben hatten, mit dem letzten aber wendete das Mädchen den ritzenden Dorn gegen ihn zurück, ihm verständlich vorhaltend, er habe keine Befugnis, sich über sie heraufzuheben. Auch er trug keinen Vaternamen, sondern den seiner Mutter, der durch ein Zufallsspiel fast das gleiche oder doch ähnliches bezeichnete, wie der Hausname Rigolas. Denn Herling benannte man die hie und da verwildert vor einen Waldrand im Kaiserstuhl aufgewachsene, hoch am Baumgezweig emporkletternde Weinrebe, die sich, ob auch anderer Herkunft, ebensowohl Waldrebe heißen ließ. Auf diesen Hinweis ging deshalb Dagulf Herling nicht ein, entgegnete nur, wie als Antwort auf das vorher Gesagte: „Mach' deinen Mund nicht spitz, da sieht dein Gesicht noch häßlicher aus, als sonst. Ich hab's im Blut, daß ich keinen durstig lasse, auch

Digitized by Google

wenn's ein Herr ist. Kommt's mich einmal mit Lust an, ein Junkerwams zu tragen, schaff' ich's mir selbst."

Rigola hatte sich genug getan und antwortete nichts mehr; daß er ihr Gesicht häßlich genannt, rührte sie nicht an, eher war's ihr zur Befriedigung, denn sie fühlte heraus, er habe es aus Ärger gesagt, weil er nichts drauf erwidern gekonnt, sein Name sei kein besserer, als ihrer. So saßen sie wieder in Schweigen, dann bückte er einmal den Kopf vor, pflückte etwas neben seinem Sitz vom Boden und warf's ihr mit den Worten zu: „Da hast du was, an deine Füße zu tun. Passen wird's wohl grad' zu ihnen."

An der Stelle von günstigem Standort frühzeitig Hervorgebrachtes war's, ein paar von den schuhähnlich sonderbar gestalteten Blüten der auf dem Kaiserstuhl heimischen Frauenschuh-Pflanze, und das Mädchen empfand, ein zwiefacher Spott liege drin, sowohl darüber, daß sie bei ihrer Größe barfuß gehe, wie andererseits auch über ihre Füße selbst; fraglos sollt' es besagen, die seien noch von so kinderhaft zurückgebliebener, lächerlicher Kleinheit, daß die beiden Schuhblumen für sie ausreichten. Mit einer unwillkürlichen Bewegung suchte Rigola ihre in der Tat äußerst schmalen Füße unter den Saum des kurzen Rockes zurückzuziehen, während zugleich etwas anderes vorging, von dem sie nichts, oder nur einen unbestimmten Schein gewahrte. Das nahm sich verwundersam aus, als komme aus der Luft ein goldener Kreis dahergeschwebt und lege sich ihr auf das braune Scheitelhaar nieder. Bei genauerem Hinblick erklärte sich's zwar alsbald; der große goldfarbige Schmetterling, der tagesmüd hier am Boden verschwunden, hatte sich auf eine der Frauenschuh-Blüten hingekauert und war bei dem Wurf ein Stückchen mit ihr reglos durch die Luft geflogen. Dann indes breitete er, halberwachend, die Flügel zu eigenem Flug auseinander, zog einmal, wie um eine große Blumendolde, in schwebendem Rundbogen einen halben Kreis um den Kopf des Mädchens und setzte sich schlaftrunken auf ihr Haargeflock. Dagulf Herling aber sah, von seinem Sitz in die Höh' gefahren, darauf wie auf einen Wundervorgang von nicht irdischem Wesen hin; in seinen großgeweiteten Augen stand erkennbar, eine starke Einbildungskraft habe sich der Herrschaft über seine Sinne bemächtigt, als ob etwa, wie bei dem Madonnenbildnis in der Endinger Kirche, das Gesicht Rigola Waldrebes plötzlich von einem Heiligenschein umgeben gewesen sei; denn auch so wie jenes aus der farbigen Glastafel hervortrat, hob sich der

Digitized by Google

Kopf vor ihm von der roten Glut des Abendhimmels ab. Ein paar Augenblicke blieb der Aufgesprungene, wortlos hinschauend, stehen, danach wandte er sich jäh um und ging hastig davon; sein Tun hatte etwas von dem eines kecken Tiers, eines Wiesels oder Marders, der vor einer unbekannten Erscheinung scheu die Flucht ergriff. Rigola saß wie zuvor, bis der Schall seines Fußtrittes auf dem Felsgrund ferner verklang, dann drehte sie den Kopf und sah ihm nach. In ihrem Blick lag ein verwundert-verständnisloser Ausdruck; der von langen, schmalgestreckten Blättern umfaßte Stengel mit den beiden gelbbraunen Blüten an der Spitze war ihr auf den Schoß geflogen, sie nahm ihn jetzt zwischen die schlanken Finger und betrachtete die seltsamen Blumen. Die waren ihr natürlich nicht fremd, ein Kind des Kaiserstuhls kannte alles Wachstum auf seinen Bergen, und sie wußte auch, daß der Frauenschuh geruchlos sei, nicht wie der später blühende Stendel süßen Duft in sich enthalte. Oder trog sie das Gedächtnis? So lange war's her seit dem vorigen Frühling, ihr erschien alles umher anders geworden, so konnt's auch mit dieser Blume geschehen sein, und sie hob den Frauenschuh doch einmal über ihre Lippen auf. Und da kam's ihr vor, als sei doch ein ganz leiser Duft drin, den sie mit ein paar Athemzügen einzog; von den hohen Alpenfirnen im Süden war die Sonne jetzt gleichfalls abgesunken, sie lagen verblaßt, kaum mehr erkennbar wie zerrinnende Wölkchen am Himmelsrand. Nun stand Rigola Waldrebe auch auf und setzte den Heimweg fort, der Falter begleitete sie ohne ihr Wissen, denn er saß noch mit den zusammengeschlossenen Flügeln ruhig auf ihrem Haar. Eine Strecke ging sie am Rande des Bergrückens weiter entlang und stieg dann zu den drunten aus engem Taleinschnitt aufblickenden wenigen Dächern des ärmlichen Dörfleins Schelingen hinab. Das Spottwort Dagulf Herlings hatte nicht vorbeigetroffen, dort fand sich niemand, der ihr einen neuen Rock, noch Schuhe für die Füße gab; die Bauersleute, die sich ihrer Hilflosigkeit erbarmt, waren seit Jahr und Tag gestorben, und sie mußte froh sein, daß sie als Wärterin an dem kleinen Frauenbad angenommen worden und so zur Notdurft ihr Leben fristen konnte. Nach Oberbergen war sie heut' gegangen, weil ihr zu Gehör gekommen, der Schloßherr von Burkheim treffe den Nachmittag dort ein; sie wußte von ihm, er sei ein guter Herr und habe Blumen gern. Darum hatte sie nach den ersten Windrosen gesucht, allerdings mit einem leisen Gedanken dabei, sie könne vielleicht durch glückliche Fügung zu einem besseren Dienst kommen, als dem in

Digitized by Google

Schelingen. Das war nichts Unrechtes, denn sie bekam hier nichts als dürftigste Nahrung, und sie hätte auch gern einmal einen netteren Rock getragen. Das letztere war ihr zwar bisher kaum in den Sinn geraten, doch heute hatte sie's gesehen, er war vom Wetter verblichen und verschlissen, und daß es wirklich wie in den Märchen, die ihre Pflegemutter gewußt, freundliche Feen gäbe, welche bei Nacht Mädchen ein neues Kleid ans Bett legten, kam ihr nicht recht glaubhaft vor. Ihr war's niemals so geschehen, oder sie taten's wohl nur bei solchen, die Eltern und Haus und Hof hatten.

Dagulf Herling war in der gleichen Richtung davongegangen, fast gelaufen und nicht mehr sichtbar, da er sich in einen der zahlreich den Kaiserstuhl durchquerenden, ausgehöhlten tiefen und schmalen, oft von turmhohen, senkrechten Lehmwänden eingefaßten Schluchtwege hinuntergelassen hatte. Der führte in nächster Richtung nach der alten Stadt Endingen, allein der Niedergestiegene überkreuzte ihn nur, kletterte bald auf der anderen Seite beinahe kopfsteil wieder empor und wandte sich auf der Hochfläche dem waldbekrönten Gipfel der Eichspitze zu. Dichtes, wegloses Gestrüpp, noch von vorjährigem, dürraschelndem Laub bedeckt, sperrte sich ihm entgegen, da und dort von knorrigen Eichen mit breitem Astwerk überragt, unter denen vielfach das schwarzgefleckte Blatt der Aronwurzel in dämmerndem Zwielicht vom Boden aufsah; die meisten der sonderbaren Pflanzen reckten schon ihre weißlichgrünen, langen Blütenröhren in die Höh', und bei einzelnen drängte sich draus bereits der purpurbraune Kolben hervor. Sichtlich war das Dickicht schon seit Menschengeschlechtern von keiner Hand behindert aufgewachsen, wie kaum je von einem Fuß betreten, in unheimlichem Ruf stand's und ward deshalb gemieden. Auf dem obersten Stück der Eichspitze hatte sich vor Jahrhunderten ein Bauwerk befunden, das den Namen „Bruderhaus der Mönch uff dem Kayserstuel" geführt, doch lange unter dem düster drüber zusammengewucherten Baumdach in Trümmer gefallen lag. Was es mit dem Klosterhaus für Bewandtnis gehabt, wußte niemand mehr, und auch kein Schrifttum gab drüber Auskunft, nur im Volksmund ging eine Überlieferung um, zur Hälfte wenigstens nicht unglaublich, zur andern zweifellos von unsinnig fabelnder Einbildung erfunden. Hochmütige und zuchtlose Ordensbrüder hätten in dem Bau gesessen, die Bauern rundum mit schwerster Härte von Zehnten und Fronlast bedrückt, bis die Strafe über sie gekommen, als sie zuletzt am Kaiser Hochvorrat geübt und sein Sohn

Digitized by Google

von ihnen an den Sultan der Muſelmänner ausgeliefert worden ſei. Der habe jedoch den jungen Herrn großmütig ſeinem Vater zurückgeſandt und der zornige Kaiſer das Kloſter mit acht der geiſtlichen Zwingherren drin verbrennen laſſen. So ſprach alte Sage, auch ſchon in ihrem erſten Teil mutmaßlich unbegründet, denn der Trümmerreſt war von zu geringem Umfang, als daß er für eine größere Anzahl von Bewohnern Unterkunft bieten gekonnt. Wahrſcheinlich hatten nur Einſiedler im Mittelalter drin gehauſt und davon ſich der Name Bruderhaus erhalten, aber als verrufener Ort galt's, von dem bei Nacht zuweilen ein mattrötlicher Schein ausging. Einzig die Kräuter-Alfgund ſollte ſich nicht ſcheuen, in das Eichengeſtrüpp hineinzudringen, um ihre Heilpflanzen zu ſuchen und Wurzeln zu graben; Leute aus Schaffhauſen, die zur Kapelle auf dem Katharinenberg gewallfahrtet, hatten ſie mehrmals am Rand des Dickichts verſchwinden geſehn.

Vor dieſem aber ſchreckte offenbar auch Dagulf Herling nicht zurück, überhaupt ſtand in ſeinen Augen zu leſen, Furcht ſei ihm Unbekanntes, nur vorhin auf der Mondhalde war's, wohl zum erſtenmal in ſeinem Leben, mit der plötzlichen Scheuanwandlung über ihn geraten. Doch ging er hier merklich nicht zum erſtenmal, wußte Durchſchlupfe zu finden, wo ſcheinbar ein Weitergelangen unmöglich fiel; ſo arbeitete er ſich hurtig aufwärts bis zu dem alten Steinhaufen oben hinan. Der bildete noch einen viereckigen, aus unbehauenen Baſaltſtücken aufgehöhten Mauerkaſten, über dem der Oberbau weggebrochen war, doch lag er nicht offen Wind und Wetter ausgeſetzt, ſondern mit weißbaſtigen jungen Birkenſtämmen überdeckt, deren Fugen wider den Regen ſicher mit Moos verſtopft worden; darüber wölbten zwei Eichen dicht noch ein zweites Dach zuſammen. Ein Waldverſteck war's, erſt in unmittelbarer Nähe ſichtbar werdend, indes nicht von ſo unwirtlicher Beſchaffenheit, wie der Zugang und erſte Anblick erwarten ließ. Die ziemlich geräumige Steinhöhle bot feſten Schutz, eine Seite, an der das Gemäuer fehlte, verſtattete, ins Innere hineinzuſehn, das Tiſch, Bank und an der Wand eine mit dunklem Bärenfell überbreitete Lagerſtatt aufwies; allerhand Gerätſchaft für tägliche Lebensführung hing und ſtand umher, das Ganze war nicht dürftiger als manche Dorfbauernſtube drunten in den Tälern ausgeſtattet und jedenfalls mit friſcherer Luft; vor die etwas verengte offene Mauerſeite ließ ſich für die Nacht ein türartig abſperrender Bretterverſchlag ziehn. Jetzt lehnte dieſer weggeſchoben ſeitwärts, ſo daß der Raum drinnen frei lag, den der Blick trotz dem tiefen Dämmer-

Digitized by Google

licht unter den Bäumen wahrnehmen konnte, denn auf kleinem gerodetem Platz vor der Öffnung des sonderbaren Baues brannte am Boden ein Reisigfeuer mit flackernden Flammen, über denen in einem dreizinkigen Eisengestell ein irdener Tiegel hing; Streiflichter und Schatten zuckten im Umkreis hin und her, das Bild regte einen uralten Eindruck, so mochten es schon vor einem Jahrtausend und länger Bewohner des Kaiserstuhls vor Augen gestellt haben. Neben dieser im Freien hergerichteten Herdstatt saß auf einem Holzklotz ein Weib von eigenartiger Erscheinung, dessen Alter nicht zu bestimmen war. Sie konnte zugleich wie eine Greisin und noch jung bedünken, oder doch erst in mittleren Jahren, denn in dichter Fülle hing ihr völlig weißes Haar auf Nacken und Schultern, dagegen war das Gesicht gänzlich faltenlos, und aus den dunklen Augensternen sprühte ein fast jugendlich lebendiger Glanz. Auch bei der sitzenden Haltung gab sich zu erkennen, daß sie von hochwüchsiger Gestalt sei, ihre Tracht wich von der üblichen der Bauernfrauen ab, hatte, ob auch aus einfachem Stoff, mit einem schwarzen, talarartig zugeschnittenen, vom Hals bis zu den Füßen reichenden Gewand etwas Absonderes. Nur die Hände bezeugten deutlich, die Jugend liege weit hinter ihr, wenngleich die Jahre den schlanklangen Fingerbau nicht umändern gekonnt, hatte doch die Sonne ihre Haut braun gefärbt und schonungslos mühsam-harte Arbeit sie schrundig und schwielig gemacht.

Die Kräuter-Alfgund war's, wie sie allgemein im Kaiserstuhl, fast jedem von Ansehen bekannt, genannt wurde. Sie grub nach Wurzeln mit besonderen Kräften, bereitete daraus, wie aus Pflanzensäften und Beeren, heilsame Tränke für Menschen und Tiere, auf deren Krankheiten sie sich besser verstand, als die Ärzte in Breisach und Endingen, die nur selten ins Innere des kleinen Gebirgs kamen, und von denen man wußte, daß sie meistens doch nicht zu helfen imstande waren. Aber die Kräuter-Alfgund hatte Kenntnis, zu welchen Stunden sie die Dinge suchen, pflücken und aus der Erde scharren mußte, in der Sonnenwendnacht, beim Mondwechsel, wenn die Sternbilder richtig dazu standen. So ward sie bei ihren Umwanderungen beinah in jede Tür gerufen, hauptsächlich von den Frauen, und brachte Mittel für Leidwesen und Sorge, ohne hohen Entgelt zu fordern, war mit einem Lohn zufrieden, der für ihren Lebensbedarf ausreichte. Die ärgsten Wintermonate verbrachte sie in einer kleinen Behausung am Rand der Stadt Endingen, doch zog, sobald die erste Sonnenwärme

Digitized by Google

anfing, von dort weg; niemand wußte, wo sie bis zum Spätherbst nächtete, denn daß sie auf der schlimm berufenen Eichspitze schlafen könne, geriet keinem in den Sinn. Und gleicherweise wußte auch niemand, welchen Alters sie sei, wie lange sie schon über Berg und Tal von Dorf zu Dorf gehe und woher sie zuerst gekommen. Das hätten freilich noch manche von den älteren Leuten wissen können, aber alle hatten jederzeit übergenug mit ihrem eigenen Leben zu tun, die Tage und Jahre wischten beständig aus dem Gedächtnis weg, und in der Erinnerung lag's nur, daß die Kräuter-Alfgund von immerher so weißhaarig durch den Kaiserstuhl ihrem Betrieb nachgegangen sei. Doch als sie vormals blondes oder braunes Haar um den Kopf getragen, mußte sie ein Geschöpf von eigenartiger und nicht oftmaliger Schönheit gewesen sein, das ließ sich noch an allem erkennen.

Nun hob sie beim Trittklang Dagulf Herlings das Gesicht auf, gleichmütig, man sah, Furcht sei ihr ebenso etwas Unbekanntes wie ihm. Dem Heranschreitenden entgegennickend, sagte sie: „Ich hörte schon dein Rascheln im Busch. Du kommst spät, willst du bei mir zu Nacht essen?"

Er antwortete kurz: „Mich hungert's nicht", und setzte sich auf einem andern Block ans Feuer. Drauf blieb er stumm eine Weile, während sie mit einem Holzlöffel die im Tiegel brodelnde Abendkost umrührte. Dann kam ihm vom Mund: „Hast du was zu trinken?"

„Der Krug steht drinnen," ihre Hand wies durch die Türöffnung, „ich habe ihn für dich heute vollgefüllt."

Doch er stand nicht auf, sondern schwieg wieder, eh' er etwas zaudernd hervorbrachte: „Ich mein's nicht für mich, Mutter —"

Das war eine Anrede, die junge Leute wohl bei einer älteren Frau gebrauchten, aber der Ton, mit dem er das Wort sprach, konnte nicht in Zweifel lassen, es sei nicht so zu verstehen. Die Insassin der Waldbehausung auf der Eichspitze war seine wirkliche Mutter und hieß Alfgund Herling, nur hatten fast alle, die's noch hätten wissen können, ihren Hausnamen aus dem Gedächtnis verloren, und ihnen reichte aus, daß sie die Kräuter-Alfgund sei. Doch wer von dem nächsten Naturverband zwischen ihr und Dagulf erfuhr, fand auch Verwandtes der Gesichtszüge bei beiden, zwar vielleicht weniger im hellen Tageslicht, als grad' gegenwärtig beim spielend bald so, bald so drüber hinhuschenden Flammenschein. Wenig Leute, kaum jemand anderswo als in

Digitized by Google

Endingen, wußten, er sei ihr Sohn, den sie mit ihrem Erwerb dort als Buben auf die Stadtschule gebracht, damit er sich künftig nicht als Knecht zu verdingen brauche, und die's gewußt, dachten nicht mehr dran, denn zwanzig Jahre waren lang, und sie sprach zu niemand von ihrem Sohn, wie er nicht von seiner Mutter. Den Sommer über sahen sie sich auch nicht häufig, selten öfter als einmal in der Woche suchte er sie hier auf, am Tag war's ungewiß, ob er sie antraf. Doch hatte der gleichmütige Aufblick ihrer Augen eben bei seinem Kommen nicht ganz überdeckt, daß er den Hauptteil ihres Lebens ausmache und ein verschwiegenes Gefühl in ihr sich an seiner kraftvoll-stattlichen Erscheinung weide. Er trug ihr Blut in den Adern, das machte ihn ihr angehörig, und sie wußte, so empfand er's ohne davon zu reden auch in sich; außer miteinander hatten beide mit niemand sonst einen inneren Zusammenhang, doch in Worten legten sie's kaum je an den Tag. Nun schüttelte sie beim letzten, was er gesagt, den Kopf und gab Erwiderung: „Versteh's nicht, was du willst. Wer denn soll trinken?"

Er antwortete nicht gradzu, sondern: „Du kannst einen Trank machen, der über Trutz Gewalt hat."

„Über Trutz?" Die Mutter sah ihn an und lachte, daß sich's ausnahm, als falle ein Streifen ihres Haars zwischen die Lippen herunter, so weiß glänzten die vollen Zahnreihen aus ihnen auf. Dann sprach sie hinterdrein: „Bist auch ein Narr und glaubst, ich könnt's?"

„Ich weiß, du gibst Dirnen einen Wurzelsaft, den Burschen in den Wein zu tun."

„Ich geb' jedem, was er von mir will, und ihm hilft's, wenn er dran glaubt. Da tut er selbst dazu, was nötig ist, so macht er's, nicht der Saft. Durch die Augen muß es eingehen, sie glauben dran, weil ich den schwarzen Rock auf dem Leib trage. In dem steckt's, der ist wie die Nacht, und aus der kommt für sie die Wunderkraft. Gut ist, daß die Menschen dumm sind, sonst hätt'st du's schlecht auf der Welt gehabt. Aber so, will's mich dünken, können die Weiberaugen nach dir umsehen."

Alfgund Herling hatte unverhohlen dargetan, welcherlei Bewandtnis es mit ihren Zaubermitteln habe und daß sinnlos sei, zu glauben, der Liebestrank, den sie auf Verlangen bereite, übe wirklich eine Kraft aus. Ihr eigener Blick haftete auf dem Sohn, und Befriedigung sprach draus über das, was sie aus ihm gemacht. Doch lag unter ihren Lidern auch ein verdeckt spähender

Digitized by Google

Zug, und nach kurzem Anhalten setzte sie hinzu: „Du bist keine junge Dirne, was wollt'st du mit dem Trank?"

„Weiß nicht, mir fiel's ein, als ich dich mit dem Löffel rühren sah."

Dagulf besann sich, eh' er gleichgültigen Tons fortsprach: „Ich war in Bergen heut, da kam's mir. Im Schelinger Bad ist eine, der wär's gut, daß sie einen zum Beistand fänd, denn sie hat keinen Schuh auf dem Fuß, und ihr Rock ist wie Gras vom Vorjahr. Aber es hat keiner Gefallen an ihr, sie ist stachlig wie Disteln."

Zu merken war's, auch der Hörerin ging ein Nachdenken durch den Kopf. Dann antwortete sie: „Beim Schelinger Bad wüßt ich keine junge Dirne als die Rigola Waldrebe."

„Mag sein, daß sie so heißt, widrig ist's, wie sie aussieht. Der von Burkheim kam heut, vor dem stand sie mit Windrosen wie eine Betteldirn."

Alfgund fiel ein: „War er's? Ich hörte Trompetenruf drunten von Schaffhausen herauf, und mir sprach's wer, er wolle kommen, nicht mehr von seinem Schloß wegzugehen. Hast du ihn geschaut?"

„Er war durstig und ich brachte ihm Wein."

„Du? Willst du Schenkknecht werden?" Ein Auflachen folgte der Frage nach, daß die weißen Zähne wieder leuchteten. „Sonst bist du den Herren nicht gern zu Willen. Wie sieht er aus? Alt und grau?"

„Einer ritt mit ihm, neben dem schien er noch jung. Er war schon des öftern hier, sagte der Adlerwirt, seitdem der Talgang ihm gehört. Kennst du ihn nicht von Augen?"

Im Ton des Sprechers gab sich Geringschätziges kund, ließ hören, er sei kein Herrenfreund. Seine Mutter versetzte: „Ich mag ihn einmal gesehen haben, aber zu kurz, und zu lang ist's her, hab' vergessen, wie er ausschaut. Ein großer Herr ist er worden, der halbe Kaiserstuhl sein eigen und viel andres dazu, heißt's. Aber dich geht's nicht an, du bist frei und gehörst ihm nicht. War seine Frau bei ihm? Ich glaube, auch einen Sohn hat er, sonst ginge sein Name mit ihm zu Grund und seine Herrschaft hätt' keinen Erben. Das wär' kläglich, wenn's einer so hoch gebracht hat. Was verstehen wir davon, du und ich? Wir hätten's können, wenn der Wind die Saat anders gestreut aber sie fiel so aus der Luft. Der Ratsschreiber in Endingen ist

Digitized by Google

bei Jahren, wird sein Stuhl leer, kannst du dich draufsetzen. Das heißt es auch hoch bringen, Dagulf Herling."

Das letzte besagte unverkennbar, für seinen Namen und seine Herkunft sei er gut aufwärts gelangt, nicht zu Tage dagegen lag's, was die Saat bedeute, die der Wind anders gestreut haben könnte; doch mußte Dagulf ein Verständnis dranknüpfen, denn er fragte nicht nach dem Sinn der Worte. Auf die Begleitung des Schloßherrn von Burkheim hatte er nicht acht gegeben, wußte nicht darauf zu erwidern, wer mit jenem gekommen sei. Indes auch seine Mutter gedachte ihrer Fragen nicht mehr, sondern schloß nach einem kurzen Stummverbleiben an das ihr zuletzt vom Mund Geratene an:

„Du sagst, Rigola Waldrebe brachte dem Feldhauptmann Windrosen und du für ihn Wein. Wenn der Falk groß gewachsen, ist er den Adlernestlingen über. Er hat nicht gewußt, aus weß Hand er den Willkomm genommen. Als Betteldirn stand sie vor ihm? Da sahest du mit blödem Auge, oder du hast ebenso gebettelt. Ich weiß, Rigola Waldrebe tut's nicht. Du weißt's auch, drum heißt du sie eine Distel."

Er drehte die Augen seitwärts, denn ihre sahen ihm zu scharf hinein. Sein Mund vermurmelte: „Was ficht mich die Dirn an?" Im Widerspruch dazu aber verblieben seine Gedanken bei ihr, denn um ein wenig nachher fragte er: „Wenn du's weißt, von woher ist sie nach Schelingen gekommen?"

Alfgund wiederholte seine Worte: „Was ficht's dich an, von woher eine gekommen, an der keiner Gefallen findet?" Sie hob jetzt das Gefäß mit dem dampfenden Brei vom Eisengestell und fragte nochmals wie bei seiner Ankunft: „Willst du mit mir essen?"

Da er, nur stumm den Kopf schüttelnd, verneinte, tauchte sie den Löffel ein und führte ihn an die Lippen. Doch sie hielt gleich wieder damit inne und sagte: „Zu heiß ist's noch, wer sich nicht verbrennen will, läßt's kühler werden. Was wollt'st du wissen, Dagulf Herling? Von woher du gekommen? Mußt den Wind fragen oder den Vogel, der die Weinbeere aufgepickt und an die Stelle getragen, wo sie als Herling in die Höh' gewachsen. Du weißt, auf dem Kaiserstuhl tut's die Lerche, sie fliegt um und bringt ihn."

Sie hatte seine Frage verdreht, als ob er zu hören verlangt habe, von woher er gekommen sei. Das tat er nicht mehr, da's zwecklos war, sie gab ihm nie eine Antwort drauf, wer sein

Digitized by Google

Vater gewesen, sagte nur lachend, die Lerche habe ihn in die Welt gesungen, so wie auch sie und die, von welchen ihr Leben hergestammt. Doch wußte er, welche Bedeutung sich mit dem Vogelnamen verband, die Lerche war die Urheberin seines Daseins, das Gefühl trug er auch deutlich in sich selbst. Und ein anderes daneben, ein urältestes aus der Menschenvergangenheit, ihm von frühauf aus dem Mund seiner Mutter eingepflanzt. Nicht der Vater sei das Stammhaupt einer Sippe, sondern die Mutter; auf jenen komme nichts an, der hänge vom Zufall ab, doch sie überliefere mit sicherer Bürgschaft das Vorfahrenblut weiter von Geschlecht zu Geschlecht. Der Vater gehörte nicht dem ihrigen an, war ein Fremdling drunter; so hatte das „Mutterrecht" in grauer Vorzeit auch bei den ersten Bewohnern des Kaiserstuhls Geltung besessen. In der Gegenwart war der Name verschollen, kaum mehr verständlich geblieben, dämmerte nur da und dort noch unter einem unbegriffen forterhaltenen Brauch herauf. Aber Alfgund Herling hatte von Vormüttern die alte Überlieferung ererbt und trug sie nicht minder im eigenen Bewußtsein und Gefühl. Dagulf war ihr Sohn, der Abkömmling ihrer Sippe, und sein Vater für ihn ein Fremder, ohne Verband mit seinem Leben. Sie hatte an ihm die Mutterpflicht zu üben gehabt, denn sie besaß das Mutterrecht über ihn; alles andere fiel als inhaltlos weg.

Wenn sie auf Fragen nicht antworten wollte, so wußte er, zwang's ihr nichts vom Mund, drum wiederholte er die von ihm gesprochene nicht, sondern blieb in Schweigen sitzen. Sie nahm jetzt ihre Abendkost zu sich und redete gleichfalls nicht weiter; erst nach dem Wegstellen des Napfes sagte sie: „Legte einer Rigola Waldrebe ein Silberkleid um den Leib und Goldschuhe an die Füße, tät er vielleicht, was ihr zustünd'".

Der Kopf Dagulfs fuhr auf. „Was heißt das?"

Seine Mutter sprach gleichmütig zurück: „Mir hat's keiner umgetan," doch ihre Hand tat Sonderbares dazu. Als sei's ihr von der heißen Speise zu warm geworden, strich sie das lose Kleid von ihrer rechten Schulter herunter, daß noch ein bloßes Stück ihres schön gerundeten Oberarms sichtbar ward, von dessen weißem Grunde sich ein merkwürdiges Bildzeichen abhob. Wie ein kleiner Vogelflügel nahm's sich aus, ein Dorn oder eine Nadel mußte es mit einem Saft von bläulicher Farbe in die Haut unvergänglich eingeritzt oder gestochen haben; kunstvoll ausgeführt stand die Zeichnung da, denn deutlich unterscheidbar legten die

Digitized by Google

einzelnen Federn sich übereinander. Dagulf nahm's nicht zum erstenmal gewahr, hatte es schon als Kind so auf dem Arm seiner Mutter gesehen, die nun sagte: „Mir hätte das Silberkleid zugestanden, aber dein Vater hat's mir nicht gegeben. Ich mußte mir hier an dem Eichenschloß genügen lassen."

Auf dies Malzeichen unter ihrer Schulter hatte sich die Lerche bezogen, von der Alfgund vorhin gesagt, sie fliege um und bringe den Herling zum Aufwachsen, denn ein blauer Lerchenflügel auf weißem Grunde war's, das Wappen der alten Uesenburger Herren, die ehmals die Gebieter im Kaiserstuhl gewesen. Vor Aug' und Ohr der Welt waren ihr Geschlecht und ihr Name erloschen, doch damit nicht das Blut, das sie in sich getragen. Es hatte sein halbtausendjähriges Herrenrecht nicht mehr auf rechtmäßige Nachkommen weitervererbt, aber ‚Herlinge' hinterlassen, einen Wildlingwuchs, der das Bewußtsein seiner Abkunft bewahrt. Nicht die Väter waren Hüterinnen dieses Gedächtnisses, sondern die Mütter, die zweifellosen Überlieferinnen des alten Blutes. Von einer, keinem Ehebund entsprungenen Tochter desselben stammten sie her, hatten für ihre Folge das verschollene Mutterrecht wieder geltend gemacht, und jede, die einer Tochter Leben gab, prägte ihr mit Dorn oder Nadel den blauen Lerchenflügel als unverlöschliches Zeugnismal in den Arm; keinem Sohn, denn der erhielt das Uesenburgische Geschlecht nicht fort, wenn er ihm auch angehörte. Da und dort im Kaiserstuhl mochte ein Weib das Zeichen verborgen unterm Gewand tragen, doch zwei Jahrhunderte waren vergangen, seitdem die Urmutter zuerst ihre Tochter damit gekennzeichnet, und wohl nur wenige noch geblieben, die sich nicht kannten, nicht mehr von einander wußten. Alfgund Herlings Arm aber legte Zeugnis ab, sie sei ein noch heut lebender, verbürgter Abkömmling der stolzen Sippe.

Das wußte Dagulf seit Knabentagen her und fühlte das trotzige Blut seiner Vorfahren, die den Kaiserstuhl und halben Breisgau beherrscht hatten, in sich: ihm schien es nur ein Hohn, daß er's durch Hilfe seiner Mutter dahin gebracht, Ratsschreiber in Endingen werden zu können. Doch im gegenwärtigen Augenblick gedachte er daran nicht; ihre Worte, daß Rigola Waldrebe vielleicht ein Silberkleid zustände, und ihr absonderes Tun, dabei den Lerchenflügel unter ihrer Schulter bloß zu legen, hatten sich seiner Phantasie bemächtigt, ihm in der Vorstellung ein gaukelndes Bild erzeugt, und er stieß jetzt unverhohlen vom Mund:

„Weißt du's — hat sie auch den Flügel?"

Digitized by Google

Alfgund maß ihn kurz mit einem scharfprüfenden Blick, dann lachte sie: „Woher sollt ich's wissen, und wozu willst du's? Der Wind streut den Samen, vielleicht sagt er's dir, von wo er ihn geholt. Oder frag sie selbst, Anwort wird sie dir nicht geben. Wenn du ein Silberkleid hast, bring's ihr; vielleicht lockt's sie, das welke Gras vom Arm zu tun, da siehst du ihn. Aber ich rat's dir nicht an, Disteln sind rauh und stechen."

Das war lachender Spott, besagte, seine Mutter habe aus ihm herausgelesen, wozu er einen Trank von ihr gewollt, der über Trutz Gewalt habe. Das Blut schoß ihm dunkel ins Gesicht, doch bei ihr wagte er's nicht, ein Zornwort zwischen den Zähnen entfahren zu lassen, sie hielt ihn gebändigt, wie eine Stute ihr wildes Füllen. Sein innerliches Aufwallen verhaltend, hob er sich von dem Holzblock und sagte nur: „Nacht wird's, ich muß heim. Steh' gut mit der Sonne wieder auf!"

Sie antwortete: „Ich danke dir, daß du mich besucht hast. Junges Blut treibt's zu anderem, als beim alten zu sitzen. Deine Mutter hat nur dich und freut sich, wenn du wiederkommst."

Die Hand reichten sie sich nicht, das war zwischen ihnen nicht Brauch. Nun raschelte das dürre Eichenlaub wieder hinter dem Davongehenden, Alfgund Herling war sitzen geblieben und sprach vor sich hin: „Was die Sonne heiß gemacht, schlägt der Funke in Flammen. Der Sommer treibt's immer gleich, Brand und Asche. Die Glut verraucht und an der Asche wird's kalt."

Mit einem Ruck zog sie, als ob's sie frostig überlaufe, die bloße Schulter unter das Kleid zurück, ihre Hand griff an den Boden, raffte einige Holzstücke zusammen und warf sie auf das verflackernde Feuer. Keine Sommernacht lag noch über dem Kaiserstuhl, sondern erst Frühling, der mit dem Sonnenlicht auch die Wärme aus der Luft fortnahm. Ein absonderliches lebendiges Bild vor dem Waldgemäuer war's, alt und jung zugleich; kaum erst in der allerersten Frühblüte konnte es gestanden haben, als sie das Blut der Uesenburger an ihren Sohn weiter gegeben hatte. Nach einer Weile murmelten ihre Lippen noch einmal halblaut: „Gäb's einen Trank, der Gewalt hat, trüg'st du andern Namen —"

Ihr Kopf hob sich und ihr Gesichtsausdruck ließ erkennen, daß sie aufhorchte. Von drunten her, wo unter der Eichspitze die Straße von Schaffhusen sich emporzog, klang durch die Stille ein Schall herauf, dem fernen Ton einer Trompete ähnlich; doch als er sich wiederholte, erkannte sie ihn als den Ruf eines nächt-

Digitized by Google

lichen Vogels. Ihr Kopf senkte sich wieder und von ihrem Mund kam nochmals ein Gemurmel: „Einer, neben dem er noch jung schien.“ Dann sah sie reglos in die neu aufknisternden Flammen nieder.

Dagulf hatte auch im völligen Düster wieder einen Durchlaß zwischen dem Eichengestrüpp gefunden und war auf den freien Hochrücken zurückgelangt. Hier empfing ihn ein Zwitterlicht, aus dunkel und dämmerndem Schein gemischt; über den Vogesen lagerte noch ein braunroter Streifen, matten Schimmer herüberwerfend, und vom wolkenlosen Himmel fügte das beginnende Aufleuchten der Sterne Helligkeit hinzu. Nach altem Spruch inter canem et lupum war's, die Zwischenzeit, nachdem der Schäferhund die Herde heimgetrieben, und ehe der Wolf aus seinen Tagesschlupfwinkeln hervorbrach. Der war wohl im Kaiserstuhl kaum irgendwo mehr seßhaft, doch strich mit dem Nachteinbruch, aus den undurchdringlichen Sumpfwäldern, der Rheinebene herauf kommend, über ihn hin. Drüben in Einöden des Schwarzwaldes und der Wasgauberge hauste der Bär noch, getraute sich aber auch im Finstern nicht mehr über das offene, menschenbewohnte Land herüber; dagegen schlichen Luchs und Wildkatze, Fuchs und Marder allerwegen aus Buschgründen und Stollen nach Beute um. Unhörbar und unsichtbar, ein geräuschlos-schattenhaftes nächtliches Treiben aller auf dem Kaiserstuhl war's, nur ihre eigenen glimmernden Augen durchdrangen die Lichtlosigkeit so scharf, wie ihre Ohren aufhorchten.

Der alte Name Dagulf bedeutete den „Tagwolf“, und auch die Sehschärfe eines Wolfes trug er zwischen seinen Lidern. Schritt und Tritt waren ihm hier oben im Tageslicht vertraut, so fand er seine Richtung gleicherweise im Dunkel. Doch nahm er sie abermals nicht nordwärts nach Endingen zu, sondern bog jetzt unter dem schwarzragenden Gipfel des Katharinenbergs hin gegen Westen um, ließ sich mehrfach behend in tiefe, stollenartige Wegeinschnitte nieder und verfolgte sie eine Strecke lang, bis sich eine Möglichkeit bot, an der andern Seite wieder hinaufzuklimmen. Dann glomm einmal aus ziemlicher Tiefe unter ihm ein Lichtschein, dem entgegen stieg er abwärts und erreichte bald das Dorf Küchlinsbergen, das, seit länger als zwei Jahrhunderten dem Freiburger Rittergeschlecht der „Küchli“ hörig, seinen früheren Namen nach diesem umgeändert hatte. Die Häuser lagen dunkel, ihre Bewohner schliefen schon, nur aus einem, das den Schein nach oben hinaufgeworfen, klangen noch laute Stimmen. Der

Digitized by Google

„Rebstock" war's, eine bereits alte Wirtschaft des Orts, denn in ihrer Gaststube war vor zweiundvierzig Jahren der „Bundschuh"-Aufstand der Kaiserstühler Bauern geplant und Valentin Ziller von Amoltern als ein Kriegskundiger zu ihrem Anführer erwählt worden. Jetzt saß ein Haufen junger, keckgesichtiger Burschen drin, aus großen Kannen ihre Zinnbecher füllend; sie riefen und lärmten durcheinander, bei den meisten ließen Augen und Haar, wie der Schnitt der Züge Abkunft von keltischem Blut vermuten. Nun rief einer: „Da ist Dagulf Herling!" und ein anderer fragte, halb weintrunkene Augen aufhebend, hinterdrein: „Kommst du von Amoltern?" Doch danach ward's für ein paar Augenblicke still, jemand schob rasch noch einen Stuhl an den Tisch, drauf der Ankömmling sich niederließ; offenbar setzte er sich zu wohlbekannten Genossen, und zu merken war's, er müsse bei ihnen in besonderem Ansehen stehn. „Bring' Wein!" rief er dem Wirt zu; der Nachmittagstrunk in Oberbergen hatte ihm sichtlich den Durst für die Nacht noch nicht ausreichend still gemacht, und er zeigte, daß seine Kehle nicht nur den Faßinhalt des „Adlers" Franz Kellers, sondern ingleichem den des „Rebstocks" zu schätzen wußte, wo er lustige Gesellschaft antraf, die ihn den beträchtlichen Umweg über Küchlinsbergen nach Endingen nicht hatte in Anschlag bringen lassen.

* * *

Der Ritter Sebastian Schertlin stand nicht im Ruf, daß er besonders stark nach der Empfindungsseite veranlagt sei, und auch von einer Beeinflussung durch Schönheit der ihn umgebenden Natur hatte er sich sein Lebelang durchaus frei erhalten. Er war kein Mann beweglichen, den Vorstellungen der Phantasie zugänglichen Gemütes, vielmehr ein äußerst nüchtern-praktischer mit guten Augen und Ohren, der die Dinge lediglich in ihrer Wirklichkeit auffaßte und nach dieser einschätzte. Dennoch indes wußte er einen Unterschied zwischen seinem Burtenbach am Mindelflüßchen und Burkheim überm Rhein zu machen, zwar nicht wegen der Verschiedenartigkeit der Landschaft dort und hier, die fiel als etwas höchst Bedeutungsloses von ihm ab. Aber er hatte zweiundsiebzig Jahre hinter sich und das stattete doch den Abhang des Kaiserstuhls mit zwei sehr erheblichen Vorzügen vor der schwäbischen Hochfläche aus. Denn über diese fuhr im April noch frostiger Wind und ihr Boden erschuf nur Gras für das Vieh und Brot für den Menschenhunger. Dem Alter aber war vor allem an Wärme

Digitized by Google

und Wein gelegen und für beides hier im ausgiebigsten Maß gesorgt; die Sonne brannte schon auf die Haut, wie um Augsburg im Juni, und wohin das Auge ging, traf's auf Reben an den Hängen. Das war ein äußerst erbaulicher Anblick, wenn er auch, wenigstens zu dieser Jahreszeit, im eigentlichen Sinn nicht gerade schön genannt werden konnte; nur die hin und wieder zwischen den noch völlig kahlen Rebstöcken rotblühenden Pfirsichbäumchen durften auf solche Bezeichnung Anspruch machen, und die Augen der Jungfrau Eleonore von Zimmern fanden an ihnen auch eine stille Freude. Das gleiche war freilich von denen Herrn Sebastians nicht zu verlangen, dafür erlabte er sich an den dürren Weinranken, sowohl in der Voraussicht ihrer kommenden Nützlichkeit, als besonders im Genuß ihrer durch frühere Jahrgänge bezeugten guten Leistungen, und so gefiel es ihm in der Sonne und am Faß vortrefflich im Burkheimer Schloß. Einiges auszusetzen hatte er allerdings, was sich, ob's gleich Verschiedenseitiges betraf, doch unter seinen Grundsatz „das Haus rein machen!" zusammenfassen ließ. Entfernt war er indes davon, sich dadurch in Mißmut versetzen zu lassen, im Gegenteil bot das von seiner Anschauung als Übelstand Betrachtete ihm ein Feld für eine als Abwechselung anregsame Tätigkeit. Unter anderem gehörte dazu das Verbliebensein der Talgangbewohner bei der römischen Glaubenslehre; seine Liebe für das Luthertum war, wie überhaupt wohl für nichts auf der Welt, keine übergroße, doch er hatte fast ein halbes Jahrhundert lang dafür mit der Klinge dreingeschlagen und trug einen Grimm gegen alles Papistische in sich. Dies, wo's ihm möglich fiel, auszurotten, wie er es in Burtenbach getan, hielt er für eine sowohl löbliche als erquickende Aufgabe, der er sich bald theoretisch, bald praktisch unterzog. Nach der ersten Richtung vermittelst mannigfacher, die erfreuliche Wirkung des Kaiserstuhler Rebensaftes kräftig noch unterstützender Diskurse mit seinem stets liebenswürdig zuhörenden und entgegnenden Wirte; in der andern Hinsicht packte er beim Ausreiten oder Umherwandern ihm begegnende Bauern so lange am Wams, bis er sie mit der Belehrung versehen hatte, daß sie noch dümmer als ihre Ochsen seien, die sich wenigstens nicht von römischen Pfaffen belügen und betrügen ließen. Das sage er ihnen, der Ritter Sebastian Schertlin von Burtenbach, von dem sie wohl wüßten, auf die Richtigkeit seiner Aussprüche könne jeglicher sich verlassen, andernfalls werde er mit der Fuchtel dreinfahren. Wenn er durch einen tüchtigen Trunk in ungewöhn-

Digitized by Google

lich angenehm aufgelegten Gemütszustand versetzt worden, schlug er ein noch kürzeres Verfahren ein, indem er zum Beweis der Unumstößlichkeit seines Gutachtens mit der ungeschwächt erhaltenen Bärenkraft seiner Fäuste die Heiligenbilder an den Wegrändern aus dem Boden riß und in den Graben warf. Denn er war zum Verbessern von Schäden durchaus für die Anwendung der gründlichsten Mittel, und wenn diese auch zuweilen ziemliche Anstrengung erforderten, erwies sich dafür der wohlverdiente Lohn aus der Kanne als doppelt erquicklich.

So befand sich der Ritter Sebastian in bester Laune, und in einer Richtung besaß auch Herr Lazarus von Schwendi zu solcher Anlaß. Es war, als ob er in Burkheim auf einen Antäusboden getreten sei, denn seit der Ankunft hier verspürte er nichts von seiner langjährigen Hüftwehplage, die Kaiserstuhlsonne schien sie aus der Lende weggeglüht zu haben, und als der Arzt Georg Pictorius von Ensisheim zur Begrüßung herübergeritten, hatte er nach dem zeitweiligen Befund vorderhand von dem heilsamen Wasser in Vogtsburg Abstand genommen. Das nahm der Schloßherr mit Dankbarkeit auf, und es kam begreiflich seinem von Natur zur Lebensfreudigkeit neigenden Gemüt zu statten, wie nicht minder dem Wohlergehen seiner Untertanen. Das Bein behinderte ihn nicht, überall in seiner Herrschaft sich mit eigenen Ohren und Augen von Gebresten und Nöten einzelner zu unterrichten und ihnen mit Abhilfe zu begegnen. In nicht geringerem Maß aber verwandte er seine Achtsamkeit auf die allgemeinen Zustände in der Stadt und den Dorfschaften, legte sogleich auch bei ihnen bessernde Hand an vielfältige Mängel. Er erweiterte die Freiheiten der Zünfte, suchte den Betrieb der Rheinfischer durch nützliche Vorkehrungen ertragreicher zu machen, hielt zur Hebung des unter dem Einfluß der Geistlichkeit verwahrlosten Schulunterrichts Umschau nach tüchtigeren Lehrern. Im vorbereitenden Gedanken trug er sich mit der Begründung eines Siechenhauses für völlig Verarmte und Heimatlose, ordnete die Abstellung mannigfacher, die Gesundheit an Leib und Leben gefährdender Übelstände an; eine seiner ersten Handlungen war gewesen, daß er mehrere wegen Beschuldigung der Hexerei und des Zauberunwesens in einen unweit vom Stadttor belegenen Turm gesperrte Weiber freizulassen geboten, da er sich durch eigene Untersuchung überzeugt habe, daß sie irrtümlich in den Verdacht geraten seien. Dies letztere stellte gewissermaßen ein Vorbild für die Art dar, in der er sein Anfassen der Mißstände betrieb; daß

Digitized by Google

er selbst nicht an Hexenwesen glaubte, war außer Zweifel, aber er benannte den allgemeinen Glauben daran nicht offen eine Blödsinnigkeit, sondern gab sich den Anschein, als habe erst eigene Prüfung ihn in diesem Fall von der Unschuld der Angeklagten vergewissert. Gleicherweise arbeitete er der Pfaffenherrschaft über die Gemüter entgegen, bahnte in gewisser Art auch eine „Reformation" unter ihnen an, ohne jedoch an den Grundlagen des Katholizismus zu rütteln, zu dem er sich selbst sonntäglich durch den Besuch der Kirche bekannte. Er war bei hoher idealer Veranlagung ebenfalls ein äußerst praktischer Mann, weit mehr noch als Sebastian Schertlin, nur in der Erzielung seiner Zwecke von diesem durchaus verschieden. Sein Trachten suchte nichts mit gewaltsamer Hand zu erzwingen, lediglich unvermerkt in der Stille den Boden für ein besseres Wachstum zu bereiten. Das tat er durch Förderung von Kenntnissen und Hebung der Verstandeskräfte seiner Untertanen vermittelst Anregung zu eigenem Nachdenken, überließ ihnen selbst das Heranreifen einer Einsicht, daß er ihre Wohlfahrt wolle und schaffe. Ein weiser und menschenfreundlicher Mann war's, der dem Rest seines Lebenstages zur Aufgabe gesetzt, im Bereich seines Könnens Gutes und Vernunftmäßiges zu erwirken, nicht von außen in die Köpfe hinein, sondern aus ihrem Inneren heraus, und nicht durch irgendwelche Glaubenslehre, vielmehr durch Entwickelung der menschlichen Mitgift, die ihnen die Natur in Kopf und Herz hineingelegt.

So fiel dem Schloßherrn Grund zu, mit dem Stande seiner leiblichen Gesundheit wie mit seiner Tätigkeit zufrieden zu sein, doch entsprach merkbar diesem Gefühl kein gleich erfreulich ihm durch die tägliche Lebensführung im Hause verursachtes. Die war allerdings auch wenig zur Erzeugung von Frohsinn geeignet, denn im Gesicht seiner Frau stand wie in dem seines Sohnes aufs deutlichste Mißmut eingeschrieben, und nicht minder legten beide diesen durch ein verdrossenes Behaben an den Tag. Sie trafen voll im Widerwillen gegen die ihnen auferlegte Vertauschung der Genüsse Wiens und Tübingens mit der langweiligen Einsamkeit am Kaiserstuhlrande überein; die Frau hatte wohl anfänglich etwas Vergnügen daran gefunden, sich ihre Gemächer durch den mitgeführten kostbaren Hausrat prunkvoll herzurichten, und der Junker benutzte die Pferde seines Vaters, nach Freiburg oder Breisach und Colmar hinüberzureiten um sich dort in Schankwirtschaften mit verlottertem Volk beiderlei Geschlechts zu belustigen. Aber ihm fehlten die wüsten Kumpane von der Hochschule, wie seiner

Digitized by Google

Mutter die Gesellschaft vornehmer männlicher und weiblicher Standesgenossen, an die sie durch täglichen Umgang in der Kaiserstadt gewöhnt gewesen; die eintönige Stille im Burkheimer Schloß stach zu unerträglich davon ab, bot ihr keine andere Unterhaltung, als ihre schlechte Laune an den Mägden und hauptsächlich an Eleonore von Zimmern auszulassen, die zu zanken und plagen, sie von besonderem Anreiz getrieben ward, vielleicht durch den vollständigen Gegensatz zwischen ihr und der jungen Bediensteten geweckt und forterhalten. Denn diese nahm alles stillgeduldig ohne ein Wort der Widerrede auf, nur zuweilen konnten ihre gerötеten Augen auf die Mutmaßung bringen, daß sie heimlich in ihrer Kammer geweint habe, eine laute Klage kam ihr nie vom Mund. Doch jener Anblick, den sie unwissentlich dann und wann darbot, diente gleichfalls nicht dazu, Herrn Lazarus in frohgemute Stimmung zu versetzen. Er hatte sein Leben in unablässigen Kriegen verbracht und war im Innern doch ein Mann, der den Frieden liebte, zu dessen Herstellung den Kampf nur als ein notwendiges Übel ansah. Zumal aber hegte er Widerwillen gegen Zwieträchtigkeit in seinem Hause, und sein Verhalten ähnelte darin demjenigen Eleonores, daß er niemals Anlaß zu einer Entzweiung gab und einen ihm bereiteten Verdruß schweigend ertrug. Dem jungen Mädchen gegenüber indes legte er ab und zu seinen freundlichen Sinn zu Tage, indem er, wenn ihr Gesicht das Anzeichen eines verschwiegen getragenen Kummers verriet, im Vorbeigehen ein beschwichtend tröstliches Wort an sie richtete, das sie ohne Erwiderung mit niedergeschlagenen Augen anhörte; nur ein leis ihr über die Wangen aufsteigendes Rot ließ erkennen, seine Anteilnahme tue ihr wohl und begabe sie mit neuem Mut, ihren schweren Dienstobliegenheiten weiter nachzukommen.

Nur vier bis fünf Stunden waren's für einen guten Reiter von Ensisheim drüben im Elsaß bis nach Burkheim, und öfter überkreuzte Georg Pictorius die Schiffbrücke bei Breisach, um sich zu einem Besuch auf dem Schloß einzustellen. Er hing an Schwendi mit warmem Gefühl und beteiligte sich an dessen Plänen zur Herstellung allgemeiner Wohlfahrt in der Talgangherrschaft als kluger und erfahrener Berater, doch auch mit Sebastian Schertlin stand er auf gutem Fuß, ihm an Jahren nah, und von den beiden Seiten des alten Feldhauptmanns nahm er die der gesunden Menschenvernunft mit gleichgestimmter Beipflichtung, die andere des unbedacht-ungestümen Dreinfahrens mit heit'rer Laune und gutem Schlagwort auf. Beide verhalfen indes der Frau

Digitized by Google

Notburg von Schwendi nicht zu einer Aufbesserung ihrer täglich stärker anwachsenden Verdrossenheit, sie hielt sich möglichst von einem Zusammensein mit ihnen seitab und hegte gegen den einen eine ziemlich gleich gründliche Abneigung wie gegen den andern. Allerdings, ob auch ohne Kenntnis davon zu besitzen, nicht gerade ohne Begründung, denn wenn jene allein unter vier Augen beisammensaßen, brachte Sebastian Schwendi des öfteren die Sprache auf einen Übelstand, in Bezug auf den er in Anwesenheit des Schloßherrn seiner Zunge doch einen Zaum anlegte, und gab seine Meinung durch die nachdrücklich wiederholten Worte: „Geht nicht anders, Haus rein machen!“ kund. Das wollte aber in diesem Fall aus dem Munde des Ritters nicht mehr und nicht weniger besagen, als daß Lazarus Schwendi seine Ehefrau und seinen Sohn aus dem Haus hinausjagen und die Tür hinter ihnen zuriegeln solle. Die Habichtsaugen des Alten hatten sich noch ihren scharfen Blick bewahrt und ausgespürt, was keinen wirklichen Frohsinn im Gemüt seines Wirtes aufgedeihen lasse; daß er bei dem weiblichen Geschlecht ein kürzestes Verfahren als am besten angebracht erachtete, konnte nicht eben Wunder nehmen, und es war eigentlich überflüssig, wenn er begründend hinzufügte: „Junge Mäuse schnuppern nach dem Speck, bis es klipp macht, und sie sitzen in der Falle. Hab's auch getan, dumm kommen wir all' zur Welt und müssen Haare lassen. Aber wenn's im Kopf klüger und der Köder ranzig geworden, da beißt der Fuchs sich lieber das Bein ab, als daß er im Fangeisen stecken bleibt. Ist hier nicht notwendig, geht einfach mit dem Besen. Auskehren, Haus rein machen!“

Das war Herrn Sebastians Anschauung bezüglich der weiblichen Hälfte des häuslichen Mißstandes, und was die männliche, den Junker Hans von Schwendi anging, so wich sein Verdikt nicht gerade weit davon ab. Er stellte auch hierbei für sich selbst ein keineswegs prahlerisches Jugendzeugnis aus: „Narrenfratzen und Esel sind wir miteinander, eh' die Zeit uns unter die Striegel nimmt, das kriegen wir von der Muttermilch ins Blut und muß erst ein guter Wein herausspülen“. Die Fortsetzung indes lautete: „Aber Lumpen und Schweinigel brauchen wir nicht zu werden, darauf los ist der Bengel unterwegs, und Schwendi wird's an Haut und Gut verspüren, bis ihm von beidem nichts übrig geblieben. Ist nichts dran anders zu machen, kenn' mich aus mit der Sorte; er hat den Hundsfot nicht in die Welt gesetzt, stammt bloß von dem Weibsbild, mag zugegangen sein wie's will. Mit

Digitized by Google

ihr auskehren! Dazu taugt der Beſen nicht, vielmehr die Hundspeitſche. Blaue Striemen übers ganze Fell und damit aus der Tür! Nachher wird dem pater familias der Wein wieder ſchmecken. Der bekommt immer — Unſinn mit Eurer Gelahrtheit, Pictorius! Er hat's nicht in der Hüfte, ſondern im Hals, die Sippſchaft! Wegſpülen!"

Zum letzten gab der Ritter von Burtenbach ein kräftiges Beiſpiel, indem er den ihm aus dem Hals aufgeſtiegenen Grimm durch eine ausgiebige Einſchüttung in die Kehle wieder hinunterſchwemmte. Der Arzt aber vermochte der unverhohlenen Meinungsausſchüttung Sebaſtian Schertlins nicht viel entgegen zu halten, da er innerlich kaum minder davon überzeugt war, das Hauptübel des Schloßherrn rühre von ſeinen häuslichen Verhältniſſen her. Dawider jedoch vermochte ärztliche Kunſt nichts auszurichten, denn Georg Pictorius konnte nur erwidern, wie er die Sinnesbeſchaffenheit Herrn von Schwendis kenne, ſei dieſer zur Anwendung des empfohlenen und wohl in der Tat einzigen Heilmittels unmöglich zu bewegen. Vielmehr werde er zweifellos eher bis zu ſeiner letzten Stunde ſchweigſam weiterleiden, als daß ſeine Herzensmilde und ſeine Gewiſſenhaftigkeit dahin gebracht werden könnten, an ſein eigenes Leben zu denken und zu einer Losſagung von der Frau, die er ſich ausgewählt, und dem Sohn, den er mit ihr erzeugt, zu ſchreiten. Dagegen vermochte allerdings Herr Sebaſtian ſeinerſeits wieder nichts Stichhaltiges vorzubringen, denn er kannte jene Naturmitgift des Beredeten gleichfalls zur Genüge, ſo daß ihm nichts übrig blieb, als in den Bart zu knurren: „Soll einer zuſammenreimen, daß ein Feldhauptmann ſolcher Haſenfuß ſein kann". Die Wegſpülung des Ärgers darüber aber erheiſchte wiederum einen ausgiebigen Trunk, und ſo diente der häusliche Übelſtand dem Ritter zu einer Abwechſelung von Verdruß und erfreulicher Fortbeſchaffung desſelben.

Der Maimonat war jetzt angebrochen, und am Abend ſeines erſten Tages traf's ſich, daß Schwendi zufällig durch einen Gang des Schloſſes ſchritt, als Eleonore von Zimmern von der anderen Seite daherkam und zwar ſo, daß ſie ſeiner erſt anſichtig ward, als er ſich bereits dicht vor ihr befand. Darum blieb ihr nicht Zeit, wie ſonſt Tränen, die aus ihren Augen quollen, fortzuwiſchen, und ihm kam ingleichem auch noch ein ſchluchzender Laut ihres Mundes zu Gehör. Das ließ ihn fragen, was der Weinenden zugeſtoßen ſei; darauf gab ſie mit halb vor Leid erſtickter Stimme Antwort, ſie müſſe vor Nacht noch aus dem Schloſſe fort, denn

Digitized by Google

seine Gemahlin habe sie soeben wegen etwas, dran sie keine Schuld getragen, mit schlagender Hand davongejagt. Eine tiefe Traurigkeit sprach aus ihrem jungen Gesicht, Herr Lazarus, der nach seinen Jahren ihr Vater hätte sein können, streckte von Mitleid erfaßt die Hand aus, glitt ihr damit einmal beschwichtigend über die Wange, und sagte freundlich: Beruhigt Euch, Kind, meine Frau ist bisweilen von heftiger Art, ich will ihr bedeuten, daß sie in einem Irrtum gewesen und Euch Unrecht angetan hat. Wollt Ihr denn trotzdem gern noch bei uns im Hause verbleiben?"

Die Befragte erwiderte auf das letzte nicht mit Worten, sondern nur mit einer stumm bejahenden, schüchternen Kopfbewegung; ungesehen aber hatte sich eine Stubentür geöffnet, von deren Schwelle her jetzt eine Stimme scholl: „Ist die Dirne noch nicht aus dem Haus? Soll ich dir mit dem Stock Beine machen?" Das ließ Schwendi den Kopf umwenden und versetzen: „Du vergissest, liebe Frau, weß Standes die Jungfrau ist, und sie hat mir mitgeteilt, daß du dich in einer Täuschung befunden hast".

Darauf rief Frau Notburg mit zornschrillem Ton: „Hinaus mit der frechmäuligen Betteldirn auf die Gasse, wohin sie gehört! Oder willst du sie etwa in Schutz nehmen?"

Nun aber entgegnete Herr Lazarus ruhiggelassen, doch auch mit sicherer Bestimmtheit: „Ja, das will ich, will nicht, daß ihr Unrecht zugefügt wird, und wenn sie es noch wünscht, so soll sie in unserm Hause bleiben. Und ich erwarte, daß ihr darin nichts mehr widerfährt, das ihr zu einer Beklagung bei mir Anlaß gibt."

Die, welcher die Antwort galt, stand sprachlos, auf den Mund geschlagen, nur unter ihren Augdeckeln flog's wie ein paar glimmende Kohlenstückchen hervor. Zum erstenmal seit mehr als zwanzig Jahren hatte er ihr gegenüber derartig einem Willen Ausdruck gegeben und obendrein vor zuhörenden Ohren. Ihre laute Stimme hatte den gerade im Schloß anwesenden Arzt, sowie den Ritter Sebastian aus einer Saaltür hervorgezogen, und der breite Mund des letzteren schlug ein Lachen auf, dem er ein vernehmliches: „Optime!" nachfügte. Draus klang ein Gemisch von Verwunderung und Anerkennung, daß Lazarus Schwendi sich augenblicklich keineswegs als ein Hasenfuß erzeigt habe, doch was Sebastian Schertlin, Pictorius zugekehrt, noch weiter in lateinischer Sprache äußerte, entzog sich dem Verständnis, denn Frau Notburg schlug lautschallend die Tür, unter der sie gestanden, zu, lief durch ihre Gemächer zu einer Stube hinüber, in der ihr Sohn langaus-

Digitized by Google

gestreckt auf einer Ruhbank lag und rief ihn aus halber Verschlafenheit auf: „Willst du, daß ich hier in die Erde gebracht werde und bist du dazu mit mir in diesem Viehstall, deine Mutter um eine Hausdirne beschimpfen zu lassen?“

Hans Schwendi hob sichtlich einen von Trunk schweren Kopf und gab mit anstoßender Zunge zurück: „Hab' geschlafen und nichts gehört. Was kann man hier tun, als schlafen! Wer hat dich beschimpft?“

„Dein Vater, wegen der Lore. Seine Augen werden blöd, und ich glaub', ihr Milchgesicht sticht ihm hinein.“

Der Junker verzog die Mundwinkel zu einem Greinen. „Die könnt' bei mir lang' stechen, ohn' daß ich's spürte. Dazu gehört was anderes. Aber Geld gehört auch dazu. Ich hab' keins mehr, gib mir was.“

„Wozu?“

„Daß ich mir einen Spaß machen kann.“

„Du bist ein Trunkenbold und denkst an nichts als deine Kehle.“

„Macht man sich bloß mit der Kehle Spaß? Du hast mir doch noch sonst was mitgegeben, was sich dazu brauchen läßt.“

Seine Mutter sah ihm ins Gesicht. „Ich versteh' nicht, was du meinst. Geld brauchst du? Da komm mit mir an meine Lade. Aber viel hab' ich auch nicht drin, und dein Vater gibt dir bei Lebzeit keinen Heller mehr drein. Hast du mehr nötig, mußt du abwarten, bis dir die Herrschaft hier zufällt. Dann kannst du dir so viel Spaß machen, als du Lust hast, aber dein Haar wird wohl grau vorher. Also üb' dich in Geduld, du siehst, deiner Mutter geht's ebenso und sie tut's auch.“

* * *

Nun lag der Maibeginn über dem Kaiserstuhl.

Vor den Augen stand's, als wolle die Natur ein großes Frühlingsfest feiern und habe zum Schauplatz dafür das kleine Gebirg am Oberrhein ausersehen. Zwar eine Wahl hatte sie nicht zu treffen gebraucht, denn in deutschen Landen vermochte sie keine zweite Stätte zu finden, wo Himmel und Erde, Nähe und Weite ihr gleicherweise zur Erfüllung ihrer Absicht verhalfen. Ein wundersames Gepränge war's, wie zum erstenmal so hergestellt, und doch nur ein seit ungezählten Jahrtausenden in jedem Jahr so wiederholtes, zugleich uralt wie die Zeit und jung wie die Morgenfrühe eines neuen Tags. Vor den Blicken derer, die von irgendwo als

Digitized by Google

erste Ansiedler hierhergewandert, hatte es im Goldlicht der Maisonne so gewogt und gestrahlt, wie jetzt vor den Augen ihrer seit gleichfalls nicht mehr zählbaren Geschlechtern hier seßhaft gewordener Nachkommen.

Nicht aus der Ferne stellte sich's zur Schau; für den, der vom Schwarzwald oder den Vogesen nach der kleinen, abgesonderten Bergwelt hinübersah, lag sie unverändert und unscheinbar wie immer mit ihren drei geringen Gipfelerhöhungen da. Doch wer den Fuß in ihr Inneres hineinsetzte, gleichgültig von welcher Seite her, überall, den verstrickte sie mit einem Zauberbann.

Fast nur in zwei Farben gewandet, in Grün und Weiß, stand der Kaiserstuhl als ob Feenhand ihm ein Brautkleid angelegt und seinen Scheitel mit einem Brautkranz geschmückt habe. So erschien die smaragdfarbig aufgerollte Blätterfülle der Buchen und Birken, das Laub des Ahorns, der Grünerlen und Espen, die als Waldungen und Gebüsche die Kuppen überkrönten; unzählbar mischten sich Sträucher aller Arten dazwischen, Hasel und Hartriegel, Herlitze und Rainweide, Spindelbaum, Ebereesche, Wildkirsche, Mispel und Mehlbeere, hundert unbenannte Stauden, im Wettringen nach Luft und Licht aufdrängend. Dunkleren Einschlag warfen da und dort Rüstern, Fichten und Kiefern hinein, doch an den Spitzen gleichfalls mit jungen Trieben ausgrünend, einzig die Eichen hielten sich immer noch schmucklos im fahlabgetragenen Vorjahrskleid zurück; an den offenen Rändern begann die Waldrebe ihre Kletterranken emporzurecken. Kaum irgendwo aber schreckte ein finsteres, der Sonne verschlossenes Dickicht zurück, auch die dichten Holzungen, das hochwuchernde Gestrüpp selbst blickten mit ihrem leuchtenden Grün lichtfreudig und heiter an.

Das war der Brautkranz des Kaiserstuhls auf seinem Scheitel, und darunter überdeckte, umschmiegte seine Glieder das weiße Brautkleid. In nächster Nähe stickte sich für den Beschauer eine reiche Fülle bunter Farben hinein, doch vom Ganzen glänzte und flimmerte dem Auge alles weiß entgegen. Halden, so dicht, wie Kornfelder mit Ähren, von blühenden Maiglocken bedeckt, breiteten sich, aufgerolltem Linnen ähnelnd, nieder, erfüllten die Lüfte mit lieblichem Duft; wo die tiefen Schluchtpfade sich einschnitten, übersäumten Tausende von Schlehensträuchern die Ränder, blendend, als trügen sie frische Schneedecken auf sich; zu Millionen ragten auf den schlankhohen Stielen vollentfaltet die großen Windrosen empor, hielten ihre zarten Kelchgesichter der Sonne zu-

Digitized by Google

gewendet oder wiegten sie im linden Lufthauch leis nickend hin und her. Hier und dort flammte an den Abhängen, als sei ein Stück des Bodens in Brand geraten, ein Ginsterstreif, statt der weggeschwundenen Veilchen flocht jetzt allein das Sinngrün seine blauen Blütenkränze um Wurzelknorren und Stein; auf den Matten richteten sich blühende Knabenkräuter und Frauenschuh, Türkenbund und Berglilie aus dem Gewoge von Halmen und Blättern in die Höhe. Darüber taumelten und schwebten gleich lebendig sich ablösenden Blumen großprächtige Tagschmetterlinge, das vielfarbige Pfauenauge und der dunkle Trauermantel, der Schwalbenschwanz und Segelfalter; wo den Waldrand ein Feuchtgrund säumte, schlug der Irisfalter gleich einem Märchengebild seine schmelzschillernden Schwingen auseinander. Über allem spannte sich, in Saphirblau strahlend, das wolkenlose Himmelsgewölbe aus; hier verhüllte sich hinter zitterndem Goldschleier die Weite, dort trat sie in überraschendem Gegensatz mit leuchtender Klarheit hervor. Überall vor dem nahenden Fuß schlängelten hurtig klugäugige Lacerten davon, an besonderen Stellen glitzerte, wie aus Gold und grünem Edelgestein von der Kunst des Goldschmiedes gebildet, als Prächtigste ihrer Sippe, die fast schuhlange Smaragdeidechse vom heißen Felsgrund auf; doch ab und zu kündete ein kaum vernehmbares Rascheln im Gras oder welken Laubwerk auch das Schleichen einer bösartigen Bewohnerin des Kaiserstuhls, einer Giftotter an.

* * *

Ein Stückchen Welt seiner eigenen Art war's, auch in anderem ohne seinesgleichen in deutschen Landen. Nur ausnahmsweise gewahrte der Blick über die freien Höhen hinschreitende Menschengestalten, die Verbindungswege zwischen den Ortschaften und der Verkehr drin bargen sich zumeist in Unsichtbarkeit. In noch menschenloser Vorzeit hatte ein seinem Ursprung nach unerklärtes Naturereignis das von Feuerkraft aufgeworfene, lang erstarrte Basaltgebirg mit einer dichten Ablagerung sandig-kalkhaltigen Lehms überschüttet, der sich einer Decke gleich auf das Ganze hingebreitet. Dieser weiche Überzug war im Lauf ungezählter Jahrtausende von Wassergewalten durchfurcht, unterwühlt, abgeschwemmt oder zum Einsturz gebracht und so mit vielfältigen Aushöhlungen durchsetzt worden, in denen Knochenreste und rohe Steingerätfunde Zeugnis ablegten, daß sie vorzeitlichen Raubtieren zu Schlupfwinkeln und gleichzeitig oder später ersten menschlichen

Digitized by Google

Ankömmlingen als Behausungen gedient. Jene Fluten hatten auch in den nachgiebigen Grund die seltsamen, schmal-steilwandigen, bis zu hundert Fuß tiefen Hohlschluchten eingegraben, die überall labyrinthartig den Kaiserstuhl durchquerten und nur geringer Nachhilfe zur Herstellung brauchbarer Wege bedürftig gewesen. Sie glichen nach oben offenen Stollen, doch boten auch Ähnlichkeit mit einem Geschützrohr, aus dessen Wandungen eine abgefeuerte Kugel bis zum Ausgang nicht entweichen konnte, denn ebenso vermochte häufig ein Wanderer, der sich in solchen Schluchtweg hineinbegeben, nirgendwo, weder zur Rechten noch zur Linken abzubiegen, mußte geduldig, zuweilen stundenlang, dem engen Schlauch nachfolgen, bis dieser an einem Ziel und nicht selten einem andern, als dem erwarteten, ausmündete. Das letztere betraf zwar nur Neulinge oder von weitem Herkommende, die Umwohner waren mit den Irrgewinden zwischen ihren Nachbardörfern vertraut, doch gehörte solche Bekanntschaft von Kindsbeinen auf dazu. Auch wer sich schon einigemal zurechtgefunden, konnte leicht noch einer Täuschung unterliegen, denn die Stollen, die keine Umschau verstatteten, boten an ihrem Grunde überall ziemlich genau den nämlichen Anblick, und für den nicht verläßlich Kundigen war ein Befragen ihm Begegnender, ob er auf dem richtigen Wege sei, durchaus anratsam.

Der Schloßherr von Burkheim befand sich seit seiner Ankunft so, daß der Name Lazarus ihm von seiner Hüfte nicht mehr als auf den Leib angepaßt erschien; es hatte des Vogtsburger Wassers für ihn nicht bedurft, sondern vielleicht in Wirklichkeit der leichtere Kaiserstuhler Wein dadurch als Heilmittel ausgereicht, daß er an die Stelle des schweren Tokayers getreten und die sechs Fässer des kaiserlichen Gnadengeschenks noch unberührt in der Kellerkühle lagerten. So konnte der nach dieser Richtung in bessere Umstände Versetzte nicht nur leicht zu Pferde steigen, auch beschwerdelos weitere Strecken zu Fuß durchwandern, und des öfteren zog er das letztere vor, mit dem nutzbringenden Zweck seinem Ausgange eine Erfreuung seiner Augen an der jungen Blütenpracht in Berg und Tal zu verbinden; für die trug er noch die gleiche Empfänglichkeit wie einst in Jugendtagen in sich, verbrachte manche Stunde beim Studium der, „historia stirpium“ des hochgelehrten, mit dem Namen eines deutschen Plinius belegten Züricher medicus Konradus Gesnerius, um sich weiter in der Pflanzenkunde zu unterrichten. Das Umschreiten im Kaiserstuhl tat ihm beschwichtend wohl; trotz seiner gegenwärtigen Rüstigkeit empfand er sich als

Digitized by Google

sehr alt, obwohl er's eigentlich keineswegs war, denn er stand erst im siebenundvierzigsten Jahr. Doch in seiner Vorstellung sah er, wie vor dem Abschluß, auf ein unendlich langes Leben zurück, das ihm in reicher Fülle die höchstbegehrten Erdengüter Ruhm und Reichtum eingebracht, aber nicht das dazu, was ihren freudigen Genuß ermöglicht hätte, kein wirkliches Glück der Liebe und des Friedens in seinem Hause. Das ließ sein Leben als ein zwecklos-verfehltes hinter ihm liegen; für den Kaiser und das Reich hatte er viele Siege errungen, doch keinen für sich selbst, und zu einem Verstummen dieses schweigsam-bitteren Gefühls verhalf ihm nur die Tätigkeit für das Wohl seiner Untertanen, die stille Frühlingsschönheit im kleinen Gebirg und ab und zu ein guter Wegtrunk vini optimi aus dem Keller des Franciscus Vinarius im schwarzen Adler zu Oberbergen.

Dort war er nun eines Nachmittags vorgekehrt und schritt durch den Talgang gegen Rottwil zurück, um sich heimzubegeben. Doch die Sonne stand noch hoch, ihn zog kein Begehren nach dem Schloß, und er verblieb nicht auf der Straße, von der sich zur Linken unter der bewaldeten Kuppe des Totenkopfs hin ein ausgehöhlter Schluchtweg abzweigte. Den blickte er, stehenbleibend, an, ihm geriet's dunkel ins Gesicht, als sei er darauf schon einmal gegangen und nach Achkarren, dem alten Keltennest Ahtekarle, hinübergekommen, von wo sich am Westrand des Gebirges über der Niederung der „faulen Waag" gen Burkheim zurückgelangen lasse. Wann das gewesen, konnte er sich nicht entsinnen, vielleicht auch nur in einem Traum, denn wie sein Fuß nun in den Hohlpfad eingebogen und drin fortging, erschien dieser seinen Augen fremd und doch zugleich auch vertraut, sowie etwas, daran ein Wachender sich erinnert, es als Träumender gesehen zu haben. Schön aber war's, wie überall hatte der Mai hier den Brautkranz geflochten; wo die Steilwände zu Häupten das schmale, blaue Himmelsband frei ließen, blickten dichtgesellt von den Oberrändern weißblühende Schlehdornsträucher herab, und jegliche Lücke zwischen ihnen, ward von einem Gedränge der großen nickenden Windrosen ausgefüllt. Das wiederholte sich zwar gegenwärtig so an allen Schluchten des Kaiserstuhls, allein dennoch rührte es Lazarus Schwendi mehr und mehr an, er müsse in dieser, wenn auch in einer von Nebelschleiern überdeckten Vorzeit, schon einmal gegangen und zu einem lichtgrünen Waldrand auf einer einsamen, von der Abendsonne rötlich beglänzten Anhöhe emporgekommen sein. Doch hatte er kein Gedächtnis daran be-

Digitized by Google

wahrt, nur eine aufgeweckte Empfindung war's, nicht zu erhellen, ob sie von einer Wirklichkeit oder aus einem Traumbild herstamme. Seiner Verstandeseinsicht dagegen drängte sich allmählich auf, er habe wohl einen in die Irre führenden Weg eingeschlagen, denn dieser bog mit seinen ausblicklosen Schneckenwindungen doch allzustark links hin um, regte den Eindruck, statt nach Westen ostwärts ausmünden zu wollen. Er lag vollständig leblos verlassen, bot keine Möglichkeit, von einem der Gegend Kundigen eine Auskunft zu erhalten, und es mochte ratsamer sein, noch rechtzeitig wieder nach dem Talgang umzukehren.

Herr Lazarus stand im Begriff, dies auszuführen, als sich doch in einiger Entfernung vor ihm zwischen den senkrecht abfallenden Seitenwandungen etwas regte. Beim ersten Hinblick konnte er nicht unterscheiden, was, die Schlucht machte eine Krümmung, daß die Sonne in sie hineinfiel und ihm gerad' ins Gesicht stand. So meinte er zuerst, ein weißer Schlehenbusch habe oben den Halt verloren, und bewege sich, herunterrollend, noch gegen ihn vor. Aber dann verdeutlichte sich's ihm, eine menschliche Gestalt sei's, die mit etwas Weißem auf dem Kopf und den Schultern getäuscht, und bald erkannte er eine hochwüchsige Frau in ungewöhnlicher schwarzer Bekleidung mit langem, so hell wie die Blüten droben vom Scheitel niederfallenden Haar. Sie trug eine kleine Hacke mit eiserner Zwinge in der Rechten und einen von Kräutern und Wurzeln angefüllten Binsenkorb am Arm; eine eigenartige Erscheinung, kam sie hochaufrecht, doch etwas langsameren Ganges, schien's, als zuvor, daher. Schwendi war's willkommen, jemand anzutreffen, den er befragen konnte, und er sprach sie an, ob der Weg richtig nach Achkarren führe. Stillstehend gab sie Antwort: „Ja, Herr Feldhauptmann, wenn Ihr dorthin wollt, geht Ihr nicht fehl." Das ließ ihn erwidern: „Ich höre, daß Ihr mich kennt, doch seid Ihr mir noch nicht vor Augen gekommen, sonst wäre Euer weißes Haar mir in Erinnerung verblieben."

Er bemaß sie dabei mit einem Blick, in dem sich etwas von Staunen über Außergewöhnliches kundgab. Lachenden Mundes versetzte sie: „Der Schlehdorn wird im Frühling weiß und die Menschen im Herbst. Wer ihn dann als Schwarzdorn sieht, erkennt ihn nicht wieder, und seine Früchte ziehen den Mund sauer zusammen. Es ist anderes, ob ein Feldhauptmann das Gesicht eines Kräuterweibes im Gedächtnis behält, oder sie seines. Nicht von jetzt, seitdem Ihr zurückgekommen seid, doch Ihr waret früher

Digitized by Google

schon hier, da sah ich Euch einmal, und Euer Haar trug damals auch noch andere Farbe."

Herr Lazarus nickte. „Ja, von acht Jahren sprecht Ihr wohl. Nehmt Dank für Eure Auskunft. Wie weit ist's noch bis Achkarren?"

„Ihr kommt zu einer Höhe hinauf, da liegt ein Waldrand vor Euch, daran geht's bald zum Dorf hinunter."

Nun setzte er den Fuß zum Weitergang vor, doch hielt er nochmals an. Sein Blick fiel auf einen mit großen, rosenfarbigen Blüten besetzten Blumenstengel, den das Weib vereinzelt in der linken Hand trug, und unwillkürlich kam ihm Mund: „Wo habt Ihr die gefunden? Das ist — die Pflanzenkundigen benennen die Blume Diptam — blühet die schon? Ich dachte, sie tue es erst im Junimonat."

Die Befragte entgegnete: „Ja, so ist's gemeiniglich erst ihr Brauch. Doch im Kaiserstuhl durchglühet die Sonne da und dort eine schon früh mit heißem Strahl, da geschieht's wohl, daß sie bereits zur Maizeit in ihrer Blüte steht. Ich habe sie droben von dem Waldrand mit mir genommen, an dem Euer Weg Euch vorüberbringt. Ein absonderes Gewächs ist's, wenn ein Feuerfunken ihr Staubgefäß trifft, schnellt ein Flämmchen daraus hervor. Aber danach setzt sie rauhe und stachlichte Frucht an von mißfarbigem Aussehen und trägt wohl davon den Namen Aschenwurz. Den, mit welchem Ihr sie benannt habt, kenne ich nicht, doch nimmt's mich wunder, daß sie einem Feldhauptmann bekannt ist. Der, hätt' ich gedacht, müsse anderes zu schaffen haben, als sich an eine Blume zu erinnern, die ihm einmal vor Augen gekommen."

Er versetzte: „Ihr hörtet, daß ich sie kenne, und mich bedünkt, wer sie einmal gesehen hat, dem kann ihr schöner Anblick nicht in Vergessenheit geraten."

Zu den Worten blitzte aus dem Mund ihm gegenüber eine weiße Zahnreihe auf, und ein lachender Ton flog von den Lippen, die hinterdrein sprachen: „Eure Rede, Herr Feldhauptmann, bekundet, daß Ihr sie nur in Maizeit kennen gelernt, nicht im Herbst, wenn sie zur Aschenwurz geworden."

Ein etwas freimütiges Behaben war's, ohne sonderliche Ehrfurchtsscheu vor dem großmächtigen Herrn, doch Lazarus Schwendi begehrte nicht nach einer unterwürfigen Sprechweise der Niedrigen vor ihm und erwiderte freundlichen Tons wie bisher: „Ich habe Blumen gern. Seid Ihr eine Frau, die nach Heil-

Digitized by Google

kräutern sucht? Da sprechet bei mir im Schlosse vor, wenn Ihr einen besonderen Fund gemacht; könnt Ihr meine Pflanzenkenntnis damit vermehren, seid guten Lohnes dafür versichert. Die Diptamblüte da möget Ihr mir gleich überlassen; was die Sonne so früh zur Schönheit bringt, schafft sie, um es unter guter Obhut bewahren zu lassen."

Er nahm aus seinem Gurt eine neublinkende Silbermünze hervor und tauschte sie gegen die Blume aus. Kein angemessener Entgelt für diese war's, vielmehr ein reichliches Geschenk, wie er's öfter ihm in dürftigem Zustand Begegnenden ausspendete, und die Empfängerin griff auch mit einer gegen ihr bisheriges Verhalten abstechenden Hast danach. Doch lachte sie wiederum dazu und sprach, die Münze betrachtend: „Ist's Euer Bildnis drauf, Herr Feldhauptmann? Nein, so hoch seid Ihr doch wohl noch nicht aufgestiegen, daß Ihr wie Kaiser und Kurfürst auf Gold und Silber im Reich umgeht. Aber mich dünkt, in etwas sieht's Euch ähnlich, und ich will eine Schnur dran knüpfen, um es als ein Gedenkzeichen an Eure Freigebigkeit gleich einem Amulet am Halse zu tragen."

War das ein wunderlicher Ausdruck der Dankbarkeit oder klang's wie ein Spott drunter herauf? Der Hörer wußte sich's nicht zu deuten. Nur trat unverkennbar aus der Haltung und Sprache des Weibes etwas Selbstbewußtes hervor, als stelle sie sich ihm gegenüber, trage ein Gefühl in sich, ihm nicht als geringer nachzustehen. Seine Untertanin freilich war sie offenbar auch nicht, stammte aus einem andern Teil des Kaiserstuhls; hätte sie der Talgangherrschaft angehört, müßte sie ihm schon zu Gesicht gekommen sein. Ihn rührte eine zwiespältige Empfindung von ihr her an; sie gefiel ihm in ihrer Erscheinung und Eigenart, und gewiß forderte er keine scheu kriechende Demut. Doch mit ihrer letzten Entgegnung war sie etwas über das Berechtigte freien, menschlichen Selbstgefühls hinausgegangen, wenigstens hatte dies ihn, mehr aus dem Klang als dem Inhalt ihrer Worte, überkommen und ihm nicht Neigung belassen, das Zwiegespräch noch weiter fortzusetzen. So brach er's ab: „Wohl, also wenn Ihr Absonderes auffindet, da stellet Euch bei mir ein", und schritt danach mit einem kurzen Kopfnicken auf seinem Weg fürder. Allein wie er an eine Krümmung gelangte, zog's ihm unwillkürlich noch einmal die Augen zu einem Rückblick herum. Da ging sie, schon in einiger Entfernung, stolz aufrecht durch die enge Schlucht dahin, zu Häupten über ihr nickte von beiden Seiten der

Digitized by Google

weiße Frühlingsschmuck der Schlehenblüten und Windrosen herab, und ihr Haar nahm sich aus, als trage auch ihr Scheitel einen Brautkranz von zahllosen Maiglocken. Nun wandte sie ebenfalls noch einmal rückschauend den Kopf, und Schwendi umschritt rasch sich abkehrend die Wegbiegung. Ohne Bedacht tat er's, ihn verdroß, daß sie gesehen, er habe ihr nachgeblickt. Sie dagegen blieb in unbewegter Haltung stehen, es lag etwas drin, als ob sie die Siegerin in einem Wettkampf sei und die Wahlstatt behauptet habe.

Dann lachte die Kräuter-Alfgund einmal lauttönig auf. Der große Feldhauptmann und Freiherr von Schwendi mochte heutigen Tags der Gebieter im Kaiserstuhl sein, doch mit der Wurzelhacke in der Hand und dem Pflanzenkorb am Arm fühlte sie sich nicht unter ihm. Vielmehr war er ihr auf diesem Boden nicht ebenbürtig, er trug keinen blauen Lerchenflügel auf dem Arm.

Sein Weg hob sich nun mehr aufwärts, er ging, in der Hand den blütenbedeckten Diptamstengel tragend, von dem ein stark würzhafter Duft ausströmte. In der Gestaltung und auch in der Farbe ähnelten die Blumen verkleinert denen einer weißen Lilie, wie sie aus dem Morgenland als Zierpflanze bis in die deutschen Gärten herübergekommen und nach einer Anmerkung in Konrad Geßners Pflanzenbuch im römischen Altertum der Göttermutter Juno geheiligt gewesen, nur durchzogen hier purpurfarbige Adern die hellen Kelchblätter. Herrn Lazarus geriet jene Mitteilung des gelehrten Züricher Botanikers ins Gedächtnis, und eine Gedankenbrücke schlug sich ihm davon zu der Kräuterfrau herüber, der er eben begegnet war. Sie hatte etwas Junohaftes an sich gehabt, das paßte als richtige Bezeichnung auf sie, sowohl im Wuchs und der Haltung, als im sicheren Blick der dunkelfeurigen Augen und dem selbstbewußt-stolzen Ausdruck ihrer Gesichtszüge; auch das Haar konnte an die weiße Lilie der Juno erinnern. Sie mußte altkeltisches Blut in sich weitertragen; zu spät fiel ihm ein, er hätte sie nach ihrem Namen und Wohnort befragen sollen; ihr Wesen ließ kaum erwarten, daß sie sich herbeilassen werde, im Burkheimer Schloß vorzukehren, zwar schien sie geldsüchtig, hatte mit sichtlicher Begierde nach der Münze gefaßt. Doch verweilte das Denken des Weiterschreitenden nicht lange bei ihr, anderes nahm ihn jetzt in Anspruch. Ihm zu Seiten flachten die Steilhänge ab, merklich näherte die Schlucht sich ihrem Ende, lief, zu einer Anhöhe emporgestiegen, bald ins Freie aus. Da tauchte auch der Waldrand auf, von dem das Weib gesagt, daß daneben der Weg nach Ach-

Digitized by Google

karren niederführe; einsam und still lag der lichtgrüne Laubsaum von der schräg herabsinkenden Sonne beglänzt. Bei dem Anblick kam's Schwendi plötzlich zurück, gerad' so habe er's vorhin in einer traumhaften Vorstellung erwartet und er müsse schon einmal in Wirklichkeit hier gegangen sein. Doch nun wußte er dies auch, Georg Pictorius hatte ihn auf einer Umwanderung vor acht Jahren hergeführt, um mit ihm nach der hier blühenden Diptampflanze zu suchen. Nur entsann er sich jetzt ebenfalls, das sei in heißer Mittagsstunde gewesen, während in seinem Traumgesicht der Waldrand von der abendlichen Sonne angestrahlt gelegen. Daß er ihn schon einmal so wie gegenwärtig gesehen, hatte ihm also nur ein sonderbar zutreffendes Gaukelspiel der Erinnerung vorgetäuscht.

Nordwärts hinüber schimmerte in ziemlicher Weite der Kirchturm und das Schloß von Burkheim, Zeit war's, um dies noch vor dem Dämmerungsbeginn zu erreichen. Die freie Überschau zeigte dem Umblickenden, er tue besser, nicht zum Dorf Achkarren hinunterzusteigen, sondern sich auf der Höhe geradaus seinem Ziel entgegen zu halten, so schritt er in dieser Richtung auf einem schmalen, augenscheinlich nur selten betretenen Pfade weiter. Unfern von ihm zur Linken hoben sich auf einer kleinen Angipflung aus verwildertem Gestrüpp brandgeschwärzte Mauerstücke gegen den westlichen Himmelsrand empor; zu ihnen hin war er nie gelangt, doch wußte er, es seien die Trümmerüberreste des ehemaligen Uesenburgischen Schlosses Höhingen, das durch die aufrührerischen Bauern unter Valentin Ziller von Amoltern in Schutt und Asche gelegt worden. Über einem Torbogen sollte noch, aus Stein gehauen, der alte Wappen-Lerchenflügel herabsehen, doch es brach sich niemand mehr zwecklos durch das Strauchdickicht nach den verödeten Überbleibseln Bahn, die von der Triebkraft der Kaiserstuhlsonne seit vierzig Jahren mit tausendfältigem Zweig- und Rankengewirr umflochten standen. Nur eine vereinzelte Menschengestalt, die eines langwüchsigen jungen Burschen schien's zu sein, schlenderte gegenwärtig drüben über den offenen Bergrücken, doch verschwand nach kurzer Zeit untertauchend im Dunkel des Gebüschrandes.

Herr Lazarus hatte sich nicht getäuscht, der Pfad führte ihn, gute Richtung bewahrend, verhältnismäßig rasch gegen Unterrottwil an der Ausmündung des Talganges hin. Vor seinen Augen dagegen trieb einmal eine täuschende Einbildung ihr Spiel; er hielt den Diptamstengel noch in der Hand, darauf fiel, eh' er

Digitized by Google

Burkheim erreichte, ein letzter Strahlengruß der hinter die Vogesenwand niedertauchenden Sonne, und in dieser Lichtbeglänzung gestaltete sich ihm die Blume zu einem jungen weiblichen Antlitz. Das hatte freilich Georg Pictorius als wohl möglich ausgesprochen, die Phantasie könne in dem Kelch mit den weiß-rötlichen Blättern ein zartgefärbtes Mädchengesicht wahrnehmen, und insofern mochte die Blüte auch eine Erinnerung an dasjenige Eleonores von Zimmern zu wecken befähigt sein. Doch sonst wohnte dieser keinerlei Ähnlichkeit mit der seltsamen Diptamblume inne, gewiß am allerwenigsten die Eigenschaft, von einem Funken berührt zu einer hervorschnellenden Flamme aufzuschlagen, und Lazarus Schwendi begriff auch selbst im nächsten Augenblick nicht, durch was ihm eigentlich aus der Blüte das Bild der schweigsam in seinem Hause Dienenden und Duldenden zur Vorstellung geraten sei.

* * *

Schon lang dauerte die Tageshelle jetzt an, und wenn Rigola Waldrebe gegen den Abend in ihrem Dienst nichts mehr zu beschaffen hatte, stieg sie gewöhnlich von Schelingen noch nordwärts zur einsamen Höhe empor, sich droben auf einen Stein zu setzen und die Weite umher mählich im Dämmerschein verbleichen zu zu sehen. Das tat sie gern, freute sich den Tag hindurch drauf, der ihr keine andere Abwechselung brachte. Im Dörfchen gab's nicht Mägde ihres Alters und auch in den Nachbarortschaften Vogtsburg und Oberbergen stand sie mit keiner im Verkehr, kaum in Bekanntschaft. Von jeher war sie für sich allein gewesen und geblieben, mit dem Gefühl, daß sie von den Töchtern, die den Namen ihres Vaters trugen, mehr oder minder merkbar über die Achsel angesehen werde, doch machte dies eigentlich den Grund ihrer Absonderung nicht aus. Sie hegte kein Bedürfnis, mit anderen zusammen zu sein, fand an deren Belustigungen kein Gefallen und verstand zumeist die Dinge nicht, von denen sie sprachen. Darin gebrach's ihr noch mehr an Wissen, sonst befand sie sich mit ihnen auf der gleichen Stufe der Kenntnisse oder richtiger Unkenntnis, hatte natürlich, da's nach Endingen und Burkheim zu weit war, auch nie eine Schule besucht und konnte weder schreiben noch lesen. Nur dadurch unterschied sie sich vielleicht von den übrigen, daß sie gewünscht hätte, es lernen zu können, und außerdem fand kein anderes Mädchen aus den Dörfern umher Vergnügen dran, abends allein mit seinen Gedanken auf einer Anhöhe zu sitzen. Allerdings hätten daran auch wohl nur wenige eine

Digitized by Google

Gesellschaft gehabt, und Rigola wußte selbst nicht, daß sie sich in solcher bei ihrem Alleinsein befinde. Ihr kam's nicht in den Sinn, wenn sie über etwas denke, sei das ein Gedanke; mit dem Wort verband sie die Vorstellung von etwas Gewichtigem und Nutzbringendem. Das traf aber bei dem, was ihr durch den Kopf ging, niemals zu, und eigentlich dachte sie auf ihrem Abendsitz auch nicht, sondern nahm nur Erscheinungen und Vorgänge um sie her und davon in ihrem eigenen Innern erzeugte Wirkungen auf. Die ersteren trugen Auge und Ohr, der Geruchs- und Gefühlssinn ihr zu; es konnte sie zuweilen sonderbar anrühren, als ob ein verblassender letzter Sonnenstrahl und ein Vogelton, herüberziehender Blumenduft und der leis singend sie überrinnende Windanhauch eine Sprache redeten, die sich nicht wie andere vom Gehör, nur von etwas in der Brust, oder wo's sein mochte, verstehen lasse. Dann tat sie ein paar tiefe Atemzüge, denn ihr lag's in der Empfindung, damit trinke sie das sonst Unbegreifbare in sich ein, und es gehe ihr ins Blut über, fließe mit dem wie ein von blumigem Hang niederhüpfender Quell in kleinen rieselnden Wellen durch ihren ganzen Körper. Das war manchmal köstlich, und um dies Gefühl haben zu können, hatte es doch etwas Schönes, zu leben, obgleich ihr Leben ein ganz anderes, als das aller übrigen Mädchen war. Die besaßen Vater und Mutter, auch Schwestern und Brüder, ein Haus, dem sie zugehörten und in dem zu sein sie ein Anrecht hatten. Von allem dem kannte sie nichts und wußte nicht, ob sie auch einmal einen Vater und eine Mutter gehabt habe. Bisweilen meinte sie, das müsse wohl jeder, sonst könne er nicht auf der Welt sein, doch zu einer rechten Gewißheit darüber, ob sich's wirklich so verhalte, vermochte sie nicht zu kommen. Es konnte auch wie bei Dagulf Herling sein, von dem sie schon als Kind gehört, daß er zwar eine Mutter, aber keinen Vater gehabt; deshalb brauchte sie sich auch von ihm am wenigsten eine geringschätzige und spöttische Behandlung gefallen zu lassen. Denn sie trug ein dunkles Gefühl in sich, auf die Mutter komme es nicht an, sondern auf einen Vater; wer den besitze, dem stehe es wohl zu, sich als etwas Besseres zu brüsten. Das aber konnte Dagulf Herling ebensowenig als sie, und darum mußte sein Herunterſehen sie mehr kränken, als das von andern. Freilich, wie sich's mit alledem verhielt, ließ sich eben nicht wirklich sicher herausbringen, und darüber nachzudenken, war vollständig nutzlos.

So dachte Rigola auch weniger, als empfand's nur in sich,

Digitized by Google

es würde ihr eine Freude machen, wenn sie statt ihres abgebrauchten Rockes einen anderen, neuen hätte und anziehen könnte. Warum sie sich eigentlich drüber freuen würde, wußte sie nicht; zerrissen war der alte nicht, und drin zu frieren brauchte sie auch keine Furcht zu haben, obendrein da's jetzt in den heißen Sommer ging. Und einen andern Zweck, als warm zu halten und nichts unschicklich bloß zu lassen, hatte ja doch ein Kleid nicht. Wenigstens nicht für sie; die Mädchen in den Dörfern putzten sich zwar wohl deshalb heraus, um miteinander zu wetten, wer den jungen Burschen am meisten in die Augen steche. Doch das blieb ihr ganz gleichgültig, es sah keiner von ihnen nach ihr, und sie wollte auch keinem gefallen. Also war ihr Wunsch, eine freundliche Märchenfee möchte ihr einen neuen Rock schenken, ohne Zweck und Sinn gewesen.

Es gab ja auch gar keine solche; so geheimnisvoll sonst mancherlei umher, wenn sie auf den Höhen allein ging und saß, ansehen und anwehen mochte, aber Feen waren in Wirklichkeit nirgendwo vorhanden; daran glaubten nur kleine, einfältige Kinder, und sie war groß und zu klug dafür geworden. Allerdings hatte sie noch den törichten Einfall gehabt, mit den ersten Windrosen nach Oberbergen zu gehen, als der Burkheimer Schloßherr dort eingetroffen, weil ihr vorgeschwebt, sie könne vielleicht bei ihm einen besseren Dienst bekommen. Das war noch ein Rest von kinderhaftem Glauben gewesen, sie sah's jetzt klar ein, dem großen Herrn kam gar kein Gedanke daran in den Sinn, denn da sie nicht zu seiner Herrschaft gehörte, ging sie ihn ja auch nichts an. Nur der Junker, sein Sohn, der damals in dem Zug mitgeritten, war vor ein paar Tagen einmal in der kleinen Schelinger Badwirtschaft eingekehrt und hatte, als sie ihm den Wein vorgesetzt, beim Zahlen mit dem Heller zusammen ein ihr unbekanntes Geldstück von gelber Farbe aus dem Lederbeutel herausgezogen, das er ihr vor die Augen gehalten und dazu gefragt, ob sie denn nicht Lust hege, ein hübscheres Kleid zu tragen; für das Stück könne sie das allerbeste haben und brauche nur nach Breisach oder Endingen mit ihm zu gehen, um sich das Tuch auszuwählen, welches ihr am meisten zusage. Das hatte sie als ein Spaß in der Trunklaune bedünkt, denn ihr kam's nicht glaubhaft vor, man könne für ein so kleines Ding ein großes Kleid kaufen, und dazu kannte sie den vornehmen Junker nicht weiter, als von dem einmaligen kurzen Sehen, so daß sie's noch weniger für ernsthaft nehmen konnte, er habe wirklich die Absicht, ihr ein so kostbares Geschenk zu machen.

Digitized by Google

Drum lachte sie nur etwas dazu und antwortete: „Ihr sehet mich für einfältiger an, als ich bin, denn ich bin kein Kind mehr, das sich Schlehenbeeren für Trauben aufbinden läßt, und müßte vor Augen sehen, was Ihr gesprochen, um dran zu glauben". Darauf hatte er, sie mit musterndem Blick betrachtend, entgegnet: „Nein, fürwahr ein Kind bist du nicht mehr und klüger dazu, als ich gedacht, daß du erst in der Hand haben willst, ehe du glaubst. Aber mir sind kluge Mädchen lieber als dumme, und es macht sich wohl einmal, daß ich dich bei besserer Zeit wieder antreffe und auskunde, ob du immer noch klüger wirst." Das war auch ihm mit einem Lachen aus den Zähnen gekommen und er bald danach wieder zum Davonritt aufs Pferd gestiegen; sonderlich gefallen hatte er Rigola nicht, weder im Blick seiner Augen, noch dem Stimmenklang, nur darin, daß er nicht wie Dagulf Herling seinen Spott an ihr ausgelassen, sie nicht als ein einfältiges Kind behandelt, vielmehr anerkennend von ihrer Klugheit gesprochen. Und er war ein vornehmer Junker, nicht der Sohn nur einer Mutter, der keinen Vater gehabt, das gab seiner Rede noch einen anderen Wert.

Nun stieg Rigola Waldrebe an dem Tag, wie Herr Lazarus von Schwendi drüben im Schluchtweg mit der Kräuter-Alfgund zusammengetroffen, nach ihrem gewohnten Abendbrauch zu dem Bergrücken hinan, der sich von der Mondhalde gegen Osten fortsetzte, und auch ziemlich um die gleiche Zeit, in welcher jener sein Schloß bei Burkheim wieder erreichte. Noch keine Dämmerung war's, aber das Licht hatte über allem die besondere Art der letzten Tageshelle, die zugleich noch deutlich und doch auch wie von einem Gespinst durchwoben erschien. Der Wind schwieg völlig, und die Luft war fast schwül mit Kräuter- und Blütendüften angefüllt, hauptsächlich wohl von einem dichten Maiglockenstreifen her, der sich wie ein breites weißes Band um den Saum eines hochwüchsigen Laubbusches auf dem Scheitel der Anhöhe herumschlang. Dem ging das Mädchen zu; unweit davon ragte aus dem Boden ein grauer Steinblock, auf den sie sich zu setzen pflegte. Doch ein Dutzend Schritte vor ihm hielt sie heute stutzend an, denn der Stein schimmerte ihr ungewöhnlich hell entgegen, als sei ein Überzug um ihn gewachsen, wie von den Fichtenzweigen da und dort im Spätsommer lange, silbergraue Flechten herabhingen. Verwundert weitete Rigola ihre Augen und setzte den Fuß näher; da gestaltete sich's deutlicher vor dem Blick, zeigte auf dem Sitz ein ausgebreitetes Kleid liegen, von der Farbe des

Digitized by Google

herbstlichen Gespinns der Waldrebe; davor stand ein Schuhpaar aus feinem gelben Leder, das zwischen der dunklen Krautdecke des Bodens beinah wie mit einem Goldglanz aufblinkte. Der Anblick hatte etwas, als sei's ein Märchenbild, und die Hinzugetretene sah ein Weilchen, ohne sich zu rühren, drauf hin. Sich zu deuten, woher es stamme, wußte sie nicht, ihr ging's im Kopf wie bei einem Schwindelgefühl leicht auf und nieder. Gab es dennoch Feen oder sonstige freundliche Wesen, welche heimliche Menschenwünsche zur Erfüllung brachten? Denn eines war ihr außer Zweifel, das Gewand sei für sie bestimmt, sonst hätte es nicht auf ihrem gewohnten Abendsitz ausgebreitet dagelegen und augenscheinlich auf ihr heutiges Kommen gewartet.

Nun nahm sie's auf und legte es, sich niedersetzend, über ihre Knie. So blieb sie wiederum eine Zeitlang reglos, und ihre Augen ruhten drauf. Ein schönes Kleid war's, kein anderes Mädchen trug ein ihm ähnliches, sie konnte sich etwas Prächtigeres nicht vorstellen. Nur einmal streckte sich unwillkürlich ihre Hand nieder und legte ihren kleinen Füßen die Schuhe an. Die paßten merkwürdig genau, die Feen richteten offenbar alles aufs vollkommenste ein. Und die Schuhe mit ihrem goldartigen Schein waren ebenfalls, wie kein anderes Mädchen sie besaß; ihr kam's, daß wahrscheinlich eine edle Jungfrau sie so trage.

In dem schönen Kleid mußte sie völlig anders aussehen. Sie hätte auch dies gern einmal angezogen, doch konnte sie's hier auf der freien Höhe nicht. Oder — ihre Augen gingen in die Runde — weitum befand sich niemand, und das Zwielicht begann. Wenn sie ihr altes hurtig abtat und ebenso rasch das neue überwarf —

Zum guten Glück jedoch führte sie's nicht aus oder konnte vielmehr noch rechtzeitig davon ablassen. Denn es befand sich doch jemand in der Nähe, ein Rascheln im Busch hatte ihr den Kopf nochmals herumgezogen, so sah sie's. Ein hochwüchsiger Mensch trat durch die Laubwand heraus und zwar gerad' derjenige, vor dessen Augen Rigola am letzten das von ihr Beabsichtigte getan hätte. Der Herzschlag in ihrer Brust setzte einmal bei der Vorstellung aus, daß sie so unvorsichtig gewesen sein könnte, ihr Kleid bereits abgelegt zu haben. Denn was aus dem Busch gekommen, war Dagulf Herling, der vermutlich den geradesten Weg von Endingen nach dem Adler in Oberbergen eingeschlagen. Mit wie boshaftem Spott würde sein Blick auf ihr gehaftet haben, wenn er sie bei dem Umwechseln der Kleider betroffen hätte. Ihr schoß

Digitized by Google

eine rote Blutwelle ins Gesicht, sie fühlte vor Scham und Schreck wär's wie eine Lähmung über sie gefallen.

So jedoch konnte sie den Kopf wieder zurückwenden, als ob sie nichts von ihm wahrgenommen habe, und ihn unbeachtet vorbeigehen lassen. Das schien er auch in einiger Entfernung zu tun, denn es ward kein Geräusch mehr hörbar. Aber dann klang dicht hinter ihr seine Stimme auf: „Hast du von einem Liebhaber einen neuen Rock bekommen?"

Das war nach seiner Art, und sie verstand's, das Gegenteil von dem, was er fragte, war damit gemeint. Besagen sollt's, einem andern Mädchen mache ein Bursch wohl, um ihr zu gefallen, ein solches Geschenk, doch bei einer mit so häßlichem Gesicht, wie ihrem, treffe es als ein sichergezielt abgeschossener Spottpfeil, jemand habe sich's für sie so viel kosten lassen. Sie erwiderte nichts, denn jede Antwort bot ihm mit Gewißheit nur eine Handhabe, sich weiter über ihre Einfalt zu belustigen, und auch er setzte nichts weiter hinzu, trat nur jetzt hinter ihrem Rücken herum und blieb, das Kleid eine Weile stumm anschauend, stehen. Danach indes kam ihm nochmals vom Mund: „Du führst wohl edles Blut in dir, Rigola Waldrebe, und willst dich als Herrin auf dem Kaiserstuhl gewanden?"

Auch darauf wollte sie nichts entgegnen, doch wider den Willen ließ der Unmut ihr entfahren: „So gut wie deins, Dagulf Herling, ist meines wohl auch noch."

„Meinst du? Dafür müßtest du doch erst noch einen Beweis liefern."

Ungewiß schwieg er einen Augenblick, fragte dann indes hinterdrein: „Willst du denn dein Edelkleid nicht anziehen? Mich däucht an deinem Gesicht, dich gelüstet's danach. Da tu' das alte von dir ab!"

Das war kein Spott mehr, vielmehr ein Schimpf, zu reden, als sei sie eine schamlose Dirne, von der er glaube, ihr werde nichts daran liegen, unbekleidet vor seinen Augen dazusitzen. Wortlos stand sie jählings auf, um davon zu gehen, doch seine Hand griff nach ihr und hielt sie am Arm. „Kannst du's allein nicht fertig bringen, so will ich dir helfen."

Dazu umschlang auch seine linke Hand sie jetzt, während er mit der rechten nach ihrem Kleid faßte, um es ihr vom Nacken herunterzuziehen. Im ersten Augenblick war sie von seinem Tun, wie von etwas noch nicht für glaubhaft Gehaltenen, regungslos verdutzt, dann rang sie in kräftiger Abwehr gegen ihn und stieß

Digitized by Google

aus: „Was willst du? Laß mich los! Du bist frech — nimm dich in acht!“ Aber er war um vieles stärker als sie, nützte seine Überlegenheit rückhaltlos, und mit der abgebrochenen Antwort: „Ich will —“ riß er ihr gewaltsam an der rechten Seite das Kleid nieder, so daß ihre Schulter dort bloß aufglänzte. Und mit funkelnden Augen seinen Blick auf den weißen Oberarm richtend, stieß er hervor: „Da ist's — sie hat recht —“

Doch zugleich fuhr's ihm wie ein Blitzstreich gegen die Augen, denn die Hand Rigolas schlug ihm heftig ins Gesicht, mit Anspannung aller Kraft riß sie sich los und lief blindlings geradeaus davon. Sie hatte besinnungslos gehandelt, denn sie wußte, er sei leicht zu jähem Zorn aufgebracht, und mußte gewärtig sein, als Vergeltung für den Schlag werde ihr ein Faustthieb von ihm ins Gesicht treffen. Statt dessen jedoch hörte sie hinter sich nur ein Auflachen seines Mundes, das ihr aber noch schlimmer weh tat, als es seine Hand gekonnt hätte. Sie verstand plötzlich, was er gewollt und zur Ausführung gebracht; irgendwer mußte ihm gesagt haben, daß sie auf dem rechten Oberarm ein häßliches Mal trage, und um einen neuen Gegenstand an ihr zum Spott zu finden, hatte er mit eigenen Augen erkunden wollen, ob sich's wirklich so verhalte. Das war ihm gelungen, und nun lachte er schadenfroh hinter ihr drein. So lange sie denken konnte, war der garstige blaue Flecken auf ihrem Arm gewesen, und sie hatte sich immer sorglich in acht genommen, daß niemand ihn zu Gesicht bekomme. Aber es mußte ihn doch einmal jemand gesehen und zu Dagulf Herling davon gesprochen haben, oder vielmehr eine, irgend ein Mädchen aus den Nachbardörfern, denn er hatte ausgerufen: Sie hat recht. Und das tat Rigola von allem am meisten weh, so daß ihr beim Laufen helle Tropfen aus den Wimpern quollen.

Wohin sie wollte, wußte sie nicht, nur aus dem Bereich seiner Stimme fort, sonst war ihr alles, auch das schöne, neue Kleid vollkommen gleichgültig geworden. Sie lief, fast ohne Atem zu schöpfen, ein unbewußter Trieb ließ sie das wieder über die Schulter gezogene Kleid mit beiden Händen fest am Hals zusammenhalten. Die Dämmerung überwob jetzt den Bergrücken, auf dem sie gegen die Mondhalde zu davoneilte, auch das Nahe begann schon undeutlich zu werden. Nun lag's ihr im Ohr, als komme doch der Fußtritt Dagulf Herlings hinterdrein, aber gleichzeitig tauchte vor ihr der dunkle Umriß einer Mannesgestalt aus dem Zwitterlicht hervor, und sich auf diese zuwendend, rief sie unwillkürlich: „Hilf mir — hilf mir!“ Eine Antwort scholl

Digitized by Google

ihr entgegen: „Hast du mich heraufkommen sehen und bist da, kleine Hexe?“ und sie erkannte die Stimme des Junkers von Schwendi wieder. Dabei schoß ihr plötzlich im Kopf ein Begreifen auf, seine Anwesenheit hier oben erklärte, wer das neue Kleid für sie auf den Stein hingelegt habe. Das verursachte ihr eigentlich ein widerwärtiges Gefühl, weshalb, wußte sie nicht, aber ihr wär's viel lieber gewesen, das Geschenk hätte von irgend einer anderen Hand hergestammt; von welcher sonst, konnte sie sich freilich ebensowenig sagen. Und gleicherweise ging's ihr zuwider, daß sie wie ein einfältiges Kind den Hilferuf vom Mund gestoßen hatte. Wovor sollte sie sich denn fürchten? Doch gewiß nicht, daß Dagulf Herling ihr nachfolge, um noch weiter seinen Spott an ihr auszulassen. Das tat er doch nur, wenn er sie zufällig auf seinem Weg antraf, eine unnötige Mühe machte er sich dazu nicht. Und jedenfalls gewiß nicht, seitdem er selbst gesehen, welch' häßlich entstellendes Mal sie auf ihrem Arm verbarg.

Diese Einsicht aber kam zu spät, der Ruf war ihr töricht entfahren, und der, auf den sie um Beistand zugelaufen, stand dicht vor ihr. Mit einem schnarrend lachenden Ton fügte er jetzt seinen ersten Worten nach: „Ich spürt's dir an, du hast's klug hinter den Ohren, Platz und Zeit müßt besser sein, als drunten in der Wirtschaft. Die Fledermäuse fliegen, wenn's dunkel wird, ich sah's gestern abend schon, daß du von hier oben nach mir ausschautest, aber es waren Augen bei mir um den Weg, darum kam ich nicht herauf. Wo ist dein Nest, kleine Natte? Bring' mich hin! Hast du's gut mit Moos ausgefüttert?“

Er schlang einen Arm um ihren Hals, was er gesprochen, verstand sie nicht, doch ging's ihr mit einem Widerwillen vor ihm durch den Körper, und sich hurtig unter seiner Hand wegbiegend, gab sie Antwort: „Ich will das Kleid von Euch nicht —“

Das deutete er, wie's ihm verständlich schien, und fiel ein: „Oho, hast deine Klugheit noch mit hergebracht und willst erst den Goldfuchs in der Hand halten? Der läuft dir nicht weg, aber er ist auch nicht von einer dummen Füchsin geworfen, daß ihm die Taube aufs Dach flög' und er ohne Flügelbeine das Nachsehen hätt'! Beim Gutnacht und auf Wiedersehen, mein Schatz, kommt er noch früh genug.“

Sein Arm legte sich wieder und diesmal fester um ihren Nacken; verstanden hatte sie ihn abermals nicht, nur das Wort, ‚mein Schatz‘. Das kannte sie, so hießen die Burschen in den

Digitized by Google

Dörfern die Dirnen, wie fast jeder von ihnen eine hatte, die im Dämmern Hand in Hand mit ihm herumstrich und sich hinter einem Busch von ihm küssen ließ. Aus dem Wort stieg's Rigola auf, die Absicht habe der Burkheimer Junker mit ihr auch, wenngleich sich nicht begreifen ließ, warum, und obwohl er ein so vornehmer Herr war, faßte sie's trotzdem wie mit Ekel vor einem Kuß von ihm an. Hastig rang sie, sich wieder von seinem Arm loszumachen, und brachte hervor: „Ich bin nicht Euer Schatz." Diesmal aber hielt er sie sicherer und stieß verdrossen aus: „Was sträubst du dein Federwerk? Bist du doch eine dumme Gans? Mit der macht man nicht Umstand —"

Da flog, von plötzlicher Angst herausgepreßt, etwas Unbegreifliches von ihrem Mund. Sie wußte es nicht, und wenn sie's gewußt, hätte sie selbst nicht begriffen, woher und wozu es ihr über die Lippen gefahren sei. Denn so laut sie's konnte, rief sie zweimal: „Dagulf — Dagulf!"

Auch daran kam ihr kein Gedanke, daß dieser den Ruf unmöglich hören könne, da er sich ja nicht die zwecklose Mühe gemacht, hinter ihr, nachdem sie von ihm weggelaufen, dreinzugehen. Doch im nächsten Augenblick durchfuhr's sie mit dem allerstärksten Schreck vom heutigen Abend, denn wie kaum ihr Ruf verklungen, erscholl nahher eine Erwiderung von seiner Stimme: „Was soll ich, Rigola Waldrebe?"

So viel Helle war noch übrig, daß er sich um einen Atemzug später selbst seine Frage beantworten konnte. Er sah das vergeblich ringende Mädchen noch von den Armen ihres Bedrängers festgehalten, doch nun bei dem fremden Stimmenklang von ihnen losgelassen, denn der Junker Hans sprang einen Schritt zurück, suchte durch's unsichere Licht den dicht Herangekommenen zu unterscheiden und rief: „Bist du ein herbestellter Bruder oder der Liebhaber? Wartet, ich will Euch gnitzen Rüpeln die Herrenpeitsche zu kosten geben!"

Ihm war, schien's, aus früher schon gemachten Erfahrungen als ein Verständnis für das plötzliche Auftauchen eines Beschützers bei dem Hilferuf Rigolas aufgegangen, daß er in eine Falle gelockt und eine höhere Gelderpressung von ihm geplant worden sei. In Furcht aber versetzte das ihn hörbar nicht, sein Ausruf klang nur höhnisch-ingrimmig, und mit diesem zugleich riß er seine lange, an blutige Raufhändel gewöhnte Klinge entblößt vom Gurt. Doch eh' er von ihr einen Gebrauch machen konnte, hatte sich Dagulf Herling wie mit einem Raubtiersprung

Digitized by Google

auf ihn zugeschnellt und schleuderte ihn mit solcher Stoßgewalt zurück, daß der vor die Brust Getroffene haltlos nach hinten überschlug. Dabei jedoch begab sich noch weiter etwas von dem ersteren nicht in Rechnung Gezogenes, auch ihm völlig Unvermutetes. Der blitzschnelle Vorgang hatte durch Zufall hart am Rand eines den Bergrücken durchfurchenden Schluchteinschnittes stattgefunden, beim Sturz des Hinfallenden brach unter ihm die etwas überhängende lockere Lehmwand und er kollerte mit ihr, in dicken Staub eingewickelt, senkrecht zur unsichtbaren und unbemeßbaren Grundtiefe hinunter. Wenn die Schlucht auch nicht zu den tiefsteingewühlten des Kaiserstuhls gehörte, lag doch die Vermutung nicht allzufern, daß der Abgestürzte mit zerbrochenem Genick oder Rückgrat drunten aufgeschlagen sei. Merkbar aber bekümmerte diese Vorstellung Dagulf Herling nicht im geringsten, er raffte den zu Boden gefallenen Degen auf und warf ihn mit dem Ruf: „Da hast du deinen Saufang vom herbestellten Bruder!“ in die dunkle Wegkerbe hinterdrein. Aus der herauf klang ein ohnmächtig ausgestoßener Fluch zurück, legte Zeugnis ab, Hans Schwendi sei mit dem Leben davongekommen. Die in beträchtlicher Menge vor ihm niedergesunkene, von Wurzeln durchflochtene weiche Erdmasse hatte seinen Aufprall drunten gemildert; er lag nur mit etwas zerquetschter Hüfte und fast von der Staubwolke um ihn herum erstickter Kehle. Die Atemnot trieb ihn, den Kopf so schnell als möglich in die Höh' zu richten; nach Luft ringend, taumelte er auf und hinkte zwischen den Steilhängen des engen Schlauchganges davon, zunächst ohne andern Gedanken, als sich aus dem Bereich eines weiteren Angriffs in Sicherheit zu bringen.

An einen solchen dachte indes Dagulf Herling durchaus nicht, überhaupt kaum noch an das eben von ihm Ausgeführte. Er stand wortlos ein paar Schritte von Rigola Waldrebe entfernt, und ebenso stand sie. Ihr kam's jetzt erst zum Bewußtwerden, daß sie nach ihm um Hilfe gerufen habe, und daß er so nah gewesen sei, ihr Beistand leisten zu können. Beides ging über ein Begreifen, aber noch ein anderes mischte sich darein und machte ihr den Kopf vollständig verworren. Er hatte ihr geholfen, trotz dem, was sie ihm eben vorher getan.

Sie mußte etwas sagen und wollt's auch, konnte aber keinen Ton vom Mund bringen, und so standen beide schweigend, er indes nicht lautlos, denn seine Lippen pfiffen nachlässig vor sich hin. Das trieb sie zum Fortgehen, und ihr Fuß setzte sich dazu

Digitized by Google

vor, doch die Bewegung löste ihr zugleich die Zunge aus der Sprachunfähigkeit, so daß sie im Ausschreiten sagte:

„Ich habe dir ins Gesicht geschlagen, und du hast mir geholfen."

Jetzt ließ auch er vom Schweigen und antwortete: „Dazu hattest du das Recht."

Auf dem „du" lag eine Betonung, als besage sie, eine andere hätte es nicht gehabt. Rigola hielt nicht inne, sondern schritt weiter, aber im Gehen fragte sie: „Warum ich?"

Gleichfalls den Fuß neben ihr fortbewegend, versetzte er: „Hättest du's nicht getan, so wärest du's nicht gewesen. Hätt's eine andere getan, wäre sie nicht so weggekommen."

Einen Augenblick blieb sie stehen. „Was heißt das?"

Er wiederholte nur: „Du hast das Recht."

„Warum?"

„Weil dir die Lerche auf dem Arm fliegt."

Ihr Fuß trat hastig wieder vor, und sie brachte aus gepreßter Brust: „Ich wollte dir Dank sagen, denn ich verstand's nicht, daß du mir zur Hilfe gekommen bist, um deinen Spott weiter an mir haben zu können."

Er versetzte nochmals: „Du hast von deiner Mutter das Recht bekommen, ich hab's auf deinem Arm gesehen."

Jetzt kam ihr ein Schluchzen vom Mund, sie mühte sich, es mit der Hand zu verhalten, und begann fast wieder zu laufen, wie sie's vorhin nach ihrem Losringen von seiner Hand getan. Ohne mehr zu sprechen, hielt er die gleiche Geschwindigkeit mit ihr ein; sie hatten sich in der Richtung zurückbewegt, aus der sie gekommen, die Dämmerung fing an zum Dunkel zu werden. Dann klang die Stimme Dagulf Herlings noch einmal auf: „Da ist dein Edelsitz, Rigola Waldrebe, nimm das Kleid mit, das ich dir für ihn gebracht."

Seine Hand wies nach dem Steinblock, auf dem sie gesessen hatte, daneben schimmerte das neue Gewand noch eben als ein hellerer Streifen vom Boden. Durch den Kopf des Mädchens ging ein schwindelndes Kreisen, ihr geriet ohne Wissen von den Lippen: „Du — du hast —?"

„Weil's dir zukommt. Ich habe nicht länger Zeit jetzt für dich. Deinen Steg nach Schelingen nieder kennst du besser als ich. Deine Hand auf meinem Gesicht nehm' ich mit mir. Da, das fand ich unterwegs."

Er hatte etwas aus dem Wams gezogen und drückte es ihr

Digitized by Google

in die Hand, dann stand sie allein, sein Fußtritt verklang rasch im Dunkel Küchlingsbergen zu. Die Zurückgebliebene vermochte nichts zu denken, wie mit einer Betäubung lag's auf ihr, und ihre Kniee zitterten so stark, daß sie keinen Halt mehr an ihnen fand, sich auf den Stein niedersetzen mußte.

Unwillkürlich raffte sie das Kleid vom Boden und zog es über ihre Knie herauf. Aus der Hand stieg ihr von dem, was Dagulf Herling hineingelegt, ein heimlicher Geruch empor; das Auge erkannte nichts mehr, nur das Gefühl, es müsse eine Blume sein, oder mehrere. Dann hatte sie's mit der Hand näher an ihr Gesicht heraufgehoben, und unverkennbar war's ein kleiner Strauß von Stendelblüten, des am süßesten duftenden Knabenkrautes, das auf dem Kaiserstuhl wuchs. Doch nur vereinzelt da und dort, als Seltenheit, man mußte lange danach umsuchen, um es zu finden, und unterwegs vom Pfadrand konnte Dagulf Herling es nicht mitgenommen haben. [Fortsetzung.]

Streiflichter.

Eine schier unendliche Flut von Tinte und Druckerschwärze hat sich über das Wahlergebnis ergossen. Ich muß den Strom durch ein Bächlein vermehren; denn lehrreich, hervorragend lehrreich sind die Wahlen gewesen.

Fangen wir beim Zentrum, der stärksten Partei an. Seine Organe triumphieren. „Aus eigener Kraft" überschreiben sich stolz ungezählte ihrer Leitartikel. Ja, aber was für eine „Kraft" ist diese „eigene" gewesen? Die Kraft des religiösen Fanatismus. Bei politischen Wahlen hat die Religion, oder vielmehr ihre Verzerrung den Ausschlag gegeben! Mit allen Mitteln konfessioneller Verhetzung, mit Vorspiegelung ewiger Verdammnis oder ewigen Heiles, mit Androhung von Sakramentverweigerung hat die ultramontane Geistlichkeit die katholischen Wähler in den Kampf getrieben. Eine unerlaubte Wahlbeeinflussung gröbster und widerlichster Art. Sie ist eine Schändung des Christentums nnd der Politik zugleich. Hat vielleicht der neu ernannte Kölner Kardinal an diese wüsten Wahlumtriebe gedacht, als er in einer Ansprache, die er am 2. Juli in Rom hielt, von der „Gottlosigkeit" sprach, „die bei den letzten Wahlen in Deutschland zu Tage getreten sei" (Germania Nr. 150, 1. Bl.)? Treffender als durch dieses Wort hätte Herr Fischer das Treiben der katholischen Presse und des katholischen Klerus allerdings nicht schildern können. Doch ich fürchte, solch heilbringende Erkenntnis ist dem „deutschen" Erzbischof Kreutzwaldscher Ob-

Digitized by Google

fervanz (vgl. Maiheft S. 269 f.) noch nicht aufgegangen. Warum läßt man sich aber auf nicht-katholischer Seite derartig ungesetzliche Wahlbeeinflussung gefallen? Die Wahlprüfungskommission des Reichstags sollte sich ernsthaft damit beschäftigen, ebenso die nicht-katholische Presse. Dem zunehmenden Mißbrauch, die Religion als Vorspann für die Politik zu benutzen, muß ein Riegel vorgeschoben werden. Unser Volk wird durch das „gottlose" (Erzbischof Fischer) Treiben des Ultramontanismus mehr und mehr religiös und politisch zerklüftet. Die Siege, die das Zentrum feiert, sind Niederlagen für den deutschen Volksgeist. Diese Wahrheit muß ins Bewußtsein weitester Kreise dringen. Dann wird aus diesem Bewußtsein die Schutzwehr gegen Deutschlands schlimmsten Feind von selbst herauswachsen.

Denn — und damit bin ich beim zweiten Punkte der Wahlbetrachtung angelangt — nicht die Sozialdemokratie sondern der Ultramontanismus ist der Feind. Rückhaltlos unterschreibe ich nach dieser Richtung hin einen Leitartikel der „Berliner Morgenzeitung" vom 5. Juli: „Das heilige deutsche Reich römischer Nation", der die „Germania" so in Wut versetzt hat, daß sie ihn mit einem Artikel: „Das rote deutsche Reich jüdischer Nation" beantwortete (7. Juli). Richtig hat die „Morgenzeitung" erkannt und betont, daß der Ultramontanismus der geschworene Gegner jeglichen Kulturfortschrittes, jeglicher Freiheit ist; richtig hat sie das Zentrum, die Verkörperung des Ultramontanismus, als eine undeutsche — sie hätte sagen können widerdeutsche — Partei gekennzeichnet. Hiermit sind die beiden Kernpunkte der ultramontanen Gefahr bloß gelegt: Kulturfeindlichkeit und Antinationalität. In Bezug auf beide Punkte übertrifft der Ultramontanismus die Sozialdemokratie. Kulturfeindlich ist ja die Sozialdemokratie überhaupt nicht; im Gegenteil, sie will die Kultur. Sie hat das Recht, sich eine Kulturpartei zu nennen, und gerade in ihrem Anschluß an die Kultur im weitesten Sinne des Wortes liegt die Gewähr, daß auch sie, früher oder später, zu den „Ordnungsparteien" gehören wird. Und was ihre Antinationalität, ihre Internationalität betrifft, so sind diese mehr theoretisch als praktisch schlimm und gefährlich. Auch hier heißt es: nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht ist. Der „Vorwärts" und fanatische sozialdemokratische Agitatoren mögen noch so sehr von Anti- und Internationalität fabulieren, diese Begriffe mögen noch so sehr in den Redaktionen und Flugblättern der Sozialdemokratie herumspuken: die harte, gänzlich untheoretische, gänzlich unfanatische Wirklichkeit schreitet über solche Stilübungen zur Tagesordnung. Es mag wollen oder nicht, „das rote Gespenst", wenn anders es leben will, muß es Wurzel fassen in den Sonderverhältnissen des einzelnen Volkes; es muß Rücksicht nehmen, immer und immer wieder, auf die unausrottbare nationale Verschiedenheit der einzelnen Völker, auf deren besondere soziale und politische Zustände, kurz es muß sich nationale Beschränkung gefallen lassen, ja es muß sie hegen und pflegen. Was ich im Oktoberheft (1902) dieser Zeitschrift schrieb (S. 96) wiederhole ich auch heute: „Eine wirtschaftliche Partei wie die Sozialdemokratie, ist ihrer innersten Natur nach Leben und Bewegung; in ihrer Anpassung an die wechselnden Bedürfnisse und Verhältnisse; in ihrem Schritthalten mit der Zeit liegt ihre Hoffnung und Zukunft. Gerade das

Digitized by Google

ist aber auch ihre Achillesverse in Bezug auf ihre Staats- und Gesellschaftsgefährlichkeit. Die Macht der Verhältnisse ist einer volkswirtschaftlichen Partei gegenüber stärker als Grundsatzreiterei; statt zu schieben wird sie, wollend oder nicht, stets die Geschobene sein. Nichts von alledem beim Ultramontanismus. Er ist durch seine Verquickung mit den eisernen Dogmen einer unwandelbaren Religion selbst in die Sphäre der Unwandelbarkeit versetzt worden. Nicht den Menschen mit ihren veränderlichen Bedürfnissen will er dienen; nein, er ist sich selbst Zweck, er will herrschen, um zu herrschen ... Alle Feindschaft gegen staatliche und gesellschaftliche Ordnung ist aber in Bezug auf ihre Gefährlichkeit zu messen an ihrer Stellung zur Kultur. Die Kultur, d. h. die harmonische, edele Ausgestaltung der geistigen und körperlichen Kräfte und Fähigkeiten des Einzelmenschen und der Völker ist das große Gut der Menschheit — wahre Kultur schließt echte Religiosität ein — also ist diejenige Macht, die der Kultur am feindlichsten gegenübersteht, auch der größte Feind der Gesamtheit der staatlichen, bürgerlichen und religiösen Ordnung. Fraglos aber ist nicht die Sozialdemokratie, sondern der Ultramontanismus der große Kulturfeind."

Diesen klar erkannten Wahrheiten gegenüber gab es für mich auch nur einen Weg bei Stichwahl zwischen Zentrum und Sozialdemokratie. Stets und überall die Stimme gegen den Zentrumsmann. Auch hier hat wie so oft das liberale Bürgertum wiederum versagt. Die eitele Furcht vor Bebel und Genossen machte die Liberalen vielfach zu Zentrumswählern. Geradezu eine Schmach für den liberalen Gedanken! Aber was ist denn überhaupt, um das gleich hier zu sagen, vom Liberalismus noch übrig geblieben? Die Stimmen der Wähler am 16. und 26. Juni haben das Gericht über ihn gesprochen. Bei der Hauptwahl sind sage nnd schreibe fünf (!) „Liberale" (National-liberale) im ganzen deutschen Reich gewählt worden und bei der Stichwahl hat nur die Angst vor der Sozialdemokratie, nicht die werbende Kraft des lieberalen Gedankens das Fortbestehen der national-liberalen Partei, der freisinnigen Volkspartei und der freisinnigen Vereinigung ermöglicht. Ja, der „liberale" Papst, Herr Eugen Richter, dankt sein Wiederauftauchen — leider! — auf der politischen Oberfläche dem — Zentrum. Ein schmählicheres Fiasko des Liberalismus ist nicht denkbar. Jetzt rufen die Herren nach der „großen liberalen Partei!" Jahrzehntelang haben sie durch kleinlichste Krähwinkelei den Liberalismus um Kredit und Ansehen gebracht, nun, da der Bankerot offensichtlich geworden, soll „die große liberale Partei" erstehn! Als ob das so ginge; als ob der schablonisierte und verknöcherte „Liberalismus" so ohne weiteres wieder Leben und Kraft erlangen könnte! Wo ist das Programm der „großen liberalen Partei", und vor allem, wo sind die Männer, es zu verwirklichen? Ich will nicht hoffnungslos in die Zuknnft des Liberalismus schauen; aber hoffnungsfreudig?? Unter der jetzigen Führung ist das unmöglich. Die alten, längst verbrauchten „Führer" müssen fort; der Jugend gebührt der Platz. Und da sehe ich in den jung-nationalliberalen Vereinen die Hoffnung einer bessern Zukunft. In ihnen — ich spreche aus eigener Kenntnis — wächst der echte, großzügige, großdeutsche Liberalismus heran; sie sind gewillt, den Grundgedanken des Liberalismus, Kulturträger zu sein, wieder rücksichtslos zur Geltung zu bringen; sie haben die

Digitized by Google

Erkenntnis, daß das sich nicht durchführen läßt ohne Kulturkampf. Kulturkampf muß sein. Nicht im Sinne der 70er Jahre; nicht mit Polizeistock und Gesetzesparagraphen, sondern mit der Waffe der Aufklärung in Wort und Schrift. Der Rückständigkeit — Reaktion —, die am ausgeprägtesten im Ultramontanismus verkörpert ist, muß systematisch entgegengetreten werden. In diesem Kulturkampf sehe ich die Hauptaufgabe und damit die verheißungsvolle Zukunft der „jung-national-liberalen Vereine". Freilich, eines, eine Vorbedingung, ist notwendig, damit sie leben und Machtfaktoren werden: sie müssen mit Bewußtsein sich trennen von der gegenwärtigen national-liberalen Parteileitung; sie müssen sich auf eigene Füße stellen; sie müssen die national-liberale Partei werden. Die bisherige national-liberale Partei hat das Schiff des deutschen Liberalismus auf öde Sandbänke gesteuert; das Steuer muß gewendet werden; die „jungen" Hände müssen in die Speichen des Steuerrades greifen.

Doch zurück zur Sozialdemokratie. Selbstverständlich hat sie das Recht auf Vertretung im Präsidium des Reichstags. Sperrt sich die Mehrheit des Reichstags dagegen, so ist das Ungerechtigkeit und Unklugheit zugleich. Solche Verbohrtheit hat die Geschäfte der Sozialdemokratie bisheran so schön gefördert; Ungerechtigkeit und Unklugheit haben ihr riesiges Anwachsen veranlaßt. Durch diese beiden Faktoren ist sie so recht eigentlich die Partei der Unzufriedenen und damit die große Partei geworden. Die Verweigerung des 2. Präsidentensitzes im Reichstag wäre ein weiterer verhängnisvoller Schritt auf diesem ungerechten und unklugen Wege. Je mehr wir anderen uns der Sozialdemokratie nähern in ehrlichem Willen zu gegenseitigem Verstehen, je mehr wir sie heranziehen zu den großen politischen Aufgaben, um so mehr nehmen wir ihr vom Gifte der Volks- und Klassenverhetzung, um so drängender wird für sie die Notwendigkeit, endlich zu zeigen, was sie an Positivem zu leisten imstande ist für das Volkswohl.

Es ist bezeichnend, daß besonders das Zentrum nichts von einem sozialdemokratischen Präsidenten wissen will. Höhnisch stellt es in seinen Blättern die Frage, wo es in der Geschäftsordnung geschrieben stände, daß die Anteilnahme am Präsidium sich nach der Stärke der Parteien richte? Welches Geschrei würde nicht gerade das Zentrum erheben, wenn die übrigen Parteien diese Frage und ihre Antwort gegen es selbst wendeten! Und doch ist es so notwendig, daß der ultramontane Reichstagspräsident beseitigt wird. Denn vaterlandsloser, kulturfeindlicher, umstürzlerischer als die Sozialdemokratie ist der Ultramontanismus. Und aus dieser Partei wählt sich die deutsche Volksvertretung ihren Vorsitzenden! Eine Gesinnungslosigkeit, ein gedankenloses Anbeten des Majoritätsprinzips sondergleichen. Nie genug kann es wiederholt werden: die Grundsätze des Zentrums sind klar ausgesprochen in dem von Zentrums„größen" herausgegebenen „Staatslexikon"; und diese Grundsätze sind genau mittelalterlich-ultramontane Grundsätze, die Grundsätze Gregors VII., Bonifaz' VIII., Innozens' III., die Grundsätze der Inquisition und des Syllabus. Im ultramontanen „Staatslexikon" ist an wirklich umstürzlerischen Ideen in Bezug auf Staat, Schule und Familie; an Geistesknechtschaft und Gewissensvergewaltigung

Digitized by Google

mehr enthalten als in den Schriften Bebels, Kautskys, Bernsteins u. s. w. zusammengenommen. Aber — und das ist das Schimpfliche für unsere Volksvertreter — die wenigsten haben von der Existenz eines solchen, die Zentrumsgrundsätze zum Ausdruck bringenden „Staatslexikon" auch nur eine Ahnung; wohl kein einziger aus ihnen hat es gelesen. Sie wählen, in vollendeter Unwissenheit über die Wirklichkeit, diejenige Partei als Führerin, die jede Geistesfreiheit auf religiösem, staatlichem und volkswirtschaftlichem Gebiete zertritt. Die „Gewandtheit", die „Geschicklichkeit", die „Unparteilichkeit" — daß sich Gott erbarm! — des Grafen Ballestrem wiegen in den Augen der Mehrzahl unserer Volksvertreter seine grundsätzliche Gegnerschaft gegen die Grundlagen unserer Kultur auf. Und so ist das Endergebnis der diesjährigen Wahlen — das Lehrreichste des Lehrreichen —: es bleibt Alles beim Alten: der widerdeutsche Ultramontanismus bleibt Trumpf, die Sozialdemokratie bleibt „das rote Gespenst", die „Scharfmacher" bleiben an der Arbeit, und die Regierung bleibt was sie war, eine charakterlose, galertartige Masse.

Ich will aber nicht mißverstanden werden. Für gefährlich, sehr gefährlich halte ich die Sozialdemokratie selbstverständlich auch; zumal ihre Kampf- und Agitationsweise wirkt schwer schädigend auf den innern Frieden, verhetzt Volksgenosse gegen Volksgenosse und untergräbt so nationales, einheitlich-vaterländisches Empfinden. Aber trotzdem bleibt es wahr: die Sozialdemokratie ist eine Partei, nicht nur der Wandelung (und zwar in gutem Sinne) fähig — wie hat sie sich in den letzten 20 Jahren gewandelt — sondern der Wandelung bedürftig. Sie läßt sich erfassen, muß sich erfassen lassen vom Getriebe der Ereignisse außer ihr, all ihre subjektiven Theorien müssen sich schließlich und endlich modeln nach den objektiven Verhältnissen.

Ein erfreuliches Zeichen aus der Wahlbewegung darf übrigens nicht übergangen werden: der hervortretende Widerstand gewisser Pastorenkreise gegen den Kreuzzeitungsgeist. Wahrhaft herzerfreuend sind z. B. die Schlußworte einer längern Zuschrift des Pastor Kobbelt von Landeshut an die Kreuzzeitung: „Die Zeiten, da wir Evangelischen einfach als Stimmvieh der konservativen Parteileitung angesehen wurden, wo wir auf das Wort eines Generals nichts anderes als: Zu Befehl Herr General, sagen durften, sind längst vorüber. Wollen Sie (die Redaktion der Krenzzeitung) sich über den Grund des Durchfalls (des konservativen Kandidaten) genau unterrichten, so fragen Sie den ersten Besten aus unserm Kreise. Discite moniti!" Das letztere, das Lernen, ist ja allerdings bei einem Blatte vom Schlage der Kreuzzeitung unmöglich, aber die breite Öffentlichkeit lernt aus solchen Worten mit Freuden, daß die sich kaum von der ultramontanen unterscheidende konservative Geistestyrannei bedenklich ins Wanken gerät.

Gelegentlich des Besuches des amerikanischen Geschwaders in Kiel sind — ohne dem geht es nun einmal nicht mehr — lange Reden getauscht worden, in denen gegenseitige Freundschaftsversicherungen breiten Raum einnahmen. Eines aber fehlte in den Reden: Aufklärung über das Geschick der vom deutschen Kaiser Amerika zum Geschenke gemachten Statue Friedrich des Großen. Weite Kreise können die unangenehme Empfindung nicht los werden, daß in dieser Angelegenheit unser berechtigtes Ehrgefühl

Digitized by Google

eine empfindliche Kränkung erfahren hat, die durch noch so schön gesetzte Trinksprüche nicht wett gemacht wird. In der Tat, mit unsern Geschenken haben wir kein Glück: Friedrich der Große für Washington und Göthe für Rom. Was wird aus ihnen?

Fast unbeachtet ist ein m. E. wichtiges Ereignis vorübergegangen: der polnische Nationaltag zu Lemberg am 1. Juni. Dort sind die letzten Ziele der polnischen Bestrebungen klar enthüllt worden. Einstimmig und in besonders feierlicher Form wurde von den 800 Abgesandten aus Russisch-, Preußisch- und Österreichisch-Polen beschlossen: „Die auf dem Nationaltag zu Lemberg Versammelten stellen ihre unzerreißbare nationale Einheit mit den anderen polnischen Teilungsländern fest, versichern, daß sie in diesem Teilungslande (Galizien) bei der Arbeit für die nationale Wiedergeburt sich immer durch den Gedanken der nationalen Gesamtheit leiten lassen werden, drücken die feste Überzeugung aus, daß die Arbeit der Polen in jedem Teilungslande zwar dessen besonderen Verhältnissen angepaßt werden, jedoch immer nach einem, allen Polen gemeinsamen Ziele streben soll." Dies „gemeinsame Ziel" ist die Wiederherstellung der gewesenen polnischen Republik mit oder ohne König. Unzweifelhaft hoch- und landesverräterische Pläne sind also in Lemberg gefaßt worden; daß sie gefaßt wurden unter Führung der Familien Czartorysski (vertreten durch die Fürsten Georg und Wladyslaw Czartorysski), Sapieha (vertreten durch den Fürsten Wladyslaw Sapieha) und Potocky (vertreten durch den Grafen Jan Potocky) macht sie besonders beachtenswert. Und da will man von gewisser Seite uns glauben machen, „die Polen wollten nur in ihrer Muttersprache beten dürfen"! Die polnische Mutter bringt ihrem Kinde das „Vater unser" und „Gegrüßet seist du Maria" in der Muttersprache bei; wie kann man das verhindern wollen?! Es geht doch nichts über Sentimentalität.

Wie über die Wahlen, so hat sich auch ein Tintenstrom ergossen über Krankheit und Tod des Papstes. War die breite Erörterung der Wahlen berechtigt, so ist sie bei dem Geschehnis in Rom vollständig unberechtigt. In Wahrheit und Wirklichkeit gibt es kein gleichgültigeres Ereignis als Tod des einen Papstes und Wahl eines andern. Wenn irgendwo das Wort zutrifft: es bleibt beim alten, so beim Wechsel der Träger des Papsttums. Nur die Namen wechseln, oder um ein Bismarcksches Wort zu gebrauchen: derselbe Faden, nur eine andere Nummer. Für mich, als Kenner, hatte es etwas erheiterndes, Wochen hindurch spaltenlange Ausführungen zu lesen, über das Konklave, über die Cardinali papabili, über den „Liberalismus" oder den „Irridentismus" dieses oder jenes „Papstkandidaten", über das Vetorecht Österreichs und Frankreichs. Unter den hundert und aber hundert Leitartikeln, die über den sterbenden Papst und seinen Nachfolger geschrieben worden sind, war kein einziger der Sache entsprechend. Der allein richtige Leitartikel über diesen Gegenstand ist sehr kurz und lautet: Le pape est mort, vive le pape, d. h. der eine Exponent des ultramontanen Systems verschwindet, der andere Exponent tritt an seine Stelle. Die uferlose Kannegießerei über den künftigen Papst beweist aber leider, daß auch den Redaktionen unserer größten Zeitungen die Erkenntnis vom eigentlichen Wesen des römischen Papsttums als religiöser und kirchenpolitischer Macht noch immer verschlossen ist. Der bekannte Satz,

Digitized by Google

der zur Kennzeichnung des Jesuitismus geprägt worden ist, gilt in weit höherem Maße vom Papsttum: est ut est aut non est. Nur dieser Satz gibt den richtigen Standpunkt, von dem aus alles zu beurteilen ist, was das vatikanische Rom betrifft.

Ist also kirchenpolitisch wenig zu sagen über das Verschwinden Leos vom Schauplatz der Welt, so wäre religiös über die Art des Verschwindens sehr viel zu sagen. Das Widerchristentum hat am Sterbelager des Papstes wahre Orgien gefeiert. Wer sich vergegenwärtigt, daß der 94jährige Greis, der da unten in Rom der Natur den Tribut gezahlt hat, der „Stellvertreter Christi" sein wollte, daß er derjenige sein wollte, der Christi Art und Wesen in sich verkörpert, dem erscheinen die Krankheitsbulletins mit ihrem höfischen Zeremoniell, der Pomp und die Pracht, die dies Sterbelager umstehen als Antichristentum. Nicht als ob ich vom „Statthalter Christi" verlangte, daß auch er, wie Christus selbst, am Kreuze sterbe in Schande, Nacktheit und Armut. Aber etwas wenigstens von der aus dem innern Geiste Christi geborenen äußern Armut des Lebens und Sterbens des Gekreuzigten sollte auch im Leben und Sterben seines „Statthalters" hervortreten. Statt dessen: Kammerherren und Thronassistenten, palatinische Leibwachen und Nobelgardisten, Sammet und Seide, Silber und Gold. Das auf der Höhe von Golgatha ausgestellte „Krankheits- und Todesbulletin" Christi: „Und er neigte sein Haupt und starb" ist das flammende Verwerfungsurteil wider den Prunk und die Herrlichkeit, mit der sich seine „Statthalter" lebend und sterbend umgeben.

Auch die folgende Anzeige, die ich soeben in der ultramontanen „Kölnischen Volkszeitung" (21. Juli 1903) finde, dient zur Vervollständigung eines Vergleiches zwischen Christus und dem „Statthalter Christi": „Die Stimme des Papstes! Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. hat geruht, die Phonographen Bettini auszuwählen, um seine Stimme auf ewig seinen Getreuen zu erhalten. Man kann sich einer tiefen Rührung nicht enthalten, beim Anhören der Stimme des höchsten Kirchenfürsten, die vollkommen wiedergegeben wird. Das „Ave Maria" wurde vom Papst rezitiert in der Erwartung, daß alle Gläubigen der Welt dies Gebet mit ihm sprechen mögen. Die beiden Phonogramme Sr. Heiligkeit, das „Ave Maria" und „der päpstliche Segen", bei Gelegenheit des letzten Jubiläums erteilt, sind in Deutschland erhältlich zum Preise von 12 Mk. und 15 Mk. gegen Voreinsendung des Betrages bei Bodemann und Hamstedt, G. m. b. H., Berlin W 8, Friedrichstr. 71. Garantie für die Echtheit der Phonogramme: Der Unterzeichnete erklärt, daß in seinem Beisein Herr M. Bettini, Direktor der Société des Microphonographes de Paris, die Ehre gehabt hat, am 5. Februar 1903 auf eine seiner Maschinen das „Ave Maria" und den „Päpstlichen Segen", gesprochen von Sr. Heiligkeit Leo XIII., aufzunehmen. Rom, den 7. Febr. 1903. gez. Comte Camillo Pecci." Es ist nicht möglich, die „Ähnlichkeit" zwischen Christus und seinem Statthalter weiter zu treiben.

22. 7. 1903. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Ein Soldat über die Tätigkeit des Schullehrers als Volkslehrer.*)

Von Oberst von Cochenhausen.

Der bedeutende Einfluß, den, bei der allgemeinen Wehrpflicht, die Armee auf die Erziehung des Volkes ausübt, ist anerkannt. Sie ist die Ober-Klasse der Volks-Erziehungs- und Bildungsanstalten, deren Unterklasse durch die Volksschule repräsentiert wird. Um so mehr muß es Wunder nehmen, daß man erst so spät darauf gekommen ist, die Volksschullehrer zum Dienste in der aktiven Armee heranzuziehen.

Durch diese Änderung in den Bestimmungen der Heer- und Wehr-Ordnung wird der Armee nicht nur eine beträchtliche Zahl gesunder mit hoher Intelligenz ausgestatteter Männer zugeführt, sondern es erwächst ihr noch großer Nutzen auf einem ganz anderen Feld.

Im folgenden werde ich zu beweisen versuchen, daß bei richtiger Ausnutzung des Lehrerstandes und bei entsprechender Änderung in der Vorbildung und in den Existenzbedingungen der Lehrer dieser Stand gehoben werden könnte vom Schullehrer zum Volkslehrer. Ich werde ferner zeigen, wie damit eine große Lücke, die in dem Apparat unserer Volkserziehung vorhanden ist, ausgefüllt, und wie die militärische Ausbildung durch die Tätigkeit dieser Volkslehrer vorbereitet und unterstützt werden könnte.

Wenn man Schule und Armee als allgemeine Volks-Erziehungs- und Bildungsanstalt zusammenfaßt, so denke ich mir ihren Endzweck darin bestehend, gute Staatsbürger zu erziehen, die gewillt und imstande sind, jeder an seinem Platze Sr. Majestät den Kaiser in der Erfüllung des feierlichen Gelöbnisses der

*) Gerne geben wir einem alten Soldaten in der wichtigen Frage der Volkserziehung das Wort, obwohl wir uns allen seinen Ansichten nicht anschließen können. Kernig-Gesundes, echt Soldatisches steckt aber in vielen der hier vorgelegten Gedanken.

Digitized by Google

Kaiser-Proklamation zu unterstützen: „Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Die oben erwähnte Lücke besteht darin, daß das durch die Schule für Erreichung dieses Zweckes Gewonnene in den 6 Jahren bis zur Einstellung in die Armee zum größten Teil wieder verloren geht, und dadurch der Armee die Erfüllung ihrer Aufgaben ungemein erschwert wird. Diese Lücke auszufüllen, ist aber der Lehrerstand ganz besonders geeignet.

Wenn ich in meiner Besprechung mich hauptsächlich an die Verhältnisse auf dem Lande anlehne, so geschieht dies, weil die ländliche Bevölkerung an Zahl die städtische beträchtlich übersteigt, weil das zu Sagende sich auf diese Weise am klarsten zum Ausdruck bringen, und weil es sich mutatis mutandis auch auf die städtischen Verhältnisse übertragen läßt.

Zur Durchführung und Verwirklichung meines Gedankens muß der Lehrerstand in den Augen der Landbevölkerung gehoben werden.

Es gibt nun drei Dinge, welche dem Landbewohner imponieren: Geld, Bildung und Zugehörigkeit zur Armee. Dementsprechend müssen die Lehrer mit genügendem Einkommen ausgestattet werden, sie müssen den richtigen Bildungsgang durchmachen, und sie müssen Soldat gewesen sein.

In den Gehaltsverhältnissen der Lehrer sind in den letzten Jahrzehnten ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Wenn man die Verhältnisse betrachtet, wie sie noch vor 30 Jahren waren, so muß man sagen, daß sie kaum wieder zu erkennen sind. Es kann und muß aber trotzdem in dieser Beziehung noch mehr geleistet werden. Ich verlange, daß der Lehrer aus Staatsmitteln — nicht aus Gemeinde- ꝛc.-Mitteln — überall so gestellt ist, daß er mit etwa 30 Jahren aus seinem Einkommen einen anständigen ländlichen Haushalt führen kann, und die Alterszulagen so bemessen sind, daß er später seinen Kindern eine standesgemäße Erziehung zukommen lassen kann. Das Einkommen muß nur in barem Gelde bestehen; außerdem Wohnung im Schulhaus und ein Garten, der den Bedürfnissen des Haushaltes entspricht und dem Lehrer Gelegenheit bietet, etwaigen Liebhabereien für Obstbaum-, Blumenzucht ꝛc. nachzugehen. Die Hauptsache ist, daß er in betreff seiner Existenz-Bedingungen weder von der Gemeinde

Digitized by Google

noch von irgend jemand im Dorfe abhängig ist. Es muß ihm direkt verboten sein, Ackerbau zu treiben. Die eigene Bestellung lenkt ihn zu sehr von seinen sonstigen Pflichten ab, und die Bestellung durch die Bauern bringt ihn in Abhängigkeit von diesen und hat sonstige Konsequenzen, die unter allen Umständen vermieden werden müssen. Etwas Vieh (ein bis zwei Kühe, ein Schwein) kann gehalten werden, soweit dies von der Frau mit Hilfe einer Magd besorgt werden kann.

Die Stellung als Organist und Kantor entspricht durchaus seinem Stande. Er ist dafür im Nebenamt anzustellen, darf aber sonst in keinem dienstlichen Subordinations-Verhältnisse zur Kirche oder zum Pfarrer stehen. Zwischen ihm und dem letzteren ist vielmehr eine herzliche Kollegenschaft zu erstreben, infolge deren sich beide in ihren Zwecken gegenseitig unterstützen.

Dem Lehrer muß ferner verboten sein, irgend ein bezahltes Nebenamt in der Gemeinde, wie z. B. Gemeindeschreiber, anzunehmen. Dagegen ist sehr erwünscht, wenn er als wirkliches stimmführendes Mitglied in den Gemeinderat gewählt wird. Er muß so gestellt sein und es dahin bringen, daß er nicht als bezahlter Diener der Gemeinde dasteht, sondern als gleichberechtigtes wohlsituiertes Mitglied.

Im engen Zusammenhang mit dem Einkommen steht die Forderung, daß genügend viel Lehrer vorhanden sein müssen. Mehr als 50 Schüler der verschiedensten Altersstufen mit Aussicht auf den Erfolg, welchen ich verlange und weiter unten darlegen will, zu unterrichten, ist für einen Lehrer unmöglich. Die Lehrtätigkeit in der Schule muß mit höchstens 5 Stunden am Tage erledigt sein; sonst bleibt dem Lehrer für die Tätigkeit außer der Schule, welche ich von ihm erwarte, keine Zeit übrig; oder er überarbeitet sich.

Das sind etwa die äußeren Lebensbedingungen, welche für den Lehrer nötig sind. Die direkte Folge der Durchführung meiner Vorschläge würde sein: Der Lehrer wäre nicht mehr für die Bauern der von ihnen zum Teil abhängige und deshalb nicht für voll angesehene arme Kerl, sondern er würde als unabhängiges selbständiges Mitglied der Gemeinde dastehen, der sein gutes Auskommen hat und deshalb berechtigt ist, mitzusprechen.

Der Lehrer könnte und würde auch mit seinem Lose zufrieden sein und infolgedessen von besserer Gesinnung. Die letzten Worte sollen durchaus keine Zweifel ausdrücken an den Gesinnungen unserer jetzigen Lehrer. Ich weiß recht wohl, daß irgend wo im

Digitized by Google

Buche geschrieben steht: „Der richtige Mann hat seine Gesinnung und kann darin durch nichts irre gemacht werden.“ Aber wenn mir einer den alten Horaz mit seinem „Justum ac tenacem propositi virum vorhält, dem komme ich ebenso klassisch mit Shakespeare und halte ihm Cäsars Worte vor: „Laßt Männer um mich sein, die wohlbeleibt.“ Der satte Mensch ist jedenfalls geneigter, mit seiner Lage und den allgemeinen Verhältnissen zufrieden zu sein, wie der hungrige. Und der Lehrer muß nicht nur ein guter Christ, begeisterter Patriot und schwärmerischer Anhänger seines Kaisers und Königs sein, sondern auch seinem innersten Denken nach von gut monarchischer Gesinnung.

Das letztere führt mich zu dem Erziehungs- und Bildungsgang, den die Lehrer durchzumachen haben. Es ist nicht leicht, hier das Richtige zu treffen. Man kann durchaus nicht sagen: je mehr Kenntnisse, um so besser. Gott bewahre uns vor gelehrten und überbildeten Lehrern. Sie würden den Bauern gar nicht imponieren und ganz bestimmt ihre Stelle nicht ausfüllen, weder als Schullehrer noch als Volkslehrer. Der Lehrer muß das gründlich lernen, was er für seinen Beruf nötig hat. Aber man lehre ihm ja nicht zu viel von dem, was er nicht nötig hat: Physik, Chemie, Botanik, Sprachen, Philosophie, Nationalökonomie ꝛc. Zu allen diesen Wissenschaften öffne man ihm sozusagen nur die Türe und lasse ihn hineinsehen; führe ihn aber nicht soweit hinein, daß er sich einbildet, er wisse etwas davon. Denn dann wird er mit seinem Stande unzufrieden, gerät in geistigen Hochmut, meint ein so hochgelahrter Herr wie er sei viel zu gut, den Bauernjungen das ABC zu lehren und in ihre Seele den Kern zu königstreuen Staatsbürgern und Soldaten zu legen; schreibt entweder Bücher oder hält wissenschaftliche und politische Vorträge, wird Vorsitzender eines oder mehrerer Vereine, und stellt überhaupt, um von sich reden zu machen, alles Mögliche an, was besser unterbliebe.

Was soll nun in den Seminaren gelehrt werden? Diese Frage vermag ich als Laie natürlich nicht genügend zu beantworten. Die Lehrer müssen dort auf eine solche wissenschaftliche und pädagogische Höhe gebracht werden, daß sie zunächst imstande sind, die Kinder in den elementaren Wissenschaften — auf weiteres komme ich später — soweit zu unterrichten, wie es ein bürgerlicher Lebenslauf erfordert. Außerdem müssen die Lehrer dazu angeleitet werden, dafür zu sorgen, daß der Gottesfunke an Geist und Verstand, der den Menschen innewohnt, geweckt wird.

Digitized by Google

Das letztere fehlt aber unserem Volksschul-Unterricht am meisten. Ich behaupte, daß zu viel auswendig gelernt und zu wenig gedacht wird, das Gedächtnis zu viel und der Verstand zu wenig geübt wird. Und das macht sich bei unseren Rekruten und ihrer militärischen Ausbildung sehr nachteilig geltend. Die Leute lernen willig und leicht ganze Seiten einer Dienstvorschrift auswendig. Wenn man aber von ihnen verlangt, einen ganz einfachen kurzen Vorgang, den sie angesehen haben, in vernünftiger deutscher Rede zu schildern, das können sie nicht. Man findet viele Rekruten, welche ein so gutes Gedächtnis und dabei so wenig geübten Verstand besitzen, daß sie alle 10 Worte eines vorgesprochenen Satzes wiederholen, aber in einer ganz sinnlosen Reihenfolge, so daß man merkt: Hier fehlt jedes Verständnis, hier hat bloß das Gedächtnis gearbeitet. Dabei sind diese Leute mit guten Geistesgaben versehen, und beginnen auch bald zu denken, sobald sie darauf hingewiesen werden. Man sage mir nicht, daß sie vor 6 Jahren, als sie die Schule verließen, denken konnten und es nur verlernt haben. Wer von seinem 14. Jahre an 6 Jahre gar nicht schreibt, und macht dann einen Versuch, der hat es vielleicht verlernt; wer aber z. B. schwimmen konnte, übt diese Kunst auch Jahre lang nicht, und fällt dann ins Wasser, der kann es noch gerade so gut wie früher. So geht's auch mit dem Denken. In unseren Volksschulen wird zu wenig Geistes-Gymnastik getrieben und zu viel auswendig gelernt. Welche Unterstützung wäre es für die militärische Ausbildung, wenn es umgekehrt wäre!

Außerdem muß aber in den Seminaren und Volksschulen viel mehr vaterländische Geographie und Geschichte gelehrt werden. Wenn recht viele (nicht etwa als Analphabeten bezeichnete) Leute in die Armee eingestellt werden, deren ganze Schreibwissenschaft darin besteht, daß sie zur Not ihren Namen schreiben können, dann ist das allerdings schlimm, aber vom militärischen Standpunkte aus noch zu verschmerzen. Weniger schön ist es, wenn deutsche Staatsbürger Soldat werden, die von den Ereignissen der Jahre 1870/71 und der Existenz eines deutschen Kaisers keine Ahnung haben, die den Namen ihres Landesherrn nicht kennen, die nie etwas von Berlin gehört haben. Solche gibt es aber und gar nicht etwa in vereinzelten Exemplaren. Wir müssen vom militärischen Standpunkt aus verlangen, daß alle Rekruten etwas von der politischen Gestaltung unseres Vaterlandes wissen. Was nützen ihnen die schönsten patriotischen Reden, die sie von ihren

Digitized by Google

Vorgesetzten hören, wenn ihnen die elementarsten Begriffe von vaterländischer Geographie fehlen? was nützt, wenn man sie singen lehrt: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", wenn sie gar nicht wissen, daß das ein Fluß ist und wo er liegt.

Wir müssen ferner im Interesse der militärischen Ausbildung die Forderung stellen, daß die Rekruten einige Begriffe von vaterländischer Geschichte mitbringen. Ich bin wahrhaftig sehr für religiöse Erziehung und verkenne den Nutzen der biblischen Geschichte nicht. Aber ehe ich eine derartige Unwissenheit in der vaterländischen Geschichte zulasse, wie sie sehr viele Rekruten mitbringen, eher schlage ich vor, daß man ihnen vom alten Abraham, dem Moses und dem König David etwas weniger und dafür von den Helden des Krieges 1870/71 etwas mehr erzählt, damit sie, wenn das Vaterland einmal wieder zum Kampfe ruft, als Soldaten wenigstens wissen, warum sie sich totschießen lassen.

Daß die junge Mannschaft nach diesen Richtungen hin besser vorbereitet ankommt, dafür müssen uns die Lehrer sorgen, nicht bloß durch den entsprechenden Unterricht in der Schule, sondern auch — wie wir weiter unten sehen werden — durch ihre Tätigkeit in der Gemeinde. Mit Rücksicht darauf müssen sie aber selbst im Seminar erzogen und belehrt sein. Der Geschichts-Unterricht darf dort nicht von einem kosmopolitischen Standpunkt aus gegeben werden, sondern von dem ganz einseitigen des guten Deutschen. Der Lehrer muß nicht bloß bis ins innerste Mark als königstreuer Patriot erzogen sein und Vorträge über Pädagogik gehört haben, sondern er muß auch in der freien Rede geübt und auf die entsprechende Dialektik gedrillt sein, daß er imstande ist, andere politische Ansichten zu bekämpfen. Aus dieser Art von Erziehung brauchen durchaus keine extremen Eiferer und politische Parteigänger zu entstehen, sondern ich verlange vernünftige im Leben stehende Männer von toleranter Gesinnung, die auch andere Ansichten gelten lassen; so lange es sich — und das ist die Hauptsache — um königstreue Männer handelt.

Um meinen Standpunkt in dieser Beziehung noch genauer festzulegen: Ein Lehrer, dessen Königstreue zweifelhaft ist, muß gerade so gut seines Amtes entsetzt werden, wie ein Pfarrer, der sich als Gottesleugner herausstellt. Denn wenn der Lehrer überhaupt den Einfluß auf seine Schüler hat, den ich verlange, dann impft er ihnen ganz unbeabsichtigt, ev. gegen seinen eigenen Willen, seine Gesinnung ein. Das kommt ganz von selbst und läßt sich gar nicht vermeiden.

Digitized by Google

Vor allem ist es aber nötig, bei der Erziehung der Lehrer dahin zu wirken, daß sie selbst sich nicht zur Gelehrten-Kaste zählen, und jeden Universitäts-Professor als nacheiferungswürdigen Halbgott anstaunen, sondern daß sie ihren Stolz darin suchen, als Mann aus dem Volk, als einfacher Mann zu gelten. Der Lehrer muß sich nicht als außerhalb der Gemeinde stehend — sozusagen als Beamter — fühlen, sondern als vollgültiges Mitglied derselben; und vor allem muß er von den reichen und angesehenen Bauern als ihresgleichen nach jeder Richtung angesehen werden. Erst dann wird die weitere Tätigkeit, die ich von ihm erwarte, den vollen Nutzen bringen, wenn der Bauer sich sagt: „Das ist einer von uns, das ist auch ein Bauer, der so schöne Reden und Vorträge halten kann." Nur wenn der letztere Gedanke vorherrscht, merkt sich der Bauer auch den Inhalt und handelt danach. Sobald er aber den Verdacht hat, daß der Sprechende den höheren Ständen angehören will, dann geht er schon mit Argwohn heran, sagt: „Der Mann hat ja keine Ahnung, wie es bei uns hergeht, was dem Bauern not tut", setzt sich in Opposition oder lacht über des Lehrers Bemühen.

Ein in meinem Sinne vorgebildeter Lehrer kann aber unendlich viel Gutes wirken: einmal durch die richtige Art des Unterrichts, dann aber auch durch Vorträge. Auf das letztere ist derselbe Wert zu legen, als auf das erstere. Der Erfolg hängt davon ab, wie der Stoff zu diesen Vorträgen gewählt, wie er vorgetragen, und wie die Sache organisiert wird. Vor allem muß dem Ganzen auf das peinlichste der Charakter der Schule genommen werden; sonst kommen die jungen Leute überhaupt nicht. Das Lokal, Heizung und Beleuchtung stellt die Gemeinde. Der Besuch der Vorträge, welche an den langen Winterabenden stattfinden, ist rein freiwillig; auch die älteren Gemeinde-Mitglieder sind nicht nur geduldet, sondern ihre Anwesenheit ist sehr erwünscht; ein Glas Bier oder Wein gestattet. Die Vorträge müssen so sein, daß sie gern besucht werden, daß der bessere Teil der Bevölkerung sich darauf freut. Wenn der Lehrer die Sache versteht und bringt es dahin, daß der dickste reichste Bauer schon 5 Minuten vorher auf seinem Stuhle sitzt und den Anfang nicht erwarten kann, dann kommen die anderen alle und bringen die Jungen mit, und der Vortragende hat gewonnenes Spiel. Vorgelesen darf nicht werden. Der Vortrag muß so gehalten sein, als ob sich die ganze Gesellschaft zufällig zusammengefunden hat, und der Lehrer ihnen etwas erzählt.

Digitized by Google

Dem Inhalt nach macht sich der Vortrag am besten als eine Art Reisebeschreibung, in die man leicht Bemerkungen aus jedem Gebiet des Wissens, Schilderungen von Land und Leuten, Art des Ackerbaubetriebs und der Industrie verflechten kann. Vor allem aber muß die Beschreibung und politische Gestaltung des Vaterlandes, die Heldentaten der Väter bei der Verteidigung des letzteren und des Throns im Vordergrund stehen. Wenn es möglich ist, Männer aus der Zuhörerschaft oder deren Vorfahren, die Regimenter, in welchen die Leute gedient haben, zu erwähnen, oder bei der unmittelbaren Umgebung des Dorfes zu verweilen, oder einen berühmten Namen des Herrscherhauses oder der Gutsherrschaft zu nennen, — um so besser. Auch komische Szenen dürfen nicht fehlen. Noch willkommener ist es, wenn einer oder der andere der Zuhörer dahin zu bringen ist, an entsprechender Stelle seine eigenen Erlebnisse zum besten zu geben, oder zu berichten, was er zur Sache Gehöriges weiß.

Wenn man z. B. eine Dampferfahrt auf einem unserer großen Ströme oder eine Eisenbahnfahrt auf irgend einer beliebigen Strecke zu grunde legt, was läßt sich daran alles aus den genannten Gebieten anknüpfen. Die ganze Geschichte und Geographie des Vaterlandes ist auf diese Weise durchzunehmen. Aber nochmals sei es gesagt: Es kommt nicht darauf an wie viel? sondern, wie es geboten wird. Der Zweck muß im Auge behalten werden: Die Gedanken zu sammeln, den Geist rege zu erhalten, Kenntnisse und Ansichten zu verbreiten, die die jungen Leute auf den Militärdienst vorbereiten und sie zu guten Soldaten und vernünftig denkenden Staatsbürgern machen.

Das letztere aber lernt der Lehrer am besten kennen, wenn er — wie es jetzt der Fall ist — selbst Soldat wird und sich gründlich ansieht, wie es in der Armee hergeht. Bisher lernte er die Verhältnisse in der Hauptsache nur vom Hörensagen kennen und erhielt infolgedessen ein gänzlich falsches Bild. Jetzt aber wird er — wenn er selbst dort seine Schuldigkeit getan hat — als begeisterter Freund der Armee nach Hause gehen, wie das jeder gute Soldat, ganz gleich welcher politischen Gesinnung — einschließlich der Sozialdemokraten — tut. Er kann dann den jungen Leuten, die im Begriff sind, in die Armee einzutreten, nach vielen Richtungen hin praktische Fingerzeige geben, welche diese — als aus berufenem Munde kommend — gern entgegennehmen werden. Er kann aber auch vieles als Soldat Gelernte beim Unterricht in der Schule gebrauchen. Er wird die Über-

Digitized by Google

zeugung gewonnen haben, daß in der Armee nichts, aber auch gar nichts mit dem Gedächtnis, sondern alles mit dem Verstand gemacht wird, und daraufhin seine Bauernjungen anleiten. Er wird ferner dort wertvolle Winke sammeln, wie er seine Vorträge an die der Schule entwachsene Jugend zu richten hat. Er ist des weiteren in der Lage, auf die körperliche Entwickelung der Kinder und jungen Männer besser wie bisher einzuwirken. Er kann den Turnunterricht sachgemäß leiten; er kann seine Jugend sogar militärisch exerzieren lassen, und auch so auf den Militärdienst vorbereiten. Er wird auf diese Weise zum geeignetsten Vorstand der Krieger-, Turn-, Schützen- und Sänger-Vereine. Vor allem ist seine Eigenschaft als gedienter Soldat ein Hauptmoment, sein Ansehen in der Gemeinde ganz bedeutend zu heben, denn der militärische Geist unseres Volkes ist namentlich auf dem Lande so ausschlaggebend, daß überall die alten Soldaten im Dorfe auf die Nichtgedienten mit einem gewissen Mitleid herabsehen.

Wenn der Lehrer genügend bezahlt und in seinen Existenz-Bedingungen richtig gestellt ist, wenn er eine zweckentsprechende Erziehung und Ausbildung genossen hat, wenn er Soldat gewesen ist; und vor allem, wenn er der Mann dazu ist und, in gewisser Beziehung mit Selbstverleugnung ausgestattet, sich seine Stellung zu machen versteht, dann wird er eine tonangebende Persönlichkeit im Dorfe werden, zu dem jeder, hoch und gering, Vertrauen hat, dessen Wort so schwer wiegt, wie das des Bürgermeisters. Er wird dann dreist sich erlauben dürfen, dem Sprößling des reichsten Bauern einmal den Buckel zu bläuen, ohne daß er am anderen Tag von seiten des Vaters oder der beleidigten Mutter Unannehmlichkeiten zu erwarten hat; denn dann wird es sicher heißen: „es ist von Rechtswegen geschehen". Wenn der Lehrer so ist, wie ich ihn mir denke, dann kann er auch Gutes wirken, als vermittelndes Bindeglied zwischen dem Bürgermeister, dem Pfarrer und dem Landrat — wo dies nötig sein sollte. Er ist überhaupt in der Lage, Gegensätze auszugleichen und nicht unwesentlich dazu beizutragen, daß sowohl Christi Wort wahr wird: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist," als auch daß der Deutsche einen Hauptfehler ablegt, nämlich die politische Partei höher zu stellen als das Vaterland.

Seine Tätigkeit wird noch nach anderer Richtung von unermeßlichem Nutzen sein. Er wird dahin wirken können, daß die

Digitized by Google

Bevölkerung auf einen höheren allgemeinen Kulturstand gehoben wird. Hierbei bedarf er einer Hilfe. Und diese findet er in seiner Kollegin, der Lehrerin. Ich schlage vor, in jeder Gemeinde, wo die Zahl der Kinder 50 übersteigt, eine Lehrerin anzustellen, deren Wirkungskreis ebenfalls ein zweifacher ist: erstens, sie unterrichtet die weibliche Jugend, und zweitens, sie erzieht sie, nachdem die Mädchen der Schule entwachsen sind, zu tüchtigen Hausfrauen. Dazu ist notwendig, daß die Lehrerin selbst auch entsprechend vorgebildet ist. Und zwar muß sich ihre Vorbildung mehr wie dies bisher geschehen ist, auf das Können beziehen. Sie muß imstande sein, den Kindern das bis jetzt verlangte Maß an elementaren Wissenschaften beizubringen; sie muß aber in erster Linie die Fähigkeit besitzen, die Mädchen praktisch zu lehren, was man von einer tüchtigen Hausfrau verlangt. Sie wird also nicht bloß Handarbeits-Unterricht zu geben haben, sondern den Schülerinnen auch ganz andere Begriffe beizubringen von Reinlichkeit des Körpers und des Hauses, Instandhaltung der Kleider, Kochkunst, Haushaltsführung, häuslicher Hygiene und Körperpflege. Sie wird persönlich dafür verantwortlich zu machen sein, daß das Innere von Haus und Hof ein anderes Bild bietet, als bisher. Dazu muß sie aber keine bleichsüchtige, brillentragende, vergrämte, verhungerte Person sein, sondern eine kräftige, gesunde, reinliche, resolute Frau, die selbst zugreifen kann. Wenn sie das ist, dann wird sie in ihrem Ressort großartige Resultate erzielen, und der Hilfe des Lehrers, der mit seiner Autorität hinter ihr steht, gar nicht bedürfen. Sie füllt nur dann ihre Stelle aus, wenn sie am ganzen Tage tätig ist, von Haus zu Haus geht, dabei aber nicht klatscht, sondern hier Ratschläge erteilt, dort selbst zugreift, Streitigkeiten schlichtet, den ordentlichen Frauen Schutz und Stütze, den unordentlichen Erzieherin, allen eine Respektsperson ist. Dazu ist aber außer der Vorbildung genügende Bezahlung, und die innerste Überzeugung ihrerseits nötig, daß sie unter ihres Gleichen wirkt.

In kleinen Gemeinden würde, abgesehen vom Schulunterricht, die Frau des Lehrers diese Stelle auszufüllen haben, der natürlich eine Vergütung dafür gewährt werden müßte.

Wenn auf diese Weise unsere Bauernfrauen auf einen anderen Kulturzustand gehoben werden, dann wird das ganz von selbst auf Haus und Hof und auf die Männer übergehen, und auch die Armee wird ihren Vorteil davon haben; denn dann wird es nicht mehr nötig sein, einen großen Teil der Rekruten, in

Digitized by Google

allem, was man von einem kultivierten Menschen verlangt, zunächst auf eine andere Stufe zu heben.

Ich kehre zu den Lehrern zurück. Es ist viel von Lehrerkonferenzen und Vorträgen, die dort gehalten werden, die Rede. Viele von den letzteren sind durchaus am Platze, wirken anregend und bildend. Aber ich möchte dort eine Art von Vorträgen, weniger zahlreich und dafür eine andere, eingeführt sehen. Vorträge über Hühner- und Bienenzucht, über Obst-, Gemüse-, Weinbau und dergl. sind freilich nicht auszuschließen, gehören aber gar nicht zum Beruf des Lehrers. Wenn man für gut hält, alle diese schönen Sachen zu verbreiten, wofür ich sehr bin, dann mache man das durch landwirtschaftliche Schulen oder Wanderlehrer oder auf andere Weise. Der Lehrer ist nicht dazu da, sein Beruf liegt auf einem anderen Feld. Statt dessen müssen Vorträge der von mir oben angeregten Art als Mustervorträge gehalten und der Beruf des Lehrers als Volkserzieher mehr in den Vordergrund gestellt werden.

In Konsequenz mit dem bisher Gesagten wird es notwendig werden, die Aufsicht über die Tätigkeit der Lehrer anders zu gestalten. Wenn die letztere in dem von mir entwickelten Sinne erweitert wird, dann ergibt sich ganz von selbst, daß die Aufsicht nur von besonders angestellten Inspektoren gehandhabt werden kann, welche man am besten aus den Lehrern selbst wählt. Diesen wird damit gleichzeitig eine Aussicht auf weitere Beförderung eröffnet, die sehr günstigen Einfluß auf ihren Dienst- und Pflichteifer haben wird. Man kann dann diejenigen Männer, welche sich als ganz besonders geschickt in ihrem schwierigen Amt gezeigt haben, zum besten der Volkserziehung ausnutzen, indem man sie in die Lage versetzt, durch Anweisung, Beispiel, Vorträge bei den Konferenzen 2c. befruchtend zu wirken, und sich damit Inspektoren und Schulräte heranziehen, die nach jeder Richtung Sachverständige sind.

Ich bin mir vollständig klar darüber, daß meine Vorschläge, die nur in großen Zügen gehalten sind, die verschiedenartigste Aufnahme finden werden. Namentlich werden sie von seiten derjenigen bekämpft werden, die eine Vertiefung und Erweiterung der Ausbildung der Lehrer gerade nach der wissenschaftlichen Seite hin verlangen und sogar soweit gehen, für sie ein akademisches Studium anzustreben. Daß meine Vorschläge im Auge haben und vielleicht auch geeignet sind, wirklich vorhandene Lücken in unserer Volkserziehung auszufüllen, spricht jedenfalls für die-

Digitized by Google

ſelben. Ihre Durchführung iſt ſchwierig, weil ſie ſich nur ermöglichen läßt, durch Umgeſtaltung des Lehrplans der Seminare, durch Einrichtung einer genügenden Anzahl von Seminaren für Lehrerinnen und durch Aufwand bedeutender Geldmittel. Indeſſen ſind ihre Vorteile: „Hebung des allgemeinen Kulturzuſtandes, Weiterbildung der der Schule entwachſenen Jugend zu denkenden, nationalgeſinnten Staatsbürgern, Erleichterung der militäriſchen Ausbildung“ ſo in die Augen ſpringend und ein ſo verlockendes Ziel, daß die Koſten — ſo hoch ſie auch ſein mögen — dabei gar nicht zur Sprache kommen.

Der Vatikan und der katholiſche Sozialismus Italiens.

Von Leopold Witte.

Im Vorwort zur vierten Auflage ſeiner „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ ſagt Houſton Stewart Chamberlain: „Das, was wir heute erleben, iſt nicht nur ein Kampf Roms gegen den Proteſtantismus, ſondern es iſt — faſt in noch höherem Grade — die geradlinige Fortſetzung des Kampfes Roms gegen den Katholizismus, der ſofort begann, als die Jeſuiten die Macht ergriffen hatten“.

„Roms Kampf gegen den Katholizismus.“

Nach oberflächlicher Auffaſſung iſt das ein geiſtreiches Paradoxon; für das Urteil der Kenner aber ſpricht der geniale anglodeutſche Geſchichtsphiloſoph hiermit eine Wahrheit aus, welche die ganze Gegenwart der Kirche Roms beherrſcht.

Als im achtzehnten Jahrhundert der Jeſuitenorden dem allgemeinen Haſſe der katholiſchen Staatsregierungen und Völker erlag und ſchließlich von einem Papſte „aus der Fülle apoſtoliſcher Machtbefugnis“ durch das Breve vom 21. Juli 1773 aufgelöſt wurde „bei Strafe des Uns und Unſeren Nachfolgern vorbehaltenen größeren Bannes gegen alle, die ſich unterfangen ſollten, der Er-

Digitized by Google

füllung dieser Unserer Verordnung Hindernisse in den Weg zu legen", atmete die katholische Kirche in der ganzen Welt, wie von einem erstickenden Alb befreit, zu neuem Leben auf. Es begann die Zeit religiöser Erweckungen im katholischen Süden Deutschlands, die durch die Namen Feneberg, Lindl, Martin Boos, Goßner u. a. gekennzeichnet ist, die gesegneten Tage friedlicher Annäherung zwischen dem evangelischen Norden und den christlich belebten Kreisen des katholischen Deutschlands. Auch die deutsche katholische Theologie versuchte es, nach einem Worte Döllingers, „ihre durch lange Einschnürung starr und steif gewordenen Glieder zu regen und zu recken, und, gestützt auf die viel früher und mit freierer Bewegung ausgebildete protestantische Schwester, belehrt und gewarnt durch deren Wege und Irrwege, ernstlich gemeinter Forschung sich hinzugeben; ein viel versprechender Aufschwung trat ein, aber nur ein kurzer Flug war ihr vergönnt".

Die Restauration des Papsttums durch einen schismatischen, einen häretischen und einen katholischen Herrscher Europas hatte die Wiederaufrichtung des Jesuitenordens zur unmittelbaren Folge, ohne daß der unfehlbare Papst des neunzehnten Jahrhunderts die Exkommunikation, die nach dem Spruche des gleich unfehlbaren Papstes aus dem achtzehnten auf ein solches Beginnen gelegt war, im mindesten gescheut hätte. Die Jünger Loyolas wuchsen wieder in die verlorene Machtstellung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kraftvoller hinein, und damit begann aufs neue „der Kampf Roms gegen den Katholizismus". Die kirchliche Wissenschaft zog nach und nach ihre „Jesuiten-Livree", wie Bischof Hefele in seiner „katholischen" Zeit sie genannt hat, wieder an. „Immer zahlreicher drängten sich", so schildert Prof. Friedrich jene Zeit der jesuitischen Reaktion, „Zöglinge des deutschen Jesuitenkollegiums in Rom in alle Stellungen ein und erkannten nur in der jesuitischen Doktrin und dem schroffsten Ultramontanismus das echte Christentum. Sie bildeten eine neue theologische Schule, die man die neuscholastische nannte, und deren Signatur eine unversöhnliche Feindschaft gegen die deutschen Theologen war. Keine theologische Fakultät oder Anstalt, welche sie oder ihre Geistesverwandten nicht in Besitz hatten, galt mehr als katholisch. Dazu kam das Bestreben, die Studierenden der Theologie von den Universitäten immer mehr zurückzuziehen und an den Seminarien, Lyceen, zu bilden, und schließlich die Absicht, eine katholische Universität zu gründen, da ja die Universitäten, wie die Jesuiten behaupteten, nicht bloß tote, sondern stinkende Gebeine sind".

Digitized by Google

Die Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert ist die Geschichte des Kampfes der Jesuiten um den Sieg in der katholischen Christenheit, d. h. der Kampf Roms gegen den Katholizismus. Er ist weithin auf das glänzendste gewonnen. Die Lieblingsdogmen des Jesuitenordens seit seinem Bestehen, die unbefleckte Empfängnis der Maria und die Unfehlbarkeit nebst dem Summepiskopat des Papsttums, sie sind zur Seligkeit erforderliche Glaubenssätze der katholischen Kirche geworden. Und der Geist des Jesuitismus durchzieht mit unheimlicher Stetigkeit und immer unwiderstehlicher werdender Kraft ein Gebiet der Kirche Roms nach dem anderen. Die „Petrifizierung" der katholischen Welt, die Ultramontanisierung des Katholizismus, das immer drohender die Kirche umklammernde „Totat" des Papsttums, das ist die Gefahr — nicht nur für die katholische Christenheit, sondern auch für die Völker der Erde. Das zitierte Vorwort Chamberlains hat ganz Recht, wenn es sagt: „Der gewaltigen Erscheinung der römischen Hierarchie gegenüber achtlos, skeptisch, gleichgiltig, in blasser Sympathie oder Antipathie — wie Millionen von Protestanten und Katholiken — zu verharren: das kann nur Blindheit oder geistige Schwäche erklären. Wer dagegen erkennt, was hier vorgeht, und wie hier die Zukunft der ganzen Menschheit, insbesondere aber die Zukunft alles Germanentums, auf dem Spiele steht, hat nur die eine Wahl: entweder Rom zu dienen oder Rom zu bekämpfen; abseits zu bleiben ist ehrlos".

Erläutern wir die Tatsache an einigen Beispielen, ehe wir unsere eigentliche Frage anschneiden.

Die deutschen katholischen Theologen, die in machtloser Erbitterung gegen den schmerzenden Stachel der Neuscholastik sich wehren, die eine „innerkirchliche Reform", eine „Renaissance", einen freieren wissenschaftlichen Flügelschlag erstreben, sie erfahren bereits, gleich allen ihre Vorgängern, auf diesem verhängnisvollen Wege, die völlige Aussichtslosigkeit ihrer Mühen. Einer nach dem anderen beginnt leise (Ehrhard) oder lauter (Bisch. Keppler) den Rückweg anzutreten. Die ihnen günstig gesinnten zahlreichen katholischen Priester Deutschlands müssen gewärtig sein, daß ihnen gesagt wird, was der Würzburger Bischof von Schlör seinen Diözesanen soeben gesagt hat: „Ich sehe mich genötigt, diese hochwürdigen Herrn unter dem kanonischen Gehorsam aufzufordern, ihr Verhalten nach den im Hirtenbriefe" (des bayrischen Episkopats) „bezeichneten Grundsätzen zu ändern und geschlossen Bestrebungen entgegen-

Digitized by Google

zutreten, die dem Geiste der Kirche nicht entsprechen und zum Unheile führen müssen".

Das „Zwanzigste Jahrhundert", eines der Organe dieser Reformbestrebungen, kündigt an, daß geistliche Autoren künftig nur noch anonym mitarbeiten werden, und die Namen Schell, Schnitzer, Rudolphi, Dr. Koch haben aus der Liste der Mitarbeiter gestrichen werden müssen!

Die Gründung der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg, für die Preußen seine Orden austeilt, bedeutet einen weiteren Sieg Roms gegen den Katholizismus. Ursprünglich war sie von Fürst Chlodwig Hohenlohe als ein Mittel zur Befreiung des heranwachsenden Klerus vom Joche der beengenden Seminarbildung und zur Berührung mit dem akademischen Geiste deutschen Studententums gedacht; nunmehr sind nach dem Urteil des römischen Sonntagsblatts „La vera Roma" die für diese Errichtung endgiltig stipulierten und von Deutschland unterschriebenen Bedingungen „von reinstem apostolisch-römisch-katholischem Gepräge". Die Seminarbildung ist geblieben, und das Reich bezahlt nur für dessen Zöglinge die vom Papste erlaubten „akademischen" Lehrer.

Auf den Philippinen hat Rom den neuen Herren zu liebe seine Kerntruppen im Kampfe gegen den Katholizismus, die spanischen Orden, preisgeben und heimschicken müssen. „Jedes Ordensmitglied" — ich zitiere noch einmal Chamberlain — „ist ja ein Soldat Roms; sein Vaterland ist ausschließlich die Kirche, ein anderes darf es nicht kennen; jede Ordensniederlassung ist eine politische Agentur, aufgerichtet gegen den Staat, der sie beherbergt."*) Alsobald aber hat der Papst durch eine Bulle vom 17. September 1902 „Quae mari sinico" dafür Sorge getragen, daß die dortige Weltgeistlichkeit, die sonst von den Orden an die Wand gedrückt wird, in straffster Organisation die Arbeit der Regularen übernahm. Zu den bestehenden vier sind vier neue Episkopate geschaffen und dem Erzbischof von Manila unterstellt. Sie sollen den dissoluten Klerus zu regelmäßigen Konventen sammeln, den Geistlichen schriftliche Arbeiten auftragen, an jedem Bischofssitze Priesterseminare und Knabenkonvikte gründen; das von den Dominikanern errichtete große Lyzeum ist zu einer Universität mit der Berechtigung, akademische Grade zu erteilen, erhoben. Zur Überwachung dieser großartigen neuen Organisation

*) Will die preußische, will die badische Regierung diesen Wink nicht beherzigen?

Digitized by Google

der Philippinischen Kirche aber hat der Papst eine „Apostolische Präfektur" errichtet, die unmittelbar von Rom abhängt. Ihren Sitz hat sie indessen nicht in Manila oder an einem anderen Orte der Philippinen gefunden, — vielleicht daß die Vereinigten Staaten die Einwilligung dazu nicht geben wollten. Dafür sitzt fortan der Apostolische Präfekt des Papstes — auf den benachbarten deutschen Marianen!

Wir sehen: überall dasselbe Bestreben Roms, seine Kirchenglieder und seinen Klerus „unter den kanonischen Gehorsam" zu zwingen und die Macht des Papsttums widerspruchslos zur Geltung zu bringen. Was der „Katholizismus", oder sagen wir besser: was die Religion, die wahre, innere Herzensreligion dabei gewinnt, ist eine Frage, die nicht im Vordergrunde steht. Es handelt sich um das imperium romanum in seiner letzten, verhängnisvollsten, päpstlichen Gestalt.

Die gleichen Überlegungen müssen uns nun leiten, wenn wir die Stellung des Vatikans zu den sozialistischen Bestrebungen des italienischen Katholizismus recht verstehen wollen.

Erwägen wir zunächst im allgemeinen die sozialen Ziele Roms.

Die leitenden Kreise der römischen Kirche haben es sich seit lange nicht verhehlen können und werden gegenwärtig wie mit Gewalt zu der Erkenntnis gedrängt, daß dem Klerus in immer weiterem Umfange der Einfluß auf die breiten Massen des Volkes verloren zu gehen droht. Nicht nur die gebildeten Kreise Italiens, Österreichs, Frankreichs, mit Ausnahme weniger bigotter, an die Interessen Roms geketteter Kreise, sondern auch die unteren Schichten der katholischen Bevölkerung, Kleinbürger, Handwerker, Subalternbeamte, den vierten Stand der eigentlichen Arbeiterwelt gar nicht eingerechnet, haben sich von dem früheren Gehorsams- und Subordinationsverhältnis gegenüber der Geistlichkeit und den kirchlichen Autoritäten frei gemacht. Vermöge intellektuellen Übergewichtes vermag der Durchschnittspriester der genannten Länder, der zudem meist den niederen Ständen der Nation entstammt, die seinen Händen entgleitende Einwirkung auf die katholischen Massen nicht wieder zurückzugewinnen. Auch die geistig potenteren Persönlichkeiten im deutschen und in einem großen Teile des französischen Klerus sind durch die Schranken, welche ihre Kirche dem Betriebe der Wissenschaften zieht, an gebundene Marschrouten verwiesen und verlieren immer mehr, so lange sie

Digitized by Google

wenigstens „kanonischen Gehorsam“ leisten wollen, die Berührung mit der modernen Gedankenwelt.

Als Ersatz dafür soll nun dem Ultramontanismus die ausgedehnteste Beteiligung an der Lösung der unserer Zeit gestellten sozialen Aufgaben dienen, die er mit bewundernswerter Tatkraft und mit nie versiegenden pekuniären Mitteln ins Werk gesetzt hat. Ich verweise zur eingehenderen Kenntnisnahme dieses ganzen Arbeitsgebietes auf den vortrefflichen Aufsatz von „Vigilius“: „Der soziale Ultramontanismus“ in Nr. 74 der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 1. April 1902. „Vigilius“ ist für diese Serie kirchenpolitischer Artikel in der Beilage der Münchener Allgemeinen an die Stelle des verstorbenen Fr. X. Kraus getreten, der jahrelang unter der Chiffre „Spectator“ seine geistvollen, mitunter boshaften aber allezeit lehrreichen Beobachtungen niederlegte. „Vigilius“ braucht die von Kraus immerhin nie verleugnete Vorsicht gegenüber kirchlichen Autoritäten und omnipotenten Größen nicht zu üben und schreibt mit mindestens gleicher Sachkenntnis, wie weiland Kraus. Darum sind seine Artikel für die Beurteilung der kirchenpolitischen Lage, sowie ultramontaner Verhältnisse und Bestrebungen überhaupt, so bedeutungsvoll.

Auch er kann nur mit Bewunderung auf diese Tätigkeit des gegenwärtigen Ultramontanismus blicken. „Seine soziale Organisation“, sagt er, „mit ihrer unendlichen Verzweigung, mit ihrem pünktlich fungierenden Apparat, mit den zerstreuten, oft in einander übergreifenden und sich gegenseitig stärkenden Einzelinstitutionen, in deren unter geistlicher Leitung stehendem ungeheuerem, wohlgeschultem, trefflich diszipliniertem Heere alles klappt — diese Organisation, die, in ihrer Ganzheit überblickt, mächtig dasteht, ein Volk im Volke, ist geradezu musterhaft zu nennen. Ein flüchtiger Blick auf die Organisation des sozialen Ultramontanismus zeigt, wie allumfassend sie ist, wie sie alle Kreise des Volkes, die verschiedenartigsten sozialen Bedürfnisse in ihre Tätigkeit einbezieht“.

Von ihrer Ausdehnung haben wenige Protestanten eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung. Man schlage aber einmal in dem ultramontanen Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (1901, Bd. XII) den betr. Artikel: „Vereinswesen, Katholisches“, auf, der unter 6 Rubriken in 54 Kolonnen eine Übersicht der hauptsächlichsten katholischen Vereine gibt, und man wird Respekt bekommen vor einer Rastlosigkeit, aber auch vor einer Umsicht, die kein wichtiges Gebiet des geistigen, geselligen, kulturellen, professionellen ꝛc. Lebens außer acht und ohne Beeinflussung läßt.

Digitized by Google

Und dabei sind die katholischen Schornsteinfegervereine nicht einmal in die Liste mit aufgenommen!

Charakteristisch für sie alle ist die Zurückstellung des Laienelementes von der Leitung der Vereine. Die gesamte ultramontane Aktion liegt in den Händen des Klerus; die Orts-Vereine stehen unter geistlichen Präsides, und die Organisation einer Diözese unter einem vom Bischof ernannten geistlichen Diözesanvorsteher. Die in Deutschland entstandene Gegenwirkung gegen die klerikale Beherrschung der „katholischen Arbeitervereine" hat in den „christlichen Gewerkschaften" eine gewisse Verkörperung gefunden. Es wird aber auf die gewiß nicht mehr lange ausbleibende Kraftprobe ankommen, ob katholische Arbeiter dauernd in den nicht klerikal geleiteten christlichen Gewerkschaften belassen werden.

Im übrigen wird man Vigilius zustimmen müssen, wenn er sagt: „Dieser soziale Ultramontanismus ist nicht Selbstzweck wahrer Menschenliebe, reiner Humanität, sondern in letzter Linie Mittel zum Zweck der Bewahrung der Herrschaft des Ultramontanismus über die Massen. . . . Was ihm an geistiger Herrschaft verloren geht und noch verloren gehen wird, sucht er zu ersetzen durch ausgedehnte Fürsorge für die materiellen Interessen, um dadurch seine Anhänger in seiner Machtsphäre zu erhalten und andere außer ihr stehende Kreise — die Staaten und Regierungen — seinem Einfluß wieder zu gewinnen. . . . Der soziale Ultramontanismus hat sich in Vertretung der römisch-kirchlichen Interessen so den neuzeitlichen, demokratischen Regungen der Menschheit angepaßt, daß, was er früher durch Beherrschung der Fürstenhöfe zu erreichen suchte, er jetzt durch seine Verbindung mit den breiten Massen des Volkes zu erlangen strebt. So sind an die Stelle der Fürstenbeichtväter die Arbeiterkapläne getreten."

Wie dabei die eigentliche Aufgabe der Kirche gelitten hat; wie unter der Vernachlässigung der Seelsorgearbeit der römische Klerus immer mehr verbauert, und durch die fortwährende Erzielung materieller Vorteile für die Vereinsglieder die römische Kirche allmählich aus einer christlichen Heilsanstalt in eine soziale Versicherungsanstalt umgebildet wird, das lese man für das Einzelne in jenem Artikel nach. „Der Kampf Roms gegen den Katholizismus", unter diese Devise fällt auch die geschilderte Tätigkeit des vom Vatikan abhängigen sozialen Ultramontanismus.

Während in anderen Ländern die ultramontane Vereinsorganisation auf dem politischen Boden ihre Früchte erntet, und

Digitized by Google

in Deutschland sich das durchaus konfessionell bestimmte Zentrum zur ausschlaggebenden, wenn nicht herrschenden parlamentarischen Partei herausgearbeitet hat, besteht in Italien einstweilen noch das Verbot Pius' IX. für die Katholiken, an den politischen Wahlen des Staates aktiv oder passiv Anteil zu nehmen. Der ostensible Grund für diese Enthaltung zufolge des päpstlichen „Non expedit" lautet: Durch die Wahlbeteiligung würden die Katholiken eine Anerkennung des jetzigen Rechtszustandes in Italien vollziehen, während das Papsttum und seine gehorsamen Kinder doch daran festhalten müssen, daß das „subalpine Königtum" in Rom nichts zu suchen hat und mit seinem ganzen Beamtentum und Parlament möglichst bald aus der Königsstadt des Papstes verschwinden muß. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß das Non expedit augenblicklich in Wegfall kommt, sobald die Organisation der Papstgetreuen in Italien bis zur Gewißheit des Wahlsieges vollendet sein wird. Das kann noch Jahre, Jahrzehnte dauern; vielleicht gelingt es auch, durch kräftigere Berührung mit evangelisch-religiösen Kräften eine tiefere, ethische Regeneration des durch die Jahrhunderte lange Priesterherrschaft in seinem Gewissen und sittlichen Empfinden tief entarteten italienischen Volkes herbeizuführen und dadurch jenen Zeitpunkt überhaupt für die Zukunft auszuschließen. So viel aber steht fest: für die Wiedergewinnung der weltlichen Herrschaft arbeitet das Papsttum an erster Stelle; in den übrigen Völkern durch Politik und höhere Diplomatie, in Italien durch rastlose und mit Hochdruck betriebene sozialistische Arbeit des ultramontanen Klerus.

Es ist bedeutsam, welche Erfolge damit bereits erzielt sind. Eine ganze Anzahl italienischer Städte ist, da das Non expedit für Kommunalwahlen nicht gilt, durch die Wahlmanipulationen der Klerikalen mit ultramontanen Munizipalbehörden beglückt. Über das ganze Land hinweg zieht sich ein Netz von Darlehens- und Sparkassen, welche in der Verwaltung der Priester sind und die durch billige Verleihungsbedingungen herangezogenen Schuldner finanziell und wirtschaftlich vom Klerus abhängig machen. Am 28. Mai 1898 erließ der italienische Ministerpräsident Rudini ein Zirkular an sämtliche Präfekten Italiens, in welchem er auf die drohende Gefahr seitens der durch soziale und finanzielle Hilfe übermächtig gewordenen Priesterschaft hinwies. Unter dem Vorwande wirtschaftlicher und moralischer Hebung der Massen sei die klerikale Aktion durchaus auf die Eroberung der öffentlichen Gewalt, zunächst in den Kommunen, Provinzen und frommen Stiftungen,

Digitized by Google

gerichtet und der strengsten Überwachung bedürftig. Es handle sich um eine umfassende und umsichtige Organisation, die das ganze Land in Angriff genommen habe; bis in die kleinsten Ortschaften hinein finden sich Pfarreikomitees, Wählervereine, landwirtschaftliche Kassen 2c. Zum weiteren Ausbau gehören Erziehungs-, Unterrichts-, Erholungs-, Konsum- und Unterstützungsvereine, Genossenschaftsbäckereien, Volksküchen, Kooperativgesellschaften u. dgl. mehr. An landwirtschaftlichen Kassen gab es damals in Oberitalien 746, in Mittelitalien 188, in Unteritalien 29, die die gesetzliche Anmeldung vollzogen hatten; von den Konsum- und Kooperativvereinen war das zum teil unterlassen. „Es kennzeichnet sie", schreibt der Minister, „daß sie ihre Operationen nach Möglichkeit geheim halten und jede Lücke, die im Handelsgesetzbuch vorhanden ist, sowie jeden zweifelhaften Ausdruck der Bestimmungen über die Kooperativgesellschaften sich zunutze machen. Sie haben Gutes gewirkt, sie können aber viel Unheil anrichten, weshalb ohne Zögern eingeschritten werden muß". (Vigilius, a. a. O. S. 5.)

Die regere soziale Wirksamkeit des italienischen Katholizismus stammt aus dem Anfange der 70er Jahre. Damals schon wurde die „Opera dei Congressi e Comitati Cattolici" ins Leben gerufen, die in Versammlungen, Kundgebungen und Einzelorganisationen sich betätigten. Von vornherein verteilte sich die Arbeit auf fünf verschiedene Gruppen. Die erste hatte es mit der allgemeinen Organisation des Werkes zu tun: Bezirks- und Diözesan-Komitees zu errichten, deren Arbeit zu kontrollieren und zu beleben, den Anschluß aller möglichen katholischen Vereine an die Opera auch in den einzelnen Parochien zu bewirken, die nationalen Kongresse vorzubereiten u. s. w. Die wichtigste ist die zweite Gruppe, welche die Aufgabe erhielt, die gesamte Arbeiterbewegung in Italien zu überwachen, zu katholisieren und der kirchlichen Leitung unterzuordnen. Die dritte Gruppe sollte das Unterrichts- und Erziehungswesen in Schule und Universität im Auge behalten, die Rechte der katholischen Eltern auf religiöse und im Geiste des kirchlichen Gehorsams zu erteilende Unterweisung ihrer Kinder zu schützen suchen. Der vierten wurde das katholische Preßwesen und der fünften Gruppe endlich die Fürsorge für katholische Kunst überwiesen.

Eigentliches Leben aber kam in die Arbeit erst, als Leo XIII. in seiner Enzyklika vom 15. Mai 1891 „Rerum novarum" die ganze soziale Frage in ausführlicher Darlegung päpstlich beleuchtete und für die verschiedenen Tätigkeitsgebiete die kirchlichen

Digitized by Google

Normen feststellte. Der Träger jeder wirklichen Hilfe ist nach Leo in letzter Linie die katholische Kirche. Sie allein gibt theoretisch die richtige Belehrung und übt praktisch die ausschlaggebende Macht zur Durchführung der Reformen. Außer einigen wirklich verdienstlichen Bemerkungen über Arbeitszeit, Frauen- und Kinderarbeit, Lohnminimum geht die Enzyklika über die Aufstellung allgemein bekannter ethisch-sozialer Grundsätze nicht hinaus. Aber daß das Oberhaupt der römischen Kirche soziale Reform für eine Aufgabe der katholischen Christenheit erklärte und zu ihrer kräftigen Inangriffnahme ermahnte, gab allerdings den Anlaß zu gesteigerter Tätigkeit auf diesem Gebiete in den meisten katholischen Ländern, zumal in Frankreich, Belgien und Italien.

Es ist erklärlich, wenn in der praktischen sozialen Arbeit, zumal bei der gewerkschaftlichen, beruflichen Organisation der industriellen, gewerblichen und namentlich der landwirtschaftlichen Arbeiterkreise freiere, die katholisch-klerikalen Rücksichten nicht immer wahrende Anschauungen und Interessen sich geltend machten. In Frankreich war der Industrielle Leo Harmel der eifrigste Begründer von „cercles d'études sociales", in denen die Arbeiter über ökonomische und politische Fragen unterrichtet wurden. Diese cercles standen Arbeitern jeder Konfession und Religion offen; sie wählten sich ihre eigenen Präsidenten; ein Geistlicher wohnte jeder Versammlung bei, aber nur, um „das soziale Problem nach christlicher Lehre zu erörtern". Auf dem 3. Arbeiterkongreß in Reims 1896 gaben sie sich selbst den Namen „le parti démocratique chrétien". Die christlichen Demokraten Frankreichs stellten sich auf den Boden der päpstlichen Enzyklika „Praeclara", welche die Franzosen zur Annahme der Republik ermahnte. Sie sind bewußte Demokraten und scheiden sich streng von den monarchisch denkenden katholischen Elementen Frankreichs.*)

Von diesen französischen Arbeiterkreisen übernahmen nun in Italien gewisse liberaler gerichtete Vereinigungen den Namen der christlichen Demokratie.

Schon auf dem Katholikenkongreß zu Mailand im Jahre 1897 mußte es klar werden, daß eine neue, vorwärtsdrängende, über den langsamen Schritt der Opera ungeduldige Partei nach fester Gestaltung begehrte. Gegenüber der modernen Technik der politischen Agitation in der Sozialdemokratie waren die Männer der

*) Vgl. Traub, Materialien zum Verständnis und zur Kritik des katholischen Sozialismus. München, Lehmann. 1902. S. 102ff.

Digitized by Google

alten katholisch-sozialen Bestrebungen für viele zu lässig und zu träge. Selbst die „Germania“ (1901, Nr. 12, I) nannte sie später noch „die Männer der hierarchisch gegliederten, schwerfällig und schablonenhaft aufgebauten Komitees und Kongresse. An Zahl sind sie gering, an intellektuellen Höhepunkten nicht reich, durch Führertalente kaum hervorragend, wenn auch ehrliche, fromme und zuverlässige Katholiken“. „Der Regierung haben sie Proteste und Petitionen, nie die Kraft eines auf dem Boden des Gesetzes organisierten Volkes gezeigt.“

Jüngere, tatkräftige Geister mit demagogischer Anlage stellten sich der altkonservativen Gemächlichkeit kampfbereit gegenüber. Ihr Ausgangspunkt war ein christlich-soziales, energisches Reformprogramm; der Name „christlich-demokratisch“ wollte nichts anderes bedeuten. Die Rechte des Volkes wurden offen anerkannt, von der Wahlfreiheit bis zum Koalitionsrecht. „Man würdigte — so schilderte die „Germania“ diese „Jungen“ — „die glänzenden Fortschritte der sozialen Volksparteien, d. h. der Sozialdemokraten, deren Kampf gegen die Korruption jedem Christen Ehre machen würde. Man förderte die Volksbildung und nahm die Organisation in berufliche Genossenschaften in die Hand. Offen und überall brach man mit der konservativen Zaghaftigkeit vor der Mannbarmachung der unteren Stände.“

An der Spitze dieser Bewegung standen, neben dem offenen Begünstiger derselben, dem Kardinal Ferrari, Erzbischof von Mailand, und dem „Romantiker der italienischen Schule“ Toniolo, vor allem zwei Priester, die vor keiner demokratischen Konsequenz zurückschreckten: der Mailänder Albertario, Herausgeber des „Osservatore Cattolico“, wegen seiner Beteiligung an den Mailänder sozialistischen, revolutionären Umtrieben 1898 von dem italienischen Gericht zu zwei Jahren schweren Kerkers verurteilt, ein enfant terrible des ultramontanen Klerus, im vorigen Jahre verstorben; und der feurige, in jugendlicher Vollkraft vorwärts stürmende Don Romolo Murri. Zuerst machte Murri sich durch Artikel im „Osservatore Cattolico“ bekannt. Das Blatt war ihm aber noch zu positiv gerichtet. So gründete er 1898 die „Cultura sociale“, in der er das katholische Leben und seine Erscheinungsformen in Italien einer scharfen Kritik unterzog. Reform auf allen Gebieten, das war seine Losung. Er wollte die päpstliche Politik popularisieren; ein soziales Papsttum, auf die Begeisterung der für die zu regenerierende Kirche gewonnenen Massen gestützt, und in nationalem Zusammenschluß mit dem katholischen Italien

Digitized by Google

die Führung des Vaterlandes in die Hand nehmend, so dachte sich Murri die Stellung des Kirchenhauptes, etwa die Naumannsche Idee eines sozialen Kaisertums auf die Kirche übertragen. Die Partei der „sozialen Welfen" nannte man wohl auch die Partei, die offiziell „christliche Demokratie" hieß.

Es ist zweifellos, daß Leo XIII. den Bestrebungen Murris und seiner Anhänger ein freundliches Wohlwollen entgegenbrachte. Als es im Juni 1900 auf der Generalversammlung der klerikalen Vereine in Rom zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen den alt-konservativ Gerichteten und den Anhängern der jungen christlichen Demokratie kam, wurde die letztere ausdrücklich als eine soziale Aktion im Sinne des Heiligen Vaters anerkannt. Aber die Gegenwirkung gegen die neue Partei blieb nicht aus. Während man den Kardinal Agliardi, den früheren Münchener und Wiener Nuntius, als Freund der Bewegung bezeichnete, setzte der ungleich mächtigere Kardinalstaatssekretär Rampolla ihr seinen ganzen zähen Widerstand entgegen. Er fühlte instinktiv, daß in Murri und seinem Anhange Kräfte sich regten, die von der Führung und Bevormundung seitens der kirchlichen Autoritäten früher oder später sich emanzipieren würden. Und dem mußte mit aller Energie entgegengearbeitet werden. Alle reaktionären Instanzen der Kirche stimmten diesem Bestreben zu. Der toskanische Episkopat verbot in seiner ganzen Diözese sogar den Namen „christliche Demokratie".

Da griff Leo selbst ein und erließ die Enzyklika „Graves de communi" vom 18. Januar 1901 über die christliche Demokratie. Er wahrte der sozialen Arbeit der katholischen Kirche ausdrücklich diese Bezeichnung unter Abstreifung aller politischen Nebenbedeutung im Sinne von Volksherrschaft oder Demagogie. Damit breitete er den Schutz der päpstlichen Anerkennung auch über die neugebildete sozialistische Katholikenpartei. Aber zugleich mahnte er in beweglichen Worten zur Vereinigung der Kräfte, zur Vermeidung aller trennenden und die Geister reizenden Polemik. Er forderte Verzichtleistung „auf gewisse feinere Fragen von geringerem praktischem Interesse, deren Erörterung schwierig ist, und deren Verständnis besondere Intelligenz und ungewöhnliches Studium voraussetzt". Vor allem aber solle jeder „gewissenhaft auf die Stimme des Apostolischen Stuhles hören" und nicht minder dessen gedenken, daß „alle, Genossenschaften und einzelne, durchaus der Autorität der Bischöfe folgen müssen". Endlich tauchte in der Enzyklika das Gespenst auf, das schließlich die ganze Partei der „Jungen" verschlungen hat: „Die katholische Bewegung, wie immer sie auch

Digitized by Google

eingerichtet sein möge, wird um so wirksamer sein, wenn alle zu ihr gehörenden Vereinigungen, jede auf ihrem Gebiete, vorgehen in Unterordnung unter eine und dieselbe leitende Stelle; das ist in Italien jene Einrichtung, welcher Unser Vorgänger und Wir selbst den Auftrag erteilten, die gemeinsame Aktion der Katholiken, unter Führung der Bischöfe, zu leiten, die Opera dei Congressi e Comitati Cattolici".

Mit dieser Forderung war dem Kardinal Rampolla die Handhabe geboten, durch welche er demnächst die christliche Demokratie Murris vernichtete. Fürs erste aber wurde die Enzyklika Graves de communi für Don Romolo und seine Freunde der Anlaß zu erneuter, überaus reger Tätigkeit. Am 3. Februar 1901 schon begannen sie unter Murris Redaktion die Herausgabe eines neuen Wochenblattes „Il Domani d'Italia" (Die Zukunft Italiens), das bereits in den ersten drei Monaten 12000 Abonnenten zählte und es dann auf 15000 brachte. Ausgezeichnete Redner und Agitatoren, Murri selbst, Toniolo, P. Passovich, P. Semeria u. a., durchzogen das Land zu Vorträgen und Konferenzen. Zirkel für soziale Studien wurden allenthalben errichtet, aus denen „Arbeitsligen" gebildet werden sollten, im Gegensatz zu den immer mehr der Sozialdemokratie zufallenden „Arbeitskammern". Gründung von Arbeitsnachweisestellen, von juristischen Auskunfts- und Beratestellen, von Arbeiterschiedsgerichten, von Versorgungsbureaus für entlassene Sträflinge gingen mit der literarischen Tätigkeit Hand in Hand. In wenigen Monaten wurde ein gewaltiges Werk gethan, das zu den freudigsten Hoffnungen für die Zukunft zu berechtigen schien.

Da fiel der vernichtende Schlag Rampollas.

Unter dem 27. Januar 1902 sandte der Kardinalstaatssekretär an alle italienischen Bischöfe zwei Schreiben. Das eine, in der vatikanischen Buchdruckerei hergestellt, war eine Denkschrift von 105 Seiten, die als ein ausführliches Statut für die Opera dei Congressi bezeichnet werden kann. Das andere, eine Broschüre von 17 Seiten, vom Kardinal Rampolla unterschrieben, ist eine Instruktion der „Kongregation für außerordentliche Angelegenheiten" über die christlich-populäre oder christlich-demokratische Bewegung in Italien. Im Statut ist der Selbständigkeit der christlichen Demokratie der Todesstoß versetzt. Artikel 9 bestimmt, daß fortan für sämtliche christlich-demokratische Institutionen als Zentralbureau der Vorstand der zweiten Gruppe der Opera dei Congressi zu gelten habe. Nur diesem steht das Recht zu, Rundschreiben zu

Digitized by Google

versenden, Initiativen für das ganze Land zu ergreifen u. s. w. „Alle christlich-demokratischen Vereine und sonstige Institute", heißt es in Artikel 10, „haben sich als wesentliche Teile der Opera zu betrachten, gehören zur Kompetenz der zweiten Gruppe derselben und hängen von den bezüglichen Parochialkomitees ab. Der 11. Artikel verlangte, daß auf den Schriftstücken der Vereine vor dem „Circolo democratico cristiano" der Vermerk „zweite Gruppe der Opera" stehen solle. Artikel 17 bestimmte, daß der jedesmalige geistliche Beirat des Parochialvereins der zweiten Gruppe in gleicher Eigenschaft auch den christlich-demokratischen Verein zu leiten habe, u. s. w. Kurz, der Erlaß des Statutes bedeutete eine vollständige Eingliederung der freien Vereine der christlichen Demokratie in die klerikale Organisation, unter Beschränkung jeder eigenen, den Zeitverhältnissen angepaßten Aktion. Die Instruktion an die Bischöfe über die christlich-populäre Bewegung, das zweite Schriftstück, schnürte die Vereine der christlichen Demokratie noch vollständiger in die vatikanisch-ultramontanen Interessen ein. Jede Teilnahme an irgend einer politischen Aktion wurde auf das strengste untersagt. „Es ist eine bindende Pflicht für alle katholischen Journalisten, auch für die christlich-demokratischen, unabläßig im Volke die Überzeugung von der unerträglichen Lage des Heiligen Stuhles seit der Wegnahme seiner weltlichen Herrschaft lebendig zu erhalten." „Die gesamte katholische Journalistik hat sich in allem, was die religiösen Interessen und die Wirksamkeit der Kirche in der Gesellschaft angeht, völlig mit Verstand und Willen ihren Bischöfen und dem Papst zu unterwerfen." Christlich-demokratische Druckwerke müssen der vorherigen Zensur des Bischofs unterbreitet werden. Priester und Laien dürfen nur mit Genehmigung des Bischofs Vorträge über christliche Demokratie halten. Auseinandersetzungen mit der Sozialdemokratie sind nur solchen Personen anzuvertrauen, „die geeignet sind, die Wahrheit zum Triumph zu führen".

Die „Germania" schloß ihre Besprechung dieser zwei Veröffentlichungen mit den Worten: „Es ist der Reaktion wieder gelungen, die führenden Kreise in schiefer Weise zu informieren ... Wir wiederholen, was wir vor Monaten schrieben: Italien tut vor allem Freiheit not, und wir begleiten die schweren Kämpfe politischer Organisation, die bittersten, die es für eine Partei gibt, die bis ins Mark welfisch ist, wie diese, mit heißer Sympathie."

Die Sympathie des Deutschen Blattes half den christlichen Demokraten Italiens nichts. Denn es handelte sich für den Vatikan

Digitized by Google

um die absolute Klerikalisierung der sozialen Arbeit; es handelte sich um das Herrschaftsbestreben der Kurie, dem zuliebe auch der Papst seinem kraftvollen Staatssekretär nachgegeben hatte.

Die Wochenschrift Murris „Il Domani d'Italia" brachte alsbald eine Erklärung: ihre Partei denke nicht an Rebellion oder aktiven Widerstand gegen die kirchliche Obrigkeit; sie habe gar kein Interesse an alle dem, was über die innere Organisation der Opera verfügt sei; das gehe nur die etwas an, die sich aus freier Initiative in die genannte Opera einschreiben ließen oder zu ihr gehörten. Es handele sich bei ihnen um wirtschaftliche und soziale Aktionen und um die Gründung von freien Laienorganisationen; dazu bedürften sie der Autonomie und nicht der Unterwerfung unter klerikale Gewalten.

Aber das Verhängnis ging seinen Weg.

Um den christlichen Demokraten den Eintritt in die zweite Gruppe der Opera zu erleichtern, hatte man den alten Generalsekretär der Opera dei Congressi, den völlig reaktionären Grafen Paganuzzi in Venedig, mit dem Grafen Grosoli in Ferrara ersetzt. Was von diesem aber erwartet werden konnte, bezeugte sein erstes Rundschreiben an die Komitees, in dem er sein Programm dahin formulierte: „alles ohne Rückhalt anerkennen, was der Papst für nötig hält; ohne Wanken alles verwerfen, was der Papst verworfen hat; in dem weiten Gebiete, das zwischen diesen Grenzen liegt, Freiheit der Diskussion in der Anwendung gewähren, aber alles auf der unerläßlichen Grundlage der Abhängigkeit vom erhabenen Stuhle Petri".

Nunmehr hielt Murri sich nicht mehr für verpflichtet, von den innersten Motiven, die ihn bei seiner sozialen Tätigkeit geleitet hatten, zu schweigen. In einer christlich-demokratischen Versammlung am 24. August 1902 in der Republik San Marino über „Freiheit und Christentum" sprach er Worte, die wie Donnerschläge im Vatikan wirken mußten. „Überall, o Freunde, wohin ihr schaut, bewegt es sich und arbeitet es im Katholizismus, überall ein Aufstieg zum Leben, ein Sicherneuern froh und frei, wie das Aufwachen eines Waldes im Frühling . . . Die Kritik im eigenen Lager wächst mächtig an; die biblischen Studien werden reformiert; das Christentum der ersten Jahrhunderte wird allseitig untersucht, die Studien des Klerus ergänzt und verbessert; die Franziskuslegende bringt uns einen frischen Hauch von Christentum und Demokratie; die alten politischen Bündnisse fallen; und im Fieber der Arbeit, unter der Ungeduld der Hindernisse, ruft alles nach

Digitized by Google

Freiheit, Licht und Bewegung für die schlaffen Muskeln, die das Leben wieder fließen fühlen und Spannraum heischen." Ja mehr! „Der Schlachtruf lautet jetzt: Zurück zum Evangelium, zum reinen Christentum; wir haben alle ein Heimweh danach! Dem Evangelium haben wir manches selbst hinzugefügt oder untergeschoben, und dann haben wir das alles verehrt und angebetet, als sei es stets eins mit ihm gewesen. Halbheidnische Gebräuche, die neu aufgefirnißt wurden, Institutionen aus dem altrömischen Rechte, theologische und philosophische Gedanken, die in unseren Anstalten fabriziert wurden, heruntergekommene Klöster, die unfähig sind, sich zu reformieren, menschliche Privilegien, äußerliche Gewohnheiten, die nur dann einen Wert hätten, wenn ein innerer Geist sie belebte — das ist das Gepäck, das uns am Gehen hindert. Kehren wir zum Evangelium zurück! Befreien wir das Christentum von dem Schleier, der es sich selbst und unserem Volke verhüllt!"

Das war freilich eine Sprache, die man im Vatikan nimmermehr dulden durfte. Damit hatte Murri das letzte Band, das ihn an die Kurie knüpfte, zerschnitten.

Die Zensurierung blieb nicht aus. Der Kardinalvikar Respighi erließ unter dem 23. September 1902 eine „Notifikation" an die italienischen Bischöfe, in welcher die Rede Murris als „tadelnswert und der Zensur verfallen" bezeichnet und die Gläubigen ermahnt wurden, solchen gefährlichen Gedanken und Bestrebungen kein Ohr zu leihen.

Und Murri? Nun, er unterwarf sich der Zensur, oder, wie sein Kampfgenosse Pater Semeria vom Barnabiterorden in einer überaus kühnen Rede zu Imola am 6. Oktober behauptete, „da er ein guter Soldat ist, beugte er sich aus Disziplin der Autorität, ohne von seiner Lehre etwas zurückzuziehen". Die neueste Nachricht aus Italien vom 21. Januar d. J. lautet: „Don Romolo Murri, der Führer der Jungen unter den Christlich-Sozialen, hat seine Ämter niedergelegt. Der Domani d'Italia wird nach Bergamo übersiedeln, und kein Mitglied der bisherigen Redaktion wird an dem Blatte weiter arbeiten dürfen. Die Anhänger Murris werden unbarmherzig unter das Joch der Opera dei Congressi gebeugt, dem sich manche bis heute entzogen hatten. Ein Rundschreiben des Grafen Medolago, des Präsidenten der Abteilung II dieses verrosteten Räderwerkes, verfügt, daß bis Ende Februar jede christlich-demokratische Bewegung sich dem Diözesan-, Regional- oder Generalausschusse der Opera dei Congressi untergeordnet

Digitized by Google

haben muß. Die Unterordnung wird nun wohl stattfinden, aber nur äußerlich. Dessen sollten die Klerikalen eigentlich am frohesten sein. Denn die lebendige und tätige Richtung war doch die von Murri. Die alte Mumie der Opera ist wahrlich nicht die richtige Form, um den Vatikan in Italien zu stärken." Nach uns gewordenen Mitteilungen will Murri sich fortan nur noch wissenschaftlich-theoretisch beschäftigen.

Das ist, wenigstens vorläufig, das tragische Ende des freier gerichteten katholischen Sozialismus in Italien. Bei der rücksichtslosen Vergewaltigung, die dem päpstlichen System überall und allezeit zu Gebote steht, ist auf ein Wiederaufleben der Bewegung zu siegreichem Kampfe kaum noch zu hoffen. Brutale Gewalt — denn Amtsentziehung, akademischer Boykott, Verweigerung der Absolution, Diffamation in der katholischen Öffentlichkeit und ähnliche Maßregeln sind nicht anders zu nennen — übt der Vatikan und seine Dienerschaft, wo immer eine Auflehnung gegen seine Autorität sich ans Licht wagt. Der politische Katholizismus erschlägt den religiösen, so hat Franz Xaver Kraus einst diese erschreckende Signatur des gegenwärtigen, jesuitisch durchtränkten Romanismus genannt. Chamberlain nennts „den Kampf Roms gegen den Katholizismus".

Eduard v. Hartmann und die moderne Theologie.

Von Arthur Drews (Karlsruhe).

[Schluß.]

Die Besorgnis scheint freilich in diesem Falle unbegründet, daß Christlieb die moderne Begriffsscheu und den Unglauben an die Lehren der wissenschaftlichen Metaphysik dazu benutzen will, um den Glauben an das Dogma dafür einzuschmuggeln, wie wir dies sonst von seiten der neukantischen Theologie gewöhnt sind. Das alte Dogma mit seinen Aussagen über transzendente Dinge

Digitized by Google

gilt ihm als völlig abgetan, und er betrachtet es als das sichere Resultat des bisherigen Kampfes der modernen mit der alten Weltanschauung, daß es nicht mehr zum Leben zu erwecken ist. Allein er ist der Ansicht, daß jedes neue Dogma genau unter derselben Inadäquatheit leidet, wie das alte, und betrachtet es überhaupt als in der Natur der Sache liegend, daß wir über Gottes Wesen keine „zutreffenden Aussagen" machen können.

Hier müssen wir schon stutzig werden. Woher weiß denn Christlieb, daß jedes Dogma als solches notwendig inadäquat sein muß? Vom alten Dogma freilich dürfen wir mit Recht behaupten, daß es dem Wesen dessen, worüber es etwas aussagt, jedenfalls nicht entspricht; allein diese Behauptung stützt sich doch nur darauf, daß das Dogma an inneren Widersprüchen leidet. Wir machen also die Widerspruchslosigkeit zum Kriterium der metaphysischen Wahrheit und glauben uns berechtigt, das alte Dogma abzuweisen, weil dieses, am Maßstabe unserer Vernunft gemessen, sich als unzulänglich herausgestellt hat. Mit welchem Rechte dürfen wir aber alsdann über jede metaphysische Aussage a priori den Stab brechen, auch wenn sie von den Schwierigkeiten und Widersprüchen des alten Dogmas frei ist? Wir wissen, woher alle diese Widersprüche des alten Dogmas stammen, nämlich letzten Endes aus der unmöglichen Vermischung des spekulativen und des historischen Moments, der metaphysischen Begriffswelt mit der menschlichen Persönlichkeit Jesu von Nazareth. Aber wenn eine metaphysische Aussage diese Widersprüche nicht enthält und unser religiöses Bewußtsein mindestens ebenso gut, wie das alte Dogma, befriedigt, warum muß auch sie notwendig falsch sein?

Man suche uns doch nicht einzureden, die Unhaltbarkeit des alten Dogmas sei nur ein Spezialfall der allgemeinen menschlichen Unfähigkeit, über göttliche Dinge etwas wahrhaft Adäquates auszusagen, ja, sei am Ende sogar ein Beweis für diese Unfähigkeit selbst. Wer an die Voraussetzung des Offenbarungscharakters des alten Dogmas glaubt, der mag wohl, wenn er zur Einsicht in die Unhaltbarkeit des Dogmas gelangt, an der Fähigkeit der menschlichen Vernunft überhaupt verzweifeln, das Transzendente erfassen zu können. Ein Theologe jedoch, der als „moderner Mensch" auch die wissenschaftliche Unhaltbarkeit des alten Offenbarungsbegriffs durchschaut hat und die menschliche, allzu menschliche Entstehungsweise des Dogmas kennt, wie sollte der wohl um des Dogmas willen in das Lager des Agnostizismus übergehen?

Aber welchen andern Beweis hat Christlieb alsdann, um die

Digitized by Google

Inadäquatheit aller unserer metaphysischen Vorstellungen zu behaupten? Etwa den modernen Kantianismus? Aber der ist von Hartmann selbst, zumal auch nach der theologischen Seite hin so gründlich widerlegt worden, daß keiner ein Recht hat, sich auf ihn diesem Philosophen gegenüber zu berufen, ohne vorher die Unhaltbarkeit von dessen Einwendungen gegen jenen Standpunkt widerlegt zu haben. Der moderne Agnostizismus, soweit er wissenschaftliche Bedeutung hat und nicht einfach die Sache einer bloßen Mode-Stimmung ist, beruht durchaus auf dem Glauben an die Realität und Aktualität des Bewußtseins als des Subjekts des Erkennens. Er behauptet, daß wir das Jenseits des Bewußtseins nicht erkennen könnten, weil das Bewußtsein selbstverständlich nicht imstande ist, aus seiner eigenen Haut zu fahren oder über sich selbst hinauszugreifen. Das ist ja aber nach Hartmann gerade das Proton pseudos dieses ganzen Standpunktes, daß er das Bewußtsein für das tätige Subjekt des Erkennens ansieht und sich damit in die Mauern der subjektiven Vorstellungssphäre einsperrt.

Wie kann man also meinen, Hartmann dadurch widerlegen zu können, daß man ihn von einem Standpunkt aus bekämpft, den dieser überhaupt nicht anerkennt und berechtigt ist, so lange für abgetan zu betrachten, bis man ihm das Gegenteil nachgewiesen hat? Der moderne Agnostizismus verwirft die Behauptungen über das Transzendente, weil wir mit allen unseren Vorstellungen in die Grenzen des Bewußtseins eingeschlossen seien; er behauptet daher konsequenterweise, auch von der Existenz eines Gottes nichts zu wissen, und ist in diesem Sinne Atheismus. Christlieb dagegen hält als christlicher Theologe selbstverständlich an der Existenz Gottes fest, überschreitet damit also bereits die vermeintlichen Grenzen der Erkenntnis und weist es trotzdem ab, sich auf eine nähere Bestimmung dieses Gottes einzulassen. Das ist aber, aus wissenschaftlichem Gesichtspunkte angesehen, reine Willkür, denn das Transzendente ist nun einmal wie der Teufel, der, wenn man ihm den kleinen Finger reicht, sofort die ganze Hand nimmt, d. h. der erste Schritt über die Grenzen des Bewußtseins hinaus zieht unweigerlich auch noch eine ganze Anzahl weiterer Schritte nach sich. Sich zu weigern, diese Schritte zu machen, weil unsere Erkenntnis des Transzendenten doch inadäquat sei, das ist kein Agnostizismus mehr, sondern reiner negativer Dogmatismus, der, wenn er auch über das Transzendente sonst nichts zu wissen behauptet, doch soviel jedenfalls zu wissen beansprucht, daß jenes nicht so oder so sein könne.

Digitized by Google

Christlieb spricht sich nicht darüber aus, was er unter einer adäquaten Erkenntnis versteht. Da er jedoch Hartmann die Ansicht zuschreibt, daß er an die „völlige Adäquatheit" unserer Erkenntnis und ihres sprachlichen Ausdrucks glaube, so erweckt er bei seinen Lesern den Anschein, als bilde jener Philosoph sich ein, ein unmittelbares Wissen der göttlichen Dinge zu besitzen. Und doch hat gerade Hartmann den hypothetischen Charakter unserer Erkenntnis stets betont, jede Möglichkeit einer intellektuellen Anschauung im Sinne der früheren Spekulation verworfen und den Anspruch der letzteren auf apodiktische Gewißheit durch denjenigen der bloßen Wahrscheinlichkeit ersetzt. Hat doch dieser Philosoph die Erkenntnis niemals in einem anderen Sinne als in demjenigen einer möglichst vernunftgemäßen Auslegung und Zurechtlegung der gegebenen Wirklichkeit verstanden und die transzendente Erkenntnis der Metaphysik immer nur als eine Weiter- und Zuendeführung der Erfahrungserkenntnis am Maßstabe der Widerspruchslosigkeit aufgefaßt. Warum eine solche Erkenntnis wertlos sein soll, ist nicht einzusehen, zumal wenn sich herausstellt, daß schon unsere gewöhnlich sogenannte Erfahrungserkenntnis nur eine Logifizierung und Rationalisierung des gegebenen Bewußtseinsinhalts ist. Heißt Erkennen überhaupt nichts anderes als Bearbeitung des Erfahrungsstoffes vermittelst der in unserm Geiste wirksamen Kategorialfunktionen, so gibt es entweder überhaupt keine Erkenntnis, oder aber die metaphysische Erkenntnis scheidet darum noch nicht aus dem Umkreis unserer Erkenntnis aus, weil sie in der logischen Bearbeitung des Gegebenen einen Schritt weiter geht als die empirische Erkenntnis und die hier gefundenen Resultate in einer möglichst widerspruchslosen Einheit mit einander zu verknüpfen bestrebt ist. Kann die Adäquatheit unserer Erkenntnis niemals etwas anderes bedeuten als die Angemessenheit derselben an die Forderungen unserer Vernunft, und gibt es für sie kein anderes Kriterium als die Widerspruchslosigkeit unserer Begriffe, so hat es keinen Sinn, eine metaphysische Behauptung selbst dann wegen ihrer Inadäquatheit abzuweisen, wenn sie unsere Vernunft befriedigt. Daß die Unfähigkeit unserer Sprache, allen Feinheiten der logischen Beziehungen nachzugehen, die Erkenntnis sehr erschwert, zumal je weiter sie sich vom Boden der Erfahrung entfernt, wer wollte das bezweifeln? Wäre jedoch unsere Sprache überhaupt unfähig, den Inhalt der Vernunft auszudrücken und zu vermitteln, so wäre der sprachliche Ausdruck der empirischen Erkenntnis gegenüber genau ebenso hilflos, wie gegenüber dem

Digitized by Google

Inhalte des Transzendenten, und wir täten gut, nicht bloß jede Art der wissenschaftlichen Forschung, sondern auch das Sprechen aufzugeben. Es mag sein, daß auch die Hartmannsche Gotteslehre weder in ihrem logischen Inhalt, noch in ihrem sprachlichen Ausdruck dem Wesen unserer Vernunft gerecht wird und in diesem Sinne inadäquat ist, allein jede mögliche Fassung des religiösen Objekts a priori für inadäquat erklären, das ist nicht kritische Vorsicht, sondern reine Willkür, deren Motive ganz wo anders zu suchen sind, als in einer vorurteilslosen Einsicht in das Wesen unserer Erkenntnis.

Indessen mag man hierüber denken, wie man will: eins ist sicher, daß ein logische, begriffliche Bestimmung des metaphysischen Wesens unserer Vernunft jedenfalls immer noch besser entspricht, als jede andere mögliche Bestimmung. Nur was selbst vernünftig und widerspruchslos ist, befriedigt unsere Vernunft, und zwar in um so höherem Grade, je mehr es imstande ist, die gegebenen Tatsachen durch den Nachweis ihres einheitlich vernünftigen Zusammenhanges zu erklären. Alle Erkenntnis besteht somit letzten Endes in einer Projektion unserer eigenen vernünftigen Denkbestimmungen in die objektive Wirklichkeit hinaus, welche die Metaphysik nur untereinander zu einem System verknüpft. In diesem Sinne ist es ganz richtig, daß wir nie das Ansich, sondern immer nur das Füruns der Dinge erkennen können, was übrigens auch Hartmanns Ansicht ist. Keine Metaphysik, die sich nur selbst versteht, kann deshalb auch umhin, dem Vernünftigen oder Logischen selbst eine Stelle unter ihren Prinzipien anzuweisen, worin auch der Grund zu suchen ist, weshalb der Idealismus, bezw. der Logismus eine so große Rolle in der philosophischen Entwickelung spielt. Christlieb dagegen will an die Stelle logischer psychologische Bestimmungen einsetzen: er erkennt ganz richtig, daß von den Tagen unserer arischen Vorfahren an ein ununterbrochenes Greifen nach immer höheren Worten durch die Geschichte unseres religiösen Lebens geht, daß das absolute Wesen nur durch die höchsten Bestimmungen ausgedrückt werden kann, die wir in uns, in unserem eigenen Selbst antreffen, aber er verkennt, daß diese höchsten Bestimmungen nur in unserer Vernunft oder dem Logischen in uns, bezw. seinem Gegenteil enthalten sind; er übersieht, daß auch das Psychologische der Kontrolle der Vernunft untersteht und folglich selbst unmöglich das Höchste sein kann, er bemerkt nicht, daß die psychologischen Bestimmungen dem Absoluten nur insoweit zugeschrieben werden können, als sie

Digitized by Google

selbst mit dem Logischen bezw. seinem Gegenteil zusammenfallen und widerspruchslos mit einander vereinbar sind, aber nicht sofern sie offensichtlich durch die Endlichkeit unserer Natur bedingt sind und an der materiellen Unterlage unseres Organismus ihren Träger und Bestimmungsgrund haben. Daß unter allen unseren psychischen Funktionen nur Idee und Wille der ausgesprochenen Forderung entsprechen, ist der Grund, warum nur diese beiden nach Hartmann zu Attributen des Absoluten gestempelt werden. Sie sind eben deshalb auch die wesentlichen psychischen Funktionen, die den Inhalt unseres Selbst bedingen, und Christlieb irrt durchaus, wenn er meint, daß sie die „niedersten" psychischen Funktionen seien, ja, hierin sogar das „Proton pseudos" der Hartmannschen Metaphysik erblickt(!)

Der ganze Unterschied zwischen Christlieb und Hartmann läßt sich hiernach auf die Formel bringen, daß beide das Höchste in uns, unser Selbst, den „Gott für uns" an einer verschiedenen Stelle suchen: der erste in der Zufälligkeit und Besonderheit unserer menschlichen Persönlichkeit in ihrer psychologischen Beschränktheit, der letztere in dem Logischen bezw. Alogischen in uns, in demjenigen, was allen Individuen gemeinsam und daher auch allein geeignet ist, als Erklärungsprinzip der Welt zu dienen. Für Christlieb fällt das Selbst mit dem menschlichen Bewußtsein oder Ich zusammen: der Standpunkt des Cogito ergo sum; für Hartmann ist das Selbst als solches vorbewußt und besteht es in dem überindividuellen und überempirischen Subjekt unserer Erkenntnis. Die einzige Frage, auf die es ankommt, ist also immer nur wieder die, ob das Ich oder Bewußtsein das aktive Subjekt des Erkennens und damit geeignet ist, als absolutes Subjekt hypostasiert zu werden, oder ob das Subjekt des Erkennens, von dessen Bestimmung auch diejenige des Absoluten abhängt, in einem überindividuellen und überichlichen Wesen gesucht werden muß. Wer das Problem in diesem Sinne vom erkenntnistheoretischen Standpunkte aus sich klar gemacht hat, wer begreift, daß nur ein überindividuelles Wesen, das wenigstens seinem Inhalte nach mit der absoluten Vernunft selbst identisch ist, die Möglichkeit der Erkenntnis in den verschiedenen Individuen erklären kann, für den ist damit auch die Streitfrage zwischen Christlieb und Hartmann selbst entschieden, und es bedarf für ihn nicht des nochmaligen Hinweises darauf, daß die psychologisch bestimmte Persönlichkeit, die Christlieb für das Höchste in uns

Digitized by Google

erklärt, ein ganz und gar erfahrungsmäßig und zufälliges (materiell) Bedingtes darstellt.

Was Christlieb darin bestärkt, die logischen Bestimmungen des Absoluten beiseite zu schieben und psychologische Bestimmung an ihre Stelle einzusetzen, ist seine Befangenheit in der Ansicht *Hegels*, daß die Religion es mit bloßen Vorstellungen zu tun habe und das Absolute nur in der Sprache des Gleichnisses erfassen könne. Indessen hat das Gleichnis doch nur insofern einen Wert, als es einen inneren *logischen* Gehalt vermittelt. Es kann also höchstens nur als *Surrogat* so lange dienen, bis die begriffliche Ausdrucksfähigkeit soweit fortgeschritten ist, um den logischen Gehalt desselben aus seiner bildmäßigen Verhüllung herauszuschälen und rein als solchen auszusprechen. An der bildmäßigen Form auch dann noch festhalten, wenn der entsprechende Ausdruck für seinen logischen Inhalt gefunden ist, heißt das religiöse Bewußtsein gewaltsam auf der erreichten Stufe festhalten wollen. Man sollte aber doch von einem Manne, der sich ausdrücklich zur „Moderne" bekennt, erwarten, daß er an eine Entwickelung, und zwar auch im Reiche des Geistes glaubt. Tut er aber das, wie kann er glauben, daß das religiöse Bewußtsein der Menschheit aus dem anfänglichen sinnlichen Naturalismus heraus sich zwar bis zu dem Standpunkte einer *psychologischen* Bestimmung des Absoluten entwickelt habe, darüber hinaus aber keine Entwickelung mehr möglich sei, weil es den höchsten Standpunkt der religiösen Erkenntnis bereits erreicht habe?

Besteht doch die Entwickelung nur darin, daß der logische Gehalt, der auch schon in den naivsten und sinnlichsten Bestimmungen der ursprünglichen Menschheit enthalten war und diesen ihren Wert verlieh, immer mehr als solcher auch erfaßt und in adäquater, d. h. logischer, Form zum Ausdruck gebracht wird. Wie kann man wohl glauben, daß der Endpunkt der Entwickelung schon erreicht sei, wenn man erst bei der psychologischen Verhüllung des Logischen angelangt ist, und wie kann man sich weigern, ihm auch dies Gewand noch abzuziehen, wenn einmal das treibende Prinzip der Entwickelung in der Logizität des religiösen Inhalts erkannt ist, die sich durch die Widersprüche der sinnlichen Ausdrucksweise hindurch und vermittelst ihrer zu immer höheren, d. h. ihr selbst immer mehr konformen, Bestimmungen hinauftreibt? Die Vernunft kann sich mit keiner Bestimmung auf die Dauer zufrieden geben, die noch irgend etwas ihr nicht Konformes und insofern Inadäquates in sich enthält. Auch die

Digitized by Google

subjektive Vernunft des Menschen kommt erst in dem Momente ganz zur Ruhe, wo sie bei dem objektiv logischen Inhalte angelangt ist, sich selbst gleichsam in den Gegenständen wiederfindet, in diesen spiegelt und darin mit ihnen zusammengeht. Es heißt der Vernunft selbst Gewalt antun, ihr psychologische Bestimmungen als die höchsten aufdrängen und sie auf diese ein für alle Mal festnageln zu wollen; aber die Vernunft spottet dieser Bemühungen der Menschen, und der religiöse Entwickelungsprozeß schreitet notwendig auch über eine solche Form der Religion hinaus, die sich einbildet, die Fülle ihrer Entfaltungsmöglichkeit mit ihnen schon erschöpft zu haben.

Es ist also einfach unrichtig, daß die Religion als solche über die Form des Gleichnisses und damit die anthropomorphistische und anthropopathische Auffassungsweise nicht hinausgelangen könne. Nur der Theismus, der Gott und Mensch in dualistischer Weise trennt, ist eben deshalb genötigt, das Gleichnis für die spezifisch religiöse Erkenntnisweise anzusehen. Nur einer Religion, die Gott als ein vom Menschen verschiedenes Wesen vor den letzteren hinstellt, ist die Form der Vorstellung wesentlich. Diese Form jedoch für die absolute, unüberwindliche und ewig gültige ausgeben, heißt nicht, die Interessen des religiösen Bewußtseins überhaupt, sondern nur diejenigen des theistischen religiösen Bewußtseins wahrnehmen, heißt der im Hintergrunde gehaltenen theistischen Metaphysik zu Liebe den religiösen Erkenntnisprozeß und seine Beschaffenheit in ihrem tiefsten Grunde verfälschen. Es mag sein, daß die überwiegende Mehrzahl der heutigen Menschen Gott noch vors Bewußtsein hinstellen, ihn vorstellen muß, um überhaupt ein Bewußtsein von ihm zu haben. Aber was beweist das für die Sache selbst? Der „bewußte Anthropomorphismus", wie Christlieb seine Auffassung nennt, mag heute immerhin noch derjenige Standpunkt sein, den der Pfarrer auf der Kanzel einnehmen muß, um sich der populären Denkweise seiner Gemeinde verständlich zu machen und ihr überhaupt ein Bewußtsein Gottes zu vermitteln. Allein wenn dieser Standpunkt sich anmaßt, eine mehr als propädeutische, praktische Bedeutung zu besitzen, wenn er sich selbst eine philosophische Bedeutung beimißt und sich herausnimmt, die Philosophie zu schulmeistern, so ist es Pflicht der letzteren, ihn energisch in seine Schranken zurückzuweisen. Der bewußte Anthropomorphismus, der da glaubt, den Standpunkt der Armen im Geiste zum absoluten erheben zu können, zerschneidet damit das Band zwischen Religion und Wissenschaft,

Digitized by Google

aus welcher doch auch die erstere einen Teil ihrer besten Nahrung zieht, und mag sich hüten, daß er nicht die Religion ganz und gar auf den Standpunkt der Geistesarmut herabdrückt. Eine Religionsphilosophie, die jenen Standpunkt teilt, hat damit aufgehört, Philosophie zu sein, und ist auf das Niveau des sog. gesunden Menschenverstandes heruntergesunken, der bekanntlich auch der gemeine ist. Eine Theologie endlich des bewußten Anthropomorphismus mag alles Andere sein, nur auf den Namen einer Wissenschaft hat sie keinen Anspruch. Denn Aufgabe der Wissenschaft ist es eben, die Wirklichkeit als ein Reich der objektiven Vernunft und den Logos als den Herrn über die Alogicität unserer subjektiven Vorstellungen und psychologischen Anthropomorphismen zu erweisen.

Nun behauptet aber Christlieb, Hartmann selbst mache sich des Anthropomorphismus schuldig und liefere damit den Beweis, daß der letztere in der Natur des endlichen Geistes begründet liege, daß er eine „psychologische Notwendigkeit" sei und wir in keiner Weise über ihn hinauszukommen vermöchten. Dies ist zutreffend, wenn man den Begriff des Anthropomorphismus so weit faßt, daß er alle Übertragung geistiger Faktoren auf die äußere Wirklichkeit einschließt und folglich auch schon die Annahme von Gesetzen, logischen Bestimmungen, denen die Wirklichkeit gehorcht, unter diesen Begriff befaßt wird. Denn, wie gesagt, ist alle unsere sog. Erkenntnis allerdings nichts anderes, als ein Logifizieren und Rationalisieren des Erfahrungsinhalts, Bearbeitung des letzteren vermittelst der in unserem eigenen Geiste wirksamen Kategorialfunktionen und insofern nur eine Projektion dieses Geistes in die Außenwelt. Dies nachgewiesen zu haben, ist das unvergängliche Verdienst der kantischen Vernunftkritik. Allein *diese* Übertragung ist ja garnicht gemeint, wenn wir von Anthropomorphismus sprechen, sondern die Übertragung solcher Eigenschaften auf die Wirklichkeit, die ausdrücklich nur unserem Zustande als *Menschen*, als beschränkten, zufällig und endlich bedingten Subjekten zukommen. Christlieb jedoch verwechselt auch hier wieder das geistige Subjekt des Erkennens mit dem Menschen in seiner psychologischen Bestimmtheit, er verwechselt den Logos mit dem Anthropos, das Ich, die psychologisch bestimmte Persönlichkeit mit dem Geist und gelangt, indem er mit dem modernen subjektiven Idealismus das menschliche Bewußtsein oder Ich für das Subjekt der Kategorialfunktionen ansieht, konsequenterweise dahin, den Anthropos, d. h. die konkrete Einheit des Ich und des

Digitized by Google

zugehörigen Organismus, auf den Thron der objektiven Vernunft zu erheben. Das mag sehr „modern" sein, nur philosophisch ist es nicht, denn die Behauptung, daß auch die sublimste Wissenschaft schließlich nicht weiter gelangen könne, als das erste beste alte Kirchenweib, kann die Philosophie sich am allerwenigsten gefallen lassen. Nur wenn das Ich des Menschen das Subjekt des Erkennens ist, ist alle Erkenntnis als solche notwendig anthropomorphisch; aber nicht, wenn das erkennende Subjekt der Logos oder die Weltvernunft ist, sofern sie zu diesem bestimmten Menschen eingeschränkt ist. Es ist ein Postulat oder eine Voraussetzung der Wissenschaft, ohne welches sie vor dem subjektiven Räsonnement des gewöhnlichen Menschenverstandes nichts voraus hat, daß der Mensch, als einzelner, nur das Werkzeug ist, in welchem und durch welches die allgemeine Vernunft sich ausspricht. Man mag daraus den Wert einer Philosophie bemessen, die, wie der moderne subjektive und transzendentale Idealismus, das Bewußtsein zum Subjekt des Erkennens macht und damit den Theologen die Möglichkeit an die Hand gibt, mit ihrem Standpunkte des bewußten Anthropomorphismus die Wissenschaft zu verhöhnen und die krudesten Einfälle einer ungeschulten Vorstellungsweise für gleichwertig mit den Denkergebnissen der tiefsten Geister auszugeben. —

Aber nicht nur aus erkenntnistheoretischen, auch sogar aus religiösen Gründen selbst erweist sich der Standpunkt des bewußten Anthropomorphismus als unhaltbar.

Nach diesem Standpunkte nämlich ist der Mensch, als Einheit des Ich und seines Organismus oder als organisch-psychisches Individuum, dasjenige Subjekt, welches im religiösen Verhältnis die Erlösung anstrebt. Aber der Mensch in diesem empirischen Sinne ist ja in Wahrheit garnicht das Subjekt einer religiösen, sondern höchstens einer empirischen Erlösung, welche darin besteht, daß er sich als Ich, als dieses besondere Individuum aus den Fesseln eines äußerlichen Zwanges befreit und seine Besonderheit und Individualität gegenüber der Allgemeinheit durchsetzt. Der Mensch im Sinne Christliebs, als psychologisch bestimmte Persönlichkeit, hat gar keine Veranlassung, nach einer anderen Freiheit als derjenigen seiner empirischen Individualität zu streben, denn da er sich selbst als ein Höchstes und Letztes weiß, so kann er seine Freiheit auch nur von der Betätigung seiner eigenen vermeintlich substantiellen Wesenheit erwarten. Das aber ist der Standpunkt des modernen Individualismus, einer

Digitized by Google

schlechthin weltlichen Gesinnung, die im Anarchismus ihren konsequentesten Ausdruck erhalten hat. Wäre, wie dies der bewußte Anthropomorphismus behauptet, die psychologische Persönlichkeit das Höchste, in welcher sich das Wesen des Menschen erschöpft, dann hätten Stirner und Nietzsche zehnmal recht, die Religion für eitel Humbug zu erklären und den Übermenschen an die Stelle der Gottheit einzusetzen. Der Standpunkt des bewußten Anthropomorphismus ist sonach nicht einmal fähig, von seinen Voraussetzungen aus den Individualismus eines Nietzsche zu widerlegen, so groß er auch bisher in dieser Beziehung getan hat, wie viel weniger denn den Standpunkt Hartmanns, der ihm gerade dadurch so unendlich überlegen ist, daß er die Substantialität des Ich oder der psychologischen Persönlichkeit als Illusion durchschaut hat.

Wäre der Mensch nicht schon selbst über die empirische Wirklichkeit hinaus, so wäre sein Verlangen unerklärlich, die Freiheit seines Selbst auf transzendentem Wege durch die Vermittelung einer überempirischen Gottheit zu erreichen. Daß überhaupt Religion ist und daß dieselbe keine Illusion ist, ist nur begreiflich, weil die empirische oder psychologische Persönlichkeit das Wesen des Menschen nicht erschöpft, weil das eigentliche und wahre Selbst des Menschen ganz wo anders befindlich ist als in der Fülle seiner empirisch-psychologischen Bestimmungen. Es ist ganz einfach ein unerläßliches Postulat des religiösen Bewußtseins, daß der Mensch noch etwas mehr ist als bloßes organisch-psychisches Individuum, daß seine psychologische Persönlichkeit nur die empirische Erscheinung eines hinter ihr befindlichen geistigen Wesens, aber keineswegs selbst schon ein Letztes und Höchstes ist, sowie wir es als ein Postulat des wissenschaftlichen Bewußtseins gefunden haben, daß das Subjekt des Erkennens mit dem individuellen Bewußtsein nicht zusammenfällt, weil andernfalls das Streben des Menschen nach einer überempirischen religiösen Erlösung unbegreiflich wäre. Der bewußte Anthropomorphismus, der das Höchste des Menschen in seiner empirischen Persönlichkeit sucht, hebt damit folglich nicht bloß die Möglichkeit eines wissenschaftlichen, sondern zugleich des religiösen Bewußtseins auf und gibt es wehrlos den Angriffen derjenigen preis, die dasselbe für eine bloße Illusion erklären.

Die psychologische Persönlichkeit des bewußten Anthropomorphismus ist dasjenige Subjekt, welches in der Sprache des religiösen Bewußtseins als „natürlicher Mensch“ bezeichnet zu werden pflegt. Aber der natürliche Mensch, der nur einfach die Besonder-

Digitized by Google

heit seiner erfahrungsmäßig gegebenen Individualität betätigt, ist, wie jeder weiß, gar nicht das Subjekt der religiösen Erlösung, sondern gerade dasjenige, wovon der Mensch im religiösen Verhältnis erlöst zu werden bestrebt ist. Subjekt einer religiösen Erlösung ist allein der „geistliche Mensch", d. h. der Geist im Menschen, der die empirisch-psychologisch bedingte Persönlichkeit als eine hemmende Schranke empfindet und die erstere nur als Werkzeug benützt, um von jener Fessel frei zu werden. Soll folglich Religion möglich sein, so muß es einen solchen geistlichen Menschen nicht nur geben, sondern der letztere muß auch selbst das Höchste in uns, dasjenige sein, um dessen Freiheit und Erlösung es sich allein im religiösen Prozesse handelt, und in dem wir erst wirklich den innersten Kern unseres Wesens, unser wahres Selbst erblicken müssen. Wie aber Christlieb vorher das geistige Subjekt des Erkennens, den Logos in uns, mit dem Ich verwechselte, so verwechselt er, aus dem nunmehr hervorgehobenen religiösen Gesichtspunkt angesehen, den geistlichen mit dem natürlichen Menschen, die empirisch bedingte psychologische Persönlichkeit mit dem Geiste, der doch allein das Subjekt der Erlösung sein kann. Diese Verwechselung ist aber hier noch viel gefährlicher, denn wenn Geist und Ich auch in religiöser Hinsicht identisch sind, dann ist es damit dem Belieben eines jeden Menschen anheimgestellt, ob er sich als Ich in Erstrebung der natürlichen oder als Geist in Erstrebung der religiösen Freiheit betätigen will, und die ganze Religion ist zu einer Sache des persönlichen Geschmackes degradiert.

Mit dem Angeführten erledigt sich nun auch zugleich die Frage nach der Persönlichkeit Gottes. Da Christlieb die psychologisch bestimmte Persönlichkeit für das Höchste im Menschen ansieht, nur das Höchste in uns selbst uns aber eben gut genug ist, um es auf Gott zu übertragen, so glaubt er sich selbstverständlich auch berechtigt, Gott als Persönlichkeit aufzufassen, obschon er natürlich auch hier nicht ansteht, die Inadäquatheit dieser Bestimmung einzuräumen. Wie aber, wenn Persönlichkeit im Christliebschen Sinne gar nicht ein Höchstes und Letztes im Menschen ist? Unsere ganze vorangehende Betrachtung hat die Unhaltbarkeit des bebewußten Anthropomorphismus sowohl in erkenntnistheoretischer, wie in religiöser Beziehung aufgedeckt. Sie hat gezeigt, daß die psychologische Persönlichkeit des Menschen unmöglich ein Höchstes sein kann, weil damit nicht bloß die Möglichkeit des Erkennens, sondern auch der Religion aufgehoben wäre. Wer diese Erörterungen verstanden hat, wer sie hat verstehen wollen, für den

Digitized by Google

ist damit auch das Schicksal der göttlichen Persönlichkeit entschieden. Hartmann leugnet diese Persönlichkeit, weil er das Bewußtsein in seiner erfahrungsmäßigen psychologischen Bestimmtheit nicht für ein Reales und Substantielles, für ein Höchstes im Christliebschen Sinne halten kann. Wer begriffen hat, daß das wahre Selbst des Menschen, der geistliche Mensch, der identisch ist mit dem Subjekt des Erkennens, vor und hinter dem Ich gesucht werden muß, daß das letztere niemals etwas anderes sein kann, als das Bewußtsein eben dieses (von ihm verschiedenen) Selbst, die Art und Form, worin dieses zu sich selbst gelangt, der kann auch an der Unbewußtheit Gottes nicht zweifeln, der eben nur aus der Beschaffenheit des vorbewußten Selbst bestimmt werden kann. Denn gewiß kann ja Gott niemals etwas anderes sein als eben nur das eigene Selbst. Das zeigen nicht bloß sämtliche Religionen, deren Gottheit immer nur das Wesen ihrer menschlichen Bekenner spiegelt, sondern es folgt auch aus der Natur aller unserer Erkenntnis, von welcher wir gesehen haben, daß sie im Grunde nur eine Projektion unseres eigenen geistigen Wesens darstellt. Wäre jedoch unser Selbst identisch mit unserm Ich oder unserer empirischen Persönlichkeit, dann wäre entweder Ich selbst Gott, wie Stirner und der moderne Individualismus behaupten, oder aber Feuerbach hätte Recht, Gott wäre nur eine Phantasieprojektion, eine subjektive Vorstellung unseres menschlichen Bewußtseins und alle Religion wäre illusorisch. Soll Religion theoretisch möglich sein, dann darf unser Selbst mit unserm Ich oder unserem Bewußtsein nicht zusammenfallen und kann nur das erstere zur Bestimmung Gottes verwendet werden. Dann aber ist Gott nicht bloß unbewußt und folglich unpersönlich, sondern er ist zugleich unser eigenes Selbst oder das uns immanente absolute Wesen, und der dualistische Theismus schlägt in den konkreten Monismus Hartmanns um. Auch Christlieb ist übrigens bereit, die Bestimmung der göttlichen Persönlichkeit aufzugeben, sobald ihm ein Begriff gegeben wäre, der höher ist als Persönlichkeit. Nun, „Geist“ ist der höhere Begriff; denn der Geist als Subjekt des Erkennens sowohl, wie der Erlösung ist es, den wir hinter der Persönlichkeit und über ihr gefunden haben. Der Geist aber ist eben deshalb vorbewußt und unbewußt, und eine Religion, die Gott wirklich im Geist und in der Wahrheit anbetet, eine solche Religion des Geistes, wie das Christentum zwar sie anstrebt, aber durch seine Identifikation der Gottheit mit der menschlichen Persönlichkeit Jesu von Nazareth unfähig ist, zu werden, kann keinen andern als einen unpersönlichen Gott behaupten.

Digitized by Google

Nebenbei bemerkt, ist auch für Christlieb das Bewußtsein Gottes nur ein vorläufiger Begriff, ja, er erkennt sogar ausdrücklich die Unbewußtheit Gottes im Hartmannschen Sinne des intuitiven Schauens und bewußtloser genialer Schaffensart an. Er möchte nur den Namen des Unbewußten solange noch zurückstellen, „bis er im Sprachgebrauch eine solche Höhe erreicht hat, daß er als „höchstes Wort" für Gottes Geistesart erscheint." Damit ist aber eigentlich alles zugegeben, was Hartmann nur irgend verlangen kann, und die Frage drängt sich auf, was nach diesem Zugeständnis die ganze Polemik Christliebs noch für einen Zweck hat. Mir wenigstens ist es unverständlich, mit welchem Rechte Christlieb hiernach noch an der göttlichen Persönlichkeit festhält, da Persönlichkeit ohne Bewußtsein doch gerade dem bewußten Anthropomorphismus für ein hölzernes Eisen gelten müßte. Daß aber mit dem obigen Zugeständnis die ganze theistische Religion der Absolutheit entkleidet und ihre Existenz nur noch von der Fortentwickelung der sprachlichen Ausdrucksweise abhängig gemacht ist, entkleidet den bewußten Anthropomorphismus so sehr jeder wissenschaftlichen Bedeutung, daß man ihn hiernach ruhig sich selbst überlassen kann.

Der bewußte Anthropomorphismus der modernen Theologie ist ein Standpunkt der vollkommenen Gleichgültigkeit gegen alle wissenschaftliche Bestimmung Gottes. Christlieb spricht es unbefangen aus: da alle Bestimmungen doch inadäquat seien, so komme es „auf ein bischen mehr oder weniger" nicht an. Das ist wohl so ziemlich der äußerste Standpunkt, zu welchem es die moderne Begriffsscheu bisher gebracht hat. Man kann diesem theologischen Laissez faire gegenüber nur noch fragen, wozu die Vertreter des Christentums sich unter solchen Umständen überhaupt noch um die Aufrechthaltung und Verbreitung der christlichen Religion bemühen, da ja hiermit aller Grund hinwegfällt, die letztere für besser und dem Wesen der Sache entsprechender als etwa die Religion der Fidschiinsulaner anzusehen, die für den Geisteszustand ihrer Bekenner doch sicherlich auch „die am wenigsten inadäquate" ist. Woher bei solchen Ansichten die christlichen Theologen noch den Mut nehmen, für die Wahrheit ihres Standpunktes einzustehen oder gar Mission zu treiben, das vermag ich wenigstens nicht zu begreifen. Ein Standpunkt, der in begrifflicher Hinsicht die absolute Indifferenz vertritt, kann auch in praktischer Hinsicht nur zur völligen Gleichgültigkeit gegen alles religiöse Leben führen, und wenn seine Vertreter die begriffliche Wertlosigkeit ihrer Metaphysik auch noch so sehr durch eine überhitzte Verhimmelung der menschlichen Persön-

Digitized by Google

lichkeit Jesu zu verhüllen suchen. Wenn das Christentum die Bestimmung seines Gottes dem bewußten Anthropomorphismus überläßt, dann ist es, wissenschaftlich angesehen, ganz sicher dem Untergang verfallen, wenn jener Standpunkt auch in der sinnlich rohen Vorstellungsart der Menge noch für längere Zeit seine Stütze haben sollte. Wenn Christlieb recht hat, daß die Theologie sich nur durch den Übertritt auf seinen Standpunkt gegen Hartmanns Angriffe verteidigen kann, so darf sie ruhig die Schlacht schon heute als verloren ansehen, denn der Standpunkt des bewußten Anthropomorphismus steht tief unter demjenigen Hartmanns und ist ganz offensichtlich nur die Verlegenheitsausflucht einer Theologie, die mit dem Bekenntnis zum modernen Agnostizismus alle Waffen der Verteidigung aus der Hand gegeben hat.

Nein, nicht durch den ataviſtiſchen Rückfall in einen Standpunkt, in deſſen allmählicher Überwindung gerade der Fortſchritt des religiöſen Bewußtſeins beſteht, nicht durch kluges ſich Zurückziehen in ein Gelände, wohin die Hartmannſchen Truppen „ihr weder folgen noch auch nur ſie aus der Ferne beſchießen können“, auch nicht durch die jetzt ſo beliebte Berufung auf Goethes Autorität, mit welcher man alles beweiſen kann, was man wünſcht, durch alles dies kann der Gegenſatz zwiſchen Hartmann und der modernen Theologie, d. h. der Kampf zwiſchen Pantheismus und Theismus, nicht zum Austrag gebracht und in einer für die Theologie rühmlichen Weiſe durchgeführt werden, ſondern nur indem die letztere ſich dem Gegner auf dem Felde der Metaphyſik ſtellt und ihn mit den Waffen der ſpekulativen Dialektik angreift. Daß dieſe Waffen in den Augen vieler heute für entwertet gelten, iſt richtig; unrichtig jedoch, daß ſie auch in der Zukunft dafür gelten müßten. Denn der Skeptizismus hat noch niemals in der Wiſſenſchaft das letzte Wort behalten. Der Agnoſtizismus und Poſitivismus, die heute den Zeitgeiſt beherrſchen, ſind doch zu wenig haltbare, zumal dem deutſchen Geiſt zu wenig entſprechende, gar zu „moderne“ Standpunkte, als daß nicht auch ſie wieder aus der Mode kommen müßten und bei ihnen der geſunde Sinn unſeres Volkes ſich auf die Dauer beruhigen könnte. Die Zeit wird kommen und ſie iſt vielleicht ſchon nicht mehr fern, wo man auch über ſie hinausſchreiten, wo ein neues metaphyſiſches Prinzip den ſpekulativen Mut von neuem befeuern wird, und dann wird der Zeitpunkt da ſein, wo auch die Theologie ſich einer energiſchen Auseinanderſetzung mit dem konkreten Monismus Hartmanns nicht länger mehr wird entziehen können.

Digitized by Google

Österreich — ein Kulturproblem.

Von R. Charmatz (Wien).

In Österreich ist der parlamentarische Ausnahmszustand in Permanenz erklärt und nur selten herrschen normale Verhältnisse. Dies ist das Charakterische der „politischen Lage". Die Obstruktion hat Cisleithanien auf den Kopf gestellt, oder besser gesagt, sie hat erst augenfällig gezeigt, wie herrlich weit das Donaureich es gebracht hat. Fast alle europäischen Kulturstaaten haben in ihren Parlamenten die Obstruktion zu Gast gehabt, oder sind mindestens die Schauplätze leidenschaftlicher, sturmbewegter Vorgänge gewesen. Österreich aber blieb es vorbehalten, die Obstruktion zur ständigen parlamentarischen Einrichtung zu machen und aus dem Notmittel der Minderheit gegen eine vergewaltigende Majorität ein Werkzeug zu schmieden, mit dem der Parlamentarismus in Brüche geschlagen werden kann. Die Obstruktion ist in den Händen der Parteien zum Revolver geworden, den man der Regierung an die Brust drückt, wenn sie nicht alle Wünsche in Bausch und Bogen erfüllt. Die Deutschen haben seinerzeit aus berechtigten Motiven den Gang der Parlamentsmaschinerie zu hemmen gesucht, die Tschechen hingegen treiben mit ihrer Obstruktionstaktik ein frevelhaftes Spiel, dessen Opfer bereits der Parlamentarismus geworden ist und der Konstitutionalismus werden kann. Das Abgeordnetenhaus wird zum Prügelknaben mißgelaunter Parlamentarier: fürwahr, ein schönes Bild.

Diese Erscheinung muß eine tiefere Ursache haben, deren Erforschung zur unabweisbaren Pflicht wird. Worin besteht denn die Macht der gesetzgebenden Körperschaften in anderen Staaten? Die Stärke des englischen Parlaments liegt in seiner Selbstverständlichkeit, in dessen Zusammenhange mit dem Werden und Fühlen des britischen Volkes. In Deutschland wurzelt die richtige Vorstellung von dem idealen und materiellen Werte der Selbstbestimmung so tief in der Volksüberzeugung, daß der Reichstag gar nicht hinweg gedacht werden kann. Anders liegen die Verhältnisse im Habsburgerreiche. Hier hat das Gros der Bevölkerung von dem Abgeordnetenhause überhaupt noch nicht Besitz ergriffen. In physischer Hinsicht, weil das kuriose Wahlrecht darauf angelegt ist, das Volk um jeden Einfluß zu bringen, in geistiger Beziehung, weil weite Kreise der österreichischen Staatsbürger auch heute noch in vollständiger Empfindungs-

Digitized by Google

losigkeit für die Errungenschaft des Konstitutionalismus leben.

Das Moment der geistigen Gleichgültigkeit für den Parlamentarismus wird nicht nur unterschätzt, sondern häufig ganz übersehen. Niemand bemüht sich, die Ursache dieser bedauerlichen Tatsache zu ergründen. Man muß sich nur die Verhältnisse vergegenwärtigen, unter denen Österreich in den Kreis der konstitutionellen Staaten trat. Dabei darf nicht vergessen werden, daß seitdem fast alles unterlassen wurde, was den Abstand zwischen dem Parlamente und den arbeitenden, großen Massen, denen die volle Erkenntnis der Grundprinzipe und Vorteile des Konstitutionalismus fehlte und fehlt, verringern hätte können. Die Volksvertretung wurde nicht vom Volke erkämpft, sie mußte geschaffen werden, weil das durch untüchtige Generale und durch finanzielle Krisen gefährdete Prestige des Habsburgerreiches auf andere Weise nicht mehr zu erhalten war. Die Bevölkerung blieb für die Neueinrichtung ohne Interesse, die föderalistische Opposition bekämpfte sie sogar auf das heftigste. Begeistert waren bloß ein paar politische Führer ohne Anhang; die Masse fehlte. Der moderne Parlamentarismus kann aber nur als Instrument der Masse bestehen, seine Grundlage muß das Selbstbewußtsein der Staatsbürger sein, die ihren Besitz zu werten und zu erhalten wissen.

In Österreich jedoch gähnt zwischen dem Reichsrate und der großen Majorität der Bevölkerung immer wieder eine weite Kluft, über die noch keine Brücke führt. Die Sozialdemokraten haben sich redliche Mühe gegeben, die breiten Schichten zu mobilisieren und in's politische Leben zu ziehen, aber die Erfolge sind nicht sehr günstig. Bei den letzten Reichsratswahlen gaben von 100 Wahlberechtigten in den Ländern mit direktem Wahlrechte nur 56 und in den Provinzen mit indirektem Wahlmodus gar nur 28 Wähler ihre Stimmen ab. Auf diese geringe Beteiligung wirken allerdings die Chikanen und Ungerechtigkeiten der österreichischen Reichsratswahlordnung nachteilig ein, aber neben diesem Erklärungsgrund darf die politische Passivität der Stimmberechtigten nicht vergessen werden. Den Österreichern steckt eben der Absolutismus zu sehr in den Gliedern, sie haben den Genuß der politischen Freiheit noch nicht würdigen gelernt. Und im Grunde genommen: was haben die immer wachsenden Proletarierschichten dem Konstitutionalismus in Österreich zu danken? Die wenigen sozialpolitischen Reformen geschahen ja zum größten Teile nicht

Digitized by Google

aus edlen Motiven; die ganze soziale Fürsorge in der Gesetzgebung beschränkt sich auf jene spärlichen Maßnahmen, die im Interesse der Wehrfähigkeit und behufs Sicherung des Volksnachwuchses notwendig waren. Die Völker wurden nicht mehr mit absolutistischer Strenge sondern durch Beschränktheit drangsaliert, bevormundet und in ihrer Selbstbefreiung gehemmt. Das Kulturniveau hat sich nur wenig gehoben, die Abnahme des Analphabetentums allein beweist da nicht viel. Was an Intelligenz in den Städten angesammelt ist, steht im schreiendsten Kontraste zu der geistigen Dürftigkeit auf dem Lande.

Der preußische Schulmeister hat das deutsche Volk reif und für den Konstitutionalismus aufnahmsfähig gemacht, Österreich hing sich das konstitutionelle Mäntelchen um und bekümmerte sich wenig um den intellektuellen Fortschritt der unteren Schichten.

Vor kurzem wurde die Aufmerksamkeit der Regierung auf die überaus beschämenden Volksschulverhältnisse in Tirol gelenkt. In diesem Kronlande befähigen die zurückgelegten Normalschulstudien zur Ausübung des Dorflehramtes. Die Lehrer in den kleinen Orten sind so schlecht gestellt, daß sie sich vielfach in ihrer freien Zeit für landwirtschaftliche Arbeiten verdingen müssen. Dieser kleine Ausschnitt aus dem Kulturleben ist sicherlich nicht typisch zu nennen, aber es gibt Gegenden — z. B. in Galizien und Dalmatien — wo es noch schlimmer bestellt ist. Auf dem Lande wirken die dunklen Mächte der Finsternis weiter, sie lassen das Volk inmitten des modernen Lebens in absolutistischer Regungslosigkeit hinwelken, ohne Fühlung mit der Gegenwart, ohne Sinn für Bürgerrechte. In den Städten und Märkten dominiert hinwieder das Kleinbürgertum, diese durch die Reichsrats-, Landtags- und Kommunalwahlordnungen bevorzugte, politisch ganz unselbständige, Schlagwörtern zugängliche und leicht zu betörende Erwerbsschichte.

Die große Majorität der österreichischen Bürger steht dem öffentlichen Getriebe ganz ferne, zum überwiegenden Teile aus Unreife, zum kleineren aus Abneigung oder Indolenz. Die politisch tätigen Minoritäten sind durch das Interessenwahlrecht einem demoralisierenden Kliquenwesen ausgeliefert. Das Parlament ist verfälscht, das wahre Bild des Volkes kommt nicht zum Ausdruck.

Die Abgeordneten sind alles weniger als die Willensvollstrecker der Volksmajorität; im Verhältnisse zum Volkskoloß erscheinen sie oft von einer unansehnlichen Minderheit delegiert, die

Digitized by Google

wieder meistenteils nicht genug entwickelt ist, um aus freier Überzeugung zu handeln. In Österreich herrschen daher einige Konventikel und die wenigen Ausnahmen eines vom Volkswillen getragenen Abgeordneten bestätigen nur die Regel. Den Deputierten ermangelt die scharfe Selbstkontrole der Bevölkerung, sie fühlen sich unabhängig, ohne Verantwortung und können sich ungestört dem parlamentarischen Charivari hingeben, in dem Zwischenrufe rascher zum bedeutenderen und populäreren Manne machen, als sachliches Wissen und ernstes Wollen.

Alle Parlamentskrisen der letzten Jahre entspringen in letzter Linie aus einem Übel, aus dem Umstande, daß die Mehrheit des Volkes den Ereignissen des öffentlichen Lebens teilnahmslos gegenüber steht. Die Grundlage, den Kern der österreichischen Frage bildet daher die Überlegung, wie die Kluft zwischen dem in der Luft hängenden Konstitutionalismus und dem indifferenten Verhalten der breiten Schichten auszufüllen sei, wodurch die passiven Bürger für das politische Kräftespiel gewonnen werden können. Die Antwort auf diese Frage ist einfacher, als anzunehmen wäre: das österreichische Problem ist eine Erziehungsfrage. Wird es möglich sein, all' die Nationen, die den Donaustaat bevölkern, in allen ihren Gliedern geistig soweit in die Höhe zu bringen, daß das Selbstbewußtsein zur Entwickelung gelangt und das Verständnis für das konstitutionelle Leben heranwächst, dann wird sich erst das Parlament aus einem Belustigungsort in eine ernste Pflegestätte des Gemeinwohles umwandeln können. Aber in demselben Maße, als die politischen Zustände an Unhaltbarkeit gewinnen und der nationale Chauvinismus, über die Köpfe der großen Massen hinweg, den geordneten Parlamentarismus zur Farce herabwürdigt, wird die Überzeugung durchdringen, daß kleine Mittel über die vollständige Desorganisation Cisleithaniens nicht hinweghelfen. An den Kern des Volkes muß die Hand angelegt werden: Österreich braucht einen politischen Pestalozzi, der die heranwachsenden Generationen zu aufrechten Menschen erzieht, die wider Pfaffenmacht und Kliquenwesen anzukämpfen befähigt sind. Die Massen müssen denken und frei empfinden lernen, dann werden sie die Schmach ihres Vaterlandes erkennen und zur Besserung der Verhältnisse beitragen. In demselben Maße wie die Zustände in dem national zerissenen Donaustaate leidlicher werden, erfahren die irredentistischen Strömungen im Norden, Süden und Osten eine empfindliche Abschwächung. Wer wird

Digitized by Google

aus dem Staate hinaus wollen, in dem man Behaglichkeit und Lebensunterhalt findet? Das sieht freilich wie ein Zukunftsgemälde aus, dem der Rahmen der Wirklichkeit zu enge ist. Heute wohl! In Dezennien vielleicht nicht mehr, wenn man Österreich als Kulturproblem aufzufassen sich gewöhnt und in diesem Sinne handelt. In den Schulen liegt die Zukunft Österreichs. Erziehet die heranreifenden Generationen zu Kulturmenschen und seid unbesorgt, sie werden sich ihres Kulturbesitzes zu bedienen wissen, sie würden stark genug sein, um den „Absolutismus mit dem Feigenblatt" durch eine gesunde, freie, zeitgemäße Staatsform zu ersetzen.

Die jüngsten Ereignisse in Ungarn haben die endgiltige Auseinandersetzung der beiden feindlichen Brüder Cis- und Transleithanien näher gerückt und den Übergang zur Personalunion als unvermeidlich gezeigt. Mit dem Zusammenbruche des 1867er Ausgleiches, der niemals und niemanden vollständig befriedigte, wäre die westliche Reichshälfte der drückenden, finanziellen Lasten ledig, die der engeren Gemeinsamkeit mit dem Karpathenreiche entsprangen. Von den bösen Nachbarn unbehelligt, ohne Veranlassung zu den peinlichen Reibereien und Unannehmlichkeiten mit Ungarn, könnte Cisleithanien an die bessere Regelung seiner inneren Angelegenheiten schreiten. Deshalb kann nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, welche Vorbedingung erfüllt sein muß, soll aus den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern ein gefestigter Volksstaat, ein einig Österreich entstehen.

Bis dahin dürfte noch so mancher Orkan über den Staat hinwegbrausen. Doch nur unbesorgt! Es gibt nicht bloß Stürme, in denen die Völkerschiffe scheitern, sondern auch solche, die sie krachend vorwärts treiben.

Digitized by Google

Zum Problem der Arbeiterhäuser.

Von Robert Michels.

Nichts ist mißverständlicher, als wenn, wie man das so oft hört, von einer „Wohnungsfrage“ gesprochen wird, ohne daß dieser Begriff gleichzeitig genau präzisiert wird. Denn „Wohnungsfrage“ bedeutet schließlich alles und jedes. Der Begriff der Wohnungsfrage in weiterem Sinne ist unendlich dehnbar, so dehnbar, daß im Grunde genommen fast jede „Frage nach einer Wohnung“ als eine „Wohnungsfrage“ gelten kann. Wenn infolge des überraschen Steigens der städtischen Bodenrente, mit welcher der Jahresgewinnst des Kaufmanns oder das Gehalt des Beamten nicht standhalten kann, die Wohnungspreise bis ins Ungemessene mitsteigen, wenn infolge unerwartet starken Zuzugs vom Lande in die Stadt die dort vorhandenen Wohnungen die Anzahl der Zuströmenden nicht mehr in befriedigender Weise zu beherbergen imstande sein, wenn mit dem allgemeinen Wachstum eines eleganten standard of life in den höheren Ständen die Bedürfnisse der ihnen Angehörenden so groß werden, daß die ihnen zu Gebote stehenden Wohnungen diesen erhöhten Ansprüchen an Luxus und Lebensbequemlichkeit nicht mehr Genüge zu tun vermögen — alles gilt als „Wohnungsfrage“ und ist zu Recht oder zu Unrecht als solche vom Katheder wie vom Redaktionsschemel aus qualifiziert worden.

Wir wollen nun hier nicht untersuchen, inwieweit jede der eben angedeuteten Fragen mit Recht als „Wohnungsfrage“ bezeichnet werden kann, ebenso wenig wie wir uns an dieser Stelle ein Urteil darüber anzumaßen gedenken, wann und auf welche Weise diese Fragen vielleicht gelöst werden möchten. Wir wollen hier nur das eine nachdrücklich feststellen, daß alle drei oben genannten Wohnungsfragen durchaus ephemärer Natur sind und daß ihre Lösung infolgedessen höchstens auf finanz- und bautechnische, nicht aber auf ökonomische und soziale Schwierigkeiten stoßen dürfte.

Aber — und darauf kommt es uns hier an — neben diesen verschiedenen Wohnungsfragen ephemären Charakters existiert noch eine andere Wohnungsfrage von ungleich größerer Wichtigkeit, welche alle Züge eines vorderhand chronischen und zunächst zweifellos unheilbaren Leidens aufweist, nämlich die proletarische Wohnungsfrage, oder, vielleicht präziser gesagt, die Frage der Arbeiterhäuser.

Digitized by Google

Die Frage der Arbeiterhäuser ist noch verhältnismäßig jung. Das Problem an und für sich ist aber so alt wie die häuserbewohnende Menschheit selber. Es ist jedoch der Frage der Arbeiterhäuser so gegangen wie allen sozialen Fragen, sie hat sich erst dann zu einer Frage entwickeln können, als das Vorhandensein ernstester Übelstände auf dem Gebiete des Wohnungswesens auch entdeckt und anerkannt wurde.

Die Existenzberechtigung der Arbeiterhäuserfrage braucht wohl nicht mehr bewiesen zu werden. Wir werden uns daher damit begnügen können, die Wohnungsverhältnisse der arbeitenden Bevölkerung mit kurzen Worten, besser Zahlen, zu skizzieren.

Es bewohnten — ich benutze hier die beiden meines Wissens neuesten Wohnungsstatistiken —

in Berlin (1900)*)

2115	Mensch.	nur 1	Küche	u. zwar zu je	4—12 Pers.
446	„	„ 1	unheizb. Zimmer	„ „ „ „	3—9 „
12641	„	„ 1	heizbar. Zimmer ohne Küche . . .	„ „ „ „	4—13 „
3593	„	„	unheizbare Zimmer mit od. ohne Küche	„ „ „ „	4—13 „
18795	Mensch.	nur 1	Raum	u. zwar zu je	3—13 Pers.

in Turin (1901)**)

52023	Menschen	nur 1	Zimmer	und zwar zu je	3—16 Personen
30965	„	„ 2	„	„ „ „ „	6—16 „
3487	„	„ 3	„	„ „ „ „	9—15 „
586	„	„ 4	„	„ „ „ „	12—30 „
111	„	„ 5	„	„ „ „ „	15—17 „
19	„	„ 6	„	„ „ „ „	19 „

87191 Menschen nur vollständig unzulängliche Räumlichkeiten und zwar zu je 3—30 Personen.

Professor Karl Bücher sagt einmal von der küchenlosen Wohnung und dem zugleich als Küche dienenden einen Wohnungsraum, daß die Vermieter derselben eigentlich ebenso strafbar sein

*) Zusammengezogen nach „Die Grundstücks-Aufnahme Ende Oktober 1900, sowie die Wohnungs- und Bevölkerungs-Aufnahme vom 1. Dezember 1900 in Berlin und 23 Nachbargemeinden". 1. Abt. Grundstücks- und Wohnungsaufnahme.

**) Nach den Zusammenstellungen in den Berichten „Le Abitazioni Operaje di Torino" von Dr. Giulio Casalini im Avanti (VI, Nr. 2144), sowie „La Critica Sociale" XIII, Nr. 14ff.

Digitized by Google

müßten wie die Verkäufer unreifen Obstes oder verfälschter Butter.*) Ich glaube, statt der Vermieter wäre es besser die Stadtverwaltung haftbar zu machen. Aber, wie dem auch sei, eine moralische Strafbarkeit ist ebenso untrüglich vorhanden, wie das aus diesen Zahlen sprechende Elend.

Das Postulat, das wir als Facit aus diesen Tatsachen ziehen müssen, ist nun ein zweifaches: Niederreißen der schlechten und gesundheitsgefährlichen Häuser und Aufbau neuer Arbeiterhäuser. Diese beiden Postulate hängen auf das innigste zusammen. Wird nur eines von beiden erfüllt, so kann der Zweck sein Ziel nicht erreichen. Denn, baut man neue Häuser und läßt die alten stehen, so werden die neuen zwar bezogen werden, aber nicht von denen, um derentwillen sie gebaut wurden, reißt man aber die Häuserreihen, in welchem bisher das Proletariat einer Stadt kampiert hatte, erbarmungslos herunter, ohne ihm gleichzeitig neue und zwar ebenso billige Wohnplätze anzubieten, so hat man nichts weiter geleistet, als die Armen, welche man von den entsittlichenden Folgen jämmerlichsten Zusammenlebens bewahren wollte, das sicherlich nicht sittlicherende und dazu noch unverhältnismäßig ungastlichere Straßenpflaster als Wohnort angewiesen zu haben.**) Aber das ist nicht die einzige Klippe, an welcher eine praktische Lösung der Wohnungsfrage — soweit eine solche überhaupt möglich ist — scheitern kann. Da ist zunächst die berühmte Frage, ob der Arbeiter Hausbesitzer oder nur Hausmieter — und in welcher Form — werden soll, da ist ferner die Kette von Erwägungen, wer der Bauherr, Bauunternehmer und Besitzer der in Frage stehenden Häuser sein soll, wobei sowohl Arbeitgeber als Staat und Kommune als auch endlich die genossenschaftlich gegliederte Arbeiterschaft selbst als Schöpfer einer solchen Anlage zu berücksichtigen wären. Ein wahres Kaleidoskop von Rücksichten und Bedenken theoretischer Art, zu welchem noch praktische Gesichtspunkte erschwerend hinzutreten, geeignet die wissenschaftlichen Schulen und die politischen Parteien hart aufeinanderprallen zu lassen! Und in der Tat sieht es in Deutschland noch bunt genug aus, wenn man einmal all

*) Karl Bücher, „Über die wirtschaftlichen Aufgaben der modernen Stadtgemeinde". Leipzig 1898.

**) Das ist auch die Meinung des Stadtbauinspektors Schilling in Cöln am Rhein. Derselbe schreibt in der „Zeitschrift für Wohnungswesen" (Herausgeber Prof. H. Albrecht) I, 4 vom 25. 11. 02. folgende zu beherzigende Worte: „Keine schlechte Wohnung schließen und verbieten, wenn nicht gleichzeitig eine gute und neue dafür geboten werden kann".

Digitized by Google

die verschiedenen Wege betrachtet, welche nach dem Rom der Problemlösung führen sollen. Und doch währt der Streit bei uns bereits über dreißig Jahre in intensivster Form, nachdem Friedrich Engels im Jahre 1872 mit dem Wiener Professor Emil Sax polemisierte. Die diesbezüglichen Meinungen sind aber auch heutigentags noch nicht geklärt. Die verschiedenen Lösungsversuche der Wohnungsfrage entsprechen ebensoviel verschiedenen Weltanschauungen, und daher läßt sich die in allen entwickelte Energie leider nicht in einen einzigen starken Strom leiten, sondern die Verschiedenheiten üben im Gegenteil nur eine neutralisierende, oft sogar paralysierende Wirkung aus. Wer — voraussetzungslos — im Handbuch der Staatswissenschaften*) die Abhandlung über Wohnungsnot verfolgt, der wird trotz der besonnenen Klarheit ihrer Autoren J. Lehr und C. J. Funke zuletzt gar nicht mehr fähig sein, unter den vielen Wegen zur Lösung den richtigen herauszufinden, ja, sich über das ganze Problem überhaupt auch nur ein ruhiges Urteil zu bilden.

Anstatt hier nun die einzelnen Theorien über die Wohnungsfrage zu erörtern, über ihre praktischen Lösungsversuche in Deutschland mehr oder weniger eingehend zu berichten und auf Grund dieser Berichte nachher eine Wertskala der einzelnen Theorien zu entwerfen, glaube ich durch eine andere Methode weit besser in das Problem und seine Schwierigkeiten einführen zu können. Deutschland ist, wenn man es unter dem Gesichtswinkel der sogenannten socialen Reform betrachtet, bereits ein recht altes Land. Es hat daher Zeit gehabt, sich Theorieen auszudenken, ebenso viele gegen einander auszuspielen und sie praktisch das ABC lernen zu lassen. Ein anderes Land, dessen soziale Reformtätigkeit noch in den Windeln liegt, wird es daher leichter haben, das Problem richtig anzufassen und es, zunächst wenigstens theoretisch, zu lösen. Dadurch wiederum aber wird der Klärung, welche das Problem unbewußt bei seinen ersten Enträtselungs-Versuchen erfahren hat, ein Grademesser entstehen und somit Rückschlüsse erlauben. Es dürfte deshalb dienlich sein, uns einmal von Deutschland abzuwenden und unsere Blicke auf ein Land zu richten, das eben erst in die Ära der Sozialreform mit vollen Segeln eingefahren ist und nun das Problem der Wohnungsnot des Proletariats mit jenem gesunden Mut und ruhigen Auge betrachtet, welches denen notgedrungen abgehen muß, deren Kopf durch jahrzehntelange Dispute bereits verwirrt ist.

*) Band VII, Seite 828—871. Jena 1901.

Digitized by Google

Man hört es vielfach behaupten, daß das italienische „Volk", insbesondere das italienische Proletariat völlig „auf der Straße" lebt, und daß deshalb eine Wohnungsfrage im eigentlichen Sinn dort nicht besteht. Das ist eines der vielen schiefen Urteile, welche in Deutschland über Italien kursieren. Denn erstens ist Italien keineswegs überall so „sonnig", wie sich das der deutsche Spießbürger und selbst der deutsche Italienreisende vorstellen mag — Schreiber dieses hat vor zwei Jahren in Turin eine fast zweimonatliche Schlittschuhzeit selbst miterlebt! — und zweitens ist es ein Absurdum, von einem Volke, welches sich viel auf der Straße zeigt, auch anzunehmen, es besitze keine Stätte, wo seine Arbeiterfamilien ihr Heim aufgeschlagen hätten. Genug, es existiert, wie wir noch später sehen werden, auch im „Sonnenland" das Problem der Arbeiterhäuser in vollem Umfang, aber Italien unterscheidet sich in anderer Beziehung wesentlich von Deutschland. Es hat demokratische Institutionen und besitzt keine industriellen Monstre-Etablissements. Diese beiden Tatsachen haben zur Entwickelung der Theorien über Wohnungsfrage in Italien stark beigetragen.

Wie in Deutschland, so leugnet auch in Italien kein denkender Mensch die Wohnungsfrage. Als der berühmte Exminister, konservativ-liberale Abgeordnete und Finanzwissenschaftler Luigi Luzzatti zuerst die Frage in ihrer ganzen Breite aufrollte, da erhob sich von keiner Seite her eine Stimme, welche einer Besserung der Wohnungsnot der ärmeren Klassen aus Prinzip entgegengetreten wäre. Mit der von Luzzatti vorgeschlagenen Art des praktischen Verfahrens setzten sich viele auseinander, mit der Erkenntnis, daß Hilfe not tut, hielt niemand zurück.

Desto befremdlicher aber erscheint uns auf den ersten Blick eine Polemik, welche in den November- und Dezembertagen in den Spalten der ob ihres wissenschaftlichen Gehaltes auf nationalökonomischem Gebiete rühmlichst bekannten sozialistischen Zeitungen Avanti und Grido del Popolo, sowie der Halbmonatsschrift La Critica Sociale von bedeutenden sozialistischen und nichtsozialistischen Federn ausgefochten wurde, und bei welcher es sich um nichts geringeres handelte, als um die Frage, *wann* die Wohnungsfrage, wenn auch nicht gelöst, so doch wenigstens gemildert werden sollte, mit anderen Worten, ob es momentan nicht wichtigere Dinge für den Sozialreformer zu tun gebe, als Wohnungsfragen zu lösen. Es war die dottoressa Gina Lombroso, die Tochter des berühmten Pathologen, welche mit ihren paradox klingenden Angriffen jene kuriose Debatte entfesselte, deren Streitpunkt die Frage bildete,

Digitized by Google

welcher unter den sozialen Reformen der Vorrang gebühre. Gina Lombroso's Einwürfe gegen eine Wohnungsreform lassen sich in folgenden Satz zusammenfassen, den sie selbst am Schluß ihres ersten polemischen Artikels ausspricht:*) „Die einzelnen kleinen Gesetzchen, kleinlich und peinlich, wie sie sind, und mit denen man in den einzelnen Fällen helfen will, sind dem Morphium zu vergleichen, durch welche freilich jede laute Schmerzesäußerung unterbunden wird, sie sind auch dem Riechsalz zu vergleichen, mit dem man sich vor Gestank zu schützen vermeint, Radikalmittel aber sind sie nicht. Wenn man einen Kranken heilen will, soll man alle Sentimentalität bei Seite lassen, sich Nase und Ohren fest zuhalten, und mit kräftiger Faust das Krebsgeschwür hinausschneiden. Tut man das aber nicht, so wächst die Krankheit ins Ungemessene weiter, so lange, bis sie erbarmungslos den ganzen Körper erfaßt hat." — Dieser ultraradikalen Kur, welche die Turiner Soziologin hiermit vorschlägt, kann ein gewisser logischer Gehalt keineswegs abgestritten werden. Gina Lombroso trifft sich hier durchaus mit Friedrich Engels, der ja die ganze Wohnungsreform als „soziales Flickwerk" bezeichnete**), mit der er sich ebenso wenig befassen wolle als mit der noch etwas wichtigeren „Eßfrage".***)

Es dürfte nun interessant sein, einmal kurz zu untersuchen, was die bekannte liberistische Individualistin und den berühmten hegelianischen Sozialisten bewogen hat, in einer doch von beiden als „wichtig" bezeichneten Frage einen Standpunkt anzunehmen, der a prima vista einem laisser aller nicht sehr unähnlich sieht. Es ist auffallend, daß Gina Lombroso, welche doch offenbar Friedrich Engels nicht gelesen hat — wenigstens zitiert sie ihn nie und ist auch in ihren soziologischen Grundanschauungen keineswegs von ihm beeinflußt, — denselben Grund für die Nutzlosigkeit des Baues neuer Arbeiterhäuser anführt. Beide sind der Überzeugung, daß dieselben nicht dem eigentlichen Proletariat, sondern dem Kleinbürgertum zugute kämen, und daß man die Brutstätten der Seuchen nicht ausrotten, sondern bloß verlegen könne.†)

Nun drängt sich uns eine ganze Reihe von Fragen auf: wie kommt es, daß die Arbeiterhäuser bisher zu Kleinbürgerwohnungen geworden sind? Ja, ist das überhaupt richtig? Und

*) Gina Lombroso: „Le case operaje" im Avanti Nr. 2118.

**) Friedrich Engels: „Zur Wohnungsfrage". 2. Aufl. Hottingen-Zürich 1887. p. 6.

***) idem, p. 71.

†) p. 53.

Digitized by Google

wenn es richtig ist, ist es denn ein Unheil? Und, wenn es ein Unheil ist, ist dieses tatsächlich ein der Institution der Arbeiterhäuser inhärentes Unheil, welches zu so schroffen Konsequenzen in Theorie und Praxis berechtigt, wie sie Engels einstens und die Lombroso jetzt verficht bezw. verfocht? Nun, die Tatsachen geben allerdings in einer großen Reihe von Fällen, von denen auch Engels einige zitiert, dieser Auffassung Recht. Auch in italienischen Städten, Neapel,*) Rom, Turin, sind Arbeiterviertel gebaut worden, welche nachher von kleinen Bürgern bewohnt wurden. Aber andererseits springen die Tatsachen doch zu sehr in die Augen, daß in vielen anderen Fällen die Arbeiterwohnungen ihren ursprünglichen Zweck keineswegs verfehlt haben. Eines ist ja zweifellos zuzugeben, nämlich, daß es zumeist die Vermögenderen unter der Arbeiterschaft sind, welche von der Wohnungsreform den größten, oft sogar den einzigen Vorteil ziehen. Das hat dann aber zum größten Teil daran gelegen, daß die neuerbauten Häuser höhere Mieten erforderten, als die alten Spelunken, in denen das Proletariat vorher sein Leben fristete. Es ist das aber keineswegs ein jeder Wohnungsreform unbedingt inhärenter Faktor, sondern lediglich ein kleines Finanzproblem, welches in keiner Weise zu der Annahme berechtigt, Arbeiterhäuser bedeuteten gleichzeitig eine Verteuerung der Lebenshaltung des Proletariats. Aber selbst wenn sie das bedeuteten, so wüßte ich nicht, warum es denn absolut ein Unglück sein soll, wenn wenigstens das Kleinbürgertum und die Creme des Proletariats die Wohltat neuer und gesunder Wohnstätten erhält. Es stellt das für das niedere Proletariat, falls demselben seine Spelunken nicht geschlossen oder niedergerissen werden, zwar keinen Vorteil, aber auch keinen Nachteil dar und bringt wenigstens den anderen Schichten desselben reelle Vorteile. Gewiß ist das Problem nicht voll gelöst, wenn nicht alle Schichten des Proletariats aus dieser Lösung Nutzen ziehen können. Aber sich nur auf einzelne Schichten desselben festzulegen — wie das Engels getan hat, der unter Proletariern nur die Industriearbeiter und eventuell noch die Hausindustriellen verstand — ist zum mindesten einseitig.

Läuft die Behauptung, daß die für die Arbeiterschaft im engeren Sinne gebauten Arbeiterhäuser in der Regel nur vom Kleinbürgertum bewohnt würden, also auf eine starke Übertreibung

*) S. Pasquale Villari: „Le Lettere Meridionali ed altri scritti sulla questione sociale in Italia.“ Firenze 1875. Neueste Auflage 1902.

Digitized by Google

heraus, so ist die Engels-Lombrosianische Theorie von dem bloßen „Verlegen" des Wohnungselends der unteren Klassen hingegen nichts weniger als mit einem ungläubigen Achselzucken abzutun. Die Greuel des Wohnungselends sind nach Engels etwas „Geschichtlich Notwendiges".*) Wir wollen einmal sehn, wie sich das Engels denkt und inwiefern er darin Recht hat.

Nehmen wir einmal den Fall an, alle Menschen in Europa, oder auch nur in Deutschland oder Italien seien momentan im Besitz einer anständigen und reinlichen Wohnung von, sagen wir einmal, mindestens 3 Zimmern (inkl. Küche). Nun aber bricht morgen ein Arbeitsausstand aus, übermorgen ein lockout, am dritten Tage eine lang andauernde wirtschaftliche Krise. Was wird die Folge davon sein? Die Arbeiterschaft, deren Sparkassen und Streikkassen bald erschöpft sind, wird ihre schönen und gesunden Wohnungen verlassen und in ihren früheren Löchern wieder einen billigeren Unterschlupf suchen müssen. Und dieser Zustand der Dinge, dieses beständige Auf und Ab des wirtschaftlichen Lebens wird für die arbeitenden Klassen allerdings zur Ursache einer chronischen Wohnungsnot werden müssen. Immerhin könnte aber dieser Zustand mittelst Übernahme der Arbeiterhäuser durch arbeiterfreundliche Stadtgemeinden, welche neben billigen Mietspreisen auch ein weitgehendes Stundungssystem Platz greifen lassen würden, wenigstens eine Abschwächung erfahren. Wie die Tatsachen aber heute liegen, so hat diejenige Auffassung allerdings ihre volle Berechtigung, nach welcher es sich in der Wohnungsfrage nur um temporäre, ja, ephemäre Reformen, im übrigen aber nur um ein „Verlegen" der Wohnungsnot aus einem Stadtviertel in das andere handeln würde. Auf diesen Umstand haben uns auch zwei der namhaftesten Vertreter der neukriminalistischen Schule Italiens, die Professoren Scipio Sighele und Alfredo Niceforo in einem interessanten Buche aufmerksam gemacht, indem sie auf den Umstand hinwiesen, daß durch die Niederreißung des Verbrecherviertels in Rom, dasselbe nicht ausgerottet, sondern nur umquartiert wurde.**) Und daß dem so ist, ist keineswegs ein geistreiches Spiel des Zufalls, denn beides, sowohl das Verbrechertum als auch die Wohnungsnot, sind vorderhand ökonomische Notwendigkeiten der bestehenden Ordnung, mit denen wir rechnen müssen.

*) loco cit. p. 65.

**) Alfredo Niceforo u. Scipio Sighele: „La mala vita a Roma", Torino 1898, p. 100.

Digitized by Google

Den Schlüssel zur Lösung der Wohnungsfrage sieht auch Engels nur in der Lösung der sozialen Frage durch eine Umänderung der Wirtschaftsordnung überhaupt, Gina Lombroso jedoch — und darin unterscheidet sie sich von dem deutschen Sozialisten ganz prinzipiell! — in radikalen Reformen nicht der innersten Struktur selbst, sondern der äußeren Begleitumstände des heutigen Wirtschaftslebens. Die Engelssche Lösung fällt in das Gebiet sozialer Zukunftstheorieen und geht uns als solche hier nicht weiter an. Aber Gina Lombroso macht „praktische" Vorschläge oder doch wenigstens solche, die praktisch scheinen. Anstatt den Arbeiter mit Häusern zu beglücken, meint sie, müsse von Seiten aller gutdenkenden Leute die Lebenshaltung des Proletariats verbilligt und gehoben werden, und hierzu schlägt sie eine Agitation für Steuerreform, Einschränkung des Militäretats, Kampf gegen die Kornzölle und den administrativ-bureaukratischen Fiskalismus vor, also eine Propaganda demokratischer Substanz.*) Ihre Parole lautet: dem Arbeiter muß geholfen werden und zwar 1. durch Brotverbilligung sowie eine Verminderung der Arbeitszeit, 2. durch imponderabilia wie Befriedigung des Bedürfnisses nach Luxus — hierüber noch später! — und endlich, aber erst ganz, ganz spät auch durch Häuserbauten, denn, so kalkuliert sie, die Arbeiterschaft fühlt vorderhand nach diesen letzteren noch gar kein Bedürfnis. Dabei leugnet die Lombroso zwar keineswegs das Vorhandensein der Wohnungsnot, aber sie meint, erstens seien die Arbeiter an ein schlechtes Wohnen gewöhnt und dasselbe habe infolgedessen auch keinen so schlechten Einfluß auf ihre Gesundheit, wie die Leute, welche die Mißstände des vierten Standes immer nur mit „bürgerlichem" Maßstab messen, sich wohl einbilden möchten. Zweitens aber auch habe das Proletariat eben noch gar keine Sehnsucht nach neuen Häusern, und dabei sei es im Besitze eines viel gesunderen Instinktes für das, was ihm not täte, als die „bürgerlichen" Herrn Gelehrten und Hygieniker. Ja, sie versteigt sich bis zur Behauptung, die Arbeiterhäuser wären vorderhand für das Proletariat nichts anderes als ein „Luxusgegenstand", mit dem es nichts anzufangen wüßte.

Gina Lombroso hat hiermit eine Theorie auf die Spitze getrieben, die, so in sich abgerundet und lückenlos sie sich auch theoretisch gebärdet, in der Praxis ein völliges Aufgeben des ganzen Problems bedeutet, wenigstens für die Gegenwart und

*) Gina Lombroso, loco cit. und Avanti VI, Nr. 2139.

Digitized by Google

für die überſehbare Zukunft. Es iſt ihr ſehr richtig erwidert worden, daß vor allen Dingen ihre Idee von dem „geſunden Inſtinkt“ des Proletariats grundfalſch ſei. Die ganzen Gegenſätze moderner Sozialethik kommen in dem leidenſchaftlichen Ausbruch der lombroſianiſchen Gegnerſchaft gegen die kleinen Reformen, die „riformette“, zu Tage. Es iſt ſehr bezeichnend für die geſunde Evolution des Bakunin'ſchen Sozialismus in Italien, daß Gina Lombroſo keinen Verteidiger ihrer Theorien fand, und daß man offen zugab, das Proletariat müſſe in gewiſſen Dingen geführt und von der Seite ſeiner Freunde auf das aufmerkſam gemacht werden, was ihm zur Zeit beſonders not tue. Wenn man das Volk gewähren laſſe, nur das zu fordern, zu dem es ein richtiges Bedürfnis antriebe, erwiderte ihr der begabte Leiter des Turiner Grido del Popolo, Silvio Pampione, ſo gäbe es in Italien keinen verdienſtvolleren Mann als den Miniſter Guido Baccelli, der doch momentan eine Weinſorte ſtudiere, welche zwar wenig Traube enthalten ſolle, dafür aber ſehr billig ſei. Dadurch würde ja dann dem im Proletariat leider immer noch tief empfundenen Bedürfnis nach Rauſch entgegengekommen werden.*) Man achte auf die Unterſchiede! Bei der Lombroſo iſt das Proletariat eine Überklaſſe, welche die Schädlichkeiten der Krankheitszuſtände, unter denen ſie bei den jämmerlichen heutigen Wohnungsverhältniſſen zu leiden hat, beſſer kennt als die tüchtigſten Hygieniker, und welche mittelſt ihres famoſen „Inſtinktes“ ſicherlich den Ausweg aus der entſetzlichen Unmoral, in welcher ſie unter dem Zwang des Syſtems: ein Zimmer für drei Familien! lebt, leichter findet als der Sozialethiker. Bei Pampione hingegen ſpielt dasſelbe Proletariat die Rolle des Kindes, das auf ſeine beſonderen Wünſche erſt von dritter Seite aus künſtlich hingeleitet werden, und dem, um den ebenſo geſchmackloſen als unglücklich gewählten Vergleich Pampiones ſelber zu gebrauchen, es ergehen müſſe wie den franzöſiſchen Rekruten unter Napoleon I., welche auch zuerſt mit Gewalt ins Heer eingereiht werden mußten und die nachher dem Banner ihres Kaiſers dennoch mit Begeiſterung folgten.**) In der Tat, ſo ſonderbar es auch klingen mag, in einem Punkte treffen ſich die Theorien beider Streitenden: in den überaus reaktionären Nutzanwendungen, welche ſich ſowohl aus den Lombroſoſchen als aus dem Pampioneſchen Prinzipien ziehen laſſen. „Das Proletariat wird von ſelbſt reif“,

*) Silvio Pampione: „Le case Operaje“ im Grido del Popolo XI, 58.

**) Grido del Popolo. XI, 59.

Digitized by Google

meint die Gina Lombroso. — „Gut", werden ihr alle Feinde sozialer Reform darauf erwidern, „lassen wir es ruhig von selbst heranreifen! Kümmern wir uns nicht darum!" — „Das Proletariat ist ein unvernünftiges Kind und bedarf dringend der seine Wünsche leitenden, ja, seine Wünsche erst erzeugenden Führer", sagt Silvio Pampione. — „Trefflich!" werden auch ihm die Feinde sozialen Fortschritts erwidern, „wir wollen ihm Führer sein und seine Wünsche daraufhinleiten, daß es verlangt, alles beim Alten zu lassen." — Die Ironie in dieser Polemik liegt sehr tief, denn sie besteht darin, daß zwar beide literarische Kämpen nach durchgehendsten Reformen verlangen, aber durch die Art ihrer Forderungen unbedingtesten Stillstand herbeizuführen scheinen.

Pampione hat Unrecht, weil er zu glauben vorgibt, das Proletariat habe keine eigenen Wünsche. Auch in der Seele der ärmsten Proletariers schläft vage — instinktiv — die Sehnsucht nach einer menschenwürdigeren Wohnung. Es ist kindisch anzunehmen, daß der Arbeiter ein besonderes Wohlgefallen daran fände, nach getaner harter Tagesarbeit sein schmales Bett mit seiner Frau und seinen Kindern sowie womöglich noch einem Schlafburschen zu teilen, wo ihm die Sommernacht durch die von den dichtaneinanderliegenden Menschenleibern erhöhte Hitze, die Winternacht durch die, durch die knappen, fünf bis sechs Menschen zugleich angeblich Schutz gewährenden Decken besonders empfindlich gemachte Kälte den Schlaf vertreiben. Aber Pampione hat Recht, wenn er für Aufklärung eintritt. Dort, wo die Wohnungreform zwar empfunden, aber diesem Empfinden nicht Ausdruck verliehen wird, dort, wo der Instinkt sich nicht zu einem Postulat zu verdichten weiß, dort ist es allerdings die Pflicht der Sozialreformer, Ethiker, Ärzte ꝛc., diesen Verdichtungsprozeß mit allen Kräften mittelst rühriger Agitation in Wort und Schrift zu beschleunigen.

Gina Lombroso aber hat Unrecht, wenn sie meint, bei der auch von ihr gewollten sozialen Reform die Arbeiterhäuserfrage umgehen zu können. Sie hat Unrecht, wenn sie an die Entwicklungsfähigkeit der proletarischen Lebensbedürfnisse glaubt, solange diese nicht wachgehalten werden. Sie hat Unrecht vor allem als — Kriminalistin. Es ist bekannt, wie sehr ungünstig schlechte Wohnungsverhältnisse vor allen Dingen auf die Moral des Proletariats wirken. Der Berliner Strafrechtslehrer Franz von Liszt hat es einmal ausgesprochen, daß zur Verminderung der Kriminalität die Beseitigung der Mißstände im Wohnungswesen ganz zweifellos

Digitized by Google

ein wirksameres Mittel sein würden als eine Anzahl neuer Paragraphen im Strafgesetzbuch.*) Gina Lombroso hat aber auch Unrecht vom Standpunkt des Moralisten oder sagen wir besser des Ethikers. Sie meint, der Arbeiter solle um des „Luxus" willen, eine gesunde Wohnung zu haben, nur ja nichts opfern, selbst nicht andere „Luxus"angewohnheiten seines Lebens. Nun können aber diese „Luxus"angewohnheiten des Arbeiters nichts anderes bedeuten als die Gewohnheiten des Trinkens und Spielens. Wie will sie aber auf das Proletariat ethisch-erzieherisch einwirken wollen, wenn sie ihm sagt: „Du hast Recht, trink du nur! Vertrink du nur das Geld, welches eine teuere und bessere Wohnung dir kosten würde, auf der Kneipe!"? Mit Recht hat der römische Frauenarzt und Universitätsdozent Prof. Tullio Rossi Doria die Lombroso darauf aufmerksam gemacht, daß das Haus nicht nur für den männlichen Arbeiter, sondern auch für sein Weib und zumal seine Kinder da wäre, und daß es deshalb die erste und heiligste Pflicht desselben sei, den Seinen einen anständigen Aufenthalt in einem wohnlichen Hause zu ermöglichen.**) Gina Lombroso hat aber auch Unrecht vom Standpunkt der Logik. Sie legt ein ungeheueres Gewicht darauf, daß sich durch die Gewohnheit, in schlechter Luft zu leben, die Krankheitsgefahren des Arbeiters — wie sie in freier Wortbildung sagt — minimizieren d. h. bis auf ein Minimum zusammenschrumpfen lassen, und daß dieser sich allein deshalb schon aus einer schöneren und saubereren Wohnung nichts machen würde. — „Die „Gewohnheit", daß es einem gut geht, gewinnt sich schnell, ebenso wie sich die „Gewohnheit", daß es einem einmal schlecht gegangen hat, schnell vergißt", hat ihr Dr. Ivanoe Bonomi daraufhin zugerufen, um ihr ihren kuriosen Fehlschluß nachzuweisen.***) — Gina Lombroso hat aber endlich auch als Hygienikerin Unrecht. Ihre Behauptung, die Krankheitsgefahren einer schlechten Wohnung würden „durch die Gewohnheit minimiziert",

*) Zitiert bei Henriette Fürth: „Wohnungsnot und Wohnungsfürsorge" in der „Woche" II, 12 (p. 499).

**) Tullio Rossi Doria: „Le case operaje non sono un lusso!" im Avanti! VI, Nr. 2134. Engels freilich hält die Trunksucht unter den Arbeitern für „ein notwendiges Produkt ihrer Lebenslage" (loco cit. p. 32). Hätte er statt „notwendig" das Wort „begreiflich" gesagt, hätte er Recht gehabt. Inwieweit auch noch die männliche Geschlechtssuprematie Mitschuld an der Trunksucht hat, wäre als weiterer Beitrag zur Frage ebenfalls ein interessantes Untersuchungsobjekt.

***) „Il nostro Riformismo a proposito delle Case Operaje" unterzeichnet ibi im ‚Avanti' IV Nr. 2119.

Digitized by Google

ist eine ungeheuere Übertreibung. „Minimiziert" werden nicht so sehr die Gefahren, als vielmehr die Lungen der Arbeiter. Vice Cammeo hat Recht, wenn sie meint, eine Besserung der Wohnungsverhältnisse werde dem rapiden Umsichgreifen der Lungenschwindsucht erfolgreicher Abbruch tun als der Bau vieler neuer Sanatorien.*) —

Wir haben gesehen, Gina Lombroso hat diesmal, trotz der Originalität ihrer Problemstellung sowie mancher richtiger Nebengedanken, ihre Feder und ihre glänzende und geistreiche Dialektik, welche den Ruf der erst in der Mitte der zwanziger Jahre stehenden jungen Frau in der italienischen Gelehrtenwelt so schnell begründete, in den Dienst eines im ganzen recht unfruchtbaren Gedankens gestellt. Eine energische Wohnungsreform liegt überall im physischen, intellektuellen, ethischen und sozialen Interesse des Proletariats. Daß die große Masse der italienischen Nationalökonomen und Politiker die Wichtigkeit dieses Faktors, sobald das Problem überhaupt auf die Tagesordnung kam, erkannt hat und Gina Lombroso höchstens noch heimliche Gesinnungsgenossen aufweisen kann, ist ein Zeugnis für die wachsende politische Reife dieses Volkes. Freilich, nach Erledigung der Frage, ob das Problem überhaupt ein „aktuelles" sei oder nicht, folgt die Frage, *wie* dasselbe zu lösen sei.

Hier herrscht naturgemäß noch große Uneinigkeit. Bezeichnend für den Fortschritt sozialen Denkens in Italien ist jedoch das Faktum zu verzeichnen, daß ein Lösungsversuch, den fallen zu lassen sich der letzte Rest der deutschen Theoretiker nach harten Kämpfen erst in allerletzter Stunde entschlossen hat, nämlich die Ermunterung an die Arbeitgeber, ihrerseits für eine gute Behausung der bei ihnen beschäftigten Arbeiter Sorge zu tragen, in Italien von vornherein ausgeschaltet war. Das durch die ökonomische Abhängigkeit des Arbeiters vom Kapitalisten so wie so schon stark ausgeprägte Abhängigkeitsverhältnis gedachte niemand noch verstärken zu sollen.

Die allgemeine Strömung sieht in der Stadtgemeinde den alleinigen fähigen Bauunternehmer der Arbeiterhäuser. Durch Vermeidung aller Spekulationen und streng eingehaltene arbeiterfreundliche Verwaltung, niedrige Mietspreise und eventuelle Zwangsexpropriation der Besitzer von nahe der Stadt gelegenen,

*) Vice Cammeo: „Le Abitazioni Operaje, Appunti di una Delegata di Beneficenza" in der Mailänder Monatsschrift „Unione Femminile" I, 12 (Dezember 1901).

Digitized by Google

zum Anbau günstigen Grundstücken würden, glaubt man, alle Bedenken finanzieller wie politischer Art schwinden müssen. Auch hiergegen lief neuerdings Gina Lombroso Sturm, indem sie die Stadtgemeinden finanziell wegen ihrer Armut und politisch wegen ihrer Tyrannei für nicht geeignet erklärte, auch nur irgend etwas in der Wohnungsfrage zu stande zu bringen. Die Polemik, die sich zwischen ihr und dem technischen Privatdozenten an der Universität Rom, Prof. Donato Spataro*) entspann, war aber ebenfalls für sie eine ungünstige.

Ernster wie der Kampf um die „Fähigkeit der Munizipien", über welche sich die leitenden Männer aller Parteien im großen und ganzen einig sind, tobt der Kampf um das eigentliche Ziel der Arbeiterwohnungen. Hier steht sich Auffassung und Auffassung kraß gegenüber. Luigi Luzzatti und sein Anhang, der nicht nur aus einem großen Teil des katholischen Klerus, sondern auch aus bedeutenden Nationalökonomen wie Luigi Rava und dem radikalen Parteiführer Ettore Sacchi besteht, sieht das Hauptziel der „Arbeiterhäuser" darin, den Arbeiter durch allmähliche Abschlagszahlungen aus einem Mieter zum Hausbesitzer zu machen. Die Republikaner und Sozialisten, an ihrer Spitze ein großer Teil der italienischen Universitätsprofessoren, wollen umgekehrt dem Arbeiter stets seinen Charakter als Mieter erhalten. Die einen gehen von dem Grundsatz aus, daß jeder „Besitzende" den schlimmsten Mühen des wirtschaftlichen Daseinskampfes überhoben sei, die anderen halten mit Recht das Gebundensein des Arbeiters an einen festen Ort weder für im Interesse der Gesamtarbeiterschaft noch des einzelnen Arbeiters liegend, da dieser durch das Gebundensein an die Scholle und dem hierdurch bedingten Mitgebundensein an eine bestimmte in der Nähe derselben gelegene Fabrik leicht in wirtschaftliche Abhängigkeit geraten könne, noch endlich halten sie eine Ansiedelung des Proletariats bei dem Herauf und Herunter des wirtschaftlichen Lebens überhaupt für durchführbar. Heute ist nicht einmal das erste Stadium dieses Ideenkampfes zuende, und das ausführliche von über 100 Deputierten der Rechten und der Mitte mitunterzeichnete Projekt Luigi Luzzattis hat in der Kammer noch nicht die immerhin verdiente Durchberatung gefunden.

Die Frage der Arbeiterhäuser, die wir hier in ihrem praktischen

*) S. die sehr interessanten Aufsätze desselben im ‚Avanti', „Le Casa Operaje" in Nr. 2130 und „La Municipalizzazione delle Aree e le Leggi Viventi" in Nr. 2158.

Digitized by Google

Teil leider nicht einmal haben ſtreifen können, iſt alſo, wie wir geſehen haben, zwar auch in Italien eine Zeitfrage geworden, ihre Löſung wird aber — darin kann man meines Erachtens nicht peſſimiſtiſch genug denken — eine Frage der Zeit ſein. Denn eine möglichſt vollſtändige Remedur des Wohnungselends wird erſt nach langen ſozialen Evolutionen möglich ſein.

Das Koſtüm in der Denkmalsplaſtik.

Von Georg Buß.

Die Bereitwilligkeit, Denkmäler zu errichten, iſt in unſeren Tagen im höchſten Maße vorhanden. Denkmäler entſtehen über Denkmäler, ſo daß man in Beſorgnis einer monumentalen Überproduktion ein kräftiges Stopp rufen möchte. Sie ſind etwas Alltägliches geworden, der feierliche Nimbus, der ſie umgeben ſoll, iſt erheblich geſchwunden und einem mehr profanen Milieu gewichen. Es iſt ja eine unumſtößliche Wahrheit, daß um ſo geringer die Wertſchätzung, je größer die Quantität iſt. Hand aufs Herz, wir nahen ihnen nicht mehr mit ſolcher heiligen Scheu, in ſolcher weihevollen Stimmung, mit ſolcher Ehrfurcht vor Größe, wie früher, als die Ehrung in Erz und Stein ſeltener geſchah. Nur in ſolcher Zeit konnte ein Simon Blad der Stadt Berlin ſeine reiche Erbſchaft unter der Bedingung vermachen, daß ihm die Bürgerſchaft ein Denkmal errichte. Und nur in ſolcher Zeit iſt es möglich, daß Standbilder drei- oder viermal kopiert werden, um in verſchiedenen Orten zur Aufſtellung zu gelangen. Die Stadt, die ſich aus Mangel an Mitteln einen Abguß des Originals in Bronze nicht leiſten kann, begnügt ſich mit einem ſolchen in Zink — wenn nur das Denkmal daſteht. Ein gewiſſer Amerikanismus hat Platz gegriffen, der bei jeder Gelegenheit metergroße Lorbeerkränze ſpendet, ſie dem verſtorbenen Bäcker- und Fleiſchermeiſter huldigend aufs Grab legt und den Lorbeer zu einem wohlfeilen Handelsartikel herabgedrückt hat. Ja, die Tage, da das Lorbeerreis Gegenſtand heißeſter Sehnſucht der zum Kampf in die Paläſtra

Digitized by Google

ziehenden griechischen Jünglinge war und seine Verleihung als höchste Auszeichnung und Ehre galt, sind längst vorüber!

Wir klagen, daß unter den modernen Denkmälern keine vorhanden seien, die es an stolzem Leben, an echt monumentaler Größe und an gewaltiger Wirkung mit Andrea Verrocchios Reiterdenkmal des Bartolomeo Colleoni in Venedig und mit Andreas Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten in Berlin aufnehmen können. Nun, der Künstler lebt in der Atmosphäre seiner Zeit und kann sich ihr nicht entziehen — der Geist des Geschäftsmäßigen übt Wirkung auf ihn aus und schwächt die Begeisterung, aus der allein die echten Denkmäler geboren werden. Wie könnte er sich auch begeistern für darzustellende Personen, deren Schaffen und Verdienste weniger ihm, als dem Denkmals-Komitee oder dem hohen Auftraggeber bekannt und vertraut geworden sind. Ein Kunstwerk wird aus der Tiefe der Empfindung geboren, aber in jenem Falle ist es ein Erzeugnis kühler Verstandesreflexion, und stehen wir davor, so vermeinen wir zu spüren, wie der Künstler lediglich bestrebt war, sich so gut als möglich aus der schwierigen Affaire herauszuwinden, ohne mit dem Herzen dabei zu sein.

Wir begeistern uns für die grandiose Figur eines Bismarck und für das Feldherrngenie eines Moltke, wir schauen in Verehrung und warmer Liebe empor zu der ehrfurchtgebietenden Patriarchengestalt unseres ersten Hohenzollernkaisers, wir schwärmen für den idealen Charakter Kaiser Friedrichs, wir bewundern den tiefen wissenschaftlichen Geist eines Helmholtz, aber wir bleiben kalt und ungerührt vor den Denkmälern der gleichsam aus der Versenkung hervorgeholten Markgrafen oder vor einem Grafen Brandenburg und einem Wrangel, deren Verdienste der moderne Berliner seiner jungen Sippschaft kaum anzugeben vermag, und wir bleiben ebenso kühl vor so manchem Denkmal irgend einer anderen Größe, deren Leistungen und Ruhm über den Kreis der Fachgenossen oder das Weichbild der Stadt kaum hinausgedrungen sind.

Soll das Andenken an einen Menschen lebendig erhalten werden, dann ist maßvoll eine Form zu wählen, die zu dem Verdienst und der Bedeutung des Gefeierten in richtigem Verhältnis steht. Oft genügt schon eine Gedenktafel oder ein Reliefbildnis, und soll mehr geschehen, so verbinde man eins oder das andere mit einem Brunnen, dieser prächtigen, kühlenden, belebenden Zierde der Städte des Mittelalters und der Renaissance, die gerade in

Digitized by Google

in unseren stauberfüllten Großstädten eine doppelte Berechtigung hat. Sehr wahrscheinlich werden die Bürger mit einer solchen Verschönerung der Stadt zufriedener sein, als mit einem Denkmal, das ihnen die selige Lokalgröße in ganzer Figur vorführt.

Nicht kann es darauf ankommen, das Diminutiv von Taten durch Denkmäler in Marmor und Erz zu feiern, nur damit eine Allee oder ein Platz der Stadt einige Schaustücke erhält, sondern es gilt, in Denkmälern die lebendigen Marksteine der Geschichte, die Träger großer, beglückender Ideen, die siegreichen Bahnbrecher und Bannerträger der Kultur zu feiern, damit sie mit der ganzen Wucht und Großartigkeit ihres Charakters und ihres Lebens mahnend zur Nachahmung vor nachkommende Geschlechter hintreten. An solchen Gestalten vermag der echte Künstler die Begeisterung zu gewinnen, um ein monumentales Kunstwerk, in des Wortes höchstem Sinne, zu schaffen, ein Kunstwerk, das, indem es eine Fülle schlummernder Vorstellungsverbindungen und damit verknüpfter Gefühle wachruft, in gewaltiger und charakteristischer Sprache zu uns redet, ein Monument, das den idealen Typus, befreit vom wilden Gestrüpp des Zufalls, mit überlegener Macht ungehemmt auf uns wirken läßt.

Freilich, wo diese Begeisterung fehlt, bleibt der Künstler am Äußerlichen kleben. Er kommt nicht hinweg über das Kostüm, und er klagt besonders über das moderne Kostüm und die Uniform. Wir hören dann bewegliche Worte über die Notwendigkeit, statt des realistischen Kostüms ein ideales zu wählen, damit das Denkmal einen höheren Schwung erhalte. Wir hören von dem Elend der modernen Hosen und Stiefel, von der Nüchternheit des modernen Rockes, von der Unmöglichkeit des modernen Cylinders, von der entsetzlichen Steifheit der Waffenröcke der Infanteristen und Kavalleristen, von den röhrenartigen Reiterstiefeln und dem brustbeengenden, ausdruckslosen Panzer. Nun folgt der übliche Stoßseufzer über die verschwundene Tracht der Griechen — der Griechen, deren Chiton, Himation und Chlamys, nichts weiter als malerisch und faltenreich drapierte viereckige oder runde Zeugstücke, sich so selbstlos der Wirkung der menschlichen Erscheinung unterordneten. Und weiter wird auf das römische Kostüm hingewiesen, mit der Versicherung, wie noch jüngst zu lesen war, daß seine Wahl als Idealkostüm der Hochrenaissance beileibe nicht patriotischen oder politischen Absichten, sondern rein künstlerischen entsprungen sei.

Im Anschluß an diese historische Unwahrheit folgt die Frage:

Digitized by Google

Warum wählen wir nicht ebenfalls dieses römische Kostüm, dieses Idealkostüm, das uns aller Not und Pein entreißt? Wahrhaftig, fast scheint es so, als ob das Cäsarenkostüm in der Plastik wieder das alleinseligmachende werden soll, wie damals, in den Zeiten Ludwigs XIV., da der „allerchristlichste" König gelassen das große Wort sprach: „l'état c'est moi!"

Die ganze Hochrenaissance und besonders die Epoche Ludwigs XIV. wird charakterisiert durch den Autokratismus — die trotzige Kraft und das stolze Selbstbewußtsein des Bürgertums sind längst gebrochen, die Devotion vor den Fürsten ist ins grenzenlose gestiegen, und der Untertan sieht als demütiger, in tiefster Ehrfurcht ersterbender Knecht zu dem Landesvater wie zu einem Gott empor. Es beginnt in der Kunst die Apotheose der absoluten Gewalt, indem man den Autokraten zu den Wolken erhebt, wie eine strahlende Sonne glänzen und von allen Grazien, Musen und Tugenden in berückendem Reigen umspielen läßt.

Aus diesem Geist ist die Allongeperücke geboren, die das Haupt der gebietenden Olympier wie die Locken des Zeus Kronion majestätisch umwallt, und aus ihm ist auch aufs neue das Kostüm der römischen Cäsaren erwachsen.

Zwar hat schon Michelangelo bei den Gestalten des Giuliano und Lorenzo Medici zum römischen Kostüm gegriffen, aber zur Herrschaft ist es erst bei der Verherrlichung des großen Ludwig gelangt. Die Tracht der Cäsaren schien gerade gut genug, um die Erinnerung an unüberwindliche, niederschmetternde und erdumspannende Gewalt zu wecken. Das Reiterstandbild Marc Aurels auf dem Kapitolsplatze in Rom wurde Muster und Beispiel. Wie einen cäsarischen Heros ließ Girardon seinen Louis le Grand in dem 1699 auf dem Vendôme-Platz errichteten Monument dahinreiten. Und die Desjardins, Etienne le Hongre, Antoine Coycevox und alle die anderen Künstler, die ihren großen Ludwig feierten und umschmeichelten, gaben ihm gleichfalls das Cäsarenkostüm und am Sockel die vier gefesselten Sklaven, über die der Triumphator machtvoll dahinreitet.

Also nicht rein künstlerische Rücksichten haben das römische Kostüm zurückgeführt, sondern Beweggrund war die tiefe, geradezu sklavische Demut vor der herrschenden Gewalt, vor dem göttlichen Autokraten, dessen Macht man schmeichelnd zu der weltgebietenden der Kaiser Roms emporschrauben wollte, mochte das Machtgebiet auch nur die Größe von Reuß oder Lippe besitzen.

Wenn uns trotz dieses trüben Hintergrundes Schlüters Reiter-

Digitized by Google

ſtandbild des Großen Kurfürſten hinreißt und bewältigt, ſo daß wir kaum über die römiſche Tracht des Reiters und die gefeſſelten Sklaven am Sockel reflektieren, ſo liegt es daran, daß hier in Wahrheit eine kraftvolle, große Perſönlichkeit dargeſtellt iſt, und daß der Darſteller ſich als ein Genie, als ein rechter Künſtler von Gottes Gnaden erweiſt, der alle Bedenken kraft ſeines Genius ſofort aus dem Felde ſchlägt.

Und nun das griechiſche Koſtüm! Es ſcheint nur dazu dazuſein, um die Schönheit des Menſchenleibes zu feiern. Seine Beſtimmung iſt, ſo wenig wie möglich zu verhüllen und das Nackte mit dem edlen Spiel und Reiz der Formen zur Geltung zu bringen. Reiner, keuſcher, naiver ſtand das Griechentum dem Nackten gegenüber, bis die chriſtliche Weltanſchauung das Empfinden in andere Bahnen lenkte. Die Ideale unterliegen dem Wandel der Zeiten — neunzehnhundert Jahre chriſtlicher Kulturentwickelung ſind auf ſie von unauslöſchlicher Wirkung geweſen. Selbſt die aufflammende Begeiſterung der Winkelmannſchen Zeit für das Altertum, ſelbſt die große Revolution, die im Auslöſchen des Geſchichtlich-gewordenen ſchonungslos verfuhr und auch in der Tracht ein Neues zu ſchaffen ſuchte, das in Madame Tallien, in der Rémuſat, in Joſephine und in anderen excentriſchen Frauen einen Sturm des Entzückens hervorrief und von der Koſtümgeſchichte als mode à la grecque bezeichnet wird, und ſelbſt der überſchwängliche Idealismus der Neuhellenen, an ihrer Spitze Schinkel, iſt nicht imſtande geweſen, das griechiſche Koſtüm für die Kunſt zu retten — es iſt für uns hiſtoriſch geworden.

Die Frage, ob ideales oder realiſtiſches Koſtüm für Denkmäler, iſt eine alte, ſie wird ſchon aufgeworfen um die Mitte des 18. Jahrhunderts, nachdem die franzöſiſche Aufklärungsliteratur in befreiender Weiſe auf die Geiſter gewirkt und in die Vergöttlichung des Cäſarentums unter machtvollem Eintreten für die allgemeinen Menſchenrechte Breſche geſchlagen. Sie wird beſonders lebhaft erörtert in Berlin, wo Daniel Chodowiecki als Maler und Taſſaert und Schadow als Bildhauer den Realismus vertreten. Gewaltig flammt der Streit empor, als Taſſaert in den ſiebziger Jahren ſeine Standbilder Keiths und Seidlitz' in den Uniformen der Armee Friedrichs des Großen den im römiſchen Koſtüm gekleideten Standbildern Schwerins und Winterfelds von Adam und den Gebrüdern Ränz gegenüberſtellt. Und geradezu fürchterlich wird der Streit, als Schadow, nachdem er bereits 1793 ſeinen prächtigen Friedrich den Großen in der charakteriſtiſchen

Digitized by Google

Uniform für Stettin gearbeitet hat, 1794 den General Zieten in Husarenuniform und 1800 den alten Dessauer in preußischer Feldmarschallsuniform hinstellt — jenes Denkmal des glorreichen Siegers von Kesselsdorf, vor dessen Skizze die mit gesundem Sinn begabte Königin Luise äußerte: „Ich begreife nicht, wie es noch Menschen gibt, die darüber schreien; wenn mein Mann griechischen oder römischen Generalen Statuen setzen wollte, dann ja; er will aber preußische, und wenn man es so machte, wie wollte man das unterscheiden?"

Sogar Goethe nimmt am Kampfe teil und schreibt in einer „flüchtigen Übersicht über die Kunst in Deutschland", abgedruckt im dritten Bande der Propyläen:

„In Berlin scheint, außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister, der Naturalismus, mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung, zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren. Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Portrait, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das allgemein Menschliche durchs Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeugt man sich bald: daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden."

Nun ging der Hader erst recht los — ein wütender Federkrieg entspann sich, an dem auch Schadow kräftigen Anteil nahm, indem er im ersten Bande des Jahrganges 1801 der „Eunomia", einer jetzt längst vergessenen Zeitschrift, gegen Goethe eine geharnischte Erklärung richtete.

Aber der Sieg neigte sich vorläufig den Verehrern des idealen Kostüms zu. Selbst Schadow mußte klein beigeben und anderthalb Jahrzehnte später seinem Blücherstandbilde für Rostock jenen wunderlichen Anzug geben, den er in seinem Buche „Kunstwerke und Kunstansichten" mit einem Anfluge von Spott in folgender Weise glossiert: „Nach der Neigung und Vorliebe Blüchers hätte man ihn in der Husaren-Uniform abbilden können. Da aber zu erwägen war, daß unser Held — Feldherr — ist, in der ganzen Ausdehnung des Wortes, alle Abteilungen der Krieger, ja zuweilen fremde Kriegsvölker befehligend, so mußte man von der Idee, eine einzelne Art von Uniform anzubringen, abstehen. Wollte man ihn ferner (wie geschehen ist) gleich dem Herkules der

Digitized by Google

alten Fabel als Bändiger und Überwinder der Ungeheuer zeigen, so war es natürlich, daß man eine heroisch-dichterische Bekleidung vorzog, der Würde solcher Denkmale angemessen."

So steht denn der Marschall Vorwärts in Rostock in ideal drapiertem Leibrock und Mantel da, umgeben von einer Löwenhaut, die mit dem Rachen auf seiner Brust befestigt ist. Und Goethe war zufrieden, sogar ausgesöhnt mit Schadow und dichtete die herrliche Inschrift zum Denkmal:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Vom Feinde los.

Fast wäre es geschehen, daß damals Berlin einen Friedrich den Großen in einer ähnlich dichterisch-heroischen Kleidung erhalten hätte. Schinkel gab ihm in seinen verschiedenen Entwürfen das Cäsarenkostüm. Dem verständigen Sinn Friedrich Wilhelms III. ist es zu danken, daß keiner dieser Vorschläge zur Ausführung gelangt ist. Und doch blieb etwas hängen vom idealen Kostüm — der Mantel!

Es war Rauch, der die Gegensätze zwischen idealem und realistischem Kostüm zu versöhnen trachtete. Mit dem malerisch drapierten Mantel sollte das Zeitkostüm nach Möglichkeit verbrämt werden. Er gab den Mantel in fast togaartiger Anordnung seinem Marschall Vorwärts in Breslau, so daß dieser fast wie ein Römer aussieht. Den Mantel hing er sogar, allerdings in mehr maßvoller Weise, der Gestalt des alten Fritz um, und in ihn drapierte er auch die Gestalten der Feldherren am Opernplatz in Berlin. Aber für ein Schiller-Goethe-Denkmal schien ihm jeder Anklang an das realistische Kostüm eine Entweihung — er schuf für das Schiller-Goethe-Denkmal in Weimar eine Skizze in rein idealer Tracht und verzichtete schließlich auf die Ausführung, als sein Vorschlag bei König Ludwig von Bayern, der deutsches Kostüm forderte, unbesieglichen Widerstand fand.

Die Begeisterung für das ideale Kostüm hatte sich merklich abgekühlt — man witzelte bereits über Rauchs Toga-Mäntel und fand den alten Zieten in der Husarenuniform, wie ihn Schadow geschaffen, brillant, frisch und lebenswahr. Als dann Rietschel 1849 in Braunschweig seinen Lessing, ohne Mantel und im Zeitkostüm, aufstellte, war der Bann gebrochen. Dem Schöpfer dieses Meisterwerkes moderner Plastik wurde auch die Ausführung

Digitized by Google

des Schiller-Goethe-Denkmals für Weimar übertragen. Hiermit war die realistische Tracht zum Siege gelangt. Eine Zeit kam, in der man es sogar für gut befand, die von Kiß für die Rotunde des Kgl. Museums in Berlin modellierte und in Erz gegossene Statue Friedrich Wilhelms III. als eines römischen Imperators in aller Stille von ihrem Standort zu entfernen und der Öffentlichkeit zu entziehen. Und im weiteren Fortschreiten der Jahre schien die noch zu Rauchs Zeiten mit Leidenschaft erörterte Frage, ob ideales oder realistisches Kostüm bei Denkmälern, für immer erledigt zu sein. Unsere modernen Helden stehen so fest auf realem Boden und sind dem Volke durch Bild und Schrift so vertraut geworden, daß sie sich in heroisch-dichterischer Bekleidung kaum denken lassen.

Nichtsdestoweniger ist die Frage aufs neue aufgetaucht. Unter heftigem Tadel der modernen Tracht und der Uniform wird die Notwendigkeit idealer Gewandung für ein Denkmal Kaiser Friedrichs scharf betont.

Nun, steckt denn in Wahrheit die Idealität im Kostüm — im Mantel, im Rock, in den Hosen, in den Lappen? Ist es nicht ein Nonsens von einem „idealen" oder einem „realistischen" Kostüm zu reden? Die Idealität wohnt in der Brust des Künstlers, der das Bild in geklärtem Lichte schaut und der heiß erstrebt, das Geschaute in Erz oder Marmor zu verkörpern. Nicht auf die Lappen kommt es an, sondern auf das Wer und das Wie und auf die dadurch erzielte unmittelbare Wirkung des Kunstwerkes. Mit Reflexion und Abstraktion schafft man keine Kunstwerke, die unwiderstehlich siegen und in der Flut der Jahrhunderte den Sieg behaupten.

Dieser Colleoni in Venedig trägt auch kein ideales Kostüm, im landläufigen Sinne des Wortes, und doch wie gewaltig, wie groß, wie edel ist seine Wirkung! Er trägt den Panzer von Eisen, aber wie ist Leben in dieses starre Erz gebracht, wie schmiegt es sich, ohne seinen Charakter zu verlieren, dem Thorax an, und wie vermeint man, den Schlag des stolzen Herzens hinter dem Erz zu spüren! Und in Madrid ragt Giovanni da Bolognas Reiterstandbild Philipps III., gegossen von Pietro Tacca, empor. Spanisches Kostüm samt Halskrause, Harnisch und Schärpe, wie es die Zeit gebot, trägt der königliche Reiter. Nichts von großen Faltenmassen und von römischer Kleidung ist an ihm zu finden, und doch wie groß und mächtig ist sein Leben. Aber weiter — in der Tracht der Zeit treten vor uns die trefflichen Statuen der bayerischen Herzoge Wilhelm V. und Albrecht V. am Denkmal

Digitized by Google

Kaiser Ludwigs in der Frauenkirche zu München. Tragen sie nicht trotz dieser Gewandung den Stempel wahrhaft monumentaler Kunst?

Wenn nur der rechte Künstler da ist — er besiegt auch das Zeitkostüm, sogar die modernen Hosen und die Uniform samt Küraß und langen Reiterstiefeln. Aus seinem naiven Empfinden heraus wird er den stilgemäßen Ausdruck für die Tracht finden, so daß sie harmonisch dem Denkmal sich einfügt.

Aber im Grunde genommen schwören wir nicht auf das Zeitkostüm und auch nicht auf das „ideale" Kostüm — wir lassen dem Künstler seine Freiheit, denn entscheidend ist seine Individualität. Das wahre Künstlerideal hat Hermann Bahr in die Worte gekleidet: „Seine Welt zeige der Künstler, die Schönheit, die mit ihm geboren wird, die niemals noch war, die niemals mehr sein wird!"

Genug, wenn uns das große, gewaltige Denkmal noch fehlt, nach dem wir uns sehnen, das Denkmal, das uns hinreißt, erschüttert und begeistert, das Denkmal, in dem wir den Pulsschlag der großen Zeit der Einigung und Wiedergeburt Deutschlands spüren, dann liegt die Schuld bei denen, die das Massenfabrikat züchten, und bei den Künstlern, welche die Idealität suchen — im Kostüm!

„Die Ewige Stadt."

Ein Wort über moderne englische Belletristik

von Karl Bleibtreu.

Die englische schöne Literatur befindet sich in voller Auflösung. In früheren Perioden konnte man den springenden Punkt der inneren Entwickelung bloßlegen, heut weiß man nicht ein noch aus. Als ich vor just 15 Jahren eine dickbändige „Geschichte der Englischen Literatur" zu formen unternahm, blieb mir wenigstens erspart, diese jüngste und letzte Phase des Viktoria-Zeitalters einschachteln und zergliedern zu müssen, eine unmögliche Sysiphus-

Digitized by Google

arbeit. Und doch, während Drama und Lyrik im Aussterben begriffen, treibt die erzählende Gattung immer noch Blüten, die bei gründlicherer künstlerischer Pflege viel reife Früchte versprächen. Daß es beim bloßen Blühen bleibt, verschuldet eben die nachlässige Gleichgültigkeit, mit welcher ein britischer Romanzier auf das eigentlich Künstlerische zu blicken pflegt. Ist er dichterisch veranlagt und wird er künstlerisch fein, so geschieht dies gleichsam wider Willen. Denn was all diesen Erzählern, heißen sie nun Frau Wood oder Herr Kipling, Frau Crawford oder Herr Stevenson, streben sie nach höherer Psychologie wie Besant und Meredith, oder üben sie allerlei Kunststücke wie Connan Doyle und H. G. Wells, oder schwelgen sie in historischer Phantastik wie Melville und Haggard, ihr eigentümliches Gepräge verleiht, das ist ihr offenbarer Nützlichkeitszweck. Die weit überwiegende Mehrzahl will dogmatisch moralisieren, einer bestimmten politischen oder religiösen Tendenz zum Durchbruch verhelfen. Eine echtenglische Praxis, die von jeher im Nationalcharakter begründet lag und seit Dickens unausrottbar scheint, die aber natürlich ein reines dichterisches Betrachten nicht aufkommen läßt. Selbst das nach meiner Meinung abgerundetste und ergreifendste Buch der neuen englischen Literatur, „George Tressady" der Frau Wood, leidet unter diesem Lehrhaften, und ein so mäßiger Versuch wie „The Woman who did" von Grant Allan verdankt seine Berühmtheit eben nur der sensationellen Tendenz. Andererseits vermerkt man bei den wenigen Bebauern des historischen Romans*) ein lediglich ethnographisch-kulturhistorisches Interesse und bei Connan Doyles Detektivschnurren oder Stevensons wilden Mären aus der maritimen Tropenwelt, ebenso wie bei Kiplings und Doyles kolonialen Soldatengeschichten, bestimmte Absichten sehr materieller Art. Diese zweckbewußte Tendenzstreberei schließt gleichzeitig das Mittel zum Zwecke ein, das zu bearbeitende Publikum möglichst zu amüsieren, auf daß es die Tendenzpillen leichter mit Zuckerplätzchen stofflich spannender Fabulierung herunterschlucke. So wirkt der heutige englische Roman, so weit er überhaupt auf literarischen Wert Anspruch erhebt, durchaus im Gegensatz zum deutschen und französischen als bloße Unterhaltungsliteratur. Die vortrefflichsten Einzelheiten schützen z. B. die talentvollen Erzeugnisse von Norris nicht davor, als sogenannte leichte Lektüre zu gelten, und auch die

*) Wobei wir freilich Stanley Weymans prachtvolle historische Genrebilder ausnehmen wollen, darunter das letzte „Count Hannibal" (1902) zugleich das beste, ein Kabinettstück seiner Psychologie.

Digitized by Google

Zimperlichkeit im Anfassen erotischer Konflikte blieb fast die gleiche wie früher. Ein Buch wie Norris „Mariettas Heirat", das sich möglichst um sexuelle Wahrheiten herumdrückt, erscheint der britischen Lehrerwelt schon äußerst stark, Besants „Lügende Propheten" als Gipfel der Kühnheit. Wenn die halbverrückte ideologische Hysterie der Marie Corelli, die ihre unleugbare Begabung an eine christliche Mystik vergeudet, deren bizarre Ausschweifung wie Morphiumrausch zerrüttet, in ihren spiritistischen Halluzinationen unaufhörlich gegen den Realismus zetert und die greuliche Unsittlichkeit der Belletristik für den Verfall der englischen Gesellschaft verantwortlich macht, so fragt man erstaunt, was sie darunter versteht, und wo diese angebliche Realistik im englischen Roman zu suchen sei. Selbst nach dem herrlichen alten Erbteil englischer Literaturbestrebung seit Fielding, der Gesellschaftssatire großen Stils, sehen wir uns heute vergebens ums. Thackerays Geist entfloh; eine so feine satirische Durchführung wie in Percy Whites „Herr Bailey-Martin", einer beißenden Geißelung des bourgeoisen Snobtums, steht vereinzelt da. Eine oft unangenehme Pathospose macht sich geltend. Und so fehlt es denn auch der jüngsten Sensation der britischen Romanindustrie, Hall Caines „Eternal City" (3 Bände), durchaus an Humor und Satire. Überschwängliches Pathos donnert und blitzt, und es fällt schwer zu entscheiden, wo hier echte ideologische Begeisterung gewittert, und wo nur Theaterdonner rasselt.

Das endlose Breittreten einer puritanischen Religiosität, die soziale Frage mit der religiösen verquickend, und das verwegene Spielen mit mystisch angehauchtem Urchristentum erinnert wahrhaftig an die Corelli. Seit diese Halbitalienerin und die schon älterer Generation angehörige Halbfranzösin Ouida ein ausländisches Element hineinbrachten, zeigt die englische erzählende Literatur eine seltsame Vorliebe für italienische Stoffgebiete. Man sollte denken, daß ein gut Teil britischer Novellisten ihr Leben lang in Italien weilten. Freilich ist diese literarische Verknüpfung Englands mit Italien nichts neues, sie läßt sich in der Renaissance auf Schritt und Tritt verfolgen, auch schöpften Milton, Shelley, Byron ihre Hauptanregung aus dem Aufenthalt in diesem gelobten Lande. Doch blieb Byron der Einzige, dessen kosmopolitisches Genie sich wirklich italienisierte, wie er denn wohl auch allein das italische Idiom völlig beherrschte. Im übrigen läßt schon die mangelhafte Sprachkenntnis der Engländer ein tieferes persönliches Eindringen in italienisches Wesen kaum zu, und oft wirken ihre Schilderungen gerade so naiv-

Digitized by Google

phantastisch wie etwa die von Paul Heyse und Richard Voß. Nichtsdestoweniger ermöglicht der schärfere realistische Beobachtungssinn der Briten, deren umfassendere Weltkenntnis selbst ihren gewöhnlichen Unterhaltungsromanen noch mit einem gewissen Erdgeruch anhaftet, manchmal erstaunliche Richtigkeiten in solchen Analysen italienischer Gesellschaft, wie z. B. Crawords römische Romane, in denen nicht ein einziger Nichtitaliener auftritt, die altrömische Aristokratie mit einer Schärfe schildert, die einer wunderbaren Detailkenntnis entspringt. Man kann nicht sagen, daß Hall Caine diesem hohen Maßstab in gleichem Sinne entspräche. Seine Römer könnten im Grunde auch Engländer sein oder überhaupt irgendwelcher Nationalität angehören. Und die Hauptfigur stellt sich uns als eines jener Fabelwesen vor, denen wir im Leben nie begegnen. Er ist der Beste, Bravste, Schönste, makellos wie Richardsons Sir Charles Grandison und ein Vereiniger aller körperlichen und geistigen Vorzüge wie ein Held von Dumas und Eugen Sue. Die schönste Dame Italiens liebt ihn zum Sterben, den furchtbaren „Diktator" Italiens tötet er im Zweikampf mit eigener Hand. Kaum führt ihn der Zufall in die vornehme Gesellschaft, als er auch schon alle Aristokraten durch Vornehmheit des Auftretens beschämt. Kaum soll er zu Rosse steigen, als er auch schon die Edelsten der Nation durch die erhabene Kunst eines Zirkusreiters ausstticht. Kein Jockey sitzt wie er im Sattel, keinem Deputierten steht der Frack so angegossen, niemand hat solche Augen, solche Stimme und, vor allem ein so großes Herz. Kein Wunder, daß dieser Wunderknabe und Mustermensch sich so vornehm zu geben weiß: hohe Abkunft verrät sich. Denn wer war sein Vater? Se. Heiligkeit Papst Pius X., als dieser noch nicht dem geistlichen Stande angehörte! Auch der Papstsohn durchtränkt sich mit Christentum, das liegt so in der Familie. Aus den Evangelien liest er eine Republik der Vereinigten Bundesstaaten von Europa heraus. Nicht faul, will ers in Tat übersetzen. Nur die Blindheit und Bosheit der Polizei und besonders des Militarismus, den er als Krebsschaden verpönt, verhindern die so einfache und leichtfaßliche Ausführung solch evangelistischer Politik. Hall Caine und sein Held besorgen die Lösung der sozialen Frage im Handumdrehen mit einer Geschwindigkeit, die keine Hexerei ist. Natürlich verdammt der große David Rossi — so heißt laut seinem britischen Schöpfer der Weltbefreier — den Anarchismus, er erwartet wie Tolstoy alles von passivem Dulden und will nicht wider den Stachel löcken. Allein, er selbst wird aus Privatrache

Digitized by Google

zum Mörder, infolgedessen der Edle sich unwürdig glaubt, weiter an der Spitze der Zivilisation zu marschieren, und es ablehnt, Präsident der italischen Republik zu werden. Der neue Cola Rienzi verschwindet, nachdem seine Liebe gestorben — Donna Roma, offenbar als Symbol des alten Rom gemeint — und sein politisches Ideal erfüllt. Letzteres ging nämlich wie am Schnürchen. David flüchtet vor der Polizei in den Vatikan, sein anonymer Vater Pius X. will ihn nicht herausgeben, der Quirinal macht Militär mobil, worauf der Papst den Vatikan öffnet und jede weltliche Herrschaft abschwört. Alle Soldaten werfen hierauf die Waffen weg, der König wirft wie der Papst die Krone weg und dankt ab, die Kammer erklärt ohne weiteres die Republik, obschon sie doch einen Tag vorher eine konservative Majorität hatte, und dem Beispiel Italiens folgen dann, wie man aus dem Epilog erfährt, später alle andern Nationen. Das goldene Zeitalter der Freiheit und Brüderlichkeit bricht so schnell heran, daß man seinen Sinnen nicht traut. Denn die Menschen haben ja nur zu wollen, und das Paradies ist da, wie uns schon Zolas „Arbeit" so treuherzig zu Gemüte führte. Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll!

Es darf nicht verschwiegen werden, daß diese Fülle von Unmöglichkeiten mit Geschicklichkeit, stellenweise mit hinreißender, wenn auch nicht überzeugender Kraft vorgeführt wird. Das Papst-Portrait weist feine Züge auf, die Liebesgeschichte Donna Romas hat ergreifende Augenblicke, den schrecklichen Premierminister Bonelli (Crispi) zeichnete Caine mit starker Hand. Aber wie traurig bezeichnend, daß gerade dieser böse Dämon als Vertreter der alten Gesellschaft die gelungenste und lebenswahrste Gestalt des Ganzen wurde! So sehr bewahrheitet sich das Prinzip des Realismus, daß nur, was nach dem Leben gezeichnet, wie Leben wirkt, alles nur aus der Inspiration geschöpfte wie unwahrer Schwulst. Es braucht kaum betont zu werden, daß wir hier ein Prachtexemplar des modernen englischen Romans vor uns haben, wie wir ihn eingangs gekennzeichnet. Nicht aus dichterischer Stimmung erfließt derlei, sondern aus doktrinärer Absicht theoretischer Propaganda, die mit Kunstplastik blutwenig gemein hat. So sehr wir daher am deutschen Roman die Behandlung großer Allgemeinfragen statt der ewigen schalen Erotik vermissen, empfehlen wir wahrlich nicht diese Tendenzraisonnements der britischen Schule zur Nachahmung. Die Romane unserer Jüngsten, der Meggede, Stratz, Wassermann, Mann, Holländer,

Digitized by Google

erheben das Niveau unserer eigenen Belletristik hoch über die englische.

Da der „sensationelle“ Erfolg der „Ewigen Stadt“ natürlich rein am Stofflichen klebt, so bleibt das Erstaunlichste an dem merkwürdigen Buche die naive Unverfrorenheit, womit der Papst frei nach Leo XIII., der Diktator unfrei nach Crispi, der junge König sogar direkt nach dem heut regierenden Monarchen kopiert ist. Anfangs vermutet man im Verfasser einen Christlichsozialen, er entpuppt sich aber bald genug als roter Revolutionär. Wie ihm der junge König unfreiwillig Modell saß, das ist nicht mehr Mut, sondern verleumderische Frechheit. Der freie Brite, zu Haus vor jedem Götzen kriechend, glaubt sich eben alles erlaubt, sofern er nur den Kontinent vor sein Forum zieht. Während er mit Behagen bei der äußeren unansehnlichen Erscheinung des Königs neben seiner „schönen Königin“ verweilt, um nur ja die Identität deutlich zu machen, hebt er geistige Impotenz und Charakterschwäche des Monarchen mit einer böswilligen Schärfe hervor, die zur wohlbekannten Wahrheit des Gegenteils den lächerlichsten Widerspruch bildet. Diese Majestätsbeleidigung ins Italienische übersetzen, wäre ein Wagnis, doch dürften die Radikalen unter der Hand es verbreiten; und im Ausland findet diese gänzlich unwahre Verzerrung sicher ein gläubiges Echo! Und hier liegt ernste Gefahr. Sollte das Buch, was sehr wahrscheinlich, auch in hohe und höchste Sphären des offiziellen Italien dringen, dann möge der energische hochbegabte König erkennen, wie die Korruption der Behörden, die Infamie der Polizei, die verbrecherische Gefängniswirtschaft, die Ruchlosigkeit der Kriegsgerichte sich im Auge des Auslands spiegeln. Noch scheint der Staatsapparat fest genug, um einen neuen revolutionären Ausbruch, welchen die falschen Prophezeiungen Hall Caines nur beschleunigen könnten, mit eisernen Armen niederzuschlagen. Doch wie lange noch?

Digitized by Google

Emil Frommel.

Von Dr. Carl Busse.

[Schluß.]

Ich möchte im nachfolgenden nur noch ein paar Linien ziehen, ein paar Punkte hervorheben — leichte Umrisse zeichnen, die vielleicht für Frommel Freunde werben und sie von diesen wenigen Zeilen zu dem erwähnten Gedenkwerk selbst hinführen können.

* * *

Bei der letzten Berliner Einsegnung sagte Emil Frommel unter anderem folgendes:

„Ihr wißt, wie ich mich freue, wennn ihr für die Dinge dieser Zeit und Welt ein offenes Auge habt. . . Kein Gebiet soll euch fern bleiben. Ihr sollt es alles haben; ‚alles ist euer'. . . . Freude, liebe Kinder, wie gönne ich sie euch von Herzen! Ich bedaure euch, daß ihr eigentlich so wenig fröhliche Menschen seid. Wie anders, wenn ich an meine Jugend zurückdenke, wie sonnig diese jungen Jahre gewesen!"

Licht lag über seiner Kindheit; Licht über seinem ganzen Leben. Aber wenn es dunkel gewesen wäre, er hätte das Dunkel von sich aus erleuchtet. Denn in ihm selbst war Sonne, so konnte es ihm nicht fehlen. Ein rechtes Sonntagskind geht er durch die Welt. Nahrungssorgen bleiben ihm fast ganz erspart. Das Mädchen, das er lieb hat, folgt ihm zu langer glücklicher Ehe. Die schweren Gewitter ziehen immer an ihm vorüber, als dürften sie ihn nicht kränken. Wo er hinkommt, fällt ihm die Liebe, die andere sich erst erringen müssen, wie eine reife Frucht in den Schoß. Er wird in Blumen, Weihrauch und Liebesgaben zuletzt förmlich eingewickelt.

Wenn es irgend möglich war, ging er Mittelwege. Extreme liebte er nicht. Er stand auch in der Mitte unter seinen Geschwistern und hatte nicht die ausgesetztere Position des Ältesten oder Jüngsten zu halten. Sein Vater war ein namhafter Kupferstecher und Direktor der Karlsruher Gemäldegalerie, dessen Ruhm das Konversationslexion noch aufbewahrt. Ein fleißiger, sanfter, frommer Mensch. Die Mutter scheint den stärkeren Zügelgriff gehabt zu haben. Ihre Familie entstammte dem Elsaß, ihr Vater hatte eine zeitlang Goethes Friederike aus dem Sesenheimer

Digitized by Google

Pfarrhaus heiraten wollen — er war Prediger an der schwedischen Gesandtschaft im napoleonischen Paris, später Pfarrer in Straßburg. Die Tochter, die Madame Frommel, eine energische, starre, republikanische Natur, ohne Menschenfurcht der erkannten Pflicht folgend, unbedingte Wahrhaftigkeit übend und fordernd, dabei wohl manchmal hart. Jedenfalls: Die Milde, die Poesie, die Herzensfröhlichkeit hat Emil Frommel nicht von ihr. Es charakterisiert sie, daß sie mit der Zeit zu frömmeln begann und sich dann auch gleich mit gebundenen Händen dem engherzigsten Pietismus auslieferte. Sie paktierte nicht; ihre Natur trieb sie gleich ins Extrem. Sie besuchte die Kirche nicht, in der Emil predigte, weil der eigene Sohn ihr nicht fromm genug war. Der Vater als Künstler hatte wohl andere Anlagen, aber er war zu sanft, als daß er gegen die Frau hätte aufkommen können. Er brauchte einen Stärkeren, an den er sich lehnen konnte: es dauerte nicht lange, da folgte er seiner Gattin auch in den Urwald des mystischen Pietismus. Wahrscheinlich hätt' sie ihn umgekehrt auch zum äußersten Rationalismus bekehren können.

Das Weiche, Schmiegsame, Künstlerische — also alle die väterlichen Anlagen — hatte Emil. Er war so häßlich, daß die Mutter den Waschkorb, in dem er lag, mit einem Tuche bedeckte, wenn Besuch kam. Er wuchs heran, und suchte rechts und links Anschluß. Erst ließ er sich von dem älteren, dann auch von dem jüngeren Bruder leiten. Den tiefsten und gewaltigsten Eindruck übte die Musik auf ihn. Mozarts Don Juan dünkt den Jüngling überirdisch; Bach und Händel haben den Mann zu herrlichen Worten verstehender Liebe begeistert. Er hatte eine so schöne Stimme, daß der Kammersänger Oberhoffer ihn durchaus für die Bühne gewinnen wollte. Er gestand, daß er auf der Kanzel manchmal an sich halten müsse, Verse, die er zitierte, nicht zu singen. Er ließ sich deshalb nie die Liturgie nehmen, die er wunderbar weihevoll gestaltete. Sein Nachfolger im Amte fand von der für die Geschichte der Berliner Garnisonkirche so wichtigen amtlichen Korrespondenz fast nichts vor. Das hatte Emil Frommel vergnügt in den Papierkorb gesteckt. Aber wohlgeordnet lagen die Konzepte seiner schönen „Liturgischen Gottesdienste", lagen die Programme der Kirchenkonzerte, die Programme von den Jahresfesten der Kirchengesangvereine da. Das erste, was er tat, wenn er in seiner Frühzeit ein neues Amt antrat: er schuf einen Kirchenchor. Selbst im eroberten Straßburg brachte er im handumdrehen einen 120 Mann starken Chor zusammen. Auch für Dichtung

Digitized by Google

und bildende Kunst hat er verhältnismäßig sehr viel übrig gehabt (Kappstein erzählt da ein schönes Stücklein, dessen Helden Geheimrat Hinzpeter, der jetzige Kaiser und Emil Frommel sind), aber es ist bezeichnend für die Weichheit seiner Natur, daß ihm die Musik doch am nächsten stand.

Wie viele, die später erst sich schön entfalteten, war er nur ein mittelmäßiger Schüler. Er hat vor allem nicht rechnen können; das Ungenügend in der Mathematik war von je das Vorrecht aller Genies und aller Talente. Er hat das Rechnen auch später nicht gelernt; seine Einkünfte zerrannen ihm unter der Hand, denn er liebte ein volles Haus, er hatte eine Leidenschaft zu schenken. „Aus einem Pfarrhaus", sagte er, „muß jeder beschenkt herauskommen". Er war „geschäftlich unmöglich".

Sein Stiefelwichser auf der Universität Halle, die er bezog, nannte ihn das „Tausendschönichen". Daß er ein fröhlicher Bursch war, ist schon gesagt. Er hat sich des „lebe, liebe, trink' und schwärme" auch später nicht geschämt. Bienen, die nicht schwärmen, bringen auch keinen Honig. Den Wingolfiten hat er sich nicht angeschlossen, sondern erst der „freisinnigen Burschaft der Fürstentaler", dann später in Erlangen den Markomannen. Köstliche, übermütige Briefe schreibt er als Student an eine Cousine: ein flottes Burschenlied hat er gedichtet. Aber nie hat er sich verloren. In Weitersweiler, in der Kirche seines Onkels, hielt er die erste Predigt. Mit einem Male begann die ganze Gemeinde zu kichern, selbst die fromme Tante drunten im Pfarrgestühl — Emil Frommel wird blaß und rot, gerät in tötliche Verwirrung, sagt schnell Amen und erklärt in der Sakristei: „Ich sattle um, ich predige nie wieder." Aber die Gemeinde hatte nur gelacht, weil hinter seinem Rücken durch eine offene Tür eine Schar Gänse im wohlbekannten Gänsemarsch ins Gotteshaus eingezogen war.

Als dann alle Prüfungen überstanden waren, wird Emil Frommel zuerst als Pfarrvikar in das Rheindorf Alt-Lusheim gesandt. Dort, im Verkehr mit den Dörflern, die ihn sogar in die Spinnstuben einluden, ward der Volksschriftsteller geboren. Nach zweijähriger Tätigkeit — er hat natürlich auch dort einen Gesangverein gegründet — durchwandert er sieben Monate lang Italien, genießt Natur und Kunst, läßt sich in Sorrent und Capri von seinem Karlsruher Jugendfreund Viktor von Scheffel den ersten Gesang des „Trompeters von Säckingen" vorlesen und wird bei seiner Rückkehr Vikar beim Pfarrer Henhöfer in Spök.

Digitized by Google

Das war ein knorriges Original erster Güte. „Was wollen Sie," fragt er ihn einst, „über das Evangelium von den Sperlingen eigentlich predigen?" Frommel gibt Aufschluß. „Das is nix! Gehen Sie mal nach oben und schauen Sie zwei Stunden zum Fenster 'naus." Da gab es hunderte und hunderte von Spatzen. Frommel beobachtete das ruppige Volk und war nach zwei Stunden gescheiter. Von dem spintisierenden Kanzelreden hatte er sich seitdem zeitlebens ferngehalten. Am 25. August 1853 verheiratet er sich mit der Tochter des Oberkirchenrats Bähr, 1854 erhielt er einen Ruf an die ärmste Gemeinde Karlsruhes. Die unerquicklichen kirchlichen Verhältnisse Badens trieben ihn, nachdem er zehn Jahre ausgehalten, 1864 nach Barmen ins Wuppertal. Das „deklariert süddeutsche Gewächs" ward nach dem Norden verpflanzt. Trotzdem der heitere Süddeutsche den durch ganz Deutschland berühmten Gottseligen des Wuppertales „biblisch verdächtig" ist, bezwingt seine Art auch hier die Herzen. Und als der Feldprobst Thielen ihn 1870 als Garnisonpfarrer nach Berlin beruft, schickt die Wuppertaler Gemeinde sogar eine Deputation zum König: er solle ihnen ihren Geistlichen lassen. Aber die Kabinettsordre war bereits unterzeichnet. „Wenn ihr euren Pastor brauchen könnt," entschied König Wilhelm, „so werde ich ihn wohl erst recht brauchen können."

Damit hatte Frommel seinen Wirkungskreis gefunden. Als der Krieg ausbrach, bestürmte er den Feldprobst, ihn hinauszusenden. Im September 1870 lag er mit den deutschen Truppen vor Straßburg; in der eroberten Stadt hat er sechs Monate seines Amtes gewaltet. Dann kam er nach Berlin zurück, um hier noch 25 Jahre auszuhalten. Wie er geliebt ward, läßt sich nicht sagen; wie er mit äußeren Ehren überhäuft ward, ist zu sagen nicht nötig. Was er ausschlagen konnte, schlug er aus. Er bat den Kaiser inständig, ihn nicht zum Feldprobst zu machen; es war ihm keine Freude, als Wilhelm II. ihm dem „Oberkonsistorialrat" anhängte. Im Gegenteil; seinem gratulierenden Schüler sagte er: „Mein Sohn, wer mich lieb hat, der beweint seinen alten Pastor, daß er das noch erleben muß". Er brauchte die Würde nicht lange zu tragen. Im freundlichen Plön, wohin er mit den ältesten kaiserlichen Prinzen ging, noch ein stiller Feierabend. Dann „flog er fröhlich heim". Er hat, als die Fürsten und Großen der Erde ihn mit Ehren und Huldbeweisen überschütteten, das herrliche Wort gesprochen, das sich unvergänglich jedem Herzen einprägt: „Nun trage ich diese und so manche andere

Digitized by Google

Würde wie ein Feierkleid, wissend, daß es nichts höheres gibt, als wenn man eben ein Pastor ist, das heißt ein Hirte seiner Schafe, alles andere hängt doch nur so an einem herum."

Seine Konfirmanden, erzählt Theodor Kappstein, wollten ihn pflichtschuldigst „Herr Hofprediger" anreden. Er aber: „Das wär' noch besser! Ihr habt keinen Hofprediger — den kann sich nur der Kaiser leisten. Ihr seid Schafe und habt einen Hirten, einen Pastor." Er unterrichtete köstlich, war aber doch wieder kein Lehrer im üblichen Sinne. Der Schulbetrieb erschien ihm wie ein notwendiges Übel, im Herzen bedauerte er die armen Jungen, die neun köstliche Jahre der Jugend Latein und Griechisch lernen sollten. Als er in Karlsruhe die Religionsstunden am Gymnasium gab, nahm er die Kinder Weihnachten in die Hütten der Ärmsten mit. Beim Beginn des Konfirmanden-Unterrichts gestand er sofort: „Ich kann euch nicht zanken und strafen, liebe Jungen, das habe ich nie getan." Fröhlich und vertraulich verkehrte er mit den Kindern. Das falsche Pathos und das Salbadern liebte er für sich weder auf der Kanzel noch bei den Konfirmanden. Bei der Besprechung des dritten Gebotes fragte er einen Buben: „Du, wozu ist der Sonntag da?" Antwort: „Um das Wort Gottes zu hören!" Aber Frommel ärgerlich: „Nein, erst kommt was anders. Am Sonntag schläft man sich vor allem aus. Der Mensch soll wissen, daß er kein Droschkengaul ist." Und ein andermal: „Wer von euch ist denn heftig?" Ein einziger Junge steht auf. Da legt ihm der Alte die Hand auf die Schulter: „Du — ach, ich auch! komm, wir wollen zusammenhalten gegen diese ganze sanftmütige Gesellschaft, der nie das Blut in den Kopf steigt. . ."

Er war, wie man sieht, etwas „formlos" als Lehrer. Er machte alles klar an naheliegenden Beispielen; er erzählte zur Erläuterung die schönsten Geschichten; er hat, wie man bei Kappstein nachlesen mag, auch manche pädagogisch bedenkliche und gefährliche Geschichte erzählt. Nach dem schon zitierten Worte, daß Jesus nicht die selig gepriesen hätte, die reiner Lehre, sondern die reines Herzens sind, fand er sich leicht mit theologischen Streitpunkten ab. Er ging auch hier auf der Mittellinie. Er war kein Theoretiker. Das Begriffliche war nicht sein Feld; er hat da vieles Widerspruchsvolle zu Tage gefördert. Deshalb haßte er auch Pastoralkonferenzen und Synoden. „Wenn ich zu einem armen Teufel fünf Treppen hoch unters Dach klettere und laß mir eine halbe Stunde was vorjammern, so hab' ich mehr für

Digitized by Google

Gottes Reich getan, als wenn sich die da sieben Stunden gegenseitig verschimpfen." Amtliches Schreibwerk war ihm greulich. Er gehörte ins vollste Leben. Nur da fühlte er sich wohl. Nur kein Stillsitzen!

Als Redner — und er war einer der bedeutendsten Kanzelredner — hatte er die glückliche Gabe, überall an ein Nächstes anknüpfen zu können und in lebendigen Bildern seine Hörer vorwärtszuführen. Mit einer köstlichen Naivität ergriff er oft Texte. Theodor Kappstein berichtet von einer Traurede, die er einer früheren Konfirmandin, namens Schwalbe, hielt und der er die Worte des 84. Psalms zu Grunde legte: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest" — ein bedenklicher Text, da der Bibelfeste ihn leicht vervollständigen konnte: „Da sie Junge hecke." Aber mit feinem Takt glitt Emil Frommel an den Klippen vorbei, und sein gesunder Sinn bewahrte ihn meistens, wenn auch nicht immer, davor, ins Spielerige zu fallen. Er erhob das Vergängliche, und ob es das wunderlichste Ding war, zum Gleichnis des Ewigen. Das Zeugnis, das dem Kandidaten einst der Direktor des Heidelberger Predigerseminars ausgestellt hatte, galt auch noch für den Hofprediger: daß seine Reden sich durch Innigkeit und Lebendigkeit, Reichtum der Phantasie und blühende Darstellung auszeichnen, weniger durch energische Begriffs- und Gedankenentwickelung.

Es sind nur noch einige spezielle Anschauungen Frommels, die den Mann kennzeichnen, anzuführen. Ich stelle kurz nebeneinander, was mir wichtig erscheint. Er erkannte der Kindertaufe keine selbständige Bedeutung zu und bekämpfte scharf die Ansicht, daß damit irgend welche magischen Wirkungen verbunden seien. Er warnte schon seine Konfirmanden vor dem Spiritismus. Er meinte: vom religiösen Gedanken aus ließe sich gegen die Leichenverbrennung nichts einwenden, und die Kirchenbehörden hätten kein Recht, dem Geistlichen das Amtieren bei Feuerbestattungen zu verbieten. Kirchhof oder Crematorium — das sei lediglich Geschmackssache. Er persönlich bleibe beim Kirchhof.

Scharf wandte er sich gegen die Verquickung von Politik und Christentum. „Jesus", schreibt er, „ist zu etwas anderem in die Welt gekommen, als um Erbstreitigkeiten zu schlichten, Fragen der Politik zu lösen und soziale Zustände zu ändern. Es ist keine Verherrlichung des Evangeliums, wenn man meint, es sei dazu in der Welt, um politische und soziale Fragen zu lösen. Das ist etwas, was außerhalb seines Zentrums liegt auf der weiten

Digitized by Google

Oberfläche. Das Evangelium will nicht eine Erneuerung der Weltordnung durch eine Reformation der Verhältniſſe herbeiführen, ſondern es will die Menſchen erneuern; nicht das Übel vom Menſchen, ſondern den Menſchen vom Übel löſen."

Dabei hatte er ſelbſt ein äußerſt ſtarkes ſoziales Empfinden. Er hat bei nächtlichen Kellnerverſammlungen geſprochen und erſchüttert nachher geſagt: „Wenn uns das Leben herumgeſtoßen hätte wie die — wären wir nicht rote Sozialdemokraten geworden?" Er hat unermüdlich ſich auch von den Ärmſten der Armen vorjammern laſſen und geſorgt, wie er konnte. Aufopfern wollte er ſich gern, dazu war er da. Aber in die politiſche Arena als Paſtor hinabzuſteigen, hielt er nicht für richtig.

Als Deutſcher und Proteſtant war er natürlich auch ein Gegner des Ultramontanismus, trotzdem er mit des eiſernen Kanzlers Kulturkampfpolitik nicht einverſtanden war, ja, ſie gelegentlich ſogar ein „Unglück für die evangeliſche Kirche" nannte. „Rom," ſagt er, „iſt nie größer geweſen als im Unglück; je gebundener die Perſonen, deſto entbundener die Prinzipien". Deshalb mahnt er, Rom gegenüber immer auf der Hut zu ſein. Und am mächtigſten brauſt ſein Bekenntnis im Lutherjahr, an den Lutherſtätten. Der Sonnenglanz, in welchem das Denkmal auf dem Niederwald mit der erhobenen Kaiſerkrone leuchtet, hängt ihm nahe zuſammen mit den Flammen, in die Luther die römiſche Bannbulle geworfen. Doch dieſer Proteſtant, der ruft und wirbt, will keinen, deſſen Fuß nur gegen Rom, nicht auch gen Zion ziehen will. „Ich bin," heißt ſein ſchönes Bekenntnis, „eine anima naturaliter lutherana, die für ihr innerſtes Herzensbedürfnis, für die freie organiſche Anſchauung der Schrift, ſowie für alle gottgeordneten Verhältniſſe und Dinge der Welt, für Kunſt und Muſik, für nationale deutſche Entwickelung in Luthers Reformation ihren adäquateſten Ausdruck findet, die aber auf der anderen Seite ebenſo beſtimmt weiß, daß der Berg Zion höher iſt als alle Kirchtürme und darum in herzlicher Liebe und Frieden mit den Gliedern anderer Konfeſſionen verkehren kann . . ." So konnte ein gläubiger Katholik, ein römiſcher Kreuzherrenprieſter, den Frommel in Karlsbad kennen gelernt, auch die ſchönen Worte über ihn ſchreiben: „ich ſchätze mich glücklich, mit ihm bekannt geworden zu ſein; ſo wie er iſt, habe ich mir immer einen Mann vorgeſtellt, in welchem echte Bildung und Chriſtentum praktiſch geworden ſind." Man braucht hierzu nichts mehr anzumerken. Als Frommel alt geworden, hat er zu ſeiner Gemeinde die „Worte

Digitized by Google

des alten Probstes von St. Nikolai, des seligen Nitzsch", gesprochen — Worte, die auch in diesem Frommelbuch die schönsten und größten sind, und gegen die fast alle Dichterworte verblassen: „Sehen kann ich nicht mehr, hören kann ich nicht mehr, reden kann ich nicht mehr; aber eins kann ich noch: lieben kann ich!" Wer hat Schöneres gesagt?

Man darf nun wohl nicht in den Fehler verfallen, dem Sonntagskinde auch das als Plus anzurechnen, was zuletzt doch vielleicht auch ein Mangel seiner Natur war. So sehr sein Auge blitzen, sein Wort werben und rufen konnte — der „Kampf" lag ihm nicht. Da kam ihm das Weiche, Weibliche seiner Natur dazwischen. Den „goldenen" Frommel hat ihn Gerok genannt. Auf Luther hätte das Beiwort nicht gepaßt. Und nichts ist so bezeichnend, als dies: daß Frommel in einem Vortrage gerade das Idyllische in Luthers Leben hervorhob. Nicht den gegen eine Welt kämpfenden Glaubensstreiter, den eisernen, hat er am frischesten und herzlichsten beschrieben, sondern den Doktor Martin Luther, der sich nach dem Streit erholte bei Schach und Musik, bei Frau Käthe und bei der Drechselbank. Und in dem Lebensbild Henhöfers hat Frommel menschenfreundlich die „unharmonischen Familienverhältnisse seines Helden" unterschlagen. Er will nicht weh tun.

Von dem Volksschriftsteller Frommel, der von Hebel ausging und ganz wie der Prediger sittlichen Ernst und behaglichen Humor mischte, braucht nicht gesprochen zu werden. Seine Werke sind weit verbreitet, und er selbst war mehr als sie.

* * *

Im Jahre 1859 schrieb Ernst Curtius über Schleiermachers Briefe: „Es tritt einem darin ein Menschenleben entgegen so frisch und tief bewegt, so gesund und hochstrebend, daß man daraus einen geistigen Anhauch verspürt, welcher die tiefste Seele erquickt. Die Prinzipien, nach denen dieser Mann gelebt hat, treten einem so lebendig und in ihrer Wahrheit und Berechtigung so überzeugend entgegen; man ist beschämt, aber zugleich erhoben. Das ist ein Leben in höchster Potenz."

Kein besseres Wort kann man über das Frommel-Werk Theodor Kappsteins setzen. Mit Ausnahme von zwei, drei

Digitized by Google

Stellen, in denen der kirchenpolitische Parteimann dem Biographen ins Handwerk pfuscht, baut sich Seite für Seite in Frische und Lebendigkeit Emil Frommels Persönlichkeit vor uns auf. Und über das Grab fort angelt er noch — in diesem Buche — nach Menschen.

Er wird viele fangen!

Mutterrecht.

Im Talgang des Kaiserstuhls.

Eine Novelle

von Wilhelm Jensen.

[Schluß.]

Der Mai verschwendete Sonnenglanz und Blütenduft über dem Kaiserstuhl, doch ins Burkheimer Schloß trug er wenig davon hinein. Dort lag's wie ein grauer Nebel anfröstelnd zwischen den Mauern, und den Tag begann und beschloß gleicherweise ein trübsinniges und verdrossenes Licht. Lazarus Schwendi hatte das nicht gefunden, was er nach einem auf Schlachtfeldern verbrachten Leben in friedlicher Stille gesucht und erhofft, denn der Unfrieden, von ihm selbst mitgeführt, war mit ihm eingezogen. Er trug die Schuld dran, und so trug er's auch schweigsam als Buße für die Unbedachtsamkeit, mit der seine Jugend sich eine eheliche Lebensgenossin ausgewählt. Den Mißton und Zwiespalt zwischen ihrem und seinem Wesen kannte er wohl schon seit langem, doch auf seinen Kriegszügen hatte er nur selten andauernd eine Wohnung mit ihr geteilt, beim schnellen Wechsel das Bedrückende der Last, die er sich aufgebürdet, nicht voll empfunden. Nun aber legte sich diese täglich vermehrt auf ihn, und noch eine zweite gesellte sich ihr hinzu. Auch mit seinem Sohn war er nie für längere Zeit vereinigt gewesen, lernte ihn eigentlich jetzt zum erstenmal kennen und damit zugleich, daß es seine unabweisliche Vaterpflicht sei, den ohne Aufsicht bisher Verlotterten unter den Augen zu halten,

Digitized by Google

ihn der Möglichkeit einer Fortsetzung seiner wüsten Lebensführung zu entziehen. Die letzten Wochen aber gaben ihm wenig Hoffnung, jenen zu einem anderen machen zu können. Er legte den höchsten Wert auf die Blutsverwandtschaft, sah in ihr das festeste Band zwischen Menschen, doch hier, im eigenen Haus, erwies sich ihm sein Vertrauen auf sie als Täuschung. Oder vielmehr konnte er sich manchmal eines Gefühls nicht erwehren, es sei keine Verwandtschaft des Blutes zwischen ihm und seinem Sohn vorhanden, sondern nur zwischen diesem und seiner Mutter, deren Natur in ihn übergegangen und ihn gänzlich ausgefüllt habe. Drum standen beide auch im engsten Verband miteinander, wenigstens insoweit, als sie eine gemeinsame Gegnerschaft gegen den Willen und Beschluß des Familienoberhauptes unterhielten und wechselseitig nährten. Zwar im Verschwiegenen, denn zu offener Auflehnung besaßen sie weder den Mut noch einen unterstützenden Rückhalt; ihre Stimmen hüteten sich, im Schlosse laut zu werden. Doch seitdem Herr Lazarus seine Verweigerung kundgegeben, daß die Jungfrau Eleonore schimpflich aus dem Haus fortgejagt werde, hatten Mutter und Sohn sich einzig auf den Verkehr untereinander beschränkt, kamen auch nicht zu den Mahlzeiten in den Eßsaal, sondern ließen sich in ihren Gemächern auftischen. Ihren Grimm an Eleonore von Zimmern auszulassen, wagte Frau Notburg nicht, oder leistete wenigstens dem Trieb dazu Widerstand; merkbar hielt sie von einem tätlichen Vergreifen an der jungen Dienerin die mit ungewohnter Bestimmtheit vom Munde ihres Ehegemahls gekommene Äußerung zurück, er erwarte, daß ihr nichts mehr widerfahre, was ihr zu einer Beklagung Anlaß gäbe. Auch Dienstleistungen verlangte sie von dem Mädchen nicht mehr, das aus sich selbst in stiller Weise seine früheren Obliegenheiten weiterversah, in einer Giebelkammer des Schlosses nächtete und untertags als ein lautloser Hausgeist die Wirtschaftsführung, um die Notburg Schwendi sich nicht bekümmerte, im Fortgang erhielt.

So verhalf's dem Schloßherrn zu keinem wirklichen Lebensgenuß, daß er den Kriegs- und Hofdienst von sich abgetan und sein Gemüt ihn zum Frohsinn und stiller Befriedigung in der Weltabgeschiedenheit veranlagt hatte. Nur die Tätigkeit für Besserungen an den Zuständen in seiner Herrschaft brachte ihn zeitweilig über das Gefühl seines eigenen Übelstandes hinweg und daneben seine Beschäftigung mit der draußen ihn auf Schritt und Tritt umgebenden, jetzt täglich zu reicherer Blüte gelangenden

Digitized by Google

Pflanzenfülle. Doch war er zur Vermehrung seiner botanischen Kenntnisse zumeist nur auf sich und das Geßnersche Buch angewiesen, denn drüben im Elsaß schlich gegenwärtig eine bösartige Seuche durchs Land, welche Georg Pictorius kaum mehr ein Fortkommen verstattete, und außerdem trug der Arzt achtundsechzig Jahre auf dem Rücken, die sich bei ihm doch auch in den Füßen geltend machten, seine frühere Lust an längeren Umherwanderungen beträchtlich abdämpften. Herr Lazarus wäre deshalb in seinem Hause ohne die Anwesenheit Sebastian Schertlins völlig vereinsamt gewesen, fand allein bei diesem die Möglichkeit einer Ablenkung seiner Gedanken durch mittägliche und abendliche Zwiesprache. Doch der Ritter von Burtenbach verbarg's manchmal nicht, daß er kein besonderes Gefallen mehr an dem Aufenthalt in der verdrossenen Luft des Hauses finde, dessen „Reinmachung" seine Ratschläge nicht erwirken konnten; über der schwäbischen Hochfläche war vermutlich jetzt auch Frühlingswärme eingezogen, und er ließ merken, daß er seinen Besuch in Burkheim bald zu beendigen gedenke. Davor aber scheute Schwendi zurück, wenngleich ihn kein innerliches Band mit dem Gast verknüpfte, doch ihm war's, er würde damit von einem letzten Freunde verlassen, einzig den bitteren Empfindungen seines eigenen Innern überliefert sein, und er wandte alle Unterstützungsmittel auf, um den Überdrüssigen zu noch längerem Bleiben zu veranlassen. Eines davon schlug auch unverkennbar an, die Heraufbeschaffung eines Fasses des mitgebrachten Tokayers aus dem Keller; der Kaiserstuhler Rebentrunk hatte nach und nach doch etwas von seiner Zauberkraft bei dem Ritter eingebüßt, allein der kaiserliche Ungar übte entschieden die Macht aus, seine Anschauung der häuslichen Umstände wesentlich wieder zu verbessern. Wenigstens äußerte er bei der zweiten Kanne: „Mir kommt's vor Augen zurück, Ihr habt ein halbes Dutzend von diesen Fässern mit Euch hergeführt. Der Absicht kaiserlicher Munifizenz würd's nicht wohl entsprechen, wenn Ihr sie verderben ließet, wie's leichtlich der leidige Zustand Eurer Hüfte mit sich bringen könnte, und mich bedünkt's als Freundschaftspflicht, Euch wider die Bedrohung durch einen gefährlichen Gegner Beihilfe zu leisten. Ihr wisset, für mich kenne ich keine Furcht, und man soll Sebastian Schertlin nicht zum erstenmal nachreden, daß er vor einer Übermacht das Feld geräumt habe." Das sagte der Ritter halb mit trockener Ernsthaftigkeit, halb mit den Mundwinkeln in seinen langen Bart greinend, und es ließ sich mit ziemlicher Sicherheit dahin aus-

Digitized by Google

legen, er sei von der Pflichterkenntnis überkommen worden, wenigstens im Keller „reinzumachen“ und das Schloß nicht eher zu verlassen, bis er die sechs bedrohlichen Feinde der Gesundheit seines Wirtes niedergestreckt und vollständig unschädlich gemacht sehe. Lazarus Schwendi gereichte dieser offenbare Erfolg seines angewandten Hilfsmittels zur Beruhigung, und er hütete sich, die Dauerhaftigkeit desselben durch Mitbeteiligung an den Tokayerfässern zu verringern, sondern blieb bei seinem Kaiserstuhler. Zweifellos zum Vorteil seiner Hüfte, doch ohne Rücksicht darauf und ohne Entsagung, denn auch der Wein verhalf ihm nicht mehr zu einer fröhlichen Gemütsanregung.

Er hatte den Vorsatz gefaßt, für ein paar Tage nach seinem Grundbesitz zu Kirchhofen südlich von der Stadt Freiburg hinüberzureiten, um auch dort nach dem Rechten zu sehen, und am Morgen, der dem Tag folgte, an welchem er die Schluchtwanderung von Oberbergen bis auf die Höhe über Achkarren gemacht, brachte er in Begleitung von zwei Knappen diesen Plan zur Ausführung. Für einen Vogel wär's durch die Luft dorthin nicht gar weit gewesen, aber die Wege waren beschwerlich und erforderten mancherlei Umholung; Nachmittag ward's drum, eh' der Reiter, den langgestreckten, ganz mit Reben bepflanzten Hügelrücken des „Batzenberges“ umbiegend, seines hinter diesem versteckten Ziel's ansichtig ward. Da lag das ansehnliche Dorf Kirchhofen, unter die dunklen Tannenhänge der Vorkuppen des hohen Schwarzwaldes hingeschmiegt, freundlich vor dem Blick; am Rande hob sich eine schon mehrere Jahrhunderte alte, von vier Flankentürmen umfaßte Tiefburg auf, und noch höher überragte die Dächer der Ortschaft der weiße Kirchturm, mit eigenartiger roter Dachhaube, an einen da und dort im Herbst schlank aus dem Boden aufschießenden Pilz erinnernd. Obstbäume drängten sich in dichter Blüte drumher, ein anheimelndes, von der Sonne vollbeglänztes Bild war's, das Lazarus Schwendi mit einem ihn heimlich überkommenden, zugleich schönen und schwermütigen Gefühl anrührte. Als eine Stätte des Friedens erschien's ihm, wo er nach dem lärmvoll durchkämpften Tag seines Lebens die ersehnte ruhvolle Abendstille hätte finden können, wenn ihm beschieden gewesen wäre, das Glück mit sich dorthin zu führen und als eine sorgsam gehegte Pflanze zu freudiger Spätsommerblüte zu bringen. Anhaltend, von Empfindungen bewegt, deren Ursprung und seltsame Schwingungen er sich nicht zu deuten vermochte, schaute er eine zeitlang hinüber, dann stieg einmal ein Seufzer aus seiner Brust

Digitized by Google

herauf, und er setzte den Weg fort. Sein Leben war verdorben und keiner Besserung mehr fähig, doch wenn er sich nicht helfen konnte, blieb ihm die Möglichkeit, anderen gegen ihre Not Beistand zu leisten. Dafür war er reich, als Schutzherr über viele gesetzt, und ein Gedanke hatte ihn erfaßt, der friedliche Ort vor seinen Augen sei der bestgeeignete Platz, das, was ihm versagt worden, anderen vom Schicksal Beschwerten zu vergönnen. Der aufgetauchte Gedanke reifte mit Schnelligkeit in seinem Innern zu dem Vorsatz weiter, hier ein Pflegehaus für Kranke, Verarmte und Heimatlose zu errichten; die für diesen Zweck nötigen Besichtigungen und Erwägungen mußten ihn zwar voraussichtlich länger, als in seiner Absicht gelegen, von der Heimkehr nach Burkheim zu seinem dortigen Schloßgaste zurückhalten. Doch es erfüllte ihn beruhigend mit ziemlich gewisser Zuversicht, der Ritter Sebastian werde in der Gesellschaft der Tokayerfässer vorderhand eine andere Gesellschaft nicht zu stark entbehren, und so ritt er, mit dem Weiterüberdenken seines gefaßten Planes beschäftigt, in Kirchhofen ein, das mit den nahanstoßenden Dorfschaften Ehrenstetten und Ambringen eine stattliche, seiner Burkheimer kaum nachstehende Herrschaft ausmachte.

Sein frühzeitiger Aufbruch hatte ihn nichts von dem Fall oder Unfall seines Sohnes erfahren lassen, der erst spät in der Nacht hinkend ins Schloß zurückgekommen war, doch hätte Hans Schwendi auch schwerlich eine Mitteilung über das ihm Widerfahrene und den Anlaß verlautbart. Dagegen bereitete ihm, nach dem er bis weit in den Vormittag hinein geschlafen, die Nachricht von dem Fortritt und der beabsichtigten mehrtägigen Abwesenheit seines Vaters eine höchst angenehme Überraschung, und er begab sich sogleich zu seiner Mutter, um von ihr noch nähere Auskunft darüber zu erhalten. Wie er eintrat, maß sie seinen schleppenden Gang mit verwundertem Blick, befragte ihn nach der Ursache, und ihr gegenüber hielt er nicht damit zurück, sondern erzählte unter öfterem grimmig knirschendem Zusammenbeißen seiner Zähne, was ihm am Abend im Kaiserstuhl zugestoßen sei. Dazu lachte die Hörerin: „Ist dir recht geschehn, was wollt'st du mit einer groben Bauerndirn anbinden, ich dachte, du hätt'st besseren Geschmack von mir mitbekommen. Laß dir von einem Kräuterweib eine Salbe für dein Bein geben, damit du's wieder gebrauchen kannst. Wärst klüger gewesen, du hätt'st näher danach gesucht; soviel gäbs hier im Haus für dich auch, und es ginge dir nicht um den Hals dabei."

Digitized by Google

Er antwortete mürrisch: „Ich weiß nicht, was du meinst," und sie versetzte: „Die Lore schläft oben in einer Kammer, denk ich."

„Die mag ich nicht."

„Da hast du andern Geschmack, als dein Vater, scheints. Mir ist sie auch zuwider, aber ich bin kein Mann. Ich glaub, ihn würd nichts mehr wurmen, als wenn —"

Sie hielt an und er fragte: „Als wenn — was?"

„Weiß ich's? Ich bin kein Mann", wiederholte sie. „Freilich, der Schlag, glaub ich, könnt ihn treffen. Aber das wär' ein Unglück, das man tragen müßt."

Achselzuckend entgegnete er: „Tragen könnt ich's auch." Doch danach verneinte er mißmutig mit einem Kopfruck: „Ich will die Schelinger Dirn. Wenn du mir die schaffst —"

„Soll ich hingehen und sie bitten, meine Schwiegertochter zu werden? Schaff sie dir selbst! Dich hält keiner in diesen Tagen davon."

Spöttisch klangs aus dem Munde der Sprecherin, die mit ihm redete, wie's wohl kaum noch eine Mutter mit ihrem Sohn getan. Doch er schüttelte wieder den Kopf: „Wenn er zurückkommt, ginge mir's übel."

„Weißt du, ob er's tut? Die Wege sind schlecht, er kann mit dem Pferd stürzen. Oder die Seuche, die umläuft, kann ihn drüben anfallen. Dann käm er nicht wieder. Bist du solcher Hasenfuß?"

Sie wiederholte noch einmal: „Die Seuche", und fügte hinzu: „Auf die muß man sich gefaßt halten." Dann nach einem Stillschweigen fuhr sie fort: „Ich begreifs, erst willst du die Salbe für dein Gebein. Ein altes Kräuterweib hab ich gehört, geht im Kaiserstuhl um, die hat gute Säfte für alles Übel. Zu Pferd kannst du wohl mit dem Bein, such nach, daß du sie findest, und bring sie mir her. Ich will mit ihr reden, ob sie beschaffen kann, was not tut."

Hans Schwendi hob den Kopf. „Glaubst du dran, daß es hilft?"

„Weiß ich's? Versuchen muß man's, vielleicht hat sie das rechte. Weiber von der Art verstehen sich besser drauf, als der Ensisheimer. Der verhülfe uns zu keinem Mittel, das wider die Seuche anschlüg. Und vor der muß man auch auf der Hut sein, eh's zu spät wird. Meinst du nicht, daß es dafür an der Zeit ist?"

Die Worte der letzten Frage kamen einem langsamen Tropfenfall ähnlich vom Munde der Sprecherin, und Mutter und Sohn

Digitized by Google

sahen sich danach ein paar Augenblicke lang stumm in's Gesicht. Dann sagte er: „Zu Pferd komm ich wohl und kenne das Weib, hab's schon unterwegs gesehen; sie hat Haar um den Kopf, wie der Luchs Reißzähne im Kiefer. Ich will nachsuchen, ob ich sie finde, wenn —"

Da er anhielt, wiederholte Notburg Schwendi: „Wenn —"

„Wenn du mir schaffst, was — ich sagt's dir. Denk du auf die Seuche, aber erst muß ich den Brand still haben. Eine Hexe ist's, sie hat mir Kohlen ans Blut geschürt und röstet mich bei lebendigem Leibe —."

Lachend fiel seine Mutter ein: „Wenn's eine Hexe ist, da tu's ihr wieder. Der die Hexen unter seinem Schutz hält, ist weggeritten, dich hindert keiner."

„Aber mir hilft auch keiner und allein kann ich's nicht. So lang er fort ist, hast du den Knechten hier zu befehlen, mir gehorchen sie nicht."

„So meinst du's? Du bist ein Handelsmann, der auf doppelten Gewinn aus ist. Aber gut. Bringst du mir heut das Weib wider die Seuche, bekommst du zur Nacht die Knechte für die Hexe. Schad' ist's, daß dir's nicht näher im Haus drauf steht, da wärst du Mann's genug allein."

In Hans Schwendis Augen glimmerten Giergelüst und Rachsucht durcheinander; er versetzte, sichtlich von dem Abkommen befriedigt: „Wenn's dir ein Gefallen ist, tu ich ihn dir nachher. Aber schrauben will ich die Hexe — auch nachher — bis ihr der Name des Bauernschufts aus den Zähnen springt, der mich wie ein Bullochs in den Lehm hinuntergerannt hat."

„Ein Ochs stößt, wenn er einen andern bei seiner Kuh trifft. Du bist noch ein Kalb; ein Narr flennt um die Hüfte, dem was an der Kehle würgt. Wär ich nicht klüger als du, säß das Weibsbild nicht mehr mit seinem Milchgesicht oben in der Kammer. Aber erst was nötig ist, danach schmeckt das Vergnügen gut. Daran nimm dir ein Beispiel und laß deinen Gaul aufsatteln! Wie lange uns die Seuche in Ruh läßt, wissen wir nicht."

Es kostete den Junker einiges Zucken und Zetern, bis er aufs Pferd kam, doch als er im Sattel saß, ging's. Aufs Geratewohl ritt er in den Talgang hinein, fragte da und dort, wo das weißhaarige Kräuterweib zu Haus sei. Das wußte niemand, nur daß sie tagsüber im Kaiserstuhl umgehe; Zufallsgunst aber war mit ihm, denn in Oberbergen bekam er Antwort, die Kräuter-Alfgund sei vor einer halben Stunde im Dorf gewesen und nach Vogts-

Digitized by Google

burg zu davongegangen. Nun schlug er den Sporn ein und trabte eilig in der Richtung nach; wo zur Linken das Seitental gegen Schelingen abbog, ließen seine Augen einen glitzernd frohlockenden Blick den Weg entlang fliegen, doch er gedachte der Mahnung seiner Mutter, erst das Nötige zu tun, und hielt nicht an. Auch über Vogtsburg war die Gesuchte schon hinaus, bald dahinter indeß auf dem Anstieg nach Schaffhusen sah er ihren Kopf in der Sonne flimmern und trieb das Pferd noch rascher, bis sein Anruf zu ihr hinreichte. Sie war auf die Jochhöhe an den Vogelsang gekommen und schien durch den Waldbusch zur Eichspitze hinaufsteigen zu wollen, doch drehte sie sich jetzt, rückschauend, um, und blieb stehen. So holte er sie ein, aber wie er zu ihr gelangte, war's, als befalle ihn eine Sinnverworrenheit und er wisse nicht, was er von ihr wolle. Wortlos sah er sie an, sodaß sie zuletzt fragte: „Habt Ihr nach mir gerufen, Herr Junker?"

Nun versetzte er mit anstoßender Zunge: „Kennet Ihr mich?"

Ihn anblickend, erwiderte sie: „Ich denk's mir, daß Ihr Eures Vaters Sohn seid, wenn Ihr ihm auch an Gesicht nicht gleicht."

Ihn hatte kurz etwas überkommen gehabt, das er jetzt von sich abschüttelte, und er gab gleichgültigen Ton's Antwort: „Ich sah Euch, da fiel's mir ein, meine Mutter will einen Beirat von Euch."

„Für was, Herr Junker?"

„Ich weiß nicht, was Weiber miteinander zu raten haben. Kommt also heut nach Burkheim aufs Schloß! Und ohne Vorsorg', der Weg wird Euch gut gelohnt."

Was einer bei mir sucht, ist auch gut, Herr Junker. Euer Vater, der Feldhauptmann, weiß es. Er traf mich gestern unterwegs an und hieß mich, ihm absondere Bergblumen zu bringen."

„Ja, er ist ein —" dem Antwortenden wollte über die Zunge fahren „Narr", doch er besserte es noch um: „ein Freund von Blumen. Die braucht's heut nicht, denn er ist für Tage weggeritten vom Schloß. Ich glaub', meine Mutter will von Euch ein Kraut wider böse Sucht oder sonst."

„Da hab' ich, was nie fehlt."

„So geht gleich, ich muß weiter."

Merkbar lag's ihm daran, sie glauben zu lassen, er habe nicht nach ihr gesucht, sondern sie durch Zufall unterwegs angetroffen, denn er gab sich den Anschein, nach Schaffhusen weiter zu wollen. Da sein Blick noch einmal musternd über ihr Gesicht

Digitized by Google

ging, kam ihm nur noch vom Mund: „Mich dünkt's fast, Ihr müßt auch ehedem einer absonderen Bergblume gleichgesehen haben, zwar mag's lang her sein."

Nun lachte die Kräuter-Alfgund mit den weißen Zähnen: „Wenn's einmal so gewesen ist, Herr Junker, war's, eh' Eure Mutter Euch auf die Welt brachte. Und hättet Ihr einen Bruder, noch um ein gut Teil älter als Ihr, so wär's vor dem auch schon gewesen. Aber Ihr seid ein gar artiger Herr, daß Ihr's mir zumeßt; Junker tragen besser Augen dafür im Kopf, als wenn sie alt geworden sind. Braucht's keine Blumen heut im Schloß, will ich umkehren und gleich gehen. Eure Mutter selbst hat doch nicht die böse Sucht? Das tät mir leid für Euren Vater, den Feldhauptmann. Und Ihr könntet's als Erbteil von ihr in Euch haben. Da müssen wir mit dem guten Krautsaft nicht zuwarten."

Hans Schwendi wiederholte noch einmal mit eigentümlich-rascher Beflissenheit: „Was sie braucht, weiß ich nicht, kümm're mich nicht um Weibersachen. Geht oder tut's nicht, mir ist's gleich." Damit trieb er sein Pferd wieder an, und die Beiden schieden auseinander; langsam schritt die Kräuter-Alfgund gegen Vogtsburg zurück. Ab und zu blieb sie kurz stehen und murmelte vor sich: „Die Sucht im Schloß? Was für eine Sucht? — Er wollt' nichts wissen — hatte nach mir gesucht, aber ich sollt's nicht glauben. — Ihm sieht er nicht gleich, von ihr muß er's haben. — Was will sie von mir? Einen Labsaft oder einen Liebstöckeltrank? — Ist ihr das Blut noch heiß — und weil er weggeritten? — In nichts sah er dem da gleich — wär' der's gewesen —"

Alfgund Herling machte einen Ruck mit der Schulter, als werfe sie geringächtlich etwas davon ab; ihr westwärts gerichteter Gang ward jetzt schleuniger, während der Junker Hans sein Roß im Schritt gen Ost nach Schaffhusen niedergehen ließ. Auf demselben Weg umkehren konnte er nicht, da er vorgegeben hatte, weiter zu reiten, doch lag ihm auch nicht dran, zu bald in's Schloß zu kommen, vielmehr erst, wenn das Kräuterweib dort gewesen und wieder fort sei. Was seine Mutter von der Weißhaarigen wollte, ging ihn nichts an; er brauchte nicht dabei zu sein, kannte das Weib nicht und hatte nichts mit der Bestellung desselben zu schaffen. So entschied er sich, auf weitem Umweg um den Südrand des Kaiserstuhles zurückzureiten; sein Denken kehrte sich von dem, was ihn nichts anging, ab und ganz auf das, was ihm die Nacht hindurch im Wachen und im Traum vor Augen gestanden

Digitized by Google

und Wellen durch die Adern getrieben. Bis gestern war's nur eine Laune in seinem Kopf gewesen, sich bei Gelegenheit an der braunhaarigen Schelinger Dirne zu erlustigen; ein paarmal hatte er ihr wie einem Wild umsonst zur Abendzeit aufgelauert, vielmehr von seinem Vorhaben abgestanden, weil die Jagd keinen Erfolg verheißen. Gestern aber, als er sie im Garn zu haben gemeint, war er selbst wie ein Fuchs in eine Falle geraten, und nur gerad' noch, ohne den Hals zu brechen, davongekommen. Seitdem kochten ihm, zu loher Flamme aufgeschlagen, Begier und Rachdurst nebeneinander im Blut, er mußte ihrer habhaft werden, mocht's kosten, was es wollte. Dafür traf die Abwesenheit seines Vaters als Glücksfall zu; der konnte zwar eher zurückkehren, als er's im Sinn gehabt, und dann — wenn er von der Sache erfuhr —

Das überdachte Hans Schwendi, hielt sein Pferd einmal an und blickte durch die Sonnenluft in der Richtung nach Kirchhofen hinüber. Dann — wenn das geschah — tat allerdings ein Beistand dringend not, denn sein Vater hatte in der letzten Zeit mehrmals kund getan, daß doch Grenzen seien, über die hinaus er seinem Willen und Gebot nicht entgegenhandeln lasse. Nicht vorauszusehen war's, was er, zu heftigem Zorn aufgebracht, tun konnte.

Aber sollte ein Sohn sich von der Willkür und Zwingherrschaft eines Vaters zeitlebens, die beste Zeit des Lebens hindurch, wie ein Hund an die Kette legen lassen, ruhig tragen, daß er von einer Dirne verlacht, von einem frechen Bauerlümmel ungestraft hinterhältisch zu Boden gerannt wurde? Sollte eine Frau aus edlem Geschlecht geduldig sich dem Schimpf unterwerfen, daß ihr Ehemann in ihrem Hause eine unverschämte Magd gegen sie in Schutz nahm, nicht wegjagen ließ, sondern unter dem Dach behielt?

Auf und ab wälzte der Junker Hans die ihm durch den Kopf treibenden Gedanken. Doch das letzte ging ihn nicht an, sondern nur seine Mutter; die mochte drauf sinnen, ob's für sie einen Beistand gäbe, der ihr von dem Unerträglichen an Schmach und Lebensverkümmerung abhelfe. Er hatte für heut' anderes zu denken, denn das stand jedenfalls fest, heut' könne sein Vater noch nicht von Kirchhofen zurückkommen. Sein Vater — die Benennung fiel ihm zum erstenmal auf. Sie enthielt keinerlei Bedeutung, war nur ein gedankenlos gebrauchtes Wort. Er stand in keinem Zusammenhang mit seinem Vater, als daß dieser ihm zufällig und absichtlos mit zum Leben verholfen hatte, ein anderer

Digitized by Google

hätt's ebensowohl gekonnt und dadurch wäre an ihm nichts anders gewesen. Dank war er dafür jedenfalls nicht schuldig, nur der Sohn seiner Mutter; die verstand ihn, war ihm behülflich zu dem, worauf er durch seine Jugend und als Mann ein Recht habe. Sein Vater, solange er lebte, verweigerte ihm jedes Recht und hielt ihn in Knechtschaft; einzig ein fremder Oberherr, ein Aufseher mit der Fuchtel war er für ihn, weiter nichts.

Um den Südrand des Kaiserstuhles von Schaffhusen weiter über die Dörfer Wasenwiler und Uringen, dann unter den Trümmerresten der Burg Höhingen hin ritt Hans Schwendi auf holprichten Wegen nach Burkheim zurück, und schon ziemlich später Nachmittag war's geworden, als er wieder im Schloß eintraf. Hier begab er sich zu seiner Mutter, doch fragte nicht, ob das Kräuterweib bei ihr gewesen sei, und auch sie sprach nicht davon, sagte nur: „Mit deinem Bein scheint's nicht arg, du kannst's wieder gebrauchen, däucht mich. Wenn's Nacht wird, warten vier Knechte auf dich, daß du sie hinführst, die Hexe in Verwahrsam zu bringen. Aber nicht in's Schloß, das könnt' den alten Saufbold aus dem Schlaf stören, und deine Mutter braucht auch kein Dirnengekreisch in den Ohren. Draußen beim Stadttor kannst du sie festmachen, in dem Turm, wo die andern Hexen gesessen, die dein Vater freigelassen, als wir hier ankamen; der Wächter hat Bescheid und gibt dir den Schlüssel. Da sind keine Ohren, Winseln und Schrei'n zu hören, und du wirst dich drauf auskennen, ihr den Mund zu stopfen. Aber laß ihr noch Luft in der Kehle, daß nicht ein anderes Geschrei aufsteht, eine Hexe wär' im Turm umgebracht, und der von Kirchhofen es in der Stadt hört, noch eh' er ins Schloß reitet, das wär' nicht der Willkomm, der für ihn gebührt, und könnt' ihn verdrießen, daß er bei der Ankunft an seinem Wein nicht Geschmack fänd'. Man sollt' ihm ein Gutes antun, seinen Freund, den Adlerwirt aus Bergen mit einem vollen Humpen zu seinem Empfang hierherrufen. Oder vielleicht gibt's anderes, daß der Willkommtrunk ihm noch besser mundet. Mir fällt's ein, glaub' ich, und ich will's bedenken. Laß dir's auch munden! Du hast heut' Mittag gefastet, scheint's, und brauchst Kraft zum Abend, noch wieder in den Bügel zu steigen. Mir ist kund geworden, wir haben in der Nachbarschaft ein Raubgezücht, das bei Nacht auf unsere Hühner lauert, einen Marder oder was. Wenn du ihn mit dem Spieß abfangen kannst, wär's ein Verdienst, sonst muß ich ihn anders zu erwischen suchen. Denn der Braten, denk' ich, ist nicht für ihn, sondern

Digitized by Google

für uns, und wir wären Narren, ihn uns länger vor'm Mund wegrupfen zu lassen."

Notburg Schwendi zeigte sich offenbar für das leibliche Wohl, wie für das sonstige Begehren ihres Sohnes bedacht, unterließ nichts, ihm zur Befriedigung seiner Wünsche behülflich zu sein. Sie war seine Mutter und ihr mußte an gutem Einvernehmen mit ihm liegen, denn in ungewisser Zukunft fiel ihm einmal aller Herrschaftsbesitz seines Vaters zu. Von der Seuche, die ihr am Vormittag im Sinn gelegen, hatte sie nicht mehr gesprochen, die Furcht davor schien ihr inzwischen vergangen zu sein, und ihr Denken beschäftigte sich mit etwas Geringfügigem, einem Marder, der den Schloßhühnern nachstellte, wie dem beizukommen sei, weiteren Schaden zu verhüten. Das ging ihren Sohn wieder nichts an, nur ein Spaß seiner Mutter konnt's sein, daß er nichts Besseres zu tun habe, als in der Nacht dem vierbeinigen Räuber aufzupassen; lag ihr dran, so konnte sie selbst ihm eine Falle stellen oder ihn sonstwie unschädlich machen. Hans Schwendi hatte anderes zu denken, auch der Mahnung, daß er sich kräftigen müsse, bedurfte er nicht. Ihm war von der Nachwirkung des gestrigen Abends über Tag die Eßlust vergangen gewesen, doch jetzt knurrten Hunger und Durst in seinem Magen, und er ging in den Saal, sich auftischen zu lassen. Dazu ließ er sich einen gewaltigen Humpen füllen; auch Sebastian Schertlin kam zu einem Nachmittagstrunk dorthin und erkannte mit wohlgeübtem Blick sofort an der Farbe des Weins, daß der Junker vor dem Inhalt aus einem Tokayerfaß dasitze. Das wurmte den Ritter im Innersten, denn er hatte zum Besten Lazarus Schwendis die Kampfpflicht wider die sechs Fässer auf sich genommen und war grimmig empört, sich an dem Verdienst, sie allein zu überwinden, geschmälert zu sehen. Doch konnte er dem Hausssohn nicht den Mund verbinden, so machte er zu der Mitbewerbung gute Miene, das hieß, eine völlig gleichgültige, setzte sich auch schweigend an den großen Eichentisch und kam gleichfalls seiner täglichen Pflichtobliegenheit nach. Dies tat er mit noch mehr als sonst erhöhtem Eifer, denn einerseits verstärkte der Ärger ihm den Durst, andererseits galt's, dem frechen Gelbschnabel den Löwenanteil an der Kanne wegzuholen. Ab und zu lehnte der Ritter Sebastian sich einmal zurück, räusperte seinen Hals, als ob der Wein ihn in der Kehle kratzte und sagte dazu laut vor sich hinaus: „Reinmachen!" Das reizte den Jungen gegen den ihm an sich widerwärtigen Schloßgast, so daß auch er seinen Humpen öfter

Digitized by Google

leerte, als in seiner Absicht gelegen; wie die Kanne leer stand, hieß er den Diener sie neu zu füllen. Ein stummes Wettturnier zwischen den beiden war's, als gehe jeder darauf aus, den andern in den Sand zu strecken; nach und nach sahen matteres Licht und Dämmerungsbeginn ihnen zu. Dann kam einmal ein gewappneter Knecht, der dem Junker Hans etwas zuraunte, und in diesem wachte ein vom Wein überspültes Gedächtnis auf. Er antwortete: „Wenn's meine Mutter will, sie hat zu befehlen," und hob sich vom Sitz; doch seine Hand griff gleichzeitig nach dem Tischrand, sich einen Augenblick darauf zu stützen, denn sein Oberkörper hatte einen Ruck gemacht, vornüber zu schießen. Danach aber ging er, sich zusammenraffend, einigermaßen aufrecht aus der Tür; Sebastian Schertlin sah ihm nach und knurrte in den Bart: „Jämmerlicher Prahlmatz, der liegt um, wenn der Wind ihn stößt." Verachtung der schwächlichen Jugend glimmerte aus seinen Augen; er leerte noch den Rest aus seinem Pokal, erhob sich dann auch, stand mit seinen dreiundsiebzig Jahren wanklos auf den Beinen und ging so sicheren Schritt's, als hätte er seinen Durst mit Brunnenwasser gelöscht, aus den Turnierschranken davon.

* * *

Wie allabendlich inter canem et lupum war's nun, Luchs und Wildkatze, Fuchs und Marder reckten die Köpfe aus den Buschgründen oder krochen aus den Stollen hervor; in den Sumpfwäldern der Rheinebene rüstete der Wolf sich zum Aufbruch und Raubzug. Unsichtbar und unhörbar begann das geräuschlos schattenhafte Nachttreiben auf dem Bergrücken und in den Hohlschluchten des Kaiserstuhls. Über die ersteren breitete das Glitzern der Sterne einen matten Schein, doch die letzteren lagen schwarzdunkel, wo nicht zufällig in ihre Schneckengewinde die am Westhimmel stehende Mondzinke einen Glimmer hineinwarf. Die war aber erst eine schmale Sichel und färbte sich rot, da sie schon wieder schräg gegen die Mauer der Wasgauberge niedersank.

Was da oben schlich und strich, kannte Weg und Steg und trug Augen im Kopf, die keiner Erhellung von außen bedurften. Jedes ging seinem nächtlichen Umtrieb auf eigene Hand oder vielmehr auf eigenen Füßen nach, und wo eins dem andern nah vorbeigeriet, wichen beide, leis knurrend oder fauchend, ein Stück zur Seite. Nur auf den Höhen über Bikkensol und Achkarren, den alten Keltennestern, schien's, daß einige sich zu gemeinsamer Wegrichtung und Sache zusammengesellten. Manchmal klang's

Digitized by Google

wie ein kurzer Eulenschrei oder Habichtsruf durch's Dunkel, dann zeichneten sich auf unbewaldeten Stellen ein paar Umrisse von Gestalten gegen den Himmel ab, wurden scheinbar zu einem und hielten sich mit einander der Aufwölbung zu, von der die Reste der Burg Höhingen über Busch und Baum als schwarze Schatten in die Luft stiegen. So kam's von hier und dort, ein Rascheln ging durchs Gezweig, unter dessen Überhang die abendlich Umschweifenden verschwanden. Drinnen aber knackte und knirschte es im Gestrüpp weiter, dessen Finsternis ab und zu sonderbar ein Glimmerschein durchlief, als ringle sich eine rote Schlange über den Grund hin. Dann ward's häufiger, breiter und heller, und nun leckten Flammenzungen unter einer düsteren Mauerwand in die Höh', ließen über einem halb zerbrochenen Torbogen ein aus Stein gehauenes, einem Flügel ähnliches Wappen unterscheiden. Im Innern des vor vierzig Jahren von den aufständischen Bauern unter Valentin Ziller zerstörten alten Ülsenburgischen Schlosses Höhingen loderte ein brennender Holzstoß, und ihm strebten die durch den Busch Brechenden zu. Doch machte in der Nähe das Flackern des Feuers sichtbar, nicht vierbeinige nächtliche Umtreiber seien's, sondern auf zwei Füßen herankommende, die zu einer Anzahl schon zwischen den Burgtrümmern Versammelten mit dem gleichen kurzen Wortruf: „Valentin!" hinzutraten. Ausschließlich junge Burschen um die zwanzig waren's, wohl mehr als ein halbes Hundert; die Anglänzung ließ unter ihnen die sämtlichen keckverwegenen Gesichter erkennen, zu denen sich noch in später Stunde Dagulf Herling im Rebstock zu Küchlinsbergen als Trunkgenoß gesetzt hatte. Doch hielten sie hier kein Zechgelage, saßen und standen ohne Kannen und Becher; nicht verständlich war's, was sie um diese Zeit in der unwirtlichen Öde zusammenbrachte. Dennoch erscholl der Ruf: „Valentin!" immer wieder aufs neu, und die Kopfzahl wuchs bald über hundert an. Mehrfach fragte ein Ankömmling: „Ist der Hauptmann da?" Dann gab's Antwort: „Noch nicht, er hat's am längsten," und Hände schürten den Brand mit neuem Reisig. Knisternd und prasselnd schlugen die Flammen auf, doch hochragendes Gemäuer umschloß sie fast rundum, und nach keiner Richtung gab das Glutgeloder ins Land hinaus Kunde von der sonderbaren nächtlichen Ansammlung zwischen den dickichtumrahmten Überbleibseln der Burg Höhingen.

Die Mondzinke sank jetzt völlig ab und überall lag der Kaiserstuhl dunkel, lichtlos auch schon jede Ortschaft im Talgang, wie selbstverständlich das kleine Schelingen ebenfalls,

Digitized by Google

wo die Dürftigkeit selbst mit dem Verbrennen von Kienspänen sparte. Doch saß Rigola Waldrebe hier noch in ihrem Bettverschlag im Badhäusle auf; zu ihrem Sitzstein droben auf der Kuppe war sie heut' Abend nicht hinangestiegen, davon hielt eine Scheu sie ab, die sich ihrer zum erstenmal im Leben bemächtigte; wovor sie sich fürchtete, war ihr nicht deutlich, aber sie wäre um nichts heute hinaufgegangen, überhaupt nie wieder. Statt dessen hatte sie in der Dämmerung etwas Wunderliches getan, sich nicht ausgekleidet, sondern ihr neues Gewand angelegt und dazu die goldfarbigen Schuhe über die Füße gezogen. So saß sie auf der Bank und roch an den gestern von droben mit heruntergebrachten Stendelblüten; die waren verwelkt, doch den Duft nahm's ihnen nicht, er war vielmehr noch stärker und süßer geworden. Dabei dachte sie, daß Dagulf Herling gesagt habe, das neue Kleid sei von ihm für sie auf den Stein gelegt gewesen. Zwar hatte sie darüber schon die Nacht vorher und den Tag über nachgedacht, ohne es begreifen zu können, und ebenso ging's ihr auch jetzt damit; nur das Eine war sicher, es mußte so sein, denn so widerwärtig er sonst war, wußte sie, Lügen kamen nicht von seinem Mund. Und nun, wie das Tageslicht um sie schwand, dämmerte ihr doch dafür eine Erklärung und ein Zusammenhang auf. Eine freundliche Fee hatte ihr das Gewand zugedacht und ihm den Auftrag gegeben, es an den Platz hinzubringen, da sie selbst dies nicht gekonnt. So war's wohl durch seine Hand dorthin gekommen, doch nicht von seiner Absicht; Rigola kam's allmählich zum Verständnis, und ihm schuldete sie keinerlei Dank, denn ihm war nicht in den Sinn geraten, ihr Gutes antun zu wollen. Davon hatte sie auch schon ohne Wissen eine Erkenntnis in sich getragen und deshalb heut' Abend in ihrer Kammer das Kleid angezogen, um sich der guten Fee dankbar zu beweisen, die vielleicht von irgendwoher bis zu ihr hereinsah. In recht wachem Zustand befand sie sich eigentlich nicht mehr, wie ihr dies aufging, die Lider waren ihr zugefallen, und dann hatte sie selbst ein halbes Gefühl, daß sie wohl träume. Nicht weil die Tür sich auftat und die Fee zu ihr hereintrat; das konnte sich wohl wirklich so zutragen, denn es gab so manches Geheime, Rätselhafte und nicht Begreifliche in der Welt. Aber die Eintretende trug über den Schultern den Kopf und das Gesicht Dagulf Herlings, sah sie mit seinen Augen, nur nicht spöttisch, sondern unbekannt freundlich an, und das konnte doch nur in einem unsinnigen Traum so sein.

Da fuhr Rigola Waldrebe plötzlich aus dem Schlaf auf und

Digitized by Google

begriff nicht, was vor ihr und mit ihr geschah. Ihre Kammertür stand wirklich weit aufgerissen, augenblendendes rotes Fackellicht fiel ihr in's Gesicht und spiegelte von eisernen Brustharnischen und Armschienen zurück. Dann fühlte sie sich, eh' ihr noch rechte Besinnung gekommen, zugleich von mehreren Händen angepackt, aufgehoben und hinausgeschleppt; eine Stimme sagte unter rohem Lachen: „Da ist die Hexe, Herr Junker!" und sie ward hurtig querüber auf ein Pferd gelegt, das mit ihr wegtrabte. Aus den Häusern von Schelingen kamen, halbnackt von den Betten gesprungen, mehrere Weiber hervor, starrten mit scheuen Blicken den eilfertig vor ihren Augen davonschwindenden Reitern und Fackeln nach und jammerten: „Eine Hexe, hat er gerufen, ist die Rigola! — Ein Teufelskind ohne Mutter und Vater, keiner wußt', von woher." — Mir war's immer Angst, sie setzte uns mal den roten Hahn aufs Dorf. — Jetzt hat der Teufel selbst sie geholt. — Nein, der Burkheimer Schloßjunker war's mit Knechten. — Alle Heiligen sei'n gelobt und bedankt, nun wird man ihr selbst das Feuer schüren, eh' sie's uns gekonnt!" Kreuze schlagend, zeterten die Weiber in ihre Türen zurück; Hans Schwendi jagte mit seiner Beute vor sich auf dem Sattel zum Talgang abwärts. Durch Bergen und Rottwil ging das schnelle Getrappel, bald scholl's gegen die Stadtmauer von Burkheim heran, wo der Wächter des „Hexenturms" nach der ihm gewordenen Weisung auf die Ankommenden harrte. Der Junker Hans gebot vom Pferd aus: „Bringt die Hexe hinein und gib mir den Schlüssel! Weiter habt ihr hier nichts zu schaffen, ich will selbst sie in's erste Verhör nehmen." Doch brachte er das letzte mit sonderbar stockender Zunge kaum mehr verständlich heraus, und zugleich begab sich etwas Unerwartetes, wenigstens für die leiblichen Augen umher, wenngleich die wohlerfahrenen geistigen Sebastian Schertlins es bereits vor zwei Stunden vorausgesehen hatten. Der hastige Ritt, die Nachtluft und die Aufregung hatten nicht dazu gedient, die Wirkung des ungewohnten, schweren und reichhaltigen Tokayertrunks im Kopf Hans Schwendis abzuschwächen, vielmehr sie zu einem übermächtigen Anwuchs verstärkt, so daß er bei seinem Vorhaben, vom Sattel abzusteigen, in ziemlich unsanfter Art aus den Bügeln geriet. Denn als sein Fuß kaum den Boden berührte, schossen sein Kopf und Körper, mutmaßlich durch Beihilfe der Bewegung jählings von Trunkenheit und kreisendem Schwindel bewältigt, haltlos vornüber, und er lag der Länge nach auf der Erde ausgestreckt. Die gewappneten Knechte sprangen ihm im

Digitized by Google

Glauben, er sei nur gestrauchelt, bei, doch Rütteln und Versuche, ihn aufzurichten, halfen zu nichts, aus seinem Mund kamen nur noch einige lallende Töne, und er fiel in schnarchenden Schlaf. So blieb nichts übrig, als ihn nach dem Schloß zu tragen, während der Wächter die ihm eingelieferte Gefangene bis auf weiteres in den Turm sperrte. Eine Folge des von Sebastian Schertlin am Abend mit den Tokayerkannen abgehaltenen stummen Wettturniers war es, und er hätte sicherlich mit einer greinend grimmigen Befriedigung auf den schmählich in den Sand gestreckten gelbschnäbligen Prahlmatz, der's mit ihm aufnehmen gewollt, hingesehen. Doch fraglos hatte der Ritter, ob auch ohne Wissen und Wollen, sich zugleich ein Verdienst um Rigola Waldrebe erworben, insofern es ihr in dieser Nacht noch erspart blieb, als Hexe peinlich befragt zu werden, sondern nötig geworden, erst den nächsten Tag und das Ausschlafen des besinnungslosen Rausches Hans Schwendis dafür abzuwarten.

Um die gleiche Zeit aber, als dies am Mauerrand der Stadt Burkheim vorging, scholl noch einmal durch den dunklen Busch um die Trümmer der Burg Höhingen ein Knacken und Prasseln, wie wenn sich ein nächtlich vom Sumpfwald in der Rheinebene heraufgekommener Wildeber dort Bahn breche. Und gleich danach schrie eine vor Erschöpfung halbkeuchende Stimme: „Auf mit euch! Die künftige Herrin vom Kaiserstuhl ist vom Burkheimer Junker weggeschleppt worden! Ich kam über Schelingen, da war's gerad' geschehen!"

Mit Getöse und Geschrei sprangen alle um's Feuer in die Höh', ein Dutzend rief zugleich: „Was soll'n wir, Hauptmann?!"

„Mir nach! „Holt Eure Zähne! Laßt die Kehle ohne Luft!

Da geschah's merkwürdig, daß nach einem kurzen Geklirr etwas seitab zwischen den Schutthaufen jeder eine Axt, einen Spieß oder eine alte Hiebklinge in der Faust hielt. Doch nur einen Augenblick lang glimmerte der Flammenschein über die Eisenschneiden, dann durchquerte die ganze Genossenschaft nordwärts davon das Laubgestrüpp und schlug über die freie Höhe weiter in atemlosem Lauf die Richtung ein, in der am Tag zuvor Herr Lazarus Schwendi beim letzten Abendsonnenlicht mit der Diptamblüte in der Hand gen Unterrottwil hinabgestiegen war.

Sein Sohn jedoch, der Junker Hans Wilhelm, hatte ein ganz entschiedenes Mißgeschick mit seinen Jagdanschlägen auf Rigola Waldrebe, denn auch der nächste Tag ermöglichte ihm nicht, das am Abend durch den Tokayer Versäumte nachzuholen. Bevor

Digitized by Google

am Morgen sein schwerer Kopf noch von selbst zur Besinnung gelangte, ward er durch einen zu ihm an's Bett kommenden Boten aufgeweckt, der die Meldung brachte, der Hexenturm sei in der Nacht von einer unbekannten Rotte überfallen worden. Mit Äxten habe sie die Tür aufgebrochen, dem Wächter Arme und Beine zusammengeschnürt, ihn so kläglich zappelnd an einen Mauerhaken gehängt und die Schelinger Hexe weggeholt. Das hörte Frau Notburg Schwendi, die mit in die Schlafkammer ihres Sohnes herbeigekommen, und sagte, den Mund zu einem Lachen verziehend: „Das ist zuträglicher für dein gequetschtes Bein, als wenn's anders geschehen wär'. Du bist doch deines Vaters Sohn, nur hält er's besser aus am Spundloch, und der alte Saufbold, der dich nieder gestochen hat, ist Euch Beiden über. Steh' auf und sieb' dir die Dirnengraupen aus dem Kopf, dazu hast du später Zeit. Der von Kirchhofen kann heut' Abend wiederkommen, wir müssen ein gutes Mahl zurichten, ihn angenehm zu empfangen, damit er sich nicht verdrossen zu Bett legt. Ich will mit der Lore sprechen, die weiß gut zu kochen, und was sie mit eigener Hand bereitet hat, wird ihm schmecken."

* * *

Von diesen Geschehnissen berührte allerdings Herrn Lazarus Schwendi in dem friedlich-freundlichen Kirchhofen keinerlei Ahnung, doch stand er am dritten Tage nach der Ankunft dort von seinem anfänglichen Vorhaben längeren Verbleibens ab. Seine verständige Einsicht hatte rasch erkannt, die Errichtung des von ihm geplanten Siechenhauses erheische zuvor das Gutachten eines Sachkundigen, so daß er einen Boten nach Ensisheim hinübergesandt, um den befreundeten Arzt zu einer baldmöglichen Besprechung nach Burkheim bitten zu lassen. Doch auch sonst fühlte er sich nicht zu weiterem Aufenthalt verlockt; so anmutig und sonnenwarm Kirchhofen aus der Entfernung vor seinem Blick dagelegen, fröstelten drinnen die leer-einsamen Räume der alten Wasserburg ihn an. Die freundliche Ortschaft hielt nicht, was sie von weitem durch die eigentümlichen Schwingungen, in die sie das Gemüt des Ankömmlings versetzt, zu verheißen geschienen. Schön und freudig hätte es in dem Schloß zwischen den blütenbedeckten Obstbäumen sein können, doch wars's nicht; der Stätte konnte er's nicht zum Vorwurf machen, er trug mit sich die Enttäuschung und frostige Empfindung hinein, und sie trieben ihn wieder fort, um ihn überallhin gleicher Weise zu begleiten.

Digitized by Google

Stärker als bei der Herkunft fühlte er, alle Fürsorge für die Not anderer brachte doch nicht über die eigene hinweg, das Nagen der inneren Entbehrung nicht zum Schweigen; die philosophische Betrachtung der Weltdinge verhalf zu keiner Linderung der Bitternis des Lebens. So brach Schwendi um die Mitte des dritten Tages von Kirchhofen wieder auf und schlug diesmal jenseits des Batzenbergs vom Dorf Schallstat aus den Weg zur Rechten der niedrigen Hügelwand des Dunbergs ein. Er wollte durch den Talgang zurückkehren, im Adler zu Oberbergen zu einem Abendtrunk, den ihm im Burkheimer Schloß niemand entgegen brachte, vorsprechen und sich bei der Heimkunft sogleich auf sein Lager hinstrecken; die Müdigkeit dazu empfand er schon voraus in sich. Sie lag, von seinen trüben Gedanken ergänzt, in der letzten Zeit beständig auf ihm, doch heute tat wohl auch die Luft noch mit dazu. Der Tag war sehr heiß, fast juliartig schwül, und die Sonnenstrahlen stachen; als der Reiter das uralte stattliche Dorf Gotenheim am Nordrande des Dunbergs erreichte, ließ der Himmel erkennen, daß er eine Änderung der langen wolkenlosen Maitage im Plan führe. Weiße Streifbänder liefen an ihm von einer grauen Dunstschicht über den Vogesen her entlang, der Kaiserstuhl lag mit deutlicher als sonst abgegliederten Vorstufen da. Auch Alfgund Herling nahm's gewahr: sie stand gegen ihre umwandernde Gewohnheit, heute schon seit mehreren Stunden auf einer hohen Staffelung über dem Vogelsang, von wo der Blick frei und weit gen Osten ging, und hielt dorthin Ausschau. Ihre Augen mußten trotz dem weißen Haar noch von der Schärfe derer eines Luchses sein, denn nun einmal, wohl noch um eine Wegstunde entfernt, drunten auf der Straße von Gotenheim etwas gewahrend, verließ sie den Platz, wanderte nach Vogtsburg hinunter und weiter bis Oberbergen, trat hier in den schwarzen Adler ein und sagte: „Der Feldhauptmann kommt". Das war ein Losungswort für den Franciscus Vinarius, seinen vornehmsten Pokal aus dem besten Faß anzufüllen, doch mußte er damit noch eine ziemliche Weile zuwarten, ehe die Pferde den Anstieg von Schaffhusen aus hinter sich gebracht hatten und Herr Lazarus wirklich eintraf. Leise hub's jetzt zu dämmern an, und ab und zu fuhr kurz ein Windstoß durch den Talgang, danach ward's wieder still und schwül. Alfgund Herling hieß einen Buben: „Spring vorauf ins Schloß und bring' Botschaft, daß der Feldhauptmann heimkommt!" Dann konnte Franz Keller von der Treppe niedersteigen, dem Anhaltenden den Humpen aufs Roß emporzureichen, und Schwendi begrüßte

Digitized by Google

ihn: „Habet Dank, Francisce, für Eure Bereitschaft! Nach dem heißen Tage wird's wohl tun.“ Doch er leerte den Trunk nur zur Hälfte; das setzte den Adlerwirt in Verwunderung und mehr noch, als der Schloßherr, den halb angefüllt gebliebenen Becher zurückgebend, fragte: „War's vom besten? Mich bedünkt, er hatte anderen Geschmack heut.“ Das hieß merkbar, weniger guten, und Franz Keller beteuerte, der Kaiserstuhl möge über seinen Adler zusammenbrechen, wenn er jemals dem Herrn Feldhauptmann aus einem geringeren als seinem besten Faß einzapfe. Dazu ging dem Hörer ein schwaches Lächeln um die Lippen, mit dem er entgegnete: „Ich glaub's Euch, Francisce, lasset den alten Berg nur noch weiter feststehn! Es liegt wohl an mir, ich bin ein wenig müd' heut' Abend und möchte mich zum Schlafen legen.“ Nun nahm er unweit von sich den Kopf mit dem eigenartigen weißen Haare gewahr und setzte, den seinen zur Kräuter-Alfgund wendend, hinzu: „Geht Ihr auch noch hier um? Euer Alter sollte gleichfalls an die Nachtruhe denken.“ Aber einfallend erwiderte sie: „Dazu hab' ich noch nicht Zeit, Herr Feldhauptmann, und muß auf Verdienst aus sein. Nach Eurem Geheiß war ich auf dem Weg zum Schloß mit allerhand Pflanzen, die ich für Euch gesammelt, und bin nicht so müd', als mein Kopf weiß ist. Gebt Ihr mir Verlaub, da geh' ich neben Euch und liefere, was im Korb steckt, ab.“

Ohne darauf zu antworten, nickte Herr Lazarus nur kurz und trieb sein Pferd wieder an. Auch die seltensten Blumen waren ihm gegenwärtig durchaus gleichgiltig, aber wenn das Weib in der Hoffnung auf den Lohn nach ihnen gesucht hatte, wollte er es nicht enttäuschen; dunkel lag ihm im Gedächtnis, daß er den Auftrag dazu gegeben habe. Der Ritt nach Kirchhofen hatte nicht erfüllt, was er davon gehofft, ihm nicht beschwichtigend wohlgetan; noch trüberen Sinn's kam er von dort zurück und immer mehr, je näher er gegen Burkheim hingelangte. Hier warteten seiner Leere und Frostgefühl wie drüben in der verlassenen Tiefburg; nur der Benennung nach traf er in seinem Hause Weib und Kind an, in Wirklichkeit ihm ferner als Fremde Stehende, mürrischen Mißmut, Liebloſigkeit und auffätziges Gelüst, das allein von Unmacht und Furcht im Zaum gehalten wurde. Käme er zu einer Ehegenossin und einem Sohne zurück, die kein nichtiges Wort wären, da empfinge ihn eine Heimat, triebe ihn zur Hast an, sie so schnell als möglich zu erreichen. Bitterliche Vollerkenntnis seines mißratenen Lebensabends lies ihn jetzt im Gegensatz den

Digitized by Google

Gang seines Pferdes verlangsamen, so vermochte Alfgund Herling mit dem schweigsamen Reiter, der ihrer Begleitung nicht mehr gedachte, Schritt zu halten. Das Nachtdunkel hatte nun begonnen, und als sie ans Ende der langen Häuserreihe von Rottwil gekommen, stieß ihnen der Wind, nicht länger von den Talwänden abgefangen, frei ins Gesicht, stob das Haar der kraftvoll Ausschreitenden, das allein noch in der Lichtlosigkeit hell schimmerte, ihr um den Nacken zurück. Am Westhimmel stand der Mond, heut' nicht mehr als schmale Zinke, fast mit halber Scheibe, doch er gab kaum, oder nur in Zwischenräumen Schein. Treibendes Gewölk flog eilig drüber, ließ ihn nur, wenn es auseinanderriß, flüchtig durch eine Lücke herabblicken, und in der Ferne über den unsichtbaren Wasgaubergen lief ein dumpfes Grollen um. Nach einer Wetternacht sah's aus und hörte sich's an.

Der Heimkehrende ritt nicht durch die Stadt, sondern unter ihrem südlichen Mauerrand hin dem Schloß zu, ihm war's nicht danach zu Sinn, am Tor erst Begrüßungsworte mit dem aufschließenden Wächter zu tauschen. Im Dunkel ging's, aber die Pferde kannten den holprichten, hier indes gefahrlosen Weg; weiter nach dem Westen hinüber wär's nicht ratsam gewesen, sich ihm im Finstern zu vertrau'n, denn dort schossen an Stellen jähe Kalkklippen zu einem Altwasserlauf des Rheins hinunter. Dann sah Schwendi bei einer Umbiegung überrascht vor sich auf, er war nah zum Schloß herangekommen, und wenn auch zu erwarten gestanden, daß es ihm mit einem Lichtschein da und dort aus einem Fenster entgegenblicken werde, stellte sich's doch unvermutet in ganz anderer Helligkeit dar. Zu den Seiten des Haupteinganges loderte ein halbes Dutzend von Pechpfannen, und dazwischen zeigte sich durch das offenstehende Tor auch die untere Flurhalle in voller Beleuchtung; augenscheinlich war man auf einen würdigen Empfang des heimkommenden Schloßherrn bedacht gewesen. Das setzte ihn in Staunen, er vermochte kaum zu glauben, daß es ihm gelte, und zudem hatte er nichts von seiner heutabendlichen Rückkunft vorauf gemeldet. Doch wie er nun hinangelangte, stand eine Anzahl ihn Erharrender vor dem Portal, seine Ehefrau, festlich gewandet, sein Sohn, der Ritter von Burtenbach und die übrigen Insassen des Schlosses drumher. Das Gesinde rief ihm, als er vom Sattel stieg, ein Willkommsheil zu, und da trat aus der Tür ihm auch jemand mit einem Willkommstrunk entgegen, eine junge weibliche Gestalt, der rötliche Lichtschein überfloß das sanfte Angesicht Eleonores von Zimmern mit besonderer Anmut.

Digitized by Google

Schweigend bot sie ihm den gefüllten Goldpokal hin, und Herrn Lazarus kam unwillkürlich die Frage vom Mund: „Habt Ihr mir solch unerwarteten Empfang bereitet, Jungfrau?“ Darauf erwiderte sie, leicht mit dem blonden Kopf verneinend: „dessen hätte ich mich nicht vermessen, Euer Ehegemahl hat mich geheißen, Euch den Willkomm zu bringen.“ Das hätte er sich freilich wohl selbst sagen können, denn wie wäre die niedere Bedienstete des Hauses zu derartig eigenem Tun gekommen; die Antwort tat ihm zwar etwas leid, aber rührte ihn doch auch erfreulich an, weil sich aus ihr ein während seiner Abwesenheit hergestelltes besseres Einvernehmen zwischen seiner Ehegattin und der jungen Magd kundgab. So nahm er, sich mit den Worten: „Ich danke dir für den freundlichen Empfang,“ den Kopf gegen Frau Notburg neigend, das glimmernde Trinkgefäß und setzte es an die Lippen. Der Inhalt hatte einen leicht bittren Geschmack, doch verspürte er nichts davon; obwohl vor kurzem der treffliche Wein in Oberbergen seiner Zunge kein Gefallen verursacht hatte, mundete dieser von der Hand der Jungfrau Eleonore dargereichte ihm lieblich, und er leerte den Pokal in einem Zuge aus. Aber wie er dies grade vollbracht, klang plötzlich eine laute Stimme auf: Ihr habt Euch hoffentlich doch nicht versehen, wohledle Frau, und den Bilsenkrautsaft, den Ihr für den Marder von mir begehrt, in den Trunk des Herrn Feldhauptmannes geraten lassen?“ Und im Sprechen trat Alfgund Herling, auf deren Mitankunft niemand geachtet, rasch zu dem Schloßherrn hinan, nahm ihm den Becher aus der Hand, kostete hurtig einige noch drin verbliebene Tropfen und stieß aus: „Fürwahr, der bittre Geschmack sagt's, es ist Bilsenkraut in dem Wein gewesen.“

Das war, wie jeglicher wußte, ein todbringendes Gift, und jäher Schrecken fiel auf alle Gesichter umher. Von den Lippen Eleonores kam ein Aufschrei jammernden Entsetzens, Notburg Schwendi dagegen stand mit kalkweiß entfärbtem Antlitz wie zu einem Steingebild erstarrt. Nur rang ihre Brust keuchend nach Luft und Worten, und dann gelang's ihr hervorzustoßen: „Verfluchtes Weib, du lügst! Ich kenne dich nicht —.“

Weiteres brachte sie nicht heraus, die Kräuter-Alfgund aber versetzte gleichmütig: „Euer Gedächtnis muß getrübt sein, wohledle Frau, denn Ihr ließt mich doch vorgestern zu Euch berufen, Euch wider einen Marder, der Eure Hühner raubt, mit sicherem Gift beizustehen. Das könnte wohl wer bezeugen, denk' ich.“

Da geschah etwas Unvorhergesehenes. Aus dunkel herauf-

Digitized by Google

getriebener Wolke schoß plötzlich unweit eine rotfunkelnde Blitzschlange herüber, der auf dem Fuß ein schmetterndes Krachen nachfolgte, und für abergläubische Gemüter kam daraus in der Tat etwas, als habe der Himmel ein Zeugnis ablegen wollen. Der sonst kluge Kopf Notburg Schwendis aber wurde sichtbar davon zu wirrer Betäubung erschüttert; mit einem starren Blick sah sie noch einen Atemzug lang um sich, dann fuhr ihr ein irrer Angstschrei vom Mund, und besinnungslos in's Nachtdunkel gradaus davonstürzend, legte sie selbst das schwerstwiegende Zeugnis gegen sich ab, wie für die Absicht, mit der sie Eleonore von Zimmern beauftragt gehabt, ihrem heimkehrenden Ehegatten den Willkommtrunk entgegen zu bringen. Sprachlos standen noch alle in kopfirrer Bestürzung, erst kurze Augenblicke waren vergangen, seitdem Lazarus Schwendi den Pokal ausgeleert hatte. Nur Alfgund Herling sprach jetzt mit dem nämlich gleichmütigen Ton wie vorhin: „Habt nicht Sorge, Herr Feldhauptmann, mir ist eingefallen, ich hab' mich auch vergriffen und zu dem Saft Bitterkraut statt des Bilsenkrauts genommen. Das läßt nicht Spaß mit sich treiben und mir wollt's nicht geheuer vorkommen, es könnte jemand sonder die nötige Vorsicht damit umgehen."

Das befreite sichtbarlich die Hörer ringsum aus einer tödtlichen Angst, und deutlich erkennbar war's, daß der Schloßherr bei ihnen sämtlich viel Zuneigung und Hochschätzung genoß. Doch die Schreckverworrenheit, die über sie gefallen, hatte sich zu anders Geartetem umgewandelt, denn allen war's aus den Worten des weißhaarigen Weibes verständlich aufgegangen, welcherlei Absicht und von wem in dem Willkommtrunk verborgen gewesen. Der Ritter Sebastian sagte als erster: „Fahr' der Teufel mit allen Weibsbildern ab! Das hätt den Stärksten umwerfen können, aber so ist's ein guter Besen für Eure Hand geworden, das Haus reinzufegen!" Die Jungfrau Eleonore hatte wortunfähig gestanden, das im Schild Geführte noch nicht zu begreifen oder für wahr zu halten vermocht. Doch nun entstürzte ihr von den Lippen: „O das ist schändlich — und ich sollte Euch das Gift darreichen!" Sie schlug die Hände über ihr Antlitz zusammen, zwischen denen unter krampfhaftem Schluchzen Tränen hervorquollen. Hans Schwendi war blutlos fahlen Gesichts wie angenagelt auf seinem Platz stehen geblieben, jetzt trat er mit schlotternden Knien heran und brachte mühsam von stotternder Zunge: „Mein Herr Vater — ich — ich habe — ich danke dem Himmel am meisten, daß er Euch vor solcher Gefahr behütet hat — von der ich nichts —"

Digitized by Google

Weiter gelang's ihm nicht zu kommen, nur seine rechte Hand machte eine sonderbare zitternde Bewegung, als wolle sie ein paar Finger wie zu einer Eidesablegung ausstrecken. In Herrn Lazarus' Augen lag ein stummer Ausdruck tiefer innerer Erschütterung, ihm war anzusehen, daß sein Kopf noch halb betäubt sei. Nun wandte er diesen in die Richtung, wohin seine Ehegenossin, selbst sich des Schlimmsten bezichtigend, davongelaufen war, und ohne Wissen sprach er vor sich hin: „Hatte ich so viel Schuld auf mir, daß mir das zu Recht geschehen wäre?"

Sein Blick traf auf Alfgund Herling und er fügte hinterdrein: „Ich wollte, du hättest das Gift hineingetan —"

Sie versetzte wie halblachenden Ton's: „Das wär' doch schad' um Euch und von mir undankbar gewesen, Herr Feldhauptmann."

Verständnislos sah er sie an, nur die Frage geriet ihm vom Mund: „Kamst du darum mit mir hierher?" Dann sagte er, seine Besinnung zusammenraffend: „Laßt uns in's Haus gehen," und schritt schwankenden Fußes durch die Tür.

* * *

Ein absonderes Unwetter war's, das vom Wasgau herüberzog. Manchmal schlug ein Blitz nieder und Windstöße fuhren drein, doch kein Tropfen fiel aus den Wolken. Im Schloß aber hatte vorderhand niemand für das, was draußen vorging, Auge und Ohr; mit Ausnahme Sebastian Schertlin's brauchten alle noch Zeit, sich von dem ihnen jäh in die Glieder gefahrenen Doppelschreck zu erholen. Das niedere Gesinde wisperte und tuschelte in der Küche, Abseiten und Gängen umher; die übrigen befanden sich zumeist in der großen Flurhalle, denn Schwendi war nicht weiter gekommen, sondern hatte sich, mehr im Gemüt als leiblich kraftererschöpft, hier auf eine Wandbank gesetzt. Eine geraume Weile blickte er ohne Laut und Regung vor sich zu Boden, dann hob er einmal den Kopf und fragte: „Wohin ist sie? Ich kann es nicht glauben —"

Unweit von ihm stand, mit hereingekommen, die Kräuter Alfgund, seine Augen trafen wieder auf sie und er setzte hinzu: „Ihr habt Euch getäuscht, es kann nicht wahr sein, denn ich tat ihr kein Unrecht an. Leute sollen gehen und nach ihr suchen — ich will selbst —"

Er stand auf, doch der Burtenbacher trat gegen ihn zu, hielt ihn mit der breitwuchtigen Hand an der Schulter und sagte: „Seid

Digitized by Google

Ihr ein Narr, Schwendi, und wollt Euch selbst unter die Erde bringen helfen? Das laßt den Grabschaufler besorgen, wenn's an der Zeit ist."

Unverkennbar war's, daß, außer dem Schloßherrn selbst, alle die Verschwundene nicht nur des Anschlags auf sein Leben fähig hielten, sondern auch nicht an der versuchten, wenngleich mißglückten Ausführung zweifelten. Ein paar Knechte zündeten auf das Geheiß, augenscheinlich mit Widerstreben, eine Leuchte an und begaben sich hinaus; Herr Lazarus trachtete, sich schweigend von der Hand Schertlins loszumachen und ihnen zu folgen. Doch ein Ton zog ihm den Kopf herum, ließ ihn den Fuß anhalten und fragen: „Warum weinst du, Kind?"

Eleonore von Zimmern galt's, die noch keine Fassung wiedererlangt hatte, sondern schluchzend wie vorher dastand. Sie schrak bei der Frage zusammen und brachte verworren hervor: „Ich habe nicht — wenn meine Hand Euch den Tod gebracht hätte — ich will —."

Was sie wolle, wußte sie nicht zu sagen, aber sichtlich war ein Drang in ihr, sich den Augen umher zu entziehen, denn sie ging eilig davon. Zugleich indes kehrte einer der Knechte durch die Tür zurück und brachte laut eine Meldung: „Herr Feldhauptmann, ein Blitz muß in Niederrottwil eingeschlagen haben, dort ist ein großer Brand, der den Himmel rot macht. Sollen wir zum Helfen?"

Das bedünkte den Sprecher merkbar wichtiger und wünschbarer, als der Auftrag, der ihn hinausgeführt. Schwendi wiederholte: „Ein großer Brand! Will der Himmel mich auch beschuldigen und strafen?"

Zu hören war's, er sei nicht recht seiner Sinne Herr; nun trat er gleichfalls wieder vor die Tür hinaus, und die andern folgten nach. Da loderte es in der Tat gegen Süden hin, auf Niederrottwil zu von Flammen, doch merkwürdig schmal und lang hingedehnt und sich vorwärtsbewegend wie eine rotglühende Schlange.

Und nach ein paar Augenblicken rief eine Stimme: „Das ist kein Häuserbrand, Kienfackeln sind's!"

In die Worte hinein aber scholl von der Stadt Burkheim Geschrei herüber: „Die Bauern vom Kaiserstuhl kommen! Valentin Ziller ist wieder da! Hilfe! Rettet euch! Holt Waffen! Nein, macht ihnen das Tor auf, sonst werfen sie uns Feuer auf die Dächer!" Händeringend, kopfverloren, zeternd: „Die Bauern kommen wieder!" stürzten die wackeren Burkheimer auf dem Marktplatz zusammen; einige Beherzte liefen mit klirrenden Helmbarten

Digitized by Google

auf die Mauer, während die Weiber kreischend ihre Haustüren zu verrammeln suchten. Und es konnte kein Zweifel sein, von hundert Fackeln umloht zog eine drohende bewaffnete Rotte schon nah heran. Doch trug sie offenbar zunächst nicht im Sinn, die Stadt anzugreifen, sondern rückte unter der Mauer entlang gegen das Schloß vor.

In dies war plötzlich lebendige Bewegung gefahren, gewissermaßen brachte der rätselhafte Vorgang etwas Gutes mit, begrub das, was lähmend auf allen gelegen, unter einer Flutwelle neuer Erregung. Auch Lazarus Schwendi löste der augenscheinlich dräuende Angriff aus seiner gemütlichen Erstarrung, der Kriegsmann ward in ihm wach und er gab eilfertig Befehle zur Verteidigung des Schlosses. Im Nu griffen alle Mannesarme drin nach den Waffen, selbst der Ritter Sebastian legte, als hätten seine Dreiundsiebzig ihre Zahlen umgedreht, von Kopf zu Fuß Rüstung an. Seine Augen glimmerten von einer grimmigen Lustigkeit, er trieb den ihm in den Harnisch Helfenden an: „Hurtig! Den Mistlümmeln woll'n wir's mit Eisenflegeln auf den Buckel dreschen!" Dazu gehörte allerdings vorher noch eine Kraftstärkung, und die lange Leibklinge blankgezogen in der Rechten haltend, griff er mit der Linken nach einem hastig gefüllten Tokayerhumpen, bedacht, auch mit dem noch zuvor einen bedrohlichen Gegner seines Wirtes niederzustrecken.

Wie die Sachlage sich jetzt erhellte, war aber nicht viel Aussicht vorhanden, daß die Dreschlust des Burtenbachers ihm zu einer rühmlichen Vermehrung seiner vielfältigen Siege auf Schlachtgefilden halb Europas verhelfen werde. Was da mit Äxten, Spießen, Helmbarten und sonstigem Gewaffen herankam, überbot an Kopfzahl die Schloßverteidiger zum mindesten um das zehnfache; lauter in Vollkraft stehende junge Burschen waren's, sich im Halbrund auf dem freien Platz zusammenreihend, tageshell wurden alle verwegenen, mit den dunklen Augensternen blitzenden Gesichter von den Fackelbränden angestrahlt. Herr Lazarus war im Obergeschoß auf einen Söller hinausgetreten, bemaß die Rotte der Aufrührer mit verständnisloſem Blick und wollte Worte an sie richten. Doch sein Mund hielt noch an, denn höchst Absonderliches begab sich. Ein mit befedertem Helm und Eisenkleid ausgerüsteter, hochwüchsiger Mensch, sichtlich der Hauptmann des Haufens, führte am Zaum ein Pferd in die offene Mitte des Halbkreises. Darauf saß eine junge weibliche Gestalt in silberfarbig heller Gewandung mit einem federgeschmückten Barett auf dem

Digitized by Google

braunhaarigen Scheitel. Ihr klar erkennbares Gesicht nahm sich mit ebenmäßigen, auffällig edel gebildeten Zügen sehr schön und beinahe hoheitsvoll aus, nur stand dazu ihr Ausdruck nicht eben im Einklang. Der hatte zwar nichts Ängstliches, vielmehr Freudiges, doch etwas von der Freude eines Kindes und dazu eines nicht wachen, sondern im Traum mit offenen Augen staunend und begrifflos vor sich hinausschauenden. So blickte sie dem Schloßherrn entgegen, der jetzt, seiner Überraschung Herr werdend, mit lauter Stimme fragte: „Warum kommt ihr bei Nacht hierher?"

Einen Schritt vorsetzend und ein Schwert vom Gurt ziehend, gab drauf der junge Anführer ebenso lauttönig Antwort:

„Um von Euch zu fordern, Herr Feldhauptmann, daß Ihr Eure angemaßte Herrschaft hier niederlegt und sie in die Hand der Herrin des Kaiserstuhls, die Ihr vor Euch gewahrt, übergebt. Alsdann wird Euch und niemand Übles widerfahren, daß Ihr ungeschädigt frei davongehen könnt. Nur Euren Junker halten wir zurück, Gericht an ihm zu vollziehen, weil er in ruchloser Frechheit seine Hand an die Herrin vom Kaiserstuhl gelegt hat. Weigert Ihr Euch aber meiner Forderung, da fällt die Schuld auf Euch, daß wir das Schloß erstürmen und niemand vorsehen mag, was dabei geschieht."

Das war aus dem Munde eines aufständischen Bauernburschen eine unerwartet gut gebildete und wohl vorgebrachte Rede, doch Lazarus Schwendi verhalf sie nicht zu einem Begreifen der nächtigen Zusammenrottung und ihres Verlangens. Auf die junge Reiterin niederblickend, wiederholte er verständnislos die zweimal erklungenen Worte: „Die Herrin des Kaiserstuhls — wer ist die Herrin des Kaiserstuhls?"

Darauf scholl Erwiderung zurück: „Meine Braut, vom Blute des Geschlechtes der Üsenburger, dem alles im Kaiserstuhl angehört."

Unwillkürlich versetzte der Schloßherr auf diese sonderbare Erläuterung noch einmal: „Das ist ja seit bald zweihundert Jahren ausgestorben," doch hinein fiel die breite Baßstimme des neben ihn in der vollen Rüstung hingetretenen Ritters Sebastian Schertlin: „Da wollen wir auch deinem Weibsbild die Röcke auf dem Leib nach Gebühr ausklopfen, du Lümmel!"

Das gab ein lautauffahrendes Getöse des bisher ruhig gebliebenen Haufens, gemischt mit einem drohenden Eisengeklirr. Da trug sich unstreitig das merkwürdigste, wenigstens für alle zuschauenden Augen, dieser an überraschenden Geschehnissen nicht

Digitized by Google

gerad' arm gewesenen Stunde zu. Unten im Schloß hatte eine Hand von der Haupttür den Riegelbolzen zurückgeschoben, und ganz allein trat mit dem weißen Kopf Alfgund Herling auf den fackelhellen Platz hinaus. Die schritt ohne das allergeringste Anzeichen von Scheu wider den schwertgewaltigen jungen Hauptmann vor, der ihr mit plötzlich schreckhaft aufgeweiteten Augen wie in den Boden eingewurzelt entgegensah. So kam sie rasch zu ihm hin und sagte mit kräftig schallender Stimme: „Bist ein dummer Bub! Hast du den Flügel auf dem Arm?" Dazu schlug ihre rechte Hand ihm äußerst hurtig zwei ebenso kräftig klatschende Backenstreiche, einen rechts und einen links um die Ohren, und hinterdrein fügte sie: „Mach' Beine da in's Haus hinein, sonst helf' ich dir!" Dann kehrte sie sich zu der Reiterin und fragte: „Bist du die Herrin vom Kaiserstuhl, Rigola Waldrebe? Nach seinem Geschwätz scheint's, du hast die Lerche. Da kannst du auch mit hinein!"

Bei den letzten Worten zog sie das jetzt gleichfalls wie erschrocken aus einem Traumzustand fahrende Mädchen vom Sattel herunter; das Ganze hatte nicht mehr als ein paar Augenblicke in Anspruch genommen. Ohne irgend eine Widerrede oder sonstige Gegenwehr kam Dagulf Herling willenlos und lautlos dem Gebot nach, schlich, einem sich schluckohrig in Peitschenfurcht duckenden großem jungen Hunde in diesem Augenblick nicht ganz unähnlich, dem Schloß zu. Seine Mutter folgte mit der Rigola, die sie an der Hand gefaßt, nach, drehte sich nur noch einmal und rief zurück: „Macht auch, daß ihr nach Haus kommt, ihr Hanswurste, sonst platschst's euch auf die Haut!" Vollständig verdutzt stand die ganze Rotte, die ihren wilden Hauptmann nach Empfang der beiden Maulschellen in mutlosem Gehorsam als Gefangenen von der Kräuter-Alfgund abgeführt sah. Hitzköpfig tolle Burschen waren's, denen der Kaiserstuhler Wein im Blut gespuckt, daß sie sich willig dazu hatten bereden lassen, unter einem großtuenden neuen Valentin Ziller einen nächtlichen Überfall des Burkheimer Schlosses auszuführen. Bei seinem plötzlichen Verschwinden aber fiel ihnen das Herz jählings in die Hosen, und ernüchternd kam dazu, daß sich die ihnen zugeteilte Warnung mit außerordentlicher Schnelligkeit als richtig bewährte. Auf einmal brach jetzt aus den Wolken der lang verhaltene Regen herunter und zwar sofort mit derartig strömender Wucht, daß sein Guß fast im Nu sämtliche Fackeln auslöschte. Im Grunde jedoch kam dies den meisten keineswegs unerwünscht, sie blieben nicht länger sichtbar

Digitized by Google

und konnten sich unvermerkt nach rechts und links eilig im Dunkel davonverlieren. Schmählich mochte es einige bedünken, daß sie vor einem Weib das Hasenpanier ergriffen, aber ihr heldenhafter Anführer hatte den Anfang damit gemacht, und so folgten sie seinem Beispiel schon, während Alfgund Herling noch die beiden von ihr in Verwahrsam Genommenen dem Schloß zutrieb, hinter ihnen drein in die Tür trat und den eisernen Querbolzen mit kräftigem Ruck wieder vorschob.

* * *

Im Schloß war wohlbegreiflich von der letzten verwunderſamen Begebenheit das Gedächtnis an die vorhergegangenen in ſämtlichen Köpfen völlig überdrängt worden, ſogar mit Einſchluß desjenigen des Herrn Lazarus. Hochſtaunend hatte er vom Söller aus die faſt blitzgeſchwinde Zunichtmachung des beabſichtigten Angriffs durch das ihm immer rätſelhafter werdende Kräuterweib mit angeſehn und angehört, und raſch ſtieg er jetzt wieder zur Flurhalle hinunter, in die Alfgund Herling eben zurückkehrte. Sein Blick bemaß ſie erſt eine Weile mit ſprachloſer Verwunderung, eh' ihm die Frage vom Mund geriet: „Was hat Euch inſtand geſetzt —?“

„Mutterrecht, Feldhauptmann“, antwortete ſie einfallend und lachenden Klang's. „Das iſt älter als Vaterrecht und richtet's kürzer aus. Mein Bub iſt's, aber von ſeiner Narretei hatt' er mir nichts geſagt, und der Zufall bracht's durch den Marder, daß ich grad' hier war.“

Sehr wenig heldenmäßig, mit halb heruntergedrückten Augendeckeln ſtand der Beredete da, doch ſichtlich auch in nicht viel beſſerer Verfaſſung ſeitwärts Hans Schwendi, dem die Anweſenheit der Schelinger Hexe augenblicklich entſchieden durchaus nicht zur Erfreuung gereichte. Die Kräuter-Alfgund beſchaute ihn jetzt einmal, danach fuhr ſie fort:

„Laßt's die beiden miteinander ausmachen, Feldhauptmann, Euren Junker und meinen. Kommt Eurer dabei zu kurz, glaub' ich, iſt der Schaden nicht groß. Wollt Ihr's wiſſen, warum, ſag' ich's Euch.“

Der Junker Hans konnte ſeine Zähne nicht abhalten, daß ſie ein paarmal zuſammenklapperten. Er wollte etwas ſagen, bracht's aber nicht zwiſchen ihnen heraus; die in ſein Geſicht gerichteten Augen unter dem weißen Haar hielten ihn wie zwei Zangenklammern gefaßt. Dagegen erwiderte Herr Lazarus jetzt raſch und merklich von einem Begehren angetrieben, allein mit der Urheberin

Digitized by Google

der seltsamen Vorgänge des Abends zu reden: „So kommt mit mir — doch haltet die da in Obacht, daß sie sich nicht davonmachen."

Das letzte Gebot hieß einige Knechte, Dagulf Herling und das Mädchen zu bewachen; der Schloßherr stieg nun die Treppe hinan und die Kräuter-Alfgund ihm nach. Dann standen beide allein in einem von ein paar Pechpfannen nur halb dämmrig erhellten Gemach, und sie sagte: „Setzet Euch, Feldhauptmann. Mich bedünkte schon in Bergen heut' Abend, Ihr waret müde und Euch mundete der Wein nicht."

Halb ohne Wissen setzte er sich, ihrem Geheiß Folge leistend, nieder. Merkwürdig war's, doch ein Gefühl lag in ihm, als sei nicht er der Herr im Schloß, sondern sie habe zu sagen, was er tun solle. So saß er, sah sie stumm, wie auf etwas wartend, an, während sie stehn geblieben und ihn gleichfalls ohne zu sprechen betrachtete. Draußen strömte der Regen als ein prasselnder Wolkenbruch herunter, wie das Wellenrauschen eines mächtigen Flusses klang's. Schwendi kam seine Begegnung mit ihr in der Schlucht zur Erinnerung und daß ihr Behaben nnd Reden damals einen wunderlich-unverständlichen, nicht ansprechenden Eindruck auf ihn gemacht habe. Nicht, als fehle ihr's am richtigen Kopf, aber etwas ihrem Stand nicht Geziemliches, übermäßig Selbstbewußtes, fast Hochfahrendes hatte in ihrer Haltung und Sprache gelegen, und ebenso stand sie gegenwärtig hochaufrecht wieder vor ihm da. Er wußte nicht die richtigen Worte zu finden, doch das Schweigen lag wie mit einem Druck auf ihm, und endlich brachte er vom Mund:

„Weshalb — was wollt Ihr mir sagen?"

Sie versetzte: „Ich denke, Ihr wollt mich befragen, Feldhauptmann."

Nun besann er sich. „Ja, ich wollte Euch fragen, warum — Ihr habt mir heut' Abend zweimal Beistand geleistet, ohne den mir mutmaßlich Übles widerfahren wäre. Was gab Euch dazu Antrieb?"

„Ihr selbst, Feldhauptmann, denn Ihr gabt mir den Lohn dafür voraus."

„Welchen Lohn hätt' ich Euch gegeben?"

„Euer Ebenbildnis."

Ihm fiel's ein, daß er ihr für die Diptamblüte als Entgelt eine Silbermünze gereicht und sie bei dem Anblick derselben getan, als sähe sie das Gepräge drauf für sein Bildnis an; wie ein

Digitized by Google

Spott war's drunter heraufgeklungen, als sie dazu gesagt, sie wolle das Geldstück an einer Schnur gleich einem Amulet am Halse tragen. Den Hörer verdroß, daß sie's heut noch einmal ebenso wiederholte, wie wenn sie wirklich dran glaube, doch er entgegnete mit einem Ton, in dem sich volle Überzeugung kundgab:

„Ich schulde Euch viel an Dank, weit mehr als die kleine Münze, als Geld ausrichten kann. Warum nehmt Ihr den Spott mit dem Bildnis nochmals in den Mund?"

„Ich spotte nicht, Feldhauptmann, habe nur gesagt, was ist."

Seinen Augen erschien's, als wachse bei den Worten das weiße Haar noch höher vom Boden auf. Er wiederholte: „Was ist — Ihr sprecht, was ich nicht verstehe. Wer seid Ihr eigentlich, wie ist Euer Name?"

„Auf den kommt's heut' nicht mehr an, Feldhauptmann. Er klänge Dir auch wohl vergessen im Ohr, daß Du ihn schon gehört —"

Alfgund Herling hielt kurz inne, dann setzte sie hinzu: „Mir kam's so vom Mund, nimm's nicht als vermessen. Es muß ohn' meinen Willen geschehen sein, weil ich wohl einmal so zu dir gesprochen habe; du warst kein Feldhauptmann an dem Tag. Für gewiß kann ich's zwar nicht mehr sagen, denn zu viel Zeit ist darüber gegangen."

Herr Lazarus war vom Sitz aufgefahren und sah sie aus weitstarren Augenlidern an. Eine Weile stumm, dann brachte er mühsam und undeutlich über die Zunge:

„Wer bist du — wann hast du —?"

Auch sie blickte ihm voll ins Gesicht, wie sie Antwort gab: „Vielleicht hab' ich's nur geträumt, Feldhauptmann; mit siebzehn Jahren hat der Mensch bisweilen einen wunderlichen Traum. Aber wenn's wirklich so war, muß es an dem Waldrand auf der Höhe über Achkarren gewesen sein und die letzte Sonne am Abend auf den frischgrünen Busch geschienen haben. Sicherlich war's ein Traum nur, in dem davor auf hohem Stengel die Aschenwurz stand, die du Diptam benennst. Sie steht immer noch an dem Platz und vor wenig Tagen fand ich sie da und nahm sie als Gedächtnis mit mir. Da kam's sonderlich, daß ich mit der Blume in der Hand dich auf dem Schluchtweg antraf, Feldhauptmann. Aber ich sagte dir, du hättest sie nur in Maizeit kennen gelernt, nicht im Herbst, wenn sie mißfarbig von Aussehen und zur Aschenwurz geworden."

Dem hörte Lazarus Schwendi ohne eine Regung zu, nur sein Gesicht hatte sich mählich blaß und blasser entfärbt. Nun

Digitized by Google

kam ein Laut, ein einziges Wort von seinen Lippen: „Du — ?“ Doch zugleich verließ die Kraft ihn, er mußte sich wieder zurücksetzen und drückte beide Hände fest auf seine Augen. In dem Gemach war kein Ton mehr, nur rauschend stürzte der Regen draußen wie eine Weltuntergangsflut vom Himmel herab. Hochaufrecht stand Alfgund Herling vor dem regungslos Sitzenden, auf den ihre Augensterne ein dunkles Glanzgefunkel niederwarfen. Bei dem ungewissen Schein der Pechflammen erschien unter dem weißen Haar gegenwärtig ihr Gesicht fast wie das einer jungen Magd oder zum mindesten ließ es klar erkennen, daß sie als solche von eigenartig wundervoller Schönheit gewesen sei.

Dann sanken Herrn Lazarus die Hände langsam herab. Eine Scheu, die vor ihm Stehende anzublicken, lag in seinen Zügen, und mit den Augen an ihr vorbeiweichend, sagte er stockend:

„Und du — du wolltest dich nicht an mir — du kamst, um mir das Leben zu erhalten —?“

Da klang ein Lachen von Alfgund Herlings Mund auf: „Habt Ihr auch geträumt, Feldhauptmann? Jetzt redet Ihr, daß ich Euch nicht verstehe. Der Lerchenflügel ist über den schwarzen Federn auf Eurem Schild. Die von ihm gekommen, gibt ihn weiter; dafür ist sie auf der Welt, und gleich gilt's, wer dazu verhilft. Auf den kommt's nicht an, ob's der oder ein andrer. Die Lerche schaut nur auf ihn, ob er ihr gefällt, doch sie gibt ihm kein Recht. Wer kein Recht hat, hat auch keine Pflicht, ist frei, zu bleiben oder davon zu gehn, wie er's will. Bei ihr bleiben kann er als ein Rechtloser oder in die Welt hinausziehn und Feldhauptmann werden. Klüger ist's, wenn er das tut und die Lerche überm Kaiserstuhl zurückläßt. Da ist ihr Reich und baut sie ihr Nest, daraus sie ihm ohne Groll in den Augen nachblickt. Nicht sie war ihm willfährig, sondern er ihr, und kommt Bedrängnis über ihn, da zeigt sie sich vom Üsenburger Blut, das ihm Dank schuldig ist, und hilft ihm aus seiner Not.“

Gleichmütigen Ton's, doch in der stolzen Haltung und mit den blitzenden Augen einer Siegerin hatte sie's gesprochen, und nur halb hatte Lazarus Schwendi an ihre Worte ein Verständnis zu knüpfen vermocht, aber zugleich doch auch mit einem Gefühl die wunderliche Rede von der Lerche begriffen. Sein Kopf war zu verworren, ihn eine Erwiderung finden zu lassen, nur sein Mund sprach unbewußt ein paar ihrer letzten Worte nach: „Du warst mir keinen Dank schuldig —“

Aus seinen Augen redete noch verstärkt die Scheu vor den

Digitized by Google

ihrigen, und eine haltlose, geistige wie leibliche Erschöpfung lag seinem Gesicht aufgeprägt. Nun trat Algund Herling näher zu ihm hinan, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte:

„Wacht auf, Feldhauptmann! Ihr habt geträumt, und ein Zufall war's, daß ich den gleichen Traum hatte, wie Ihr. Davon braucht niemand außer uns beiden zu wissen, wie's keiner bisher gewußt. Laßt uns hinunter gehn, Eure Leute werden drunten auf Euch warten und verwundert sein, daß Ihr so lange mit der Kräuter-Alfgund zu reden habt."

„Alfgund —" ihm flog's heraus —" ja, das war's —"

Ein leicht bittrer Zug umhuschte zum erstenmal ihre Lippen, wie sie wiederholte: „Ja, das war's, und es klang mir gut aus deinem Munde." Sie faßte nach seiner Hand und zog ihn an ihr empor. „Kommt, Feldhauptmann!"

Doch jetzt sah er sie mit einem sonderbar irren Blick an, seinem Gedächtnis kam etwas zurück, und ungewiß stotternd brachte er hervor: „Du sagtest — ich hätte dir — voraus —"

Sie fiel, mit der Hand nach einer Schnur an ihrem Hals fassend und die Silbermünze dran hervorziehend, ein: „Einen Lohn für heute vorausgegeben. Euer Bildnis — seht's nur genau an, da werdet Ihr finden, daß es das Eurige ist, nicht meines. Doch beschaut es nicht hier, sondern lasset Eure Leute nicht länger harren, Feldhauptmann!"

Unten in der Halle hatten die Knechte den ihnen zugeteilten Auftrag mit Sorglichkeit vollzogen und dem Gefangenen zur Sicherung, daß er nicht entwische, mit einem Strick die Hände zusammengebunden. So fand ihn der herabkommende Schloßherr; er trat auf Dagulf Herling zu, betrachtete ihn einige Augenblicke lang und sprach danach:

„Ich erkenne dich — du hast mir bei meiner Ankunft in Bergen den Trunk gereicht. Du bist ein törichter Bursche gewesen, aber deine Mutter hat mir erklärt, was dir den Kopf sinnlos gemacht, und weil du ihr Gehorsam geleistet und nichts Übles geschehen ist, will ich dich nicht strafen. Macht ihn los von seiner Bande!"

Das geschah, und Herr Lazarus setzte noch hinzu:„ Sorget für ihn aus der Küche, er wird Hunger nach seinem Heerzug hierher haben. Es ist eine Nacht draußen, in die man keinen hinaus schickt, darum soll man dir ein Lager anweisen, und auch deine Genossin, die du närrisch die Herrin vom Kaiserstuhl benannt, mag im Schloß Unterkunft finden. Mir fällt's ein, hießest du sie nicht auch deine Braut?"

Digitized by Google

Der Sprecher wendete sich dabei gegen Rigola Waldrebe und sagte fortfahrend zu ihr: „Dich erkenne ich jetzt gleichfalls wieder, du wolltest mir in Bergen Windrosen geben. Nur nahmst du dich damals wie eine Knospe auf grünem Stengel aus, däucht mich, und bist seitdem zu einer Kaiserstuhlblume aufgegangen. Aber seine Herrin bist du nicht, und dein Gesicht, scheint mir, besagt, auch du selbst bildest es dir nicht ein, sondern dein unkluger Bräutigam hat's dir aufgeredet, ohne daß du's begriffen hast. Wenn du seine Frau wirst, nimm ihn gut an den Zaum wie ein junges Pferd, das der Hafer sticht, damit er nicht wieder so ungeberdig ausschlägt. Seine Mutter hat gezeigt, daß sie ihn halftern kann, laß dich's von ihr lehren."

Das sprach Lazarus Schwendi in seiner gewohnten freundlich gütigen Art, die Narretei, die einen neuen Bauernaufstand im Kaiserstuhl in's Werk setzen gewollt, hatte in der Tat keinerlei Schädigung zugefügt, und das Verfahren des Talgangherrn entsprach seinem milden, stets zum Verzeihen geneigten Sinn. Doch war aus seiner Stimme einigemal ein absonderer Ton innerer Bewegung hervorgeklungen, der fast etwas von einem zurückgedrängten Seufzen oder Schluchzen gehabt, und rasch nun wandte er sich von den Beiden ab, nur kurz noch einmal mit einem Blick über das Gesicht Dagulf Herlings hinstreifend. Der stand, mehr noch als vorher an einen argbegossenen, hochbeinigen Wolfshund gemahnend, und seine sonst so geläufige Zunge war augenscheinlich nicht allein durch die Anwesenheit seiner Mutter wie von einer Lähmung heimgesucht. Verstohlen nur richtete er jetzt einmal die Augen nach der unerwartet hurtig durch jene wieder zur Absetzung gelangten „Herrin des Kaiserstuhls" hinüber und diese tat das gleiche seinem Standplatz zu. Ihr Hiersein und die von ihm ihr beigelegte doppelte Bezeichnung hatten an den Tag gelegt, daß sich zwischen ihnen, nachdem er sie aus dem Hexenturm herausgeholt, etwas merkwürdig zu ihrem vormaligen Behaben widereinander in Gegensatz Geratenes begeben haben müsse, und auch der von einem zum andern hin und hergehende Blickaustausch versah dies im wörtlichen Sinn mit einer Bestätigung. Doch gab sich darin und zwar nicht allein bei Dagulf Herling, sondern ebenfalls bei Rigola Waldrebe keinerlei Anzeichen von Verwunderung über diese so rasch eingetretene völlige Umwandlung ihres feindseligen Verhältnisses kund. Vielmehr sahen die Augen beider sich an, als wären sie eigentlich schon lange wechselseitig derartig

Digitized by Google

darauf eingeübt gewesen und hätten es nur aus irgend einem närrischen Grunde bisher so zu tun unterlassen.

Eine eigentümliche Nacht war's und blieb's, jedenfalls nicht gut für solche, die sich draußen ohne Schutzdach über dem Kopf aufhielten, doch auch für einige im Schloß sicher vor Regensturz, Sturm und Blitzschlag Geborgene keineswegs ruhevoll. Der Junker Hans Schwendi verkroch sich baldmöglichst in sein Bett, indes ohne schlafen zu können, weil er an sämtlichen Gliedmaßen zu stark schlotterte. Sonderbarer Weise erging's Eleonore von Zimmern ähnlich, obwohl kein Hauch einer Vermutung sie anrühren konnte, daß sie zu ahnen vermocht habe, was in dem Willkommtrunk, den sie dem Heimgekehrten gereicht, enthalten gewesen sei; allerdings zitterten ihr die Glieder nicht, aber sie lag ebenfalls schlaflos, denn der Herzschlag klopfte ihr zu eilig gegen die Brustwandung. Von dieser beschleunigten Herztätigkeit wurde dagegen der Ritter Sebastian Schertlin durchaus nicht belästigt, er hatte sich seine Rüstung wieder abnehmen lassen, doch nicht, um sich in der langen Hausschaube unwürdig träger Ruhe hinzugeben. Seine Kampflust war gewaltig aufgestachelt worden, und da die „Mistlümmel" draußen ohne Hieb und Stich Fersengeld gegeben hatten, verwandte er seinen hochentflammten Tatendurst gegen den heimtückisch im Schloßkeller lauernden ungarischen Widersacher der Hüfte seines Wirtes. So verlegte er die Walstatt in den Eßsaal, ließ sich eine zahlreichere Reihe von Tokayerkannen, denn noch je, gegenüber aufstellen und gelobte, nicht das Feld zu räumen, bevor er die letzte siegreich niedergestreckt habe. Dabei erwartete er das Herzukommen des andern Feldhauptmanns, seines alten Waffengefährten, aber vergebens. Denn Lazarus Schwendi trug kein Kampfgelüst in sich, sondern saß abseits in einem stillverschwiegenen Gemach des Schlosses, und neben ihm saß Alfgund Herling, und beide redeten hin und wieder miteinander bis weit über die Mitternachtstunde hinaus.

* * *

So beharrlich der Kaiserstuhl — seit Menschengedenken an seiner Eigenart unter den deutschen Landen festhielt, konnte er doch nichts daran ändern, daß er ab und zu einmal gleich allen anderen auch ein Unwetter über sich niederfahren lassen mußte. Das war in dieser Nacht geschehen, und in wie ausgiebigem Maße, ließ das über den Schwarzwald heraufsteigende Morgenlicht erkennen. Da und dort lag ein Baum, der Jahrhunderte

Digitized by Google

gesehen, vom Sturm an den Boden hingestreckt; auf der Kuppe des „Totenkopfs“ hatte der Blitz sich die altmächtige Linde zum Zielpunkt gewählt, von der im Volksmund umging, daß ehemals die Kaiser drunter Gericht abgehalten, und einer ihrer Wipfeläste sah wie ein kahlgerupfter und brandschwarzer Riesenstrunk zwischen seinen grünumlaubt gebliebenen Nachbarn in den jungen Tag hinein. Überall durch die engen Hohlschluchten ging ein Quirlen, Rauschen und Brausen, die Wege zwischen den Steilwänden waren zu Wildwassern geworden, die sich schäumend durch die alten Stollen niederwälzten, im Innern des kleinen Gebirges dem Talgang zu, diesen für eine Weile in ein Flußbett umwandelnd. Bei näherer Betrachtung indes stellte sich der angerichtete Schaden nicht als zu erheblich heraus, ward vielmehr entschieden durch einen mitgebrachten Vorteil gut gemacht. Nach der langen Trockenheit hatte die tiefdringende Durchnässung des Erdreichs allem Wachstum bis zu den letzten Wurzeln hinunter höchst wünschenswerte Nahrung zugeführt, und zweifellos war's ebenso nützlich gewesen, daß den Wiedererneuern des Bauernaufruhrs vom Jahre 1525 aufs gründlichste die Köpfe gewaschen worden. Sie saßen oder lagen zumeist noch, außerordentlich abgekühlt, in ihren Bettkammern, und von den Heldentaten, die der Kaiserstuhler Wein ihnen im Gehirn ausgebrütet, war nichts übrig geblieben, als ein ziemlich jämmerliches Zwicken und Drücken im Kopf und Magen. Von Angehörigen der Talgangherrschaft hatte sich niemand an dem mißglückten Heerzug gegen das Burkheimer Schloß beteiligt, nur junge Burschen aus Amoltern, Küchlinsbergen und Bischoffingen, Bikkensol und Achkarren, deren Keltenköpfe die Kanne bereitwillig gemacht, Dagulf Herling zu glauben, Rigola Waldrebe sei als Abkömmlingin vom alten Üsenburger Blut die rechtmäßige Herrin des Kaiserstuhls, und unter ihrer Herrschaft werde täglich jeder umsonst so viel zu trinken bekommen, als sein Durst verlange und seine Kehle bezwingen könne. Ganz ohne einige Zweifel an der künftigen Verwirklichung dieser köstlichen Zusage waren allerdings manche, wenigstens in nüchternen Stunden, nicht gewesen, und als sie gesehen, wie ihr schwertklirrender Hauptmann, ohne eine Hand zu rühren, schmählich vor der Kräuter-Alfgund die Waffen gestreckt, hatte die Glaubenseinbuße an seine große Verheißung sie bis auf den letzten Mann überfallen. Nun duckten sie sich, so gut es jeder möglich machte, in Ecken und Winkel, beseitigten alles, was Verdacht regen konnte, sie hatten Beile, Spieße und Helmbarten in

Digitized by Google

die alte Kellerhöhlung unter den Resten der Höhinger Burg zusammengetragen, und gehörten auch zu denen, die wenig schliefen, sondern größtenteils, zugleich in leiblicher und bildlicher Begossenheit, recht kleinlaut dem Morgen entgegenwachten.

Wie der aber jetzt heraufkam, besann der Kaiserstuhl sich auf sein altes Vorrecht, nicht für längere Andauer Wolkendunkel über sich zu dulden, und es schien, daß seine ebenso alte Freundin, die Sonne, bei ihm diesen Anspruch, die unschöne schwarze Kopfdecke rasch wieder los zu werden, vollständig als berechtigt anerkenne. Wenigstens tat sie merkbar das ihrige dazu, seinem Wunsch Beihilfe zu leisten, schoß überall mit ihren Goldpfeilen Löcher und Lücken in die plumpe Masse hinein und bot außerdem augenscheinlich auch noch ihren Begleiter, den Ostwind, zu tätiger Mitwirkung an dem guten Werk auf. Der machte sich einen Morgenspaß draus, kräftig wider den schon ins Wanken geratenen Gegnerschwarm anzurennen, zerrte und zauste ohne Unterlaß rundum an ihm, riß hier und dort haltlose Stücke ab und jagte schließlich den hülflos zerflatternden Rest wieder über die Wasgaubergwand zurück, so daß strahlend blauer Himmel auf die Rheinebene herunterſah. Kaum jedoch war dies geschehen, so begab die Sonne sich dran, den von der Wetternacht auf dem Kaiserstuhl angestifteten Schaden allerorten auszubessern. Eilig trocknete sie von Blättern und Blütenkelchen die triefende Nässe weg, richtete zu Hunderttausenden die mit umgebogenen Stengeln liegenden Windrosen auf, half den Frauenschuhen, sich zierlich herzurichten, gab den Maiglocken und Stendelkerzen ihren süßen Duft zurück. Von der Wasserkälte starr gewordene Glieder durchdrang sie mit lebenweckender Wärme, die Eidechsen schlüpften behend wieder aus ihren Verstecken hervor, und über den frischblühenden Bergrücken stieg die Lerche trillernd wieder in die freudige Luft.

Von dieser, der Lerche des Kaiserstuhls, hatten während der Nacht Lazarus Schwendi und Alfgund Herling auch manches gesprochen, und er wußte nunmehr klar, welche Bewandtnis es mit ihr habe und in welchem Bezug sie zu dem einbildnerisch törichten Unterfangen Dagulf Herlings gestanden. Solche Narrheit, sich zur Herrin des Kaiserstuhls machen zu wollen, war seiner Mutter nie in den Sinn gekommen, ihr galt's genug, daß sie den Flügel auf dem Arm als Beweis trug, das Ilsenburger Blut lebe noch in ihr fort; daraus entsprang ihr selbstbewußter Stolz, doch kein unkluger Wahn, ihr gebühre auch die Herrschaft des alten Geschlechts. Davon war gleichfalls Rigola Waldrebe,

Digitized by Google

trotz der Erläuterung ihres neuen Bräutigams, nichts eingegangen, und sie hatte sich in kinderhafter Einfalt und der Kopfbetäubung durch ihr unverhofftes Glück von ihm auf's Pferd setzen und die Auslieferung des Schlosses an sie fordern lassen. Alfgund Herling aber war noch am Abend in die dem Mädchen angewiesene Kammer gegangen und hatte ausgeforscht, daß der Arm des jungen Dinges in der Tat auch den Lerchenflügel aufweise, der Rigola bis dahin als ein häßliches Entstellungsmal nur ständig geheimen Kummer gemacht.

Im Verlauf jener nächtlichen Zwiesprache hatte Herr Lazarus sich nicht länger der überzeugenden Klarlegung verschließen können, daß seine Ehegenossin einen Anschlag gegen sein Leben im Schilde geführt habe; dagegen war's Alfgund Herling nicht möglich gefallen, ihm glaubhaft zu machen, sein Sohn sei, wenn auch vielleicht nicht Mithandelnder, doch innerlich ein Mitwisser des Vorhabens seiner Mutter gewesen. Aus mancherlei Anzeichen und Beobachtung war Alfgund dieser Verdacht als wohlbegründet aufgestiegen, so daß sie's für unumgänglich gehalten, ihn kundzugeben. Aber dagegen wehrte der Hörer sich durchaus, wollte nichts von den vorgebrachten Beleggründen gelten lassen und wissen, sondern leitete, mit Entschiedenheit ablehnend und ablenkend, die Rede auf anderes über. Dessen gab's gar viel, über das er nach und nach mit etwas freier gelöster Zunge zu sprechen vermochte, als in der Stunde, wie er zuerst in dem Gemach dem weißen Haar allein gegenübergesessen. Unter dem offenbarte sich, dem sicheren Selbstbewußtsein zugepaart, eine seltene Ausrüstung mit Selbstgenügsamkeit und Selbstsuchtlosigkeit, ruhiger Beurteilung des Ganges der Erdendinge und einer natürlich großgewachsenen Lebensweisheit, die sich wohl an der von höherer Geistesausbildung aufgenährten Philosophie des Schloßherrn zu messen vermochte. Und als es endlich dann doch Zeit zum Auseinandergehen geworden, hatte sie gesagt: „Ich danke dir für diese Nacht in deinem Schloß, Feldhauptmann," und sie hatten sich gleich ältesten Freunden wechselseitig herzlich zur Trennung bis zum Morgen die Hände gereicht, denn selbstverständlich verblieb auch Alfgund Herling für heute im Burkheimer Schloß.

An diesem Morgen aber glaubte beim Aufwachen Lazarus Schwendi anfänglich, er befinde sich noch in Kirchhofen, und eine Weile verging, eh' ihm seine Rückkehr zum Bewußtwerden kam und daß alles, was seitdem geschehen, mehr als ein vom Albdruck erzeugter, verworrener Traum gewesen sei. Er war zuletzt fest

Digitized by Google

von einem tiefen Schlaf in die Arme genommen worden, so daß die Maisonne schon seit langem über den Schwarzwald gekommen und sich an ihre mütterliche Pflegearbeit gemacht und ebenso von drüben jenseits des Rheins ein Reiter sich auch schon vor mehreren Stunden nach Burkheim zu auf den Weg begeben hatte. Das war der Arzt Georg Pictorius, trotz seiner achtundsechzig Jahre noch ein unverdrossener Frühaufsteher und gleicherweise ein Inhaber von Augen, die wie nur wenige zu seiner Zeit von der Natur Begabung empfangen, sich an der wunderbar aus dem Schoß der wilden Nacht geborenen leuchtenden Herrlichkeit des Morgens zu erfreuen. Er kam, um der von Kirchhofen aus an ihn abgesandten Botschaft Schwendis Folge zu leisten und traf ohne eine Ahnung von allem am Abend Vorgegangenen im Schloß ein. So nötigte der Bericht ihm mehrfach ein wohlbegreifliches Kopfschütteln ab, zunächst der geplante Überfall des Schlosses, der in seinem Gedächtnis wachrief, was er in jungen Jahren selbst miterlebt. Und dreinnickend sagte er: „Es besteht sonder Zweifel ein absonderer Verband zwischen einem außergewöhnlich gut geratenen Jahrgange des Kaiserstuhler Wein's und den keltischen Gurgeln, die ihn in sich hineinschütten, denn auch der 24er war von hitziger Beschaffenheit, und es erfolgte das Jahr 25 danach. Alsdann fährt er nicht allein in die Hüften und Beine, siedet vielmehr dazu Verrücktheit in den Köpfen, jedoch in diesem Falle offenbarlich nur in den Kindsköpfen, denen das ausgiebige Wasser der Nacht zu einer notwendigen und heilsamen Badefahrt verholfen."

Merklich faßte der in menschlichen Kopfverdrehungen erfahrene Arzt den tollen Streich der jungen Burschen richtig als das auf, was er gewesen, ohne ihm eine schwerwiegende Bedeutung beizumessen. Einen ernsthaften Ausdruck dagegen nahm sein Gesicht an, als er dann weiter vernahm, was sich zuvor bei der Heimkunft des Schloßherrn begeben, und seine Miene konnte nicht in Zweifel darüber belassen, daß sich ihm sofort die volle Überzeugung von der beabsichtigten Vergiftung Schwendis durch seine Ehegattin aufdränge. Nach einem kurzen Schweigen sagte er nur: „Es war der Zeitumstand mit reifem Vorbedacht genützt, denn leichtlich konnte das Unheil der im Lande umgehenden Seuche zugemessen werden, welche auch völlig in Gesundheitskraft Stehende mit plötzlichem Ansprung unter ähnelnden Merkzeichen in wenigen Stunden unheilbar niederwirft." Und unwillkürlich den Kopf umwendend, fragte Pictorius hinterdrein: „Wo ist sie verblieben?"

Da fügte es der Zufall, daß im gleichen Augenblick darauf

Digitized by Google

die Antwort erfolgte. Einige von der Burkheimer Fischerzunft hatten sich zur Besichtigung des Wasserschadens an den nahen Altwasserarm des Rheins hinunterbegeben und vor diesem unter den senkrecht abfallenden Felsklippen eine reglos liegende, vornehm gewandete weibliche Gestalt aufgefunden, die sie mit scheu blickenden Gesichtern auf einer rasch aus Holzästen hergerichteten Tragbahre herzubrachten. Die reiche Kleidung der jetzt auf der Bahre Niedergelassenen überzog grauer Schlamm, und ihr aufgelöstes Haar verdeckte triefend und wirr die Hälfte des kalkweißen Gesichtes, doch setzte der erste Anblick außer Frage, es seien die Züge der Frau Notburg von Schwendi. Wortlos sahen alle Umstehende auf sie hin, nur Georg Pictorius vollzog seine ärztliche Pflicht, stellte eine kurze Untersuchung an und sprach danach: „Diese Frau ist tot — es läßt sich nicht bestimmen, ob sie im Dunkel abgestürzt oder vom Blitzschlag getroffen worden ist, vielleicht auch mag sie im Wasser ertrunken sein. Aber sonder Zweifel hat sie schon vor der Nachtmitte aufgehört zu leben."

„Und jedenfalls ist's gewiß," fiel eine heut' Morgen noch über das Gewohnte rauhkehlige Stimme, doch mit einem Ton vollster Befriedigung ein, „daß sie der Teufel geholt und dafür gesorgt hat, Euer Haus wenigstens halbwegs reinzumachen, Schwendi."

Das war die Totenrede des Ritters Sebastian Schertlin für die Ehegenossin seines Wirtes, und allen Gesichtern umher stand leider aufgeprägt, daß innerlich niemand einen Einwand gegen diese, nur etwas stark bärenhaft ausgedrückte Auffassung erhob, vielmehr jeder darin übereinstimmte, es sei kein beklagenswert trauriges Ereignis, sondern das wünschbarste, was nach dem Vorgang am gestrigen Abend habe geschehen können. Herr Lazarus wandte stumm das Gesicht ab und ging davon. Keine Verknüpfung des Herzens hatte seit langen Jahren zwischen ihm und der Toten bestanden, sie war nicht seine Lebensgefährtin, vielmehr eine Zerstörerin seines Lebens gewesen. Mit einer jähen Erschütterung durchdrang's ihn nur, daß es erschien, als habe der Himmel ihm ersparen gewollt, Gericht über sie zu halten und dies selbst an ihr vollzogen.

So trübte nirgendwo in einem Gemüt Trauer die leuchtende Freudigkeit des Maitags, und auch der Schloßherr fand nach dem Überwinden des ersten gewaltsamen Eindrucks die Fähigkeit, seine Gedanken auf anderes zu verwenden, er berief Dagulf Herling und Rigola Waldrebe zu sich und sprach zum ersteren, daß er

Digitized by Google

der Mutter desselben den Dank für die Erhaltung seines Lebens schulde, doch könne er ihn ihr nicht abtragen, da sie keinerlei Wunsch hege, den er zu erfüllen vermöge. Aber weil ihm die Dankschuld für sie auf der Seele liege, habe er den Entscheid gefaßt, dafür an ihrem Sohn zu tun, was in seiner Kraft stehe, und besser für dessen Lebenszukunft Sorge zu tragen, als daß er Gehilfe des Ratsschreibers in Endingen bleibe. Darum wolle er ihm und seiner Braut vorderhand Unterkunft und Anstellung im Schloß geben, bis er weiteres für sie beratschlagt habe. Und er endete: „So nehme ich Euch, als von heut' an mir angehörig in Treupflicht", reichte Dagulf Herling und Rigola Waldrebe deß zum Zeichen die Hand und ließ, rasch fortgehend, sie allein im Gemach zurück. Da standen die Beiden anfänglich stumm und verdutzt, doch dann schlang er seinen Arm unbändig fest um den schlanken Leib des Mädchens und stieß mit einem halb wie unklug frohlockenden Lachen aus: „Siehst du's jetzt, wie not tat's, daß ich nachschaute, ob du den Flügel hätt'st, sonst wär's alles heut nicht so geschehn! Ich wußt's, wie man's mit dir machen müßt', du einfältig's Ding, und paßte schon drauf seit Jahr und Tag, denn aus deinem Mund wär's nicht herausgekommen." Und diesmal wehrte sich Rigola Waldrebe nicht gegen seine Gewalttat, sondern lachte auch: „Da hast du den dummen Mund, Dagulf Herling, aber klüger als deiner ist er doch. Denn ich nicht, aber er wußt's immer, es werde mal so geschehn." Das war allerdings närrisch, doch es lag einmal, etwas minder oder mehr, so im Kaiserstuhler Reben- und Menschenblut.

Als der Tag gegen den Abend hinging, trug sich noch etwas Eigentümliches zu und zwar nicht weniger Unvermutetes und unvorhergesehn plötzlich Überraschendes, als es die gestrigen unerwarteten Ereignisse gewesen. Die Kräuter-Alfgund hatte sich gerüstet, nach ihrer Behausung auf der Eichspitze zurückzukehren, denn in der wollte sie wie seit zwanzig Jahren oder länger den Sommer verbringen; daran vermochte der Schloßherr nichts zu ändern, sie nicht zum Vertauschen der alten, einsamen Mauerhöhle mit einer besseren Wohnstätte zu überreden. Doch gab er nicht zu, daß sie davongehe, ohne zuvor einen Imbiß einzunehmen; den brachte jetzt Eleonore von Zimmern und ordnete ihn auf dem Tisch des Gemaches, in welchem die Drei sich zur Zeit allein aufhielten. Und nun nahm Alfgund Herling den angefüllten Becher zur Hand und sagte: „Ich tät' gern den Trunk auf Eure Wohlfahrt ausleeren, Herr Feldhauptmann, doch mich dünkt's nicht

Digitized by Google

gut bestellt für sie in Eurem leeren Hause. Ihr seid ein junger Herr noch und solltet Euch nach meinem Anrat wieder vermählen, daß es um Euch her und in Euch selber fröhlicher würd'. Weit umzusuchen dafür, will's mir scheinen, brauchtet Ihr nicht."

Auf solche Rede aus ihrem Munde war Herr Lazarus sichtbarlich nicht bereitet, wahrnehmen ließ sich's, daß es ihn mit einem leicht schreckhaften Ruck durchfuhr, und seine Augen befangen an denen unter dem weißen Haar vorüberweichen lassend, erwiderte er etwas stockend: „Ich weiß nicht — dachte nicht, daß Ihr solchen Gedanken im Sinn trüget —"

Jetzt aber fiel Alfgund Herling mit einem hell gleich einem angeschlagenen Erzbecken tönenden Lachen ein: „Was blicken Eure Augen mich dabei an, Herr Feldhauptmann, und was sollt' ich im Sinn tragen? Schauet Euch nach andrer Richtung in Eurer Nähe um, da glaube ich, findet Ihr, wessen Euer Schloß und Ihr bedürft, eine bessere Frau, als an die Ihr zum Unheil geraten waret. Und ob auch graue Fäden Euch um die Schläfen zu spinnen anheben, müßt's mich doch arg täuschen, wenn Ihr nicht jemand um Euch gerne willfährig fändet, als eine neue Genossin Eures Lebens, Euch noch vergessen zu machen, daß es Euch bisher betrogen."

Verständnislos und halb ohne Wissen tat Lazarus Schwendi danach und wandte den Kopf zur Seite. Da schlug plötzlich vor seinem Blick gleich einer Flamme eine tiefrote Farbe über das Angesicht Eleonores von Zimmern, ihre Augenlider schlossen sich schreckvoll herunter, sie ließ ein Gerät, das sie gehalten, aus der Hand zu Boden fallen und ging, sich hastig abkehrend, zur Türe hinaus. Kurz schaute Alfgund Herling ihr schweigend nach, dann sagte sie: „Ihr habt wahrgenommen, Feldhauptmann, daß ich mich nicht trog. Auge und Ohr, die unsrer Art geworden, brauchen nicht lang zu sehn und zu hören, um zu verstehen. Es ist keine Diptamblume, wie Ihr die Pflanze auf der Höhe über Achkarren benennt, aber die hätte auch nicht für die Dauer zu Eurem Leben gepaßt. Dafür eignet eine stille Windrose sich besser, aus der keine Flamme aufschlägt, wenn ein Feuerfunken sie trifft. Es wird Zeit, daß ich heimkomme, lasset mich zum Abschied noch dies auf die Wohlfahrt Eurer Zukunft trinken, Feldhauptmann."

Alfgund Herling setzte jetzt den Becher an die Lippen und leerte ihn in einem Zuge aus. Denn bei absonderem Anlaß vor einem tüchtigen Humpen nicht zurückzuscheuen, war sie auch ein Kind des Kaiserstuhls.

* * *

Digitized by Google

Etwas Besonderes und Eigenartiges aber lag darin, daß Lazarus Schwendi zu der letzten überraschenden Erkenntnis durch die Vermittelung Alfgund Herlings gelangt war, zu deren ganzem Wesen indes auch dies Verhalten sich wohl in Einklang setzen ließ. Die gegenwärtigen Umstände im Schloß brachten jedoch als selbstgeboten mit, daß sich keine weiteren Gedanken des Herrn Lazarus daran knüpften, und auch nach der standesmäßigen Beisetzung der Frau Notburg von Schwendi an der Burkheimer Kirchenwand schien er nichts davon im Gedächtnis bewahrt zu haben. Doch beruhte dies nur anf einem äußeren Anschein, denn verschwiegen in sich trug er vielmehr die Erinnerung an die Worte Alfgunds und das, was sie vor seinem Aufblick veranlaßt hatten, fort, und mählich gesellte sich ihm, anfänglich dämmernd, dann deutlicher eine andere Erkenntnis seines eigenen Innern hinzu. Darin hatte sich schon seit längerem manchmal eine Empfindung geregt, der er jedoch nie verstattet gehabt, zur Gestalt eines Gedankens, geschweige eines Wunsches anzuwachsen, durch den er in einen Widerstreit mit seinem Pflichtbewußtsein und seiner Gewissenhaftigkeit versetzt worden wäre. Davon war er jetzt durch den Tod entbunden, und was ihm nur dann und wann gleich einem flüchtigen Traumbild vorübergeschwebt, hatte ein anderes Gesicht angenommen. Nicht mehr von Unmöglichkeit ausgeschlossen war's, daß sein Lebensrest noch von einem friedlich-schöneren Sonnenniedergang erhellt werde, gegen Abend ihm einen Ersatz für den trübverhängten Mittag zu bieten. Und ihm kam zum Bewußtwerden, ein Gefühl leise keimender Sehnsucht habe bisweilen in ihm mit solcher hoffnungsloser Vorstellung gespielt, sei das gewesen, was ihn aus dem Anblick des stillsonnig vor seinen Augen liegenden Kirchhofen unbegriffen geheimnisvoll angerührt.

Aber wie die Tage jetzt weiter gingen, überkamen sie ihn zugleich mehr und mehr mit der Einsicht, ein Traumspiel nur sei's, und die Augen Alfgund Herlings wie seine eigenen seien von einem Zufall getäuscht worden. Vermessenheit sprach aus anderem Glauben; er war ein alter, von Hüftgebrest bedrohter Mann, der nichts sein nannte, als einen leeren Namensruf und eitles, äußeres Gut, aus dem kein Lebensglück erwuchs. Nur torenhafte Verblendung und Verkennung hatte ihm solchen Wahn einflößen können, dessen Nichtigkeit jeder Tag bestätigte. Eleonore von Zimmern mied unverkennbar jede Begegnung mit ihm, verließ stets sogleich das Gemach, in welches er eintrat. Sie versah noch ihre Obliegenheiten im Schloß, doch lautlos, ohne den Blick aufzu-

Digitized by Google

schlagen, in ihren Zügen lag's wie bange Scheu vor einer Anrede, und zugleich drückte sich im blasser gewordenen Antlitz das Reifen eines Vorhabens aus. Mit welcher Absicht sie umgehe, las der Schloßherr ihr ab, und eine Angst befiel ihn, daß sie heimlich ihren Entschluß ausführe. So verbrachte er die Tage kaum mit andrem mehr, als unvermerkt auf ihr Tun zu achten, in seiner Brust war das Herzklopfen eines Jünglings, der, sich von dem Gegenstand seiner ersten Liebe verschmäht wissend, doch in tötlicher Furcht zagte, sie nicht mehr mit Augen sehn zu können. Und eines Tag's gegen die Dämmerung geschah das Befürchtete; er nahm gewahr, daß sie mit einem Bündel, in das sie ihre geringe Habe getan, ihre Kammer verließ und sich, geräuschlos die Treppe herabkommend, einer Hintertür des Schlosses zuwendete. Da durchfuhr der Schreck ihn zugleich mit einem Mut, daß er ihr in den Weg trat und fragte: „Wohin wollt Ihr gehn, Jungfrau?" Und ohne zu bedenken, was er tat, faßte seine Hand nach der ihrigen und zog sie in ein Gemach hinein.

Auch sie stand erschrocken wortlos, eh' ihr's gelang, vom Munde zu bringen: „Euch frei machen von meinem Anblick, Herr Feldhauptmann — vergebet, daß ich es nicht schon eher getan — und rechnet mir nicht zu, was sie Euch in Sinnesverrückung gesprochen hat."

Das letzte ließ ihre halb erstickende Stimme kaum verständlich werden, doch auch das vorangegangene gelangte bei dem Hörer nicht zur richtigen Auffassung. Denn er versetzte aus einem bitterlichen Empfinden: „Ist's Euch so widrig, mit mir unter dem gleichen Dach zu leben? Da will ich Euch nicht halten, daß Ihr länger ertragen müßt, mich zu sehen. Eure Jugend hat ja recht, daß sie mich allein lassen und nicht bei einem alten Manne verkümmern will. Es wartet wohl ein jüngerer und besserer auf Euch — so laßt mich und gehet zu ihm."

Wider Wissen und Willen war ihm das letzte aus seinem Leidgefühl entfahren, und gleicherweise geriet's jetzt von den Lippen des Mädchens: „Was hab' ich denn Schlimmes getan — daß Ihr mich so schmäht und in solchen Argwohn haltet — und aus Eurem Hause fortjagt —?"

Weiter zu sprechen, versagte ein Schluchzen ihr. Sie hatte die bisher niedergesenkten Augen aufgehoben, drin blinkte ein feuchter Glanz, und sie schlug hastig mit den Lidern, die hervorquellenden Tränen zurückzudrängen. Doch gelang's ihr nicht, und neben den wie Tauperlen schimmernden Tropfen sahen zugleich ein

Digitized by Google

stumm schmerzvoller Vorwurf und eine flehentliche Bitte in das Gesicht des Schloßherrn. Und noch ein Drittes, nicht mit einem Wort zu nennendes, daß es Lazarus Schwendi daraus vom Haupt zum Fuß mit einem jähen Schauer überfloß und er plötzlich ausstieß: „Kind, wie blicken deine Augen mich an —"

Danach verstummte er, und beiden kam eine Weile kein Laut vom Mund, während die Brust beider ohne Atemzug stillstand. Dann brachte er mit zitternder Stimme hervor: „Steht in ihnen, daß du bei dem bleiben willst, der dein Vater sein könnte — um ihm noch ein Glück zu schaffen, das sein Leben ihm bis heute nicht gebracht hat?"

Da glitt sie, haltlos von übermächtiger Erregung, vor ihm nieder und antwortete, seine Knie umfassend, aus jetzt selig schluchzender Brust: „Laßt mich sein, was Ihr wollt — Eure Hausfrau — Euer Kind — Eure Magd — wenn ich nur bei Euch bleiben darf. Denn mein Herz hängt an keinem Menschen in der Welt, als an Euch allein."

Das war ein seltsames sich Fliehen und Finden gewesen, wie das zweier junger Menschenkinder, von denen jedes nur in sich allein töricht hoffnungslose Liebe geglaubt. Und wie ein Jüngling hob Schwendi das schöne, sanfte Geschöpf auf, umschloß es mit den Armen, und Eleonore von Zimmern sprach nichts mehr, sondern legte stumm-glückvoll den blonden Kopf an die Brust des „alten Mannes", für den ihr junges Herz schon seit langem heimlich geschlagen hatte.

Nach dem erst vor kurzem Geschehenen verlangten Brauch und Sitte noch eine Zeitlang Verheimlichung des neu Gewordenen, doch als der Hochsommer sich über den Kaiserstuhl gelegt, standen in der Kirche von Kirchhofen Herr Lazarus von Schwendi und die edle Jungfrau Eleonore von Zimmern vor dem Altar, um sich von dem Spruch des Pfarrers zu ehelichen Genossen verbinden zu lassen. Georg Pictorius war als Zeuge dabei anwesend, hingegen der Ritter Sebastian Schertlin nicht mehr. Er hatte, wie er von dem Bevorstehen eines neuen Ehebündnisses seines Wirtes Kunde erhalten, alsbald mit einem Gesichtsausdruck sein Pferd zur Abreise satteln lassen, als ob er aus dem Hause eines von Irrsinn Befallenen wegflüchte, und war ohne Umblick durch den Talgang davongeritten; etwas erleichtert mochte dieser hastige Abschiedsentschluß ihm durch das gute Bewußtsein worden sein, daß er die Pflicht, die er auf sich genommen, beinah' bis auf's letzte erfüllt, eine solche Bresche in die Faßumwallungen

Digitized by Google

des gefährlichen ungarischen Gegners der Hüfte Schwendi's gelegt habe, daß er sich bei seinem eiligen Fortgang wenigstens in dieser Richtung einer schweren Sorge überhoben fühlen durfte. Ebenfalls bei der Trauung zugegen war indeß der Junker Hans Schwendi, gegen den kein Beweis eines Mitwissens der vereitelten Absicht seiner Mutter vorlag; auf einen Verdacht hin aber ließen Gewissenhaftigkeit und Herzensgüte seines Vaters, die ein wenig an Schwäche grenzte, nicht zu, seinen rechtmäßigen Sohn der denkbar tiefsten Verruchtheit fähig zu halten. Auch Alfgund Herling, ihr Sohn und seine Braut befanden sich in der Kirche und zwar die letzteren noch zu einem besonderen Zweck. Denn nachdem die Vermählung des Schloßherrn stattgefunden hatte, wurden sofort vor dem Altar Dagulf Herling und Rigola Waldrebe sich gleichfalls angetraut. Herr Lazarus hatte alle Fürsorge für den Bedarf des jungen Paares auf sich genommen, da er sich nochmals tief in der Schuld Alfgund Herlings fühlte, die ihm nicht nur sein Leben erhalten, sondern ihm auch zu seinem neuen Lebensglück verholfen. Darum hatte er den gleichzeitig mit ihm zur Ehegenossenschaft Verbundenen ein stattliches Wohnhaus in Kirchhofen zum Hochzeitsangebinde geschenkt und Dagulf mit reichlichem Auskommen zum Oberverwalter seiner dortigen Herrschaft eingesetzt. Ein seltsam-unverhoffter Hohn für den jungen Nachahmer Valentin Zillers lag darin, allein er zeigte sich nicht mehr wirklich im Kopf verdreht und war, als des Lesens und Schreibens kundig, wohl für die Stellung geeignet. Einige Ähnlichkeit hatte er mit einem sich in der Liebesnarrheit blind und unklug geberdenden Auerhahn an den Tag gelegt und in solchem Zustand seinen tollen Streich ausgesonnen und auszuführen versucht. Doch als inneren Kern trug er ein tüchtiges Erbteil von seiner Mutter in sich, so daß die Dankbarkeit, welche Lazarus Schwendi für diese hegte und auf ihren Sohn übertrug, keinem Unwürdigen zugewendet wurde.

Rigola aber nahm sich in ihrem Hochzeitsgewand in Wirklichkeit aus, wie sich die Einbildungskraft eine junge „Herrin des Kaiserstuhles" vorstellen mochte, und Alfgund Herling war mit ihrer neuen Tochter vollzufrieden. Wer Mutter und Vater derselben gewesen seien, ward niemals kund — ihre ungewöhnlich feinen Gesichtszüge wiesen wohl auf vornehmen Stand des letzteren hin — doch unfraglich war Rigola Waldrebe von ihrer Mutter derjenigen Dagulf Herlings ebenbürtig begabt worden, denn sie trug den Lerchenflügel auf dem Arm.

Digitized by Google

Nach dem Hochzeitsmale begaben Herr Lazarus und seine junge Gemahlin sich in das Kirchhofener Wasserschloß, darin für einige Tage Aufenthalt zu nehmen, und das andere Hochzeitspaar ging in seine neue Wohnung hinüber. Alfgund Herling aber wanderte nach ihrer einsamen Behausung auf der Eichspitze zurück, dort bis zum Sommerausgang zu verbleiben. Als sie an den Rand des Batzenberges gelangte, drehte sie nur noch einmal den weißhaarigen Kopf um, und in dem Blick, mit dem ihre Augen auf dem sonnigen Kirchhofen hafteten, lag ein Ausdruck, an den erinnernd, mit dem Lazarus Schwendi das friedliche Dorf angesehen hatte, und doch auch von anderer, sich deutlich unterscheidender Art.

Der weitberufene Ensisheimer Arzt Georg Pictorius ist schon im nächsten Jahr, wie es scheint, als ein Opfer der verderblichen Seuche aus dem Leben abgeschieden, der Ritter Sebastian Schwertlin indes ihm erst um acht Jahre später in seinem neunten Jahrzehnt auf seiner Herrschaft Burtenbach nachgefolgt. Lazarus Schwendi aber hat an der Seite seiner jungen, sanftholden zweiten Ehegenossin, wechselnd im Schloß zu Burkheim und Kirchhofen, sich noch eines lang andauernden friedvoll-schönen Lebensabendes erfreut. Oder richtiger eines stillsonnigen Nachmittags, denn er war bei seiner neuen Hochzeit in Wahrheit kein alter Mann, vielmehr einer, der noch die Kraft in sich trug, durch das Glück wieder zu einer zweiten Jugend aufzuleben. Und ein Mann war er, dem sich die Liebe eines um das Zwiefache jüngeren Weibes nicht wegen seines Ranges, Ruhmes nnd Reichtums zugewandt hatte, sondern weil er einer der edelstgesinnten, geistig bedeutsamsten und gütigsten Menschen seiner Zeit war. Treulich und verständnisvoll stand Eleonore von Schwendi ihm bei seinen unablässigen Bestrebungen für die Besserung der Wohlfahrt in seinen mannigfachen Herrschaften zur Seite; nur dann und wann von einem alten, durch die Kriegsmühsal hervor- gerufenen Übel, dem Hüftweh, heimgesucht, verbrachte er in der lange vergebens ersehnten, häuslichen Glückesruhe die ihm noch beschiedene Frist mit der weisen, die Gedanken der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen hoch überragenden Lebensanschauung, und nur eine Hoffnung, noch Kinder um sich zu sehen, mit denen er sich in Wirklichkeit durch Blutsverwandtschaft verbunden fühle, ward ihm nicht erfüllt.

In dem Kirchhofener Schloß ist der Feldhauptmann und Freiherr von Hohenlandsberg Lazarus von Schwendi an einem

Digitized by Google

Maitag des Jahres 1584, zweiundsechzig Jahre alt, sanft aus dem Leben davongegangen, ohne eine Vorahnung, welche Gräuel die von ihm besonders geliebte Tiefburg um ein halbes Jahrhundert später, während des dreißigjährigen Krieges, blutüberströmt gewahren sollte. An seinem Sterbebett standen neben seiner Gattin auch Alfgund, wie Dagulf und Rigola Herling, die er sechzehn Jahre lang fast gleich eigenen Kindern gehalten und reich in seinem Vermächtnis bedacht hatte. Sie begleiteten die Leiche in's Elsaß hinüber, wo er in seiner Kaisersberger Herrschaft zu Kienzheim bestattet wurde. Die letzte Erdscholle warf die Hand Alfgund Herlings in seine Gruftstatt, und ihr Mund sprach dazu: „Schlafe sanft, Feldhauptmann! du warst gut und hast es verdient. Man wird uns an anderer Stelle in die Erde legen, aber der Schlaf bringt mich doch bald mit dir zusammen." Und eine Träne in den Augen unter dem weißen Haar, die erste, die jemals ein Blick an den Wimpern der Kräuter-Alfgund gewahrt, legte Zeugnis ab, auch ihr Herz habe an dem Toten gehangen.

Sein Sohn fehlte bei dem Begräbnis, er hatte bald nach der Vermählung des Vaters das stille Schloß wieder verlassen, mit Mitteln ausgerüstet, seine Universitätsstudien fortzusetzen. Die Trennung war beiden leicht gewesen, und der Junker Hans Wilhelm setzte zur Lebzeit Schwendi's seinen Fuß nie mehr in das väterliche Haus zurück. Doch der einzige Nachkomme war er, und der strenge Pflichtsinn seines Vaters hatte diesem nicht zugelassen, den mißratenen, aber rechtmäßiger Ehe entstammten Sohn im Testament an dem ihm zufallenden Erbe zu verkürzen. So ging der Hauptteil der großen Besitzungen in die Hand des Weiterträgers des Namens Schwendi über, der den edlen Ruf desselben zu böser Unehre umwandelte. Manche Berichte der Zeit haben überliefert, wie er in wüster Lebensführung, verdorben an Leib und Seele, zu Freiburg, Colmar und Straßburg die reiche Hinterlassenschaft schmachbelastet durchgebracht, daß nach dem Wort eines der Chronisten „zu besorgen gewesen, daß sich sein Vater im Grab habe umwenden müssen." Mit ihm ging diese Linie des Schwendi'schen Geschlechtes im Mannesstamme zu Ende. Durch eine Erbtochter gelangte das Burkheimer Schloß an die Freiherrn von Leyen, später in andere Hände und wurde im Beginn des 18. Jahrhunderts während des spanischen Erbfolgekrieges durch den Marschall Chretiens Louis von Luxemburg in Trümmer gelegt. Früher aber noch zergingen wieder die Keime der Geisteserhellung und Menschlichkeit, die

Digitized by Google

Lazarus Schwendi sich in die Gemüter seiner Untertanen einzupflanzen bemüht hatte. Dreißig Jahre nach seinem Tode wurden zu Burkheim sieben Frauen und Mädchen der Hexerei beschuldigt, in den alten „Hexenturm" geworfen und eine Strecke weit draußen vor dem östlichen Stadttor auf einer noch heute „Hexenplatz" benannten Feldmark verbrannt. Rasch erlosch, was der erleuchtete Sinn eines einzelnen für bessere Zukunft zu bereiten gehofft, wieder von der Dumpfheit und Roheit der Masse, von schlauen Betrügern und beutegierigen Aufhetzern erstickt.

Das Burkheimer Schloß steht noch jetzt als Ruine am Westrande der Stadt, dickstämmiger Epheu ist an den hoch erhaltenen Umfassungsmauern emporgeklettert, dichtes Wachstum von Büschen und Stauden erfüllt die Räume des zerfallenen Innern. Über dem Hauptzugang blicken dem Beschauer noch die Wappen Schwendis und seiner Gemahlin entgegen. Reben bedecken den Berghang umher, und über ihnen schweben und schwirren wie einst im ersten Frühling die schwarzen, blaugeflügelten Hummeln oder Holzbienen Italiens, denn es ist die Stätte in deutschen Landen, an der die Sonne am frühesten das Leben aus der Winterstarre aufweckt.

So haben die drei Federn des Schwendiwappens sich länger forterhalten als der Ülsenberg'sche Lerchenflügel. Es sind wiederum drei Jahrhunderte vergangen, und sein Angedenken scheint in der Gegenwart auf dem Kaiserstuhl verstummt. Freilich tragen die Mädchen ihre Arme nicht bis zur Schulter hinauf zur Schau, und die Möglichkeit läßt sich nicht vollständig ausschließen, daß es einem von jugendlichem Eifer beseelten Forscher einmal gelingen könnte, vielleicht doch noch eine Fortüberlieferung des alten Lerchenmerkmals bis in unsere Tage auszufinden.

Auf das Städtchen Burkheim aber trifft auch heutigen Tages die von ihm durch Georg Pictorius gemachte Beschreibung zu, nur ist es jedenfalls noch absonderlicheren Aussehens als damals. Seit kurzem führt in geringem Abstand an ihm eine kleine, den Kaiserstuhl rund umlaufende Zweigbahn vorüber, doch ein mehr weltabbelegener, seltener besuchter, sich Stadt benennender Ort ist wohl trotzdem in Deutschland kaum anzutreffen. Seine Mauern sind bis auf geringe Überreste verschwunden und nur das Osttor ist erhalten; der Eindruck, den er regt, ist der eines sonderbaren, wie von seinen Bewohnern verlassenen, sich am Hügel aufwärts ziehenden Dorfes. Die Häuser sind fast ausnahmslos die von kleinen Acker- und Rebbauern, nur wunderlich erhebt

Digitized by Google

sich unten am sackartigen Marktplatz ein stattlich hohes, wappenverziertes Rathaus, von dem die Jahreszahl 1604 herabsieht; nicht begreiflich fällt, zu welchem Zweck der Vergangenheit es dorthin gekommen, doch weniger noch, wozu es in der Gegenwart dasteht. Wenn die hochsommerliche Mittagssonne blendend und tropenhaft glühend auf dem reglosen und lautlosen Platz liegt, rührt der alte Bau beinah gespenstisch an, als diene er nur dazu, um Mitternacht die Schatten langverstorbener Burkheimer Schloßherrn auf der steinernen Wendeltreppe zu einem Stelldichein in die tagsüber zwecklosen Räume hinaufsteigen zu lassen.

Draußen, ungefähr zehn Minuten vorm Tor, schlängelt oder vielmehr schleicht sich ein paarmal die Zugschnecke vorbei, macht an der kleinen Station Halt, und die Lokomotive stößt ihren Pfiff aus, der hier mehr als irgendwo sonst an den melancholisch klagenden Schrei eines Bussards gemahnt. Verzitternd hallt der Ton bis ins Innere des Städtchens herüber; dann ist's, als horchten die altersmüden Giebel, einen Augenblick aus tiefer Verschlafenheit zu halbem Erwachen geratend, auf den ihnen noch seltsam befremdlichen Klang hin. Doch sie tun's nur wie flüchtig aus dem Sonnenschlaf aufblinzelnde Hühner, denen gleich wieder die Nickhaut über die Augen herunterfällt. Und höchst selten geschieht's, daß ein vom Bahnhof herkommender Fußtritt ihre Schlummersucht noch weiter stört.

Jenseits der schmalspurigen Eisenschienen führt der „Talgang" in das kleine Gebirge hinein, das von dieser Seite her einen völlig anderen, weit zahlreicher gegliederten Anblick bietet, als aus Osten gesehen. Doch von dem Labyrinth seiner eigenartigen, tief eingegrabenen Schluchtwege nimmt auch aus Westen das Auge nichts gewahr und ebensowenig von dem Blumenteppich, der die alten Basaltkuppen und -Rücken des Kaiserstuhls weich überdeckt. Den Hineinwandernden aber empfängt in jedem Frühling seine Blütenwelt immer noch in gleicher Fülle, mit den purpurblauen Kuhschellen beginnend, denen die unzählbaren Veilchen nachfolgen. Dann kommen die blaurötlichen Blütentrauben der Weinberghyacinthen, die großen weißen Anemonengesichter, die wie ein Brautkleid leuchtenden Schlehenbüsche, Hänge mit Maiglöckchen wie mit Schneeflocken übersteppt. Überall drängen Orchideen, artenreicher als irgendwo anders in deutschen Landen, nach, erfüllen die Luft mit heimlich süßen Düften, Frauenschuh, Türkenbund und Berglilie mischen sich ein, nicht zu nennender Reichtum an Schönheit und Mannigfaltigkeit. Wenn der Mai

Digitized by Google

seinem Ende zuschreitet, entwickelt da und dort, besonders auf den Höhen über Achkarren, die seltsame Diptampflanze ihre Knospen zu den weißen, purpurdurchäderten Kelchen.

Von dem sagenhaft umwobenen, nicht aufhellbaren Trümmerrest auf der Eichspitze ist nur noch ein geringes Stückchen geblieben, wie ehemals im zugangslos dichten Gestrüpp verborgen. Doch wer vom Vogelsang, der noch mit gleichem Recht seinen Namen trägt, abwärts und über das „heilsame Bad" Vogtsburg bis nach Oberbergen schreitet, findet dort nicht allein den „schwarzen Adler" noch, sondern in seinen Fässern auch vom Besten des Kaiserstuhler Wein's. Der sei dem Wandrer, der sommerlich den Sonnenpfeilen des Talgangs zu trotzen gewagt, doch nicht minder zu jeder andren Jahreszeit, als gutes, dem Angedenken Herrn Lazarus Schwendis zugebrachtes Labsal empfohlen. Und wie der Zufall es bisweilen eigen mit sich bringt, führt der „vinarius", der Adlerwirt zur Zeit dort wiederum den Namen Franz Keller.

Streiflichter.

Dieser Tage erhielt ich aus dem „Rheinischen Bauernverein" folgenden Brief, der als Stimmungsbild aus der bisher unbestrittenen Domäne des Zentrums großes Interesse beansprucht:

„ . . . . . Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß die Macht des Zentrums und der von der katholischen Geistlichkeit ausgeübte Geistesdruck nur von innen heraus gebrochen werden könne. Die Kraft bezw. die äußere Stärke der Partei ist ja nur die wirklich ehrliche Gläubigkeit der Landbevölkerung; denn in den Städten stützt sich ihre Herrschaft doch nur auf die Frauen, die im Beichtstuhl bearbeitet werden. Der Bauer aber hat bisher dem Kaplan aufrichtig geglaubt, und er sah in der von dem Priester vertretenen Geistesgewalt die gesamte Staats- und Weltordnung, der er unbedingt zu gehorchen habe. Sobald aber der Bauer erkennt, daß der Geistliche seine materiellen Interessen schädigt, so entstehen in ihm die Zweifel an der Echtheit des göttlichen Berufs des Priesters. Wenn der Bauer erkennt, daß nur eine nationale Heimatspolitik seine wirtschaftlichen Interessen schützen kann, während die von dem Priester vertretene Rom-Politik in Wahrheit eine internationale Politik ist, welche die weltlichen und wirtschaftlichen Interessen des deutschen

Digitized by Google

Bauern an das Ausland preisgibt, — dann erwacht in dem katholischen Bauern die Vaterlandsliebe und wenn er dann sehen würde, daß (was heute leider nicht der Fall ist) der Staat und seine amtlichen Vertreter mit Entschiedenheit für die Interessen des Bauern eintreten würden, so würde dem gut katholischen Bauern doch der Staat als das Wertvollere gegenüber der Kirche erscheinen."

„Es ließen sich Hunderte von Beispielen anführen, wie unter den hiesigen Bauern, zum größten Entsetzen der Kapläne, das vaterländische Gefühl erstarkt, wie sie den Fürsten Bismarck nachträglich zu würdigen lernen und wie sie über die Priester hinweg nach der Staatsautorität verlangen. Deshalb glaubte ich, diejenigen Kreise, welche eine starke antiultramontane Bewegung wünschen, würden sich für die Unabhängigkeitsbewegung der katholischen Bauern interessieren und dieselbe in irgend einer Weise fördern. Man mag Herrn Schreiner wegen seiner agrarischen Haltung nicht besonders lieben; aber hier im Westen ist er der schärfste Gegner des Zentrums. Die Kaplanokratie freut sich über jeden offenen Angriff des Liberalismus gegen die katholische Kirche, weil sie dann vor ihren Gläubigen über Verfolgung jammern kann; aber gegen die Schreinersche Taktik, durch welche die Bauern über die innere Unwahrheit des Ultramontanismus aufgeklärt werden, sind die Kapläne machtlos. Da bleiben ihnen nur die Mittel der giftigen Verleumdung; und augenblicklich ist man soweit, daß man glaubt, Herrn Schreiner und die Volksstimme erdrücken zu können. Der Druckerei der Volksstimme werden die Aufträge für den Bauernverein entzogen, Herrn Schreiner sind $^2/_3$ des Gehaltes aus der Kasse des Vereins genommen, die Anteilhaber der Druckerei werden einzeln zum Rücktritt bewogen, und das ganze Heerbann der Kapläne fordert die Bauern zur Abbestellung der Zeitung auf. Lange wird Herr Schreiner mit seiner starken Familie den Kampf nicht mehr führen können."

„Wir hatten gehofft, daß die neue Leitung des Rhein. Bauernvereins etwas unparteiischer und bauernfreundlicher sein würde. Aber schon jetzt ist es klar, daß von Herrn Freiherrn Clemens von Loe nichts zu erwarten ist. Da er selbst viel zu jung und in politischen Fragen unbewandert ist, so wird jedermann gezwungen, anzunehmen, daß er in allen Dingen genau nach dem Gebot der Zentrumsleitung handelt."

„Es würde demnach jetzt möglich sein, an der Hand der tatsächlichen Ereignisse eine abschließende und zusammenfassende Darstellung dieses Kampfes zu geben und ich würde dieselbe gerne ausarbeiten, wenn dieselbe jetzt noch für Ihre Zeitschrift einen Wert hat. Jedenfalls lassen sich darin Vorgänge beleuchten, welche für die Öffentlichkeit von allergrößter Bedeutung sind. — Aber was würde der Nutzen sein? — Um hier weiter arbeiten zu können, brauchen wir Unterstützung. Das Notwendigste, was wir jetzt brauchen, sind zwei Agitationsschriften 1. „Die Kölnische Volkszeitung in ihrem eigenen Lichte". Diese Schrift soll aus den früheren Jahrzehnten Auszüge aus dem Blatte bringen, welche das ewige Schaukel- und Schachersystem des Zentrums beleuchten und dem Bauern zeigen würden, daß auf diese Partei kein Verlaß ist. 2. Sind die rheinischen Bauern Gegner der katholischen Kirche? In dieser Schrift soll nachgewiesen werden, daß gerade die Kapläne durch ihre parteipolitische Hetze die Kirche untergraben."

Digitized by Google

„Wenn auch bei den bevorstehenden Landtagswahlen kaum auf die Durchbringung unabhängiger Kandidaten zu rechnen ist, so ließe sich doch durch diese zwei Agitationsschriften ein großer Erfolg erzielen. — Wäre es nun nicht möglich, in den Kreisen der antiultramontanen Wahlvereinigung hierfür einiges Interesse zu wecken? Unmittelbare Geschäfte kann natürlich der Liberalismus damit nicht machen. Aber wenn hier am Rhein und in Westfalen eine stärkere Auflehnung gegen das Zentrum zustande käme, so würde sich die Bewegung allmählich auch auf andere Landesteile ausdehnen."

„Ich weiß nun zwar, daß Sie, Herr Graf, mir hierauf nicht sofort eine Antwort erteilen können. Aber vielleicht könnte ein Aufsatz in Ihrer Zeitschrift den Weg dazu ebnen, wenn Sie dann noch persönlich in gleichem Sinne tätig sein möchten. Gerade die Pietät, die Herr Graf für Ihre engere Heimat empfinden, dürfte wohl dazu beitragen, Sie für das geistige Befreiungswerk der niederrheinischen Bauern zu erwärmen."

Meine Antwort war: Bitte schicken Sie möglichst bald den in Aussicht gestellten Artikel.

Beim Tode des einen und bei der Wahl des andern Papstes hat die nicht katholische Presse auf der ganzen Linie vollständig versagt. Ihr hoher, geradezu idealer Beruf ist: Aufklärung zu verbreiten, Irrtum und Unwahrheit zu zerstören, das weitaus mächtigste, einflußreichste auf dem Grunde der Wahrheit ruhende und zur Wahrheit wiederum führende Bildungsmittel der Gegenwart zu sein. Bei den genannten Ereignissen ist von alledem nichts zu bemerken gewesen. Anstatt ihre Leserwelt aufmerksam zu machen auf die angemaßte und unheilvolle weltlich-politisch-höfische Stellung des Papsttums, wie sie beim Ende Leo XIII. und beim Anfange Pius X. gleichsam konzentriert hervorgetreten ist, und ihr einzuprägen, daß das Papsttum nur als ausschließlich religiöse Einrichtung historische Daseinsberechtigung besitzt, hat auch die nichtkatholische Presse durch ihre wochen- und spaltenlange sensationelle Berichterstattung über den Wust von widerreligiösen, bloß auf die erlogene Fürstenstellung des Papstes gerichteten vatikanischen Einzelheiten die unheilvolle päpstliche Machtstellung wesentlich befestigt. Der Durchschnittsleser, dem seine Zeitung Tag für Tag als das allerwichtigste solches vorsetzt, wird unfehlbar dahin beeinflußt, daß solches auch das wichtigste sei; der Nimbus des verweltlichten Papsttums wächst bei der Lesermasse in's riesengroße. Solche Berichterstattung ist für das äußere, politische Ansehen des Papsttums weit wertvoller als 100 Bullen und Enzykliken der Päpste selbst. Wie ganz anders, wenn die Presse, der Wahrheit und Aufklärung entsprechend, es einmütig abgelehnt hätte, sich in dieser Weise als Vorspann für den Triumphwagen des dreifach goldgekrönten „Statthalters Christi" — denn auch der Leichenwagen Leos ist zum Triumphwagen geworden — benutzen zu lassen, wenn sie die Veröffentlichung der vatikanischen Hofberichte unterlassen oder in kurzen kräftigen Worten auf das Alberne und zugleich Verderbliche dieser religiösen Verirrung hingewiesen hätte. Das Gros der Menschen ist nun einmal so, und das sollten die Redaktionen der Zeitungen sich stets vor Augen halten: was ihnen von der Presse als Gold und echt bezeichnet wird, halten sie auch für Gold und echt. Wann wird es tagen bei unserer Presse in Bezug auf die Erkenntnis von der wahren Natur des Papsttums und von seiner richtigen, konsequenten Bekämpfung?! Wann wird sie ernstlich

Digitized by Google

und konsequent ihren hohen Beruf erfüllen? Sollten die Redaktionen aus sich heraus nicht dazu kommen, so müßten einsichtige Leser ihnen durch deutliche Zuschriften dazu verhelfen. Ich schreibe das gewiß nicht aus Abneigung gegen die Presse; ich schreibe es aus Zuneigung zu ihr und aus dem Pflichtgefühl meines antiultramontanen Berufes heraus.

In Österreich treiben die Dinge langsam aber stetig dem Ende, d. h. der Auflösung der schwarzgelben Monarchie zu. Schließt Franz Joseph die Augen, so wird das politische und nationale Chaos beginnen. In keinem anderen Kulturlande haben sich Jesuitismus und Ultramontanismus so unheilvoll erwiesen, als in den Ländern der „apostolischen" Kaiser. Qui mange du Pape en meurt!*)

18. 8. 1903. Graf von Hoensbroech.

Bücherbesprechungen.

Karl Heim, Dr. Psychologismus oder Antipsychologismus? Entwurf einer erkenntnistheoretischen Fundamentierung der modernen Energetik. Berlin (C. A. Schwetschke und Sohn) 1902. 159 S.

Es ist die Frage nach der Grundlegung der Erkenntnistheorie, deren Beantwortung der Verfasser durchführt. Spezieller: Es ist das in letzter Zeit viel verhandelte Problem über das Verhältnis von Erkenntnistheorie und Psychologie, dem er sich zuwendet. Er tritt demselben im ersten Teile seiner Schrift durch eine kritische Auseinandersetzung mit Husserls „Logischen Untersuchungen" nahe, deren Standpunkt er jedoch im wesentlichen festhält. Den Antipsychologismus Husserls, die These, daß die Erkenntnis von inneren Beziehungen der psychischen Vorgänge für den Aufbau der Logik nichts zu leisten vermöge, weist Heim zurück; er versucht demgegenüber den Nachweis, daß die Position des Antipsychologismus mit Husserls eigenen Grundsätzen nicht stimme. Soweit hier ein Gegensatz zwischen dem Verfasser und Husserl zu Tage tritt, erscheint ersterer zunächst als Psychologist. Doch der zweite Teil der Schrift, in welchem die Logik mit der energetischen Auffassung verbunden wird, zeigt uns, daß auch der Psychologismus nicht die eigentliche Position des Buches sein soll. Was uns die psychologischen Erwägungen zeigen, das sei vor allem, daß im Bewußtsein nur Relationen vorhanden sind. Verfasser betont scharf den Satz, daß alles Erkennen relativ ist, daß

*) Erkrankung des Herrn Herausgebers läßt die „Streiflichter" diesmal so kurz ausfallen.

Digitized by Google

wir überhaupt nichts Absolutes erkennen, sondern nur Relationen. Daher ist das Grundprinzip der Logik ein rein formales. Die psychologische Fundamentierung der Logik geht ebenso leicht über die Schranken hinaus wie die metaphysische. Die Zukunftslogik ist rein formalistisch; sie darf nichts wollen als „die Prinzipien der reinen Logik herausarbeiten, so wie sie, abgesehen von ihrer Anwendung auf Naturvorgänge und von ihrer Begründung durch metaphysische Sätze, an und für sich sind".

Steglitz bei Berlin. Karl Beth.

An der Grenze zweier Zeiten. Freie Reden über Shakespeare von Adolf Gelber. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner. 1902.

In einer Reihe interessanter Aufsätze — niedergeschriebener Vorträge — über Shakespeare beurteilt Adolf Gelber die Werke des großen Dramatikers nicht nur auf ihren dichterischen und ästhetischen Wert, sondern forscht vielmehr dem tieferen Werte nach, den Motiven und Absichten, denen der Verfasser dabei nachgegangen ist. Er stellt ihn als Denker, Kämpfer und humanistischen Reformator im modernsten Sinne hin, der es als die Pflicht des Dichters erkannte, nach einem großen und für alle in gleicher Weise gültigen Lebensprinzip zu suchen, der es wußte, „wir gehen zu Grunde, wenn wir grundsatzlos und ins Leere weiter dahin vegetieren". Der wahre und eigentliche Inhalt der Shakespeareschen Gedichte, sagt Gelber ist: die Suche nach den Nützlichkeiten und die Entlarvung aller und sei es noch so verkleideten Schädlichkeit. In dem ersten seiner Essays zeigt der Verfasser, wie dieser kritische Geist, dieser reale Sinn, dieser Blick für die wahren Lebenswerte, diese immense, allem Diesseitigen zugewandte Lebensphilosophie in der Geschichte des englischen Volkes ihre Entwickelung gefunden hatten. „Nur in England konnte der Mann geboren werden, der in allen Verhältnissen immer die Frage auf den Lippen hatte, was daran vernünftig und was unvernünftig, was nützlich und was schädlich für den Menschen sei!" So erscheint in Shakespeares Lustspielen plötzlich eine lachende Protestliteratur gegen den von der früheren Dichtung betriebenen Kultus einer falschen Romantik und eine noch nie dagewesene Kritik eintritt, die das narrende und genarrte Gefühl beurteilt. Und überall ertönt der große Ruf: „Es gibt kein Glück, als nur in der verständigen Liebe, und es gibt auch keine größere Liebe, als die verständige, weil sie alles an dem Menschen schätzt und nicht bloß den äußeren Teil. — Darum sind es Weltbilder, die Shakespeare malt, nicht blos Szenen von der Niemandinsel." Wenn aber ein Glück auf Erden möglich ist, wodurch kann ich dazu gelangen? — Wie der Dichter, um diese Frage zu beantworten, in seinen Werken nach dem menschlichen Glück auf der Suche ist, wie er in seinen Königsdramen dies Königsideal, in der römischen Tetralogie die Republik behandelt und beurteilt, ist der Inhalt der weitern Ausführungen des ersten Essays.

Fast noch interessanter ist das zweite Thema: „Das Richteramt bei Shakespeare". Es handelt von dem Problem der Schuld, von den natürlichen Bedingungen, denen der Mensch unterworfen ist, von der absoluten Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit. Auch hier ist Shakespeare schöpferisch. Gelber sagt: „Er entdeckte für die Poesie ein neues und ungeheures

Digitized by Google

Gebiet, das Gebiet der schuldigen Seele und entdeckte zur Beurteilung das wichtige Moment des Vorsatzes, der Absicht."

Es würde zu weit führen, im Rahmen einer kurzen Besprechung näher darauf einzugehen; doch dürfte diese gedrängte Inhaltsangabe wohl genügen, um die Aufmerksamkeit auf die Schrift Adolf Gelbers hinzulenken. Mit strenger innerer Disposition fesselnd geschrieben und dem Leser verständlich dargeboten, sind diese Essays ein deutlich sprechender Beweis dafür, welchen hohen sittlichen Wert Adolf Gelber der Persönlichkeit des großen Dramatikers beilegt.

In „Dreihundert Jahre Shylockschimpf" beweist der Verfasser durch seine psychologische Analysierung des in dem „Kaufmann von Venedig" gegebenen Materials, daß Shakespeare, entgegen der landläufigen Ansicht, für die geschmähten und unterdrückten Juden eintritt, und in dem letzten Aufsatz „Der Humbug in der Shakespeare-Baco-Frage" tritt er den bekannten Aufstellungen Bormanns entgegen.

Laura Frost.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W. 35.
Verlagsbuchhandlung.

Einbanddecke zu „Deutschland"

Monatsschrift für die gesamte Kultur,

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer u. Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf von Hoensbroech.

Von unserer Zeitschrift bilden je 6 Hefte einen Band. Der erste war also mit dem März-Hefte vollendet. Der Verlag hat für diese Bände

eine gediegene Einbanddecke

anfertigen lassen. Dieselbe vermeidet bei Verwendung von hellem Leder und Leinwandbezug jede aufdringliche Verwendung von Schmuck; sie entspricht dem in unserer Zeitschrift zur Durchführung gebrachten Prinzip der durchaus einheitlichen Schriftverwendung und ermöglicht einem geläuterten Geschmack einen Einband, wie er für vornehme Bibliotheken erwünscht ist. Das zur Verarbeitung gelangende gute Material gewährleistet die Dauerhaftigkeit desselben. ☞ Der Preis beträgt 2 Mark.

Die **neu hinzugetretenen Abnehmer unserer Zeitschrift** machen wir besonders darauf aufmerksam, dass der erste Band (enthaltend Heft 1 bis 6) auch

vollständig in Originaldecke gebunden

zum Preise von **14,50 Mark**

durch den Buchhandel oder vom Verlag zu beziehen ist.

Digitized by Google

INDEX ED
THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf von Hoensbroech

Nr. 12.
September 1903

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W. 35
Verlagsbuchhandlung

Einbanddecke

zu „Deutschland"

Monatsschrift für die gesamte Kultur,

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf von Hoensbroech.

Von unserer Zeitschrift bilden je 6 Hefte einen Band. Der zweite ist also mit dem September-Hefte vollendet. Für diesen Band ist in der gleichen Ausstattung wie für Band I

eine gediegene Einbanddecke

angefertigt und bitten wir unsere Abonnenten, die dieselben zu beziehen wünschen,

die Bestellung bald aufzugeben.

Der Preis beträgt wiederum 2 Mark.

Die **neu hinzugetretenen Abnehmer unserer Zeitschrift** machen wir besonders darauf aufmerksam, dass die ersten beiden Bände (enthaltend Heft 1—6 und 7—12) auch

vollständig in Originaldecke gebunden

zum Preise von je **14,50 Mark**
durch den Buchhandel oder vom Verlag zu beziehen sind.

Digitized by Google

Anzeigen

Dittmar's Möbelfabrik, Berlin C.

Molkenmarkt 6.

Haus für Ausstattung von Wohnungen, Villen, Casinos in künstlerischem Sinn; von den allereinfachsten, billigsten Gebrauchsmöbeln an.

Viele Auszeichnungen. Drucksachen auf Wunsch gern und kostenfrei.

Gegründet 1836.

Kraft und Körperfülle

erlangt man sicher durch mein, von mir nur allein fabrizirtes

« Wiener Kraftpulver »

(Ist gesetzlich geschützt.)

Oft prämiirt. — In Wien die höchste Auszeichnung: Goldene Medaille und Ehrendiplom. — Nur echt von

A. SCHULZ, Dresden-Striesen.

Das Wesen der Religion und ihre Geschichte.

Von Prof. D. Bousset. Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. Preis M. 4, eleg. gebd. M. 5.

Für Laien geschrieben! Einführung in das weite Gebiet der Religionsgeschichte. Im Anschluß a. die Bibel-Babel-Frage v. höchster Bedeutung.

Nachstehende Besprechungsexemplare sind eingegangen. Besprechungen behalten wir uns, nach Prüfung, vor. Rücksendung der Besprechungsexemplare findet in keinem Falle statt:

Pädagogisches Magazin. Herausgegeben von Friedrich Mann. 203. Heft: Die nationale Bewegung und das Problem der nationalen Erziehung in der deutschen Gegenwart. Von Otto Richter. Langensalza. 1903. Hermann Beyer & Söhne.

Heil, G. F. Erinna. Drama in vier Aufzügen. Dresden. 1902. C. Pierson's Verlag.

Bousset, Professor D. Wilhelm. Das Wesen der Religion dargestellt an ihrer Geschichte. Halle a. S. 1903. Gebauer-Schwetschke.

Auer, Fritz. Soziales Strafrecht. Ein Prolog zur Strafrechtsreform. München. 1903. C. A. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Andresen, Stine. Neue Gedichte. Buchhandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld. 1903.

Brode, Privatdozent Dr. Reinhold. Der Schauplatz des Kaisermanövers 1903. Historische Skizzen aus Deutschlands Vergangenheit. Halle a. S. 1903. Gebauer-Schwetschke.

Thudichum, Professor Friedrich. Papsttum und Reformation im Mittelalter (1143—1517). Leipzig. 1903. Max Sängewald.

Ebenezer. Die Brüderschaft Nazareth 1877—1902. Buchhandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld.

Billige Seiden-Preise

lohnen den direkten Bezug von Seidenstoffen jeder Art. Wundervolle Neuheiten. Foulards von 95 Pf. an per Meter. Versandt porto- und zollfrei an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie, Kgl. Hoflief., Zürich B 44 (Schweiz.)

Zur gefälligen Beachtung!

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Georg Stilke, Berlin bei.

Digitized by Google

Wichtige Neuerscheinung!

Soeben wurde ausgegeben:

ANDREW CARNEGIE:

KAUFMANN'S HERRSCHGEWALT

(EMPIRE OF BUSINESS)

MIT EINEM BILDNIS IN PHOTOGRAVÜRE.

AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG

von **Dr. E. E. LEHMANN.**

Preis broschiert 5 Mk. gebunden 6 Mk.

VORRÄTIG IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN.

Inhalt:

Einleitung. — Der Weg zum geschäftlichen Erfolg. — Des Geldes A. B. C. — Silberwährung. — Das gemeinschaftliche Interesse von Arbeit und Kapital. — Sparen eine Pflicht. — Wie kann man ein Vermögen erwerben. — Reichtum und sein Gebrauch. — Das Schreckgespenst des Trusts. — Englisch-amerikanische Handelsbeziehungen. — Geschäft. — Die Stahlfabrikation des neunzehnten Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten. — Lebensunterhalt in Grossbritanien und in den Vereinigten Staaten. — Die natürlichen Öl- und Gasquellen im westlichen Pennsylvania. — Der dreibeinige Stuhl. — Eisenbahnen einst und jetzt. — Eisen und Stahl daheim und in der Fremde. — Die Manchester-Schule und die Gegenwart. — Was für Tarife würde ich auflegen, wenn ich Czar wäre?

Der „Billionär" Andrew Carnegie, als Sohn eines armen schottischen Webers geboren, ist ein Beweis dafür, was ein mit den nötigen Eigenschaften ausgerüsteter Geschäftsmann in einer verhältnismässig kurzen Zeit unter amerikanischen Verhältnissen zu leisten vermag. Seine Laufbahn begann Carnegie als Klöppeljunge mit 5 Shilling Wochenlohn, jetzt beträgt sein tägliches Einkommen nach T. W. Stead, dem Herausgeber der Review of Reviews, mehr als 160,000 Mark. „Der Stahlkönig" der ganzen Welt ist auch hier in Deutschland zur Genüge bekannt. Kaum ein Anderer auf der Erde hat seinen Reichtum so wie er in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt. Seine nach Millionen zählenden Stiftungen für Bildungszwecke vor allem für Bibliotheken stehen einzig in der Welt da. Der grosse Erfolg der amerikanisch-englischen Ausgabe obigen Buches hat uns veranlasst, eine deutsche Übersetzung des in Deutschland wohl populärsten Amerikaners und zwar zu möglichst billigem Preise zu bringen.

Um Bücherliebhabern eine vornehme Ausgabe zu ermöglichen, haben wir uns entschlossen, 100 Abzüge auf Büttenpapier und in gutem Ganz-Lederbande anfertigen zu lassen und stellen diese zu 20.— Mark für das Exemplar zur Subskription. Die Bestellungen werden der Reihe nach ausgeführt und ist es deshalb ratsam, diese bei der beschränkten Anzahl möglichst schnell aufzugeben.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W. 35.

A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

OCT 31 1916
JAN 1 1917
MAY 8 1917

Form 10

Digitized by Google

Digitized by Google